Allgemeine
Deutsche Biographie.

Sechsunddreißigster Band.

☛ Am Schlusse des Bandes befindet sich ein Verzeichniß der im 36. Bande enthaltenen Artikel.

Allgemeine
Deutsche Biographie.

Sechsunddreißigster Band.

Steinmetz — Stürenburg.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1893.

Steinmetz: Johann Adam St., evangelischer Geistlicher und einer der bedeutendsten Schulmänner des 18. Jahrhunderts. Er war geboren am 24. September 1689 zu Groß-Kniegnitz im Fürstenthum Brieg als der Sohn des dortigen Pastors, besuchte das Gymnasium zu Brieg und studirte seit 1710 in Leipzig Theologie. 1715 wurde er Pfarradjunct in Mollwitz, 1717 Pfarrer in Töpliwoda im Fürstenthum Münsterberg und 1720 Oberprediger in Teschen. Schon auf der Schule war St. auf das Studium von Joh. Arndt's Schriften geführt worden, unter denen besonders die sechs Bücher vom wahren Christenthum auf seine spätere religiöse Richtung von bestimmendem Einfluß wurden. Diese Richtung äußerte sich in seiner pfarramtlichen Thätigkeit namentlich in dem Streben, die evangelische Gemeinde in Erbauungsstunden zu fördern, besonders in Teschen, wo die zahlreichen Evangelischen lange Zeit durch unthätige Geistliche versäumt waren. Im Verein mit den gleichgesinnten Predigern Johann Muthmann und Samuel L. Sassadius übte er an der über 40 000 Seelen zählenden Gemeinde eine segensreiche Wirksamkeit aus. Den Bau einer Kirche, die 10 000 Zuhörer fassen konnte, eines Schulhauses für 90 Kinder und eines Waisenhauses verdankte die Teschener Gemeinde der treuen Fürsorge ihres Oberpredigers St. Aber bald erhoben sich die schimpflichsten Anfeindungen der beiden Prediger an der Gnadenkirche gegen St. und seine Mitarbeiter. Das von den Gegnern erwirkte Gutachten der theologischen Facultät der Universität Wittenberg sprach sich ungünstig für St. aus, während das durch die Kirchenvorsteher veranlaßte Gutachten der theologischen Facultät der Universität Jena ihn von allen Irrthümern und von Neuerungen in der Praxis freisprach. (Ausführlich berichtet über die Teschener Zustände Walch, Historische und theologische Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der evangelisch-lutherischen Kirche V, 333 ff., wo auch das Bedenken der Jenaer Facultät vom 22. März 1724 abgedruckt ist.) Auch das Dresdener Oberconsistorium, an das man sich gewandt hatte, vermochte keinen Tadel auszusprechen. Trotzdem erlangten die feindlich gesinnten Prediger beim Fiscal die Verurtheilung der Angeklagten zu einer Geldstrafe von 300 Ducaten und die Suspension Steinmetz's vom Amte, weil er auf einer Reise in Schweidnitz auf Verlangen eines evangelischen Einwohners geistliche Functionen verrichtet hatte. Zuletzt wurde die Anklage beim Hofe in Wien erhoben; es fanden amtliche Verhöre statt; St. und seine Mitarbeiter mußten sich der öffentlichen Amtsverrichtungen enthalten. Dann folgte einem vierwöchentlichen Hausarrest die

förmliche Amtsentsetzung, die über St., die Prediger Muthmann und Sassadius und die Lehrer Jerichovius und Sarganeck verhängt wurde, sowie der Befehl der Räumung der kaiserlichen Erblande in sechsmonatlicher Frist. Zu Ende des Jahres 1729 wurde das Urtheil vollstreckt. Ein kaiserlicher Dragoner brachte die Vertriebenen über die Grenze. Der Graf v. Henkel zu Bölzig bei Zeitz nahm die Flüchtigen mit vieler Liebe auf. Einige Wochen später folgte St. dem Rufe zur Uebernahme der Oberpredigerstelle und Superintendentur zu Neustadt a. d. Aisch, der an ihn durch den Markgrafen Georg Friedrich Karl von Baireuth ergangen war. Hier wirkte er zwei Jahre sehr segensreich. Schon nach einem Jahre sollte er vom König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., der ihn beim Grafen v. Seckendorf gesprochen hatte, in den preußischen Staatsdienst gezogen werden, aber die Sache kam nicht zu Stande. Erst ein Jahr später konnte der Wunsch des Königs erfüllt werden, denn nach dem Tode des Abtes Breithaupt (s. A. D. B. III, 291) erhielt St. den Ruf zur Uebernahme der Abtsstelle zu Kloster Berge. Ende 1732 kam er nach Kloster Berge. Am 12. December fand seine feierliche Einführung statt. Unter seiner Leitung hat die durch Abt Breithaupt nach dem Muster des Hallischen Waisenhauses eingerichtete und zur zweiten Bildungsstätte des Pietismus erhobene Schulanstalt die höchste Blüthe erreicht und den ausgebreitetsten Ruf erlangt. Besonders von 1738 an nahm die Frequenz so außerordentlich zu, daß jährlich 40—50 Schüler aufgenommen wurden und daß gewöhnlich mehr als 150 Schüler zu gleicher Zeit die Anstalt besuchten. Während seiner 30jährigen Wirksamkeit hat St. 930 Schüler aufgenommen, darunter die Söhne der angesehensten adligen und bürgerlichen Familien. Zu ihnen gehört auch Wieland, der die Anstalt von Michaelis 1747 bis Ostern 1749 besuchte. In Kloster Berge hatte er, wie Goethe einmal sagt, in allen concentrirten jugendlichen Zartgefühlen gewandelt, zu höherer litterarischer Bildung den Grund gelegt. Und von Abt St. sagt Goethe, er wirkte in frommem Sinne, vielleicht einseitig, doch redlich und kräftig.

Das Hauptgewicht seiner Thätigkeit legte St. in die Erziehung und den Unterricht der der Anstalt anvertrauten Zöglinge, die zu sittlich tüchtigen Männern erzogen und nicht nur für den gelehrten Stand gebildet, sondern auch für die verschiedensten Berufskreise des Lebens tüchtig gemacht werden sollten. So ist aus Kloster Berge eine stattliche Reihe von Männern hervorgegangen, die eine hohe und ansehnliche Stellung im öffentlichen Leben erlangt und in Staat und Kirche Bedeutendes geleistet haben. Wir nennen außer Wieland die Minister v. Hagen und v. Schulenburg-Kehnert, den Consistorialrath Steinbart, den Hofrath und Bibliothekar Adelung, die Oberconsistorialräthe Silberschlag, General v. Kleist, Hofrath v. Köpken. Bei der Wahl der Lehrer, besonders der Rectoren, denen die Leitung der Schulanstalt als solcher anvertraut war, verfuhr St. mit großer Vorsicht und Gewissenhaftigkeit. Durch häufige Classenbesuche hielt er Lehrer und Schüler in steter Aufmerksamkeit und Thätigkeit. Auf die Beobachtung der Schulgesetze wurde mit größter Strenge geachtet. Mit besonderer Vorliebe wurden die Redeacte gepflegt. Die von 1734 an vorhandenen Oster- und Michaelisprogramme enthalten neben der wissenschaftlichen Abhandlung des Rectors oder eines Lehrers die Namen der auftretenden Redner und die Themata ihrer Reden. Mit diesen Redeacten war auch in der Regel die öffentliche Prüfung der Schüler und die Entlassung der Abiturienten verbunden, die sich von der Schule verabschiedeten. Doch begnügten sich die Abiturienten nicht mit einer Rede, sondern sie verfaßten förmliche Abhandlungen und Disputationsschriften, die einen akademischen Charakter tragen.

Die zunehmende Frequenz machte eine Erweiterung der Lehranstalt nöthig, weshalb St. 1738 ein ansehnliches Schulgebäude mit einer Anzahl von Wohn-

zimmern nebst Unterrichtsclassen aufführte, das im nächsten Jahre durch einen Anbau für einen Bibliotheksſaal, ein Naturaliencabinet und einen Saal für Maschinenmodelle vergrößert wurde.

Auch die Organisation des Volksschulwesens seines großen Amtsbezirks — er war als Abt zugleich Generalsuperintendent des Herzogthums Magdeburg und damit war ihm die Aufsicht über das gesammte Kirchen- und Schulwesen übertragen — ließ er sich angelegen sein. Er errichtete 1735 ein Seminar für Landschullehrer, das bis zur Aufhebung des Pädagogiums bestanden und überaus segensreich gewirkt hat. Die Inspection über dasselbe erhielt der Klosterprediger. Ferner gründete er 1750 mit der Unterstützung wohlthätiger Personen aus eigenen Mitteln in Magdeburg eine Freischule für hundert arme Bürgerskinder. Sein Edelmuth zeigte sich auch darin, daß er bedürftigen Zöglingen des Pädagogiums die Zahlung des Kostgeldes erließ oder sie aus eigenen Mitteln während ihrer Schulzeit unterhielt. Der Schule schenkte er seine aus 4300 Bänden bestehende Bibliothek und unterstützte auch sonst gemeinnützige Zwecke; er war wohlthätig bis zur äußersten Selbstlosigkeit.

St. hatte sich im J. 1724 in Teschen mit Helene Sidonie v. Bludowsky, der Tochter des Erbherrn auf Orlau, Lase und Niederbilau, Joachim v. Bludowsky, vermählt. Die glückliche Ehe wurde schon im nächsten Jahre durch den Tod der jungen Frau getrennt; auch die der Ehe entsprossene Tochter Anna Helene verlor St. nach drei Jahren.

Unstreitig war St. der bedeutendste Abt des Klosters, gleich groß als Schulmann wie als Geistlicher und Seelsorger, zwar vielfach verkannt als ein begeisterter Freund des Pietismus, aber doch hochgeachtet und hochgeehrt, ein patriarchalischer Mann, den seine Zeit für einen großen Segen hielt; eine religiöse Kernnatur. Man darf nicht vergessen, daß der Pietismus, der seinem innersten Wesen nach auf ein erbauliches Christenthum hinzielte, nicht nur die Kirche und das kirchliche Leben wohlthätig beeinflußt, sondern auch wesentlich zur Läuterung des Erziehungs- und Unterrichtswesens beigetragen hat. König Friedrich II. hatte mit Wohlgefallen die günstige Entwicklung der Schulanstalt beobachtet. Alle Jahre sandte ihm der Abt ein Verzeichniß der Schüler und fügte diesem einen unterthänigen Neujahrswunsch hinzu, den der König mit huldvollen Worten erwiderte.

Die von St. eingerichteten Erbauungsstunden, die in einem eigenen Saale Sonnabends und Sonntags Nachmittags stattfanden, erfreuten sich einer sehr zahlreichen Theilnahme; besonders fand sich seit 1750 eine große Menge von Zuhörern aus Stadt und Land ein, um den berühmten Kanzelredner zu hören. Dazu kamen die vielen Conferenzen, die er theils mit den Conventualen und Lehrern, theils mit den ihm unterstellten Geistlichen seines Amtsbezirks abhielt. Bis zum Jahre 1760 konnte er sich dieser anstrengenden Thätigkeit widmen, und obwol er während seines Lebens oft von schweren Krankheiten heimgesucht war, so hat er doch mit großer Kraft die mannichfachsten Aufgaben seines vielseitigen Amtes gelöst und überallhin großen Segen verbreitet.

In den beiden letzten Jahren seines Lebens fühlte er sich so schwach, daß er darauf verzichten mußte, einen öffentlichen Vortrag zu halten. Er begab sich nach Prester, um hier in ländlicher Ruhe sein Leben zu beschließen. Am 7. Juli 1762 erkrankte er ernstlich und so schwer, daß er schon am 10. seinen Leiden erlag. Der Klosterprediger Stiffer hielt ihm am 12. Juli die Leichenpredigt über den von St. auf dem Sterbebette gewählten Text 2. Mos. 33, 19 und sprach über den Reichthum der Gnade und Barmherzigkeit in Christo Jesu an seinen auserwählten Knechten. Das feierliche Leichenbegängniß fand unter allgemeiner Theilnahme am 6. August statt; die Standrede hielt der Conventual

und Procurator des Klosters Joh. Gottlieb Schäler. Die noch vorhandene Sammlung von Leichengedichten (72 Folioseiten umfassend) zeugt von der Tiefe der Trauer, welche der Verlust des würdigen Mannes verursachte.

Steinmetz' schriftstellerische Thätigkeit beschränkte sich auf die Abfassung von Predigten und geistlichen Schriften: „Leichenpredigt auf Frau v. Sandrasky und Sandraschütz über Apg. 22, 17" (Brieg 1719); „Gottselige Betrachtungen über Joh. 1, 51" (Nürnberg 1731); „Predigt über das Evangelium am 18. Sonnt. nach Trinit." (Frankf. u. Leipz. 1732); „Charfreitagspredigt über Joh. 19, 30" (Frankf. u. Leipz. 1732); „Rede am 14. Oct. 1732 in der Schule zu Neustadt a. d. Aisch gehalten" (Frankf. u. Leipz. 1732); „Sendschreiben von unterschiedenen wichtigen Materien zur Uebung eines wahren Christenthums, mit Briefen von Clemens Romanus, Justinus Martyr und Cyprian begleitet" (Leipz. 1733); „Hans Albrecht v. Heugel's letzter Wille in geistlichen Dingen" (Magd. u. Leipz. 1735); „Dr. Spener's kleine geistliche Schriften mit dem Leben Spener's" (Magd. u. Leipz. o. J.); „Der nöthige Fleiß christlicher Eltern, das ewige Heil ihrer Kinder zu besorgen, an einigen merkwürdigen Beispielen gezeigt" (Magd. u. Leipz. 1746); „Schreiben an Pastor Hecker in Stargard über einige Irrthümer des Grafen v. Zinzendorf" (Zelle 1749); „Neu eingerichtetes Kirchen- und Hausgesangbuch" (Magd. o. J. — wurde 1840 vom Domherrn v. Lewetzow neu herausgegeben); „Geistliche Gedichte der weiland Hochwohlgebohrnen Fräulein Augusta Elisabeth v. Posadowsky, geb. Freyin v. Postelwitz, nebst ihrer Gnaden Führung und einer Vorrede" (Magd. u. Leipz. 1751); „Sammlungen zum Bau des Reiches Gottes" (48 Stück in 6 Bänden, Leipz. 1731—36); „Verbesserte Sammlungen zum Bau des Reiches Gottes" (32 Stück in 4 Bdn., Leipz. 1737—43); „Klosterbergische Sammlungen zum Bau des Reiches Gottes" (40 Stück in 5 Bdn., Magd. u. Leipz. 1745—61); „Theologia practica pastoralis oder Sammlungen nutzbarer Anweisung zur gesegneten Einführung des evangelischen Lehramts" (80 Stück in 10 Bdn., Magd. u. Leipz. 1737—59); „Beiträge zur Theologia practica pastoralis" (24 Stück in 3 Bdn., Magd. u. Leipz. 1746—60); „Geistliches Magazin zum nützlichen Gebrauch für Lehrer und andere Christen" (Magd. u. Leipz. 1761); Vorreden zu den Schriften vieler anderer Personen, z. B. Biblische Gebetsübung d. i. das Neue Testament unseres Herrn Jesu Christi (neu herausgegeben 1830 von Pastor Döring in Elberfeld). Nach Steinmetz' Tode erschienen aus seinem handschriftlichen Nachlasse noch folgende Werke, die von Freunden des Verstorbenen herausgegeben wurden: „Zehn erbauliche Betrachtungen über das Lied 'Fort, fort, mein Herz, zum Himmel'" (Leipz. 1768, neu aufgelegt Wernig. 1794); „Das Gnadengeschäft Jesu bei der Todesstunde seiner Gläubigen aus Ps. 23, 4—6" (2. Aufl. Wernig. 1768); „Schriftmäßige Betrachtung von der Versiegelung der Gläubigen mit dem heiligen Geiste aus Ephes. 4, 30" (herausgegeben vom Oberconsistorialrath Silberschlag, Leipz. 1769, 2. Aufl. Wernig. 1770, neu aufgelegt 1825); „Passionsbetrachtungen über einige Verse von Hohelied Sal. 5" (Leipz. 1771); „Die Seligkeit eines Christen auf dem Wege des Glaubens in drei Betrachtungen aus Ps. 1" (Wernig. 1773); „Erbauliche Betrachtungen über das Evangelium von den zehn Jungfrauen, Matth. 25, 1—13, im J. 1742 vorgetragen" (Leipz. 1775, neu aufgelegt Wernig. 1789).

Conrad Wilh. Stisser, Leichenpredigt auf den hochwürdigen Abt Joh. Adam Steinmetz. Magdeb. 1762. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutschen des 18. Jahrhunderts, S. 327. — Hirsching, Historisch-litterarisches Handbuch XIII, 266—269. — W. Bernhardy, Joh. Adam Steinmetz in seinem gottseligen Leben und segensreichen Wirken. Berlin 1840. (Ist nur ein Auszug oder Abdruck der Stisser'schen Leichenpredigt mit Aus-

zügen aus Steinmetz' und Luther's Schriften nebst Erzählungen aus der Reformationszeit.) — Holstein, Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. Jahrg. 21 (1886) S. 296—305. — Derselbe, Geschichte der ehemaligen Schule zu Kloster Berge, Leipz. 1886, S. 17—29.

H. Holstein.

Steinmetz: Johann Friedrich St., evangelischer Prediger, † 1779. St. wurde zu Langenfeld am 26. October 1733 geboren, erhielt seine Vorbildung zu Neustadt a. d. Aisch und zu Windsheim, studirte seit 1752 zu Erlangen und seit 1758 zu Jena und wurde 1759 Hofmeister bei einem Baron v. Senft unweit Dinkelsbühl, bald darauf aber (1760) Collaborator an der Schule zu Neustadt a. d. Aisch. Sein erstes kirchliches Amt erhielt St. 1762 als Diakonus zu Melkendorf im Baireuthischen; 1773 wurde er Archidiakonus, Senior und Camerarius zu Kulmbach. In dieser Stellung ereilte ihn der Tod am 19. Februar 1779. Von St. erschienen im Druck seit 1772 einige Predigten, deren eine von „der sichtbaren Auffahrt Jesu gen Himmel als einer unleugbaren Probe der göttlichen Weisheit“ handelte, außerdem einige Tractate über die Bienen; ihre Titel bei Meusel (s. unten).

Vgl. über St. Fikenscher's Gelehrtes Fürstenthum Baireuth IX, 72—74. — Meusel, Lexikon XIII (1813), 346.

P. Tschackert.

Steinmetz: Johann Franz Christoph St., evangelischer Prediger, † 1791. St. war am 21. Januar 1730 zu Landau im Waldeckischen als Sohn eines dortigen Predigers geboren. Seine Erziehung erhielt er, nachdem er seinen Vater früh verloren hatte, im Waisenhause zu Halle a. d. S., in welches er im 10. Lebensjahre eintrat. Dieser Anstalt, die im streng pietistischen Geiste geleitet wurde, hat er so ungern angehört, daß er gelegentlich sogar einen Fluchtversuch machte. Wieder auf die Anstalt zurückgebracht, vollendete er hier seine Vorbildung im 16. Lebensjahre, nahm aber nun seine Antipathie gegen den Pietismus mit auf die Universität, wo er das Studium der Theologie wählte und sich ganz an den aufgeklärten Professor Baumgarten anschloß. Nach Beendigung seiner Studien nöthigten ihn seine beschränkten Vermögensverhältnisse, im J. 1750 die Stelle eines Stadtinformators in Arolsen anzunehmen. 1755 wurde er Feldprediger bei dem ersten Waldeckischen Regiment in Holland und hatte in dieser ihm sehr angenehmen Stellung Gelegenheit, sich mit der französischen Litteratur bekannt zu machen. Seine Bildung konnte er auf diese Weise erheblich vervollkommnen und da er sich durch einen achtbaren Wandel auszeichnete, richtete sich die Aufmerksamkeit seines fürstlichen Hofes auf ihn; 1763 wurde er Hofprediger in Arolsen (nachdem er provisorisch kurze Zeit 1763 als Prediger in dem Dorfe Helsen bei Arolsen angestellt gewesen war) und 1768 Consistorialrath. Vortheilhafte Berufungen in auswärtige Stellungen lehnte er ab, wurde 1780 Superintendent und 1790 Generalsuperintendent. Im Jahre darauf, 1791 am 14. December, endete ein Schlaganfall sein thätiges Leben. St. vertrat zeitlebens die gemäßigte Aufklärung, und strebte hauptsächlich nach gehaltvollen Leistungen auf der Kanzel, worin er sich weniger an die damals schulmäßige schablonenhafte Predigtweise der Deutschen als vielmehr an englische und französische Vorbilder hielt. Da ihm als geistlichem Ephorus die Prüfung der Candidaten oblag, so hatte er stets Anlaß und Gelegenheit, sich in allen Zweigen der wissenschaftlichen Theologie auf dem Laufenden zu erhalten. Als Mensch edel und bescheiden, war er tolerant gegen Andersdenkende, liebenswürdig im Umgange und ein guter Gesellschafter. Als Schriftsteller hat er nie glänzen wollen; doch sind von ihm im Druck folgende Schriften veröffentlicht: „Predigt über den Todesfall des Fürsten Karl von Waldeck, nebst einer Nachricht von desselben letzten Stunden.“ Mengeringhausen 1763. (Mehrmals nachgedruckt.)

— „Sammlung einiger Predigten.“ Mengeringhausen (1771). — „Die Bekehrung einer jüdischen Familie zu Christo, nebst einem Anhange.“ Ebend. 1772. — „Das Gebet David's Ps. LI, 12—14, in einer Predigt erläutert.“ Ebend. 1777. — „Was wir zu thun und folglich auch zu bedenken haben, damit wir die Jugend nicht ärgern und verschlimmern. Eine Predigt über Matth. 18, 1—11.“ Ebend. 1781. — „Predigt über Ps. 26, 8, bei der Einweihung der Stadtkirche zu Arolsen gehalten.“ Ebend. 1787. — „Neues Waldeckisches Gesangbuch für den öffentlichen und häuslichen Gottesdienst.“ Ebend. 1790. — „Ueber die Reisen des Grafen Georg Friedrich von Waldeck,“ in Schlözer's Briefwechsel Heft 24, S. 415. — „Rede bei dem Begräbniß des Feldpredigers Waldeck,“ in dem Waldeckischen Intelligenzblatt 1784, Nr. 15, S. 113—118. — „Schreiben eines angesehenen evang.-lutherischen Geistlichen an einen Edelmann auf die Frage: Ob er als Lutheraner in einem katholischen Lande, wegen Entlegenheit einer lutherischen Gemeinde von ihm, bei Reformirten das Abendmahl nehmen könne?“ In den Hessischen Beyträgen zur Gelehrsamkeit und Kunst St. 7, Nr. 6, S. 463—467 (1786).

Zu vgl. sind über St.: Rintelische theolog. Annalen 1792. Beyl. 3, S. 41—46. — Schlichtegroll, Nekrolog auf das Jahr 1791 II, 249—276. — Hirsching, historisch-litt. Handbuch, fortges. von Ernesti 13. Bd., 1. Abth., 1809, S. 269—280. — G. L. Richter, Biograph. Lexikon der geistlichen Liederdichter S. 388—390. — Meusel, Lexikon XIII (1813), 344—346. — Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert IV (1835), 353—358. P. Tschackert.

Steinmetz: Karl Friedrich Franciscus v. St., preußischer Generallieutenant, der Vatersbruder und zugleich der Schwiegervater des Generalfeldmarschalls v. St., war am 26. October 1768 geboren. Sein Vater, ein geborener Hesse, hatte im siebenjährigen Kriege im preußischen Heere gefochten und sieben Wunden davon getragen, war dann in ein Garnisonbataillon versetzt, hatte bei Ausbruch des bairischen Erbfolgekrieges die Erlaubniß erhalten ein Freibataillon zu errichten und war als Oberstlieutenant an der Spitze desselben am 24. November 1778 in einem Gefecht bei Komeise, in der Nähe von Jägerndorf, gefallen. König Friedrich verlieh den nachgelassenen vier Söhnen Stellen im Cadettencorps. In dieses ward der junge St., welcher bis dahin zu Hause durch einen Hofmeister unterrichtet war, im J. 1781 aufgenommen. Hier entsprach er vollständig den Anforderungen, welche damals an wissenschaftliche Leistungen gemacht wurden; nicht aber genügte sein leibliches Wachsthum; wegen mangelnder Körpergröße wurde er bei allen Vorstellungen für den Eintritt in das Heer bis zum März 1787 zurückgewiesen. Dann ward er der Grenadiergarde in Potsdam zur Diensterlernung überwiesen und auf einen vortheilhaften Bericht des Commandeurs, General v. Rohdich, am 15. Juni des nämlichen Jahres, ohne Junker gewesen zu sein, als Secondlieutenant zu dem in Treuenbrietzen stehenden Füsilierbataillon v. Bork versetzt. Die Richtung, welche dem außerdienstlichen Leben des Officiercorps der dortigen Garnison durch den General v. Scholten (s. A. D. B. XXXII, 225) gegeben war, sagte den Neigungen des jungen St. sehr zu; es nährte seinen Hang zur Beschäftigung mit den Wissenschaften und mit Musik. Ein Marsch an die böhmische Grenze 1790 und ein anderer nach Pommern 1791, beide aus Mobilmachungen hervorgegangen, unterbrachen das Stillleben in der kleinen Landstadt. 1793 verheirathete St. sich mit einer Tochter des Generals d'Heinze. 1794 rückte er in den Krieg an den Rhein, ohne aber viel von kriegerischem Leben zu erfahren; dagegen sah er ein gutes Stück von Deutschland und lernte, da seine Geige zu schwer zu befördern war, die Flöte blasen. Nach Abschluß des Friedens von Basel gehörte er zunächst zu den

Demarcationstruppen, dann war er von 1796—1805 bei der vom General Lecoq (s. A. D. B. XVIII, 108) geleiteten Vermessung von Westfalen beschäftigt. Die Aufnahmen der Grafschaften Rietberg und Steinfurt, der Fürstenthümer Paderborn und Waldeck sind sein Werk. 1800 ließ er seine Familie nachkommen, 1801 ward seine friedliche Thätigkeit durch seine Zutheilung zu einem in Ostfriesland zum Zwecke der Abwehr einer befürchteten englischen Landung befindlichen Bataillon unterbrochen. 1804 ward er nach Potsdam zur Prüfung für den Generalstab berufen; er legte dieselbe ab, verzichtete aber angesichts seiner geringen Geldmittel auf den Eintritt und kehrte, nachdem er eine Zulage von 600 Thalern erhalten hatte, zu seinen Arbeiten zurück. 1805 waren diese beendet; er kam nun für kurze Zeit nach Hildesheim in Garnison, wurde aber schon am 1. Januar 1806 als Stabscapitän in das Cadettencorps zu Berlin versetzt; im October führte er die dienstfähigen Cadetten nach Königsberg in Preußen; er selbst erhielt, zum Capitän ernannt, den Auftrag in Fischhausen ein Reservebataillon zu bilden, mit welchem er im Januar 1807 zur Bedeckung des königlichen Hauses nach Memel rückte. Im März ward ihm der Befehl mit diesem Bataillon, dem 2. Pommerschen Reservebataillon, die Garnison von Kolberg zu verstärken. Die Einschiffung leitete er mit einem Manöver ein, vor der Abfahrt nahm er mit den Seinen das Abendmahl, ein aufsteigender Adler gab ihm Gelegenheit das Gelingen des Unternehmens vorauszusagen. Am 26. April kam er auf einer schwedischen Fregatte an seinem Bestimmungsorte an und übernahm die Vertheidigung eines Theiles der Lauenburger Vorstadt und des Cörliner Dammes. Am 29. kam er zum ersten Male ins Feuer, am 17. Mai trug er zur Wiedereroberung des verloren gegangenen Wolfsberges bei. Als Waldenfels am 14. Juni gefallen war, ernannte Gneisenau ihn an dessen Stelle zum zweiten Commandanten. Allgemein wurden sein Muth, seine Umsicht und seine rastlose Thätigkeit anerkannt. Der spätere General Karl v. Roeder, welcher ihm in dieser Zeit als Commandantur-Adjutant zugetheilt war, rühmt in den Erinnerungen aus seinem eigenen Leben (als Manuscript gedruckt, Berlin 1861) Steinmetz' Güte, Liebenswürdigkeit und gesellige Bildung. Die Beförderung zum Major und die Verleihung des Ordens pour le Mérite, zu welcher das Officiercorps ihn vorgeschlagen hatte, lohnten seine Dienste; sein Bataillon wurde das 1. des Leibinfanterieregiments, jetzt Leibgrenadierregiment König Friedrich Wilhelm III. (1. Brandenburgisches) Nr. 8. Im Herbst 1809 ward er zum Commandeur des Colberg'schen Infanterieregiments, jetzt Colberg'sches Grenadierregiment Graf Gneisenau (2. Pommersches) Nr. 9, ernannt, welches damals vom Ausflusse der Peene bis nach Rügenwalde die Continentalsperre aufrecht zu erhalten hatte. Eine ungemeine Regsamkeit und ein überraschendes Fortschreiten auf allen Gebieten des militärischen Lebens kennzeichnen die Zeit seiner Commandoführung. Die Truppe sollte bald Zeugniß für die Ergebnisse ablegen, indem das Regiment ein Bataillon zu dem für die Theilnahme am Kriege gegen Rußland bestimmten kombinirten Infanterieregiment Nr. 3 abgeben mußte, zu dessen Commandeur Major v. St. ernannt wurde. Das letztere kämpfte in zahlreichen Gefechten, welche das preußische Armeecorps in den Ostseeprovinzen lieferte; St. selbst fand namentlich in dem bei Eckau am 19. Juli, wo unter seiner persönlichen Führung der Kirchhof von Eckau eingenommen wurde, und in dem Gefechte an der Aa am 29. September, wo drei von ihm befehligte Bataillone, nachdem sie den Fluß durchwatet hatten, durch ihr Eingreifen gegen Flanke und Rücken des Feindes den Tag entschieden, Gelegenheit zur Auszeichnung, welche durch Verleihung des Rothen Adlerordens anerkannt wurde. Das damals eingeführte Requisitionswesen suchte er für die Landeseinwohner möglichst

wenig drückend zu gestalten und dadurch zugleich die Aufrechterhaltung der Mannszucht zu begünstigen.

Einen größeren Wirkungskreis brachten dem nunmehr fünfundvierzigjährigen St. die Befreiungskriege. Als er mit dem York'schen Corps am 17. März 1813 in Berlin angekommen war, ernannte ihn der König von Breslau aus zum Oberstlieutenant und zum Brigadecommandeur. Als solcher ward er der Avantgarde Wittgenstein's unter General v. Kleist zugetheilt, mit dieser war er bei der in der Nacht vom 16./17. April erfolgenden Einnahme der Vorstädte von Wittenberg thätig. Als Kleist dann auf das Gerücht, daß Napoleon mit einem Heere eingetroffen sei und sich mit dem Vicekönige von Italien vereinigen werde, am 20. April abmarschirte, blieb St. mit zwei Bataillonen, einer Schwadron und einer reitenden Batterie zur Beobachtung zurück. In Anbetracht der geringen Stärke seiner Truppen sollte er die Vorstädte räumen; da er aber fürchtete, durch ein solches Verfahren seine Schwäche zu verrathen, behielt er die übernommene ausgedehnte Stellung bei, täuschte den Feind durch Bewegungen, welche er seine Cavallerie und Artillerie ausführen ließ, und behauptete sich so bis zu seiner drei Tage später erfolgten Ablösung. Er focht dann am 28. April bei Halle, als die Stadt von den Franzosen vergeblich angegriffen wurde, und am 2. Mai bei Großgörschen. Hier hatte er die große Lücke zwischen Rahna und der eigenen Cavallerie auszufüllen und zu behaupten, er befehligte die Reserve vom linken Flügel des zweiten Treffens; am Abend mußte er mit den ihm unterstellten Colbergschen Infanterie- und 2. Leibhusarenregiment noch einem unerwarteten feindlichen Angriffe Stand halten. Auf dem am folgenden Tage angetretenen Rückzuge bestand er am 5. Mai bei Colditz ein Nachhutgefecht, in welchem er 12 Bataillone Infanterie, 2 Cavallerieregimenter und 2 Batterien unter seinen Befehlen hatte; als er nach demselben in Meißen anlangte, umarmten ihn Blücher wie Gneisenau in Anerkennung seiner rühmlichen Leistungen. Am 19. Mai focht er bei Königswartha und dann am 20. und 21. in der Schlacht von Bautzen. Während des Waffenstillstandes hatte er die Genugthuung, daß ein Bataillon seines Colbergschen Grenadierregiments verwendet wurde, um zur Aufstellung des 2. Garderegiments zu Fuß beizutragen. Er selbst ward zum Oberst und Brigadechef ernannt und durch Verleihung des Eisernen Kreuzes 2. Classe und des russischen Wladimir-Ordens ausgezeichnet. Die Stellung eines Brigadechefs entsprach derjenigen des heutigen Divisionscommandeurs; die ihm unterstellten 4 Grenadier- und 8 Landwehrbataillone bildeten mit einem Cavallerieregimente und einer Batterie die Grenadierbrigade in der 1. Brigade des Prinzen Karl von Mecklenburg vom York'schen Armeecorps bei Blücher's Heere. Mit dieser focht er zuerst am 26. in der Schlacht an der Katzbach. Als hier das Corps Langeron's in einer rückgängigen Bewegung begriffen war, welche ein bedenkliches Aussehen annahm, schlug St. vor, sich dem Strom entgegenzustellen und dadurch die Truppen zum Stehen zu bringen. Es gelang, nachdem er selbst mit 2 Bataillonen die hochangeschwollene Wüthende Neiße durchwatet hatte. Bei Wartenburg, am 3. October, wurde seiner Brigade die Ehre des ersten Angriffes zu theil, welcher aber mißlang; dann hatte er unter einem mörderischen Feuer den Feind sieben Stunden lang zu beschäftigen, bis die Umgehung der in der Front unangreifbaren feindlichen Stellung ausgeführt war, zwei Adjutanten fielen an seiner Seite. Bei Möckern war er am 16. October bis zuletzt aufgespart; auch ihm glückte es nicht, den vielumstrittenen Ort ganz und endgültig zu nehmen. Bei dem Kampfe ward er durch einen Schuß in das linke Armgelenk so schwer verwundet, daß er den Kriegsschauplatz verlassen mußte. Er ging zunächst nach Halle, dann nach Berlin. Seine Theilnahme am Feldzuge der Jahre 1813/14 war damit beendet. Im December 1813 zum General-

major befördert, erhielt er bald darauf eine anderweite Bestimmung, indem er angewiesen wurde, die Aufstellung der Landwehr zwischen Weser und Rhein, in der Stärke von 20 Bataillonen und 10 Escadrons, zu vollenden; der Auftrag schloß eine Anerkennung seiner Fähigkeiten und Leistungen ein, indem die betreffende Cabinetsordre aussprach, „daß es Sr. Majestät darauf ankomme, diesen Regimentern einen General als Brigadechef vorzusetzen, welcher die Eigenschaften in sich vereinigt zur schleunigen Formation derselben, da wo es nothwendig werden möchte, mitzuwirken, sie demnächst zum Dienst gehörig auszubilden und sie, wenn es die Umstände erfordern sollten, gegen den Feind zum Siege zu führen.“

Nach dem ersten Pariser Frieden unter Beibehalt jener Bestimmung zum Commandanten von Wesel ernannt, erhielt er, als der neue Krieg gegen Frankreich bevorstand, das Commando der 1. Brigade im 1. Armeecorps des Generals v. Zieten. Als Napoleon am 15. Juni die Feindseligkeiten eröffnete, wurde die 1. Brigade, welche den äußersten rechten Flügel der preußischen Stellung innehatte, durch den Angriff überrascht. Erst um Mittag konnte sie sich bei Fontaine l'Evêque sammeln, sie zog sich dann fechtend über Gosselies nach Heppignies zurück und bezog Abends ein Bivouak bei Saint-Amand. Es ist St. mehrfach ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß er nicht Anordnungen getroffen hatte, um dem Feinde am Morgen des 15. mit geeinter Macht entgegentreten zu können und namentlich ist dies in den Memoiren des Generals v. Reiche, des damaligen Generalstabschefs vom 1. Armeecorps, geschehen. Der Vorwurf ist ungerecht. Die Meldungen, welche St. in den vorangegangenen Tagen erstattet hat, beweisen, daß er aufmerksam war und die Gefahr kommen sah; eine Aenderung in der Aufstellung seiner Truppen anzuordnen war die Sache des Corpscommandos. In der am 16. geschlagenen Schlacht bei Ligny stand die Brigade St. auf dem äußersten rechten Flügel bei Brye. Es fiel ihr die Aufgabe zu, die aus Saint-Amand la Haye zurückgeworfenen Truppen aufzunehmen und demnächst das Dorf zurückzuerobern. Sie löste dieselbe unter schweren Opfern, mußte den Besitz aber wieder aufgeben und ging, nachdem die Mitte der preußischen Stellung durchbrochen war, nach Tilly zurück, wo sie sich ordnete und ihre Schlagfertigkeit herstellte, so daß sie am 18., dem Tage der Schlacht von Waterloo, als Vorhut Zieten's von Smohain her am rechten Ufer des Ohainbaches anrückend, noch zur Entscheidung des Kampfes mitwirken konnte. Der letzte Antheil, welchen St. an den Ereignissen des Feldzuges hatte, war die Einnahme des Dorfes Issy am 2. Juli und die standhafte Vertheidigung des Ortes gegen die in der Frühe des 5. von den Franzosen gemachten Versuche sich wiederum in den Besitz zu setzen. Sein Sturm auf Issy erregte die ganze Bewunderung seines Freundes Gneisenau, so daß dieser ihm bald darauf schrieb „ich bin einige Male in Issy gewesen; es ist mir unbegreiflich, wie Sie dies Dorf haben erobern können“. Seine Leistungen während des Feldzuges trugen ihm an preußischen Orden das Eiserne Kreuz 1. Classe und das Eichenlaub zum Orden pour le Mérite ein.

Als der Friede geschlossen war, kam er als Brigadecommandeur nach Trier; der Zustand seiner durch ein schweres Magenleiden erschütterten Gesundheit veranlaßte ihn jedoch, schon im J. 1817 um seinen Abschied zu bitten. Sein Gesuch wurde unter Verleihung des Charakters als Generallieutenant gewährt; als ein Theil der Pension wurden die Einkünfte der Domäne Schönwalde bei Silberberg angewiesen, deren Bewirthschaftung St. nun übernahm. 1818 erwarb er diesen Besitz käuflich, veräußerte ihn jedoch schon 1821 wieder und zog nach Potsdam, wo er am 11. März 1837 starb. — Droysen schreibt über St. in York's Leben (Berlin 1852, II, 172): „Es war in ihm etwas von Gneisenau's Art; hell,

geistvoll, von lauterster Reinheit; voll Kühnheit und Begeisterung wie er war, verstand er es vor allen den mehr als nur soldatischen Geist dieses Krieges auch da in den Truppen wachzuhalten, wo das oft erdrückende Maß der Mühseligkeiten nur noch der Disciplin eine Stelle zu lassen drohte."

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, 39. Bd., 3. Heft, S. 270. Berlin, Posen und Bromberg 1837. B. Poten.

Steinmetz: Karl Friedrich v. St., preußischer Generalfeldmarschall, ward am 27. December 1796 zu Eisenach, wo sein Vater, Wilhelm v. St., ein ehemaliger preußischer Lieutenant, welcher 1788 den Abschied genommen hatte, damals lebte, geboren. Seine Mutter, ein Fräulein von der Mosel, die Tochter eines schlesischen Gutsbesitzers, war bemittelt gewesen; die Eltern waren aber in ihren Vermögensverhältnissen zurückgekommen und als der Vater 1805 zu Breslau starb, hinterließ er seine Wittwe mit drei Kindern in einer sehr dürftigen Lage. Der Sohn Karl und sein älterer Bruder Wilhelm fanden 1806 in dem Cadettenhause zu Culm ein Unterkommen. Schon 1807 wurde Culm durch die Abmachungen des Friedens von Tilsit zum Herzogthum Warschau geschlagen; die Cadetten aus den altpreußischen Provinzen kamen nach Stolp in Pommern in die dortige Anstalt. Mit ihnen St. Er schwärmte hier für das in der Stadt garnisonirende Blücher'sche Husarenregiment und träumte von dem Eintritte in dasselbe. Der Wunsch des ganz mittellosen Knaben konnte nie in Erfüllung gehen. 1811 kam dieser in das Cadettenhaus zu Berlin. Zu den beim Bevorstehen des Krieges von 1813 zum Eintritte in das Heer bestimmten Cadetten gehörten auch Wilhelm und Karl v. St., unter Führung des Hauptmanns v. Selasinski gingen sie mitten durch die französischen Vorposten nach Breslau ab; aber während Wilhelm als Portepeefähnrich zum Ostpreußischen Grenadierbataillon kam, wurde Karl, trotz seiner unscheinbaren Gestalt und seiner geringen Leibeslänge mit Rücksicht auf seine guten Zeugnisse, sofort zum Secondlieutenant ernannt. Er ward zunächst dem 1. Garderegiment zugetheilt, dann aber für das York'sche Corps bestimmt. Umsonst versuchte er die Verwirklichung seines Wunsches, Husar zu werden, durchzusetzen. Hartnäckig, wie er von jeher war, ließ er kein Mittel unversucht, welches ihm hätte helfen können seinen Zweck zu erreichen. Er wendete sich unmittelbar an den König. Aber es war umsonst. Er mußte sich fügen. Zwei in Striegau wohnende alte Tanten gewährten ihm die Mittel zur Ausrüstung als Infanterieofficier. So reiste er nach Berlin ab, wo das York'sche Corps inzwischen eingerückt war. Am 25. März kam er dort an. York, bei dem er sich meldete, sah ihn, wie jeden der ihm zugeschickt wurde, als einen Einschub in sein Corps an und da außerdem Steinmetz' Aeußeres ihm wenig gefiel, sagte er „er könne ihn nicht gebrauchen". Als S. darauf fragte, wann er zum Könige, der ihn geschickt habe, zurückkehren solle, besann sich York eines anderen. S. kam nun zum 1. Infanterieregiment, jetzt Grenadierregiment König Friedrich Wilhelm III. (1. Ostpreußisches) Nr. 1. Mit diesem zog er in den Krieg. Am 5. April kam er bei Dannigkow zum ersten Male ins Feuer, am 19. leistete er in Cöthen den Fahneneid, am 29. nahm er an dem Gefechte bei Merseburg Theil, welches mit dem Rückzuge nach Schkeuditz endete, am 2. Mai an der Schlacht bei Groß-Görschen, am 5. an dem von seinem Oheim (S. 8) geleiteten Nachhutgefechte von Colditz, am 19. am Treffen bei Königswartha. Bei Merseburg hatte er einen Prellschuß an den Arm erhalten, bei Groß-Görschen war eine Kugel in seine Halsbinde gedrungen, aber in der Einlage stecken geblieben, bei Königswartha zerschmetterte eine solche ihm den Mittelfinger der linken Hand und ging ihm quer über den Leib. Unfähig am Kampfe Theil zu nehmen, wohnte er am 20. und 21. noch der Schlacht bei Bautzen als Zuschauer bei und machte nach derselben den Rückzug bis Bunzlau mit. Dann

aber wurde er weiter zurückgeschickt um sich ausheilen zu lassen. Im Juli war er wieder beim Regimente, sein Finger blieb verkrüppelt. Als der Waffenstillstand zu Ende war, ging es wieder vorwärts. St. focht am 23. August bei Goldberg, am 26. an der Katzbach, am 3. October bei Wartenburg, am 16. bei Möckern, am 21. an der Unstrut. Der Tod, der seinen Bruder Wilhelm am 31. an einer bei Möckern erhaltenen Wunde dahinraffte, ging bei Karl v. St. nahe vorüber. Am 3. October riß eine Paßkugel ihm die Rockschöße und den Gesäßtheil seiner Hosen fort; am 16. aber war er einer von den fünf Officieren der beiden Musketierbataillone seines Regiments, welche unversehrt blieben. Der nachfolgende Aufenthalt am Rhein und namentlich in Frankfurt brachte die sehr nöthige Erholung; das hier nachgezahlte Gehalt gestattete dem jungen Lieutenant auch sich einige Lebensfreuden zu verschaffen, daneben aber war er unausgesetzt bestrebt, seine Kenntnisse zu vermehren und seinen Gesichtskreis zu erweitern. Am 10. Januar 1814 erhielt das Regiment von neuem Marschbefehl. Es galt die letzten Kämpfe zur Erreichung des großen Endzieles auf Frankreichs Boden. St. war es vergönnt am 3. Februar bei la Chaussée, am 4. bei Châlons sur Marne, am 12. bei Château Thierry, am 9. März bei Laon, am 30. bei Paris daran Theil zu nehmen; sie trugen ihm das Eiserne Kreuz 2. Classe ein. Paris betrat er ein einziges Mal, er hatte kein Geld sich dort zu belustigen oder viel zu sehen, seine Ersparnisse im Betrage von 10 Ducaten hatte er seiner Mutter geschickt. Die Geringfügigkeit der Mittel, die zu seiner Verfügung standen, ließ ihn überhaupt auf die Theilnahme an den Jugendfreuden seiner Kameraden verzichten; es entsprach dies außerdem seinen angeborenen Neigungen und trieb ihn zu großer Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, sehr zum Vortheile seiner Gesundheit. Das Leben, welches er führte, kräftigte seinen von Haus aus schwachen Körper, so daß dieser Frische und Ausdauer bis in Steinmetz' letzte Lebenstage bewahrte, und stählte seinen Charakter. An den eigenen Leib und Seele stellte er schon damals die höchsten Anforderungen und gewöhnte sich, solche auch von seinen Untergebenen zu verlangen. — Als die Nachricht von Napoleon's Landung in Frankreich erscholl, war St. auf dem Rückmarsche mit seinem Regimente bis nach Prenzlau gekommen. Es wurde sofort Kehrt gemacht. Der Krieg war aber zu Ende als er im August bei Paris ankam, welches er dieses Mal eingehender besichtigen konnte. Es war ihm ferner Gelegenheit geboten, das nordwestliche Frankreich, Belgien und ein gutes Stück von Deutschland zu sehen, und wie immer benutzte er sie sich mit allem ihm Neuen bekannt zu machen. Zu Ende des Winters 1815/16 langte er in seiner Garnison Königsberg an.

Am 26. Mai 1818 ward er zum 2. Garderegiment zu Fuß nach Berlin versetzt. Es war eine Auszeichnung, aber sie legte St. neue Opfer und Entsagungen auf. Ohne jegliche Zulage und bemüht von seinem schmalen Einkommen stets noch eine Kleinigkeit zu erübrigen, die er seiner Mutter zuwenden könnte, sah er sich in einen Kreis meist bemittelter Kameraden versetzt, die sich den Genuß der Lebensfreuden, welche die Stadt bot, nicht zu versagen brauchten und die außerdem durch den Verkehr in den Kreisen der höheren Gesellschaft vielfach Gelegenheit fanden, auf die Gestaltung ihrer Dienstеslaufbahn günstig einzuwirken. St. blieben nur das Studium und der Dienst. Auf beide warf er sich mit der vollen Willensstärke seines Charakters. Er wollte weiter kommen. Sein Sinnen und Trachten war auf außerordentliche Beförderung durch Verwendung im Generalstabe oder in der Adjutantur gerichtet; keine von beiden ist ihm je zu Theil geworden. Die Ausbildung für den Krieg erfüllte sein ganzes Streben. Darüber bildete er sich seine eigenen sehr strengen Ansichten, die er mit großer Entschiedenheit, oft mit Schroffheit, und nicht ohne Selbstüberschätzung

vertrat. Namentlich richtete er scharfe Angriffe gegen mancherlei sich einschleichende Friedensspielereien und setzte sich dadurch in Widerspruch mit Kameraden und mit Vorgesetzten. Schon damals war er, was er bis zum Ende seiner Diensteslaufbahn geblieben ist, ein schwieriger Untergebener. Am 17. April 1819 wurde er Premierlieutenant, nun hatte er monatlich einige Thaler mehr. Ein Secondlieutenantspatent vom 5. März 1813 statt des ihm zuerst verliehenen vom 9. des nämlichen Monats, durch welches seinem Anspruche, als Portepeeunterofficier vor den anderen, gleichzeitig zu Officieren ernannten Cadetten zu rangiren, genügt wurde, hatte er sich erst erkämpfen müssen. Im J. 1820 ward er zur Allgemeinen Kriegsschule commandirt. Das bei dieser Gelegenheit ausgestellte Dienstzeugniß seines Regimentscommandeurs bezeichnet ihn als einen sehr soliden ehrenwerthen Officier von großer Brauchbarkeit. Auf der Kriegsschule hörte er Befestigungskunst bei Oberst v. Reiche, Kriegsgeschichte bei Oberstlieutenant v. Canitz, Taktik bei Major Decker, Geschichte und Geographie bei den Professoren Woltmann und Ritter; sein Fleiß, von welchem noch jetzt vorhandene Folianten Zeugniß ablegen, galt vornehmlich der Fortbildung in denjenigen Wissenschaften, welche seine soldatische Brauchbarkeit erhöhen konnten. Nach Beendigung des dreijährigen Commandos ward er 1824 zum Topographischen Bureau des Generalstabes einberufen. Die Beurtheilung, welche er damals durch den Chef des Generalstabes, General v. Müffling, erfuhr, kennzeichnet sowol seinen Charakter wie seine Leistungen. In ersterer Beziehung erwähnt Müffling seine Neigung zur Arroganz, daß er sich selbst große Fähigkeiten zutraue und keines Encouragements bedürfe; in letzterer rühmt er seine Urtheilskraft und seine Bekanntschaft mit den größeren Verhältnissen des Krieges und glaubt, daß er seine Kameraden bald überflügeln werde. Trotzdem gelangte er nicht in den Generalstab. Daran war wieder der Mangel an Geld Schuld. Die Gebührnisse der Generalstabsofficiere waren damals, namentlich angesichts der von ihnen für ihr Berittensein aufzuwendenden Kosten, so gering bemessen, daß nur wohlhabende Officiere zu gebrauchen waren. Für St. konnte um so weniger daran gedacht werden, als er sich am 26. October 1825 verheirathet hatte. Es war das der erste Sonnenstrahl, der in sein freudenarmes Jugendleben fiel. Die Erwählte war seine Cousine, Julie v. St., eine Tochter seines obengenannten Oheims. 1820 hatte er sie in Schönwalde kennen gelernt und sich mit ihr verlobt. Die Heirath sollte erst vollzogen werden, wenn St. Hauptmann geworden sein würde; da aber die Vermögenslage des Generals sich durch den Verkauf von Schönwalde günstiger gestaltet hatte, fand sie früher statt. Der Verkehr mit seiner klugen, liebenswürdigen und gottesfürchtigen Gemahlin machte den Gatten weicher und milder, aber mit der Aussicht auf Beförderung außer der Reihe durch Verwendung außerhalb der Front war es vorbei. St. mußte seinen Weg durch den praktischen Dienst zu machen suchen. Dieser ward nun in seinen Augen immer mehr das Höchste im militärischen Leben. Der von ihm vertretene Standpunkt kommt vornehmlich in seinem Ausspruche zur Ausgestaltung, daß man mit den Könnern viel weiter komme als mit den Wissern. Am 14. April 1829 wurde er Capitän und Compagniechef und am 27. September des nämlichen Jahres ward er als solcher zum Garde-Reserve-Infanterie-(Landwehr-)regimente, jetzt Garde-Füsilierregiment, nach Potsdam versetzt. Es geschah mit Rücksicht auf seinen dort lebenden Schwiegervater. Für den strebsamen St. war es eine vortreffliche Schule, zumal er das Glück hatte, daß sein Brigadecommandeur, der General v. Röder, ein vorzüglicher Exerciermeister war, dem er noch in seinen späten Lebenstagen große Anerkennung zollte. Auch seine pecuniäre Lage war besser, so daß er der trotz seiner sonstigen Abgeschlossenheit in ihm vorhandenen Neigung zu geselligem Verkehr nachgeben konnte. Noch

günstiger gestaltete sich diese Lage als er 1835 als Hauptmann 1. Classe in das Kaiser-Franz-Garde-Grenadierregiment nach Berlin versetzt wurde. Am 30. März 1839 erfolgte seine Beförderung zum Stabsofficier. Er wurde zum Major und zum 2. Commandeur des 3. Bataillons 4. Garde-Landwehrregiments ernannt und nach Düsseldorf versetzt, am 26. März 1841 kehrte er als Bataillonscommandeur in sein früheres, das nunmehrige Garde-Reserveregiment, zurück; seine Garnison ward Spandau. In seiner neuen Stellung bewährte er sich in gleichem Maße wie in der des Compagniechefs; sein Streben nach kriegsmäßiger Ausbildung der Truppe verwickelte ihn aber in einen steten Streit mit seinem Regimentscommandeur, dem Oberst v. Döring, einem alten ostpreußischen Regimentskameraden, welcher anderen Ansichten huldigte, vor allen Dingen das Formenwesen hochhielt, den Drill über die Erziehung stellte und in jeder Neuerung die Gefahr des Umsturzes witterte. Auch mit seinem Freunde, dem späteren General Vogel v. Falckenstein, welcher damals ebenfalls als Bataillonscommandeur in Spandau stand, focht er heftige dienstliche Fehden aus, die aber auf das außerdienstliche Verhältniß keinen Einfluß übten. Neben der militärischen Ausbildung ließ er nebst seiner Gemahlin die gesellige Schulung seiner Officiere sich angelegen sein.

Die Märzereignisse des Jahres 1848 erschütterten Steinmetz' Gemüth auf das tiefste und erfüllten sein Herz mit lebhaftem Ingrimme gegen die Führer der Bewegung und gegen die Bevölkerung von Berlin. Selbst in den Kampf einzugreifen blieb ihm zu seinem Schmerze versagt. In der Nacht vom 18. zum 19. März erhielt er Befehl mit seinem Bataillon nach Berlin zu rücken, aber unverrichteter Sache mußte er schon am nächsten Morgen nach Spandau zurückkehren. Am 21. aber ward seiner Thätigkeit ein anderes Feld angewiesen. Er wurde mit der Führung der beiden Musketierbataillone des 2. Infanterie-(Königs-)regiments, jetzt Grenadierregiment König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pommersches) Nr. 2, beauftragt, dessen Commandeur, Oberst Graf Schulenburg, im Berliner Straßenkampfe schwer verwundet war; gleich darauf erhielt er Befehl, mit denselben auf den Kriegsschauplatz in den Elbherzogthümern abzugehen. Seine Bataillone gehörten der Linienbrigade des Generals v. Bonin an. Schon am 23. April kam er mit ihnen bei Schleswig ins Gefecht. Sein aus eigenem Antriebe erfolgtes Eingreifen in den Gang desselben war von wesentlichem Einflusse auf die Entscheidung des Tages. Als der Feind die Garden auf Bustorf zurückdrängte, unterbrach St. den Vormarsch auf Reide, ging zum Angriffe gegen den dänischen rechten Flügel vor und setzte den Kampf so lange fort, bis der Feind, um nicht ganz umgangen zu werden, die Stadt räumte und die Schlacht verloren gab. Wrangel sagte ihm später in seiner Weise: „Du hast das Gefecht bei Schleswig entschieden." Am 5. Juni kam er im Treffen bei Düppel nochmals zu ernster kriegerischer Thätigkeit. In Anerkennung seiner Leistungen erhielt er den Orden pour le mérite; auf einer Parade bei Schönhausen in der Nähe von Berlin hängte ihm Prinz Wilhelm, nachmals König Wilhelm I., das Ehrenzeichen eigenhändig um. Ueber Steinmetz' Erlebnisse und Wahrnehmungen in diesem Feldzuge liegen eigenhändige Briefe von ihm vor, welche reiche Fülle der Belehrung und mancherlei Aufschlüsse über die Begebenheiten bieten (3.—6. Beiheft zum Militär-Wochenblatt, Berlin 1878). Sie zeigen den Schreiber überall als den dienstkundigen, gebildeten, thätigen, kampflustigen, einsichtsvollen Bataillonscommandeur. — Nach Beendigung des Feldzuges kehrte St. zunächst in seine frühere Stellung in Spandau zurück, aber schon am 6. November 1848 ward er zum Commandeur des in Magdeburg stehenden 32. Infanterieregiments ernannt. Bevor er dahin abging wurde ihm ein anderer Auftrag zu Theil, dessen geschickte und erfolgreiche Ausführung besondere Umsicht, Thatkraft und Selb-

ständigkeit erforderte. Es wurde ihm der Posten des Commandanten zu Brandenburg a. d. Havel übertragen, wohin die Sitzungen der Nationalversammlung verlegt waren. Sein Auftrag war um so schwieriger, als unter den Truppen der Besatzung ein stark demokratisch angehauchtes Landwehrbataillon sich befand. Aber St. hatte schon in Schleswig gezeigt, daß er dergleichen Leute zu behandeln verstand und so gelang es ihm auch hier die Mannszucht zu erhalten. Die Abgeordneten gaben ihm keine Veranlassung sie seine rücksichtslose Entschlossenheit fühlen zu lassen und die sehr erregte Ortsbevölkerung hütete sich wol, ihn durch Ausschreitungen herauszufordern. — Am 8. Mai 1849 ward er Oberstlieutenant. Damals beehrte ihn seines Kriegsherrn Vertrauen von neuem mit einem Auftrage, dessen Ausführung einen ganzen Mann forderte. Ein zum Feldzuge gegen die Aufständischen in Baden eingezogenes Berliner Landwehrbataillon hatte sich grobe Verstöße gegen die Disciplin zu Schulden kommen lassen, welche ernste Maßregeln nöthig machten. „Er erfüllte diese Aufgabe mit seiner ganzen Energie und so furchtbarem Ernst, daß kein Widerstand mehr versucht und die Excedenten zur Verurtheilung abgeliefert wurden.“ — Anfang Juli des nämlichen Jahres erhielt er den Befehl über preußische Truppen, welche an der anhaltischen Landesgrenze zusammengezogen wurden. Eine Umsturzpartei gefährdete die Wirksamkeit der dortigen Regierungen, S. sollte unter Umständen die letzteren stützen. Sein Einschreiten ward aber nicht erfordert; es war nicht nöthig, daß er die von ihm in Aussicht genommenen sehr energischen Maßregeln zur Ausführung brachte. Als im Spätherbste 1850 aus Anlaß der hessischen Wirren das preußische Heer mobil gemacht wurde, gehörte das 32. Infanterieregiment zum Corps des Generals Graf Gröben. Dieser, dem St. von Düsseldorf her bekannt war, übertrug ihm die Geschäfte des Commandanten von Kassel, wo er am 6. November eintraf. Die Stellung war nicht nach seinem Geschmack; den militärischen Anordnungen, welche er gern getroffen hätte, traten überall politische Bedenken und Rücksichten in den Weg. Er war froh als er im December nach seiner neuen Garnison Erfurt abrücken konnte. Ein Tagesbefehl Gröben's sprach ihm den wärmsten Dank für das aus, was er in Kassel geleistet hatte. — Das folgende Jahr brachte ihm am 18. Januar die Beförderung zum Obersten und am 17. April die Versetzung in einen Dienstkreis, mit welchem er bis dahin in gar keine Berührung gekommen war. Er wurde zum Commandeur des Cadettencorps ernannt. Als solcher hatte er die Aufsicht über sämmtliche Cadettenanstalten und die Sonderleitung des Berliner Hauses. Aber so fremd ihm die Verhältnisse waren, in welche er eintrat, so rege war das Interesse, welches er ihnen entgegenbrachte. Die Stellung entsprach ganz seinen Neigungen. Schon in einem 1820 geführten Tagebuche hat er Ansichten über Jugenderziehung niedergelegt, die er nach mehr als dreißig Jahren verwirklichen konnte, und bei der Ausbildung der ihm unterstellt gewesenen Truppen hatte er nie die erzieherische Aufgabe der Vorgesetzten aus den Augen gelassen. Im Cadettencorps gab es für ihn viel zu ändern und zu bessern, er fand zahlreiche Mißbräuche vor, hatte in Einrichtungen und unter den Persönlichkeiten Wandel zu schaffen. In unglaublich kurzer Zeit war er über alle Verhältnisse orientirt; um aus eigener Kenntniß urtheilen zu können, lernte er Lateinisch und Englisch. Dann griff er rücksichtslos und entschieden ein. An die Stelle des alten Lehrplanes setzte er einen neuen, nahm den jungen Officieren und den Civilgouverneuren, um unrechten Gebrauch zu verhindern, die Strafgewalt und setzte an die Stelle der bequemen Art Cadetten, deren Leistungen nicht genügten, den Eltern zurückzugeben, das Ziel „unnütze Jungens, so lange sie keine schlechten Streiche machen, zu erziehen“, sie ihrem Berufe zu erhalten. Mit rauher Faust griff er ein, unbekümmert um die Meinungen Anderer, schädigte manches Privatinteresse und

vermeintlich wolbegründete Ansprüche seiner Untergebenen und hatte manch harten Kampf gegen Vorurtheil und Eigennutz durchzukämpfen; seinen Cadetten aber brachte er ein warmes Herz entgegen, welches er denen die unter ihm gestanden hatten bis zuletzt bewahrte und vielfach bethätigte. Während der Zeit seiner Commandoführung lernte er, einer Einladung des Kaisers Nicolaus folgend, auch die Petersburger Militär-Erziehungsanstalten kennen. — Nach drei Jahren ward er seiner Stellung als Commandeur des Cadettencorps enthoben und am 25. April 1854 zum Commandanten von Magdeburg ernannt; im Juli desselben Jahres ward er Generalmajor. Wiederum war es eine von seiner bisherigen Dienstesthätigkeit ganz verschiedene Wirksamkeit, in welche er eintrat. Auch hier fand er vieles, was er für fehlerhaft hielt und zu ändern wünschte. Die Verwendung in immer anderen Stellungen, in die das Vertrauen seines Kriegsherrn ihn berief, und die Aufgaben, welche ihm dadurch erwachsen waren, erweckten allmählich die Ueberzeugung in ihm, daß er berufen sei, überall wohin er kam, aufzuräumen und zu bessern. So ging es auch in Magdeburg. Hier richteten sich seine Angriffe hauptsächlich gegen die bürgerlichen Behörden zu denen er Beziehungen hatte; namentlich mit der Steuer- und mit der Polizeidirection lebte er in stetem Kriege.

In die Zeit seines Magdeburger Aufenthaltes fällt eine wunderbare Begebenheit. Um so wunderbarer, als sie einen Mann betrifft wie St., den Mann von Stahl und Eisen, den starren Soldaten, bei dem man alles andere eher gesucht hätte als ein Uebermaß von Einbildungskraft, ein Verlassen des Bodens der nackten Wirklichkeit. Er wurde von Visionen heimgesucht, sein Geist war von Wahnvorstellungen erfüllt. Sie knüpften sich an den Tod seiner am 10. October 1854 sechsundzwanzigjährig zu Magdeburg gestorbenen Tochter Selma, des letzten seiner drei Kinder. Kaum seine Gattin hat ihm im Leben so nahe gestanden wie diese Tochter. Sie war seine ganze Freude, sein ganzer Stolz gewesen. Anfangs konnte er kaum fassen, daß sie ihm genommen sei; er vermeinte immer sie müsse eintreten. Bald aber glaubte er sie wirklich wieder bei sich zu sehen. Sie erschien ihm häufig und lange weilte ihr Bild bei ihm. Brachvogel (s. unten) hat nach des Generals eigenen Aufzeichnungen über diese Zustände berichtet, die sich sehr allmählich verloren und erst zehn Jahre später ganz verschwanden. Auf die Erfüllung seiner dienstlichen Pflichten äußerten dieselben indeß keinen Einfluß.

Am 19. Februar 1857 wurde General v. St. als Commandeur der 4. Garde-Infanteriebrigade nach Berlin versetzt, aber schon am nächsten 3. December zum Commandeur der 1. Division in Königsberg ernannt. An der Spitze derselben ist er, am 22. Mai 1858 zum Generallieutenant befördert, mehr als fünf Jahre lang geblieben; er benutzte diese Zeit, abgesehen davon daß er mit gewohntem Ernst und Eifer seinen Dienstobliegenheiten nachkam, sich mit der militärischen Gesetzgebung zu beschäftigen und die Eigenart der Cavallerie sowie die Ausbildung dieser Waffe genau kennen zu lernen. Gegen das Ende seines Königsberger Aufenthaltes trug er sich mit Abschiedsgedanken, bat sogar einmal um seine Pensionirung, da er den Augenblick gekommen glaubte, in welchem er den Degen einstecken müsse. Es trug dazu die Befürchtung bei, daß der an Jahren jüngere General v. Bonin (s. A. D. B. III, 128), der im 2. Garde-Regimente sein Hintermann gewesen war, dann aber seinen Weg durch die Fürstenadjutantur gemacht hatte und ihm vorgekommen war, sein commandirender General werden könnte. Der Gedanke war ihm unerträglich. Aber die Verwirklichung ward abgewendet. Als am 29. Januar 1863 Bonin an die Spitze des I. Armeecorps trat, ward gleichzeitig St. zum commandirenden General des II. in Stettin ernannt. Am 18. Mai 1864 mußte er diese Stellung dem Kronprinzen Friedrich

Wilhelm abtreten und sie mit der gleichen an der Spitze des V. Armeecorps in Posen vertauschen. In Stettin war am 19. November 1863 seine Gattin gestorben. „Nun habe ich nur noch Gott und den Dienst", konnte er mit Recht ausrufen. Am 25. Juni 1864 war er zum General der Infanterie ernannt worden.

Sein Armeecorps war das scharfgeschliffene Werkzeug, mit welchem er in den Krieg gegen Oesterreich zog. Er sollte ihm unvergänglichen Ruhm bringen. Das V. Armeecorps gehörte zu der unter den Oberbefehl des Kronprinzen gestellten 2. Armee. Sie sammelte sich in Schlesien. Am 26. Juni 1866 stand St. mit seinem Armeecorps und einigen ihm außerdem zugewiesenen Truppentheilen als Vorhut der Colonne des linken Flügels zum Einmarsche bereit an Oesterreichs Grenze. Noch am Abend jenes Tages ward letztere auf der von Glatz über Reinerz nach Böhmen führenden Straße überschritten. Am 27. ging es vorwärts. Das V. Armeecorps stieß im Marsche auf das in der Bewegung von Olmütz auf Josefstadt begriffene VI. feindliche Corps unter Feldmarschalllieutenant Ramming. Die Begegnung führte zu dem blutigen Treffen von Nachod, welches Ramming veranlaßte auf Skalitz zurückzugehen. Hier kam es am 28. zu erneutem Kampfe. St. war der Auftrag geworden, an diesem Tage die Angriffsbewegung fortzusetzen. Er hatte zu diesem Zwecke den weiteren Vormarsch auf Skalitz angeordnet und hielt an seinem Vorhaben auch dann noch fest als ihm die Kunde wurde, daß er auf die in Aussicht gestellte Mitwirkung des Gardecorps nicht rechnen könne, weil der Mißerfolg des Generals v. Bonin, welcher Tags zuvor bei Trautenau, wo er in Böhmen einzudringen versucht hatte, durch Gablenz blutig zurückgewiesen war, eine abweichende Verfügung über die Truppen geboten hatte. Es war der nämliche Bonin, dessen wir oben gedacht haben. Nur die schwere Garde-Cavalleriebrigade ward St. überwiesen. Bei Skalitz traf St. auf neue Gegner. Ramming war mit seinem VI. Corps durch 3 Brigaden des VIII. unter Erzherzog Leopold abgelöst, welche auf den langgestreckten Höhen östlich von Skalitz eine feste Stellung genommen hatten. Hier griff St. sie an. Es war ein langes blutiges Ringen, aber es war wiederum mit Erfolg gekrönt und ein weiterer Schritt auf dem Wege zu dem gesteckten Ziele, der Vereinigung der 2. Armee am linken Ufer der Elbe bei Gradlitz. Am 29. wollte St. versuchen dieses Ziel ohne Kampf zu erreichen. Der Gegner vereitelte die Absicht. In dem IV. Corps des Feldmarschalllieutenants Graf Festetics stellte sich ihm bei Schweinschädel ein neuer Feind entgegen. Auch dieser wurde geworfen. Der Kampf war nicht so verlustreich wie die beiden vorangegangenen gewesen waren, es wurde aber trotzdem viel kostbares Blut vergossen. Aus den Opfern, welche der Einmarsch in Böhmen das V. Armeecorps gekostet hatte, ist gegen St. vielfach der Vorwurf hergeleitet worden, daß er mit dem Leben seiner Soldaten nicht sparsam genug umgegangen sei, daß er, der Eigenart seines Charakters entsprechend, allzu rücksichtslos verfahren sei. Die Beschuldigung ist ungerecht. Der Tag von Schweinschädel beweist, daß er das Gefecht nicht suchte, daß er es zu vermeiden wünschte wenn er seinen Zweck ohne Kampf erreichen konnte; daß er, wo dies nicht anging, seine Kraft voll einsetzte, sich nicht durch philanthropische Bedenken von Maßregeln abhalten ließ, die er als die richtigen erkannt hatte, zeigt nur daß er den Krieg verstand; anders handeln, wäre sparen am unrechten Orte gewesen. Steinmetz' Verluste beim Einmarsche in Böhmen betrugen sehr wenig mehr als die, welche die übrigen Truppentheile der 2. Armee zusammen erlitten hatten, und dabei waren es seine Leistungen, welche jenen das Gelingen der ihnen gewordenen Aufgabe überhaupt erst ermöglichten. Wie König Wilhelm das Verdienst würdigte, welches St. und die ihm unterstellten Truppen sich um das Gelingen des Feldzugsplanes er-

worben hatten, beweist das Schreiben, neben dem er ihm den Schwarzen Adlerorden übersandte. Er erkennt St. die Ehre zu „daß er die schwierigen Operationen größtentheils gelingen gemacht habe, die der gesammten Armee gestellt gewesen seien". — Mit den Einmarschkämpfen hörte Steinmetz' Theilnahme an der Gefechtsthätigkeit auf. Das V. Armeecorps kam in die Reserve und bei Königgrätz nicht ins Feuer, ebensowenig beim weiteren Vormarsche gegen die ungarische Grenze. Am 20. September wurde die sieg- und ruhmgekrönt heimkehrende Garnison der Stadt Posen dort feierlich empfangen. An demselben Tage wurde St. zum Chef des zum V. Armeecorps gehörenden Westfälischen Füsilierregiments Nr. 37 ernannt, welches am 27. Januar 1889 durch Kaiser Wilhelm II. den Namen Steinmetz für alle Zeiten erhielt.

Im Jahre 1867 schritt der siebenzigjährige General zu einem zweiten Ehebunde. Die Erwählte war Fräulein Elise v. Krosigk (geboren am 21. November 1848, wieder vermählt am 12. April 1880 mit Graf Brühl auf Seifersdorf bei Dresden), Tochter des Generals von Krosigk, welcher die Posener Cavalleriebrigade befehligte. Die Trauung wurde, da der Schwiegervater sich zu Tübingen in ärztlicher Behandlung befand, auf der Burg Hohenzollern vollzogen. St. war durch eine wegen seiner Verdienste im J. 1866 ihm zu Theil gewordene Dotation ein wohlhabender Mann geworden. Auch war er in den Norddeutschen Reichstag gewählt und nahm in diesem seinen Sitz ein.

Der Ausbruch des Krieges von 1870 berief ihn an die Spitze der ersten der gegen Frankreich aufgestellten Armeen. Sie war aus dem I., VII. und VIII. Armeecorps und aus der 1. und 3. Cavalleriedivision, im ganzen aus 75 Bataillonen, 64 Schwadronen, 45 Batterien, zusammengesetzt und stand auf dem äußersten rechten Flügel, zunächst am Feinde. Gern hätte St. daher den Feldzug eröffnet, um so mehr als er befürchten konnte beim Vorgehen der 2. Armee des Prinzen Friedrich Karl in die zweite Linie gedrängt zu werden. Aber durch höhere Verfügungen waren ihm die Hände gebunden, er mußte abwarten. Als den Absichten der oberen Heeresleitung zuwider am 6. August die Schlacht von Spicheren geschlagen wurde, waren es freilich Truppentheile der 1. Armee, welche dieselbe herbeigeführt hatten; es war aber gegen seine Absicht geschehen und erst um 7 Uhr Abends, als das Geschick des Tages bereits entschieden war, übernahm St., aus seinem Hauptquartier Eiweiler auf der Walstatt eingetroffen, aus den Händen eines seiner Corpscommandeure, des Generals v. Zastrow, das Commando. Der zweite Kampf, welchen die 1. Armee zu bestehen hatte, fand wiederum gegen die Absichten ihres Obergenerals statt. Es war die Schlacht von Colombey-Nouilly am 14. August. St. traf auf dem Kampfplatze erst ein als das Gefecht vollständig beendet war. Er erkannte das Geleistete an, tadelte aber, daß den gegebenen Weisungen entgegen überhaupt geschlagen war. An der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat nahm St. mit dem VII. und VIII. Armeecorps persönlichen Antheil, während die übrigen ihm unterstellten Truppen auf dem rechten Moselufer die Wacht vor Metz hielten. Am folgenden Tage ward eine neue Armee gebildet, die Maasarmee, unter dem Kronprinzen Albert von Sachsen. Sie marschirte in Gemeinschaft mit der 3. des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen gen Paris, während die 2. Armee unter Prinz Friedrich Karl und die 1. unter St. vor Metz zurückblieben mit Beobachtung des in die Moselfeste eingeschlossenen Rheinheeres unter Marschall Bazaine beauftragt. Damit war aber eine tiefeinschneidende Aenderung in der dienstlichen Stellung des Generals v. St. verbunden. Bis dahin selbständiger Armeeobercommandant und als solcher unmittelbar dem allerhöchsten Kriegsherrn und seinem großen Hauptquartiere unterstellt, trat er jetzt unter die Befehle eines

im Verhältniß zu ihm selbst jungen Prinzen, dessen Persönlichkeit voraussehen ließ, daß er sein Commando nicht nur dem Namen nach führen, sondern es thatsächlich ausüben würde. Fast einen Monat währte der durch diese Anordnungen geschaffene Zustand. In diese Zeit fällt die am 31. August und am 1. September geschlagene Schlacht von Noisseville, welche den einzigen von Bazaine unternommenen ernstlichen Durchbruchsversuch vereitelte. Sie wurde fast allein von der 1. Armee ausgefochten. Lange aber sollte Steinmetz' kriegerische Thätigkeit nicht mehr dauern. Am 15. September traf in seinem Hauptquartier Jouy aux Arches eine vom 13. datirte Allerhöchste Cabinetsordre ein, durch welche der General der Infanterie v. St. zum Generalgouverneur im Bereiche des V. und VI. Armeecorps mit dem Sitze in Posen ernannt wurde. Die Truppen der 1. Armee traten unmittelbar unter das Obercommando der Cernirungsarmee, ein Theil des Stabes blieb bestehen um demnächst die Mittel für eine neue, nach dem Falle von Metz unter dem Oberbefehle des Generals v. Manteuffel gebildete Armee zu bieten. Am 26. reiste St. nach Posen ab. Seine kriegerische Laufbahn schloß mit einem Mißtone. Die näheren Umstände, unter welchen er erklang, sind nicht bekannt geworden; es steht jedoch fest, daß Steinmetz' Rücktritt vom Commando erfolgt ist, weil sein Verhältniß zum Prinzen ein unerträgliches geworden war und um jeden Preis gelöst werden mußte.

So lange der Krieg dauerte blieb St. auf dem ihm angewiesenen Posten. Als der Friede gesichert war, bat er um seine Versetzung in den Ruhestand. Unter dem 8. April 1871 ward seine Bitte gewährt. Um ihn der Armee äußerlich zu erhalten geschah es unter Versetzung zu den Officieren von der Armee mit dem Gehalte seiner Charge und einem Jahreszuschusse von 2000 Thalern und unter gleichzeitiger Verleihung des Charakters als Generalfeldmarschall. Ferner wurde er am 30. November 1872 zum Mitgliede des Herrenhauses ernannt. Das Eiserne Kreuz 2. und 1. Classe, sowie das Eichenlaub zum Orden pour le mérite, hatte er schon im Laufe des Krieges erhalten, später wurde ihm, wie nach 1866, eine Dotation zu Theil. Seinen Wohnsitz verlegte er nach Görlitz. Frisch und rüstig bis in sein hohes Alter konnte er noch am 29. Juni 1877 der Feier eines zweihundertjährigen Bestehens beiwohnen, welche das Grenadierregiment König Friedrich Wilhelm IV., dessen Musketierbataillone er 1848 geführt hatte, beging. Dann starb er am 2. August 1877 in Bad Landeck.

Sein Leben war Mühe und Arbeit gewesen. Die Eigenart des Feldmarschalls kennzeichnet sein Biograph, General v. Conrady, in nachstehender Weise: „Er hat zu seinen Lebzeiten wenig Freunde in der Armee gehabt. Es lag dies in seinem schroffen Wesen und in den hohen Anforderungen, die er im Dienst stellte. Ein ernster, verschlossener Charakter, ist er von seinen Zeitgenossen meist nicht verstanden worden, weil die Motive seines Handelns unbekannt blieben. In der strengen Schule des Lebens erzogen, von schweren Schicksalsschlägen getroffen, die manchen umgeworfen haben würden, hat er festgestanden in christlichem Glauben an einen gnädigen Gott, sich nach und nach loslösen müssen von allem, was den Menschen an das Leben bindet und als seine einzige Lebensaufgabe das Wirken für seinen König und sein Vaterland erkannt. Von der Pike auf gedient, niemals außerhalb der Front verwendet, hat er es allein durch seine Tüchtigkeit und seine unbestrittenen Verdienste um die Armee zum Feldmarschall gebracht."

Beihefte zum Militär-Wochenblatt, Berlin 1877, 3.—6. Heft (enthalten eine bis zum Jahre 1866 reichende Lebensskizze aus der Feder des Generallieutenant v. Conrady und die obenerwähnten Briefe). — Der Soldatenfreund, 45. Jahrgang, Berlin 1877. — Die Theilnahme des V. Armeecorps an den kriegerischen Ereignissen gegen Oesterreich vom Generallieutenant v. Kirchbach,

Berlin 1868. — Die Operationen der 1. Armee unter dem General v. Steinmetz von Major v. Schell, Berlin 1872. — Die Männer der neuen deutschen Zeit von A. E. Brachvogel, 3. Bd., Hannover 1874. B. Poten.

Steinmüller: Johann David St., evangelischer Prediger, † nach 1758. St. wurde am 22. August 1708 zu Oelsnitz geboren, erhielt seine Vorbildung seit 1723 in Schulpforta, studirte seit 1729 in Leipzig und promovirte als Magister daselbst im J. 1732. 1734 kam er als Hofmeister in eine Patricierfamilie nach Nürnberg und wurde dort 1736 Mittagsprediger zum heil. Kreuz. Noch in demselben Jahre aber verließ er diese Stelle und folgte einem Rufe des Reichsfreiherrn v. Rotenhan, der ihn zu seinem Beichtvater und Pfarrer in Eyrichshof und Fischbach berief. Von hier siedelte er 1739 als Pfarrer nach Oelsnitz im kursächsischen Voigtlande über und kam von da im J. 1750 als Stiftssuperintendent nach Merseburg, wo er zugleich Beisitzer des geistlichen Gerichts, Pastor der hohen bischöflichen Stiftskirche und Aufseher des Gymnasiums wurde. Er starb nach 1758. Von St. sind einzelne Predigten, Reden und Gedichte bekannt, dazu eine Uebersetzung der französischen Reden Saurin's (evangelischen Predigers im Haag) über die Geschichte von dem Leiden Jesu Christi (1. Aufl. 1734, 3. Aufl. 1751).

Zu vgl. Dietmann, Kursächsische Priesterschaft IV, 845—849. — Meusel, Lexikon XIII (1813), 347—348. P. Tschackert.

Steinmüller: Johann Rudolf St. ward am 11. März 1773 zu Glarus geboren. Er entstammte einem Geschlechte, das, ursprünglich aus der Pfalz eingewandert, eine Reihe Geistlicher und Lehrer unter seinen Gliedern zählte; auch der Vater unseres St. war Lehrer gewesen. Mit 14 Jahren kam der junge St. zur Vorbereitung auf die Studien zu seinem mütterlichen Oheim, Pfarrer Hosch in Gechingen (Württemberg); damals schon ward er aushülfsweise zum Predigen und zur Schulführung angehalten. Nach dem Besuch der Universitäten Tübingen und Basel wurde der noch nicht völlig Achtzehnjährige im Januar 1791 zum Geistlichen ordinirt, nahm aber zunächst eine Hauslehrerstelle in Glarus an. 1794 wählte ihn die Gemeinde Mühlehorn zum Pfarrer; 1796 vertauschte er diese Stelle mit der Pfarrstelle in Kerenzen; 1799 siedelte er als Pfarrer in das appenzellische Dorf Gais über, 1805 nach dem St. Gallischen Städtchen Rheineck, wo er bis zu seinem am 28. Febr. 1835 erfolgenden Tode als Geistlicher amtete; 1831 ward er als Antistes an die Spitze der St. Gallischen Geistlichkeit gestellt; nach Aufhebung dieser Würde 1834 blieb er Vorsteher der St. Gallischen Synode. Als Theologe huldigte er der rationalistischen Richtung; sein bei aller Schlichtheit imponirendes, dabei offenes Wesen und der praktisch religiöse Grundton seines Charakters, sowie die ihm eigene Welt- und Menschenkenntniß sicherten ihm das Vertrauen seiner Amtsbrüder; als Prediger leistete er Tüchtiges, als Seelsorger war ihm keine Mühe zu viel.

Was St. einen bleibenden Namen sichert, ist indessen nicht seine Thätigkeit als Geistlicher und Theologe; außer einigen Predigten und Grabreden ist von ihm nach dieser Richtung nichts veröffentlicht worden, und seine Natur war nicht für die dogmatische Speculation geschaffen. Aber St. war zugleich sehr geschätzter Naturforscher und einer der hervorragendsten Schulmänner seiner Zeit.

In ersterer Beziehung widmete er seine Thätigkeit vornehmlich dem Thierleben der Alpenwelt, insbesondere den Alpenvögeln. Auf diesem Gebiete erwies er sich als gründlichen und zuverlässigen Forscher, dessen werthvolle Beobachtungen und Leistungen bei den Fachmännern volle Anerkennung fanden. Seine diesfälligen Arbeiten legte er zumeist in die Zeitschrift „Alpina" nieder, die er in Gemeinschaft mit C. Ulysses v. Salis-Marschlins 1806—1809 (Winterthur, 4 Bde.) redigirte und nach dessen Tode als „Neue Alpina" in zwei Bänden (1819.

1821) selbständig weiterführte. Er arbeitete ein vollständiges Werk aus über die in der Schweiz einheimischen Säugethiere und Vögel, das aber Manuscript blieb und wol mit dem übrigen Nachlaß Steinmüller's im Brande von Glarus (1861) verloren gegangen ist. Seine Beobachtung der Natur erstreckte sich auch auf die Cultur derselben („Beschreibung der schweizerischen Alpen- und Landwirthschaft", Bd. I (Glarus) u. Bd. II (Appenzell) Winterthur 1802 u. 1804); noch in seinen letzten Lebensjahren redigirte er die „Schweizerische Zeitung für Landwirthschaft und Gewerbe" (St. Gallen 1831—35); seiner Thätigkeit verdankt auch die landwirthschaftliche Gesellschaft des Kantons St. Gallen ihre Entstehung (1819).

Noch ehe Pestalozzi's Stern am pädagogischen Himmel aufging, war St. für die Hebung des Volksschulwesens thätig. 1794 veröffentlichte er bereits ein „Lesebuch zur Bildung des Herzens und zur Uebung der Aufmerksamkeit, für Kinder an den mittleren Classen der Landschulen", das vier Auflagen erlebte. 1799 zum Mitglied des Erziehungsrathes im Kanton Säntis ernannt, leitete er auf Grund seines „Planes zur Errichtung einer Erziehungsanstalt für angehende Landschullehrer im Kanton Säntis" (1800) den ersten Lehrerbildungscurs in der Ostschweiz (1801/1802), der acht Monate dauerte, von 18 Jünglingen besucht war und ihm den Dank des Kleinen Rathes der helvetischen Republik eintrug. — An die Lehrpraxis schlossen sich neben der „Rechenschaft" über diesen Kurs eine Reihe methodisch-pädagogischer Veröffentlichungen für Lehrer an, so die „Erste Anleitung für die sämmtlichen Schullehrer der Landschulen des Kanton Säntis" und die Herausgabe der „Helvetischen Schulmeisterbibliothek" (2 Bde. 1801).

1799 war St. mit Professor Fischer, der damals die Errichtung eines Lehrerseminars in Burgdorf betrieb, in nähere Beziehung getreten, indem er auf dessen Wunsch die Auswanderung armer Kinder aus dem Appenzellerland nach der Westschweiz organisirte. Es ist bekannt, daß mit der nach Burgdorf übersiedelnden Schar auch der junge Lehrer Hermann Krüsi von Gais ging, um durch Fischer zum tüchtigen Lehrer ausgebildet zu werden und daß nach Fischer's zu Anfang Mai 1800 erfolgtem Tode Krüsi sich an Pestalozzi anschloß. St., der die Rückkehr Krüsi's gewünscht und in dessen Anschluß an Pestalozzi Undank gegen Fischer und ihn selbst gesehen, wurde dadurch auch gegen Pestalozzi persönlich mißstimmt und lieh diesem Mißmuth offenen Ausdruck in seiner Schrift „Bemerkungen gegen Pestalozzi's Unterrichtsmethode" (Zürich 1803); der innere Grund des Gegensatzes lag freilich tiefer und beruhte auf der individuellen Verschiedenheit der beiden Männer: St. war ebenso sehr wesentlich Praktiker, allen Uebertreibungen abhold und ausschließlich auf das hinsteuernd, was er für die gegebenen Verhältnisse geeignet und durchführbar hielt, wie Pestalozzi und seine Jünger genial und für ideale Gesichtspunkte schwärmend; dazu kam, daß St. an der ausschließlichen Begünstigung Anstoß nahm, welche die helvetische Regierung Pestalozzi zuwende, während sie sich für das Landschulwesen unthätig zeige und auch für die Verbesserung des Schulmeisterstandes wenig thue. Je mehr ihm über die Experimente in Burgdorf die wirkliche Anschauung fehlte — er war nur wenige Stunden dort — desto mehr ließ er sich von der Selbstüberhebung, die ihm in Pestalozzi's Schriften und Anhängern entgegentrat, in Verbindung mit übeln Erfahrungen an einzelnen Zöglingen des Instituts einnehmen, sodaß er — neben manchen sehr triftigen Einwendungen gegen wirkliche Mißgriffe — weder den Grundgedanken der Pestalozzi'schen Methode noch auch der Persönlichkeit Pestalozzi's selbst gerecht wurde. Als dann aber seinen „Bemerkungen" eine Erwiderung unter Pestalozzi's Namen, thatsächlich aber von Niederer's Leidenschaftlichkeit dictirt, folgte, überwand sich St. zu einer ruhigen

und höflichen Erklärung, die ihm die Gemüther wieder gewann und den Streit zwischen den beiden Pädagogen für immer zu Grabe trug. Um so unermüdlicher wandte sich nun St. der pädagogischen Arbeit in seinem eigenen Kreise zu, indem er die zu Gais als Erziehungsrath und Schulinspector betriebene Thätigkeit mit seiner Uebersiedelung nach Rheineck auf den neu begründeten Kanton St. Gallen übertrug und durch die Periode der Mediationszeit und der Restauration fortsetzte. Unter seinen späteren Veröffentlichungen verdienen hervorgehoben zu werden die „Buchstabier- und Syllabierblätter“ (1807), der „Fortgesetzte Schullehrerunterricht in Rheineck“, ein „Handbuch für Schullehrer und Freunde des Schulwesens“ (1810); der „Entwurf zu einer Bürger- und Mittelschule in Verbindung mit einem Schullehrerinstitut für den evangelischen Theil des Kantons St. Gallen“ (1813); das „Sittenbüchlein für die Schulkinder“ (1816); die „Jugendbibel, ein religiöses Lesebuch für die Jugend, besonders für den Schulgebrauch bestimmt“ (1819); die „Jahrbücher für Religion und Sitte oder für schweizerisches Schul-, Kirchen- und Armenwesen“ (2 Bde., St. Gallen 1827). Noch tiefer gehende Einwirkung aber erreichte er durch die Fortsetzung seiner Lehrerbildungscurse, die er jeweilen während der Wintermonate in Rheineck abhielt und durch welche er die Lehrerbildung für den Kanton St. Gallen bis zu seinem Tode fast ausschließlich besorgte. „Sein diesfallsiger Unterricht zielte auf Einfachheit, Gründlichkeit und praktische Tüchtigkeit ab. Den damaligen Verhältnissen und Geldmitteln entsprechend stellte er nur sehr mäßige Anforderungen. Er glaubte, daß man mit übertriebenen Forderungen nichts Praktisches und Brauchbares erreiche. Die Curse dauerten in der Regel kurze Zeit (einige Monate), und darum war er auch gezwungen, dabei auf das Allernöthigste, im Berufsleben Anwendbare sich zu beschränken. Er hatte die Ansicht, daß nicht alles Lebensglück von viel Schulweisheit abhänge. Er fand es nöthig, daß der Lehrer in einfacher Sphäre bleibe und dem Volksleben nicht entfremdet werde. Unabläßig wirkte er auf einen soliden, arbeitsamen, bescheidenen Ton der Lehrer hin. Gleichwol hat er auf diesem Felde für seine Zeit Bedeutsames geleistet. Seine Stärke lag darin, die Lehrerzöglinge kräftig anzuregen und den Trieb zur Weiterbildung zu wecken. Darum fand sich denn auch unter seinen ehemaligen Schülern eine große Zahl tüchtiger und strebsamer Lehrer, die dem Kanton große Dienste leisteten. Er hat über 800 Jünglinge für den segensvollen Lehrerberuf herangebildet.“ (Schlegel S. 70/71.) Zugleich war er der Begründer der ersten Lehrerconferenzen im Kanton St. Gallen (1808) und regte die erste Generalconferenz sämmtlicher evangelischer Lehrer dieses Kantons (1821) an, die sofort eine Lehrerunterstützungscasse schuf, deren Verwaltung in den ersten sechs Jahren St. zufiel. Daß das St. Gallische Schulwesen so rasch zu tüchtiger Entfaltung uud verhältnißmäßig hoher Blüthe gelangte, verdankt es in erster Linie Steinmüller's allseitig anregender Thätigkeit, die dem letztern in weitesten Kreisen den wohlbegründeten und auch trotz momentaner Mißstimmung in seinen letzten Lebensjahren bleibenden Ruhm eintrug, einer der trefflichsten und einflußreichsten Schulmänner und Förderer der schweizerischen Volksschule im ersten Drittel unseres Jahrhunderts gewesen zu sein.

Bernet, im Neuen Nekrolog der Deutschen I, 1835. — Ehrenzeller, Denkmal auf J. R. St. in der Schweizerischen Zeitung für Landwirthschaft und Gewerbe 1835. — J. J. Schlegel, Drei Schulmänner der Ostschweiz (Lebensbild von St. p. 7—212), Zürich, Schultheß 1879. — Schelling, Lebensabriß von St. in Hunziker's Geschichte der schweiz. Volksschule (Zürich 1881) II, 206—215. — Vgl. auch J. Hottinger's Biographie des St. nahe befreundeten Hans Konrad Escher v. d. Linth (Zürich 1852). — R. Wolf, Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz IV (Zürich 1862), 299/300.

Hunziker.

Steinmüller: Joseph St., Kupferstecher, geboren am 28. Febr. 1795 in Wien, † am 27. Juli 1841. Derselbe genoß in seiner Jugend eine sorgfältige Erziehung. Frühzeitig Neigung zum Zeichnen an den Tag legend, gerieth er dadurch mit seinem Vater, der kaiserl. Obergärtner war, in Widerspruch, weil er nicht dessen Berufe folgen wollte. Trotzdem erwirkte St. die Erlaubniß zum Besuch der k. Akademie der Künste und machte hier unter der Leitung des Professors Hubert Maurer, später unter jener Leybold's vielversprechende Fortschritte. Als 1809 während der französischen Invasion die Akademie geschlossen wurde, nöthigte ihn sein Vater neuerdings Gärtnerdienste zu verrichten. Nach der Wiedereröffnung der Akademie setzte aber St. seine Studien wieder fort und wurde wegen seiner besonderen Begabung 1812 als Pensionär in die Kupferstecherschule der Akademie aufgenommen. Nach sechsjährigem Besuche der Lehranstalt begann er im Jahre 1818 selbständig zu arbeiten. Ungeachtet seiner Verbitterung durch Familienzwiste brach sich sein ungewöhnliches Talent als Kupferstecher rasch Bahn und er erwarb sich in kurzem den Ruf eines der ausgezeichnetsten Künstler in seinem Fache. Mit Vorliebe arbeitete er nach italienischen Meistern. Seine frühesten Leistungen waren die „Madonna mit dem schlafenden Kinde" nach Sassoferato, „Christus wird vom Teufel verfolgt" nach Tizian und „Brustbild des Erlösers" nach Andrea del Sarto. Sein Hauptwerk ist der Stich „Madonna mit dem Kinde und dem h. Johannes" nach dem Originale von Raphael in der Gemäldesammlung des k. Hofmuseums. Auch lieferte er mehrere Blätter für das Werk: Galerie der Kunstschätze des Belvedere, herausgegeben v. Haas. St. stach außerdem mehrere größere Bildnisse wie jene des Kaisers Franz I. und Ferdinand I. nach A. Theer, des Kaisers Josef II. nach Füger, des Herzogs v. Reichstadt nach Ender, des Ludwig van Beethoven nach Decker und des Componisten Franz Paër. — St. starb in der Vollkraft seines Lebens. In seinem Wesen lag herbe Leidenschaftlichkeit und Unduldsamkeit, daher er auch abgesondert und zurückgezogen von den übrigen Künstlern lebte. In seiner, nur mit dem nothwendigsten versehenen Wohnung herrschte die größe Unordnung. Ueber seine Familienverhältnisse schwieg er hartnäckig. Als Künstler nahm er die Sache sehr ernst und ging an seine Werke mit der vollsten Hingebung. Seine Arbeiten in Linienmanier gehören zu den vollendetsten ihrer Art.

Vgl. Wurzbach, Oesterr. biographisches Lexikon XXXVIII, 148.

K. W.

Steinweeg: Georg Friedrich St., evangelischer Theolog und Pädagog, † 1762. St. wurde zu Bottenheim im Württembergischen gegen Ende des 17. Jahrh. geboren, studirte in Tübingen, wo er vier Jahre lang Amanuensis des Theologen Pfaff war und als Magister der Philosophie promovirte. Seine amtliche Stellung erhielt er als Professor am herzoglich württembergischen Seminar in dem Kloster Denkendorf. In dieser Stellung starb er 1762. Von ihm existirt eine „Hebräische Grammatik" (Stuttgart 1753) und Anmerkungen, chronologische Tabellen und Register zur 2. Ausgabe von Pfaff's: Institutiones historiae ecclesiasticae (Tübingen 1727).

Zu vergl. Meusel XIII (1813), 348. P. Tschackert.

Steinweg: Heinrich (Engelhard) St., der Begründer der berühmten Pianofortefabrik, wurde am 22. (nicht 15.) Febr. 1797 zu Wolfshagen, einem kleinen, unweit Seesen gelegenen Harzdorfe im Herzogthume Braunschweig, geboren. Sein Vater, Heinrich Zacharias St., war dort Brinksitzer und Köhlermeister; seine Mutter, Rosine Elisabeth geb. Bauerochse, starb am 18. Novbr. 1810 an einer Brustkrankheit. Bald nach ihrem Tode muß der Vater gänzlich verarmt sein, denn als er selbst etwa ein Jahr darauf, am 13. Novbr. 1811,

verstarb, wird er im Kirchenbuche als „Häusling und Verarmter, sonstiger Köhler“ bezeichnet. Als Todesursache wird hier ausdrücklich Auszehrung angegeben; von einem Blitzschlage ist keine Rede; es verdient hiernach die Erzählung von seinem Tode in der Contemporary Biography, Vol. II, p. 362, wol schwerlich Glauben. Heinrich Engelhard soll das jüngste von 12 Kindern gewesen und als Armenkind auf Kosten der Gemeinde erzogen worden sein, im Alter von 15 Jahren aber alle seine Geschwister schon überlebt haben. Jedenfalls sah er sich früh ganz auf eigene Füße gestellt und gezwungen, den Kampf des Lebens unter den ungünstigsten Verhältnissen zu beginnen. Als nach dem Sturze des westfälischen Königthums Herzog Friedrich Wilhelm nach Braunschweig zurückkehrte und nun sogleich an die Errichtung eines Truppencorps ging, wurde auch St. sogleich um den Anfang des Jahres 1814 in dieses eingestellt, doch ist er, als es 1815 nach der Rückkehr Napoleon's von Elba ausrückte, in der Heimath zurückgeblieben. Da er eine große natürliche Beanlagung für die Musik besaß, so suchte er sich, ohne daß er je musikalischen Unterricht gehabt hätte, die Langeweile des Garnisonlebens mit Zither- und Guitarrespiel zu vertreiben, und er verfertigte sich selbst aus getrocknetem Fichtenholz ein Instrument, dessen Ton allgemeine Bewunderung erregte. Im Dienste zeigte er eine so vorzügliche Haltung, daß man ihn gern ganz beim Militär behalten hätte, wozu er jedoch keine Neigung hatte. Uebrigens erweist sich die Angabe in der Contemporary Biography l. c. p. 363, er sei zum Sergeanten befördert, nach den betreffenden Listen als unrichtig. Er wurde am 23. Juni 1822 als Soldat verabschiedet und wandte sich nun nach Goslar, um die Kunsttischlerei zu erlernen. Da er sich jedoch unter der Herrschaft der Zunftgesetze erst nach langen Jahren in diesem Fache selbständig hätte machen können, so faßte er den Plan sich auf die Verfertigung von Saiteninstrumenten zu verlegen. Nur ein Jahr blieb er bei einem Kunsttischler, dann trat er bei einem Orgelbauer in Arbeit. Er begab sich nach Seesen und machte hier mit Leichtigkeit in der Tischlerei sein Meisterstück, einen kunstvoll gearbeiteten Schreibtisch. Ein furchtbarer Brand, der am 16. Juli 1825 die Stadt Seesen heimsuchte und später umfangreiche Bau- und Tischlerarbeiten erforderlich machte, sowie die Fürsprache des Justizamtmanns ermöglichten ihm eine selbständige Besetzung. Schon etwas früher, in demselben Jahre 1825, hatte er sich mit (Joh.) Juliane (Henr.) Thiemer verheirathet und am 6. Novbr. d. J. wurde ihm sein erster Sohn (Christian Friedr.) Theodor geboren. Nun warf er sich mit dem größten Eifer hauptsächlich auf den Bau von Pianos; er studirte gründlich die alten englischen und modernen deutschen Instrumente, und nach Jahresfrist hatte er eines vollendet, das beider Vorzüge in sich vereinigte. Das Geschäft hatte immer besseren Fortgang, nahm aber einen ganz besonderen Aufschwung, als St. im August 1839 auf der Gewerbeausstellung in Braunschweig die erste Medaille und in dem Componisten Albert Methfessel, der dem Preisgerichte angehörte, einen einflußreichen Förderer gewann. Schwere Schädigung erlitt er jedoch 1844 durch den Eintritt Braunschweigs in den deutschen Zollverein, da Hannover, das den Braunschweigischen Landestheil, in dem Seesen liegt, umschloß, ihm nicht beitrat. Diese und ähnliche Schwierigkeiten, die Störung, die die Unruhen von 1848 brachten, die Aussicht, daß sein zweiter Sohn Karl (Christian K. Gottlieb, geb. am 4. Jan. 1829) bald in das Militär eintreten mußte — der älteste, Theodor, war frei gekommen — erweckten in ihm den Gedanken an Auswanderung. Im April 1849 schickte er zunächst seinen Sohn Karl nach Amerika hinüber, um das Feld dort zu erforschen, und da seine Berichte günstig lauteten, so siedelte er im Mai des folgenden Jahres mit der Frau, den drei jüngsten Söhnen Heinrich (Joh. H. Engelh., geb. am 29. Oct. 1830), Wilhelm (Joh.

Heinr. Hermann, geb. am 13. Dec. 1836) und Albert (Georg Aug. Albert, geb. am 10. Juni 1840), sowie mit drei Töchtern ganz nach New-York über, während der älteste Sohn Theodor das väterliche Geschäft in der Heimath fortführte.

Um zunächst die amerikanischen Verhältnisse und den dortigen Pianofortebau gründlich kennen zu lernen, arbeiteten Vater und Söhne in verschiedenen Fabriken, bis sie im März 1853 zusammen in bescheidenster Weise in einem ermietheten Hinterhause ein eigenes Geschäft gründeten. In einem Jahre wurden die Räume bereits zu eng und schnell errang die Firma „Steinway and Sons" Erfolg auf Erfolg. Schon 1854 auf der Gewerbeausstellung zu Washington erhielten ihre Erzeugnisse den ersten Preis, desgleichen im Krystallpalaste zu New-York und an zahlreichen anderen Orten. Ebenso in Europa, wo die Firma insbesondere auf den Weltausstellungen in London (1862) und Paris (1867) große Triumphe feierte. Der Absatz der Instrumente war ein ungeheuerer; schon 1882 erwartete man die Zahl 50,000 zu erreichen. Immer größeren Umfang nahm die Fabrik an, für die in und bei New-York (in Astoria) gewaltige Bauten aufgeführt und in London und Hamburg besondere Vertretungen eingerichtet wurden. Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen auf die großen Verdienste der Familie Steinweg um die Technik des Instrumentenbaues einzugehen, die ebensowohl in zahlreichen ihr verliehenen Patenten ihren Ausdruck fanden wie in den Preisen, die ihr überall, wo sie auf Ausstellungen in Wettbewerb trat, zu Theil wurden. Schon in den Jahren 1855—62 konnte man 35 erste Preismedaillen zählen. Die Verbesserungen, die die Steinwegs einführten, bezogen sich in gleicher Weise auf tafelförmige Pianos, auf Flügel (Patent vom 20. Dec. 1859) und auf Pianinos (upright pianos, Patent v. 5. Juni 1866). Das Verdienst der Herstellung letzterer, die anfangs mit einem starken Vorurtheil der Amerikaner zu kämpfen hatten, gebührt hauptsächlich dem schon genannten Theodor St. Dieser war, wie gesagt, 1850 bei der Uebersiedelung der Familie nach Amerika in Seesen zurückgeblieben, wo er sich am 10. Octbr. 1852 mit Johanne (Fried. Kar. Magd.) Lüdemann, aus Herzberg a. H. gebürtig, verheirathete. Um für sein Geschäft besseren Absatz zu haben, verlegte er es um die Mitte der fünfziger Jahre nach Wolfenbüttel und um das Jahr 1860 nach Braunschweig. Als aber im J. 1865 am 11. März sein Bruder Heinrich und am 31. März auf einem Besuche in Braunschweig sein Bruder Karl gestorben waren, trat auch er, um diese Lücken auszufüllen, im Oct. 1865 in das New-Yorker Geschäft ein und gab das zu Braunschweig auf, das an die Firma „Grotrian, Helfferich, Schulz, Steinweg's Nachf." überging. Theodor übernahm nun vornehmlich die technische Leitung der Fabrik, während der Bruder Wilhelm mehr den kaufmännischen Theil des Geschäfts besorgte. Der Vater, Heinrich St., zog sich in seinen letzten Jahren mehr und mehr von den Arbeiten zurück und hat, ein selfmade man im besten Sinne des Worts, am 7. Febr. 1871 sein thatenreiches Leben beschlossen; seine Wittwe starb am 9. Aug. 1877.

Die Förderung, die die Kunst von der Familie St. erfuhr, beschränkte sich aber nicht auf die Herstellung ihrer vorzüglichen Instrumente, sondern sie offenbarte sich auch sonst durch Unterstützung von Künstlern und Kunstaufführungen in der mannichfachsten Weise. In New-York errichtete sie 1866 ein großartiges Concerthaus Steinway hall, wo in einem Saale von prachtvoller Akustik 2400 Menschen Platz finden können. Ihre Verdienste wurden auch im deutschen Vaterlande mit Stolz anerkannt, wo z. B. die königliche Akademie der Künste zu Berlin Theodor und Wilhelm St. zu Mitgliedern ernannte. An die braunschweigische Heimath hat die Familie stets die größte Anhänglichkeit bewahrt und bei vielen Gelegenheiten bethätigt. Insbesondere fühlte sich Theodor zu

ihr hingezogen, der in Braunschweig ein eigenes Haus besaß und in den letzten Jahren diesen Ort als seinen Wohnsitz betrachtete, während er in Amerika nur zu vorübergehendem Aufenthalte weilte. Seine gemüthvolle Natur fand hier im Kreise alter Jugendfreunde und neuer Bekannter, die zumeist in dem Club der „Kleiderseller“ zusammen trafen, volle Befriedigung, sein offener, biederer Charakter allgemeine Achtung; groß war die Zahl derer, denen seine stille aber ausgedehnte Wohlthätigkeit zu Gute kam. Am 14. Jan. 1883 starb zu Braunschweig seine Frau und am 26. März 1889 ist er selbst hier einer Nieren- und Herzerkrankung erlegen. Eine reiche und werthvolle Sammlung von Musikinstrumenten, die er auf seinen ausgedehnten Reisen gesammelt und dem städtischen Museum zu Braunschweig testamentarisch vermacht hat, wird sein Andenken hier dauernd erhalten. Da sein Bruder Albert schon am 14. Mai 1877 gestorben war, so überlebte ihn von den Brüdern nur Wilhelm und, da er selbst kinderlos starb, von der folgenden Generation die Kinder Karl's und Wilhelm's, die jetzt in Verbindung mit einem Schwestersohne, Heinrich Ziegler, das Geschäft fortsetzen.

Vgl. Encyclopaedia of Contemporary Biography of New-York, Vol. II u. III (New-York 1882/83). Die Daten sind zum Theil nach den Kirchenbüchern von Wolfshagen und Seesen berichtigt. P. Zimmermann.

Steinwehr: Hippolytus St., aus einem alten pommerschen Rittergeschlecht, welches auch den Namen „Stenwer“ und „Stenwerder“ führt, studirte (1494) zu Greifswald, wo sein Verwandter M. Henning St., Notar des Herzogs Bogislaw X., die Lowe'sche Vicarie besaß, empfing (1500) ein Kanonikat und die Levelsche Vicarie beim St. Annenaltar im Camminer Dom, ferner das Archidiakonat von Usedom, und endlich (1521), an Stelle des natürlichen Sohnes des Herzogs, Christoph v. Pommern, das Oberpfarramt in Stralsund. Seine Bemühungen, diesen Pflichten gerecht zu werden, blieben jedoch erfolglos, theils hatte sich durch den Uebermuth des bischöflichen Administrators Zutfeld Wardenberg (s. d. A.) ein zu großer Haß gegen die Geistlichkeit entwickelt, theils brach sich die Reformation in Stralsund unaufhaltsam Bahn. Als nun der Rath den Clerus (1522) mit einer neuen Steuer belegte, verließen St. und W. die Stadt, und suchten zuerst durch den Herzog von Mecklenburg ihre Rechte zu vertheidigen, dann kehrte St., mit einem Geleitsbrief der Herzöge Georg und Barnim v. Pommern, nach Stralsund zurück, fand aber trotz dessen so wenig Schutz, daß er (1524), bei der Feier des Hochamtes, eine thätliche Beleidigung empfing. In gerechtem Unwillen klagte er nun (1525) gegen die Stadt beim Reichskammergericht in Speier, worüber die Zeugen (1527) in Greifswald von den k. Commissarien, Dr. H. Bukow, Dr. J. v. Eichstedt und BM. Vicco Bolen vernommen wurden, während Stralsund sich (1529) gegen die von St. aufgestellten Beschwerden vertheidigte. Der Gerichtshof verurtheilte dessenungeachtet (1530) die Stadt zu Schadenersatz und Wiederaufnahme der vertriebenen katholischen Geistlichen, St. erlebte jedoch diese Genugthuung nicht mehr, sondern starb (1529) infolge steten Aergers am Schlagfluß.

Alb. univ. Gr. I, 80 v. — Bagmihl, Pomm. WB. I, 154. — Pyl, Gesch. d. Gr. Kirchen, 821, 965, 996. — Kosegarten, Baltische Studien XVII, 2, S. 90—154; XVIII, S. 159—186. — Strals. Chroniken I, 36. — Meckl. Jahrb. III, 91, 181. — Kosegarten, Gesch. d. Univ. I, 176—184. — Fock, Rüg.-Pomm. Gesch. V, 73—244. — Klempin, dipl. Beiträge z. Gesch. Pom. S. 272, 339. Pyl.

Steinwich: Lambert St., Bürgermeister von Stralsund und Syndikus der Hansa, geboren 1571 in Düsseldorf, als der Sohn des Rectors der dortigen Schule, M. Ludolf St., war Doctor der Rechte und wurde (1601) von Anklam

als zweiter Syndikus des Rathes nach Stralsund berufen, erhielt aber, als sein Genosse Dr. Joh. Domann (s. A. D. B. V, 323) infolge der städtischen Zwistigkeiten mit Herzog Philipp Julius (s. A. D. B. XXVI, 37) sein Amt niederlegte und nach Lübeck übersiedelte, (1606) das erste Syndikat. In diesem Amte vertrat er gleich seinem Vorgänger, in Gemeinschaft mit den Bürgermeistern Heinrich Buchow und Henning Parow, mit großer Energie die Privilegien und Rechte der Stadt gegen den Herzog und erregte dessen Unwillen dadurch in solchem Grade, daß ihn derselbe, als jener Zwist zur offenen Feindschaft gedieh, (1612) nebst den beiden Bürgermeistern seines Amtes entsetzte. Während dieser Zeit seiner Suspension vereinbarten die von Philipp Julius ernannten Commissarien, u. a. der Generalsuperintendent Barthold Krakewitz, der Prof. Albrecht Wakenitz, der neu ernannte Bürgermeister Heinrich Hagemeister, der Rathsherr Balth. Prütze und der Stadtsuperintendent Conr. Schlüsselburg (s. A. D. B. XXXI, 606) mit Hülfe der Bürgerworthalter Dr. Gerdes und Heinrich Stamke, von denen jener aus Wismar, dieser aus Braunschweig gebürtig war, den Erbvertrag, welcher die Rechte des Herzogs und der Stadt gegen einander abgrenzte, und den Bürgervertrag, welcher die Macht des Rathes zu Gunsten der von Philipp Julius aufgewiegelten Bürgerschaft beschränkte. Lambert St. wirkte indessen als Anwalt und erhielt wiederholt einen Ruf nach Lübeck, Rostock und Braunschweig, lehnte aber solchen fürs erste noch ab, da er hoffen durfte, bald wieder in sein früheres Amt eingesetzt zu werden. Seine Hoffnung wurde auch nicht getäuscht, denn als es sich darum handelte, die Bestimmungen der beiden erwähnten Verträge zur Ausführung zu bringen, erklärten die Commissarien, Rathsmitglieder und Vertreter der Bürgerschaft einstimmig, daß St. allein dazu im Stande sei, diese schwierige Aufgabe zu bewältigen. Demgemäß gestattete der Herzog, welcher zugleich die ihm gerühmten Fähigkeiten des Syndikus für eigenen finanziellen Vortheil hinsichtlich seiner Geldforderungen an die Stadt auszunutzen gedachte, (1616) seine Wiederanstellung. Später (1618) trat auch Dr. Heinrich Buchow wieder ins Amt, Henning Parow war jedoch (1613) gestorben und Heinrich Hagemeister erkrankt († 13. Sept. 1616), infolge dessen wurde St. am 6. August 1616 einstimmig zum Bürgermeister erwählt. So an die Spitze des Gemeinwesens gestellt, entsprach er im ganzen Umfange den von ihm gehegten Erwartungen, namentlich in drei Richtungen, zuerst in der Ordnung der Verwaltung und der Finanzen und besonders in der Befriedigung der herzoglichen Entschädigungsforderungen, dann in der Versöhnung zwischen dem Rath und der Bürgerschaft, endlich aber in der Vermittlung zwischen der Stadt und dem Herzog, dessen Verschwendung und aufbrausendes Temperament stets neue Verwicklungen herbeiführte. Auf diese Art gelangte Stralsund wieder zu erneuter Kraft, welche es befähigte, den drohenden Stürmen der Zukunft mit Muth und günstigen Erfolgen entgegen zu treten. Schon während des Lebens von Philipp Julius hatte nämlich der dreißigjährige Krieg begonnen, und nicht lange nach seinem Tode (1625) auch die pommerschen Grenzen (13. Nov. 1627) überschritten, während sein Nachfolger Bogislaw XIV., welcher das ganze Land wieder unter seiner Herrschaft vereinigte, den kriegerischen und diplomatischen Gefahren seiner Zeit nicht gewachsen war. So empfing Stralsund die Aufgabe der Landesvertheidigung, und Lambert St. das ehrenvolle Amt, dieselbe zu leiten und zum ruhmvollen Siege zu führen. Wie früher hatte er auch jetzt finanzielle Schwierigkeiten zu überwinden, außerdem aber auch die Befestigungswerke der Stadt zu ergänzen und daneben die schwierigen diplomatischen Verhandlungen mit den herzoglichen Räthen, mit Wallenstein und dessen Feldherrn Arnim, sowie mit Dänemark und Schweden, welche Stralsund durch Hülfstruppen und Munition unterstützten, zu führen. Während der Belagerung, welche am 13. Mai

1628 begann und am 24. Julius ihr Ende erreichte, verdoppelten sich seine Anstrengungen, indem er der Muthlosigkeit seiner Amtsgenossen, der List Wallenstein's, der Unentschlossenheit und Zweideutigkeit der pommerschen Räthe, welche noch des alten Zwistes mit Philipp Julius gedachten, und endlich dem Uebermuthe der fremden Söldner zu begegnen hatte, endlich aber krönte ein glücklicher Erfolg sein rastloses Wirken, Wallenstein und später auch das übermüthige dänische Hülfscorps verließ Pommern, indessen ein Bündniß mit Gustav Adolf eine günstige Zukunft verhieß. Leider überlebte St. diesen Sieg nicht lange, sondern starb schon am 20. Aug. 1629 während einer durch den Krieg hervorgerufenen Pestepidemie, sein Andenken ist jedoch unauslöschlich mit dem bis auf die Gegenwart in Stralsund am 24. Julius gefeierten Wallensteinsfest verbunden, während seine irdischen Ueberreste in der Nicolaikirche unter einem Epitaphium mit seinem Bildnisse und einer Inschrift bestattet sind. Außer diesen politischen und diplomatischen Erfolgen und seinen Verdiensten um die Verwaltung der Stadt hat St. aber auch noch eine wissenschaftliche und litterarische Bedeutung, indem er während seiner Thätigkeit als Syndikus und Bürgermeister, mit welcher er seit 1619 auch das Syndikat der Hansa verband, vielseitige und gründliche Studien über die Entwicklung des Lübischen Rechtes anstellte und in handschriftlichen Sammlungen für den Druck vorbereitete. Letztere sind nach seinem Tode von dem berühmten Juristen David Mevius in dessen Commentarius ad ius Lubecense aufgenommen, und dienen gleichfalls dazu, ihm ein ehrenvolles Andenken zu bewahren. Sein Sohn Lambert St. studirte 1625 in Greifswald, starb aber unvermählt schon 1631, sodaß sein Name mit ihm in Stralsund erlosch.

Dinnies, Stem. Sund. Von der Fam. Steinwich ist eine ältere Fam. Stenweg (1388—1485) zu unterscheiden. — Brandenburg, Gesch. d. Stralsunder Mag., S. 63, 69. — Fock, Rüg.-Pomm. Gesch. VI, 39—326. — Mevius, comm. ad ius Lubecense, ed. Schoepff, 1744, praef. in fine. — Alb. univ. Gryph. II, 120 v. Pyl.

Steitz: Georg Eduard St., D. theol., lutherischer Theologe, geboren am 25. Juli 1810 zu Frankfurt und daselbst † am 19. Januar 1879 als Senior der lutherischen Geistlichkeit, verdient eine Erwähnung nicht nur wegen seiner gründlichen Arbeiten auf seinem Fachgebiete, sondern auch wegen seiner sonstigen Thätigkeit auf dem Gebiete der Geschichte und speciell der Biographie. Durch die alten Beziehungen seiner Familie zu seiner Vaterstadt, in der seine Vorfahren seit lange ansässig gewesen waren, wurde frühe sein Interesse für die Vergangenheit Frankfurts erweckt, wie er es nachmals in einer reichen Fülle von Abhandlungen zur Localgeschichte bethätigt hat. Durch seine Mutter, deren Leben, wie er einmal schrieb, „ein begeisterter Aufblick zum Himmel und ein Hauch der reinsten, zartesten Liebe“ war, wurde sein inneres Leben in segensreicher Weise gefördert. Gegen den ursprünglichen Wunsch der Eltern widmete er sich nicht, wie der Vater, dem kaufmännischen Berufe, sondern besuchte von 1825 an das Gymnasium, um sich auf eine gelehrte Laufbahn vorzubereiten. Seine Studien absolvirte er seit Herbst 1829 zu Tübingen, wo ihn besonders der berühmte Kritiker Christian Ferdinand Baur und der geistreiche Philologe Tafel anzogen, und zu Bonn (seit 1831), wo die beiden Vertreter einer vermittelnd theologischen Richtung, Karl Immanuel Nitzsch und Bleek, entscheidenden Einfluß auf ihn gewannen. Ostern 1833 kehrte er nach der Vaterstadt zurück, legte aber zunächst kein Examen ab, sondern wirkte 1834—1839 als Pädagoge in der Lehranstalt eines Freundes, wobei es ihm gelang, sich die Liebe seiner Schüler im hohen Maße zu erwerben. Erst 1840 bestand er die erste theologische Prüfung, womit sich seine Berufswahl endgültig entschied, und nach

einem längeren Aufenthalt in Italien unterzog er sich 1842 dem zweiten Examen, welchem die Anstellung unerwartet schnell folgte. Noch im December dieses Jahres wurde er Pfarrer in Sachsenhausen, und nach einem Jahre schon siedelte er nach Frankfurt über, an die St. Paulskirche, von wo er später zur Nikolaikirche überging. Im J. 1873 wurde er Consistorialrath, und bald darauf Senior der lutherischen Geistlichkeit, welche Würde er bis zu seinem Ende mit großer Pflichttreue und Umsicht bekleidet hat. Nach längeren Leiden ward er am 19. Januar 1879 abgerufen.

Selten hat wohl ein nicht im akademischen Amte stehender Theologe eine so reiche Fülle von wissenschaftlichen Abhandlungen geliefert. Es ist dies um so beachtenswerther, weil er erst ziemlich spät seine schriftstellerische Thätigkeit begonnen hat. Die erste Schrift, welche er erscheinen ließ, war das Lebensbild eines seiner Vorfahren: „Der lutherische Prädikant Hartmann Beyer, ein Zeitbild aus Frankfurts Kirchengeschichte im Jahrhundert der Reformation“ (Frankfurt a. M., Brönner, I. Abth. 1847, II. 1852). Diese Schrift weist bereits die Vorzüge seiner historischen Arbeit auf, nämlich gründliche Durchforschung des actenmäßigen Befunds und dabei eine feine und anziehende Darstellung. Nachdem er mit diesem Erstlingsversuche erfolgreich das Gebiet der Reformationsgeschichte betreten, ließ er im Laufe der Zeit mehrere Abhandlungen über dieselbe Zeit folgen, welche, wenn auch zunächst für die Localgeschichte bedeutsam, doch ein darüber hinausgehendes Interesse beanspruchen dürfen. Aus diesen meist in den Vereinsschriften des Frankfurter Alterthumsvereins, zum Theil auch separat erschienenen Aufsätzen heben wir hervor die Biographien von Wilhelm Nesen und Gerhard Westerburg, sowie die Melanchthon- und Lutherherbergen in Frankfurt. Auch einige Urkunden hat er herausgegeben und erläutert, so die Chroniken der beiden Frankfurter Bernhard und Job Rohrbach, das Frankfurter Aufruhrbuch und das Tagebuch des Kanonikus Königstein vom Liebfrauenstift. Weniger hat St. sich mit der Frankfurter Localgeschichte im 17. und 18. Jahrhundert beschäftigt, doch versetzen uns einige Arbeiten auch in diese Zeit. Dem 19. Jahrhundert gehören an die Lebensbilder von Staatsrath Steitz und Pfarrer Anton Kirchner, die zu ihm in persönlichen Beziehungen gestanden hatten. Für die A. D. B. hat er mehrere Biographien von Frankfurter Theologen (Fresenius u. A.) geliefert.

Wenn diese Arbeiten alle sich durch eine objective und durchaus vornehme Haltung auszeichnen, so läßt sich doch daraus nicht etwa schließen, daß St. den brennenden Fragen seiner Zeit gleichgültig gegenüber gestanden habe. Er hat sich sogar mehrere Jahre hindurch eingehend mit Polemik beschäftigt. Den Anlaß dazu bildeten die 1852 in Frankfurt, wie an vielen anderen Orten gehaltenen Jesuitenpredigten, welche selbst auf protestantische Zuhörer des Eindrucks nicht ganz verfehlten. Eine Broschüre gegen Pater Roh „Wie beweisen die Jesuiten die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte?“ wurde sehr günstig aufgenommen, rief aber auch Entgegnungen von katholischer Seite (Brüll und Michaelis) hervor. Besonders die Gegenschrift des gelehrten Paderborner Professors Michaelis bewog St. zu gründlichen Studien über die Beichte, welche er in der Schrift „Das römische Bußsacrament“ (Frankfurt, Voelcker, 1854) niederlegte. Gleichfalls auf einen praktischen Anlaß zurückzuführen ist die Schrift „Die Privatbeichte und Privatabsolution der lutherischen Kirche“ (Frankfurt, Voelcker, 1854), worin er sich gegen die neulutherische Richtung wendet. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er von der Heidelberger theologischen Facultät zum Doctor der Theologie ernannt. Das Erscheinen der von Dr. Herzog herausgegebenen theologischen Realencyklopädie gab ihm Anlaß, seine Untersuchungen über die Sacramente in einer Anzahl größerer Artikel niederzulegen; doch zieren das Werk noch außerdem Abhandlungen anderer Art, über Maria, den Jesuiten-

orden, Geschichte der christlichen Feste u. s. f. In das Gebiet der Sacramente fällt auch ein Aufsatz in den Jahrbüchern für deutsche Theologie (1864—1868) „Die Abendmahlslehre in der griechischen Kirche", vielleicht die größte Monographie, die in einer deutschen theologischen Zeitschrift erschienen ist, sowie über „Die Bußdisciplin in der morgenländischen Kirche in den drei ersten Jahrhunderten" (Jahrb. 1863) und zwei Abhandlungen über die Schlüsselgewalt.

Auch in der neutestamentlichen Einleitung hat St. mitgearbeitet. Hierher gehören einige Aufsätze, in denen er die Echtheit des Johannes-Evangeliums gegen die Tübinger Schule zu vertheidigen sucht. Theils handelte es sich dabei um den Passahstreit des zweiten Jahrhunderts, theils um das sogenannte Selbstzeugniß des Evangelisten (Joh. 19, 35), theils um die Tradition von der Wirksamkeit des Apostels Johannes in Ephesus. In der letzteren Arbeit macht er übrigens den Gegnern der Echtheit das Zugeständniß, daß das Problem noch nicht gelöst sei. In seinen systematischen Arbeiten hat sich St. besonders an Nitzsch angeschlossen, inbezug auf die kritischen Arbeiten theils von der Tübinger Schule, theils von Bleek Anregung empfangen. Einer kirchenpolitischen Partei hat er auf die Dauer nicht angehört.

Genaueres findet sich in der Schrift: Zur Erinnerung an Herrn Senior Dr. theol. Georg Eduard Steitz, welche die Grabrede seines Collegen Jung und eine Erinnerungsrede des Unterzeichneten im Alterthumsverein enthält (Frankfurt, Alt u. Neumann, 1879); ferner in dem von mir gelieferten Artikel Steitz in der zweiten Auflage der Herzog'schen Encyklopädie.

H. Dechent.

Steitz: Georg St. wurde als der Sohn eines Juweliers am 28. Januar 1756 in Frankfurt a. M. geboren und trat in das väterliche Geschäft ein. 1792 kam er in den Rath der Stadt, 1796 traf ihn mit mehreren anderen Rathsherren das Schicksal, als Geisel für die Erlegung der seiner Vaterstadt von den Franzosen auferlegten Kriegsentschädigung nach Frankreich weggeführt zu werden. 1801 rückte er als Senator auf die zweite Bank des Rathes vor; als solcher war er für die Ordnung und Verwaltung der städtischen Finanzen in hervorragendem Maße thätig. Der Fürst-Primas Karl v. Dalberg, welchem Frankfurt durch die Rheinbundsacte 1806 untergeben wurde, ernannte St. zum Geheimen Finanzrath und betraute ihn mit der Verwaltung der 1803 säcularisirten Güter der katholischen Stifter und Klöster. Bei der 1810 erfolgten Errichtung des Großherzogthums Frankfurt berief ihn das Vertrauen des Fürsten zum Mitgliede des Staatsrathes. Er erhielt die Leitung der Generalcasse des Großherzogthums und das Finanzreferat und brachte bald Ordnung in die Finanzen des Landes, die unter der Verwaltung des Ministers Grafen Beust in arge Zerrüttung gerathen waren; nach dessen Entfernung, die vorzugsweise dem energischen und freimüthigen Auftreten von St. zu verdanken war, wurde dieser als Geheimer Finanzreferendär der thatsächliche Leiter des großherzoglichen Finanzministeriums, dessen mehr nominelle Führung sich der Fürst persönlich vorbehalten hatte. Ende 1811 wurde aber Graf Christian v. Bentzel-Sternau (s. A. D. B. II, 348) zum Finanzminister ernannt, jedoch unter Abtrennung des Finanzreferates und der Generalcasse vom Ministerium, deren Führung St. unter directer Aufsicht des Großherzogs beibehielt. Gegen den neuen Minister wußte St. die finanziellen Interessen seiner Vaterstadt entschieden zu wahren; neben seinem staatlichen Amt unterzog er sich auch der Führung der städtischen Rechneicasse, um sie vor den Beraubungen der großherzoglichen Beamten sicher zu stellen. Nach Dalberg's Flucht wurde St. von dem Generalgouverneur des Großherzogthums Frankfurt, dem Prinzen von Hessen-Homburg, in den Gouvernementrath berufen und hatte auch hier reichliche Gelegenheit, die Interessen

seiner Vaterstadt mit Sachkunde und Energie zu wahren. Nachdem die Wiener Congreßacte Frankfurt zur freien Stadt erklärt hatte, trat er in den neuconstituirten Senat ein, hatte aber bald mit der bürgerlichen Vertretung ärgerliche Händel zu bestehen, weil diese sich weigerte, seine ihm als großherzoglichem Staatsdiener zustehende Pension auf die Stadt zu übernehmen. An dem Zustandekommen des neuen Frankfurter Grundgesetzes, der sogenannten Constitutionsergänzungsacte, welche mit dem 19. Juli 1816 ins Leben trat, war er in hervorragender Weise betheiligt; in demselben Jahre rückte er auf die Schöffenbank vor. 1818 bekleidete er das Amt des älteren Bürgermeisters. Er starb am 18. Juli 1819. St. war in seinem Wesen der Typus eines alten Reichsstädters, stolz auf seine Vaterstadt, furchtlos gegen deren französische und von der Fremdherrschaft gestützte Bedrücker, mit strenger Rechtlichkeit die städtischen Interessen gegen die großherzoglichen Beamten vertretend; in seiner Amtsführung war er fleißig, uneigennützig und gerecht. Dalberg schätzte ihn hoch als Berather und Freund, der ihm auch im Unglücke treu geblieben war; sein Briefwechsel mit St. ist ein schönes Zeugniß für das Verhältniß der beiden so grundverschiedenen Männer. Neben seinen privaten und amtlichen Geschäften fand St. noch Zeit, sich gründlich mit der Geschichte seiner Vaterstadt zu beschäftigen, die er an der Quelle, im städtischen Archive, studirte; seine Actenexcerpte und sonstigen auf die Vergangenheit Frankfurts bezüglichen Sammlungen sind aus dem Nachlaß seines Neffen, des Frankfurter Staatsmannes Johann Gerhard Christian Thomas St. in das Archiv zurückgekommen.

Vgl. G. E. Steitz (Großneffe des Staatsrathes), Der Staatsrath Georg Steitz und der Fürst-Primas Karl v. Dalberg. Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. für 1869. — v. Beaulieu-Marconnay, Karl v. Dalberg und seine Zeit. 2 Bde. Weimar 1879. R. Jung.

Stella: Erasmus St., Arzt und Geschichtschreiber. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu Leipzig als Sohn eines Bürgers dieser Stadt, Johannes Stüler, geboren, widmete er sich der gelehrten Laufbahn und wurde im J. 1470 an der Universität seiner Vaterstadt immatriculirt. Im J. 1480 erhielt er die Würde eines Baccalaureus, 1481 die eines Magisters der Philosophie und wurde 1488 zum Assessor der philosophischen Facultät befördert. Offenbar hat er zunächst die humanistischen Studien und daneben als Berufsfach die Arzneikunst betrieben. Als begabter und gewandter Mann hat er es nach allem, was wir wissen, verstanden, zahlreiche Verbindungen anzuknüpfen, die sich bis an den Dresdener Hof erstreckten. Im Verlaufe des letzten Jahrzehnts des gedachten Jahrhunderts unternahm St. eine Reise nach Italien, die seinen beiden wissenschaftlichen Neigungen nur förderlich werden konnte. In Bologna trat er in nähere Beziehungen zu dem auch als Dichter und Geschichtsforscher bekannten Arzt Giovanni Garzo, dessen Beispiel nicht ohne nachwirkenden Einfluß auf ihn geblieben zu sein scheint. Nach seiner Heimkehr, wahrscheinlich noch vor 1500, ließ er sich in Zwickau als ausübender Arzt nieder und wußte sich hier rasch ein solches Ansehen zu verschaffen, daß er bereits im J. 1501 Mitglied des Rathes und 1513 zum Bürgermeister erwählt wurde. Es wird berichtet, daß er in dieser Stellung u. a. für die Gründung einer griechischen Schule gewirkt habe. Im J. 1518 legte er jedoch dieses Amt nieder und starb am 2. April 1521.

In der medicinischen Wissenschaft hat sich St. übrigens nicht weiter hervorgethan, dagegen auf anderen Gebieten der Litteratur, vorab der geschichtlichen, eine große Thätigkeit entwickelt, die freilich von erheblichen Schatten begleitet ist. Er hat eine Reihe historischer und antiquarischer Schriften in Prosa und Versen in lateinischer Sprache über die Geschichte von Obersachsen, der Stadt

Zwickau und von Preußen verfaßte, die die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt um so sicherer auf ihn lenkten, als er sich auf die Kunst der Reclame in hohem Grade verstand. Seine geschichtlichen Arbeiten anlangend, so hat man zu seinen Gunsten vielleicht mit Recht hervorgehoben, daß er einer der ersten deutschen Gelehrten war, welche die in Italien gewonnenen Kenntnisse der alten Litteratur zur Aufhellung der vaterländischen Geschichte verwerthet haben, aber freilich hat man zugleich betonen müssen, daß er dieses sein Verdienst durch willkürliche Erfindungen und grobe Täuschungen mehr als getrübt und eine Anzahl von Fictionen und Fälschungen in Umlauf gesetzt hat, die Unheil genug angerichtet haben und nur langsam als solche erkannt worden sind. Daß zu Falschmünzerei dieser Art ein bestimmtes Maß von Kenntnissen und Gewandtheit gehört, ist eine bekannte und nicht in Abrede zu stellende Thatsache, nicht minder gewiß aber wird das begangene Unrecht durch diese Erwägung um nichts besser gemacht. Eine der bekanntesten dieser Fictionen Stella's führt den Titel „De rebus et populis orae inter Albim et Salam“ und will die Geschichte Obersachsens mit den bedenklichsten Mitteln bis auf die griechische Heroenwelt zurückführen. Kein Geringerer als Lessing hat diese Schrift im ganzen Umfange und in authentischer Gestalt abdrucken lassen, um Jedermann die Möglichkeit zu bieten, sich von der versuchten Fälschung zu überzeugen. Derselbe Lessing war es, der den Nachweis führte, daß die angebliche Grabschrift Dante's auf den 1308 ermordeten Markgrafen Dietrich (Diezmann) von Meißen weiter nichts als ein Machwerk Stella's ist. Der Beiname Libanothanus oder Libonothanus, den sich St. im Verlaufe der Jahre gegeben, hängt mit seinen willkürlichen Erfindungen und Täuschungen zusammen, da er den Nachweis geführt zu haben glaubt, daß das Volk der Libanothi zwischen Saale und Pleiße gesessen sei. Eine andere Fälschung Stella's ist die Schrift „De antiquitatibus Borussiae“, worin er dem Hochmeister Friedrich aus dem sächsischen Hause zu Gefallen historisch erweisen wollte, daß das spätere Ordensland bereits ursprünglich von Deutschen bewohnt gewesen sei. Die Schrift ist öfters gedruckt worden und hat vielen Beifall gefunden, dagegen ist ein anderes Werk Stella's, in welchem er die Geschichte Preußens unter der Herrschaft des deutschen Ordens darstellte, gewiß nicht zum Schaden der Wissenschaft rechtzeitig verloren gegangen. Das letzte Machwerk Stella's, das besonders auch die Geschichte des Markgrafen Friedrich des Freidigen behandelt, hat er 1518 unter dem Titel „De rebus Saxoniae, Thuringiae, Libanothiae, Misniae et Lusatiae“ und unter dem Namen seines im J. 1506 verstorbenen Lehrers Garzo erscheinen lassen. Dasselbe fand eine günstige Aufnahme und ist sogar 1546 ins Deutsche übertragen worden. Es leidet im übrigen an denselben dreisten Erfindungen und Entstellungen, die wir in seinen übrigen historischen Schriften hervorgehoben haben. Eine Abhandlung Stella's, „De gemmis“, ist erst nach seinem Tode in Straßburg (1570) gedruckt worden und hat damals die Anerkennung von Sachverständigen gefunden. (St. hat zeitweise auch den Beinamen „sellator“ oder „hippocenius“ [Sattler?] geführt, ohne daß dafür bis jetzt eine genügende Erklärung vorgebracht worden wäre. Der Zuname „Stella“, den er bei seinem ersten Auftreten führt, verdankt wol der Sitte der Zeit oder seiner Bescheidenheit seinen Ursprung.)

S. S. P. Albinus († 1598), Meißnische Land- und Bergchronik (Dresden 1784), worin die ersten deutlichen Zweifel gegen die Glaubwürdigkeit Stelle's vorgetragen werden. — Schöttgen und Kreyßig, Diplomatische und kuriose Nachlese der Historie von Obersachsen I, 500 flg. (1730). — Lessing, S. W., Ausgabe von Lachmann-Maltzahn IX, 302 ff. — J. Chr. Adelung, Directorium der Quellen der südsächsischen Geschichte S. 146—147, 157—158. — Th. Hirsch in der Einleitung zum Abdruck der Schrift Stella's „De antiquitatibus Borussiae“ in den SS. R. Pruss. IV, 274, 277.

Wegele.

Stella: Tilemann St. (eigentlich Stoltz), hervorragender Geograph und Ingenieur, geboren 1524/25 zu Siegen, † am 18. Februar 1589. Im Juli 1542 bezog er die Universität Wittenberg, 1544 die Universität Marburg, kehrte jedoch bald nach Wittenberg zurück und unternahm, von Melanchthon und Camerarius aufgemuntert, die Ausführung eines großangelegten Kartenwerkes, welches den Auszug der Kinder Israel (Aegypten und Palästina), die Reisen des Apostels Paulus (das römische Reich auf dem Gipfel seiner Macht), Deutschland und Europa zur Darstellung bringen sollte. Das erste Blatt dieser Reihe, Palästina, war zu Anfang 1552 im Druck vollendet, worauf sich St., wie er sich von jetzt an immer schreibt, von den wärmsten Empfehlungen Melanchthon's, Bugenhagen's und Anderer geleitet, auf die Reise begab, um Fürsten und Städte für sein Werk zu interessiren und Beihülfen für dessen Durchführung zu erwirken. Auf dem Wege nach Dänemark zu König Christian III. berührte er Rostock, wo er von Wittenberg her viele Beziehungen hatte, und wurde von David Chyträus Herzog Johann Albrecht, dem hochsinnigen Beförderer der Künste und Wissenschaften, aufs angelegentlichste empfohlen. Der Herzog ertheilte ihm daraufhin den Auftrag, eine im Entwurf schon mitgebrachte Karte von Mecklenburg in größerem Maßstabe auszuführen und einen Himmelsglobus anzufertigen und nahm ihn schließlich ganz in seinen Dienst. Im J. 1554 führte St. Helena Rotermund, eine Tochter des herzoglichen Rentmeisters und Bürgermeisters der Stadt Schwerin, Balthasar R., als Gattin heim und wurde dadurch der Schwager des Freundes und vertrauten Rathes des Herzogs, Andreas Mylius. Zur Förderung seines Kartenwerkes siedelte er wieder nach Wittenberg über, blieb jedoch auch von dort aus noch in steter Verbindung mit dem Herzog, den er 1560 auf einer zweimonatlichen Reise an den kaiserlichen Hof nach Wien und von da durch Ungarn bis zur türkischen Grenze begleitete. Da inzwischen auch die Karte von Deutschland erschienen war, folgte St. seinem Gönner nach Schwerin, wo er mit der Verwaltung der werthvollen herzoglichen Bibliothek betraut wurde und auch in seinem eigentlichen Fach recht reichliche Beschäftigung vorfand. Häufigen Commissorien zur Feststellung der vielfach streitigen Landesgrenzen verdanken wir werthvolle Specialkarten und in ihm hatte der Herzog den richtigen Mann gefunden, die schon vom Großvater, Herzog Magnus, geplanten weitausgedehnten Canalanlagen von der Elbe zum Schweriner See und von diesem zur Wismarschen Bucht und andererseits zur Müritz und zur Havel in zweckentsprechender Weise durchzuführen. Schon 1561 entsendete er ihn nach den Niederlanden, um die dortigen Wasserbauten gründlich zu studiren und 1564 wurden die Arbeiten thatsächlich in Angriff genommen. Volle 18 Jahre dauerte es, bis die Schifffahrtsverbindung von der Elbe durch die Elde und Stör und vom Schweriner See bis nach Wismar unter den größten Schwierigkeiten nothdürftig hergestellt war, leider nur um alsbald wieder dem Verfall entgegenzugehen, da bei der traurigen ökonomischen Lage des Landes keine Mittel zur Instandhaltung verfügbar waren und der gehoffte Aufschwung des Verkehrs ausblieb. Daß es so kam, lag nicht am Baumeister, sondern an den Verhältnissen. Durch den am 12. Februar 1576 erfolgten Tod Herzog Johann Albrecht's, der ihm seit 24 Jahren im wahrsten Sinne des Wortes ein gnädiger Herr gewesen war, wurde St. schwer getroffen. Zwar blieb er auch unter der vormundschaftlichen Regierung in seinen bisherigen Aemtern, doch deutet mancherlei darauf hin, daß er bemüht war, sich seinen alten Gönnern wieder ins Gedächtniß zurückzurufen und neue zu erwerben, um vielleicht durch sie eine andere Stellung zu erlangen, anscheinend vergeblich. Erst 64 Jahre alt, starb er am 18. Februar 1589, wahrscheinlich zu Schwerin, wo seine erste Gattin schon vor 27 Jahren im Dome ihre Ruhestätte gefunden hatte.

Tilemann Stella's Hauptbedeutung liegt in seiner praktischen Thätigkeit, die eine sehr ausgebreitete und eingreifende war; auch seine Leistungen als Kartograph sind für seine Zeit, soweit wir noch darüber zu urtheilen vermögen, sehr achtungswerth und der freigebig ertheilten Lobsprüche durchaus würdig. Das Bestreben, die Vorgänger an Vollständigkeit und Richtigkeit zu übertreffen, tritt überall klar hervor (fast ganz Deutschland hatte er zu diesem Zweck bereist; daß er auch den Brocken bestiegen habe, wird besonders hervorgehoben) und hat, wie der rasche Absatz der Karte von Palästina und die zwei Auflagen der Karte von Deutschland, 1560 und 1567, zeigen, bei den Zeitgenossen volle Anerkennung gefunden. Die übrigen Blätter sind wohl nicht über den Entwurf hinausgekommen, wenn auch einzelne Theile der Vollendung nahe gewesen sein mögen. So ist auch die bloß in einer Abzeichnung von 1623 auf uns gekommene, 1552 auf Wunsch des Herzogs in Rostock gedruckte Karte von Mecklenburg nur als eine Vorarbeit zur Karte von Deutschland anzusehen. Eine spätere von 1576 ist Handzeichnung geblieben, wie auch die verschiedenen Aufnahmen einzelner Landestheile und benachbarter Gebiete. Ebenso sind bis auf die „Gemeine Landtaffel“, eine kurze Anleitung zum nützlichen Gebrauch der Karte von Deutschland, die übrigen bisher bekannt gewordenen Arbeiten Stella's nur handschriftlich erhalten.

Die Matrikeln von Wittenberg und Marburg. — Corpus Reformatorum tom. VII, 1000, 1001, 1025—27; VIII, 171, 668; IX, 611. — Vogt, Bugenhagen's Briefwechsel S. 532, 534, 541. — Stella, Die gemeine Landtaffel ꝛc., Wittenberg 1560. — Poematum Nathanis Chytraei praeter sacra omnium libri XVI. Rostochii 1579. fol. 90—95. — Krey, Beiträge zur Mecklenburgischen Kirchen- und Gelehrtengeschichte, Bd. I (Rostock 1818) S. 302—304 und die hier angeführten Schriften. — Jahrbücher des Vereins für mecklenb. Geschichte I, 7, 43; V, 225; VIII, 98; IX, 201, 202; XVI, 65; XVII, 186; XVIII, 38, 43, 63; XXXVII, 72, 77. — F. W. Schirrmacher, Johann Albrecht I. (Wismar 1885) Bd. I, S. 760—763. — Globus Bd. 60 (1891) S. 4—8 (S. Ruge, Ein Jubiläum der deutschen Kartographie). — Ueber den Canal von Dömitz nach Wismar und die weiteren damit zusammenhängenden Projecte handelt am ausführlichsten K. v. Lützow, Pragmatische Geschichte Mecklenburgs (Berlin 1827—35) Th. II, 239 ff.; III, 96 ff., 229 ff.

Ad. Hofmeister.

Steller: Georg Wilhelm St. (eigentlich Stoeller), Naturforscher und Reisender, wurde am 10. März 1709 in der damals k. freien Reichsstadt Windsheim a. d. Aisch geboren. Ueber seine Eltern und Vorfahren ist nichts bekannt; sein Bruder Ferdinand Christian St. war Arzt in Sangerhausen. Schon während der Schulzeit zeichnete sich Georg Wilhelm durch seine bedeutenden Anlagen, durch außerordentlichen Fleiß und durch Interesse für die Naturwissenschaften aus. Als Abiturient hielt er eine Rede über den Nutzen der Physik nebst Bemerkungen über Donner und Blitz. Dann bezog er die Universität zu Wittenberg, um sich der Theologie zu widmen, allein neben seinen theologischen Studien beschäftigte er sich mit Botanik, mit Anatomie, überhaupt mit den Naturwissenschaften. Später setzte er seine Studien in Leipzig und Jena fort, und ging zuletzt nach Halle, wo er Lehrer an der lateinischen Schule des Waisenhauses wurde und außerdem Vorlesungen über Botanik hielt. Auf den Rath des Professors Hofmann wandte er sich nach Berlin (1734) und ließ sich in dem Collegium medico-chirurgicum prüfen, bekam ein glänzendes Zeugniß, aber keine feste Anstellung. Mittel hatte St. keine, aber Kenntnisse, Muth, Selbstvertrauen und den dringenden Wunsch, fremde Länder zu sehen. Er begab sich nach Danzig, das unterdessen in die Hände der Russen gefallen war,

und übernahm unter der Bedingung der freien Ueberfahrt die Verpflichtung, einen Transport kranker und verwundeter Russen nach St. Petersburg zu begleiten. Nach mancherlei Fährlichkeiten lief das Schiff gegen Ende des Jahres 1734 in den Hafen von St. Petersburg ein. Von allen Mitteln entblößt, ohne jede Verbindung, suchte St. nach irgend einer Unterkunft. Durch den deutschen Inspector des botanischen Gartens erhielt er endlich eine Verwendung als Arzt im Hause des ehemaligen Erzbischofs von Nowgorod, Feofan Procopowitsch. Dieser gelehrte und einflußreiche Mann lenkte die Aufmerksamkeit der Akademie der Wissenschaften auf St. und veranlaßte in Berücksichtigung der Kenntnisse, Fähigkeiten und Neigungen Steller's die Ernennung desselben zum Adjuncten der Akademie am 7. Febr. 1737, mit der Bestimmung, an der sogenannten Kamschatka'schen Expedition theilzunehmen. Es ist hier nicht der Ort, auf diese großartig geplante Expedition, an der Bering, Spangenberg, Tschirikow, Gmelin, Fischer, Krascheninnikow und andere mitwirkten, näher einzugehen. — Die Reisevorbereitungen schritten langsam vorwärts, die genannten Gelehrten waren längst vorausgeeilt, St. sollte zur Unterstützung nachfolgen. Um nicht allein den Gefahren und Wechselfällen der Reise ausgesetzt zu sein, hatte sich St. mit der Wittwe des Naturforschers Messerschmidt (siehe A. D. B. XXI, 494), Brigitte Helene geb. Böckler, einer lebenslustigen jungen Frau, verheirathet. Allein kurz vor der Abreise erklärte die Frau, sie wolle nicht mit nach Sibirien. St. mußte schweren Herzens abreisen — sehnsuchtsvolle Briefe schreibt er aus Sibirien an seine Frau, und diese, umgeben von Verehrern und Liebhabern, bittet um — Geld. — In Begleitung eines Malers J. Decker bricht St. endlich am Schlusse des Jahres 1737 auf; er reist langsam, und erst im Herbst des nächsten Jahres ist er in Tomsk angelangt. Hier erkrankt er so heftig an einem hitzigen Fieber, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird; sobald er genesen, setzt er seine Fahrt fort und trifft am 20. Jan. 1739 in Jenisseisk ein, woselbst die beiden Mitglieder der Akademie Müller und Gmelin ihn erwarteten. Gmelin, auf dessen besondere Veranlassung und zu dessen besonderer Unterstützung St. nach Sibirien abgefertigt worden war, sollte St. mit einer Instruction zur Untersuchung Kamtschatka's ausrüsten; deshalb blieb St. eine Zeit lang in Jenisseisk. Hier lernte Gmelin den jugendlichen, frischen St. kennen und schätzen: die Schilderung, die Gmelin entwirft, gibt uns ein lebhaftes Bild des strebsamen, unternehmenden Forschers. Am 5. März 1739 verließ St. die Stadt Jenisseisk, und reiste in Begleitung eines gewissen Gorlanow nach Irkutsk, das am 23. März erreicht wurde. In Irkutsk verweilt St. fast ein Jahr, erforscht die Umgebung der Stadt, den Baikal-See, besucht die chinesische Grenze und sammelt fleißig Naturalien, Thiere und Pflanzen vornehmlich, und schickt dies alles nach St. Petersburg. Nachdem St. am 12. März 1740 Irkutsk verlassen, trifft er in Kirensk an der Lena den Kapitän Spangenberg, der den Auftrag hatte, die japanische Küste zu bereisen. Von Spangenberg zur Theilnahme an dieser Expedition aufgefordert, wendet sich St. sofort an die Akademie mit der Bitte, sich anschließen zu dürfen; da aber nicht so bald eine Antwort zu erwarten ist, setzt St. unterdessen seine eigenen Wege fort. Er gelangt über Jakutsk am 20. August nach Ochotsk, schifft sich hier am 8. September 1740 auf dem neu erbauten Schiffe „Ochotsk" ein und landet am 21. September an der Westküste von Kamtschatka in Bolscheretzk. Bis zum Juni 1741 — also 8 Monate — bleibt St. in Kamtschatka, Land und Leute erforschend; er bereist das Land, sammelt fleißig; im Umgang mit den Eingeborenen des Landes, Itelmänen, ergreift er offen die Partei derselben gegen die sie bedrückenden russischen Beamten, und zieht sich dadurch verschiedene Unbequemlichkeiten zu. Während des Aufenthaltes in Kamtschatka wurde St.

von Bering aufgefordert, an dessen Entdeckungsreise theilzunehmen. Anfangs zögerte St., allein da inbetreff der Reise mit Spangenberg kein Bescheid gekommen war, so nahm er Bering's Anerbieten an und traf am 20. März 1741 in Petropawlowsk, der von Bering gegründeten Niederlassung, ein. Am 4. Juni segeln die beiden Paketböte, St. Peter unter dem Commando Bering's, St. Paul unter dem Commando Tschirikow's aus dem Hafen von Petropawlowsk ab — um schweren Zeiten entgegen zu sehen. Ein von der Hand Steller's geführtes Tagebuch gibt über die unglücksreiche Reise ausführliche Auskunft. Die beiden Schiffe wurden sehr bald von einander getrennt — das Schiff St. Peter mit St. erreichte am 20. Juli (a. St.) eine kleine an der Westküste Nordamerikas gelegene Insel, die den Namen St. Elias erhält. — Ein Boot wird abgesandt, um frisches Wasser zu holen, — St. geht mit ins Land und benutzt den kurzen Aufenthalt auf amerikanischem Boden zum Sammeln, so gut er kann; am nächsten Tage wird die Rückfahrt angetreten, denn das erstrebte Ziel, Amerikas Küste, ist erreicht worden. St. ist unwillig darüber: dazu hat er die weite Reise unternommen, um einige Stunden in Amerika zu verbringen? Bering aber eilt zurück, um nicht von der hereinbrechenden schlechten Jahreszeit leiden zu müssen. Allein es ist zu spät: Stürme, Unwetter, Ungemach aller Art, Krankheiten, Skorbut, stören und hemmen die Rückfahrt — die Hoffnung, Kamtschatka zu erreichen, wird immer geringer. Endlich am 6. Novbr., nach $3^1/_2$-monatlicher Irrfahrt, ist Land in Sicht, am 7. Novbr. geht St. ans Land, das Schiff wird vom Sturm ans Ufer geworfen, die Schiffbrüchigen müssen sich zur Ueberwinterung entschließen, denn das Land ist nicht das erhoffte Kamtschatka, sondern die heutige Berings-Insel. Am 8. December 1741 stirbt der Commandeur Bering, und ihm folgen viele der Mannschaft nach: Mangel, Blöße, Frost, Nässe, Ohnmacht, Krankheit, Ungemach sind die täglichen Gäste der Schiffbrüchigen. — Die 46 Ueberlebenden bauen sich endlich aus den Resten des alten Schiffes und aus angeschwemmtem Treibholz ein neues Fahrzeug und verlassen nach zehnmonatlichem Aufenthalt am 14. Aug. 1742 die Insel. Und wie hat St. diese schwere, entbehrungsvolle Zeit ausgenutzt! Er hat seine berühmten Beobachtungen an Meerthieren damals gemacht und niedergeschrieben; er hat die bald darauf gänzlich verschwundene Rhytina borealis (die Steller'sche Seekuh) in vortrefflicher Weise untersucht und beschrieben. Am 27. August langten St. und seine Begleiter im Hafen von Awatscha an; die Seeofficiere fuhren sofort nach Ochotsk. St. dagegen wanderte zu Fuß von Petropawlowsk nach Bolscheretzk, wo er — nach $1^1/_2$-jähriger Abwesenheit — völlig unerwartet eintraf. Man hatte ihn längst für todt erklärt und in diesem Sinne nach St. Petersburg berichtet. St. blieb ruhig noch zwei Jahre in Kamtschatka, um seine durch die Bering'sche Expedition unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen und fortzusetzen. Während dieser Zeit durchstreifte St. das Land Kamtschatka nach allen Richtungen; er machte sogar noch einmal einen Ausflug nach der Berings-Insel, um länger daselbst zu verweilen; allein er kam auch mit den russischen Verwaltungsbeamten in allerlei Zwistigkeiten, die für ihn später sehr verhängnißvoll werden sollten, denn sie gaben Anlaß, daß man ihn in St. Petersburg verklagte. Am 3. August 1744 verließ St. mit 16 Kisten Naturalien das ihm lieb gewordene Kamtschatka, segelte nach Ochotsk und kam am 21. October in Jakutsk an, blieb ein ganzes Jahr hier, reiste dann nach Irkutsk, wo er sich gegen allerlei Anklagen zu verantworten hatte. Nachdem St. für unschuldig befunden war, konnte er endlich am 25. December 1745 seine Weiterreise antreten. Im März 1746 war er in Tobolsk und weiter über Tjumen und Werchoturje bereits in Solikamsk im Gouvernement Perm angelangt, woselbst er

3*

die Flora dieses Gebietes erforschen wollte. - Da holt ihn am 16. August 1746 der Courier Lupandin ein und nöthigt ihn nach Jakutsk zurückzukehren, um sich daselbst zu rechtfertigen. Es war damals noch nicht in St. Petersburg bekannt geworden, daß St. unschuldig befunden war. St. muß umkehren, von all seinen Sachen entblößt, — ohne Geld, — denn alles ist schon nach Moskau vorausgeschickt. In Tara am Irtysch, halbwegs zwischen Tobolsk und Tomsk, holt ihn ein zweiter Courier ein, der, aus Petersburg abgesandt, die Meldung der unterdessen daselbst eingetroffenen Freisprechung Steller's bringt. St. unterbricht die Fahrt nach Osten, kehrt fröhlich und heiter nach Westen um, erreicht Tobolsk, erkrankt daselbst, setzt nichtsdestoweniger seine Fahrt bis Tjumen fort, hier stirbt er am 12. November 1746, 37 Jahre alt. Am hohen Ufer der Tara wird seine Leiche in die Erde gesenkt. —

Steller's Lebensschicksale sind tragisch: ein begabter, kenntnißreicher, geistig regsamer Forscher, ein liebenswürdiger, heiterer, genügsamer, bescheidener Mensch, zieht er in die Ferne, weil die Heimath ihm keine geeignete Stellung zu bieten vermag. Vielfach von Krankheit heimgesucht, von seiner Frau verlassen, von Ungemach und Noth verfolgt, von Schiffbruch betroffen, verliert er niemals den Muth, arbeitet mit Eifer und Erfolg auf dem Gebiete der Naturkunde — und als er endlich alle Klippen umschifft zu haben scheint, da geht sein Lebensschifflein unter.

St. hat sehr viele Abhandlungen, Untersuchungen und Beobachtungen niedergeschrieben, aber von allen diesen Sachen ist doch nur wenig gedruckt. Das Wenige, was bei seinen Lebzeiten gedruckt worden ist, hat St. nicht zu Gesicht bekommen. In Vol. I Musei imperialis Petropolitani (pars 2) St. Petersburg 1745 ist ein von Steller angefertigter Katalog der Herbarien Ruysch und Amman's enthalten. Andere Abhandlungen sind in dem III. und IV. Band der Nov. Comment. zu finden. Die berühmteste Abhandlung Steller's ist die „De bestiis marinis“, abgedruckt in den Novi Commentarii Academiae Petropolitanae II, 289—398. St. Petersburg 1751. Ein Auszug daraus ist in deutscher Sprache erschienen, der Uebersetzer ist unbekannt: „G. W. Steller's ausführliche Beschreibung von sonderbaren Meerthieren, mit Erläuterungen und nöthigen Kupfern versehen“ (Halle 1753, 218 S., 8°). Ferner ist gedruckt: „G. W. Steller's Beschreibung von dem Lande Kamtschatka, herausgegeben von J. B. S. [Scherer]“ (Frankfurt und Leipzig 1774). In Pallas' neuen nordischen Beiträgen II, 285—301 ist abgedruckt: „Topographische und physikalische Beschreibung der Bering-Insel“, und im V. und VI. Band „Steller's Reisen von Kamtschatka nach Amerika mit dem Commando-Capitain Bering“. Damit sind aber keineswegs alle litterarischen Arbeiten Steller's genannt. Krascheninnikow hat ein 62 Nummern zählendes Verzeichniß der Handschriften Steller's zusammengestellt. —

Eine ausführliche Lebensgeschichte Steller's ist noch nicht geschrieben, obwohl viel Material dazu vorhanden ist, das größtentheils in dem Archiv der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften liegt. Auf Grund dieser Documente hat P. Pekarski in seiner (russischen) Geschichte der k. Akademie der Wissenschaften zu St. Peterburg I. Bd. (St. Petersburg 1870, S. 587—616) eine kurze, aber authentische Biographie Steller's geliefert. Die in deutschen zeitgenössischen Berichten enthaltenen Mittheilungen über St. sind vielfach unrichtig und ungenau; sie sind meistens auf die Biographie Steller's zurückzuführen, die Scherer als Einleitung der Beschreibung Kamtschatka's vorausgeschickt hat; diese Lebensbeschreibung enthält aber viele Unrichtigkeiten, die bereits damals zum Theil unmittelbar nach dem Erscheinen jenes Buches zurückgewiesen wurden.

L. Stieda.

Steltzer: Christian Julius Ludwig St., Rechtsgelehrter, namentlich Criminalist, geboren zu Salzwedel in der Altmark am 17. Febr. 1758; † zu Berlin am 8. Octbr. 1831. — St. fand nach beendetem Rechtsstudium und erworbenem Doctorgrade seine erste Anstellung als Stadtsecretär zu Leimbach im Mansfeldischen; 1792 wurde er Justitiar in dem daselbst gelegenen Städtchen Schraplau, 1795 Professor des Criminalrechts in Halle, kehrte jedoch schon im folgenden Jahre nach Schraplau zurück. 1806 folgte er einem Rufe als Professor der Rechte an die Universität Moskau, bei welchem Anlasse er zugleich den russischen Hofrathstitel erhielt. In die Heimath zurückgekehrt wurde er preußischer Justizrath und Hülfsarbeiter im Criminalsenate des Stadtgerichtes Berlin, wo er 1831 starb. Er hinterließ eine Wittwe, aber keine Nachkommen.

St. besaß umfassende Kenntnisse, war infolge dessen Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften zu Erfurt, Moskau und Berlin, und ein sehr vielseitiger Schriftsteller. Neben seinen juristischen Werken verfaßte er ein Trauerspiel: „Montenegro“ (Magdeburg 1781), Gedichte und prosaische Aufsätze in die deutsche Monatsschrift, den Leipziger und Voß'schen Almanach; außerdem lieferte er gemeinnützige Abhandlungen — u. a. „Ueber Theurung des Getreides und Administration der Kammer- oder Dominial-Güter als gegenwirkendes Mittel“, im litterar. Magazin f. das Gemeinwohl der Völker, Bd. I, Nr. 1, 1804 — und zahlreiche Recensionen in verschiedenen Fachblättern. Von seinen juristischen Schriften erwähnen wir: „Grundsätze des peinlichen Rechts“ (Erfurt 1790); „Lehrbuch des deutschen Criminalrechts“ (Halle 1793); „Grundsätze des preuß. gerichtl. Processes“ (2 Theile, Leipzig u. Halle 1796); „Principia juris privati ration.“ (Mosquae 1812); „Ueber den Willen, eine psychologische Untersuchung“ ꝛc. (Leipzig 1817).

Meusel XV, 540. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 9. Jahrg., 2. Thl., S. 892. Eisenhart.

Stelzhamer: Franz St., österreichischer Dialektdichter, wurde am 29. Nov. 1802 in dem oberösterr. Dorfe Großpiesenham als Sohn eines Landmannes geboren, und erhielt, nachdem er eine Dorfschule besucht hatte, von 1816 an seine weitere Ausbildung an dem Gymnasium und Lyceum zu Salzburg bis 1824, während welcher Zeit er ein Jahr auch in Graz studirte. Er wandte sich hierauf der Rechtswissenschaft zu, welche er von 1824 an wieder in Graz betrieb und in Wien absolvirte. Schon damals mit poetischen Arbeiten beschäftigt und von innerer Unruhe getrieben verwarf er jedoch den Gedanken praktischer Jurist zu werden und trat zunächst als Erzieher in verschiedenen angesehenen Häusern in Reindorf bei Wien, in Bielitz und 1832 in einem Institute zu Wien auf. Zu derselben Zeit hegte er den Gedanken Maler zu werden und besuchte wirklich die Akademie, doch fehlten ihm die Mittel zur Fortführung seines Planes. Dem Wunsche seines Vaters nachgebend entschloß er sich doch noch das Studium der Theologie in Linz zu beginnen, eine freisinnige Antwort bei der Prüfung und eine Rüge für dieselbe veranlaßte ihn auch dieser Wissenschaft den Rücken zu kehren. Es beginnt nun ein unstetes Wanderleben Stelzhamer's, er trat in Passau bei einer Wandertruppe von Schauspielern ein unter der Direction eines ehemaligen Studienfreundes Bechtold und als dieser zahlungsunfähig wurde, begab sich St. wieder nach Oberösterreich, zunächst nach Schärding und in das Kloster Reichersberg, wo er versuchte Subscribenten für die Drucklegung seiner inzwischen entstandenen und schon bekannt gewordenen volksthümlichen Lieder zu sammeln. Nach mannichfaltigen Kreuz- und Querzügen gelang es ihm für seine „Lieder in obderennsscher Mundart“ in Wien einen Verleger zu finden und die Sammlung erschien daselbst im J. 1837. Von da an hielt er in Wien Vorträge seiner Poesien, die großen Anklang fanden und verkehrte in den hervor-

ragendsten litterarischen Kreisen der Residenz insbesondere mit Grillparzer, Lenau, Bauernfeld, Castelli, Anastasius Grün, Ad. Stifter, beschäftigte sich auch als Mitarbeiter an der „Wiener Zeitschrift“, am „Humorist“, an der „Theater-Zeitung“ u. s. w. Von 1842 an dehnte er seine poetischen Vorlesungen weiter aus, indem er in Oberösterreich, Salzburg und Baiern zum Zwecke derselben umherreiste und in der That insbesondere in Linz, Salzburg und München, doch auch in kleineren Städten und Orten außerordentlichen Beifall fand, so daß er sogar die höchsten Persönlichkeiten als Zuhörer vor sich sah. Er kehrte öfter nach Wien zurück, blieb jedoch nie lange und setzte seine Vortragsreisen bis 1844 fort. Im J. 1845 vermählte sich St. in Linz und wählte sodann Ried zu seinem bleibenden Aufenthaltsorte, woselbst er vorwiegend litterarisch thätig war und von wo aus er insbesondere einige Novellensammlungen veröffentlichte. Das J. 1848 veranlaßte auch St. zur Veröffentlichung einiger politischer Lieder, die er in der Mundart abfaßte. Es wurden ihm, der nun schon für eine litterarische Größe galt, nicht lange darauf mancherlei Ehren und Auszeichnungen zu theil. Schon 1848 beauftragte ihn der Unterrichtsminister mit der Abfassung eines „Schul-Lesebuches“, das aber durch einen Zufall nicht zum Drucke gelangte; Herzog Max in Baiern und der Kaiser von Oesterreich zeichneten ihn durch goldene Medaillen aus und als er 1852 nach München und Stuttgart reiste und wieder daselbst und an verschiedenen anderen Orten Vorträge aller Art abhielt, wurde er vielfach gefeiert und überall höchst ehrenvoll aufgenommen.

Ein schwerer Schlag, von dem er sich lange nicht erholen konnte, war der Verlust seiner geliebten Gattin, welche in Salzburg, wohin St. übersiedelt war, im J. 1856 starb. Er beschäftigte sich von da an mit litterarischen Arbeiten, lebte jedoch unstät in Linz, in Braunau, in Salzburg 2c. Auch einige Schauspiele verfaßte St. zu jener Zeit, welche jedoch keinen besonderen Anklang fanden. Als im J. 1862 sein sechzigster Geburtstag gefeiert wurde, bot ihm der oberösterreichische Landesausschuß eine Jahressubvention, auch erhielt er später 1864 von Seite des Staates ein Künstlerstipendium und genoß bis zu seinem Lebensende diese ihn vor Noth und Mangel schützenden Bezüge. Im J. 1868 vermählte sich St. zum zweitenmale und lebte nun in Henndorf unfern Salzburg. Im J. 1871 unternahm er wieder einige Vortragsreisen nach Gmunden, Wien, Linz und Salzburg. Noch sollte er die glänzende Feier seines siebzigsten Geburtstages in Vöcklabruck 1872 erleben, wobei ihm von nah und fern zahlreiche Ehrengeschenke, darunter auch eine bedeutende Gabe in Werthpapieren zukamen. Einige Reisen, die er darnach unternahm, führten ihn 1873 nach Wien und Salzburg sowie nach Graz, wo er mit Rosegger, dem späteren Herausgeber seiner Werke bekannt und befreundet wurde. Im Mai 1874 aber kehrte er von einer Fahrt nach Salzburg leidend zurück und mußte das Bett hüten, das er nicht mehr lebend verlassen sollte, denn am 14. Juli 1874 schloß er zu Henndorf für immer seine Augen. Ein glänzender Leichenzug, an welchem Deputationen der ersten Schriftstellervereine Oesterreichs theilnahmen und dem auch die Bevölkerung in Menge beiwohnte, zeigte die Verehrung, welche man dem Dichter St. zollte, der weit über seine engere Heimath hinaus durch seine Werke so volksthümlich geworden, wie wenige Dialektpoeten in Oesterreich. Auch der Wittwe Stelzhamer's wurde vom Lande Oberösterreich eine lebenslängliche Pension geboten.

Es ist schon oben angeführt worden, daß Stelzhamer's erste Sammlung mundartlicher Lieder 1837 erschien, ihr folgten 1841 „Neue Gesänge“ und 1844 „Neue Gedichte“. Eine 4. Sammlung erschien 1868. Von den übrigen Poesien sind noch zu nennen die „Politischen Volkslieder“ (1848) und die vortreffliche größere Dichtung „D'Ahnl“ (1851). Hochdeutsche Gedichte gab St. unter dem

Titel „Gedichte“ (1855) und „Liebesgürtel“ (2. Ausgabe 1876) heraus. Durch die erwähnten Lieder in der Mundart des oberösterreichischen Volkes hat sich St. einen Ehrenplatz unter den Poeten auf diesem Gebiete gesichert, insbesondere die älteren dieser Lieder sind gewissermaßen dem Volke, unter dem er ja immer gelebt und gewirkt hat, abgelauscht. Wir finden in diesen Versen, welche getreu im heimischen Dialekt gegeben sind, Gestalten und Zustände der Heimath geschildert, das Leben und Treiben und insbesondere auch das Lieben des echten oberösterreichischen Bauers besungen und in drastischer Weise dem Leser vorgeführt. Ein tiefes Heimathsgefühl durchzieht viele dieser Gesänge, in denen er auch öfter seiner geliebten Mutter (z. B. im Gedichte: „Mein Müederl“) gedenkt. Eigenartige Figuren, wie sie auf dem Dorfe vorzukommen pflegen, weiß der Dichter in heiterer Weise zu schildern und manches Lied, welches die schöne Natur seiner Heimath preist, anzustimmen. „Tanzln“, „Gsangln“, „Fenstagsangln“ sind häufig dazwischen eingestreut und nicht wenige derselben zum wirklichen echten Volkslied geworden. Es muß dabei bemerkt werden, daß St. dort, wo er wirklich aus dem Leben des Volkes selbst seine Stoffe wählt, echte Meisterschaft bekundet, den Ton anderer Gesellschaftskreise in mundartlichen Versen jedoch weniger zu treffen weiß, wozu freilich die dialektische Behandlung überhaupt nicht paßt. Ein schönes Dorfidyll in Hexametern, welche St. auch in der Mundart geschickt handhabt, bietet das größere Gedicht: „D'Ahnl“, welches mit einem orginellen „Hoazatgsang“ (Hochzeitsgesang) schließt. — Adalbert Stifter, ein begeisterter Verehrer von Stelzhamer's Dichtungen, weist auf den Zauber hin, den diese Gesänge „in ihrer Originalität, Gesundheit und Frische und in ihrer oft erhabenen Schönheit der Empfindungen“ ausüben, „die Empfindungen sind die einfachen und starken des Landmannes und des ungebildeten aber naturtreuen Volkes: Heimathliebe, Elternliebe, Anschauungen des Naturlebens, Scherz und Spiel, Lustigkeit und kecke Schalkheit“. Auch die meisterhaft hervortretende „Komik und gemüthreiche Selbstironie mancher Schwächen seiner Landsleute“ bei St. hebt Stifter hervor. — Die hochdeutschen Gedichte des Poeten sind mitunter überaus schwungvoll und reich an Schönheiten, entbehren aber der Originalität und machen mitunter den Eindruck des Gekünstelten. — Auch mehrere Arbeiten auf novellistischem Gebiet hat St. herausgegeben; so: „Prosa“ (3 Bände, 1845), „Heimgarten“ (2 Bände, 1847), „Jugend-Novellen“ (2 Bdchn., 1854) und manches andere. Als Novellist zählt der Dichter zu den besseren österreichischen Erzählern, ohne jedoch die besten derselben zu erreichen, auch auf diesem Gebiete gelingen ihm am besten jene Stücke, welche ländlichem Leben seiner Heimath näher stehen, auch hier weiß er oft kräftigen Humor zu entwickeln. Zu einer Gesammtausgabe der Werke Stelzhamer's, die er selbst bei Lebzeiten plante, kam es nicht, doch hat P. K. Rosegger in pietätvoller Weise „Franz Stelzhamer's ausgewählte Dichtungen“ (4 Bde., Wien 1884) in hübscher Auswahl, welche auch die hochdeutschen Werke berücksichtigt, herausgegeben.

Joh. Engl, Franz Stelzhamer, Wien 1874. Darnach ein Auszug in der erwähnten Ausgabe der ausgewählten Dichtungen IV, ebenso bei Wurzbach, Biogr. Lex. XXXVIII. — Vgl. auch Brümmer, Lex. deutscher Dichter des 19. Jahrh. — Franz Stelzhamer im 5. Jahresber. der k. k. Oberrealschule zu Salzburg, 1872. — Kurz, Gesch. der deutschen Litt. IV. — Gottschall, Deutsche National-Litt. — Die Conversationslexika von Brockhaus, Meyer 2c. A. Schlossar.

Stemann: Christian Ludwig Ernst v. St., Jurist und Historiker. Er war geboren am 11. März 1802 in der Stadt Husum in Schleswig-Holstein, wo der Vater Justizrath und Branddirector der Aemter Husum und

Schwabstedt war († 18. Januar 1818). Auf dem Gymnasium der Vaterstadt vorbereitet, studirte er die Rechte in Kiel und bestand 1822 das juristische Amtsexamen mit sehr rühmlicher Auszeichnung. Darauf ward er erst ein Jahr Secretär auf dem Amtshause in Apenrade und dann Untergerichtsadvocat (Rechtsanwalt). 1826 promovirte er rite zum Dr. juris in Kiel und habilitirte sich dann als Privatdocent an der Universität daselbst. (Diss. inaug. „De veterum dotis actionum rei uxoriae atque ex stipulatu differentiis.") Er gab indeß die akademische Carrière wieder auf und ward wieder Rechtsanwalt in Husum. 1837 ward er ernannt zum königl. Hardesvogt der Hvidding- und Norderrangstrupharde im Amte Hadersleben, 1844 zum Landvogt auf der, damals zum Herzogthum Schleswig noch gehörenden, Insel Arröe. 1848 wurde er in den dänischen Adelstand erhoben und dann Departementschef im schleswigschen Ministerium in Kopenhagen. Bei Wiederherstellung der dänischen Herrschaft in Schleswig-Holstein, ward er 1852 erst Director der schleswigschen Oberjustizcommission und darauf Präsident des schleswigschen Appellationsgerichts in Flensburg, auch königl. Kammerherr und erhielt das Großkreuz des Danebrogsordens. In diesem Amte verblieb er bis 1864, von welcher Zeit an er pensionirt, ohne Amt in Kopenhagen lebte. 1876 ernannte ihn der König zum Geheimen Conferenzrath mit dem Prädicat Excellenz. Er starb bald darauf am 14. März 1876. Von ihm erschien: „Schleswigs Recht und Gerichtsverfassung im 17. Jahrh." (1855). Nachdem verordnet worden war, daß sämmtliche in den untergerichtlichen Archiven vorhandene Gerichtsprotokolle bis zum J. 1713 an das neu errichtete Appellationsgericht in Flensburg zu fernerer Aufbewahrung abzuliefern seien, hat der Verf. aus diesen Auszüge gemacht und sie mit erklärenden Noten versehen, sowie Bemerkungen über die in ihnen zur Anwendung gebrachten materiellen und processualischen Rechtssätze angefügt. Die Schrift enthält demnach reichhaltige und interessante Beiträge zur einheimischen Rechtsgeschichte Schleswigs im 17. Jahrh. — „Das Güterrecht der Ehegatten im Gebiet des jütschen Lovs" (Kopenh. 1857). Eine monographische Darstellung des ehelichen Güterrechts nach jütischem Lov, ausführlich und erschöpfend. „Geschichte des öffentlichen und Privatrechts des Herzogthums Schleswig" (Kopenh. 1866, 3 Bde.). Diese Schrift enthält Darstellung der in den staatsrechtlichen Verhältnissen eingetretenen Veränderungen und Geschichte der damit zusammenhängenden Ereignisse, sowie die Geschichte des Privatrechts und des Strafrechts und des damit in Verbindung stehenden Gerichtswesens dieses Landestheiles von Anfang bis auf die Neuzeit. Der 3. Band ist eine Sammlung von 264 Urkunden von historischen Werth. Der Verf. hat sich durch diese Arbeit Verdienst um die specielle Rechtsgeschichte erworben. — Außerdem hat er eine große Reihe von Beiträgen zu Zeitschriften geliefert, als Elwer's Themis, Falk's Archiv, Provinzial-Efteretninger (doch in deutscher Sprache sind seine Artikel in dieser dänischen Zeitschrift verfaßt), Jahrbücher für die Landeskunde Schleswigs und Holsteins, Zeitschrift der Gesellschaft für S.-H. L.-Geschichte. Namentlich hat er viele Beiträge zur einheimischen Adelsgeschichte geliefert, z. B.: Die Familie Andersen (Prov.-Eftern. 1862, III, 349. 365); Lembeck (Jahrb. für Ldsk. IX, 226); v. Ahlefeldt (X, 55); Sehestedt (Zeitschr. d. Ges. I, 54); Ranzau (II, 106); Breida (III, 183); Bokwold (IV, 251). — Nach seinem Tode gab sein Sohn E. v. Stemann „Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein" 1879 heraus und Professor Michelsen „Nachrichten von den holstein. Aemtern und Amtmännern im 15. u. 16. Jahrh." (Zeitschr. VII, 117) und „Von schlesw. Aemtern und Amtmännern" (desgl. das. VIII, 123).

Lübker-Schröder, S.-H. Schriftstellerlex. II, 585. — Alberti II, 422 u. Fortsetzung II, 284.

Carstens.

Stemann: Christian v. St., Rechtsgelehrter. Er war geboren am 16. Novbr. 1816 in der Stadt Schleswig, Sohn des Kammerherrn und Landkriegscommissärs Leopold v. St. Auf den Gymnasien zu Schleswig und Lüneburg vorbereitet, studirte er die Rechte auf den Universitäten Berlin, Heidelberg und Kiel und bestand 1840 das juristische Amtsexamen sehr rühmlich. Er ward darauf Auscultant am holsteinischen Obergericht zu Glückstadt, 1843 Legationssecretär bei der holstein. Bundesgesandtschaft in Frankfurt a. M. und wurde 1848—51 von der provisorischen Regierung in diplomatischen Geschäften verwandt. 1852 trat er in den preußischen Staatsdienst als Staatsanwalt, nach einander in Stargard, Perleberg, Stettin. 1865 trat er in die schleswig-holsteinische Regierung und darauf in die holsteinische als Sectionschef. Später lebte er ohne Amt in Kiel. 1877 von der Kieler Facultät zum Dr. juris hon. causa ernannt, starb er am 2. Februar 1882. Von ihm ist erschienen: „Die Jury in Strafsachen" (1847); „Darstellung des preuß. Strafverfahrens" (1858); „Ueber die Einreihung der schleswig-holstein. Rechtsordnung in die preußische" (1866); „Sammlung der Gesetze, Verordnungen, welche den bürgerlichen Proceß in Schleswig-Holstein betreffen" (1868); „Das Vergehen der Unterschlagung und Untreue" (1870). Er hat ferner verfaßt, doch ist nicht in den Buchhandel gekommen, „Entwurf eines Gesetzes, betr. die Gerichtsverfassung in Schleswig-Holstein" (1866); „Entwurf einer Strafproceßordnung" (1866) und „Entwurf eines Strafgesetzbuches" (1866). Außerdem hat er Beiträge zu Zeitschriften geliefert: Falk's Archiv, Allgemeine Monatsschrift (Braunschweig), Zeitschr. des schleswig-holstein. Advocatenvereins, Jagemann's Gerichtssaal, Archiv für preußisches Strafrecht ꝛc.

Alberti, Schl.-Holst. Schriftstellerlex. II, 422; Forts. II, 283.

Carstens.

Stemann: Justus Valentin St. Er war geboren am 27. Juni 1629 in Kopenhagen, wo der Vater, Sohn eines Hamburger Kaufmanns, Mag. Johannes St., damals Prediger an der deutschen Petrikirche war, † als Pastor an St. Nicolai in Hamburg am 9. April 1676. Er besuchte das Hamburger Gymnasium und studirte dann Theologie auf den Universitäten Helmstedt und Wittenberg, wo er 1652 die Magisterwürde sich erwarb. 1655 ward er zum Prediger an der deutschen Kirche in Helsingör erwählt. Bei der Belagerung Helsingörs durch die Schweden 1658 flüchtete er erst nach Kopenhagen, von da nach Rostock. Hier benutzte er seine Muße, um sich die Licentiatenwürde der Theologie zu erwerben, Diss. „Ecclesia Romana monstrum triceps ex Theoph. Raynaudi Jesuitae concertatione", Rost. 1659. 1686 ward er Professor der Theologie an der Kopenhagener Universität und 1687 Dr. theol. von der dortigen theol. Facultät. 1688 ernannte ihn der König zum Kirchenrath und Generalsuperintendenten für Holstein in Glückstadt. Seine Wirksamkeit hier war indeß von kurzer Dauer. Er starb nach einem Jahre schon, gerade an dem Tage, an welchem er seinen Einzug hier gehalten, am 20. Mai 1689.

Zitscher's Leichenpredigt 1689. — Jöcher, Gel.-Lex. IV, 805. — Moller, Cimbr. litt. II, 866. — Hamb. Schriftsteller-Lex. VII, 300.

Carstens.

Stemler: Christoph Gotthelf St., evangelischer Prediger und Pädagog, † nach 1768. St. stammte aus der Familie, welche wir unter dem Artikel Johann Christian St. näher kennen lernen; geboren wie dieser zu Neustadt an der Orla, gebildet zu Schulpforta und Leipzig, erhielt er 1741 den Ruf in das Pfarramt zu Dreba in der Diöcese Neustadt an der Orla, ward hernach Rector zu Döbeln und starb als Privatmann zu Quaschwitz im Voigtlande nach 1768. Seine Schriften sind aufgeführt bei Meusel, Lexikon XIII (1813), 351—352.

Zu vgl. Dietmann, Kursächsische Priesterschaft III, 264 ff. — Meusel a. a. O. P. Tschackert.

Stemler: David St., evangelischer Prediger, † nach 1753, älterer Bruder von Johann Christian St. (s. d.). St. wurde zu Copitzsch am 11. Juni 1700 geboren, erhielt nach Absolvirung seiner theologischen Studien das Pfarramt seines Vaters in seiner Heimath (1724) und wurde 1744 Superintendent und Pastor zu Grimma. Er starb nach 1753. Die Titel seiner Schriften s. bei Meusel, Lexikon XIII (1813), 352—353.

Zu vgl. Dietmann, Kursächsische Priesterschaft III, 264 ff. — Meusel a. a. O. P. Tschackert.

Stemler: Johann Christian St., evangelischer Theologe, † 1773. St. war Doctor der Philosophie und der Theologie, zweiter ordentlicher Professor der letzteren, Decemvir der Akademie und Beisitzer des kurfürstlich sächsischen Consistoriums zu Leipzig wie auch Capitular des Hochstifts zu Meißen, Pastor der Kirche zu St. Thomas und Superintendent der Diöcese Leipzig. Er stammte aus einer weitverzweigten Gelehrtenfamilie und wurde als vierter Sohn des Mag. David Stemler, Pfarrers zu Copitzsch, Traun und Lemnitz in der Diöcese Neustadt an der Orla, zu Copitzsch am 12. October 1701 geboren. Vorgebildet zu Neustadt und von 1717 bis 1721 zu Schulpforta, studirte er seit Michaelis 1721 in Leipzig hauptsächlich Theologie und wurde 1727 Magister der Philosophie. In demselben Jahr übernahm er das Rectorat der Stadtschule zu Sangerhausen und 1730 das der Schule zu Naumburg an der Saale. Nach zwei Jahren ging er aus dem Schuldienst in das Kirchenamt über, indem er das ihm angetragene Diakonat an der Wenzelskirche zu Naumburg übernahm. Sieben Jahre hatte er dasselbe in Segen verwaltet, als er einen Ruf als Superintendent nach Torgau erhielt und annahm. Nachdem er sich vor seinem Abgange aus Naumburg noch mit der Tochter seines bisherigen Collegen, Christiane Agathe Schamel, verehelicht hatte, trat er 1739 das Torgauer Amt trotz großer körperlicher Schwächlichkeit doch mit Freude an und wirkte in demselben vielseitig anregend, erbauend und friedvoll. Da seine Vorgänger im Amte meist Doctoren der Theologie gewesen waren, so erwarb auch er sich im J. 1741 rite diese Würde zu Leipzig. Im Jahre darauf ließ ihm der regierende Herzog zu Weißenfels, Johann Adolph, die bei ihm erledigte Oberhofpredigerstelle antragen, mit der das Amt eines Consistorialraths und Generalsuperintendenten des Fürstenthums Querfurt verbunden war. Nicht ohne Segen, aber auch nicht ohne Leiden hat er diese Aemter von 1742 bis 1746 innegehabt. Nach dem Absterben des Herzogs Johann Adolph wurde er 1746 Superintendent zu Plauen; darauf 1748 herzoglich sächsisch-gothaischer Consistorialrath und Generalsuperintendent zu Altenburg. Endlich erhielt er nach und nach die im Anfang dieses Artikels aufgeführten Stellen an der Universität und im Kirchendienst zu Leipzig. 1751 wurde er Professor der Theologie und Pastor an der Thomaskirche und 1755 Superintendent und Domherr. Er starb am 29. März 1773 im 72. Jahre seines Alters. Stemler's theologischer Standpunkt war der einer gemäßigten Orthodoxie, aber ohne Streitsucht. —

Seine Schriften sind theils gelehrter theils praktischer Art; jene sind meist exegetische und historische, diese dagegen Predigten und Reden; beide in großer Zahl. Ihre Titel sind am vollständigsten bei Meusel und bei Döring (s. u.) aufgeführt. Wir nennen:

„Conciliatio Petri et Pauli in articulo de magistratibus politicis.“ Lips. 1727. „De sacris gentilium quibus se suamque vitam pro salute principum devoverunt.“ Lips. 1728. Fol. — „De odio clericorum in capellas et earum conditores ex historia medii aevi.“ Lips. 1728. — „Pietas christianorum erga

principes et magistratus profanos, precibus pro eorum salute declarata.“ Ibid. 1729. — „Num constituendi sint Romanorum censores in republica christiana.“ 1729. — „Prudentia piorum ecclesiae nostrae confessorum Augustana confessione conspicua.“ Numburgi 1730. — „Von den Verdiensten der Rechtsgelehrten um die christliche Religion.“ Naumburg 1731. — „Von historischen Kleinigkeiten“ 1731. — „De indignis praeceptorum scholasticorum praemiis.“ Ibid. 1732. — „Allen Allerley, in einigen geistlichen Reden.“ Leipzig 1739. — „Denkmal der Güte Gottes“ u. s. w. Leipzig 1740. — „Commentatio I de ἀκριβείᾳ in sacri muneris administratione nostra imprimis aetate necessaria.“ Torgavii 1740. — „De interpretationibus scripturae sacrae . . . Diss. prior pro Licentia supremos in Theol. honores consequendi“ 1741. — „Dissertatio posterior quum Theologiae Doctoris gradum legitime capesseret.“ Lips. 1741. — „Wege Gottes in Christo, in einer Abzugspredigt zu Torgau, Anzugspredigt zu Weißenfels und Investiturpredigt zu Heldrungen.“ Leipzig 1742. — „Historie und Führung des Lebens Johann Martin Schamelii“ u. s. w. Leipzig 1743. — „Programma de aucta aetate nostra studii theologici difficultate.“ Leucopetrae 1743. — „Fünf Predigten.“ Leipzig 1746. — „Das Andenken der Gräflich Seckendorf'schen Jubelfeyer zu Meuselwitz.“ Altenburg 1749. — „Letzte Reden, welche er bei seinem Abschiede von Altenburg gehalten.“ Altenburg 1750. — „Erste Reden, welche er . . . . in Leipzig gehalten.“ 1751. — „Denkmal der Leipziger Jubelfeyer zum Andenken des Augsburger Religionsfriedens.“ Leipzig 1756. — „De meritis Philippi Melanchthonis in academiam Lipsiensem.“ Lips. 1760. — „Synodi Tridentinae de celebrandis diebus festis decretum expensum.“ Lipsiae 1762. — „Programma de cavendis historiae Reformationis corruptelis.“ Lips. 1770. — „Programma de minuendis festorum dierum in ecclesia multitudine.“ Lips. 1770. — Außerdem noch viele andere, minder bedeutende Schriften Stemler's bei Meusel (s. unten) und bei Döring (s. unten). —

Zu vergl. Hirsching, Historisch-litterarisches Handbuch, fortges. von Ernesti 13. Bd. 1 Abth. (1809), S. 280—288, wo als Quelle für die Familiengeschichte Stemler's citirt und benutzt ist „Friedr. Wilh. Winkelmann, Schediasma de familia Stemleriana viris bene de re sacra meritis eximia. Lips. 1745“. — Meusel, Lexikon XIII (1813), 353—359 (wo wieder die ältere biographische Litteratur über St. verzeichnet steht). — Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert IV (1835), 359 bis 366. P. Tschackert.

Sten: Simon St. (Stenius, eigentlich Stein), Schulmann, Polyhistor und Poet des 16. Jahrhunderts, wurde 1540 in dem Städtchen Lommatzsch im Meißnischen Lande geboren, erhielt seine Schulbildung auf der Fürstenschule zu S. Afra bei Meißen, für welche sein Geburtsort eine Freistelle zu vergeben hatte, und studirte dann in Leipzig und Wittenberg. 1569 wurde er zur Neugestaltung des Gymnasiums nach Bautzen berufen, mußte dieses Amt aber bald wieder aufgeben, da er sich kryptocalvinistischer Anschauungen verdächtig machte. Das Gleiche widerfuhr ihm in Torgau und in Neu-Brandenburg, wohin er als Rector des Gymnasiums berufen war. Er entschloß sich daher, nach der Pfalz überzusiedeln; 1575 wurde er der erste Gymnasiarch in Neustadt a. d. Hardt. Von hier aus nahm er 1584 eine an ihn ergehende Berufung als Professor der Ethik nach Heidelberg an, übernahm daneben auch die Professur für griechische Sprache, 1596 auch noch den Lehrstuhl für Beredsamkeit und Dichtkunst. 1605 wurde ihm dazu die neugegründete außerordentliche Professur für Geschichte übertragen. In den Jahren 1589—1590 und 1597—1598 war er Rector der Universität. — Ueber sein späteres Leben ist nichts bekannt, auch nicht über die Zeit seines Todes. Seine zahlreichen Schriften, theologischen, geschichtlichen

und philologischen Inhaltes, haben eine dauernde Bedeutung nicht gehabt; die satirischen unter denselben, wie die „Satyra in novam discordem concordiam Bergensem“ gab er unter falschem Namen heraus: Achilles Claviger Veronensis, Johannes Balaeus, Christ. Simon Lithus sind seine bekannten Pseudonyme. Von seinen philologischen Arbeiten ist u. A. die Uebersetzung eines Theiles der Odyssee in lateinische Verse, von seinen historischen die „Vita Mauritii Electoris“ zu nennen. Auch Reden (u. A. eine Gedächtnißrede auf Konrad Peucer) und Gedichte von ihm haben sich erhalten.

Jöcher IV, 807 f., wo auch ein Schriftenverzeichniß zu finden. — G. S. Hermann, Nachricht vom Leben und den Schriften Sten's. 1725. — Hintzelmann, Almanach der Universität Heidelberg für das Jubiläumsjahr 1886, S. 22 und 73. R. Hoche.

Stenbeke: Petrus St. (Steenbeke, de Steynbeke), erster Rector der Universität Rostock. Von seinem Leben und Wirken sind nur sehr dürftige Nachrichten erhalten. Im Sommer 1396 wird er zu Erfurt immatriculirt, bekleidet im W.-S. 1415—1416, jetzt magister in artibus et sacrae theologiae baccalarius formatus, als 45. in der Reihe das Rectorat der Universität und folgt dann mit einer größeren Anzahl Erfurter Doctoren und Magister dem Rufe an die neuzugründende Universität Rostock. Am 12. November 1419 wird er vom Bischof von Schwerin, dem Abt von Doberan, dem Rostocker Archidiaconus, dem Pfarrherrn zu St. Marien in Rostock und dem Rostocker Bürgermeister Heinrich Katzow zu deren erstem Rector bestellt. Im W.-S. 1420—1421 verwaltete er dann noch das Decanat der philosophischen Facultät. Das ist alles, was über ihn feststeht, wenn nicht vielleicht der im Liber decanorum facultatis philosophicae Universitatis Pragensis (Prag 1830) p. I, 329 verzeichnete, am 15. December 1397 in die Liste der Baccalaureanden aufgenommene Petrus Steynbut mit ihm identisch sein sollte. Auch von seinem wissenschaftlichen Wirken ist nur eine einzige geringe Spur auf uns gekommen, eine 1417 gestellte „Questio pro quotlibeto: Utrum quelibet intellectiva ... suam essenciam intelligat“. Seine Heimath ist nirgends genannt; nur aus der Form des Namens geht hervor, daß er ein Niederdeutscher war und die Höhe der von ihm gezahlten Immatriculationsgebühr, 12 Groschen — in demselben Semester entrichtet nur noch ein Merseburger Domherr dasselbe — rückt ihn in die Stufe des städtischen Patriciats und des Landadels. Der Name Stenbeke kommt um jene Zeit überall vor, in Pommern, in Mecklenburg, in Lübeck, in Hamburg, in Magdeburg; 1402 besitzt Hermann St. aus der Pommerschen Vasallenfamilie einen Antheil an Bülow bei Güstrow, ein Engelbert St., wahrscheinlich nach dem gleichnamigen Dorfe bei Doberan benannt, kommt von 1350—1367 als angesehener Bürger zu Rostock mit Besitz im Dorfe Wendisch-Kussewitz vor. Am 2. April 1372 kaufen der Rostocker Bürger Peter Steinbeck und der Bürgermeister Gerwin Wilde, vermuthlich der Sohn und der Schwiegersohn Engelbert's, dem Landesherren Herzog Albrecht seine sämmtlichen Rechte über erwähntes Dorf ab. Gehört unser Petrus St. dieser zuletzt genannten Familie an, so erklärt es sich leicht, daß gerade ihm vor seinen weit bekannteren Collegen Heinrich Toke und Heinrich von Geismar (der in Erfurt schon zweimal Rector, einmal Vicerector gewesen war) die Auszeichnung zu Theil ward, die neue Hochschule zu inauguriren.

Die Matrikeln der Universitäten Erfurt und Rostock. — Schum, Beschreibendes Verzeichniß der Amplonianischen Handschriften-Sammlung zu Erfurt. Berlin 1887. S. 494 (Quarto Nr. 236, 6). Ad. Hofmeister.

Stender: Friedrich David St., Anagrammatist des 17. Jahrhunderts, geboren 1628 in Erfurt, scheint zu der Arnstädter Gelehrtenfamilie desselben

Namens Beziehungen gehabt zu haben. Er studirte in Jena (immatriculirt 20. Mai 1647). Sein Leben fristete er äußerst kümmerlich als verheiratheter Schulmeister an verschiedenen Orten, aber nicht in seiner Heimath; 1666 war er in Lüneburg, später in Hamburg thätig. Aus der drückendsten Noth befreite ihn Herzog Rudolf August zu Braunschweig, der, durch Stender's poetische Leistungen auf ihn aufmerksam geworden, ihn 1676 in eine würdige Stellung am braunschweiger Hofe brachte. Aber St. durfte sich des plötzlichen Schicksalswechsels nicht lange erfreuen: der schwächliche kleine Mann, der das Elend muthig ertragen, wurde aus dem Glücke schon nach 1½ Jahren am 23. Februar 1678 durch einen plötzlichen Tod abberufen. Ganze Bogen voll begeisterter Lobgedichte gaben ihm das Ehrengeleite. Uns wird es schwer, diesen Enthusiasmus auch nur annähernd zu entschuldigen. Denn St. war wahrscheinlich ein herzensguter Mann, aber ganz sicher ein sehr schlechter Poet. Mit possierlicher Ausschließlichkeit und Unermüdlichkeit läßt er seinen Pegasus auf einem allerkleinsten Gebiete Kunststücke machen. Seine drei Werkchen „Anagrammata Latina“ (Hamb. 1666, 922 Nummern), „Teutscher Letterwechsel“ (Hamb. 1667, 552 Nrn.) und die posthume „Anagrammatum Latinorum et Germanorum Coronis“ (Braunschw. 1679, 782 Nrn.) enthalten mit verschwindenden Ausnahmen nichts als Anagramme, anfangs möglichst kurz, in ein lat. Distichon oder in zwei deutsche Alexandriner zusammengedrängt, später zuweilen breit ausgeführt. Ist uns diese geistlose Spielerei, die durch Umstellung der Buchstaben aus einem Worte andre bildet und den neuen Begriff nun poetisch zu dem alten in Beziehung setzt, schon bei einem tüchtigen Manne wie Logau widerwärtig, der sie doch nur vereinzelt anwendet, so sind Stender's Virtuosenkunststücke, die in ihrer Massenhaftigkeit mit den schlimmsten poetischen Verirrungen des 17. Jahrhunderts wetteifern können, nun gar unerträglich. Und er verschmäht nichts: sowol die guten alten, schon dem Mittelalter geläufigen Versetzungen, wie Eva — Ave, Lied — Leid, Lieb — Leib, wie die albernsten und sinnlosesten neuen Einfälle (z. B. Magdalene — lange Dame; Wolfenbüttel — Füllt bewohnt; Johann Ludewig Wagner — Wi da gahr vil gewonnen u. s. w.) werden von ihm versificirt; aller Freiheiten der Orthographie und der Syntax bedient er sich, um einen nothdürftigen Sinn bei seinem ‘Letterwechsel’ herauszubekommen. Günstige Worte nützt er gründlich aus: in einem Gespräch zwischen Paris, Helena und Menelaus z. B. erscheint dieser letzte Name in nicht weniger als 18 anagrammatischen Variationen. Ueber dieser Spielerei wird der wirkliche Inhalt so vernachlässigt, daß die Schrecken des großen Krieges, die sittliche Corruption der Zeit in den Epigrammen Stender's fast gar nicht zum Ausdruck kommt, und selbst mit einem bessern Anagramm wie ‘Republica Romano-germanica: Gens libera, corpora cum anima’ weiß er, obgleich guter Patriot, nichts rechtes anzufangen. Zum Epigrammatiker, zu dem ihn die gewählte Gattung machte, fehlte dem verkümmerten, schmiegsamen Männchen vor allem der Charakter. Mit Vorliebe besingt er lobhudelnd Personen, voran natürlich seinen Gönner Rudolf August, dann aber eine Wolke unbekannter Theologen und Schulmänner: Opitz, Fleming, Rist, Dach, Clajus, Harsdörffer, Buchner, Schottel, der Engländer Owen, Nikolaus Zriny und Octavio Piccolomini, Gustav Adolf und Karl Stuart, Heilige und Patriarchen, Griechen und Römer, Städte und Stände, sie alle müssen ihre Namen anagrammatisch mißhandeln lassen. Und damit noch nicht genug: mit dem Anagramm verbindet St. wol gar noch das Chronogramm, um damit den letzten Rest von Sinn und Verstand aus seinen Versen zu treiben. Freilich, er glaubte im ‘Anagramma’ ‘Magna arma’ zu besitzen, und die Zeitgenossen bestärkten ihn in diesem Glauben. Ja, diese Künste waren nicht einmal brotlos, wie uns das Anagramm ‘Ziel—Zeil’ lehrt:

Diß ist mein Tuhn und Werk: die Zeil' hab ich zum Ziel:
Mein Leib und Weib ernehrt nuhr eine Feder-Kihl.

St. ist ein lehrreiches Beispiel dafür, bis zu welcher bodenlosen Albernheit die Ueberschätzung der formellen Künsteleien führen konnte, und mit Recht hat Gervinus ihn aus der Milchstraße von Dichtern zehnten Grades, wie sie das siebzehnte Jahrhundert zeugte, neben den Leberreimern als besonders abschreckenden Typus herausgehoben. Roethe.

Stender: Gotthard Friedrich St., Glied einer alten aus Brabant stammenden Predigerfamilie, die von 1648 bis heute in Kurland tüchtig und segensreich gewirkt hat; einer der allerhervorragendsten Kenner und Bearbeiter der lettischen Sprache. Geboren am 27. August 1714 als Sohn des Pastors zu Lassen im kurischen Oberlande Hermann Konrad St., empfing er den ersten gründlichen Unterricht in den classischen und orientalischen Sprachen von seinem gelehrten Vater und dem Rector Isack Bauer in Subbath, studirte von 1736 bis 1739 Theologie, alte Sprachen und Beredsamkeit in Jena und Halle, und wirkte als Lehrer zuerst am Francke'schen Waisenhause, dessen pietistische Richtung ihn einer freieren Auffassung des Christenthums zutrieb. Nach Kurland zurückgekehrt, legte er sich als Hauslehrer auf das Studium der Mathematik und wurde 1742 als Conrector an der Mitauschen Stadtschule angestellt. Hier schloß er seinen Ehebund mit Anna Elisabeth Braunschweig und wurde 1744 Pastor zu Birsgallen, wo er bei der geistlichen Arbeit an dem lettischen Volke den Grund zu seiner eminenten Bekanntschaft und Vertrautheit mit der lettischen Sprache legte. Nachdem ihm 1752 eine Feuersbrunst und eine Viehseuche seine Habe geraubt, ward er für sechs Jahre Pastor zu Záimen in Littauen, wo er so wenig Muße für die ihm lieben Studien fand, daß er 1759 das Amt aufgab und mit seiner Familie nach Helmstedt auswanderte, wo er für den Herzog von Braunschweig einen Globus (3 Fuß im Durchmesser) anfertigte und darauf von diesem zum Rector der neuerrichteten Realschule in Königslutter 1760 berufen wurde. Auch hier hielt es der unruhige, strebsame und daher auch in manchen Conflict verwickelte Mann nicht lange aus. Er zog 1763 nach Hamburg, von wo aus er durch Vermittlung des russischen Gesandten am dänischen Hof als Professor der Geographie nach Kopenhagen berufen wurde, weil König Friedrich V. auch einen Globus wünschte, den St. in einer Größe von 23 Fuß Durchmesser construirte. Schwieriger politischer Verhältnisse und gedrückter Finanzlage wegen wurde Stender's Professur 1765 aufgehoben. Er kehrte nach Kurland zurück und wurde auf Grund seines großen Rufes, den er durch seine bereits zum Theil im Auslande gedruckten lettischen Schriften u. s. w. sich erworben, 1766 zum Adjuncten, 1769 zum Nachfolger des Pastors G. Chr. Radetzky zu Selburg und Sonnaxt eingesetzt. Im J. 1782 wurde er zum Propst der Selburg'schen Diöcese und zum Consistorialassessor erwählt. Seit 1778 wurde er von seinem Sohn Alex. Joh. St. als Adjunct im Amt unterstützt. Er starb am 17/28. Mai 1796. Auf seinem Grabe bei der Selburg'schen Kirche liegt eine mächtige Granitplatte mit der lettischen Inschrift, welche die Hauptarbeit seines Lebens merkwürdig charakterisirt: „Hier ruht G. F. Stender, der Lette." —

Stender's litterarische Thätigkeit ist eine höchst mannichfaltige, vielseitige gewesen. Im „Allgemeinen Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland, bearbeitet von Joh. Friedr. v. Recke und Carl Eduard Napiersky, Mitau 1827—32" IV, 283 ff., finden sich Stender's sämmtliche (31) Druckschriften und nachgelassenen (7) Manuscripte verzeichnet. An dieser Stelle genügt betreffs des minder Wichtigen zu bemerken, daß er Schriften hinterlassen über Fragen der biblischen, der historischen, der dogmatischen Theologie, der deutschen Sprachforschung und der physikalischen Geographie, der

Philosophie und des Musikunterrichts, des Damspiels und der Magie. Die Muße des hohen Alters hatte ihn als ein Kind seiner Zeit zu alchymistischen Studien und Beschäftigungen geführt, die ihn bis ins Ausland so berühmt machten, daß aus der Ferne Männer zu ihm nach Kurland kamen, um mit ihm über das Goldmachen und über das Lebenselixir sich zu besprechen.

Stender's großes Verdienst ist das um die lettische Sprache und das lettische Volk. Wiederum gehören nicht hierher seine zahlreichen, lange sehr populär gebliebenen lettischen, von religiösem Geist durchwehten Unterhaltungsschriften, seine Schulbücher für Religionsunterricht u. s. w., seine zahlreichen trefflichen Uebersetzungen von Kirchenliedern, die in der prosaischen Zeit des Rationalismus durch christliche Wärme und Poesie der Schmuck der lettischen Gesangbücher waren und zum Theil sich einen dauernden Platz da erworben haben.

Aber bahnbrechend und epochemachend war seine 1761 zu Braunschweig in erster Auflage (164 S.), 1783 zu Mitau in zweiter Auflage (312 S. 8°) gedruckte lettische Grammatik. Vor allen früheren Arbeiten auf diesem Gebiet zeichnet sich dieselbe aus durch den Reichthum und die relative Vollständigkeit ihres Inhalts, durch die bewundernswerthe musterhafte Richtigkeit und Genuität des lettischen Sprachmaterials und durch die geistvoll klare und praktisch populäre Darstellung. Bemerkenswerth sind für jene Zeit seine Abschnitte über die Lautlehre, die lettischen Dialekte und die der Grammatik angefügten Anfänge einer lettischen Volkskunde, die Sammlungen von Sprüchwörtern, Räthseln, die Bemerkungen über lettische Mythologie und das lettische Volkslied. Neben der lettischen Grammatik ist es das „Lettische Lexikon“ Mitau 1789 (Th. I, 404, Th. II, 773 S.) gewesen, welches Stender's Namen unsterblich gemacht hat. Vor ihm hatte die lettische Lexikographie nur sehr Geringes geleistet. Fast gleichzeitig mit St. hatte Jac. Lange, Generalsuperintendent in Livland, sein lettisch-deutsches und deutsch-lettisches Lexikon (Mitau 1777) herausgegeben, konnte aber nicht die Geltung sich bewahren, die St. fast hundert Jahre lang behauptet hat, bis die lexikographischen Arbeiten von Bischof Dr. C. Chr. Ulmann (1872) und Pastor G. Brasche (1880) ihn ablösten. A. Bielenstein.

Stengel: Liborius St., katholischer Theologe, geboren am 14. August 1801 zu Stetten bei Haigerloch in Hohenzollern-Sigmaringen, † am 24. September 1833 zu Freiburg im Breisgau. Ein Sohn armer Eltern, mußte er als Knabe sich als Hirte sein Brot verdienen. Er las in dieser Zeit, was ihm in die Hände fiel, und studirte unter anderem ein Lehrbuch der Arithmetik und Algebra mit solchem Erfolge, daß er sich 1817 durch Rechenunterricht einiges verdienen konnte. Der Ortspfarrer, der dadurch auf ihn aufmerksam wurde, ertheilte ihm Unterricht im Lateinischen und war ihm behülflich, daß er 1819, achtzehn Jahre alt, das Gymnasium zu Sigmaringen besuchen konnte. Schon im Herbst 1820 wurde er als reif entlassen und ging nun nach Freiburg wo sich Hug, dem er von dem Pfarrer empfohlen wurde, seiner annahm. Er studirte außer Theologie auch Philosophie und Geschichte und namentlich die classischen und semitischen Sprachen und Sanskrit. Als er sich 1825 zur Aufnahme in das Priesterseminar zu Meersburg meldete, wurde er bei der bischöflichen Behörde in Constanz als nicht correct kirchlich gesinnt denuncirt. Er wurde indeß aufgenommen und am 21. September 1826 zum Priester geweiht. Er war dann ein Jahr Hülfsgeistlicher zu Benzingen bis seinem frühern, dorthin versetzten Pfarrer, und wurde im Herbst 1827 auf Hug's Antrag zu seinem Supplenten ernannt. Er hatte als solcher exegetische Vorlesungen zu halten und in der hebräischen Sprache zu unterrichten, las aber auch wiederholt, was bis dahin in Freiburg noch nicht vorgekommen war, über Rabbinisch und über Sanskrit. Daß St. in dieser untergeordneten Stelle mit 450 Gulden Gehalt fünf Jahre blieb,

scheint mit den Zweifeln an seiner kirchlichen Gesinnung zusammen gehangen zu haben. Am 24. September 1833 wurde er endlich zum außerordentlichen Professor mit 800 Gulden Gehalt ernannt. Er starb aber schon anderthalb Jahr darauf an einem Schlaganfalle. St. hat selbst nur den ersten Theil einer hebräischen Grammatik herausgegeben; sie wurde vollständig erst 1840 von seinem Freunde Joseph Beck veröffentlicht. Dieser gab auch aus seinen Papieren Commentare zum Römerbrief (1836) und zum Hebräerbrief (1849) heraus. Für die von Hug herausgegebene Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg schrieb St. eine ausführliche Recension von Klee's Commentar zum Johannes-Evangelium (1829, 3. H. S. 191).

Biographische Notizen in der Vorrede zum Römerbrief. — Weech, Bad. Biographien III, 182. Reusch.

Stengel: Franziska v. St., Romanschriftstellerin, wurde am 6. Mai 1801 zu Mannheim als die Tochter des 1851 gestorbenen Kanzlers am badischen Obergericht zu Mannheim, Ernst v. St., geboren und kam schon nach wenigen Monaten nach Bruchsal, wohin ihr Vater als damaliger Oberhofgerichtsrath versetzt worden war. Hier hatte sie das achte Lebensjahr erreicht, ohne daß für ihre geistige Ausbildung etwas Besonderes geschehen war, als ihr Vater dem Collegio, bei dem er angestellt war, wieder nach Mannheim folgen mußte. Franziska besuchte hier bis zu ihrem 13. Jahre die öffentliche Schule und erhielt dann bis zum 16. Jahre Privatunterricht in allen Wissenschaften und Künsten, die sich für ein Mädchen gebildeten Standes eignen. Der Tod ihrer Mutter legte ihr darnach die Pflicht auf, die Sorge für das Hauswesen und die jüngeren Geschwister zu übernehmen, und sie konnte vor der Hand an ihre geistige Ausbildung nicht mehr denken: blieb ihr doch kaum Zeit, sich in der Malerei, die sie besonders liebte, zu üben. Als sie etwas freier athmen konnte, wandte sie sich mit Vorliebe der Dichtkunst zu und veröffentlichte mehrere Proben derselben in verschiedenen Jahrgängen der Zeitschrift „Charis". Seit dem Jahre 1826 pflegte sie ausschließlich das Gebiet des Romans und war nach dieser Seite hin bis zu ihrem Tode 1843 sehr productiv. Alle ihre Romane haben, wie das bei ihrem Charakter gar nicht anders möglich war, eine veredelnde Tendenz, und wenn die Titel mancher ihrer Schriften sehr stark an die sogenannten Colportage-Romane erinnern, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß bei der Wahl dieser Titel die Ansicht des Verlegers vorwiegend den Ausschlag gegeben hat. Ihre Schriften sind „Das Diadem und der Blüthenkranz, eine Geschichte aus Englands Schreckensperiode" (1826) — „Monica, die Gottgeweihte" (II, 1828) — „Adrienne" (III, 1829) — „Die letzten Zapolya" (II, 1831) — „Die Assassinen, oder die Eroberung der Königsperle durch den Bund der Blutigen" (1832) — „Der Fürst und die Bäuerin" (1833) — „Maximilian Emanuel und seine Baiern" (III, 1835) — „Sinzendorf. Wahrheit und Dichtung" (II, 1835) — „Otto von Oldesloe" (1838) — „Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz und Luise von Degenfeld, oder Leidenschaft und Liebe" (1838) — „Der Bäckerjunge" (II, 1841) — „Die letzten Zähringer" (II, 1842) — „Das apulische Kind" (1843) — „Wildhanns" (III, 1843) — „Die Rose von Innspruck" (II, 1844). Das äußere Leben der Schriftstellerin war ein sehr stilles. Als Wohlthäterin der Armen und als Gründerin der unter dem Protectorate der Prinzessin Marie von Baden stehenden Kleinkinderschule zu Mannheim genoß sie die allgemeinste Verehrung, welche auch nach ihrem Tode noch einen Ausdruck fand in dem Denkmal, das ihr die Stadt auf dem Friedhofe setzen ließ.

Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts II, 340. — Mittheilungen aus der Familie. Franz Brümmer.

Stengel: Georg St., Jesuit, geboren 1584 zu Augsburg, † am 10. April 1651 zu Ingolstadt. Er trat 1601 zu Landsberg in den Orden ein, machte von 1603 an seine philosophischen Studien zu Ingolstadt, wurde dann als Lehrer zu Pruntrut und München beschäftigt, machte dann die theologischen Studien zu Ingolstadt, wurde dort 1618 Professor der Philosophie, 1621 der Casuistik, 1622 der Controversen. 1640—43 war er Rector des Collegiums zu Dillingen, wurde dann aber nach Ingolstadt zurückversetzt. St. hat 70 lateinische und deutsche Schriften verfaßt, Gedichte, Dissertationen und namentlich polemische Schriften, insbesondere gegen seinen 1621 Protestant gewordenen Landsmann und Ordensgenossen Jacob Reihing (A. D. B. XXVII, 698; „Vermeint päbstisch, eigentlich lutherische Fallstricke des armseligen, übel verstrickten Mannes J. Reihing“ 1622, u. a.), Joh. Gordon (Antitortor Bellarminianus u. a.), Th. Thummius (Libri duo de duobus apostatis s. duae paraeneses, in quarum prima exemplo et Luciferi et malorum angelorum, in altera dictis factisque J. Reihingii, Th. Thummii aliorumque praedicantium aut apostatarum ostenditur, quam sit miserum, a Deo et veritate recedere, 1626).

Kobolt, Baier. Gel.-Lex. I, 659. — Hurter, Nomenclator (2) I, 424. — de Backer.

Reusch.

Stengel: Karl St., Benedictiner, geboren zu Augsburg am 29. Januar 1581, † ebendaselbst am 27. Januar 1663. Er trat 1593 in das dortige Benedictinerstift St. Ulrich und legte am 12. März 1596 die Gelübde ab, studirte ein Jahr in Ingolstadt, dann in seinem Stifte und wurde 1605 zum Priester geweiht. Er wurde 1610 in seinem Stifte Professor der Casuistik, 1613 Subprior. Nach der Zurückgabe der säcularisirten Klöster im Herzogthum Württemberg infolge des Restitutionsedictes von 1629 wurde er zum Abt von Anhausen an der Brenz ernannnt. Während des dreißigjährigen Krieges mußte er wiederholt sein Stift verlassen, 1632—35, 1638—40 und 1641. 1647 nahm er seinen Wohnsitz in dem genannten Augsburger Stifte, wo er auch starb. Er hat selbst ein Verzeichniß seiner Schriften angefertigt; es sind 45 lateinische (außerdem verzeichnet er 7, die er noch veröffentlichen wollte), 26 deutsche und 21 Uebersetzungen aus dem Lateinischen ins Deutsche. Sie behandeln meist Leben von Heiligen oder Punkte der Ordens- oder Augsburgischen Geschichte, keine ist bedeutend.

Ziegelbauer, Hist. rei literariae III, 386. — Pl. Braun, Gesch. der Bischöfe von Augsburg IV, 636. — Hurter, Nomenclator (2) I, 476.

Reusch.

Stenger: Johann Melchior St., evangelischer Prediger, † 1710. St. wurde zu Erfurt, wo sein Vater Nicolaus St. Pastor und Professor der orientalischen Sprachen war, geboren, studirte zu Jena, Leipzig, Wittenberg, Straßburg und Erfurt und wurde hier 1666 Diakonus. In dieser Stellung veröffentlichte er zwei Schriften, welche gegen seine Orthodoxie solche Anklagen verursachten, daß daß er seines Amtes entsetzt wurde. Ihre Titel lauten „Ein Buch vor die, so ihr Christenthum wollen lernen besser und gründlicher verstehen und den rechten Weg zur Seligkeit von andern falschen Irrwegen genau unterscheiden“ (Erfurt 1669. 4°) und „Einschärfung zweier nützlicher zum wahren Christenthum gehöriger Lehr-Punkte die rechtschaffenen Christen im Lauf der Gottseligkeit zu stärken, die Wahn-Christen aber zu warnen und aus dem Schlaf der Sicherheit zu wecken.“ (Ebenda 1670 in 4°.) Seiner Geistesrichtung nach Lutheraner, glaubte er es darin wie auch in seinen Predigten den Sündern etwas zweifelhaft machen zu müssen, daß sich ohne Verlust der Seligkeit Buße und Rückfall öfter bei ihnen wiederholen dürften. Er wollte der „Procrastination der Buße“ vor-

beugen. „Wer nicht das Zeugnis eines heilig geführten Wandels hat, stirbt unselig“, lehrte er, und „wahre Kinder Gottes bedürfen der großen Buße nie oder nur einmal.“ Stenger's Lehrweise ist also eine Vorläuferin der nicht lange darauf aufgekommenen terministischen Lehre, daß es für jeden Sünder einen bestimmten Terminus gratiae gebe, über welchen hinaus für den rückfälligen Sünder keine Vergebung mehr stattfindet. Dagegen schrieben Hartnack (Daniel, Professor am Gymnasium in Erfurt), Stengerismus condemnatus, Zeitz 1670, und Johann Musäus, Professor in Jena, seinen „Bericht, welchergestalt die Lehre von der Buße nützlich und mit gutem Bestand nach Gottes Wort müsse vorgetragen werden, auf Gelegenheit neu entstandener Schwärmereien samt historischer Erzählung derselben“, zuerst 1672, vermehrt Jena 1675, 748 S. — Nach seiner Entlassung aus Erfurt wurde St. ins Braunschweigische, danach nach Storkau, endlich nach Wittstock als Pastor berufen, wo er Horb's Partei nahm und mit D. Johann Friedrich Mayer viele und überaus heftige Streitschriften wechselte. Hier starb er in hohem Alter 1710. Von seinen späteren Schriften ist zu nennen „Das große Geheimniß innerlicher Versiegelung durch den Geist der Kindschaft über I Joh. 5, 10.“ Berlin 1674. — „Historiae ecclesiasticae ἀποσπασμάτιον“ 1681. —

Zu vgl. Hartnack hinter Micraelius, hist. eccl. S. 1654—1843. — (Zedler) Universal-Lexikon, Bd. 39 (1744), Sp. 1832 f., wo auch die Titel anderer Schriften Stenger's stehen. Ebenso Jöcher, Gelehrten-Lexikon, 4. Theil (1751) Sp. 810 f. — S. Baumgarten, Geschichte der Religionsparteien S. 1283. — G. Frank, Gesch. d. prot. Theologie II (1865), S. 127 ff.

P. Tschackert.

Stenglein: Melchior Ignaz St., katholischer Geistlicher, geboren zu Lichterfeld am 31. December 1745, † zu Bamberg am 27. October 1827. Er studirte zu Bamberg, wurde 1764 Doctor der Philosophie, trat am 14. September 1764 in den Jesuitenorden, wurde nach der Aufhebung des Ordens 1774 zum Priester geweiht und Repetent an der Pagerie, 1776 Doctor der Theologie, 1777 Professor der Theologie an der damaligen Universität zu Bamberg; 1791 fürstbischöflicher Hofkaplan und Hofmeister der Pagen, 1803 Landesdirectionsrath, 1821 Domdechant in Bamberg. Veröffentlicht hat er nur ein paar unbedeutende Dissertationen.

Jäck, Pantheon S. 1094. — Magazin für kath. Geistliche (von J. G. Köberle) 1828, II, 356. — de Backer. Reusch.

Stenglein: Michael St., katholischer Geistlicher, geboren am 18. Juni 1810 zu Bamberg, † am 11. Mai 1879 in der Irrenanstalt zu St. Georgen bei Baireuth. Er war der einzige Sohn eines reichen Beamten. Seinen ersten Unterricht erhielt er durch Privatlehrer. Infolge eines Falles und, wie er in seiner Selbstbiographie angibt, einiger Ohrfeigen eines Lehrers wurde er als Knabe harthörig, allmählich fast taub. Nachdem er 1828 das Gymnasium zu Bamberg absolvirt hatte, besuchte er das dortige Lyceum, verstand aber, wie er sagt, von den philosophischen Professoren nur den der Physik, von den theologischen keinen, und war fast ausschließlich auf sein Privatstudium angewiesen. 1834 wurde er trotz seiner Harthörigkeit, da er, als vermögend, auf eine Anstellung in der Diöcese keinen Anspruch machte, in das Priesterseminar aufgenommen, 1835 zum Priester geweiht und in München zum Doctor der Theologie promovirt; seine Dissertation heißt: „Historische Zeugnisse der vier ersten Jahrhunderte über den Verfasser des Briefes an die Hebräer“ (1835). Im J. 1838 begleitete er den Erzbischof v. Frauenberg zum Landtage nach München. In demselben Jahre hielt er zu Bamberg die Trauerrede auf den Feldmarschall Fürsten von Wrede, die gedruckt wurde. Er arbeitete schon als Student unter

J. H. Jäck (s. A. D. B. XIII, 531) auf der Bamberger Bibliothek (in dessen Beschreibung der Bibliothek, 1834, ist die Beschreibung der Theologie und der Litteraturgeschichte von St.), wurde später Accessist und nach dem Tode Jäck's dessen Nachfolger als Bibliothekar. Er war ein talentvoller und kenntnißreicher Mann, aber ein Sonderling und wurde allmählich irrsinnig. — In der Tübinger theologischen Quartalschrift von 1840 steht ein Aufsatz von St. über den Aufenthalt des Apostels Petrus in Rom. In Petzholdt's Deutschen Bibliotheken, 1853, ist die Geschichte und Beschreibung der Bamberger Bibliothek von St. In dem Münchener „Archiv für theologische Litteratur", 1842—43, sind die „Dr. St. in B." unterzeichneten Recensionen, in der Manz'schen Realencyklopädie die zahlreichen mit Cm unterzeichneten Artikel von St. 1871 veröffentlichte er als Separatabdruck aus der Wiener „Allg. Litteraturzeitung" Nr. 10, 11 „Herr Pius Bonifacius Gams O. S. B. als Biograph J. A. Möhler's und als Herausgeber der Möhler'schen Kirchengeschichte" (s. A. D. B. XXII, 61). Eine Biographie des Fürstbischofs Franz Ludwig (v. Erthal) von Würzburg und Bamberg (s. A. D. B. VII, 310), für die St. lange Material sammelte, ist nicht vollendet.

Heindl, Galerie berühmter Pädagogen, Jugendschriftsteller u. Componisten, 1859, II, 487 (der Artikel ist sicher von St. selbst). — Privatmittheilungen von Bekannten. Reusch.

Steno: Nicolaus St. (oder wie er selbst unterschreibt Stenonis, dänisch Niels Stensen), Mediciner, Convertit und katholischer Bischof, geboren am 10. (n. St. 20.) Januar 1638 zu Kopenhagen, † am 26. November (n. St. 6. December) 1686 zu Schwerin, verdient, obschon ein Däne von Geburt, hier einen Platz, weil er die letzten neun Jahre seines Lebens in Deutschland thätig war. Er studirte 1656—59 zu Kopenhagen, namentlich unter Thomas Bartholin, Anatomie, — nebenbei auch Hebräisch, — und setzte diese Studien in Holland fort, zuerst zu Amsterdam, wo er über die Priorität der Entdeckung des nach ihm benannten Ductus Stenonianus mit Gerhard Blasius in Streit gerieth, dann zu Leiden. 1664 war er wieder in Kopenhagen. Da er aber dort nicht, wie er erwartet hatte, eine Professur erhielt, reiste er nach Paris, wo er durch seine anatomischen Kenntnisse Aufsehen erregte und auch mit Bossuet bekannt wurde, und im Herbst 1665 nach Rom und Florenz. Hier ernannte ihn der Großherzog Ferdinand II. zu seinem Leibarzt und gab ihm eine Anstellung an einem Spitale. Am 9. December 1667 legte er vor dem Nuntius das katholische Glaubensbekenntniß ab; über die Motive zu diesem Schritte handelt eine an den Amsterdamer reformirten Geistlichen Joh. Sylvius gerichtete Epistola de propria conversione (geschrieben 1671, gedruckt Florenz 1677, übersetzt bei Räß VII, 293) und die Defensio et plenior elucidatio epistolae de propria conversione (Hannover 1680). 1669 veröffentlichte er zu Florenz „De solido intra solidum naturaliter contento dissertationis prodromus", eine der ersten Schriften, worin die richtige Ansicht über die Versteinerungen entwickelt wird. In demselben Jahre verließ er Florenz, hielt sich einige Zeit in Holland auf und wurde am 12. Februar 1672, obschon seine Conversion bekannt geworden war, zum Professor am Theatrum anatomicum zu Kopenhagen ernannt. Er legte aber schon im Mai 1674 diese Stelle wieder nieder und kehrte nach Florenz zurück, wo ihn der Großherzog beauftragte, den Erbprinzen in der christlichen Philosophie zu unterrichten. Bald darauf entschloß er sich, seine bisherigen Studien ganz aufzugeben und Geistlicher zu werden, allem Anscheine nach unter dem Einflusse seines Beichtvaters, des Jesuiten E. Savignani. Im J. 1675 empfing er die Priesterweihe, nachdem er, da er „wegen des Ortes und der Weise, wie man in Dänemark taufe", an der Gültigkeit seiner Taufe zweifelte, in der Stille bedingungsweise noch einmal getauft worden war. In demselben Jahre veröffent-

lichte er zwei lateinische, polemisch-theologische Sendschreiben an Joh. Sylvius und eine „Epistola ad novae philosophiae reformatorem de vera philosophia" an B. Spinoza, mit dem er in Amsterdam bekannt geworden war.

Der 1651 zur katholischen Kirche übergetretene Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg (s. A. D. B. XIV, 177) erbat sich nach dem Tode seines Hofcaplans und apostolischen Vicars Valerio Machioni auf den Vorschlag von Gerhard Molanus (s. A. D. B. XXII, 86) von Innocenz XI. St. als dessen Nachfolger. Am 14. September 1677 wurde er zu Rom, wohin er von Florenz über Loreto zu Fuße pilgerte, von dem Cardinal Barbarigo zum Titularbischof von Titiopolis geweiht und vom Papste zum apostolischen Vicar für Hannover und die nordischen Missionen (die Hansestädte, Schleswig-Holstein, Dänemark, Schweden und Norwegen) ernannt, und reiste dann zu Fuße über Venedig, Innsbruck, Augsburg und Köln nach Hannover, wo er Ende 1677 ankam. 1678 veröffentlichte er dort ein 1677 zu Florenz lateinisch herausgegebenes Schriftchen in deutscher Uebersetzung: „Scrutinium reformatorum, d. i. kurtzer Beweis, daß diejenigen Lehrer, so die Sitten der Menschen zu verbessern getrachtet, von Gott gewesen, mit nichten aber die andern, so die Glaubenslehre zu verbessern gesuchet", — gegen die Erwiderung des Kopenhagener Theologen Christian Noldius 1679 „Defensio et plenior elucidatio Scrutinii Reformatorum", — zwei lateinische Streitschriften gegen Joh. Sylvius und „Katholische Glaubens-Lehr vom Fegfeur . . . aufgesetzet bey Gelegenheit, da ein vornehmer Lutherischer Theologus [J. W. Baier in Jena] aus dem Dorschäus behaupten wollte, daß der H. Augustinus kein Fegfeur geglaubt, sondern nur zweiffelhaft davon geschrieben habe". An den 1679 von Leibniz und dem Bischof Spinola (siehe A. D. B. XXXV, 202) eingeleiteten Reunionsverhandlungen betheiligte sich St. allem Anscheine nach nur ungern, jedenfalls nicht in hervorragender Weise.

Der Herzog Johann Friedrich starb am 28. December 1679. St. hielt am 3. Mai 1680 für ihn die feierlichen Exequien, mußte aber bald darauf Hannover verlassen. Er wurde nun Weihbischof des Fürstbischofs Ferdinand von Fürstenberg von Münster. Diesem wurde am 10. September 1680 von der Propaganda das apostolische Vicariat der nordischen Missionen übertragen; St. blieb nur apostolischer Vicar für Hannover und einige andere Bezirke in Norddeutschland. Er führte in Münster wie in Hannover ein frommes und übertrieben asketisches Leben, erfüllte seine Obliegenheiten mit großer Gewissenhaftigkeit, zeigte sich aber nicht sehr geeignet für die kirchliche Verwaltung. Nach dem Tode des Fürstbischofs Ferdinand (26. Juni 1683) wurde ihm das apostolische Vicariat wieder in seinem früheren Umfange übertragen. Er mußte aber Münster verlassen, da er sich mit dem neuen Fürstbischof Maximilian Heinrich, Herzog von Baiern, nicht verständigen konnte. Er nahm seinen Wohnsitz in Hamburg, wo er mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, unter anderen auch bei zwei dort wirkenden Jesuiten auf Opposition stieß. Er bat den Papst um die Erlaubniß, nach Toscana zurückzukehren, entschloß sich aber Ende 1685, im Einverständniß mit dem 1663 katholisch gewordenen Herzog Christian Ludwig von Mecklenburg (s. A. D. B. IV, 170) nach Schwerin überzusiedeln. Auch hier gestaltete sich seine Lage sehr ungünstig. Im Sommer 1686 beantragte der Kurfürst von Trier, ihn dorthin als Weihbischof zu versetzen. Er starb aber, ehe die Verhandlungen darüber zu Ende geführt waren. Seine Leiche ließ der Großherzog von Toscana nach Florenz bringen und in San Lorenzo beisetzen.

Als im Herbst 1881 die Theilnehmer an dem zu Bologna tagenden internationalen Geologen-Congresse nach Florenz kamen, legte der Präsident einen Lorbeerkranz auf dem Grabe Steno's nieder und veranstaltete eine Sammlung, um ihm ein Denkmal zu setzen. Im August 1883 wurde dann eine Marmor-

büste über seinem Grabe aufgestellt mit einer Inschrift, in der er als vir inter geologos et anatomicos praestantissimus bezeichnet wird. Gegen die Bedeutung, die St. in der Geschichte der Anatomie und Geologie zukommt, fällt seine Thätigkeit in den Jahren nach seinem Eintritt in den geistlichen Stand sehr stark ab. Seine theologischen Schriften sind nicht bedeutend und seine Wirksamkeit als katholischer Bischof war nicht erfolgreich. Eine übermäßig strenge asketische Richtung ließ das Interesse für die Theologie als Wissenschaft bei ihm bald erlöschen und hinderte auch seine Thätigkeit in der Seelsorge und Kirchenverwaltung unter den schwierigen Verhältnissen, in die er gestellt war, ist auch wohl, namentlich sein unglaublich strenges Fasten, Schuld daran, daß er nicht ein höheres Lebensalter erreichte.

W. Plenkers, S. J., Der Däne Niels Stensen, 1884 (Ergänzungshefte zu den Stimmen aus Maria-Laach, VII. Bd., H. 25 u. 26). Ueber seine anatomischen Arbeiten s. S. 12, 89; vgl. Häser, Lehrb. der Gesch. der Medicin II, 51 — über die geologische Schrift s. S. 57; vgl. Fr. v. Kobell, Gesch. der Mineralogie S. 16, 69. — Räß, Die Convertiten VII, 290; XII, 155. — Moller, Cimbria literata II, 867. — Biographie universelle.

Reusch.

Stenzel: Gustav Adolf Harald St., Geschichtschreiber, ward am 21. März 1792 in Zerbst geboren und erhielt auf dem Gymnasium dieser Stadt, wo sein Vater Conrector war, seine erste Bildung. Daneben las der begabte, sehr lebhafte und wißbegierige Knabe viel, besonders Reisebeschreibungen und geschichtliche Werke. Auch Leibesübungen wurden eifrig angestellt. Zu Ostern 1810 ging St. nach Leipzig, um dort Theologie, wenigstens der Form nach, zu studiren, bald aber bestimmte Dippoldt ihn, sich der Geschichte zu widmen und daneben fleißig philologische Studien zu treiben. Was die letzteren betrifft, so hat er unausgesetzt und mit der wärmsten Theilnahme Gottfried Hermann gehört; aber diejenigen Historiker, welche zu dieser Zeit den größten Einfluß auf ihn ausübten, waren keine Mitglieder der Universität Leipzig. Johannes v. Müller begeisterte ihn, und zwar fast noch mehr durch die Briefe an Bonstetten als durch die Schweizergeschichte; außerdem zogen ihn an die Klarheit und einfache Darstellung Heeren's, die gediegene Gelehrsamkeit Wenck's, der Scharfsinn K. Fr. Eichhorn's und vor allem, sagt er, die redliche, ungeschminkte Wahrheitsliebe Schlosser's. Sie nennt er noch 1827 dankbar seine Vorbilder. (Gesch. d. fränkischen Kaiser, Widmung.) Aber so fleißig er war, so vergrub er sich doch nicht ganz in die Bücher, sondern er widmete seine Aufmerksamkeit auch den öffentlichen Zuständen, und er empfand bitter die Knechtschaft, in welcher das Vaterland schmachtete. In dieser Stimmung ergriff er den Gedanken, die Geschichte der Deutschen von Karl dem Großen bis auf Rudolf von Habsburg aus den Quellen kennen zu lernen und dann zu schreiben; er wollte dem unterjochten Volke sagen, wie tapfer und frei die Väter waren und wie sie ihre Unabhängigkeit behaupteten. Aber als ohne seine Mahnungen der Sturm des Freiheitskrieges losbrach, da verschob er es, den Doctorhut zu erlangen, trat am 20. April 1813 in das Bataillon seines Vaterlandes Anhalt und nahm an den Gefechten desselben in der Gegend von Hamburg theil, ja er führte am 10. December — denn seit einer Woche that er Officiersdienste — seine Soldaten zum Sturm auf das von den Dänen vertheidigte Sehstädt bei Rendsburg. Hierbei traf ihn aber eine Kugel durch die unteren Rippen in den Leib, doch ward er so glücklich behandelt, daß er im März 1814 nach seiner Vaterstadt zurückkehren konnte. Vom Militär als Officier entlassen, ging er wieder nach Leipzig, erlangte dort 1815 die philosophische Doctorwürde und erwarb 1816 das Recht, akademische Vorlesungen zu halten. Er vertheidigte bei dieser Gelegenheit am 14. Februar die Abhandlung

De ducum post tempora Caroli Magni origine et progressu. St. hielt nun zuerst in Leipzig (1816/17), dann in Berlin als Privatdocent Vorlesungen und arbeitete daneben an zwei Werken, von denen das eine „Versuch einer Geschichte der Kriegsverfassung Deutschlands vorzüglich im Mittelalter" 1819 erschien (mit der Jahreszahl 1820), das andere, ein „Handbuch der Anhaltischen Geschichte", 1820 herauskam. Wahrscheinlich empfahl ihn jenes Buch der preußischen Unterrichtsverwaltung vortheilhaft; denn er ward im J. 1820 zum außerordentlichen Professor der Geschichte an der Universität Breslau ernannt und kam nun in die Stadt, wo er während der größeren Hälfte seines Lebens eine gesegnete akademische Wirksamkeit entfaltet hat. Neben seinen Vorlesungen setzte er seine Forschungen über das Mittelalter fort; als Mitglied der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde hat er die in Breslau befindlichen Handschriften deutscher Geschichtsquellen aufgesucht und beschrieben, er ist auch wieder auf die Frage von dem Ursprunge der Herzöge zurückgekommen in der Dissertation, die er 1824 zum Antritt seiner Professur verfaßte „De Marchionum in Germania potissimum qui saeculo nono extitere origine et officio publico". Hauptsächlich aber beschäftigte er sich mit der Ausführung des außerordentlich umfassenden Planes, welchen er bereits als Student gefaßt hatte, doch fing er nicht mit dem Anfang an, sondern in der Mitte, indem er sich zunächst vornahm, die Geschichte der fränkischen Kaiser zu schreiben. Das Werk erschien im J. 1827; es machte verdientes Aufsehen und nimmt in der Geschichte der deutschen Historiographie einen bedeutenden Rang ein. St. hatte fast acht Jahre daran gearbeitet und war sich bewußt, allen Fleiß und alle Sorgfalt angewendet zu haben, und so schrieb er denn in der Vorrede mit einem nicht unberechtigten Selbstgefühl: er dürfe dreist auffordern, ihm auch nur Eine Thatsache, ja nur Eine Bezeichnung nachzuweisen, die er nicht aus den besten Quellen belegen könnte. Wörtlich sind die stolzen Worte nicht zu nehmen; denken wir nur daran, wie das Ansehen, welches Lambert bei St. genießt, später doch etwas erschüttert worden ist. Aber es bleibt richtig, was Giesebrecht geurtheilt hat: „Niemand hat vor St. die Periode gründlicher untersucht, Niemand sie vor oder nach ihm vorurtheilsfreier dargestellt". Im folgenden Jahre gab er noch einen zweiten schwächeren Band heraus, dazu bestimmt, in vielen Fällen seine Darstellung ausführlich zu begründen. Besonders wichtig ist die 112 Seiten lange Abhandlung: „Zur Kritik der Quellen der Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern". Sie betrifft aber nicht bloß die Zeit von 1024—1125, sondern sie hat eine weitergehende Bedeutung. St. sagt auf S. 1: „Jüngere Freunde der Wissenschaft werden zugleich daraus die Beschaffenheit der vorhandenen Nachrichten und die Art und Weise kennen lernen, wie diese mit Erfolg benutzt werden können". Nachdem Niebuhr dargethan hatte, wie die römische Geschichte zu erforschen sei, und Ranke das Verfahren desselben auf die neueren Geschichtschreiber am Ausgange des Mittelalters angewendet, zeigte St., welche mühsamen und schwierigen Untersuchungen in Bezug auf die Chronisten des Mittelalters anzustellen sind, und Giesebrecht bemerkt ganz richtig, „daß von diesem Werke der gründlichsten eindringendsten Forschung ein streng kritisches Studium unserer mittelalterlichen Geschichte eigentlich erst begonnen habe". (Gesch. d. deutschen Kaiserzeit II, 571.) St. wußte, was er in dieser Beziehung geleistet, und so schrieb er denn in der Vorrede zum zweiten Bande mit dem beißenden Spott, über den er verfügte: „Vortheilhafter für ihn wäre es vielleicht gewesen, wenn er bei geringerer Anstrengung historische Träumereien mit philosophischen Brocken und glänzenden Redensarten aufgestutzt gegeben hätte, doch sieht er damit so Viele glücklich beschäftigt, daß er schon deshalb auf seinem Wege bleiben mußte."

Im J. 1827 war St. zum ordentlichen Professor ernannt worden. Seine

Vorlesungen wurden gut besucht. Diejenigen Studenten, welche sich vorzugsweise der Geschichte widmeten, versammelte er, wie das zu geschehen pflegt, wöchentlich einmal bei sich in einem Privatissimum. Im Winter kamen dieselben wol noch an einem Abend in der Woche zu ihm, tranken Thee, aßen Butterbrot mit kaltem Aufschnitt und rauchten aus Gipspfeifen, auf die sie mit Bleistift ihre Namen geschrieben hatten, wie im Tabakscollegium Friedrich Wilhelm's I. Natürlich bildete die historische Forschung auch hier den Hauptgegenstand der Gespräche, welche der Professor leitete. Aus diesem Privatissimum erwuchs 1844 das noch bestehende historische Seminar; leider empfingen die Mitglieder desselben auf Stenzel's Vorschlag keine Geldunterstützung, sondern Bücher.

In dem zweiten Bande des oben erwähnten Werkes (S. 5) hatte der Verfasser angekündigt, daß er noch auf dieselbe Weise die Geschichte Deutschlands unter den sächsischen Kaisern bearbeiten werde, da sich Pertz die Geschichte der Karolinger ausgewählt habe. Jedoch es kam anders. St. empfing die ehrenvolle Aufforderung, die Geschichte des preußischen Staates für die Sammlung von Heeren und Ukert zu schreiben, er ging freudig darauf ein und ließ den ersten Band schon 1830 erscheinen. Derselbe enthält die Vorgeschichte des preußischen Staates oder die Hauptzüge der Geschichte der Länder zwischen Elbe und Memel bis zum Auftreten des Großen Kurfürsten. Das Werk war nicht für die Gelehrten, sondern für die Gebildeten bestimmt und erhielt als Motto eine Stelle aus Segur's Geschichte von Rußland, welche dahin lautete: zu lange habe man nur die Kälte für unparteiisch gehalten, aber die Geschichte der Menschen flöße auch Bewunderung ein, und diese müsse zu lebendigem Ausdrucke kommen.

Wenn St. in verhältnißmäßig kurzer Zeit mit dem Bande fertig geworden war, so geschah dies, weil er mit dem Stoffe nicht unbekannt war. Er hatte bereits als Student, durch seinen Lehrer Beck aufgefordert, eine Preisaufgabe der Jablonowski'schen Gesellschaft: „Ueber den Einfluß der Deutschen auf die polnische Cultur von Einführung des Christenthums bis zum Tode des Wladislaus Jagello“ mit Erfolg bearbeitet und dazu alle Quellen der polnischen Geschichte bis zum 16. Jahrhundert studirt. Er hatte sich ferner in Breslau viel mit der schlesischen Geschichte beschäftigt; denn er war im Januar 1821 neben Büsching zum Archivar des schlesischen Provinzialarchivs ernannt worden, verwaltete letzteres seit 1825 allein und ordnete es ganz neu. In Anerkennung dieser verdienstvollen Thätigkeit erhielt er 1832 den Titel eines Geheimen Archivrathes und war, nebenbei bemerkt, von 1832 bis 1835 auch Director der wissenschaftlichen Prüfungscommission. Seine litterarischen Bestrebungen theilten sich nun zwischen Preußen und Schlesien und wurden gerade für letztere Provinz höchst bedeutend. Was für ein wichtiges Buch war die 1832 veröffentlichte „Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Kolonisten und Rechte in Schlesien und der Oberlausitz“, herausgegeben von dem Geh. Oberregierungsrath Tschoppe und von St.! Jener hatte nur seinen Einfluß im Ministerium dafür verwendet, daß die Geldmittel zur Drucklegung bewilligt wurden, und die wenigen Urkunden, die sich auf die Oberlausitz beziehen, beigesteuert, da er als geborener Görlitzer diesen Landestheil durchaus in dem Werke vertreten haben wollte. Die Sammlung enthält die lehrreichsten Urkunden über die Anlage der Dörfer, alle Urkunden über die Gründung der Städte nach deutschem Recht und die wichtigsten Urkunden der Bewidmung der Städte Schlesiens und der Oberlausitz mit Magdeburgischem Rechte. Die lange und außerordentlich lehrreiche Einleitung verbreitet sich nicht nur über die Ansiedlung der Deutschen in Städten und Dörfern, ihre

Rechte und Gerichtsverfassung und die inneren Verhältnisse der Städte, sondern sie behandelte auch die Beziehungen der Fürsten zur Geistlichkeit, zum Adel und zu den Bauern u. a. Nachdem St. den Schlesiern dieses große Geschenk gemacht hatte, suchte er ihre Theilnahme für die Herausgabe der schlesischen Chronisten zu gewinnen, und es gelang ihm wirklich, so viel Abonnenten zu gewinnen, daß er zwei Bände „Scriptores rerum Silesiacarum“ herausgeben konnte. Die Stücke waren größtentheils bekannt, aber es gab auch neue darunter, und alle wurden mit der Sorgfalt und dem Verständniß abgedruckt, welches die Monumenta Germaniae historica gelehrt hatten. Dann veröffentlichte St. wieder Urkunden. So erschien — denn er mußte sich immerfort einen Platz suchen — im Jahresberichte der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur vom Jahre 1842 das Landbuch des Fürstenthums Breslau mit einem außerordentlich reichen Commentar. Einen werthvollen Schatz hob er dann, als ihm das Domarchiv sich öffnete, andere Fundgruben wurden entdeckt, und so gab er 1845 „Urkunden zur Geschichte des Bisthums Breslau im M. A.“ heraus, denen ebenfalls eine den reichen Stoff verwerthende Einleitung vorausging. Inzwischen waren auch zwei Bände preußischer Geschichte in den Jahren 1837 und 1841 veröffentlicht worden; sie gingen bis 1688 und 1739.

St. hatte bisher Großes für die schlesische Geschichte geleistet, und noch mancherlei Pläne trug er für die Zukunft in sich. Weil es ihm aber schwer geworden war, die Geldmittel für seine Veröffentlichungen aufzubringen, kam er auf den fruchtbaren Gedanken, einen Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens zu gründen. Im October 1844 erschien in den Zeitungen eine Aufforderung dazu und wurde dann auch noch besonders versendet. Als Zweck des Vereins gab St. an: 1. die Herausgabe noch nicht gedruckter, hauptsächlich in deutscher Sprache geschriebener Quellen zur Landesgeschichte; 2. Herausgabe tüchtiger Aufsätze, welche, aus den Quellen erforscht, Licht über einzelne Theile der Landesgeschichte verbreiten; 3. schriftliche und mündliche Mittheilung geschichtlicher Nachrichten und Erörterung derselben. Die Aufforderung erwies sich erfolgreich; 1846 zahlten 386 Mitglieder ihren ersten Jahresbeitrag von zwei Thalern, und schon im nächsten Jahre erschien ein neuer Band der Scriptores. Er enthielt eine sehr lehrreiche Darstellung der inneren Verhältnisse der Stadt Breslau von 1458—1526, verfaßt von S. B. Klose, dem Freunde Lessing's, als Fortsetzung seiner längst gedruckten Geschichte von Breslau. Eben damals war St. für ein neues großes Unternehmen gewonnen worden. Auf der Germanistenversammlung von 1846 hatte man auf den Vorschlag Ranke's die Herausgabe der Reichstagsacten beschlossen und St. sich bereit erklärt, daran mitzuarbeiten. Aber ehe die Sache recht in Gang kam, traten die politischen Bewegungen des Jahres 1848 hindernd dazwischen. Wie aber St. 1813 die Bücher bei Seite gelegt und zu den Waffen gegriffen hatte, um dem bedrängten Vaterlande beizustehen, so ging er hoffnungsvoll im Mai 1848 nach Frankfurt a. M. und arbeitete mit an dem Verfassungswerke für Kleindeutschland. Er ward ein begeisterter Verehrer Heinrich's v. Gagern und bedauerte schmerzlich die Erfolglosigkeit jener Verhandlungen. Die Vorträge, die er dann in der Universität über die Nationalversammlung vor einem zahlreichen Kreise von Gebildeten hielt, erfreuten sich mit Recht einer großen Anerkennung.

Zurückgekehrt aus Frankfurt, veröffentlichte St. in den Jahren 1850 und 1851 noch zwei Bände Scriptores. Daß ihm nun hierzu die Mittel zu Gebote standen, erkannte er dankbar an, dagegen ging er nicht darauf aus, eine eigentliche Vereinsthätigkeit zu erwecken und Mitarbeiter heranzuziehen. Deshalb hat er nicht, wie er angekündigt, eine Zeitschrift ins Leben gerufen, und in den achtzehn Versammlungen, die im Laufe von vier Jahren gehalten worden sind,

haben außer ihm nur noch zwei Mitglieder einmal vorgetragen. Zeitschrift und Regelmäßigkeit der Zusammenkünfte erhielt der Verein erst durch seinen zweiten Vorsitzenden, Röpell. Dagegen arbeitete St. selbst eifrig weiter. Er wollte nun eine Geschichte Schlesiens in drei Bänden schreiben und vollendete den ersten, der bis 1355 reicht, schon 1853. Nachdem er die äußere Geschichte bis dahin behandelt, ging er auf die innere sehr ausführlich über, und er bringt einen außerordentlich reichen Stoff in klarer und wohlgeordneter Weise zur Darstellung. Dann bereitete er das Gründungsbuch des Klosters Heinrichau für den Druck vor, indem er es zugleich nicht allein erläuterte, sondern auch ergänzte. Eine musterhafte Leistung und eine hochwichtige Gabe; „denn wir haben kein schlesisches Geschichtswerk", heißt es am Schlusse der Vorrede, „das uns so völlig mitten in die Zeit versetzte, wo die Verfasser lebten, und die damalige Denk- und Handlungsweise der verschiedenen Classen der Bewohner und ihre Verhältnisse darlegte". Die Vorrede ist vom 6. December 1853. St. arbeitete dann noch an dem Verzeichnisse, doch bevor es ganz fertig war, traf ihn nach einem ruhig und heiter im Familienkreise verlebten Abend am 2. Januar 1854 ein Schlaganfall, der seinem Dasein in wenigen Minuten leicht und schmerzlos ein Ende machte. So erschien das Gründungsbuch erst nach seinem Tode, und was die preußische Geschichte betrifft, so ward er mitten in der Arbeit abgerufen. Er hatte mit dem vierten Bande nicht eher hervortreten wollen, als bis Ranke's Neun Bücher preußischer Geschichte veröffentlicht wären; denn hier waren manche neue Aufschlüsse zu erwarten, da dem Verfasser das Geheime Staatsarchiv geöffnet worden war, und St. hat davon auch oft Gebrauch gemacht. Der vierte Band erschien 1851; der fünfte sollte bis zum Tode Friedrich's des Großen gehen, aber St. kam nur bis zum Ende des siebenjährigen Krieges ohne die Friedensunterhandlungen, aber was er fertig gebracht hatte, ward ebenfalls noch 1854 in die Welt geschickt. So blieben sowol die schlesische als die preußische Geschichte unvollendet, und ebenso wurden längst gefaßte wichtige Pläne nicht ausgeführt, wie die Urkundensammlung über schlesisches Staats- und Territorialrecht und die Regesten aller schlesischen Urkunden bis zum Jahre 1355. Aber was St. gethan, ist bedeutend und sichert ihm ein dauerndes Andenken. Besonders die Schlesier sind ihm verpflichtet und erkennen dies lebhaft an. Der von ihm gegründete Verein hat ihm auf dem Friedhofe, wo er ruht, 1854 einen Denkstein setzen lassen. In der Versammlung, die im März 1892 gehalten wurde, bildete seine Wirksamkeit den Gegenstand des Vortrags, und am 21. März 1892, dem hundertjährigen Geburtstage Stenzel's, besuchte der Vorstand sein Grab und schmückte es mit einem Lorbeerkranze.

Nowack, Schlesisches Schriftsteller-Lexikon, Heft 1. — Markgraf, G. A. H. Stenzel's Wirksamkeit u. Bedeutung für die schlesische Geschichtsschreibung in d. Zeitschrift f. Gesch. u. Alterthum Schlesiens XXVI, 395 ff. — Eigene Kenntniß. E. Reimann.

Stenzel: Johann Anton St., auch Stänzel geschrieben, Schauspieler, wurde im J. 1705 (oder 1704?) zu Jerschomaritz in Böhmen geboren und mit zehn Jahren auf das Gymnasium der Jesuiten nach Gitschin geschickt. Im J. 1730 bezog er die Universität Prag, wo er drei Jahre hindurch ein flottes Studentenleben führte. Als er hierauf nach Wien kam, regte sich in ihm die Lust zum Theater. Er ließ sich im J. 1733 von dem Principal Nachtigall nach Brünn engagiren und zog mit dessen Truppe in Oesterreich, Mähren und Steiermark umher. Als sich die Truppe auflöste, schloß er sich der Gesellschaft des Directors Johann Friedrich Lorenz an, mit der er zuerst nach Krumau an den Hof des Fürsten Schwarzenberg und dann vielleicht auch nach Holstein und im J. 1738 an den Hof zu Weimar kam. Bald darauf finden wir ihn bei Ecken-

berg, der unter dem Namen der „starke Mann“ bekannt war und namentlich Harlekinaden aufführen ließ. Als dessen Gesellschaft in Bremen auseinander ging, trat er zu Schuch über (im J. 1740), der sich gerade in der Nähe befand. Er wurde die Hauptstütze der Schuch’schen Gesellschaft, bei der er es 39 Jahre lang aushielt, alle Glücks- und Unglücksfälle mit ihr theilend. Namentlich zeichnete er sich in den Stegreifscomödien Franz Schuch’s aus. Er spielte in ihnen den Anselmo und Pantalon und errang sich in diesen Rollen selbst den Beifall eines Lessing. Doch leistete er auch in regelmäßigen Stücken so Vorzügliches, daß er nach Brandes’ Urtheil nächst Eckhof den ersten Rang behauptete. In einer im J. 1758 zu Danzig gedruckten „critischen Nachricht“ über die Schuch’sche Gesellschaft heißt es von St.: „Herr Stänzel macht dem deutschen Theater Ehre. Er ist ein großer Schauspieler, spielt für den Verstand und fürs Herz, für den Kenner und für Jedermann. Er spielt stets mit Einsicht, die er durch lange Erfahrung sich erworben und durch beständigen Fleiß sich erhalten hat. Er hat die schwere Kunst inne, sich in fremde Karaktere zu versetzen. Er spielt natürlich, dieses Wort in seinem wahren und richtigen Verstande genommen. Er spielt mit Ueberlegung, sowohl in Absicht auf das Ganze, als auf jede besondere Theile. Er betrachtet das Gemälde, das er ausdrücken soll, von allen Seiten und erwählt die schönste; er vergißt weder das Kühne und Freie in der Zeichnung, noch das Delicate und Gewählte in der Ausführung. Er läßt sich in alle kleine Nüancen aus, und bildet jeden Gedanken auf seine besondere und mehrentheils wahre Art aus. Er beobachtet alle Feinheiten, die nur dem Kenner ins Auge fallen, ohne dabei die starken Züge, die das Herz rühren, zu vergessen. Er thut keinen Schritt umsonst, und rührt keine Hand ohne Ursache. Seine Stellung ist groß und regelmäßig. Seine Gestalt ist ansehnlich, seine Miene edel, und sein Anstand richtig. Er weiß Stellung und Bewegung vollkommen wohl jedem Karakter anzumessen, und nach jedem Nebenstriche in demselben abzuändern.“ Unter seinen Rollen wird namentlich sein „Sir Sampson“ in Lessing’s Miß Sara Sampson, der „Brutus“ in Corneille’s gleichnamiger Tragödie und der „Mithridates“ in Racine’s Mithridates gerühmt. Von den Städten, in denen St. mit der fortwährend auf der Wanderung begriffenen Schuch’schen Truppe auftrat, erscheinen als die wichtigsten: Frankfurt a. M. (1748, 1750—1752), Hamburg, Breslau, Danzig (1757) und namentlich Berlin, das als die Hauptstätte der Thätigkeit der Gesellschaft anzusehen ist. Als in seinen alten Tagen die Aussichten der Schuch’schen Truppe, die längst auf die Söhne des Franz Schuch übergegangen war, immer schlechter wurden, wandte sich St. an seinen Freund Döbbelin mit der Bitte, ihm bei seiner Berliner Truppe Aufnahme zu gewähren. Er fand sie im J. 1779, trat aber nur noch drei- oder viermal auf der Bühne auf, da er bereits invalid war und mehr und mehr sein Augenlicht verlor. Er starb in Berlin am 6. April 1781.

Vgl. (Chr. H. Schmid,) Chronologie des deutschen Theaters. s. l. 1775. S. 100. 184. — Litteratur- und Theater-Zeitung. Jahrg. IV. Theil II. S. 251—256. Berlin 1781. — C. M. Plümicke, Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin S. 314. Berlin u. Stettin 1781. — Joh. Chr. Brandes, Meine Lebensgeschichte I, 233. Berlin 1799. — Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II, 72. 73. Leipzig 1848. — E. A. Hagen, Geschichte des Theaters in Preußen S. 249. 250. 273. Königsberg 1854. — A. E. Brachvogel, Geschichte des kgl. Theaters zu Berlin I, 152. 154. 156. 168. 186. 304. Berlin 1877. — Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer, G. E. Lessing. 2. Aufl. II, 327. 663. Berlin 1881. — E. Mentzel im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Neue Folge. 9. Band. S. 213. 214. 215. 223. Frankfurt a. M. 1882.

H. A. Lier.

Stenzler: Adolf Friedrich St. wurde geboren am 9. Juli 1807 zu Wolgast als Sohn des dortigen Superintendenten, † am 27. Februar 1887. Den ersten Unterricht erhielt er in der Schule seiner Vaterstadt; 15 Jahre alt kam er auf das Gymnasium zu Friedland in Mecklenburg, das er im October 1826 verließ, um in Greifswald Theologie zu studiren. Seine Neigung zu den orientalischen Sprachen, die ihn schon als Knabe in Wolgast hatte Hebräisch und Arabisch lernen lassen, wurde in Greifswald durch Kosegarten verstärkt, der von entscheidendem Einflusse auf Stenzler's Studiengang war. St. hörte bei ihm Arabisch, Hebräisch und Persisch und wurde von ihm auf das Sanskrit, später auch das Avesta, hingewiesen. 1827 ging er nach Berlin, wo Bopp sein Lehrer im Sanskrit und in vergleichender Grammatik wurde, und 1828 nach Bonn, wo er Sanskrit bei A. W. v. Schlegel und namentlich Lassen, Arabisch bei Freytag hörte. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde er am 12. September 1829 zum Doctor promovirt mit seiner Dissertation: „Brahma-Vaivarta-Puráni specimen", einer Ausgabe von zwei Capiteln dieses Werkes mit lateinischer Uebersetzung und kritischen und erläuternden Anmerkungen. Bereits in Bonn hatte er den Plan gefaßt, nach Paris zu gehen, das damals der Hauptsitz orientalischer Studien war. Von Kosegarten dazu ermuntert, führte er schon im October 1829 seine Absicht aus. Der Vertreter des Sanskrit in Paris, A. L. Chézy, konnte ihm freilich nichts bieten. Aber er fand reichen Ersatz in Eugène Burnouf, mit dem er in regen Verkehr trat und dem er die weitaus nachhaltigste Wirkung für die Bereicherung und Gründlichkeit seiner Sanskritkenntnisse und die ganze Methode seiner Arbeit verdankt. Auch Silvestre de Sacy, bei dem er Arabisch und Persisch, und Abel Rémusat, bei dem er Chinesisch hörte, sind von Einfluß auf ihn gewesen. Er verfaßte in Paris eine französische Uebersetzung der „Sāvitrī-Episode des Mahābhārata", die 1841 Pauthier veröffentlichte, ohne den wahren Verfasser zu nennen, eine Thatsache, die weiteren Kreisen erst nach Stenzler's Tode bekannt geworden ist. Die Julirevolution 1830 zwang ihn Paris zu verlassen. Er ging nach London, wo der Umgang mit Männern wie Colebrooke, Haughton, Wilkins, später auch Wilson, ihn lebhaft anregte und in ihm den Wunsch wachrief, nach Indien zu gehen. Dies gelang ihm nicht; ebensowenig kam ein Ruf nach Dorpat an ihn, der ihm im November 1830 in Aussicht gestellt wurde. Er benutzte in London fleißig die reichen handschriftlichen Schätze des East India House und 1832 erschien seine erste größere Arbeit: „Raghuvansa. Kálidásae carmen. Sanskrite et Latine", die erste Ausgabe eines Sanskrittextes nach streng philologischen Grundsätzen. Ihre Bedeutung wurde gleich anerkannt. St. erhielt eine der beiden goldenen Medaillen, die König William IV. der Royal Asiatic Society überwiesen hatte. In London lernte St. Alexander v. Humboldt kennen, der seinen Bruder auf St. hinwies, und es war wesentlich Wilhelm v. Humboldt der veranlaßte, daß St. noch 1832 von dem Minister v. Altenstein als außerordentlicher Professor der orientalischen Sprachen nach Breslau berufen wurde, ein Amt, das er 1833 antrat. Sein geringes Gehalt, 200 Thaler, eine auch in jener Zeit zum Leben nicht ausreichende Summe, zwang ihn zugleich bei der Bibliothek einzutreten. Fast 40 Jahre hat er diese Nebenstellung behalten müssen, erst als Hülfsarbeiter, seit 1836 als Custos, und er hat es schwer empfunden und oft bitter beklagt, daß ihm dadurch die beste Zeit des Tages zu wissenschaftlicher Arbeit entzogen wurde. Es erklärt dies, daß er nicht in dem Maße schriftstellerisch thätig gewesen ist, wie er es selbst wünschte und es für das Sanskritstudium ersprießlich gewesen wäre. Erst 1838 erschien seine Ausgabe des zweiten Kunstepos des Kālidāsa: „Kumára Sambhava. Kálidásae carmen. Sanskrite et Latine". Berlin und London, wie der Raghuvamça auf Kosten des Oriental Translation Fund of Great Britain and Ireland gedruckt.

Dem Gebiete der classischen schönen Litteratur der Inder gehört, abgesehen von mehreren eingehenden Anzeigen in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik und der Halleschen Litteraturzeitung, noch an seine Ausgabe des merkwürdigsten indischen Dramas: „Mṛcchakaṭikā id est Curriculum figlinum. Sûdrakae regis fabula“, Bonnae 1847 und viel später seine Ausgabe von Kālidāsa's lyrischem Gedichte „Meghadūta“, Breslau 1874, vorwiegend für Vorlesungen bestimmt. Die Ausgabe der „Mṛcchakaṭikā“, zu der er die Vorarbeiten schon 1830 begonnen hatte, ist ohne Zweifel Stenzler's bedeutendste Arbeit, die ihm die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft einbrachte. St. stellte in ihr das Studium der Prākritsprachen zuerst auf eine feste, wissenschaftliche Grundlage, indem er die Eigenheiten der einzelnen Dialekte scharf bestimmte und sie gegen die schwankenden Handschriften mit sicherer philologischer Methode planmäßig durchführte. Die Ausgabe bleibt für alle Zeiten das Muster derartiger Arbeiten.

1847 wurde er ordentlicher Professor. Seine Antrittsschrift: „De lexicographiae Sanscritae principiis“, Vratislaviae 1847, legte den Werth der einheimischen indischen Lexicographen auf Grund umfassendster Studien dar, eine Erkenntniß, mit der St. seiner Zeit weit voraus eilte. Er ist darin nie irre geworden. Als er nach Vollendung des großen Petersburger Wörterbuches von Böhtlingk und Roth, zu einer Anzeige in der Jenaer Litteraturzeitung aufgefordert wurde, lehnte er dieselbe ab, weil die Methode der Verfasser seinen philologischen Anschauungen schroff widersprach. St. hat auch zuerst den großen Werth der einheimischen Scholiasten voll erkannt und in allen seinen Arbeiten mit Erfolg und Verständniß sie in erster Linie berücksichtigt. Seine glänzende philologische Begabung und sein feines ästhetisches Gefühl wiesen ihm überall den richtigen Weg. Als 1842 Böhtlingk's Ausgabe von Kālidāsa's Çakuntalā erschien, war St. der einzige unter allen Sanskritisten, der in einer eingehenden Anzeige sich gegen die Echtheit dieser Recension aussprach und erklärte, daß sie ihm „eine spätere, nicht sehr glückliche Hand zu verrathen scheine“, auch darin seiner Zeit vorauseilend.

Schon frühzeitig wandte er seine Aufmerksamkeit dem indischen Recht zu. Seinem: „Juris criminalis veterum Indorum specimen“, Vratislaviae 1842, folgte die Ausgabe und Uebersetzung von Yājñavalkya's „Gesetzbuch“, Berlin und London 1849. Demselben Gebiete gehört seine Ausgabe von Gautama's „Dharmaçāstram“, London 1876, an. Wie umfassende Studien er gerade auf diesem Felde gemacht hat, beweisen nicht nur einzelne Aufsätze, wie der über die Litteratur der indischen Gesetzbücher (Indische Studien I, 232 ff. 1850), der über die indischen Gottesurtheile (Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft IX, 661 ff. 1855), sondern auch die großen Sammlungen, die er hinterlassen hat und die jetzt in der Bibliothek der Deutschen Morgenl. Gesellschaft in Halle aufbewahrt werden. Sie erstrecken sich über alle Gebiete der indischen Philologie und zeigen Stenzler's ausgebreitete Belesenheit.

Es genügte St. nicht, die „geschichtliche Bewegung der Gesetzlitteratur überhaupt“ zu erforschen; sein Bestreben ging darauf hin, „die Fäden aufzufinden, welche diesen Zweig der Litteratur mit der ältesten Zeit verbinden“. Dies führte ihn zu dem Studium der Gṛhyasūtra, der Werke, die uns ein Bild altindischer Culturgeschichte geben, wie wir es auch nur annähernd bei keinem andern indogermanischen Volke haben. In seinem: „Glückwunsch Seiner Excellenz Herrn Freiherrn Alexander v. Humboldt zum 4. August 1855 dargebracht“. Breslau 1855, veröffentlichte er ein Bruchstück aus Pāraskara's „Gṛhyasūtra“ mit Uebersetzung und Erläuterungen; ihm folgte die „Commentationis de domesticis Indorum ritibus particula“, Vratislaviae 1860, zu Middeldorpf's 50jährigem Doctorjubiläum geschrieben, und 1863 die bei Antritt des Rectorats gehaltene,

in Form und Inhalt gleich vollendete Rede: „Ueber die Sitte“. Sie ist im Druck beigegeben dem zweiten Hefte seiner Ausgabe von Āçvalāyana's „Gṛhyasūtra“, die Leipzig 1864/65 erschien und der 1876/78 Text und Uebersetzung von Pāraskara's „Gṛhyasūtra“ folgte. 1886 veröffentlichte er noch das „Wortverzeichniß zu den Hausregeln von Āçvalāyana, Pāraskara, Çāṅkhāyana und Gobhila“.

Wie dem Recht, so hat St. auch der Medicin der Inder seine Aufmerksamkeit gewidmet. In einem Aufsatze: „Zur Geschichte der indischen Medicin“ in Henschel's Janus 1, 441 ff., bekämpfte er erfolgreich die Ansicht über das hohe Alter der indischen Medicin und er hat als junger Mann Dietz bei Abfassung seiner Analecta Medica und später Häser bei seiner Geschichte der Medicin ausgiebig unterstützt. Wie eingehend er sich mit Metrik beschäftigt hat, beweisen die Sammlungen, die nach seinem Tode von Kühnau veröffentlicht worden sind (Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft 44, 1 ff.).

St. war nicht nur als Gelehrter ausgezeichnet, sondern auch als Lehrer. Um das Studium des Sanskrit zu erleichtern, gab er „Sanskrittexte mit Vocabular. Für Anfänger“, Breslau 1868, heraus und in demselben Jahre sein „Elementarbuch der Sanskritsprache“, von dem fünf Auflagen (1868—1885) in fast 6000 Exemplaren bei seinen Lebzeiten, die sechste 1892 erschienen ist. Kein Buch hat so sehr zur Verbreitung und Kenntniß des Sanskrit beigetragen wie dieses. Die knappe und gedrängte Form des Buches war auch die von Stenzler's Lehrweise. Er stellte, wie an sich selbst, so auch an seine Zuhörer große Anforderungen, wußte aber auch alle zu fesseln, denen es Ernst um die Sache war, wie am besten der Umstand beweist, daß viele ältere und jüngere Sanskritisten an deutschen Universitäten und im Ausland seine Schüler sind. Im Anfang seiner Lehrthätigkeit las er in Breslau auch Arabisch und Persisch, dann nur Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft, die er später auch aufgab, obgleich er nicht selten eine beträchtliche Zahl von Zuhörern darin hatte. Seiner Neigung entsprach mehr das Sanskrit und um das Studium desselben zu fördern, benutzte er den Ueberschuß aus den Kosten seines Elementarbuches zur Stiftung eines Stipendiums für Studirende des Sanskrit in Breslau. Seine Schüler und Fachgenossen war er stets bereit mit Rath und That zu fördern und nie ließ er abweichende Ansichten irgendwelchen Einfluß auf persönliche Beziehungen gewinnen. Mit Ritschl verband ihn enge Freundschaft trotz der entgegengesetzten Meinung, die Ritschl von der vergleichenden Sprachwissenschaft hatte. Nie hat er in der Kritik die sachliche Schärfe mit persönlichen Angriffen vermischt und auch da, wo er viel zu tadeln fand, einen Ton angeschlagen, der ihm die Herzen nicht entfremdete, wie in der Anzeige von v. Bohlen's Bhartṛhari (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1835, Nr. 30. 31). St. war eine vornehme, für alles Schöne und Gute empfängliche Natur. Mit Liebe pflegte er die Musik, darin unterstützt von seiner feinsinnigen, edlen Frau Marie geb. v. Liebenroth († am 16. December 1892), die im Musikleben Breslaus lange einen hervorragenden Platz eingenommen hat. Seine Ehe blieb kinderlos. Warme Vaterlandsliebe hatte ihn als Student der Burschenschaft zugeführt, was ihn damals in eine Untersuchung verwickelte. Wie in der Wissenschaft, so huldigte er auch in der Politik einer gemäßigt conservativen Richtung und mit Begeisterung begrüßte er 1870 den nationalen Aufschwung Deutschlands, der das Ideal seiner Jugend gewesen war. Er säete nur Liebe, und nur Liebe hat er geerntet. Alle, die das Glück hatten seine Schüler zu sein, haben ihm während seines Lebens die treueste Anhänglichkeit bewiesen und sie ihm über das Grab hinaus bewahrt. In der Geschichte der Wissenschaft aber ist sein Name für alle Zeit verzeichnet als der eines der Begründer des Sanskritstudiums in Deutschland. R. Pischel.

Stepf: Johann Heinrich St., Rechtsgelehrter, geboren am 16. November 1758 zu Schweinfurt, † ums Jahr 1825. St. begann seine humanistischen Studien in seiner damals reichsfreien Vaterstadt, wurde 1787 dortselbst Advocat und Beisitzer des inneren Rathes, 1791 Senator und Subscholarch, 1796 Syndikus und zweiter Rathsconsulent. Als im J. 1806 die bisher freie Reichsstadt definitiv an die Krone Baiern kam, wurde St. kgl. bairischer Hofgerichtsrath in Bamberg, 1821 Oberjustizrath, in welcher Eigenschaft er mit Tod abging. Stepf's Abhandlung „Von der Lehre von Contradictoren bei anerkanntem Concurse nach bairischem und gemeinem Recht", wurde zuerst 1791 in 4° zu Nürnberg verlegt, in zweiter, umgearbeiteter Auflage 1821 zu Leipzig. Sein Hauptwerk führt den Titel „Galerie aller juristischen Autoren von der ältesten bis zur jetzigen Zeit". Der erste Band dieses biographischen Lexikons, die Buchstaben A und B umfassend, erschien 1820 zu Leipzig; der zweite (C—E) ebenda 1821; der dritte (F und G) 1822; nach Herausgabe des vierten, die Buchstaben H bis K inclusive enthaltenden Bandes (1825) starb der Verfasser, und ist somit das ebenso gründlich als zweckmäßig angelegte Werk leider unvollendet geblieben.

Meusel VII, 650. XX, 620. — Schubert, Verz. der Bürgermeister von Schweinfurt. Eisenhart.

Stephan IX., Papst, † am 29. März 1058, stammte aus dem Hause der Ardennergrafen. Er war der Sohn des Herzogs Gozelo von Lothringen (s. A. D. B. IX, 531); das Geschlecht der Mutter ist unbekannt. Seine Geburt fiel in die Jahre 1010—1020, jedenfalls vor 1022. Sein Taufname war Friedrich. Zum geistlichen Stande bestimmt, erhielt er seine Erziehung an der Kirche des hl. Lambert zu Lüttich; die dortige Schule stand damals in ihrer höchsten Blüthe und im größten Ansehen weit über Deutschland hinaus. Fr. wurde dort Archidiakonus und erwarb sich bereits große Verdienste. Während der ältere Bruder, Herzog Gottfried der Bärtige (s. A. D. B. IX, 464), seinen Streit mit Kaiser Heinrich III. führte, kam Fr. in freundschaftliche Beziehungen zu Papst Leo IX. (s. A. D. B. XVIII, 282), der ihn 1049 mit nach Italien nahm, zum Cardinaldiakon beförderte und Anfang 1051 zum Kanzler und Bibliothekar des päpstlichen Stuhles ernannte. In dieser einflußreichen Stellung hatte Fr. hervorragenden Antheil an der Unternehmung Leo's gegen die Normannen. Nachdem sie mißglückt war, ging er im Januar 1054 als Gesandter nach Constantinopel, um die Streitigkeiten mit der griechischen Kirche auszugleichen, aber seine leidenschaftliche Natur und sein anmaßendes Auftreten, während der dortige Patriarch Michael ihm sehr gewandt entgegenarbeitete, brachten die ihm gestellte Aufgabe zum Scheitern. Als Fr., der mit den anderen Gesandten auf der Heimreise von dem Grafen Trasmund von Teanum angehalten und ausgeplündert wurde, nach Rom zurückkehrte, war Leo inzwischen gestorben und Victor II. als Papst an seine Stelle getreten. Zunächst blieb er dessen Kanzler, aber bald trat eine Wendung seines Schicksals ein, da Kaiser Heinrich III. gegen ihn, als den Bruder Gottfried's, lebhaften Argwohn faßte. Zwar entging er der ihm vom Kaiser zugedachten Gefangenschaft, doch um für die Zukunft sicher zu sein, trat er als Mönch in das Kloster Monte Cassino ein und brachte einige Zeit in der Verborgenheit zu. Da starb Heinrich III. im October 1056 und Victor II. bewirkte die Aussöhnung Gottfried's mit der Kaiserin Agnes. So wurde Fr. am 23. Mai 1057 zum Abte von Monte Cassino gewählt und empfing von Victor am 24. Juni die Weihe, nachdem er bereits zehn Tage vorher wiederum zu der Würde eines Cardinals und zwar eines Cardinalpriesters vom Titel St. Chrysogonus erhoben worden war. Der Papst verlieh zugleich dem Kloster reiche Gnaden. Als Fr. auf der Heimfahrt in Rom verweilte, kam die unerwartete Nachricht, daß Victor am 28. Juli zu Arezzo gestorben sei. Nun

besaß Gottfried die entscheidende und ausschlaggebende Macht in Italien und gewiß war es in erster Stelle die Rücksicht auf ihn, welche die Aufmerksamkeit auf seinen Bruder, den Cardinal Fr., lenkte. Dieser schlug zwar mehrere andere Männer vor, doch am Morgen des 2. August wurde er in die Basilica des hl. Petrus ad vincula geführt und dort erhoben. Er erhielt nach dem Tagesheiligen den Namen Stephan; wie seine Bullen und Siegel erweisen, zählte er sich als den IX., nicht den X., wie früher fälschlich angenommen wurde. Am Tage darauf erfolgte die Weihe. So bestieg seit Ende 1046 bereits der fünfte Deutsche den apostolischen Stuhl, aber während die Vorgänger ihre Stellung dem Kaiser verdankten, war jetzt die Kaiserin Agnes nicht befragt worden. Der Druck der Verhältnisse nöthigte sie jedoch, St. anzuerkennen; wahrscheinlich führte Hildebrand die Verhandlungen glücklich zu Ende. Ihm mochte der neue Papst allerdings nicht ganz erwünscht sein, aber er fügte sich dem einmal Geschehenen und wurde auch von jenem hoch geschätzt. St. widmete seine Thätigkeit der folgerechten Durchführung der cluniacensischen Reformideen und kämpfte mit Feuereifer gegen die Simonie und für den Cölibat; durch mancherlei Anordnungen und synodale Bestimmungen hat er seinen Absichten Ausdruck gegeben. Den berühmten Petrus Damiani zog er an die Curie und machte ihn zum Cardinalbischof von Ostia, um an ihm einen kraftvollen Mitkämpfer zu gewinnen. Schon rührte sich auch die Parteirichtung, welche das völlige Aufhören der Laieninvestitur forderte, und mit ihr stimmte der Papst überein. Doch sind nur sehr wenige, im ganzen acht Bullen von ihm erhalten und das Bild seines Pontificates muß hauptsächlich nach den Berichten der gleichzeitigen Geschichtschreiber gezeichnet werden, die freilich manche unsichere und zweifelhafte Angaben enthalten. Wie es scheint, wollte St. noch nicht den Kampf mit Deutschland und dem Kaiserthum aufnehmen, sondern faßte hauptsächlich die italischen Zustände ins Auge. Nichts war da wichtiger, als daß er das Aufkommen der Pataria in Mailand begünstigte. Gleich nach dem Tode Heinrich's III. hatte die sociale Bewegung begonnen, welche das Streben nach der Befreiung des Bürgerthums von der bischöflichen Herrengewalt und dem hohen Adel mit den kirchlichen Tendenzen vereinte, durch diese den politischen Zweck zu erreichen suchte. Hatte Victor II. maßvoll die Ordnung aufrecht erhalten wollen, billigte St. das revolutionäre Treiben der patarenischen Parteiführer und ließ sie durch Hildebrand ermuthigen. Nur in einer Beziehung wich er von dessen Politik ab, indem er, vielleicht von dem alten unter Leo eingesogenen Haß gegen sie bestimmt, den Plan faßte, die Normannen zu bekriegen. Daher beauftragte er Desiderius von Monte Cassino, den er zu seinem künftigen Nachfolger in der Abtwürde, die er selbst behielt, hatte wählen lassen, nach Constantinopel zu gehen, um dort für die Kircheneinigung und jedenfalls auch für ein Bündniß gegen die Normannen zu wirken. Doch gelangte dieser gar nicht an sein Ziel, da er auf die Nachricht von Stephan's Tode sofort umkehrte. Der Papst gedachte auch die reichen Schätze des Klosters für seine Zwecke zu benützen und ließ sie nach Rom kommen, aber gab sie aus Gewissensbedenken wieder frei. Die vornehmlichste Hülfe sollte ihm sein Bruder Gottfried leisten und schon tauchte das abenteuerliche Gerücht auf, er wolle diesen auch zum Kaiser krönen. Allen Plänen machte ein jäher Tod ein Ende. Da seine Gesundheit schwer erschüttert war, bestimmte er, von Todesahnungen ergriffen, schon ehe er Rom verließ, daß eine Neuwahl nur im Beisein Hildebrand's und mit dessen Rath vollzogen werden sollte. Er ging zu seinem Bruder, wohl um mit ihm den Feldzug nach Unteritalien zu berathen, aber in Florenz wurde er vom Fieber ergriffen und starb nach kaum achtmonatlichem Pontificate am 29. März 1058; dort in der Kirche von St. Reparata wurde ihm auch das Grab bereitet. — St. war wissenschaftlich gut unterrichtet,

in seinem sittlichen Wandel tadellos, aber leidenschaftlich und aufgeregten Sinnes. Er vertrat, obgleich ein geborener Deutscher, ganz und gar die universale Richtung des Papstthums und hat zuerst begonnen, ihm eine unabhängigere und freiere Stellung der kaiserlichen Regierung gegenüber zu verschaffen.

Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, III. — Meyer v. Knonau, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V., I. — Wattendorf, Papst Stephan IX. Diss. Münster 1883, in den Münsterischen Beiträgen zur Geschichtsforschung, herausg. von Th. Lindner. 3. Heft.

Theodor Lindner.

Stephan I., Herzog von Niederbaiern, als zehntes und letztes der Kinder Herzog Heinrich's XIII. von Niederbaiern und der Elisabeth von Ungarn (angeblich 14. März 1271) geboren, trat im Sommer 1294 neben seinen älteren Brüdern Otto III. und Ludwig (dieser starb schon am 13. Mai 1296) in die Mitregierung Niederbaierns ein, die er bis zu seinem Tode führte. Durch seine ungarische Mutter ist der im wittelsbachischen Hause vorher nicht vertretene Name Stephan in die Familie gebracht worden. Für Verlauf und Begebenheiten der gemeinsamen Regierung, die Kriege, Geldnöthe und Veräußerungen der Brüder ist auf die Biographie Herzog Otto's III. (s. A. D. B. XXIV, 651 bis 654) zu verweisen, da sich, wenigstens in der Ueberlieferung, Politik und Thaten der beiden Brüder in Bezug auf das Heimathland kaum von einander scheiden. Anfangs schien sich für St. eine andere Laufbahn zu eröffnen, da ihn das Salzburger Domcapitel zu seinem Erzbischof postulirt hatte (1290). Die Curie aber wünschte weder daß Salzburg in den wittelsbachischen Machtbereich gezogen werde, noch daß es einen so jugendlichen Kirchenfürsten erhalte. Papst Nicolaus IV., der Stephan's unkanonisches Alter vorhalten konnte, versagte der Wahl seine Genehmigung und ernannte den Bischof Konrad von Lavant. Schon hatte Herzog Otto, um Stephan's Anerkennung durchzusetzen (27. Februar 1291), ein Bündniß mit Propst, Capitel und Ministerialen des Erzstiftes geschlossen, doch ward der drohende Krieg am 14. October durch einen Friedensschluß unter Vermittlung des Bischofs Heinrich von Regensburg abgewendet. 1297 vermählte sich St. mit Judith oder Jutta, Tochter des Herzogs Boleslaus (Pulko) von Schlesien-Schweidnitz. Während der Abwesenheit seines Bruders Otto in Ungarn (1305—1308) führte er in der Heimath allein die Regierung, ohne daß Otto rechtlich aus dieser ausgeschieden wäre. Als König Albrecht durch die Vereinigung Ungarns und Niederbaierns unter einem Fürsten gegen die niederbairischen Wittelsbacher schwer gereizt worden war und den neugewählten Böhmenkönig Heinrich von Kärnten bekriegte, gerieth St. neuerdings in feindliche Stellung zu Habsburg. Im November 1307 vermochte er Albrecht's Durchzug durch sein Gebiet umsoweniger aufzuhalten, da er eben krank daniederlag. In hellen Flammen loderte nach Otto's Rückkehr aus der ungarischen Gefangenschaft der Krieg gegen Albrecht's Bruder, Herzog Friedrich von Oesterreich auf. Er wurde von den Niederbaiern nicht ohne Glück geführt und war noch im Gange, als St. am 10. December 1310, mit Hinterlassung zweier Söhne (Heinrich's XIV. und Otto's IV.), aus dem Leben schied. Seine Grabstätte ist die Familiengruft der niederbairischen Herzoge, Kloster Seligenthal bei Landshut.

Böhmer, Wittelsbachische Regesten. — Häutle, Genealogie des Hauses Wittelsbach, S. 104. — Riezler, Geschichte Baierns II, 259 f. Riezler.

Stephan II., Herzog von Baiern, als zweiter Sohn Kaiser Ludwig's des Baiern und der Beatrix von Schlesien-Glogau um 1319 geboren, † am 19. Mai 1375. Der unterscheidende Beiname in fibulis, den ihm erst Ladislaus Suntheim gibt, bezieht sich wol nur auf die Tracht (mit Haften oder mit der Hafte), in welcher ein bestimmtes, uns nicht erhaltenes Bild den Fürsten darstellt. Der

Vergleich, den Kaiser Ludwig am 13. März 1325 auf der Trausnit mit dem gefangenen Gegenkönige Friedrich abschloß, enthielt die Bestimmung, daß St. dessen Tochter Elisabeth die Hand reichen sollte. Bereits ward Elisabeth als Braut des Prinzen in München erzogen und auch dann noch, als Ludwig das Trausniter Abkommen im übrigen preisgab, ward an diesem Ehebündniß, doch nicht mehr lange, festgehalten; bald (wahrscheinlich 1328) trat an seine Stelle ein anderer politischer Eheplan: mit Elisabeth, Tochter des mit Ludwig verbündeten Königs Friedrich's II. von Sicilien aus dem Hause Arragon, und dieser kam zur Ausführung, ohne daß sich die Zeit der Vermählung sicher feststellen ließe. Diese erste Gemahlin Stephan's starb am 21. März 1349 und 1359 führte der Herzog in zweiter Ehe Margarethe, Tochter des Burggrafen Johann von Nürnberg, heim, die ihn überlebte.

St. hat nach dem Tode des Vaters (11. October 1347) anfangs (bis 13. September 1349) mit seinen fünf Brüdern gemeinsam über die ganze vom Kaiser hinterlassene Ländermasse, Ober- und Niederbaiern, Tirol, Brandenburg mit der Lausitz und die holländischen Provinzen regiert. Dann schritten die Brüder zu Theilungen, die trotz der väterlichen Abmahnung auch die Stammlande zerrissen — ein unseliger Entschluß, dessen Verantwortung zumeist wol den älteren Brüdern zugeschoben werden muß. Bis zum 3. Juni 1353 regierte St. gemeinsam mit Wilhelm I. und Albrecht I. über Niederbaiern und die holländischen Provinzen. Am genannten Tage erfolgte eine weitere Theilung, wodurch St. den südlichen größeren Theil Niederbaierns mit Landshut erhielt, dagegen aus der holländischen Regierung ausschied. Nach dem Tode seines Neffen Meinhard, der Oberbaiern und Tirol besessen hatte, vereinigte St. (26. Februar 1363) Oberbaiern mit Niederbaiern-Landshut.

In Nutz und Gewer Baierns gesetzt und zu Regierungsgeschäften herangezogen war er vom Vater schon seit dem Ueberlinger Vertrage (23. Juni 1334). Ihm und dem ältesten Sohn Ludwig überließ der Kaiser im letzten Jahrzehnt seines Lebens die Familienpolitik auf den Schlachtfeldern zu verfechten, wo sich denn beide Brüder als tüchtige Kriegshauptleute bewährten. Im Auftrag des Vaters zog St. schon 1339 gegen die Bischöfe von Straßburg und Basel zu Felde. 1340 ward er vom Kaiser dem bairisch-schwäbischen und ebenso dem bairisch-fränkischen Landfriedensbunde als Hauptmann vorgesetzt und das Jahr darauf mit der Landvogtei im Elsaß bekleidet. An seine Person knüpfte sich das in Schwaben beunruhigende Umsichgreifen der wittelsbachischen Macht in diesem Lande, schwäbische Reichsgüter wurden ihm verpfändet, in Ravensburg, später, wie es scheint, in Ulm nahm er seinen Wohnsitz und schon hörte man ihn außeramtlich zuweilen Herzog von Schwaben genannt. Als Hauptmann des Landfriedensbundes bekriegte er 1345 einen Grafen von Habsburg-Laufenburg und die Grafen von Feldkirch, welche die Grafschaft Montfort dem Kaiser nicht herausgeben wollten, konnte jedoch die Stadt Feldkirch nicht bezwingen. Als dann Verstimmung über das wittelsbachische Machtstreben in ihrer Provinz die Mehrzahl der schwäbischen Grafen in das Lager des Gegenkönigs Karl IV. führte, eröffnete St. im September 1347, von den schwäbischen Reichsstädten unterstützt, mit einem Heere von 30000 Mann den Feldzug gegen diese. Mit unwiderstehlicher Tapferkeit hatte er seine Gegner eben zur Unterwerfung gezwungen, als der Tod des Kaisers eine durchaus veränderte Lage schuf und die Söhne in mühsame Vertheidigung zurückdrängte.

Seinen Frieden mit der Kirche, die ihn als Sohn seines Vaters von sich gestoßen hatte, schloß St. als der letzte unter den Brüdern: erst im Anfang der Regierung Papst Urban's V. ward ihm die Lossprechung vom Banne zu theil.

Dagegen hat er sich mit Karl IV. zuerst unter den Brüdern (8. Januar 1350) ausgesöhnt und durch das Bündniß von Pirna (18. August 1351) sogar ein enges Verhältniß mit ihm geknüpft. Nach der Landestheilung war er mit Bischöfen seines Landes in Händel, mit Ortolf von Salzburg in offenen Krieg gerathen. Dann begleitete er Karl nach Italien und wohnte in Rom seiner Kaiserkrönung bei (5. April 1355). Als aber der Kaiser nach seiner Rückkehr trotz des in Italien St. geleisteten Versprechens, daß er nie Güter in seinen Landen ankaufen werde, die (allerdings nicht zu Stephan's sondern zu Albrecht's niederbairischem Landestheil gehörige) Veste Donaustauf und hiermit einen Schlüssel der Donaustraße an sich brachte, hatte die unnatürliche Freundschaft ihr Ende und St. suchte bei Oesterreich Rückhalt gegen den Kaiser. Nach dem Frankfurter Vertrage vom 11. August 1338 sollte ihm das mit den Pfälzern wechselnde Wahlrecht der oberbairischen Linie zustehen. Seine Verstimmung gegen den Kaiser wuchs, als die goldene Bulle diesen Anspruch beseitigte. Im März 1357 unterstützte er seinen Bruder Albrecht von Straubing-Holland im Kampfe gegen dessen Vitzthum Ecker, der dem Kaiser zur Erwerbung Donaustaufs die Hand geboten haben sollte. Während dann nördlich der Donau kaiserliche Truppen gegen Albrecht kämpften, sah er sich infolge des Schutzes, den er den salzburgischen Herren v. Tann gewährte, wieder in Krieg mit Erzbischof Ortolf verwickelt, bis im Juni 1358 zu Passau und Linz Aussöhnung und Bündniß mit Salzburg zu Stande kam.

In Oberbaiern nahmen die Dinge nach dem Tode seines älteren Bruders Ludwig bald eine Wendung, die ihn zum Eingreifen veranlassen mußte. Eine Adelspartei, der sich selbst Stephan's Sohn Friedrich gesellte, bemächtigte sich des unreifen Herzogs Meinhard und schaltete im Lande, als ob sie die Herren wären. Im Bunde mit den Pfälzern, unterstützt von der Mißstimmung der verwaisten Residenz München, der anderen oberbairischen Städte und einer Minderheit des Adels, stürzte St. dieses Adelsregiment und der Bürgerkrieg endigte mit der Auslieferung Meinhard's an St. Ein zu Passau geschlossener Bund Stephan's mit Rudolf von Oesterreich richtete seine Spitze gegen eine Wiederkehr der Adelsherrschaft in Oberbaiern, aber auch gegen den Kaiser, wiewohl dieser am 15. Januar 1362 St. wichtige Privilegien gewährt hatte. Als der von München nach Tirol entkommene Meinhard bald darauf (13. Januar 1363) starb, zog St., der die Zuneigung der Stände, zumal der Bürgerschaft für sich hatte, als der nächste Agnat Oberbaiern ohne Schwierigkeit an sich. Durch sein Zugreifen sahen sich jedoch die in Brandenburg herrschenden Brüder verkürzt. Auf dem Nürnberger Reichstage benützte Karl IV. ihre Verstimmung und bahnte sich dadurch den Weg zur Erwerbung Brandenburgs für sein eigenes Haus. St. verließ Nürnberg unmuthig, da seine Ansprüche beim Kaiser keine Unterstützung fanden. Gleichwohl entschloß er sich nun den schweren Kampf um Tirol aufzunehmen, das Meinhard's Mutter, Margarethe Maultasch, mittlerweile Rudolf IV. von Oesterreich vermacht hatte. Mit Ortolf von Salzburg verbündet, war der Habsburger ein gefährlicher Gegner und bereits im Besitz des Landes: am 2. September 1363 empfing er die Huldigung der Tiroler. Nachdem St. mit Albrecht von Straubing, den die Besitzergreifung Oberbaierns gleichfalls gereizt hatte, einen vorläufigen Ausgleich geschlossen, begann um Martini 1363 auf zwei Schauplätzen, im Tiroler Innthal und um die salzburgische Enclave Mühldorf in Baiern, der zweite Tiroler Erbfolgekrieg, der mit Unterbrechungen fast sechs Jahre währte, ein zähes Ringen, in dem sich der Sieg doch ein paar Mal auf Stephan's Seite zu neigen schien. Bei Oetting schlug er Salzburger und Oesterreicher aufs Haupt und führte etwa 70 feindliche Ritter als Gefangene fort. Mühldorf belagerte er 1364 elf Wochen lang

ohne Erfolg, während im Süden das bairische Rattenberg einem österreichischen Heere widerstand. Dagegen eroberten die Oesterreicher im August Ried. Um Neujahr 1364 war St. nach Prag gegangen, um auf den Kaiser zu wirken, aber die dort getroffenen Abmachungen waren bedeutungslos und hinderten nicht, daß Karl bald darauf die Schenkung Tirols an die Habsburger bestätigte. Dem Kaiser und Rudolf zum Trotz nahm St. die Titel eines Grafen von Tirol und Görz, Vogtes der Kirchen Aquileja, Trient und Brixen an. Am 8. Mai 1364 waren die brandenburgischen Brüder so weit gegangen, zu Bautzen ein Angriffsbündniß mit den Habsburgern gegen St. und dessen Söhne zu schließen. Auch Ortolf's Nachfolger, Piligrim von Salzburg, nahm 1365 die Feindseligkeiten gegen Baiern wieder auf, durch die nun besonders Reichenhall schwerer Schaden zugefügt ward. Dagegen war die im Mai 1365 erzielte Verbindung mit den Grafen von Görz für Stephan's Sache glückverheißend. Am 2. Februar 1368 ward zu München auch ein Bündniß Stephan's mit König Ludwig von Ungarn, der sich mit Rudolf's Nachfolgern, Albrecht und Leopold, überworfen hatte, beurkundet. Die größten Erfolge mit den Waffen errangen die Baiern auf dem letzten Feldzug, im Spätsommer 1368. Unaufhaltsam vordringend, eroberten sie, wie vor fünf Jahren, das Tiroler Unterinnthal, doch ohne die festen Städte Hall und Innsbruck, und das Oberinnthal mit der Burg Landeck. Dann nahmen sie im Wippthal die Burgen Vorder- und Hintermatrei, überschritten den Brenner, besetzten Sterzing. Als Herzog Leopold mit starker Macht durch das Pusterthal heranrückte, mußten sie das offene Land zwar preisgeben, hielten aber die wichtigsten Burgen: Matrei, Landeck, Schloßberg bei Seefeld, fest. Die äußerste finanzielle Erschöpfung zwang St. zuletzt doch im Frieden zu Schärding (29. September 1369) gegen eine Entschädigung von 116 000 fl. den Verzicht der Wittelsbacher auf Tirol auszusprechen und die eroberten Burgen herauszugeben.

Der drohende Verlust Tirols hatte die entzweiten Brüder St. und Albrecht wieder genähert und kurz vor dem Schärdinger Frieden hatten diese beiden und pfälzische Wittelsbacher mit König Ludwig von Ungarn neuerdings ein Bündniß gegen den Kaiser geschlossen. Dieser aber sprengte den Bund, indem er seinen Sohn Wenzel mit Albrecht's Tochter Johanna verlobte. Dann führte die Gefahr Brandenburg zu verlieren auch eine Einigung Stephan's mit seinem Bruder Otto herbei, und in gemeinsamer Anstrengung suchten beide den bedrohten Besitz der Mark für die Familie zu retten. Im Süden durch ein Bündniß mit Piligrim von Salzburg (6. März 1371) gesichert, ließ St. durch seinen Sohn Friedrich — wie überhaupt seit dem Schärdinger Frieden die zwei älteren Söhne Stephan's nach außen mehr hervortreten als er selbst — Otto in Brandenburg im Kampfe gegen den Kaiser unterstützen. Doch konnte auch der Verlust dieses Landes nicht abgewendet werden. Als Entschädigung für die Aufgabe seiner Rechte an die Mark erhielt St. eine ansehnliche Geldsumme, die ihn in den Stand setzte, durch Ankauf einer Reihe von bairischen Herrschaften sein Land im Innern abzurunden. 1372 beschloß ein für beide Theile opfervoller Krieg mit der Stadt Augsburg, der in Zollzwistigkeiten und anderen Reibereien seine Quelle hatte, die lange Reihe von Stephan's Waffengängen. Der Lebensabend des Fürsten war durch Werke der Friedensliebe und Versöhnlichkeit bezeichnet. Ein zu Landshut am 25. November 1373 erlassenes Landfriedensgesetz untersagte allen Kriegführenden in Baiern fortan das übliche Sengen und Brennen, während ein Vertrag mit den österreichischen Herzögen (30. April 1375) weitgehende Bestimmungen zum Schutz des Verkehrs und Handels traf. St. darf unter den Söhnen Kaiser Ludwig's vielleicht als der tüchtigste bezeichnet werden, doch im Kampfe gegen widriges Geschick, gegen die überlegene Schlauheit und die überlegenen Hülfsmittel eines Karl IV. und

Rudolf IV. von Oesterreich vermochte er den Zerfall der wittelsbachischen Macht nicht aufzuhalten.

Riezler, Geschichte Baierns II (S. 359 über Stephan's Geburtszeit) und III und die dort verzeichneten Quellen. Riezler.

Stephan III., der Kneißel, Herzog von Baiern, geboren (um 1337?) als ältester Sohn Herzog Stephan's II. von Baiern und der Elisabeth von Sicilien, regierte seit 19. Mai 1375 gemeinsam mit seinen Brüdern Friedrich und Johann über Oberbaiern und Niederbaiern-Landshut bis zur Theilung vom 19. Nov. 1392, dann allein über Baiern-Ingolstadt bis zum 25. Sept. 1395. Wieder einigten sich dann er und Johann zu gemeinschaftlicher Regierung ihrer Landestheile, die St. nach Johann's Tode (8. August 1397) mit dessen Söhnen Ernst und Wilhelm und seinem eigenen Sohne Ludwig (Vierherzogregierung) bis zum 6. Decbr. 1402 fortsetzte. Von diesem Tage bis zu seinem Tode (angeblich 26. Sept. 1413) regierte St. wieder allein über den Ingolstädter Landestheil. Er ist der Begründer der 1447 ausgestorbenen Linie Baiern-Ingolstadt. 1364 vermählte er sich mit Thaddäa, Tochter des Herzogs Barnabas Visconti von Mailand, die am 28. Septbr. 1381 starb. Ein Eheplan mit Margarethe, Wittwe des Königs Karl von Neapel und Ungarn, zerschlug sich, aber 1401 führte er in zweiter Ehe Elisabeth von Cleve, Wittwe des Herrn Reinold von Valkenburg, zum Altar.

Tapfer, gutmüthig, in seinem Auftreten prunkvoll, erfreute sich dieser Fürst, wenn auch nicht in allen Stadien seiner Regierung, der Zuneigung seines Volkes. Ihm wird gegenüber dem staunenden Mailänder Tyrannen Barnabas Visconti das Wort in den Mund gelegt, das erst später auch von anderen nichtbairischen Fürsten berichtet wird: bei ihm daheim sei niemand, dem er nicht getrost sein Leben anvertrauen, in dessen Schoß er nicht allein und waffenlos sich zur Ruhe legen möchte. Sein Beiname: der Kneißel (nicht Kneiffel), eine Bezeichnung, die noch heute in Altbaiern als Familienname vorkommt, deutet auf die glänzende Pracht der Kleidung, die der kleine zierliche Fürst liebte. Daß König Karl VI. von Frankreich (1385) seine Tochter Elisabeth, die schöne Isabeau von Baiern, heimführte, mußte sein Selbstgefühl und seine Neigung zum Aufwand steigern. Kampf und Abenteuer, Glanz und Festfreude waren dem von Lebenskraft Strotzenden, der kein Turnier unbesucht ließ und noch als Greis die Lanzen brach, Bedürfniß. So beschränkt seine Mittel waren, wo Ruhm und Vortheil lockten, konnte man St. mit seinen Rittern und Reisigen finden. Schon unter der Regierung des Vaters hatte er sich vielfach als Kriegsmann bewährt. Vom Herbst bis Weihnachten 1375 lag er im Elsaß gegen die eingebrochenen englischen Söldner zu Felde. Dann unterstützte er Adolf von Nassau, Erzbischof von Mainz, im Kampfe gegen dessen Gegenbischof Ludwig von Meißen. Wegen des Wittwengutes seiner Muhme Elisabeth mit den Herren von Verona überworfen, half er im Mai 1376 Leopold von Oesterreich im Kriege gegen Venedig, ohne daß es zu der in dem Bündniß von Hall (2. März 1374) vereinbarten Ausdehnung des Kampfes auf Verona gekommen wäre. Im ersten Städtekrieg versuchten St. und sein Bruder Friedrich anfangs Neutralität zu behaupten, wozu ihr Besitz der oberschwäbischen Landvogtei rieth. Auch als sie sich zu Nürnberg am 28. October 1376 mit dem Kaiser verbündet hatten, wurden die Feindseligkeiten, in deren Verlauf die Ulmer bei einem Ueberfall Stephan's in Alpeck dessen Banner erbeuteten, von bairischer Seite nur kurze Zeit unterhalten. Vorübergehend schlossen sich sogar die Herzoge, nachdem sie König Wenzel um die schwäbischen Landvogteien betrogen hatte, im Bündniß zu Baden (4. Juli 1379) den Städten an, doch kam es bald wieder zu einer Verständigung mit dem Könige. Wenzel betraute sogar St. mit einer Gesandtschaft nach Rom,

um mit Papst Urban über seine Kaiserkrönung zu unterhandeln. An diese Romfahrt Stephan's knüpfte sich (1380) eine ebenso friedliche wie bedeutungslose Gebietserwerbung. Zum Danke für die Schlichtung von Parteistreitigkeiten in ihrer Mitte und in ehrenvoller Erinnerung an seinen Großvater, Kaiser Ludwig, wählte das umbrische Todi gleich einigen benachbarten Städten St. und seine Brüder zu ihren Herren. Daß der Papst, zu dessen Landen Todi gehörte, diesen eigenmächtigen Schritt nicht anerkennen würde, war vorauszusehen. Doch hat noch 1406 Stephan's Sohn Ludwig Ansprüche auf Todi geltend gemacht.

Versuche der Baiern, ihren Einfluß auf Berchtesgaden und auf die Grafen von Schauenberg auszudehnen, verwickelten sie in schweren Kampf mit Piligrim von Salzburg (1382) sowie in Streitigkeiten mit Oesterreich und endeten ohne Erfolg. 1384 entzweite ein doppelter Zwist die herzoglichen Brüder unter sich und St. und Friedrich mit der Hauptstadt München. Die von den Herzogen dort erbaute „Neue Veste“, der Vorgänger der jetzigen „Residenz“, ist ein Denkmal dieser Streitigkeiten. Dann fand der neue Ausbruch des Städtekrieges St. und die anderen bairischen Herzoge unter den erbittertsten Gegnern der Städte. Schon 1381 hatten St. und Friedrich Regensburg, das sich einer außerordentlichen Besteuerung seiner Juden durch die Herzoge widersetzte, mit einem Angriff bedroht. Die Aufnahme dieser bairischen Reichsstadt in den Städtebund vollendete den Riß zwischen diesem und dem Baiernfürsten. Schon hatten sich die Reibereien zwischen beiden Theilen gehäuft, besonders St. durch Schädigung reichsstädtischer Kaufleute viel Haß auf sich gezogen, als das Bündniß des schwäbischen Städtebundes mit Piligrim von Salzburg die Baiern aufs äußerste reizte. Herzog Friedrich brachte durch schmählichen Friedensbruch den Erzbischof in seine Gewalt, zugleich entbrannte (1388) der Krieg mit den Städten in hellen Flammen. St. wandte sich vor allem gegen einige Herren seiner Ritterschaft, die mit diesen gemeinsame Sache machten: er gewann und zerstörte Peißenberg, eine Burg Wilhelm's v. Seefeld, und eroberte das den Zengern verpfändete Neuburg a. d. Donau. Im Kampf gegen die Städte erstürmte er den Kirchhof von Schwabmünchen, mußte jedoch im Juli die Belagerung Kaufbeuerns nach zwei vergeblichen Stürmen aufgeben. Dann zwang er den Bischof Friedrich von Eichstädt zum Abfall vom Städtebunde und zum Eintritt in seinen Rath. Seit Anfang September vereinigten sich alle Baiernherzoge zur Belagerung von Regensburg und Donaustauf, die jedoch dem Angriff mit Glück trotzten. Im Frühjahr und Sommer 1389 erfolgten, nachdem St. den Friedensverhandlungen zu Mergentheim und Eger beigewohnt hatte, die Friedensschlüsse der Baiern mit den einzelnen Städten. Da winkten dem kriegslustigen Fürsten neue Lorbeeren in Italien. Im Herbst 1389 empfing er in München den vertriebenen Franz von Carrara, der seine Hülfe gegen Giangaleazzo Visconti erflehte. Durch reichliche Geldversprechungen Carrara's und der Florentiner gewonnen, führte St. über die Alpen 3—4000 wohlgerüstete Reiter, mit denen er am 1. Juli 1390 in Padua einrückte. Auch die aus Verona und Vicenza verdrängten Scala setzten ihre Hoffnung auf die bairischen Schwerter und ein Vertrag, den St. (15. Juli) mit der Wittwe des vertriebenen Anton de la Scala schloß, verhieß den Baiern im Falle des Gelingens wichtige Gebietserwerbungen im Süden, die Klausen an der Etsch und die Herrschaft Riva. Während aber das Gebiet von Padua mit bairischer Hülfe für seinen früheren Herrn zurückerobert wurde, blieben Verona und Vicenza den Scala verloren und infolge dessen auch St. ohne Landgewinn. Bei einem Besuche in Venedig ward St. von der Signorie hoch geehrt, in Rom, das er zur Feier des Jubeljahres besuchte, erlangte er vom Papst Bonifaz IX. einen Jahreszehnten von allen kirchlichen Einkünften in Baiern. Von diesem Papste hat St. auch die

Einführung des täglichen Ave=Maria=Läutens, das ihm in Rom gut gefiel, für Baiern, und für München das sogenannte Gnadenjahr erwirkt, das in Nachahmung der römischen Feier und an die Auffindung der Andechser Reliquien geknüpft, unter großem Fremdenzufluß 1392 begangen ward.

Indessen hatte weder der päpstliche Gunstbeweis noch der Verkauf (1392) der neu erworbenen görzischen Lande an Oesterreich noch die 1397 von König Wenzel auch für Baiern erklärte Ungültigkeit aller Judenschulden das Mißverhältniß auszugleichen vermocht, in dem der Aufwand dreier Hofhaltungen und eine unternehmende äußere Politik zu den herzoglichen Einnahmen standen. Wiederholt mußten außerordentliche Steuern von den Unterthanen erhoben werden. Mit der daraus erwachsenen Unzufriedenheit hing die Landestheilung Baierns von 1392 zusammen, die an Dauer und Schädlichkeit der Folgen alle früheren übertreffen sollte. St. erhielt durch das Loos den nördlichen Theil Oberbaierns mit Ingolstadt, dazu Aemter am Inn, vor und in (Rattenberg, Kufstein, Kitzbühel) den Alpen, und da dieser Landestheil etwas geringer schien als die beiden anderen, wurden ihm bei der Theilung der böhmischen Pfandschaften im Nordgau (Octbr. 1393) zwei Drittel von diesen zugewiesen. Trotz der Theilung entzweiten sich nach Herzog Friedrich's Tode die überlebenden Brüder St. und Johann, der letztere verband sich mit Oesterreich und Freising, St. scheint vom französischen Hofe Geldmittel erlangt zu haben. Vom Decbr. 1394 bis Frühjahr 1395 hatte Baiern unter diesem Bruderkrieg zu leiden. Eine Treulosigkeit König Wenzel's entzog diesem dann den Beistand Stephan's, der sich mit ihm vorher gegen Oesterreich verbündet hatte, in Baiern aber beförderte dieser Bruch die Aussöhnung Stephan's und Johann's, die sich nun wieder zu gemeinsamer Regierung entschlossen. Nach Johann's Tode aber entzündete Stephan's Ehrgeiz neue Familienzwietracht, da er wider das klare Recht und seine eigene Zusage seinen Neffen Ernst und Wilhelm das Recht der Mitherrschaft bestritt. An den Krieg zwischen beiden Parteien knüpfte sich eine demokratische Umwälzung in München, wo die St. ergebene Volkspartei (April 1398) das Stadtregiment in ihre Hand brachte. Nach lange fruchtlosen Bemühungen wurde am 6. Decbr. 1402 durch 24 Schiedsmänner die Landestheilung von 1392 wieder hergestellt. An den Schritten, die zur Absetzung König Wenzel's führten, hatte St., von diesem noch zuletzt durch abermalige Entziehung der schwäbischen Landvogteien gereizt, sich eifrig betheiligt.

Als sich dann München gegen seine Herzoge Ernst und Wilhelm empörte, stand St. im Verdacht, die Stadt heimlich in ihrer Opposition zu bestärken. Erst 1410 führte die auswärtige Politik wieder zu einträchtigem Auftreten der beiden oberbairischen Linien. Damals gewann der mächtige Tiroler Landhofmeister Heinrich v. Rottenburg St. und seine Neffen, die sich mit Hoffnungen auf einen Wiedergewinn Tirols oder doch einzelner Tiroler Gebiete geschmeichelt zu haben scheinen, zu einem Angriff auf Friedrich und Ernst von Oesterreich. St. nahm, wahrscheinlich infolge seiner beschränkten Mittel, nur mit geringer Kriegsmacht daran theil; er belagerte die Burg Matzen im Innthal ohne Erfolg, rückte bis Volders vor, mußte sich aber dann vor Herzog Friedrich zurückziehen. Nach dem Scheitern dieses ersten Versuchs schlug er gleich nach Neujahr 1413 eigensinnig noch einmal los, wiewohl nun der Bundesgenosse von Rottenburg gestorben war und Vetter Heinrich von Landshut im Rücken eine drohende Stellung einnahm. Schon am vierten Tage nach dem Ausmarsch mußte er sein kleines Heer, das bis Hall vorgedrungen war, in Rattenberg wieder um sich versammelt sehen. Der Tod des Fürsten erfolgte während des Waffenstillstandes. Seine Leiche, zuerst im Kloster Niederschönenfeld beigesetzt, ward später von seinem Sohne Ludwig in die Ingolstädter Frauenkirche überführt.

Häutle, Genealogie des Hauses Wittelsbach, S. 123. — Riezler, Geschichte Baierns III, bes. S. 107—213 und die dort verzeichneten Quellen.
Riezler.

Stephan, Bischof von Brandenburg, geb. 1384 zu Rathenow als der Sohn eines Böttchers, daher sein Zuname Bodeker. Seine Studien vollendete er auf der neu gegründeten Universität Leipzig, wo er auch wohl 1412 zum Doctor promovirt wurde. Wahrscheinlich schon vorher war er in das Prämonstratenser-Domstift zu Brandenburg eingetreten, denn bereits 1415 finden wir ihn daselbst als bischöflichen Vicar und 1419 als Dompropst. Als der bisherige Bischof Johann v. Waldow an das Stift Lebus überging, folgte ihm St. durch päpstliche Provision 1421 im Bisthum Brandenburg und verwaltete dasselbe 38 Jahre, länger als irgend einer seiner Vorgänger. Wie diese, so diente auch St. mehrfach in weltlichen Angelegenheiten als Rath dem Landesherrn und half als solcher u. a. den Frieden zu Eberswalde mit Pommern 1427 vermitteln, bei welchem die Vermählung der jungen Tochter des Markgrafen Johann des Alchymisten, Elisabeth († 1459), mit Casimir's Sohn Joachim († 1451) verabredet wurde. Vor allem widmete sich aber St. den kirchlichen Interessen seines Stifts, wie er denn auch die gottesdienstlichen Uebungen des Clerus durch ein Breviarium regelte; dieses hat wohl die Grundlage gebildet für das unter seinem dritten Nachfolger, dem Bischof Joachim v. Bredow, 1488 in Leipzig durch Mauritius Brandis in 4° gedruckte Breviarium dioecesis Brandenburgensis, von dem das einzige bekannte Exemplar in der Bibliothek der Godehards-Kirche zu Brandenburg sich befindet. — Während Stephan's Episcopat gründete der Kurfürst Friedrich I. 1435 auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg neben der alten, von Pribislav um 1140 erbauten Marienkirche, ein zweites Prämonstratenserstift, mit welchem sodann Friedrich II. 1443 den Orden von Unserer lieben Frauen Kettenträger (auch Schwanenorden genannt) verband. Nachdem dieser Kurfürst 1447 vom Papst Nikolaus V. für sich und seine Nachkommen, bei Erledigung der märkischen Bisthümer, das Nominationsrecht erlangt hatte, gedachte er auch an Stelle der regulirten Domherrn zu Brandenburg und Havelberg, nach dem Vorbilde des Bisthums Lebus, Weltgeistliche zu setzen, wohl nicht zum geringsten Theile, um dadurch den Widerspruch der Capitel gegen den neuen Wahlmodus zu beseitigen. Doch wurden die Verhandlungen darüber abgebrochen und erst 1506 genehmigte Papst Julius II. die Transmutation der beiden Domcapitel. — Noch am Abend seines Lebens ward St. vom Papst Calixtus III. berufen, bei der Stiftung der Universität Greifswald mitzuwirken und 1456, neben dem Bischof Henning von Cammin als Kanzler, zu ihrem Conservator ernannt. (Pyl, Pommersche Geschichtsdenkmäler, Bd. III, S. 63.) Er verdankte diese Auszeichnung dem Rufe seiner Gelehrsamkeit, von welcher noch heute mehrere in der königl. Bibliothek zu Berlin im Manuscript aufbewahrte theologische Werke Zeugniß ablegen. Er starb, wie sein Grabstein im Dom berichtet, am 15. Febr. 1459.

Vgl. die Stiftshistorien von Lentz (1750) und Gercken (1766), Heffter, Gesch. der Stadt Brandenburg (1840), Riedel, codex dipl. Brandenb. I, 8. S. 83 und besonders R. Heydler, Gesch. des Bischofs Stephan v. Brandenb. im Programm der dortigen Ritterakademie, 1866. Schwarze.

Stephan Victor, Erzherzog von Oesterreich, wurde als Sohn des Erzherzogs Joseph, Palatins von Ungarn, und dessen zweiter Gemahlin Hermine, einer geborenen Prinzessin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, am 14. Septbr. 1817 in Ofen geboren. Mit den schönsten Vorzügen des Körpers und des Geistes, mit leichtem Auffassungsvermögen verband er, nachdem ihm die sorgfältigste Erziehung zu theil geworden war, einen klaren Blick und ein richtiges

Urtheil. Aber leider wurde er aus Beweggründen, deren Ursprung in seinen Charaktereigenschaften gesucht werden muß; oft dazu verleitet, seinem energischen Denken nicht immer entsprechend zu handeln.

Im Juli 1839, also zweiundzwanzigjährig, wurde Erzherzog Stephan nach Wien berufen, um hier in die Staatsgeschäfte eingeführt zu werden. Nachdem er sich im Zeitraume von zwei Jahren jene Kenntnisse, welche für eine klare Uebersicht über die verschiedenen Zweige des öffentlichen Dienstes nöthig sind, angeeignet hatte, trat an den Erzherzog die Aufgabe heran, den letzten Theil seiner Lehrjahre in gleich befriedigender Weise wie bisher zu absolviren. Er sollte einige Provinzen, und zwar größere, die Lombardei, Venedig, Istrien und Tirol bereisen und das Resultat seiner Beobachtungen in einer für den Kaiser bestimmten Denkschrift niederlegen. Weiter wurden Besuche bei den Höfen Italiens und Deutschlands in Aussicht genommen. Innerhalb dreier Jahre war auch diese Aufgabe vollendet, welche dem Erzherzog genügende Gelegenheit geboten hatte, sich mit jedem Gebiete der Staatsverwaltung und Volkswirthschaft vertraut zu machen. Die außerordentliche Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Erzherzog hierbei vorging, und die Wahrheitsliebe, deren er sich seit jeher befliß, brachten es mit sich, daß der von den besten Absichten geleitete Prinz die menschlichen Schwächen und Unvollkommenheiten nicht immer in jener milden Weise zu beurtheilen vermochte, in welcher ein bereits gereifter und erfahrener Staatsmann mit jenen Fehlern zu rechnen gewohnt ist. Die Denkschrift, welche der Erzherzog nach der Bereisung Böhmens ausarbeitete und dem Kaiser vorlegte, bietet in dieser Hinsicht ein ganz besonderes Charakteristikon des freimüthigen Prinzen. Minister Kolowrat zeigte sich von ihr keineswegs erbaut. Auch während seiner italienischen Rundreise hatte St. förmliche Gutachten über die materiellen und geistigen Zustände der von ihm besuchten Länder ausgearbeitet, wobei er es nicht unterließ, sich über die Volksstimmung, die ihm als feinfühlenden Beobachter nicht entgehen konnte, in einer Weise zu äußern, rücksichtlich deren er sich durch seine Stellung als Erzherzog von Oesterreich nicht im geringsten behindern ließ. Seine Denkschriften wurden unberücksichtigt zurückgelegt, und es bleibt einer späteren Geschichtsforschung überlassen, festzustellen, in wie weit die Ansichten des Erzherzogs berechtigte waren oder nicht.

Nach seiner Heimkehr wurde St. 26jährig zum Landeschef in Böhmen ernannt. Mit Begeisterung betrat er dieses schwierige Terrain einer größeren staatsmännischen Thätigkeit. Um diese Zeit fand zwischen den Höfen von St. Petersburg und Wien ein lebhafter Notenwechsel statt, welcher die von Kaiser Nikolaus geplante Vermählung seiner Tochter, der Großfürstin Olga mit dem Erzherzoge zum Gegenstande hatte. Metternich jedoch verhielt sich einer solchen Verbindung gegenüber ungemein kühl, und als der Zar einsah, daß man in Wien zu keinem Entschlusse gelange, verheirathete er die Großfürstin an den Kronprinzen von Württemberg. Die unmittelbare Ursache aber, welche den Wiener Hof veranlaßt hatte, jene Partie als eine solche anzusehen, welche nicht im politischen Interesse der Monarchie läge, ist auf den ungarischen Landtag zurückzuführen. Die Stände, welche damals in Preßburg tagten, erklärten kurz und bündig, den Erzherzog St. niemals zum Palatin zu wählen, wenn er sich mit einer russischen Prinzessin vermähle. Die Staatsraison, welche in den Herzensangelegenheiten der Fürsten das entscheidende Wort spricht, entschied auch in diesem Falle und ohne Gemahlin zog der neue Statthalter Böhmens in die Landeshauptstadt ein. Unermüdlich arbeitete er von nun an daran, den Wohlstand der Bevölkerung und das Aufblühen des ihm anvertrauten Kronlandes zu fördern. Gemeinnützige Unternehmungen, so der Verein für hülfsbedürftige Kinder, die Gesellschaft zur Errichtung von Dampfmühlen für Böhmen, die Filiale

der österreichischen Nationalbank, die Einführung der Gasbeleuchtung in Prag u. s. w. verdanken dem Erzherzog ihre Entstehung. Kunst und Wissenschaft blühten unter der liberalen Regierung Stephan's in reicherem Maaße als bisher. Während sich die Thätigkeit des Erzherzogs nach den genannten Richtungen hin frei entfalten konnte und keine hemmenden Schranken zu fürchten brauchte, verblieb es rücksichtlich des politischen Lebens in Böhmen beim Alten. Man hatte höheren Orts bei der Ernennung Stephan's zum Statthalter nicht die Absicht gehabt, einen Reformator, sondern eine dem Throne nahe stehende Person auf jenen schwierigen Posten zu entsenden, um auf diese Weise die Bande zwischen dem angestammten Herrscherhause und dem Kronlande noch inniger zu knüpfen. An den politischen Verhältnissen sollte nicht gerüttelt werden. Diese blieben noch in Kraft bestehen, bis stärkere Gewalten sich Geltung verschafften.

Ein größeres Gebiet politischer Thätigkeit eröffnete sich St. nach dem am 13. Febr. 1847 erfolgten Tode seines Vaters, des Palatins von Ungarn, Erzherzog Joseph. Dieser war bei den Ungarn so beliebt gewesen, daß Kaiser Ferdinand sich ihnen nicht gefälliger erweisen konnte, als daß er den Sohn sogleich zum Palatin vorschlug. Metternich, welcher es für angezeigter erachtet hätte, einen gewöhnlichen Landeschef aufzustellen, mußte nothgedrungen zustimmen, da er keine Persönlichkeit kannte, welche hiezu unter den gegebenen Verhältnissen in Vorschlag gebracht werden konnte. Im übrigen vermochte er sich des Argwohns nicht zu entschlagen, daß die gleichsam erbliche Ueberkommung des Palatinats einen Nebenzweig des Kaiserhauses mit der Zeit dazu veranlassen könnte, nach dem unabhängigen Besitze der Stephanskrone zu trachten. Davon war jedoch Erzherzog St. weit entfernt. Abgesehen davon, daß er bereits einen Monat vorher zu bedenken gegeben hatte, daß es nicht im Interesse des Staates liege, die Palatinswürde in derselben Familie vom Vater auf den Sohn gewissermaßen zu vererben, hatte er am Sterbebette seines von düsteren Ahnungen kommender Ereignisse erfüllten Vaters diesem schwören müssen, die Krone nicht anzustreben, sondern sie auszuschlagen, wenn man sie ihm anböte. Die Versuchung nahte sich dem Erzherzog, aber er widerstand ihr treu seinem Schwur.

Die Dinge in Ungarn lagen jetzt anders als in den Tagen des verstorbenen Palatins. Nach jeder Richtung hin machte sich das Bestreben geltend, mit den alten Ueberlieferungen zu brechen und den Ueberschuß an Kraft, welcher in den Geistern aufgespeichert lag, zum Zwecke einer freieren Entfaltung der Nation zu verwenden. Dem politischen Scharfblicke Stephan's entging dieses Merkmal einer neuen Zeit nicht, und weit entfernt davon, derselben einen Damm entgegenzusetzen, begann er mit ihr zu rechnen. Er handelte bloß seiner Ueberzeugung gemäß und keineswegs in der Absicht, sich bei der ungarischen Nation gut einzuführen oder dieselbe dem angestammten Herrscherhause zu entfremden, wenn er um die Berücksichtigung einer Denkschrift bat, welche er noch vor dem Ableben seines Vaters an den Stufen des Thrones niedergelegt hatte, und in der er sein Programm entwickelte, das sich den gegebenen Verhältnissen anpaßte. Die wichtigste Forderung war „die Ernennung zum locum tenens oder Vicekönig mit so ausgedehnten Vollmachten, wie sie die Gegenwart erheische, da die Stellung eines Palatins in dem diesem gesetzlich zugewiesenen Wirkungskreise nicht ausreiche“. Im Grunde genommen erstrebte aber der Erzherzog nichts anderes, als das frühere Machtgebiet des Palatinats, welches im Laufe der Zeiten bedeutend zusammengeschrumpft war, wieder aufzurichten. Gleichsam unbewußt spricht er dieses in der ihm eigenthümlichen rückhaltlosen Weise aus, indem er erklärte, „er müsse als Palatin über den Parteien stehen und er werde, da er als solcher der Nation den Eid leiste, die Verfassung vorkommenden Falls selbst gegen die Regierung beschützen, auch werde er kein blindes

Werkzeug derselben sein, sondern nur so lang mit ihr gehen, als sie sich auf dem gesetzlichen Boden bewege". Es wár ein Habsburger, der eine so offene Sprache führte, und angesichts dieses Umstandes konnte sich die Allmacht Metternich's und seiner Collegen nicht so weit erstrecken, den unliebsamen Vertreter gerechter Forderungen einfach bei Seite zu schieben. Es wurde eine Gegennote verfaßt, in welcher der ungarische Hofkanzler dem Erzherzoge zwar zustimmte, zum Schlusse aber zu einem entgegengesetzten Resultate gelangte. St. widerlegte in einer neuerlichen Denkschrift das Gutachten Apponyi's in allen seinen Punkten, wobei er auch die Nothwendigkeit einer Opposition in einem constitutionellen Staate mit folgenden Worten hervorhob: „In einem constitutionellen Lande ist eine Opposition nothwendig und wäre keine vorhanden, müßte man eine solche schaffen, was so allgemein anerkannt sei, daß es keines Beweises bedürfe". Nochmals betonte St. inbetreff der Stellung des Palatins den Parteien gegenüber, „daß dieser keiner Partei angehören, kein Parteimann sein dürfe. Er sei der Wächter der Gesetze und der Verfassung; als solcher Freund derjenigen, die auf gesetzlicher Bahn fortschreiten, und Feind jener, die ihre Zwecke, wenn sie auch den Gesetzen nicht widerstreiten, doch auf ungesetzlichen Wegen verfolgen; von einer doppelzüngigen Politik wolle er nichts wissen. Dies sei sein politisches Glaubensbekenntniß". Er schloß mit der Bitte, „Se. Majestät wolle es nicht ungnädig aufnehmen, wenn er die Annahme des ihm zugedachten wichtigen Amtes für den Fall ablehne, daß die Erfüllung der von ihm als nothwendig erkannten Modalitäten und Bedingungen nicht zugestanden würde".

Leider entsprach der Erfolg nicht der erhebenden Sprache und Festigkeit, mit welcher der Erzherzog seine Wünsche vortrug. Wie berechtigt und den Interessen des Königs und seines Landes entsprechend dieselben waren, lehren die Ereignisse von 1848. Erst die Revolution rang der Regierung dasjenige ab, was man ein Jahr vorher als ein freiwilliges Zugeständniß dankbar begrüßt hätte, nicht zu erwähnen die übrigen Erfolge, deren sich die ungarische Nation rühmen konnte.

Es kam ein Ausgleich des Wiener Hofes mit dem Erzherzoge zu Stande, worauf dieser am 29. März 1847 den Eid als Statthalter in die Hände des Kaisers ablegte. Ungeheuer war der Jubel der Ungarn, als St. einzog und als sein Losungswort verkündete: „möge ich leben, so lang ich dem Vaterlande lebe." Aber der Enthusiasmus, welcher dem Erzherzog auf seiner „Inspicirungsreise" entgegengebracht wurde, trug viel dazu bei, seinen politischen Blick zu trüben. Denn trotz der ultraradicalen Richtung, welche sich bei den Wahlen von 1847 geltend machte, gab sich Erzherzog St. der Hoffnung hin, daß die regierungsfreundlichen Parteien der Conservativen und Liberalen in dem für den 7. November ausgeschriebenen Landtag eine entschiedene Majorität besitzen würden; an demselben Tage jedoch, als die Installation Stephan's als Obergespan des Pester Comitates und zwar durch den Erzherzog Franz Joseph stattfand, am 18. October wurde Kossuth in Pest zum Abgesandten gewählt. Wenn dieser nun in der am 11. November abgehaltenen ersten Circularsitzung den Antrag stellte, „die Wahl des Erherzogs Stephan, Statthalters von Ungarn, zum Reichspalatin vorzuschlagen und zwar der Art, daß die königliche Candidationsurkunde zwar an die Stände übergeben, aber von diesen nicht eröffnet werde, wie dies im Jahre 1790 geschehen", so erfolgte dies im ausdrücklichen Auftrage seiner Mandatare, aber gewiß nicht auf Grund irgend welcher günstigen Gesinnung Kossuth's für den Erzherzog. Der Antrag wurde zum Beschlusse erhoben und St. fast einstimmig zum Palatin gewählt. Es folgten rauschende Feste, aber diese waren nicht im Stande, über die drückende Gewitterschwüle zu täuschen, welche auf den Gemüthern lag. Schwere Wolken kamen von Westen

gezogen, nicht lange währte es, und der Sturm brach los. Die ersten Vorboten eines solchen machten sich bemerkbar, als die Majorität im Landtage sich der Ansicht Kossuth's anschloß, keine Adresse, geschweige denn eine reine Dankadresse an den König zu richten, und den von den Ständen beabsichtigten Dank bei Gelegenheit besonderer Repräsentationen der Stände auszusprechen. In der Administratorenfrage traten die Tendenzen der radicalen Partei noch schärfer hervor, nicht mehr im Sinne einer legislativen Partei, sondern rein postulirend trat die Opposition nunmehr auf und machte sich als solche mit aller Entschiedenheit geltend, als die Märztage über Ungarn hereinbrachen. Der Palatin fühlte zwar den stärkeren Pulsschlag der Nation, aber er war weit davon entfernt, ihn als ein Anzeichen anzusehen, daß Ungarn bereits von so revolutionären Ideen ergriffen sei, wie sie in Paris den Sturz der Monarchie herbeigeführt hatten. „Es wird nicht dahin kommen", ließ er sich gegen Männer vernehmen, welche ihn mahnten, den Fall einer gewaltsamen Auflehnung in Ungarn in Betracht zu ziehen. Wenn er sich auch gestehen mußte, daß die Stimmung in den meisten Comitaten eine bedenkliche, ja in vielen eine äußerst beunruhigende sei, so vertraute er dennoch viel zu sehr der Loyalität der Ungarn, um zu glauben, daß sie dem Königthum den empfindlichsten Stoß versetzen könnten.

Am 13. März erschien in den Preßburger Zeitungen das kaiserliche Manifest an die Völker Oesterreichs, darin der feste kaiserliche Wille verkündet wurde, „die bestehenden Institutionen des Staates aufrecht zu erhalten, keine Bestrebungen zum Umsturze der gesetzlichen Ordnung zu dulden, sowie jeden von außen kommenden Versuch, die bestehenden europäischen Verträge zu verletzen oder die Grenzen entweder der eigenen Staaten oder die des deutschen Bundes feindlich zu bedrohen, mit allen dem Kaiser von der Vorsehung verliehenen Mitteln zurückzuweisen." St. fand diese Sprache den Verhältnissen nicht angemessen, „da sie, gegen das Inland mehr drohend als beschwichtigend, überhaupt gar keine Hoffnung auf eine den Zeitumständen entsprechende Aenderung der staatlichen Institutionen gebe". Er hätte es lieber gesehen, wenn die großen Fragen, die ihrer Lösung harrten, auf friedlichem Wege erledigt worden wären. Die Stände in den Provinzen hätten aufgefordert werden sollen, auf Grund ihres uralten Petitionsrechtes ihre Wünsche dem Kaiser vorzutragen. Die Nachricht von dem Aufstande, welcher in Wien an demselben Tage ausbrach, an welchem das Manifest zur Veröffentlichung gelangte, versetzte den Erzherzog zwar in eine nachdenkliche Stimmung, aber sie trug nichts dazu bei, in ihm den Gedanken wachzurufen, die Ungarn könnten es den Wienern gleich thun. Als am 14. März sich in Preßburg plötzlich das Gerücht verbreitete, Metternich und der Hofkanzler Apponyi hätten abgedankt, prophezeite man, daß es in der Sitzung der Magnatentafel, die um drei Uhr Nachmittags abgehalten werden sollte, zu ernsten Auftritten von Seite des Auditoriums kommen würde. Um einem etwaigen Aufschub vorzubeugen, begab sich Kossuth an der Spitze einer Deputation des Unterhauses zum Palatin und ersuchte ihn, die Sitzung der Magnaten noch an diesem Tage zu halten und die Vorstellung der Stände in Reichsangelegenheiten vom 4. März zur Berathung zu bringen. Der Palatin antwortete, „er könne zwar nicht so elegant sprechen, wie der Redner (Kossuth), doch möge die Deputation im voraus überzeugt sein, daß seine Worte aus dem Herzen kämen". „Ich würdige den Ernst der gegenwärtigen Verhältnisse", setzte er hinzu, „und werde auch nicht unterlassen, Ihrem Begehren zu willfahren. Wie auch die Dinge sich noch gestalten mögen, so bin ich doch im voraus überzeugt, daß, wenn auch die ungarische Nation nicht mehr lateinisch moriamur pro rege nostro rufen, sie gleichwohl durch die That beweisen werde, daß sie,

wenn es die Umstände fordern sollten, dennoch bereit sei, ihr Leben für den König einzusetzen.“ Ein lautes Eljen seitens der Deputation war die Antwort auf die Rede des Palatins. Nachmittags eröffnete dieser die Sitzung der Magnatentafel. Da er, und zwar mit Recht befürchtete, daß es im Falle der Nichtannahme der Repräsentation zu argen Ausschreitungen kommen würde, wollte er um jeden Preis die Annahme durchsetzen; er erreichte dies in der That, indem er in seiner Rede unter dem Jubel des Auditoriums sich unverhohlen hierfür aussprach. Die Folge davon war, daß sogleich aus der Sitzung das Renuntium von der einstimmigen Annahme der Repräsentation an das Unterhaus erging. Dieses entsandte sofort auf Kossuth's Antrag eine Deputation an den Palatin mit der Bitte, sich an die Spitze der nach Wien an den König mit der Adresse zu sendenden Deputation zu stellen. St. sagte zu, mit anderen Worten — der Palatin war an die Spitze der Bewegung in Ungarn getreten.

Vor seiner Reise nach Wien sagte er einer ihm nahestehenden Persönlichkeit: „Wenn man die Adresse am kaiserlichen Hofe nicht annimmt, so bleibt mir nichts anders übrig, als meine Stelle niederzulegen; alsdann kann ich nicht nach Ungarn zurückkehren. Mit dem Hofe in Opposition könnte es den Ungarn sogar einfallen, mich zum Könige zu wählen und das muß ich vermeiden. Wenn ich aufhöre Palatin zu sein, so höre ich doch nicht auf Erzherzog zu sein, und als solcher werde ich stets ein treuer Unterthan des Kaisers bleiben, um das Schicksal der kaiserlichen Familie zu theilen. Ja ich weiß sogar, daß wenn ich ohne ein ungarisches Ministerium zurückkehre, die Landtagsjugend mich zum Könige ausrufen will. Geschähe dies, dann bin ich in einer halben Stunde über der Grenze und Ungarn sieht mich nie wieder.“ Voll düsterer Besorgnisse begab sich St. nach Wien. „Wer weiß, ob ich wieder heimkehre; vielleicht schlagen sie mich todt,“ ließ er sich vernehmen. Aber es widerfuhr ihm nichts, es sei denn daß man ihm, als man ihn auf den Stephansplatze erkannte, die Pferde ausspannte und ihn unter anhaltenden Vivatrufen in die Burg zog.

Am 16. März wurde die ungarische Deputation unter Vorantritt des Palatins von Kaiser Ferdinand empfangen. Dieser versprach, dem Begehren der Stände Folge zu leisten. An demselben Tage entsandten die im Preßburger Redoutensaal sich täglich versammelnden Professoren, Juraten und Bürger eine aus ihrer Mitte gewählte Deputation, an ihrer Spitze Graf Joseph Palffy, nach Wien, um das Zugeständniß der Ernennung des Grafen Ludwig Batthyany zum Ministerpräsidenten vom Kaiser nöthigenfalls zu erzwingen; auch dieses wurde durchgesetzt. Um diese Zeit stand die Popularität Stephan's, welcher offen erklärt hatte, die Palatinwürde niederzulegen, falls die Wünsche des Volkes unberücksichtigt bleiben sollten, in der höchsten Blüthe. Am 19. März fand eine gemischte Reichstagssitzung bei der Magnatentafel statt, in welcher der Palatin seinen Bericht über den Erfolg der Reichstagsdeputation erstattete und auch das kaiserliche Handschreiben vom 17. zur Verlesung bringen ließ. Dieses enthielt folgendes: „Die Ernennung des Palatins zum bevollmächtigten königlichen Statthalter, der das Land sammt den verbundenen Theilen während der Abwesenheit des Königs zu regieren hat; ferner die Bewilligung eines im Sinne der bestehenden Gesetze unabhängigen verantwortlichen Ministeriums, dessen Mitglieder von dem Palatin dem Könige zu bezeichnen sind; endlich den Auftrag zur Vorlage der den Verhältnissen entsprechenden Gesetzvorlage zur königlichen Genehmigung, wobei an dem durch die pragmatische Sanction aufgestellten innigen Verbande mit den übrigen Ländern der Monarchie treulich festzuhalten sei.“ Der Palatin schloß seinen Bericht mit den Worten, daß er infolge dieses kaiserlichen Handschreibens den Grafen Batthyany mit der Bildung des Ministeriums beauftragt habe; gleichzeitig stellte er ihn als ungarischen Ministerpräsidenten den Reichsständen

vor. Unter den lebhaftesten Beifallsrufen erfolgte der Schluß der Sitzung. Der Landtag selbst wurde am 10. April und zwar durch den König geschlossen. Zehn Gesetzentwürfe erhielten die Sanction und die ernannten Minister die Bestätigung des Königs.

Aus dem Zusammenwirken der verschiedenartigsten Momente war Ungarn nunmehr in den Besitz einer Verfassung gelangt, welche den Wünschen der radicalsten Schichten der Bevölkerung entsprechen konnte. Die Oppositionspartei, welche unter Kossuth's Führung überall zahlreiche Anhänger zählte, hatte es verstanden, den günstigen Moment wahrzunehmen, in welchem gehandelt werden mußte; hierzu kam noch, daß fast alle Völker Europa's in einem Zustande geistiger Gährung begriffen waren, bei dem es darauf ankam, in wie weit die Führer der Bewegung das moralische Uebergewicht, welches sie den Regierungen gegenüber besaßen, zum wirklichen Nutzen des Staates ausbeuten würden. Die Versuchung lag nahe, sich mit den gegebenen Zuständnissen nicht zu begnügen, und mit verdoppeltem Einsatz das Glück zu versuchen. Aus einer Rede, welche Kossuth am 31. März hielt, sollte man abnehmen dürfen, daß er damals fern davon war, ein frevles Spiel zu wagen. „Ich gewann die Ueberzeugung", ließ er sich vernehmen, „daß, wenn ich niedrig genug sein könnte, bei den glorreichen Errungenschaften, die wir in Händen haben, aus bloßer Lüsternheit nach Macht, aus Sucht nach Einfluß, den Zunder des Bürgerkrieges unter das nach Wohlfahrt schmachtende Volk zu werfen, ich eine solche Verantwortung auf meine Schultern laden würde, die keine Sühne der Welt ausgleichen könnte; denn mit dem Blute der Völker unnütz spielen, ist ein solches Verbrechen, für welches noch keine Strafe unter den Sternen geschrieben steht."

So sprach Kossuth — aber wie handelte er?! St. schien es vorauszusehen, denn trotz der günstigen Verhältnisse, wie sie nach dem Schlusse des Landtages bestanden, hatte er bereits in einer Schublade seines Schreibtisches das Manifest verwahrt, welches er für den Fall seines Rücktrittes an die ungarische Nation zu veröffentlichen gedachte. Darin forderte er diese auf, dem Könige die angestammte Treue zu bewahren, und „den verführerischen Verheißungen Kossuth's" kein Gehör zu schenken. Was der Palatin befürchtet hatte, trat ein. Und ihm wurde es ins Gesicht gesagt, „daß er durch sein Benehmen in Ungarn an der ganzen Umwälzung und Anarchie im Lande schuld sei". Am Wiener Hofe verdächtigte man ihn, daß er nach der Krone strebe, und doch hatte er Kossuth auf einen darauf Bezug habenden Antrag entrüstet geantwortet: „Was hat Sie, Herr Minister, in meinem bisherigen öffentlichen Leben berechtigt, mir einen solchen Verrath an dem Könige zuzumuthen? Mit gutem Gewissen kann ich behaupten, daß nichts in meinem Leben ist, was Sie hiezu veranlassen könnte. Ich zöge selbst vor, wenn es nöthig wäre, das tägliche Brot für meinen König wandernd zu erbetteln, als ihm eine Krone zu stehlen."

Als er im September 1848 zur Ueberzeugung gelangte, daß die Krisis nicht mehr zu bewältigen sei, entschloß er sich, Ungarn zu verlassen. Unerkannt entkam er über die Grenze und legte am 24. September sein Amt nieder. Verbannt vom Kaiserhofe, welcher sich des Verdachtes nicht erwehren konnte, er hätte nach der Krone gestrebt, verurtheilt von der ungarischen Nation, welche in einer Proclamation vom 5. December von ihm sagte, „er habe nicht nur seine Pflicht vergessen, sondern auch sein Versprechen und seinen geleisteten Schwur, das Vaterland zu vertheidigen, meineidig gebrochen", lebte St. von nun an in Schaumburg, seinem mütterlichen Erbgute an der Lahn, um nie wieder das Privatleben zu verlassen. In dem Studium der Naturwissenschaften und in dem Verkehre mit der Gelehrtenwelt fand er Ersatz und Trost für das

Vergangene. Ein lichter Sonnenstrahl drang noch in das Leben des Prinzen, als seine Aussöhnung mit Kaiser Franz Joseph stattfand (August 1858). Seine Hoffnung jedoch, wieder ein seiner würdiges Staatsamt bekleiden zu dürfen, blieb unerfüllt. In demselben Jahre, ja in demselben Monate (am 19. Febr. 1867), an welchem der ungarische Ausgleich zu Stande kam, starb St. in Mentone an einem schweren Lungenleiden. Am 2. März wurde er in Budapest in der Familiengruft zur Ruhe gebettet. Schlitter.

Stefan V., König von Ungarn, geboren 1240, † am 1. August 1272, Sohn König Béla's IV. aus der Ehe mit Maria Laskaris, als Erstgeborner und Thronfolger am 20. August 1245 gekrönt, nachmals Herzog von Kroatien und Dalmatien, vermählt mit Elisabeth, Tochter des Kumanenfürsten Kuthen, 1254 infolge der ungarischen Annexion der Steiermark auch zum Herzog dieses Landes bestellt, dessen Verwaltung ihm an Stelle des bald verhaßtgewordenen Banus Stefan, aus dem Hause Subić, übertragen wurde. Er nahm deshalb seinen Sitz in der damals salzburgischen Pfalzstadt Pettau, die ihm der gewählte Erzbischof Ulrich, vormals Bischof von Seckau, im Kampfe um das Hochstift mit seinem mächtigeren Gegner Philipp, Bruder des Kärntner Herzogs Ulrich III. und Vetter König Ottokar's II. von Böhmen, begriffen, als Bundesgenosse und Schützling der Arpáden für 3000 Mark verpfändet hatte. In der Eigenschaft eines Herzogs der Steiermark ertheilte St. am 26. Mai 1259 dem Cistercienserstifte Raun einen Gnadenbrief. Die Rolle der Ungarn als Verbündete Erzbischof Ulrich's war jedoch keine glückliche, wie dies der Mißerfolg des von St. damals befehligten Heereszuges gegen Kärnten darlegt. Andererseits waren die steiermärkischen Adelsherren den Ungarn seit langem abgeneigt und wurden in ihrem Begehren nach Abschüttlung dieser verhaßten Fremdherrschaft durch jene Schlappe und die geheime Aufreizung von Seite König Ottokar's II. bestärkt, der sich, seit 1252 Herzog von Oesterreich geworden, auch als Anwärter der Steiermark ansah und, trotzdem er 1254 gegen namhafte Zugeständnisse an Grenzgebiet die Arpáden als Herrn des Landes anerkannt hatte, nur auf den Augenblick ihrer Verdrängung lauerte. Herzog St., der ungarische Königssohn, wurde im Hochsommer 1259 von seinem Vater aus der Steiermark abberufen, und Banus Stefan Subić trat wieder an seine Stelle, um das Regiment der schärferen Tonart geltend zu machen. Gerade dies jedoch beschleunigte die Ende 1259 durch raschen Handstreich bewirkte Vertreibung der Ungarn aus dem Lande, das sich sogleich der Herrschaft Ottokar's II. fügte. Erfolglos war der Versuch des Königssohnes St. im Frühjahre 1260, durch einen Einfall die Steiermark wieder ungarisch zu machen, und in dem entscheidenden Kriege vom Sommer d. J. zwischen dem Böhmenkönige und den Arpáden, zogen schließlich Béla IV. und sein Sohn St. den Kürzern und mußten im Ofener Frieden Steiermark dem glücklichen Gegner überlassen. Seither änderte sich aber auch wesentlich die Stellung beider Höfe zueinander, denn Ottokar II. trat in doppelte Verwandtschaft zu den Arpáden, indem er seine Nichte, Kunigunde von Askanien-Brandenburg, mit dem jüngern Bruder Stefan's, Béla, vermählte und selbst, in zweiter Ehe, Kunigunde, Tochter des kleinrussischen Fürsten, Rostislaw von Smolensk, Enkelin König Béla's IV., zur Frau nahm (1261/62). Das persönliche Verhältniß Stefan's V. zu Ottokar II. besserte sich jedoch keineswegs und gestaltete sich je weiter desto schlechter, da der ungarische Thronfolger allen Grund zu haben glaubte, den Böhmenkönig für seinen entschiedenen Widersacher ansehen zu müssen. 1262 wurde St. als „Mitkönig" mit einem Ostheil des Reiches als Apanage bedacht, während sein jüngerer Bruder Béla, der Liebling des Vaters, Slavonien und Kroatien erhielt. Bald gerieth St. in ernstliche Zerwürfnisse mit König Béla IV., die 1267 in einen schweren Thronkrieg ausarteten und dem königlichen

Vater den Entschluß nahelegten, seinen Erstgebornen zu gunsten des jüngeren Sohnes zu enterben. Ottokar II. galt als Förderer dieser Bestrebungen. Der vorzeitige Tod des Bruders entledigte Stefan V. solcher Besorgnisse, und als König Béla IV. starb, folgte er ihm 1270 in der Regierung und wurde, jedenfalls vor Ende Juni, als König neuerdings gekrönt. Die Flucht seiner Schwester Anna, Witwe des Ruthenenfürsten Rostislav, Schwiegermutter König Ottokar's, an den böhmischen Hof, wohin sich auch der stolze Gewaltherr Heinrich, Graf von Güssingen, als politischer Unzufriedener begab, ließ Ottokar II. als Hort aller Pläne erscheinen, die gegen Stefan V. gerichtet waren, und so bereitete sich der Waffenbund Böhmens und Polens gegen den Böhmenkönig vor. Auch sonst konnte der Ungarnkönig auf Verbündete rechnen. Sein Schwager, Herzog Heinrich von Niederbaiern, stand mit dem Böhmenkönige schlecht, und Philipp von Sponheim, der gewesene Erzbischof von Salzburg und damals Patriarch von Aquileja, wollte ihm die brüderliche Erbschaft, Kärnten und Krain, nicht gönnen. Wol kam es im October 1270 zu einer Waffenruhe zwischen Stefan V. und Ottokar II., 1271 brach aber um so erbitterter der Krieg wieder los, und Stefan V. folgte nach der Schlacht an der Repcze in Westungarn (21. Mai) seinem Gegner verwüstend ins österreichische Grenzgebiet. Am 13. Juli 1271 wurde endlich der Preßburger Friede geschlossen, demzufolge St. die Auslieferung der Burgen seiner rebellischen, zum Böhmenkönige geflohenen Unterthanen zugestanden erhielt, und von seiner Seite hinwieder das Bündniß mit Philipp von Sponheim löste, überdies die Adeligen Wilhelm v. Scherfenberg aus Krain und Niklas v. Löwenberg aus Kärnten, Anfeinder ihres böhmischen Landesherrn, verbannte. Die Beziehungen zwischen beiden Machthabern blieben jedoch gespannte. Stefan V. starb in der Fülle der Mannesjahre und zwar, wie die Ueberlieferung erzählt, auf einem Gewaltritte, den er als Verfolger der Entführer seines Erstgebornen unternahm. Die Chroniken brachten dies mit dem Habsburger Rudolf I. in Verbindung, was jedoch ein Anachronismus ist, da die Wahl des Letzteren erst viel später erfolgte. Stefan V. hinterließ zwei unmündige Söhne, Ladislaus und Andreas, außerdem vier Töchter, die sich mit den Fürsten von Rascien, Neapel, Sicilien und Byzanz verehelichten.

Katona, Hist. crit. Hung. VII. — Feßler-Klein, Geschichte Ungarns I. — Lambacher, Oesterr. Interregnum (1773). — Lichnowski, Gesch. des Hauses Habsburg II. — Kopp, Gesch. d. eidgenöss. Bünde I, II. — Lorenz, Deutsche Gesch. im 13. u. 14. Jahrh. II. — Der Salzburger Kirchenstreit (33. Bd. der Sitzungsber. der Wiener Akad. d. hist.-philos. S.). — Zauner, Chronik von Salzburg II. — Muchar, Gesch. d. Herz. Stm. V. — Krones, Die Herrschaft König Ottokar's II. von Böhmen in Steiermark (Mitth. des hist. Ver. f. St. XXII, 1874). — Huber, Mitth. des Instit. f. österr. Gesch.-Forschung IV (1882) und Gesch. Oesterreichs II. — Dudik, Gesch. Mährens V. — Die Urk. b. Fejér, Cod. dipl. Hung. IV, 2. — Erben-Emler, Regg. hist. Boh. II. — Chmel, Urk. z. Gesch. Oesterr., Stm., Kärnt., Krains u. Görz 1246—1300 in den Fontes rer. austr. II, A. 1. Bd. Krones.

Stephan: Meister St., altkölnischer Maler, dessen Name uns Albrecht Dürer überliefert hat. In seinem niederländischen Tagebuch von 1520 (Thausing, Dürer's Briefe, Tagebücher und Reime. Quellenschriften II, 1872, S. 99, 21/22; Leitschuh, Albrecht Dürer's Tagebuch, 1884, S. 66, 6) findet sich die Stelle: .... item hab 2 weiss₰ geben von der taffel auffzusperren geben die maister Steffan zu Cöln gemacht hat — eine Aufzeichnung, die mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit auf den Flügelaltar zu beziehen ist, auf welchem die Stadtpatrone Kölns in Verehrung der Mutter Gottes mit dem Christkind dargestellt sind, und der heute unter dem Namen „Dombild“ allbekannt ist. Dürer

fand die Gemälde offenbar noch an ihrem ursprünglichen Bestimmungsorte, auf dem Hochaltar der Rathhauscapelle, welche seit 1426 zur Sühne an der Stelle errichtet wurde, wo ehedem die Judenschule gestanden (Urkunde bei Kugler, Kleine Schriften II, 295). Im 16. und 17. Jahrhundert galt der Rathhausaltar für den vorzüglichsten Kunstschatz Kölns (vgl. Georg Braun, Städtebuch 1572 I, 38; Mathias Quad v. Kinkelbach, Teutscher Nation Herligkeit, 1609, S. 429, wo in etwas verschleierter, anekdotenhafter Weise auch von Dürer's Besuch die Rede ist; Gelenius, De magnitudine Col. 1645, p. 633), gerieth aber späterhin vollständig in Vergessenheit, bis er im Beginne unseres Jahrhunderts die enthusiastische Bewunderung der Romantiker fand, welche das seit 1810 in einer Chorcapelle der Kölner Cathedrale aufgestellte „Dombild" als eine Hauptschöpfung mittelalterlicher deutscher Kunst priesen und den Werken der italienischen Renaissance, vornehmlich Rafael's Madonnen, gleichwerthig gegenüberstellten. (Schlegel, Sämmtl. Werke VI, 196—207; Wallraf, Ausgewählte Schriften S. 295—327; Passavant, Kunstreise S. 411.) Die Composition des Dombildes ist ebenso einfach wie kunstvoll. In der Mitte des Hauptbildes erblicken wir die Himmelskönigin völlig en face auf dem Thron, eine hehre und doch trauliche Erscheinung. Sie hält das segnende Christkind auf dem Schooße. Anbetend kniet links der älteste der hl. drei Könige, voll Innigkeit und feierlichen Ernstes, rechts bietet der zweite Magier, eine Gestalt von derb charakterisirter Männlichkeit seine Gabe dar, weiterhin naht schüchtern, jünglinghaft der dritte. Von den Seiten drängt mit Fahnen und Prunkwaffen ein glänzendes Gefolge herbei. Auf dem linken Flügel schreitet Ursula demuthvoll mit Aetherius und ihrem Geleite heran, den rechten nimmt Gereon in strahlender Rüstung mit seinen Knappen ein. Außer Maria sind alle Figuren in das prächtige Zeitkostüm gekleidet und heben sich in lebhaften Farben von dem gemusterten Goldgrunde ab. (Kupferstich von Massau, Farbendruck der Arundel Society.) Bei einer hohen, idealen Auffassungsweise, welche den Ausdruck der Unschuld und festlicher Würde erstrebt, überwiegt in dem Werke doch der lebensfrohe Zug frischer, derber Natürlichkeit. Dies gilt ebenso von den zarten, schalkhaften Mädchenerscheinungen mit den vollen, lachenden Gesichtern, den großen, blauen Kinderaugen, Stumpfnäschen und rundlichem Munde wie von den etwas plumpen, knolligen Zügen der biederen Männerköpfe. Jede Gestalt findet ihre besondere, eingehende Charakteristik, ihre kräftige Abrundung, und gerade durch die sichere, reife Formensprache wird das Dombild zu einem Markstein in der Entwicklung der deutschen Kunst. Der Einfluß der realistischen niederländischen Richtung des 15. Jahrhunderts zeigt sich aber mehr in der ganzen, lebendigen Auffassungsweise und der Freude am naturwahren Detail als im Stil und der Technik, welche mit der Oelmalerei der van Eyk keine Uebereinstimmung zeigt. Archivalische Forschungen nach Meister St., dem Schöpfer des Dombildes, führten zu dessen Identificirung mit Stephan Lochner (Ennen, Domblatt 5. December 1857 und 4. Juli 1858), dem einzigen Kölner Maler dieses Namens zu jener Zeit, welcher urkundlich eine hervorragende Stellung unter seinen Zunftgenossen einnahm. Stephan Lochner war aus Meersburg am Bodensee gebürtig (Kölner Rathsschreiben 16. Aug. 1451, liber. cop. incept. 1451), seine Gattin hieß Lysbeth. Die Schreinsbücher berichten, daß er am 27. October 1442 das Haus Roggendorp in der St. Laurentiuspfarre zur Hälfte erwarb, welches er am 28. August 1444 wiederum verkaufte. Am 18. October 1444 finden wir ihn als Mitbesitzer der Häuser zome Carbunckel und zome alden Gryne an St. Alban, doch ward sein Antheil am 12. September 1448 mit einer Schuld belastet und verfiel bereits am 7. Januar 1452. Für das Ansehen, welches Stephan Lochner genoß, spricht seine Wahl zum Rathsherrn 1447 und 1450. Ende 1451 scheint der Künstler wahrscheinlich

an der Pest gestorben zu sein. Die vergleichende Stilkritik schreibt dem Meister des Dombildes noch einige andere hervorragende Gemälde zu. Die Madonna im Rosenhag, Kölner Museum Nr. 118, wurde von Hotho und Waagen für eine Jugendarbeit Meister Stephan's gehalten. Seiner Frühzeit dürfte vor allem auch die liebliche, überlebensgroße Madonna mit dem Veilchen im erzbischöflichen Museum zu Köln angehören. (Farbendruck Arundel Society; Organ für christl. Kunst III (1853) Nr. 7, IV Nr. 23, V Nr. 7, XV Nr. 1 u. 12; Deutsche Kunstbl. 1855 S. 157; Crowe u. Cavalcaselle, Altniederl. Malerei S. 113/14; Daten aus dem Leben der Stifterin Elisabeth v. Reichenstein in Urkunden und Regesten zur Geschichte der Burggrafen u. Freiherren v. Hammerstein, Hannover 1891, Nr. 783.) Charakteristische, eigenhändige Arbeiten des Meisters sind ferner: der „Crucifixus mit Heiligen" im Germanischen Museum zu Nürnberg Nr. 13, die Heiligen Ambrosius, Cäcilia, Augustinus — Marcus, Barbara, Lucas im Kölner Mus. Nr. 119/20; die 1447 dat. Darstellung im Tempel aus der Köln. Katharinenkirche in der Galerie zu Darmstadt Nr. 168 (Kugler, Kl. Schr. II, 352/53) ist etwas flüchtig behandelt und der Muschel-Metternich-Altar aus der St. Laurenzkirche steht wenigstens in einigen Gestalten der Art des Meisters ganz ungemein nahe. Das Mittelbild Jüngstes Gericht besitzt das Kölner Mus. Nr. 121, die Innenseiten der Flügel mit den Martyrien der Apostel befinden sich im Städel-Institut zu Frankfurt Nr. 62/63 (Kugler a. a. O. S. 350); zwei Marterscenen copirte Wenzel v. Olmütz in seinen Stichen BB. 23 u. 25. (M. Lehrs, Wenzel v. Olmütz, Dresden 1889.) Die Außenseiten mit edlen Heiligenfiguren und Stiftern kamen mit der Sammlung Boisserée in die Pinakothek zu München Nr. 3/4 (Lithographie Strixner). Arbeiten der Werkstatt und Schule Meister Stephan's sind ziemlich zahlreich.

Foerster, Geschichte der deutsch. Kunst I. — Kugler, Gesch. d. Malerei I, 272 fg. — Schnaase, Gesch. d. bild. Künste VI, 410 fg. — Hotho, Malerschule Hubert's van Eyk I, 398 fg. — Waagen, Handbuch der deutsch. u. niederl. Malerei I, 155 fg. — Mohr, Köln in seiner Glanzzeit. — Woltmann-Woermann, Gesch. d. Malerei II, 87 fg. — Janitschek, Gesch. d. deutsch. Malerei S. 226 fg. — Lübke, Gesch. d. deutsch. K. S. 428. — Merlo, Nachrichten rc. Neue illustrirte Ausgabe (in Vorbereitung).

E. Firmenich-Richartz.

Stephan (Stephanus) von Prag. Von ihm wissen wir nur, daß er der erste Generalvicar des ersten Erzbischofs von Prag, Ernst von Pardubitz (1344—1364), war, später Kanonikus der regulirten Augustiner in Raudnitz. Er wird in einer Handschrift der Quaestiones als Magister bezeichnet. Wir besitzen von ihm handschriftlich „Quaestiones seu Casus conscientiae", welche sich an die Statuten des Erstbischofs Ernst vom Jahre 1355 anlehnen und namentlich auch die rechtlichen Verhältnisse: Testamente, Zinsen u. s. w. behandeln; sie fußen auf den Summen von Raymund v. Pennaforte und Johann v. Freiburg.

Meine Prager kan. Handschr. Nr. 37 u. 275. — Balbin, Bohemia docta p. 103.

v. Schulte.

Stephan, Dichter des 14. Jahrhunderts, war (Geistlicher [?] und) Schulmeister zu Dorpat oder doch im dörptischen Bisthum, dessen Bischofe Johannes von Fyfhusen er zwischen 1357 und 1375 sein Schachgedicht in mittelniederdeutschen Reimen darbrachte. Er bekennt uns selbst, daß seine Begabung ihm das Dichten nicht leicht machte, daß zumal die Fülle der Amtsgeschäfte, im Bunde mit körperlicher Schwäche, ihm für die poetische Nebenarbeit nur wenig Kraft und Zeit ließ. Aber diese Beengung zeigt sich wesentlich und nicht ungünstig darin, daß er sich möglichst kurz faßte. Weder Reime und Verse, unter

denen ein vereinzelter Dreireim vielleicht nur der Ueberlieferung zur Last fällt, noch die Sprache, die sich der estnischen Localfärbung mit einer Ausnahme sorgfältig enthält, noch die Behandlung des Inhalts verräth Nachlässigkeit. Auch St. bearbeitet lediglich und meist in engem Anschluß an die Vorlage das allegorische lateinische Schachbuch des lombardischen Dominicaners Jacob v. Cessolis, das ihm in einer der Wolfenbüttler Handschrift 42. 3. Aug. (K) — und dem Drucke der Berner Stadtbibl. Inc. III, 109 — nahestehenden Ueberlieferung vorgelegen haben muß. Das vielgelesene Buch, das an der Hand der Schachfiguren die verschiedenen menschlichen Stände und ihr Verhältniß zu einander durchmustert, hatte schon vor St. mehrere deutsche Reimfassungen erlebt; St. hat schwerlich eine von ihnen gekannt; gewisse Anklänge an das Gedicht des Pfarrers zum Hechte erklären sich sehr einfach aus der gleichen Quelle und der ähnlichen Gegend. Alle seine Vorgänger überbietet St. nun weit durch seine Kürze, der zumal bei Konrad von Ammenhausen mehr als der dreifache Umfang gegenüber steht. Der erfahrene Pädagoge weiß eben sehr wol, daß Länge und Eindruck einer Lehre im umgekehrten Verhältniß zu stehn pflegen. St. ist dabei keineswegs wortkarg, sondern er erreicht das geringere Maaß seines Gedichtes durch entschlossenes Ausscheiden zahlreicher Beispiele und Belegstellen, mit denen der gelehrte Lateiner sein Werkchen allzu üppig ausstaffirt hatte. Wo Jacob eine Lehre durch 4 oder 5 Exempel erläutert, begnügt sich St. mit einem oder zwein, die biblischen, legendarischen und antiken bevorzugend, die moderneren Schwänke und die Anecdoten aus der lombardischen Geschichte, überhaupt die bedenklichen Erzählungen einschränkend. Mit Gelehrsamkeit prunkt er nie, wenn der gebildete Mann es in einem Excurs auch ausdrücklich betont, daß erst die ‘Kunst’, im Sinne des Mittelalters vor allem das Wissen, aus dem von der Natur gelieferten Rohstoff das Rechte mache; so verzichtet er auf die gelehrten Details über Babylon, auf das Rechenexempel von den Hirsekörnern, die in geometrischer Progression die Felder des Schachbretts bedecken; so läßt er die glänzenden Namen der Gewährsmänner gerne bei Seite, wie er denn nicht einmal Jacob v. Cessolis selbst nennt, und fügt aus eignem neben einer Berufung auf Paulus und Boethius lediglich ein Citat aus dem Keiserbôke (dem Sachsenspiegel oder einem andern volksthümlichen Rechtsbuche) bei. Daß seine Kenntnisse Lücken hatten, verrathen manche Mißverständnisse: so macht er den Stier des Phalaris zu einem Mann, die den Curius bestechenden Beneventaner zu einem gewissen Bonaventura u. ähnl.; die groben Namensentstellungen fallen meist schon der Handschrift des lateinischen Buches, die er benutzte, zur Last. Aber das sind doch nur vereinzelte Mängel, die nicht schwer wiegen. St. ist im besten Sinne schlicht und populär. Vortrefflich versteht er es, schwierigere Partien der Vorlage, zumal das vierte, von den Spielregeln handelnde Buch, klar verständlich darzulegen und die moralischen Grundgedanken herauszuarbeiten. Er befreit den Gedankengang von überflüssigen Excursen und von Details, die den Lombarden, aber nicht den Dörpter interessiren konnten. Ohne unnöthig abzuweichen, behandelt er die Quelle doch mit einer wachsenden Freiheit, die ihm gestattete, die eigene Weltanschauung und Erfahrung gelegentlich bei der Lehre zu verwerthen, die ihm ebenso sehr die breit ausgeführte Hauptsache ist, wie für Jacob v. Cessolis die Erzählungen und Citate voranstehn. Man hat St. eine bürgerliche Gesinnung nachgerühmt. Nicht mit Unrecht. Der Sohn der Hansestadt, der bei den Gefahren der Schifffahrt gern verweilt, stimmt nicht ein in die Mißachtung, die seine Quelle den Kaufleuten zollt; er sieht die Hauptaufgabe der custodes darin, die Unruhstifter unschädlich zu machen, die den bürgerlichen Frieden gefährden, und er warnt die höhern Stände noch nachdrücklicher als seine Quelle davor, die populares gering zu schätzen. Aber

andererseits betont der Sohn des Ordenslandes ebenso nachdrücklich, daß es besser sei, 10 Bauern fallen als ein Ritter; von der Feigheit, vor der Jacob die milites warnt, weiß er gar nichts; von socialer Polemik keine Spur. Er nimmt das Leben wie es ist. Verwirft Jacob alles Würfelspiel als Sünde, so ist St. überzeugt, daß das doch nichts hilft und warnt dann wenigstens vor falschem Spiel. Unbefangen veranschaulicht er sich die Situationen: der Praetor avancirt bei ihm zum König; Kaiser Vespasian läßt er von seinen Kriegern tô latîne un tô dûde begrüßen, schwerlich an besondere germanische Truppen dabei denkend. Ein rechter Vertreter des deute- und bilderlustigsten Jahrhunderts fließt er über von einer Bildlichkeit, zu der ihm die Quelle kaum einen Anlaß gab. Beim kaiserlichen Reichsapfel fällt ihm das Ballspiel seiner Schulkinder ein und er deutet ihn auf ein kindlich Gemüth. Als Scipio die Ehre einer gefangenen Jungfrau schont, läßt St. ihn das so sehr hübsch begründen: 'Warum sollte ich die Rose welk machen?' Der Listige, der den Schuft betrügt, fängt den Fuchs mit dem Fuchs. Meint Jacob, daß die Frauen secreta male celant, so sagt St. ihnen nach, daß se werpen ut mit molden, dat se hemeliken holden scholden. Sprichwörter und Bilder des täglichen Lebens beherrschen Stephan's Sprache. Besonders charakteristisch aber ist seine Neigung, das abstracte Adjectiv der Vorlage durch ein concretes Substantiv mit dem Genitiv eines Abstractums wieder zu geben: ist der Arzt bei Jacob castus, so nennt ihn St. ein hemede der kûscheit; der Tugendhafte wird der doghet en lampe oder aller dogheden en gulden lade, der Böse aller bôsheit en rôder u. s. w. Auch diese bildliche Bereicherung war zugleich poetisch und volksthümlich. Es darf St. nachgerühmt werden, daß es seiner schlichten und naiven Art besser als allen seinen Vorgängern gelungen ist, Jacob's v. Cessolis Schachbuch dem deutschen Volke so mundgerecht zu machen, wie das bei diesem Thema möglich war. Aber freilich, das gilt wesentlich von Detail und Sprache: auch St. will nur Uebersetzer sein; er tastet die Anlage seiner Quelle nirgend an und folgt ihr im Grunde, nicht sklavisch, aber doch mit großer Treue, bald paraphrasirend, bald einfach übertragend. Es sind Vorzüge der unbefangenen Natur, nicht der sicheren Kunst oder des überlegenen Geistes, die ihm in unseren Augen einen kleinen Vorsprung vor dem talentvollen Beringen, vor Ammenhausen und dem Pfarrer zum Hechte geben.

Stephan's Gedicht ist lediglich erhalten in einem lübischen Drucke etwa aus d. J. 1498 und wurde danach herausgegeben in den Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat Bd. XI (1883); dazu ein gutes Glossar von W. Schlüter, ebenda Bd. XIV (1889; auch Norden und Leipzig 1889); abschließende Untersuchungen über den Verfasser und sein Werk sind in nahe Aussicht gestellt. Vgl. vorläufig P. Zimmermann, Meister Stephans Schachbuch, im Korrespondenzblatt des Vereins f. niederd. Sprachforschung IX, S. 22—32.

Roethe.

Stephan: Baptist v. St., bairischer General der Infanterie, wurde am 12. November 1808 zu Schwarzofen im Bezirksamte Neunburg vorm Walde in der Oberpfalz geboren. Sein Vater war Landgeometer; er selbst war ein Berufssoldat, der von der Pike auf diente und vom Glücke begünstigt durch eigene Tüchtigkeit seinen Weg zu hohen Ehrenstellungen machte. Am 9. Juli 1824 beim 7. Infanterieregimente in den Dienst getreten und am 1. November des nämlichen Jahres zum Vicekorporal, am 1. Januar 1825 zum Korporal befördert, gebrauchte er mehr als sechs Jahre, um am 13. August 1831 zum Junker beim 11. Infanterieregimente ernannt zu werden. Am 27. Juli 1832 wurde er endlich Officier. Der griechische Dienst schien damals einem thatenlustigen, jungen Soldaten, der die Kraft in sich fühlte etwas Besonderes zu

leisten, günstige Aussichten für die Verwerthung seiner Fähigkeiten zu eröffnen. Unter vielen bairischen Officieren, welche sich dorthin wandten, war auch St. Am 18. Juni 1832 wurde er auf sein Ansuchen zum königlich griechischen Truppencorps befehligt; am 21. Juli 1833 erhielt er den Abschied aus bairischen Diensten. Vier Jahre verblieb er in Griechenland, theils als Instructionsofficier beim Bataillon Grivas, theils im Generalstabe und im Kriegsministerium verwendet; mehrfache Belobungen und die Verleihung des Erlöserordens erkannten seine Brauchbarkeit an. Als charakterisirter Hauptmann kehrte er 1837 zurück, um am 20. August dieses Jahres als Unterlieutenant im vaterländischen 11. Infanterieregimente von neuem anzufangen. Als Oberlieutenant im Infanterie-Leibregimente ward er am 4. December 1842 Brigadeadjutant und, nachdem er vorher seinen militärischen Gesichtskreis durch Dienstleistung bei einem Cavallerieregimente erweitert hatte, am 31. October 1845 in den Generalquartiermeisterstab versetzt. Zum Hauptmann aufgestiegen, kam er am 31. März 1848 in bewegter Zeit in das Kriegsministerium. Hier zog er die Aufmerksamkeit des Prinzen Karl von Bayern auf sich, welcher damals als Feldmarschall an der Spitze des Heeres stand. Am 21. December jenes Jahres ward er zu dessen Adjutanten und gleichzeitig zum Major ernannt. Im Stabe des Prinzen blieb St. bis er am 4. August 1861 zum Generalmajor und zum Commandeur der 2. Infanteriebrigade befördert wurde. Bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1866 mit dem Befehle der 1. Division betraut, versuchte er am Nachmittage des 10. Juli die Geschicke des Tages für die bairischen Waffen, welche in dem Treffen bei Kissingen unglücklich gefochten hatten, günstig zu gestalten. Von Münnerstadt kommend, griff er die preußischen Truppen bei Nüdlingen überraschend an, wurde aber zurückgewiesen. Am 25. Juli focht er in ähnlicher Weise ebenso erfolglos in dem Gefechte von Helmstatt bei Würzburg. Am 17. August 1866 zum Generallieutenant ernannt, commandirte er im Kriege von 1870 gegen Frankreich wiederum die 1. Division. Schon am 6. August griff er mit derselben in der Schlacht bei Wörth, vom Kanonendonner auf den Kampfplatz gerufen, durch Festhalten der Franzosen in der Front und durch einen gegen ihren linken Flügel gerichteten Flankenangriff mit Geschick und Glück in das Gefecht ein. Durch die Verleihung des Militär-Max-Josefs-Orden wurde sein Verdienst anerkannt. Besonders würdigte die durch St. gebrachte Hülfe der commandirende General des preußischen V. Armeecorps, General v. Kirchbach. Demnächst focht die Division St. in gleich hervorragender Weise am 30. August bei Beaumont und am 1. September in der Schlacht bei Sedan, wo ihr namentlich der Straßenkampf in Bazeilles zufiel, dann, von Paris aus an die Loire entsendet, im Treffen von Artenay am 10. und bei der Einnahme von Orléans am 11. October, sowie am 9. November in dem verlorenen Treffen bei Coulmiers. Am 1. December aber setzte eine schwere Verwundung Stephan's Kriegeslaufbahn ein Ziel. Im Treffen von Villepion drang ihm eine Chassepotkugel in den Unterleib, ein Granatsplitter verletzte ihn an der Schulter, er mußte nach München zurückgebracht werden und ward am 11. April 1873 in Genehmigung seines Abschiedsgesuches als General der Infanterie mit Pension in den Ruhestand versetzt. In ländlicher Abgeschiedenheit ist er am 29. August 1875 zu Schlehdorf im Bezirksamte Weilheim gestorben. Eingedenk seiner eigenen Diensteslaufbahn hatte er letztwillig 20 000 Gulden ausgesetzt, deren Zinsen zu Präbenden für Unterofficiere des bairischen Heeres verwendet werden sollten, welche die Kriegsschule oder eine ähnliche zur Bildung von Officieren bestimmte Anstalt besuchen; als „Militärstiftung des Generals v. St." erhielt das Vermächtniß die königliche Genehmigung. St. war das Bild eines echten Soldaten, eine athletische Erscheinung, voll Eifer und Thatkraft, gewandt und geschickt in

körperlichen Uebungen aller Art, durch deren Betrieb er sich bis in seine letzten Lebensjahre frisch und kräftig erhielt, geistig sehr strebsam und vielfach mit kriegswissenschaftlichen und Sprachstudien beschäftigt.

Militär.-Wochenblatt Nr. 103, Berlin 1875. — H. v. Löbell, Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen im Jahre 1875, Berlin 1876. — Schrettinger, Der Königlich Bairische Militär-Max-Josef-Orden und seine Mitglieder, München 1882. B. Poten.

Stephan: Johann St. (oder Stephanus), ein Organist in Lüneburg. Junghans nennt ihn in dem Schulprogramme des Johanneums zu Lüneburg 1870, S. 36 Johann Steffen, überhaupt die einzige Quelle, die sichere Nachrichten über ihn enthält. Dort heißt es: der 1589 in jugendlichem Alter empfohlene, zuerst provisorisch, seit 1595 definitiv an St. Johannis in Lüneburg angestellte Organist Johann Steffen, oder, wie er sich selbst unterschreibt, Johannes Stephan, gelangte bald zu einer europäischen Berühmtheit; daher er denn zu den 53 Organisten gehörte, welche 1595 nach Gröningen berufen wurden, um das in dortiger Schloßkirche neuerbaute große Orgelwerk zu spielen und zu prüfen. Brunet nennt ihn in seiner Schrift S. 24 „Clarissimum et scientia rei musicae praeditum paene singulari“. Von der hohen Achtung, welche er in Lüneburg genoß, zeugt die Fassung des am Montage nach Estomihi erneuerten Contracts, in welchem er der kunstreiche Johannes Stephan genannt wird und ein Augmentum Salarii von 200 auf 290 Mk. lübisch erhält. Es wird darin auch der großen Anzahl seiner discipulen gedacht, welche „nach der Orgel auf- und ablaufen“. Sein Tod muß schon im J. 1616 eingetreten sein, denn in einem Referat an den Rath vom 27. August 1667 sagt der Secretär Reinbeck, daß der Organist Schaumkelle, Stephan's Nachfolger, in diesem Jahre 51 Jahre im Amte sei; derselbe war demnach 1616 ins Amt gekommen und St. in diesem Jahre gestorben. Dies stimmt auch mit der Hamburger Ausgabe seiner Neuen teutschen weltlichen Madrigale von 1619 überein, wo er als weiland Organist in Lüneburg bezeichnet wird. Er muß noch in jungen Jahren gestorben sein. Obige Madrigale und Balletten, wie es auf dem Titel heißt, sind zu 5 Stimmen componirt und erschienen bei Carstens in Hamburg. Vollständige Exemplare besitzt die Stadtbibliothek in Hamburg und Prof. R. Wagener in Marburg, unvollständige findet man in Kassel und Berlin. Ihr Werth ist bis jetzt noch nicht geprüft, da eine Partitur fehlt. Gerber in seinem neuen Tonkünstler-Lexikon führt noch zwei Werke an, die sich bis jetzt auf keiner Bibliothek wiedergefunden haben und deren Existenz stark angezweifelt werden kann. Sie sollen die Titel tragen: 1) „Newe teutsche Gesäng nach Art der Madrigalien mit 4 Stimmen componirt. Pars I. Nürnberg 1599. 4°.“ 2) Pars II mit 5, 6 vnnd 8 Stimmen. Ebendaselbst 1599 und Hamburg 1618 in 4°. Dagegen sind noch folgende Compositionen von ihm anzuführen: 10 Paduanen und Galliarden für 5 Instrumente in Hildebrand's 1609 erschienenem Sammelwerke, sowie das 5stimmige Quodlibet „Juch, hoscha, die freyen Studenten“ in dem Zeitvertreiber von 1609 (siehe Eitner's Bibliographie). Letzterer Gesang findet sich handschriftlich wieder in Ms. 999 Nr. 36 der Proske'schen erzbischöflichen Bibliothek in Regensburg. Außerdem besitzt die Kgl. Bibliothek zu Berlin im Ms. Z 44, 8 Stb. aus dem 17. Jahrhundert S. 36 die 8stimmige Motette „Audi dulcis amica“. Rob. Eitner.

Stephan: Martin St., lutherischer Sectirer, † 1846. An den Namen Stephan's knüpft sich eine wichtige Bewegung innerhalb der lutherischen Kirche, weniger in Deutschland als in Amerika, die Entstehung der missourischen Freikirche. St. wurde am 13. August 1777 zu Stramberg in Mähren in ärmlichen Verhältnissen geboren. Von seinem Vater, einem Leineweber, für dasselbe Hand-

werk erzogen, aber früh verwaist, kam St. im 21. Lebensjahre nach Breslau, schloß sich den dortigen „Erweckten“ an und gewann durch deren Unterstützung die Möglichkeit, 1802 das dortige Elisabeth-Gymnasium zu besuchen, um sich noch in seinen vorgerückten Jahren die Vorbildung für das akademische Studium zu verschaffen. 1804—1809 studirte er in Halle und Leipzig, vertiefte sich aber schon damals gern in Schriftsteller pietistischer Askese, während er die gelehrten Studien als Beschäftigung mit „fleischlichen Wissenschaften“ verwarf. Nach Absolvirung seiner Studien wurde er Pastor zu Haber in Böhmen und im Jahre darauf (1810) Pfarrer der evangelisch-lutherischen Gemeinde böhmischer Exulanten und zugleich deutscher Prediger an der St. Johanniskirche in Dresden. In seinen Predigten zeigte er sich hier zwar, was die Kunstform der Rede betrifft, recht unbeholfen, wie er auch das Deutsche fehlerhaft und mit böhmischem Accent sprach; aber er wollte streng lutherisch-biblisch lehren und da er mit Einsetzung seiner ganzen pietistisch „erweckten“ Person predigte und in privaten Erbauungsstunden den einzelnen Seelen, die seinen Rath suchten, mit Sorgfalt seelsorgerlich diente, so hatte er, der „böhmische Bußprediger“, bald einen ungewöhnlichen Erfolg. Zu dem pietistischen Elemente, aus welchem sein Christenthum wesentlich bestand, trat nun ein demokratisch-katholisirendes Amtsbewußtsein. (Seine Eltern waren ursprünglich katholisch gewesen; wahrscheinlich hat er von daher seinen Kirchenbegriff herübergenommen.) Er hielt zunächst die sichtbare lutherische Kirche für alleinseligmachend, außer welcher es also kein Heil gebe, und in ihr beurtheilte er das Predigtamt als ein für Glauben und Seligkeit nothwendiges Gnadenmittel. Das ist das katholische Element seines Kirchenbegriffs; dazu trat ein oligarchisch-demokratisches, indem er erklärte, daß das Kirchenregiment allein dem Pastor gebühre. Auf Grund dieser angemaßten, oligarchisch-demokratischen Amtsautorität konnte er mit Unfehlbarkeitsbewußtsein eine furchtbare Gewissenstyrannei ausüben, und er hat sie ausgeübt. Für die Menge seiner begeisterten Zuhörer, die sich aus hohen und niederen Ständen bei ihm sammelten, wurde eine von ihm im J. 1825 veröffentlichte Predigtsammlung gewissermaßen ein symbolisches Buch. Es führt den Titel „Der christliche Glaube in Predigten.“ 2 Theile. Dresden 1825 f. Von da an fühlten sich seine Verehrer, die „Stephanisten“, wie man sie nannte, als eine innerlich geschlossene Personalgemeinde, die sich ausschließlich an St. hielt, und welche er mit angemaßter Unfehlbarkeit leitete. Auf seinen Rath bildeten seine Anhänger geschlossene Gesellschaften, welche auch von Frauen und Töchtern besucht wurden und anfangs in ganz erlaubter Weise nur der Erholung dienten. Als deren Versammlungen aber von abends bis in die Nacht hinein währten und geradezu zu nächtlichen Zusammenkünften ausarteten, so verbot die Behörde im J. 1835 dieselben. Trotzdem setzten die Stephanisten ihr Wesen fort, bis es am 8. November 1837 der Polizei gelang, in einem Weinbergshause der Hoflößnitz mitten in der Nacht eine Anzahl Stephanisten und am frühen Morgen auch ihren Pastor, der sich mit einer Begleiterin im Weinberge versteckt hatte, aufzufinden und festzunehmen. Unmittelbar darauf wurde St. suspendirt. Bei der Untersuchung, welche jetzt gegen ihn eingeleitet wurde, fiel nun außer seinem anstößigen Treiben noch der Umstand schwer ins Gewicht, daß die böhmische Gemeinde, welche er auf das unverantwortlichste vernachlässigt hatte, zwei Klageschriften gegen ihn einreichte und ihn darin des unzüchtigen Lebenswandels, der Veruntreuung von Gemeindegeldern und vielfacher Vernachlässigung seiner Amtspflichten beschuldigte. Es muß hinzugefügt werden, daß er mit seiner frommen Frau durch seine Schuld in unglücklicher Ehe lebte; entsprechend seiner anmaßungsvollen Selbstüberschätzung betrug er sich in seiner Familie wie ein Tyrann und vernachlässigte die Erziehung seiner Kinder. Da er sich schon längst mit dem Gedanken getragen hatte, aus

dem „Babel der Landeskirche“ auszuwandern und in Nordamerika eine freie lutherische Gemeinde zu gründen, so trat er jetzt diesem Plane näher und gewann zahlreiche Anhänger für denselben. Nachdem man sich durch Einrichtung einer „Creditcasse“ die nothwendigsten Geldmittel verschafft, sammelten sich im Herbste 1838 in Bremen über 700 Stephanisten, darunter 6 Geistliche, 10 Candidaten, 4 Lehrer. St., dessen Proceß am 23. October 1838 im Gnadenwege niedergeschlagen worden war, verließ um Mitternacht zwischen dem 27. und 28. October darauf heimlich Dresden, selbst ohne von seiner Familie Abschied zu nehmen, stieß in Bremen zu den Auswanderern, die auf ihn als ihren Führer harrten und fuhr mit ihnen nach Amerika. Auf fünf Schiffen, von denen eins untergegangen ist, wurde die Ueberfahrt bewerkstelligt. Unterwegs ließ sich der herrschsüchtige Mann aber das „Bischofsamt“ übertragen und kurz vor St. Louis, wo er zunächst Station machen wollte, ließ er von allen Männern und Frauen seiner Gesellschaft eine „Unterwerfungs-Urkunde“ unterzeichnen, in welcher sie ihm an Eides Statt unbedingten Gehorsam in allen kirchlichen und communlichen Angelegenheiten geloben mußten. Demgemäß gab er den Auswanderern jetzt auf, 102 Meilen südlich von St. Louis in Perry County, Missouri, 4440 Acker Land zu kaufen, um hier als Colonisten einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen. Am 26. April 1839 reiste der „Bischof“ selbst dahin. Bald darauf aber wurde er im Kreise seiner Anhänger als „grauer Wollüstling“ entlarvt und am 30. Mai 1839 wegen Sünden gegen das sechste Gebot, wegen verschwenderischer Veruntreuung fremden Gutes und wegen falscher Lehre abgesetzt und excommunicirt. Tags darauf brachte man den tief Gefallenen über den Mississippi nach dem Staate Illinois. Hier ist er am 21. oder 22. Februar 1846 im 69. Lebensjahre gestorben. Seine Anhänger haben sich durch ernste Selbstkritik und Läuterung ihres Gemeinwesens von der Schande, die St. ihnen angethan hatte, ehrlich gereinigt, und es erwuchs in Missouri ein so kräftiges evangelisch-lutherisches Gemeinwesen, daß die Missourisynode jetzt etwa 700 Pastoren und wenigstens ebensoviel Gemeinden zählt; aber ihr Geist ist ein starr dogmatischer geworden.

Stephan's Hauptschrift ist oben erwähnt. — Ueber St. handelt Kummer in Herzog's Realencyklopädie (2. Aufl.) Bd. 14 (1884), S. 670—676, wobei ihm nicht bloß die einschlagende ältere Litteratur über St., sondern auch officielle Acten und zuverlässige mündliche Mittheilungen zur Verfügung standen. Dieser sehr werthvolle Aufsatz ist von mir benutzt. Kummer citirt noch L. Fischer, Das falsche Martyrerthum oder die Wahrheit in der Sache der Stephanianer, nebst authentischen Beilagen. Leipzig 1839. — (v. Polenz,) Die öffentliche Meinung und der Pastor Stephan. Dresden und Leipzig 1840. — Vehse, Die Stephan'sche Auswanderung nach Amerika; mit Actenstücken. Dresden 1840. — Erklärung einiger ev.-luth. Geistlichen ꝛc. in Leipz. Allg. Zeitg. 1838, Nr. 273. — J. F. Köstering, Auswanderung der sächs. Lutheraner im J. 1838. 2. Aufl. St. Louis 1867. P. Tschackert.

Stephani: Clemens St., dramatischer Dichter des 16. Jahrhunderts, stammte nach eigener Angabe aus Buchau, einem kleinen deutsch-böhmischen Städtchen südöstlich von Karlsbad. Von seinem Leben ist uns nur wenig bekannt. Er mag um das Jahr 1530 geboren sein, da bereits aus dem Jahre 1551 seine erste, durch H. Sachs angeregte Tragödie „Von einer Königin auß Lamparden“ stammt; 3 Jahre später finden wir ihn als Studenten in Leipzig. Anfangs des Jahres 1558 wurde er Cantor der Lateinschule in Eger, bekleidete dieses Amt jedoch nur bis Ostern desselben Jahres; von jener Zeit an scheint er dauernd in Eger geblieben zu sein und seinen Unterhalt als Privatlehrer gefunden zu haben, wie aus der Vorrede zu seiner „Geistlichen Action“ zu entnehmen. Im J. 1576 erwarb er, nachdem er das Bürgerrecht in Eger erlangt,

eine Druckerei in der Stadt und hatte die Absicht, einen Buchhandel zu beginnen, erhielt jedoch nur das Recht, an Jahrmärkten öffentlich feil zu bieten. St. scheint ein Hitzkopf gewesen zu sein, da wir ihn einige Male in Streitigkeiten vor dem Stadtrath in Eger finden. 1581 wurde er, da er den von ihm verklagten Stadtknecht beschimpfte und „gräulich schmähte", anstatt Zeugen zu stellen, zur Strafe auf den Felsthurm eingewiesen. 1584 hatte er gegen den Mag. Joh. Goldhammer ein „ehrenverletzlich Gedicht zusammenklaubt, so doch weder Hand noch Fuß hat", und dasselbe „zu agiren vorgenommen", sah sich aber auf die Klage des Magisters hin gezwungen, die Aufführung einzustellen. 1592 ist er Mitte Februar in Eger gestorben.

Die Zahl der Dichtungen Stephani's ist nicht groß; freilich ist uns manches verloren gegangen oder bisher noch nicht aufgefunden. Mit seinem ersten Werke, der „Historia von einer Königin aus Lamparden", steht er, wie erwähnt, auf den Schultern des H. Sachs; doch schon seine Uebersetzung der „Andria" und des „Eunuchus" aus dem Jahre 1554 zeigt einen bedeutenden Fortschritt, gereiftere Kunst und freiere Beherrschung der Sprache. Die Uebersetzung der „Andria" durch Ham kennt er und benützt sie gelegentlich; sein „Eunuchus" (noch handschriftlich) ist die erste Uebertragung des Stückes in deutsche Reime und zugleich die beste, die das 16. Jahrhundert hervorgebracht hat. Beide Stücke sind ausdrücklich für die Aufführung bestimmt und dem Pfalzgrafen Otto Heinrich gewidmet. Den Höhepunkt seines Könnens erreicht St. in der „Geistlichen Action" (1568), mit der er in die große Reihe der Hecastusdramen eintritt; aber er erhebt sich weit über seine Vorgänger. Im ersten Act rühmt Gott seine Allmacht vor den Engeln und befiehlt Gabriel, auf die Erde niederzusteigen, um die Menschen vor des Satans List zu behüten; dem entspricht im 2. Acte eine Scene in der Hölle: Beelzebub freut sich über die sündige Welt und läßt seine Teufel ausfahren, auf der Welt Unheil zu stiften. Der 3. Act bringt die Hauptperson, den Sünder, der sich mit seinem gottlosen Leben brüstet, sich über die Mahnungen seiner Eltern hinwegsetzt und in den Burgkeller eilt; die schwache Mutter gibt ihm nach allen Warnungen doch wieder einen Zehrpfennig mit. Im folgenden Act unterredet sich der Pfarrer mit Gott und macht einen Versuch, den Sünder zu bekehren; der aber verspottet ihn und verläßt sich auf den „Glauben in seiner Hand", sein Geld. Im 5. Acte, der alle Personen des Stückes vereint, erreicht den Sünder das Geschick. Der Tod schießt ihn mit seinen Pfeilen, und der Sünder fühlt seine letzte Stunde herannahen. Wieder naht sich ihm der Pfarrer und versichert, daß Gott ein gütiger Richter sei, der des Sünders Tod nicht wolle, wenn dieser wahre Buße thue. Der Sünder nimmt das Abendmahl und seine Seele ist gerettet. Mit einem 4stimmigen Gesange der Engel: „Heilig bist Du Herr Zebaoth und hast nicht Lust an Sünders Tod", schließt das Stück, das seinem Entwurfe, seiner Sprache und der knappen, der Katastrophe zudrängenden Entwicklung nach mit zu den besten Stücken des 16. Jahrhunderts gerechnet werden muß. — Auch Stephani's „Satyra oder Bawrenspil mit fünff Personen, von einer Müllnerin vnd jren Pfarrherr" aus demselben Jahre 1568 ist eines der besten Spiele des 16. Jahrhunderts, wenn auch die Erfindung nicht Eigenthum unseres Dichters ist. Schon Peter Probst hat den Stoff in einem (handschriftlich auf der Dresdner Bibliothek befindlichen) Fastnachtspiele „von einem Mülner vnd seinem weib sambt eim Pfarrer vnd eim studenntten" behandelt; es ist leicht möglich, daß St. im nahen Nürnberg eine Aufführung dieses Fastnachtspieles sah und sich dadurch zur Abfassung seines eigenen Spiels bewogen fand. Stephani's Darstellung ist naturalistischer, seine Sprache derber und er scheut gelegentlich auch vor einer Zote nicht zurück, wie wir das schon in seiner „Königin auß Lamparden" bemerken

konnten, wo er sich freilich damit entschuldigen kann, daß jene Tragödie „durch vnd durch gar trawrig kleglich, auch erschröcklich ist, das sich die Spectatores ein wenig widrumb ergetzen“. Aber seine Kunst ist doch auch wieder eine größere, als die seines Vorgängers. Schon durch die Einführung der Kupplerin bereichert er das Stück in wirkungsvoller Weise; auch sonst ist die Handlung reicher. Köstlich ist die Scene, in welcher der Pfarrer als Teufel die Weisungen des Studenten als Zauberers vollführt. Während das Fastnachtsspiel Probst's natürlich ohne Eintheilung in Acte geblieben ist, zählte Stephani's Stück 5 Acte. — Außer diesen Dramen besitzen wir von St. noch eine prosaische Beschreibung der „vor vnerhörten jämmerlichen Wassersnoth, so sich dieses 1582. Jar, den 9. May, in Keyser Carls Bad vnd in den vmbligenden Stetten vnd Flecken, im Land zu Behaim zugetragen“, die in Nürnberg erschien und noch im selben Jahre in Regensburg nachgedruckt wurde. Das Ereigniß hatte außerdem eine Reihe von Schilderungen in Vers und Prosa zur Folge. Auch um die Sammlung von musikalischen Compositionen hat St. sich verdient gemacht. Wir besitzen von ihm aus dem Jahre 1560 die „Cantiones sacrae“; 1567 gab er den ersten Theil der Wilhelm v. Rosenberg, Herrn auf Krummau gewidmeten „Suavissimae et jucundissimae harmoniae, 8, 5 et 4 vocum ex duabus vocibus a praestantissimis artificibus hujus artis compositae, Norimb., in offic. Joann. Montani“ heraus, dem er 1568 einen zweiten Theil folgen ließ, „Lib. sec. suavissimarum et jucundissimarum harmoniarum, 5 et 4 vocum, ex duabus vocibus fluentium, ex offic. Ulr. Neuberi“, gewidmet dem Rathe der Stadt Budweis. Aus demselben Jahre stammt eine Sammlung „schöner außerleßner deutscher Psalm vnd anderer künstlicher Moteten vnd Geistlichen Lieder XX. Nürnberg, Ulr. Neuber“ und die „Cantiones triginta selectissimae 5. 6. 7. 8. 12 et plurum vocum, sub quatuor tantum, artificiose . . . compositae. Norimb. ex offic. typogr. Ulr. Neuberi“, aus dem Jahre 1569 der Psalm „Beati omnes“ in 17 Compositionen verschiedener Meister (Nürnberg, Ulr. Neuber).

Acten des Stadtarchivs Eger (gütige Mittheilungen des Herrn Stadtarchivars Gradl). — Wolkan, Böhmens Antheil an der deutschen Litteratur des 16. Jahrh. I. Theil: Bibliographie (die Nrn. 60, 65, 99, 150, 165 bis 169, 174, 284 beziehen sich auf den Dichter). II. Theil: Texte (Abdruck der Andria und der Satyra). III. Theil: Litteraturgeschichte. — R. Eitner, Bibliogr. d. Musiksammelwerke des 16. u. 17. Jahrh. s. v. R. Wolkan.

Stephani: Eduard St., geboren am 29. Octbr. 1817, † am 13. August 1885. St. war der Sohn eines Pfarrers in Beucha bei Leipzig. Er studirte in Leipzig Jura und ließ sich dann als Rechtsanwalt dort nieder. Als Mitglied der „Maikäfer“, eines von politischen Bestrebungen erfüllten, liberal gesinnten Leipziger Freundeskreises, wuchs er in die Theilnahme an der Verwaltung Leipzigs hinein und wurde politisch zu einem der Hauptvertreter des gemäßigten Liberalismus, der vor 1848 die unbefriedigenden deutschen Zustände durch eine Reform der Bundesverfassung bessern zu können glaubte. In dem engern wie in dem weitern Kreise, um Vaterstadt und Vaterland, hat er sich große Verdienste erworben.

Für die Gemeinde Leipzig war St. thätig seit Anfang 1848 als Stadtverordneter, seit dem Juli 1865, bis wohin er auch die Geschäfte des Gustav-Adolf-Vereins führte, als Vicebürgermeister, und in dieser Stellung, die er bis zum 30. Septbr. 1874 bekleidete, hat er den besten gemeinnützigen Einrichtungen der Stadt, vor allem dem 1872 eingeweihten Johannishospital seinen Stempel aufgeprägt.

1867 wurde er in den norddeutschen Reichstag gewählt; an der Gesetzgebung dieses Parlaments, besonders an dem Unterstützungswohnsitzgesetz, hat er

wesentlichen Antheil gehabt. Von 1871 bis 1884 vertrat er Leipzig in den ersten fünf deutschen Reichstagen und wirkte hier namentlich an dem Zustandekommen des Jesuitengesetzes (1872), des Gesetzes wegen Errichtung eines Invalidenfonds (1873) und des Militärgesetzes von 1874 mit. Mit dem Rückgange der nationalliberalen Partei zu Ende der siebziger und ihrer Spaltung zu Anfang der achtziger Jahre trat auch die Wirkung von Stephani's Thätigkeit zurück. Aber wenige haben mit solchem Fleiß wie er in der undankbaren stillen Arbeit in den Commissionen ausgeharrt. Er war kein glänzender Redner; dafür war er häufig in der Budgetcommission, in der Militärcommission und unausgesetzt von 1878 bis 1884 als Vorsitzender der Petitionscommission, unermüdlich vollends als Vorstandsmitglied der nationalliberalen Partei thätig. Und mit derselben Emsigkeit wie in Berlin und mit demselben Streben, die Gegensätze auszugleichen, arbeitete er seit 1877 in der zweiten sächsischen Kammer. Im deutschen Reiche war er der Führer der sächsischen Nationalliberalen.

Vgl. Friedrich Böttcher, Eduard Stephani. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte, insbesondere zur Geschichte der nationalliberalen Partei. Leipzig 1887. G. Wustmann.

Stephani: Heinrich St., geboren am 1. April 1761 in Gemünd an der Greck (Bisthum Würzburg), † am 24. December 1850 in Gorkau am Zobten (Schlesien); merkwürdig als typischer Vertreter des Rationalismus in theologischer, namentlich aber in pädagogischer Hinsicht und als Urheber der Lautirmethode im ersten Leseunterrichte. St. wurde im väterlichen Pfarrhause zu Merzbach im Itzgrunde, wohin sein Vater 1763 versetzt war, streng nach dem kirchlichen Lehrbegriff erzogen und mit Hülse von Hauslehrern für die Universität Erlangen vorbereitet, die er 1778 bezog, um dort fünf Jahre im Hause seines Oheims, Hofraths Groß, zu verweilen. Sein reger Wissensdrang warf sich zuerst hauptsächlich auf die semitischen Sprachen, für die ihn früh der Unterricht des Rabbi Jona in seinem Heimathdorfe gewonnen und während der Studienzeit der Verkehr mit dem verwandten Pfarrer Bodenschatz zu Frauenaurach noch mehr begeistert hatte. Doch entsagte er dem Plane, die akademische Laufbahn zu verfolgen, und blieb ein Jahr als Candidat, mit weiteren Studien und pfarramtlicher Aushülse beschäftigt, bei seinem Vater. Er war inzwischen durch seine Studien dem kirchlichen Lehrbegriff entfremdet und ganz ins rationalistische Lager hinübergetreten. Ehe er im Bisthume die verheißene Anstellung fand, berief ihn die Reichsgräfin Hedwig von Castell zum Hofmeister ihrer beiden Söhne, die er nach der Mutter baldigem Tode im Hause und unter Aufsicht des Geheimen Rathes v. Zwanziger in Nürnberg vier Jahre lang unterrichtete. Hier im Mittelpunkte des fränkischen Reichskreises und im freundschaftlichen Verkehre mit Zwanziger lernte er die sog. große Welt kennen, die Welthändel auch vom juristischen und politischen Standpunkte aus beurtheilen. Den vier Nürnberger Jahren folgten vier weitere Jahre mit dem jüngeren Grafen Castell und einem Sohne Zwanziger's in Kloster Bergen bei Magdeburg, wo St. zu dem Abte Resewitz, zu Gurlitt u. a. in freundliches Verhältniß trat und sich mehr und mehr in die Pädagogik vertiefte. Er unterrichtete dort auch selbst zeitweilig und benutzte öftere Ausflüge mit seinen beiden Zöglingen zur Anknüpfung interessanter Bekanntschaften im Kreise des hohen Reichsadels wie der gelehrten Welt Norddeutschlands. Bevorzugt durch seine gesellschaftliche Stellung, lebte er von 1791 an zwei Jahre mit seinem gräflichen Zöglinge auf der Universität Jena in vertrautem Verkehre mit Schiller, Reinhold, Paulus, Schütz, Hufeland, Döderlein, Griesbach u. a. „Alle Sonntage speiste eine ausgesuchte Gesellschaft von Gelehrten bei seinem Zöglinge und alle Abende wurde für einige geistreiche Freunde mitgedeckt.“ Er benutzte die Zeit, um Jura zu studiren; nach seinem Selbst-

zeugnisse, auf das wir angewiesen sind, war er aber dort keineswegs nur empfangend, sondern übte eine weitgehende Wirksamkeit auf jüngere Docenten und Studenten, so daß z. B. infolge eines von ihm angeregten Ehrengerichtes in Jena während eines ganzen Jahres kein Duell vorgekommen sein soll. Auch las er in einem engeren Zirkel über Moralpolitik oder die auf sittliche Principien gegründete Staatslehre. Der Jenaer Studienzeit folgte eine längere Reise in die Schweiz, wo er Fichte wiederfand, Matthisson, Lavater u. a. kennen lernte, und ein nochmaliger, fast zweijähriger Aufenthalt in Erlangen. Im J. 1795 ward St. Consistorialrath zu Castell und begann mit seinem Präsidenten v. Zwanziger eine völlige Reformation des Kirchen- und Schulwesens in der Grafschaft nach den Ansprüchen zeitgemäßer Aufklärung, geleitet von der, auch litterarisch vertretenen, Ansicht der „absoluten Einheit der Kirche und des Staates“. Abgesehen von dem grundsätzlich Bedenklichen solches rücksichtslosen Aufräumens mit geschichtlich begründeten, wenngleich im einzelnen reformbedürftigen, Ueberlieferungen hat St. damals wie später in methodischer und didaktischer Hinsicht, nicht minder für äußere Hebung und bessere Bildung des geistlichen und des Lehrerstandes manches Rühmliche in rastloser Thätigkeit geleistet. Durch den Tod des Präsidenten v. Zwanziger der kräftigsten Stütze beraubt, zog St. sich auf die ländliche Pfarre Rüdenhausen zurück, von wo ihn der Ruf des Königs von Baiern als Kreisschul- und Kirchenrath nach Augsburg (1808), von da nach Eichstädt (1810) und zuletzt nach Ansbach (1811) verpflanzte. In diesem Amte war St. nach allen Seiten hin thätig. Gymnasien, Volksschulen, Lehrerbildung, Mädchenschulen, Stipendienwesen und Schulverwaltung in Nürnberg: alles griff er mit gleichem Eifer an, der ihm das Ehrenritterkreuz des bairischen Hausordens vom heiligen Michael und nach seiner eigenen Andeutung Gelegenheit zum Eintritt in die centrale Schulleitung in München, bald aber auch in steigendem Maaße Ungunst und Feindschaft einbrachte. Geradezu verhaßt machte sich St. durch die selbstzufriedene und hoffärtige Art, mit der er die nach seiner Ansicht abergläubischen religiösen Vorurtheile der Altgläubigen befehdete, bei diesen, deren Einfluß in jener Zeit schon wieder erstarkte. Eine Schrift über die „Einsetzung und den wahren Sinn des heiligen Abendmahles mit einem Titelkupfer von Salvator Rosa“ wurde sogar obrigkeitlich verboten und eingezogen. Der Ungnade an höchster Stelle wich St. aus durch den Antrag auf Rücktritt in den geistlichen Stand. Ein vorangegangenes dienstgerichtliches Verfahren hatte zwar nicht zur eigentlichen Bestrafung, aber zu einem Schlusse geführt, der ihm „das Verschulden des Rufes der Bestechlichkeit, Unregelmäßigkeiten bei der Beförderung von Lehrern ꝛc.“ zur Last legte und im Interesse der Würde und Ehre des Landescollegiums seinen Austritt aus diesem für erwünscht erklärte. Er ward als Decan und Pfarrer nach Gunzenhausen mit dem Charakter als Kirchenrath versetzt (1817) und wirkte dort als eifriger Volks- und Jugendfreund wie als fanatischer Aufklärer noch siebzehn Jahre weiter. Wiederholt vertrat er den dortigen Wahlkreis in der Ständeversammlung und scheint in seiner Umgegend großen Anhang gefunden zu haben. Fortgesetzte Reibungen mit den theologischen Gegnern und der auf deren Seite tretenden kirchlichen Behörde, die St. selbst wesentlich auf die Ränke eines jüngeren Geistlichen Schneider († 1868 als Pfarrer in Großhaslach) zurückführt, endeten 1834 mit Enthebung des rüstigen Greises vom Amte, die mit seinen gehässigen Angriffen gegen Kirchenlehre und Kirchenordnung begründet ward. Unter Fortbezug seines Gehaltes trat er nun in Ruhestand, den er zunächst benutzte, um die „Geschichte seiner Amtssuspension als Decan und Stadtpfarrer von Gunzenhausen in Bayern, ein Seitenstück zu der jüngsten mystischen Spukgeschichte zu Halle in Preußen“ (Hildburghausen 1835) herauszugeben. Hiewider erschienen amtlich: „Actenstücke zur Berichtigung und Ergänzung“, auf die St.

mit einem „Nachtrage zu Dr. H. Stephani's Geschichte seiner Amtssuspension" (1836) antwortete. Im J. 1842 zog St. zu seiner einzigen noch lebenden Tochter, einer Frau v. Lüttwitz, nach Gorkau am Zobten, wo er 1850 fast neunzigjährig nach einem glücklichen Greisenalter starb. Lehrer der Umgegend trugen ihn in dankbarer Verehrung zu Grabe.

Ruhige Kritik kann die leidenschaftliche Einseitigkeit und Unduldsamkeit Stephani's im Kampfe für die Verstandesaufklärung seiner Zeit nicht übersehen und ihn überhaupt nicht so hoch stellen, wie er selbst in seiner, nur in der Schlußwendung bescheidenen, Autobiographie sich schätzt. Aber auch die wegwerfende Geringschätzung seiner Gegner ist nicht frei von gehässiger Unbill. Wer Stephani's zahlreiche Schriften und Aufsätze unbefangen betrachtet, findet darin neben manchem Banalen und Platten auch viele gute und glückliche Gedanken, welche die schroffe Engherzigkeit seines rationalistischen Standpunktes doppelt bedauern lassen. Namentlich der höhere nationale und staatsmännische Gesichtspunkt, von dem aus er das Ganze des Erziehungswesens auffaßt und systematisch gliedert, verdient neben seinen unleugbaren Verdiensten um die Methodik des ersten Jugendunterrichtes im Lesen, Rechnen ꝛc. rühmend hervorgehoben zu werden.

Als Schriftsteller war St. fruchtbar und in der Zeit seiner Blüthe erfolgreich, wenngleich er selbst geneigt ist, seinen Antheil an der öffentlichen, theologischen wie philosophischen und pädagogischen, Meinung seiner Zeit zu überschätzen. Als Student schrieb er einen Roman, als junger Candidat „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion", die beide nicht gedruckt sind. In der Nürnberger Zeit erschienen „Geschichte der Entstehung und Ausbildung der Idee von einem Messias" und „Lehrbuch der Religion für die Jugend der höheren Stände". In Klosterbergen begründete er mit mehreren anderen die Zeitschrift „Archiv der Erziehungskunde für Teutschland", die er bis zum vierten Jahrgange herausgab und dann zu Gunsten der „Pädagogischen Bibliothek" seines Freundes Guts Muths eingehen ließ. Der Jenaer Aufenthalt zeitigte „Grundlinien der Rechtswissenschaft" (1797), „Anmerkungen zu Kant's metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre" (1795) und die Schrift „Ueber die absolute Einheit der Kirche und des Staates" (1795). Der „Grundriß der Staatserziehungswissenschaft" (Weißenfels 1797) wurde auf Antrieb des preußischen Ministers v. Massow ausgearbeitet zum „System der öffentlichen Erziehung" (Erlangen 1805; II. Aufl. 1813). Die Lautirmethode empfahl St. in den Schriften: „Kurzer Unterricht in der leichtesten und kürzesten Methode Kindern das Lesen zu lehren" (Erlangen 1803) und „Ausführliche Beschreibung einer einfachen Lesemethode" (daselbst 1814). Dazu kamen: „Ausführliche Beschreibung der genetischen Schreibmethode" (daselbst 1815) und „Ausführliche Anweisung zum Rechenunterrichte" (Nürnberg 1815). Am meisten Widerspruch fanden: „Leitfaden zum Religionsunterricht für Confirmanden" (Erlangen 1806) und „Winke zur Vervollkommnung des Confirmandenunterrichtes" (daselbst 1810). In Baiern verboten ward außer der schon genannten Schrift über das Abendmahl die „Ueber die constitutiven Grundsätze der protestantischen Kirche für Lehre, Cultus und Kirchenregiment nach den Bestimmungen der symbolischen Bücher" (daselbst 1822). St. ließ daher sein „Allgemeines kanonisches Recht der protestantischen Kirche" (Tübingen 1825) im Auslande drucken. An Zeitschriften gab außer dem obigen Archive St. noch heraus den „Baierischen Schulfreund" (Erlangen seit 1809), den er seit 1818 als „Schulfreund für die deutschen Bundesstaaten" bezeichnete, und der viele, theilweise werthvolle, Arbeiten von ihm selbst enthält, sowie die „Neue Kirchenzeitung" (1826—28). — Seine Autobiographie erschien in Schuderoff's Journal für Prediger und in der Aachener Allgem. Wochenschrift (1829), aus beiden in wenig verschiedener Form auch als Sonderabdruck. — Vgl. auch Klemm in

Schmid-Schrader's Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens Bd. IX (2. Aufl. 1887). Sander.

Stephani: Joachim St., Rechtsgelehrter, geboren im Mai 1544 zu Pyritz in Hinterpommern, wo sein gleichnamiger Großvater und sein Vater Hippolyt als geachtete Bürger lebten. Mathias St. war sein jüngerer Bruder; Lorenz St. sein Sohn. Den ersten Unterricht empfing St. in seiner Geburtsstadt; schon im 12. Lebensjahre kam er auf das Pädagogium zu Soldin, dem früheren Hauptorte der Neumark; dann besuchte er Wittenberg und andere Hochschulen, zuletzt Rostock, wo er am 30. März 1571 den Magistergrad erwarb. Im folgenden Jahre ernannte ihn Fürst Ernst Ludwig, Herzog von Stettin und Pommern, zum Professor philosophiae et matheseos in Greifswald — nicht in Rostock, wie Gundling unter irriger Berufung auf Jöcher in seiner Historia der Gelahrtheit berichtet. 1578 wurde er unter Rector Westphal Doctor, zugleich vierter Professor der Rechte, und rückte im Laufe der Jahre bis zur ersten Professur vor. Bald darauf verheirathete er sich mit der Senatorstochter Barbara Ribowen. Später wurde er auch Universitätssyndikus und herzoglicher Consistorialdirector. St. wurde dreimal, 1587, 1602 und 1610 zum Rector magnificus gewählt, und bekleidete je einmal das Amt eines Prokanzlers und Brabeuta (?). Außerdem hatten ihn die vier pommer'schen Fürsten: Herzog Ernst Ludwig, Bogislav XIV., Casimir und Philipp Julius zum Geheimen Rath ernannt. 1617 verlor er seine Gattin, mit der er in glücklichster Ehe gelebt, und die ihm sieben Kinder geschenkt hatte. Tiefgebeugt durch diesen Schicksalsschlag zog er sich von nun an vom öffentlichen Leben ganz zurück; begann auch allmählich zu kränkeln, und starb — allerdings hochbetagt — am 14. Januar 1623 in einem Alter von 78 Jahren und 8 Monaten.

Stephani's Hauptwerk sind seine „Politicae demonstrationes“, welche drei Mal aufgelegt wurden: 1576 zu Rostock, 1599 zu Greifswald, 1615 zu Frankfurt. Ferner schrieb er außer einigen Disputationen und kleineren Abhandlungen: „De jurisdictione Judaeorum, Graecorum et Ecclesiasticorum“ (Greifswald 1599. 2. Aufl. Frankfurt 1604) und „Expositio novellarum constitutionum Justiniani“ (Frankfurt 1608).

Von seinen Kindern überlebte ihn nur Lorenz St., geboren zu Greifswald 1588, welcher gleich seinem Vater die Rechte studirte und zu Greifswald den juristischen Doctorgrad erwarb. Hierauf wurde er außerordentlicher Professor der Jurisprudenz in Rostock, 1614 Justizrath in Güstrow, 1616 Beisitzer des dortigen Landgerichts, 1623 ordentlicher Professor der Rechte zu Rostock und Assessor consistorii, 1636 Kanzleidirector zu Güstrow, welches Amt er 15 Jahre bekleidete, endlich 1651 Vicepräses des fürstlichen Landgerichts zu Sternberg. Dort starb er am 11. November 1657 im 70. Lebensjahre. Seine Gattin Anna war eine Tochter des mecklenburg'schen Rathes Cothmann. Er hatte das Unglück, daß sein einziger Sohn, Joachim, als Student von einem Verwandten auf öffentlichem Markte erstochen wurde. Lorenz verfaßte vier Disputationen und eine „Exegesis jur. feudalis“ (Greifswald 1608).

(Joachim) de Balthasar, Programma ad J. Fi. de Palthen disput. inaugur. de favore depositi. Greifsw. 1749. 4°. — Witte, diar. biograph. — Jöcher. — (Lorenz) Zedler, Universal-Lexikon XXXIX, 1859. Eisenhart.

Stephani: Ludolf St. wurde am 29. März 1816 in Beucha bei Leipzig, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Seine erste Bildung erhielt er im Elternhause, darauf besuchte er die Fürstenschule Grimma. 1836 bezog er die Universität Leipzig, um Philologie zu studiren, wozu sein Vater, der ihn als Theologen zu sehen wünschte, nur schwer seine Einwilligung ertheilt hatte. Hauptsächlich war es Gottfried Hermann, an den er sich hier anschloß; dabei aber

strebte er doch danach, die Alterthumswissenschaft in ganzem Umfange zu erfassen, was ihn denn auch mit der alten Kunst, die ihn nicht mehr frei lassen sollte, in Berührung brachte. Seine erste größere Schrift: „Der Kampf zwischen Theseus und Minotauros“, Leipzig 1842, fol., sollte vorbildlich bleiben für seine ganze spätere Schriftstellerei. Bald hatte er Gelegenheit der Kunst noch näher zu treten, als in den Museen von Dresden und Berlin, zu denen ihn Ferienreisen geführt hatten, indem Gottfried Hermann ihn als Hauslehrer dem Professor Benthylos in Athen empfahl. — Hier in Athen blieb St. ein Jahr, besuchte nach Aufgabe seiner Stelle Nordgriechenland („Reise durch einige Gegenden des nördlichen Griechenlands“. Leipzig 1843. 8.), Smyrna, Troja und Constantinopel; ging darauf 1843 nach Rom, wo er zwei Jahre zubrachte, die zeitweise unterbrochen wurden durch kurze Reisen nach Neapel, Sicilien, Florenz, Perugia, Mantua, Verona, Venedig, Mailand und Turin. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland 1845 wurde er von Preller als sein Nachfolger an der Universität Dorpat auf den Lehrstuhl für altclassische Philologie, Aesthetik und Geschichte der alten Kunst vorgeschlagen; gleichzeitig aber hatte sich der damalige kaiserlich russische Unterrichtsminister Graf Uwarow an Gottfried Hermann gewendet, um einen Gelehrten zu erhalten, der den durch H. Köhler's Tod freigewordenen Sitz für altclassische Philologie und Archäologie an der Petersburger Akademie der Wissenschaften einnehmen könnte. Hermann empfahl St., der so vor ein Dilemma gestellt wurde. Graf Uwarow löste dieses so daß er verfügte, St. müsse zuerst nach Dorpat gehen, die Petersburger Stelle aber solle ihm unterdeß freigehalten werden. Von 1846—1850 lehrte nun St. in Dorpat, nebenbei mit der Abfassung der Universitätsprogramme beschäftigt, in denen er seine in Griechenland gesammelten Inschriften erscheinen ließ („Titulorum Graecorum Partt. I—V“. Dorpat 1848—1850. 4.) und ferner mit der Herausgabe der Schriften Köhler's, womit ihn die Petersburger Akademie der Wissenschaften beauftragt hatte (in 6 Bänden, bis zum Jahre 1853 vollständig erschienen). — Ende 1850 siedelte St. nach St. Petersburg als ordentliches Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften über; nach einem halben Jahre erhielt er auch die Stelle des Conservators des Antikenmuseums der kaiserlichen Eremitage. In diesen beiden Stellungen entfaltete er nun eine höchst erfolgreiche Thätigkeit, die noch mehr Umfang gewann, nachdem 1859 die kaiserliche archäologische Commission zur Ausgrabung und Erforschung der südrussischen Antiken gegründet worden war und der hochgebildete Präsident derselben, Graf Sergei Stroganoff, St. die wissenschaftliche Verarbeitung der neugefundenen Antiken übertrug. Bis einige Jahre vor seinem im Mai 1887 erfolgten Tode ließ St. fast jährlich einen Band des Compte-Rendu der Commission erscheinen, der gelehrten Welt eine Fülle von Antiken darin übermittelnd und diese mit gelehrten Untersuchungen begleitend, die sich fast über alle Gebiete der Archäologie erstreckten.

Wie St., nicht nur als Gelehrter sehr hervorragend, sondern auch als Museumsvorstand ausgezeichnet, in den ihm unterstellten Sammlungen auf die peinlichste Ordnung und Genauigkeit hielt, so gründete er auch seine wissenschaftlichen Untersuchungen immer auf die Basis einer möglichst vollständigen Sammlung des einschlägigen Materials, dasselbe dann allseitig durcharbeitend; nach dem ephemeren Ruhm zu streben, kühne und glänzende Hypothesen auf schwachem Boden aufzubauen, das widerstrebte seiner innersten Natur; es gebe noch so viel in der Archäologie zu thun, wo man mit festem Boden unter den Füßen einen Baustein auf den andern setzen und brauchbare Resultate gewinnen könnte, daß ein Gelehrter, der der Wissenschaft wirklich nützen wollte, gar nicht anders arbeiten dürfte, als indem er sich auf Beweisbares beschränkte. Treue und Wahrhaftigkeit waren die Grundzüge seines Charakters und diese sind denn auch die sichersten

Bürgen dafür, daß seine Arbeiten der Wissenschaft einen noch lange dauernden Nutzen bringen werden, wie sie ihr diesen bisher schon in reichem Maaße gebracht haben. Aus seiner ausgebreiteten wissenschaftlichen Schriftstellerei, die ein Zeugniß von einem großartigen Fleiß ablegt — St. lebte eben ganz ausschließlich nur seiner Wissenschaft —, lassen sich an dieser Stelle nur die hauptsächlichsten Schriften anführen, so z. B. die sehr zahlreichen Aufsätze im Bulletin der Petersburger Akademie, unter anderem die „Parerga archaeologica“ I—XXX, wiederabgedruckt in den Mélanges Gréco-Romains I—IV. — Ferner in den Mémoires derselben Akademie Bd. VIII: „Der ausruhende Heracles“; Bd. IX: „Nimbus und Strahlenkranz“; Bd. XVI: „Boreas und die Boreaden“; Bd. XVIII: „Die Antikensammlung zu Pawlowsk“. — Dann die „Antiquités du Bosphore Cimmérien“, 3 Bde. fol. St. Petersb. 1854, wo der größere Theil des Textes von St. herrührt. — „Apollon Boëdromios“. St. Petersb. 1860. 4. — „Compte-Rendu de la Commission Impériale archéologique pour les années 1859—1881“, mit Atlas in fol.; 21 Bde. St. Petersb. 1860—1883. 4, sein Hauptwerk. — „Die Schlangenfütterung“. St. Petersb. 1873. fol. — „Die Vasensammlung der kaiserlichen Eremitage“. 2 Bde. St. Petersb. 1869. 8. — „Die Silbervase von Nikopol“. St. Petersburg 1873. fol.

Gangolf Kieseritzky.

Stephani: Mathias St., Rechtsgelehrter, geboren 1576 zu Pyritz in Hinterpommern, † am 26. August 1646 zu Wolgast; der jüngere Bruder des S. 93 besprochenen Joachim St. Nach vollendeten Rechtsstudien wurde St. Rector in Soldin, sodann Doctor beider Rechte und ordentlicher Professor juris in Greifswald; zuletzt Hofrath am Hofgericht zu Wolgast (unweit Greifswald), wo er gleich seinem Bruder Joachim in sehr vorgerücktem Alter das Zeitliche segnete. St. verband mit seinem Berufe eine ausgedehnte litterarische Thätigkeit. Das Schriftenverzeichniß zählt neben seinen Disputationen gegen 25 größere Werke auf. Die Disputationen veröffentlichte er in zwei Sammelbänden (Greifswald 1604). Viel verbreitet waren Stephani's „Caroli V. constitutiones publicorum judiciorum cum jure communi collatae“, welche nach des Verfassers Tod noch mehrere Auflagen erlebten; sie erschienen zuerst Frankfurt 1626, dann Braunschweig 1661, Frankfurt 1670, ebenda 1674, endlich Hannover 1702. — Ferner erwähnen wir: „Quatuor centuriae juris quaestionum“, eine stattliche Sammlung von Rechtsgutachten, auch unter dem Namen: „Quaestiones illustres“ bekannt (Frankfurt 1608 u. 1614. 4°). „Tract. de jurisdictione, qualemcunque habeant omnes Judices“ (ebenda 1611). — „Discursus academici ex jure publico“ etc. 2 Bde. (Rostock 1624—25.) — „Notae ad Pandect. tit. de Verb. Significatione“ (Rostock 1628). — „Tractatus method. de arte juris et ejus principiis“ (Gryph. 1631).

Zedler's Univ.-Lexikon XXXIX. — Witten. — Jöcher. Eisenhart.

Stephanie Luise Adrienne, Großherzogin von Baden, geboren zu Paris am 28. August 1789, † zu Nizza am 29. Januar 1860, war die Tochter des Vicomte Claude de Beauharnais, eines nahen Verwandten des Vaters der Kaiserin Josephine, ersten Gemahlin Napoleon's I. Durch Adoption Tochter des Kaisers der Franzosen und kaiserliche Prinzessin von Frankreich geworden, wurde sie am 8. April 1806 mit dem damaligen Kurprinzen Karl von Baden vermählt. Da dieser gegen seine persönliche Neigung, die sich seiner Cousine, der Prinzessin Auguste von Baiern, welche fast gleichzeitig einem Beauharnais, dem Herzog Eugen von Leuchtenberg, vermählt wurde, zugewendet hatte, zur Heirath mit Stephanie durch politische Erwägungen gedrängt worden war, so blieb das Verhältniß des jungen Paares zunächst ein sehr kühles und St. hatte nicht nur mit der Abneigung ihres Gatten, sondern auch eines Theiles der badischen

Fürstenfamilie und des badischen Volkes zu rechnen. Es gelang aber der ebenso anmuthigen als geistreichen und tugendhaften Fürstin mit der Zeit alle gegen sie bestehenden Vorurtheile zu überwinden, und als nach dem Falle Napoleon's der politische Rückhalt, den sie früher besessen, weggefallen war, zeigte sich, daß sie dessen nicht mehr bedurfte. Sie stand an der Seite ihres Gatten und in der Mitte der großherzoglichen Familie höher geehrt und geliebt als je vorher. In den Nothständen der Jahre 1816 und 1817 verstand Großherzogin St. auch sich die Liebe und Dankbarkeit des Volkes durch ihr thatkräftiges Eingreifen zur Linderung des herrschenden Elends zu erwerben. — Nach dem Tode des Großherzogs Karl (1818) verlegte Großherzogin St. ihren Wohnsitz nach Mannheim, wo sie das früher kurfürstliche Schloß bezog, das sie in den Sommermonaten mit Baden oder dem Landsitze Umkirch bei Freiburg vertauschte. Sie lebte der Erziehung ihrer Töchter und versammelte um sich einen erlesenen Kreis vornehmer und durch geistige Bedeutung hervorragender Personen, deren alles leitenden und belebenden Mittelpunkt sie bildete. Als sie die Freude erlebte, daß in Frankreich das Kaiserreich wieder errichtet und abermals ein Napoleon Kaiser der Franzosen wurde, nahm die Großherzogin St. zuweilen vorübergehend Aufenthalt in Paris oder Nizza, und in dieser Stadt ist sie während eines Winteraufenthaltes im 71. Jahre gestorben. Die zwei Söhne, die sie ihrem Gemahl geschenkt, starben in zartester Kindheit. Von ihren Töchtern vermählte sich Luise mit dem Prinzen Gustav Wasa, Josephine mit dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, Marie mit dem Herzog von Hamilton. v. Weech.

Stephanie: Christian Gottlob St., der ältere, muß mit Fug und Recht zu den ehrlichen und aufrichtigen Förderern des deutschen Schauspielerstandes gezählt werden. Unwiderstehlicher Drang zog ihn zur Bühne; mit unentwegter Energie verfolgte er — wenn auch auf Irrpfaden — sein Ziel, die deutsche Bühne, vor allem die Wiener, über die Hanswurstphase hinauszuheben. Eine schwerfällige Begabung, ein langsamer, bedächtiger Arbeiter verfiel er früh in eine einseitige Manier, die ihn zuletzt zu einem lästigen Gliede der Wiener Hofbühne machte. Er kam im J. 1733 oder 1734 zu Breslau als Sohn des dortigen Spitaldirectors Stephan zur Welt. Trotz erfolgreicher Mittelschulstudien wurde er zum Kaufmann bestimmt. Zwar gelangte sein pflichttreues Naturell auch auf diesem Gebiete zu Erfolgen. Dennoch siegte schließlich der schöngeistige Trieb über alle Hindernisse. Im J. 1756 trat er mit erzwungener, doch nur leiser Namensänderung bei Schuch ein, dessen Gesellschaft damals in Breslau spielte; er debütirte als Gusman in Voltaire's „Alzire“ mit vielem Erfolg. Ein dauerndes Verhältniß zu dem rohen und ungebildeten Principal, der auch für Ekhof und Kirchhof kein Verständniß hatte, war nicht möglich. Der Versuch, mit Kirchhof eine neue Gesellschaft zu gründen, schlug fehl. Endlich brachte im J. 1758 ein glänzender Spielerfolg in Mietau die Anstellung am Wiener Hoftheater, das auf Wunsch Maria Theresia's unter der Leitung des allerdings völlig untauglichen Grafen Durazzo damals reformirt werden sollte. Sonnenfels hatte eben den Kampf gegen den Hanswurst aufgenommen und führte ihn mit wechselndem Glücke durch. Er fand an Stephanie eine treffliche Stütze. Allerdings blieben auch diesem trotz einer ausdrücklichen Vertragsbestimmung extemporirte Lustspielrollen nicht erspart. Als Bender 1769 Director der Hofbühne wurde, schien endlich der Sieg des ernsten Dramas gesichert. Wirklich richtete Affligio's kurzlebige Direction, durch die selbst Kurz-Bernardon wieder nach Wien gelockt wurde, nichts gegen St. und gegen seinen Bruder aus. Die Kaiserin griff persönlich ein, zerstörte das Intriguengebäude Affligio's und Kurz-Bernardon's, und der Hanswurst war für ewig begraben. 1771 wurde St. Regisseur, konnte aber unter der Bevormun-

dung einer vierfachen Oberleitung nichts zu Stande bringen. Erst in späteren Jahren gewann er mit seinem Bruder einen nachhaltigen Einfluß, der nicht immer günstig wirkte. Als er am 10. April 1798 starb, athmete man erlöst auf; nur sein eigener Wille, nicht der Wunsch seiner Vorgesetzten, seiner Collegen und seines Publicums hatte ihn bis zuletzt der Bühne erhalten. Als Schauspieler glänzte er anfangs durch ein biegsames, kräftiges Organ und durch lebhafte Geberdensprache; bald indeß verfiel er dem Outriren. Man hatte ihn einmal mit Lecain verglichen; seitdem wurde er mehr und mehr zum rohen Coulissenreißer und legte sich eine abenteuerliche tragische Manier zurecht, die durch heulenden Vortrag wirken wollte. Heftige Bewegungen ließen seine ungefällige, breitschultrige Gestalt nur noch unerfreulicher erscheinen. Sehr charakteristisch ist Eva König's Bericht an Lessing (Hempel 20, 2, 614 f.) über seine Darstellung des Odoardo; er entblödete sich nicht, am Schlusse Emilia's Blut vom Dolche zu lecken. — Stephanie's dichterische Thätigkeit bewegte sich in weit engeren Grenzen, als die seines schreibelustigen Bruders; meist begnügte er sich mit Bühnenbearbeitungen und mit Uebersetzungen. Als einer der ersten übertrug er Goldoni's „Bourru bienfaisant“ ins Deutsche (1773); seine „Neueste Frauenschule“ geht auf Cibber zurück (1770). In seiner „Liebe in Corsica“ (1770) dramatisirte er H. E. Teubern's Erzählung „Dubois und Gioconda“ (Goedeke 4², 211: 24, 1). Selbständiger ist die „Wahl oder nicht alle lieben Alles“ (1771); sie contrastirt Anglomanie, Gallomanie und Deutschthum und bricht für die deutsche Bühne eine Lanze. Der „Neue Weiberfeind“ (1773) der weniger an Fletcher's Woman hater und an Lessing's Misogyn, als an Brandes' Hagestolz (1771) gemahnt, soll eine geistvolle Jüdin verherrlichen, die einem Cavalier eine herbe Lection gibt. Alle Stücke, Bearbeitungen, wie selbstständige Dichtungen zeugen für Stephanie's ehrliches Kunststreben; er liebt ein schweres Caliber, er verkündet Sentenzen und legt Ideen zu Grunde, er hat bildende Ideale. Weil er aus Ueberzeugung alle Leichtfertigkeit von der Bühne fernhalten will, wird er oft schwerfällig; selten gelingt ein komischer Effect. Dem „regelmäßigen“ Drama dienen alle seine Versuche zur Förderung, ebenso wie eine Monatsschrift „Gesammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht“ (1766—68), die heute sehr selten geworden ist. Ihr Inhalt unterscheidet sie durch nichts von ihren zahlreichen Nebenbuhlerinnen: Erzählungen, kleine Theaterstücke, Gedichte, Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen füllen sie. Auch als Kritiker äußerte er sich in ihr; überhaupt entsprach es der vorwärtstreibenden Tendenz des Mannes, auch von dieser Seite für die Ideale einzutreten, die er auf der Bühne verfolgte.

Goedeke IV², 76. — Wurzbach XXXVIII, 216—222. — F. L. W. Meyer, Fr. L. Schröder I, 362 f. — E. Devrient, Geschichte d. deutschen Schauspielkunst, Register. — E. V. Zenker, Geschichte der Wiener Journalistik bis zum Jahre 1848, Nr. 137 (die Monatsschrift fehlt den drei Wiener Bibliotheken).

Oskar F. Walzel.

Stephanie: Gottlob St., der seinem Namen den Zusatz „der jüngere“ gab, um nicht mit seinem Bruder Christian Gottlob verwechselt zu werden, wurde am 19. Februar 1741 zu Breslau geboren. Als Künstler und als Mensch ist er weit weniger sympathisch, wie sein älterer Bruder; auf allen Gebieten seiner Thätigkeit diente er der Opportunität. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien sollte er der Jurisprudenz sich widmen. Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges führte ihn in das Lager Friedrich's d. Gr. Laudon's Sieg bei Landshut brachte ihn am 23. Juni 1760 in österreichische Gefangenschaft. Rasch besonnen trat er neun Monate später als Cadett in österreichische Dienste; er bringt's zum Feld=

webel und Rechnungsführer und erhält nach dem Frieden von Hubertusburg einen ehrenvollen Abschied. Einflußreiche Gönner, die dem geschmeidigen Manne unschwer zu theil wurden, verschafften ihm die Stelle eines Werbeofficiers. Als Lieutenant ging er nach Regensburg; doch schon ein Jahr später ist er stellenlos wieder in Wien. Eine Festvorstellung von Diderot's „Hausvater", in der er die Rolle des Comthurs spielte, brachte die Entscheidung. Er fand so außerordentlichen Beifall, daß der damalige Leiter des Wiener Nationaltheaters, der wohlhabende Gönner der „regelmäßigen" Bühne, Bender, ihn sofort engagirte. Als College seines älteren Bruders debutirt er am 1. April 1769. Schneidige Officiere, hastige, komische Alte, alte Bedienten und Tyrannenrollen fielen ihm zu. Wo er poltern konnte, war er am Platze: mehr brachte er nicht zustande. Tragische Rollen lagen ihm nicht; an Vertiefung dachte er nicht; seine äußere Erscheinung war verwahrlost. In dem Theaterkampfe der Zeit stand er nach kurzem anfänglichen Schwanken treu auf der Seite des Bruders und opponirte mit ihm gegen Affligio und gegen dessen Günstling Kurz-Bernardon. Dennoch gewann er rasch einen unheilvollen Einfluß; neidisch, geizig, unruhig und ränkesüchtig, ein Trunkenbold und Zänker wurde er bald zum bösen Dämon der Wiener Hofbühne. Schröder hatte durch ihn zu leiden; St. veranlaßte ihn, als Lear mit dem fast unübertrefflichen Brockmann zu wetteifern, und war bitter enttäuscht, als Schröder sich der Aufgabe gewachsen zeigte. Auch gegen Kotzebue machte er den Einfluß geltend, den er seiner von vornehmen Kreisen gern unterstützten Tratschkunst dankte. Am stärksten bekam Sonnenfels Stephanie's Charakterlosigkeit zu fühlen. Sonnenfels, der Stephanie's Gönner gewesen war, zerstörte selbst durch überscharfe Theaterrecensionen sein Verhältniß zu den Wiener Schauspielern. Allein nicht Stephanie's Sache wäre gewesen, in einem dramatischen Pamphlet ihn lächerlich zu machen. Er wollte freilich nachträglich in seinem „Tadler nach der Mode" (1773), der Sonnenfels in der Gestalt Haders carikirt, nur einen Typus gezeichnet haben. Allerdings arbeitet Stephanie's Satire mit so groben Strichen, daß nur unmögliche Zerrbilder entstehen. Völlig bar der satirischen Phantasie und des polemischen Witzes eines Tieck oder Wilhelm Schlegel macht sich St. in den steifen Formen seiner Lustspieltechnik nur selbst lächerlich. St. ist am 23. Januar 1800 gestorben. — Als Dichter schuf er von Anfang an von der Bühne herab für die Bühne. Wie Schröder und Iffland suchte er schon vor diesen sein Repertoire durch eigne Arbeit zu vergrößern. Rückhaltloser wie die beiden gestand er stets den ephemeren Zweck seiner Arbeiten ein; noch im J. 1780 bekannte er, daß nur zwei seiner bis dahin veröffentlichten 20 Stücke einer „gereinigten" Bühne werth seien. Dennoch brüstete er sich gerne mit den Bühnen- und Bucherfolgen seiner dramatischen Versuche; endlos ziehen sich durch die Einleitungen seiner Bücher allerschärfste und allergröbste Antikritiken, und gerne stellt er abfälligen Beurtheilern die günstigen Worte eines „einzigen unparteiischen Mannes" gegenüber. Gerne auch bricht er für das Wiener Publicum und für seinen geläuterten Geschmack eine Lanze; er rechtfertigte seine wärmsten Bewunderer dem Auslande gegenüber, um diesem durch die hohe Anerkennung zu imponiren, die er in Wien fand. Galt er doch den in Wien ansässigen Italienern als deutscher Goldoni! Trotz aller Wohldienerei versäumt er nicht, seine kritischen Grundsätze in den Vordergrund zu schieben. Er bekennt sich zu einem schrankenlosen Realismus: „Meine Leute," sagt er, „müssen mir reden, wie ich ehrliche Leute in unserer lieben Welt reden höre, der Jude wie ein Jude, der Reitknecht wie ein Reitknecht und nicht wie ein Professor auf dem Katheder, der die Wohlredenheit lehrt." In der That glücken ihm bisweilen Scenen von kräftigem, derbem Realismus, vor allem, wenn er Soldaten schildert. Gewöhnlich bindet indeß auch ihn die Convention. Seine Stücke,

die im J. 1769 einsetzen, und deren Anstoß sicherlich Lessing's Minna von Barnhelm war, bewegen sich lange Zeit nur in den steifen Formen des Johann Elias Schlegel'schen Lustspiels. Aengstlich beobachtet er die Einheit der Zeit, nur selten gestattet er seinen Stücken die Dauer von zwei Tagen. Freier hält er's mit der Einheit des Ortes. Freilich darf nicht übersehen werden, daß er zu einer Zeit in Wien schrieb, da Ayrenhoff seine hölzernen Alexandrinerdramen ebenda verfertigte. Erst allmählich ist er, offenbar durch Schröder's Vorbild zu freierer Bewegung gelangt. Mit einem Soldatenstücke setzte er ein. Seine „Werber“ (1769), die er dem „Recruiting officer“ von Farquhar nachdichtete, konnte er nach eigenen Erlebnissen ausschmücken, sie gehören zum Gefolge der „Minna“. Noch klarer bethätigt sich die Abhängigkeit von Lessing in den „Abgedankten Officieren“ (1770), die mit Recht als plumpe Nachahmung der „Minna“ bezeichnet wurden. Die Gestalt Tellheim's wird weidlich ausgenützt; ihr gegenüber treten einige Contrastfiguren. Minna selbst erscheint nur in stark abgeschwächter und verblaßter Copie. Fortab weilte St. mit Vorliebe beim Soldatenstande; die endlose Reihe der Soldatenstücke vermehrte er durch seine „Kriegsgefangenen“ (1771), durch den „Deserteur aus kindlicher Liebe“ (1773), eine Zeitungsgeschichte, die zu einem weinerlichen Drama zurechtgestutzt wird, durch die „Wölfe in der Herde“ (1777), die soldatische Brutalität geißeln, durch den „Oberamtmann und die Soldaten“ (1780). Obgleich possenhafte Elemente sich breit machen, will St. seine Stücke nicht immer als Lustspiele angesehen wissen, sondern nennt sie selbst gelegentlich Dramen und Schauspiele. Im Lustspiel wiederum macht sich der Hang geltend, durch criminalistische Motive über das Feld der Komik hinauszugehen, während selbst ernste Conflicte um jeden Preis zu einer guten Lösung gebracht werden. St. arbeitet neben Schröder und Iffland dem nassen Jammer und der rückgratlosen ethischen Verweichlichung Kotzebue's vor. Am stärksten machen sich diese Mängel in Charakterlustspielen geltend, deren St. im Anschluß an die Bremer Beiträger eine Menge geliefert hat. Der „Tadler nach der Mode“, der „Spleen“ (1774), dessen Stoff dem Proverbe dramatique „Les deux Anglais“ entstammt, der nach Smollet's „Humphrey Klinker“ gearbeitete „Allzu gefällige Ehemann“ (1775), zeigen schon durch den Titel die Gattung an, der sie angehören. Am rohesten bekundet sich die Kotzebue'sche Tendenz, alles und jedes auszugleichen und auch vor dem Aergsten die Augen zuzudrücken in dem „Mädchen in der Irre“ (1780) und im „Ostindienfahrer“ (1781); die Heldinnen sind reich mit gurlihaften Zügen ausgestattet. Spieler, Betrüger, Hochstapler, gewissenlose, kupplerische Weiber werden zwar entlarvt, finden indeß sofort mitleidige Seelen, die ihnen eine Thräne widmen. Das stofflich einem Lustspiele Antonio Ferreira's, der Comedia do Bristo, entnommene Charakterbild „So muß man Füchse fangen“ (1786) ist dem Problem gewidmet, ob ein Kuppler auch zu etwas gut sein kann! Die schablonenhafte Charakteristik, die gleiche Typen immer mit gleichen Farben ausmalt, läßt die moralische Verlotterung des ganzen Komödiantenkrams noch schärfer hervortreten. Neue Typen wurden durch St. nicht geschaffen; natürlich darf nach Lessing's Vorbilde der Jude nicht fehlen, der im böseten Augenblicke rettend eingreift und sich als Muster von Edelmuth und Selbstentäußerung darstellt. Wie schon die Soldatenstücke Officiere und Gemeine nicht allein von ihrer besten Seite nehmen, so hält das Lustspiel „Die Art eine Bedienung zu erhalten“ (1777) den Bureaukraten der Zeit und ihren Mißbräuchen einen wenig wohlwollenden Spiegel vor; ähnliches thut die, dem Roman Sophie Francourt entnommene „Gräfin Freyenhoff“ (1771), in den schärfsten Zügen freilich wohl unabsichtlich. Advocaten und Quacksalber werden gerne abfällig charakterisirt; die kecken Soubretten haben fast immer einen Stich ins Kupplerwesen. Ernste

historische Dramen waren natürlich Stephanie's Sache nicht. Einmal behandelt er in der „Liebe für den König“ (1776) mit viel äußerlichem Edelmuth die Flucht Karl Stuart's II. nach der Schlacht von Worcester. Butler's Hudibras steuerte glückliche Motive zur Charakteristik bei. Als Bearbeiter hat sich St. an zwei Dramen der Weltlitteratur gewagt, an „Macbeth“ und an den „Richter von Zalamea“. Die Macbethbearbeitung nennt er selbst ein „Trauerspiel, das mir entglitscht“ ist, bemüht sich aber doch, sie nach den Regeln von Aristoteles, Mendelssohn, Lessing und Marmontel kritisch zu rechtfertigen. Stephanie's „Macbeth“ sollte den seit Jahren in Wien gegebenen „Steinernen Gast“ des Tirso de Molina als spukhaftes Schaustück ersetzen. Sichtlich hat dieser Zweck der Bearbeitung ihren Tenor gegeben. Thatsächlich dehnt St. den fünften Act Shakespeare's zu einer im französischen Geiste gedachten Haupt- und Staatsaction aus; Reminiscenzen aus Shakespearischen Dramen erfüllen das ganze Stück, das mit Hülfe von Buchanan's „Rerum scoticarum historiae“ der historischen Treue gerechter werden will, als Shakespeare. Trotz ihren Mängeln hat diese erste deutsche Bühnenbearbeitung des Macbeth Schule gemacht. Noch freier verfährt St. mit Calderon. Schröder hatte schon 1778 den „Richter von Zalamea“ in seinem „Amtmann Graumann“, vermuthlich nach Linguet's französischer Bearbeitung von 1770 „Le viol puni“ in ein modernes Rührstück verwandelt. St., der auf Collot's d'Herbois Bearbeitung von 1778 fußen will, hat trotz seinem Widerspruche im J. 1780 nur Schröder's Stück weidlich ausgenützt; nicht nur weil beide das Stück nach Deutschland verlegen, stehen sich die Schauspiele nahe. Seinen größten Bühnenerfolg fand St. mit dem einem französischen Muster nachgebildeten, frisch und lebendig geführten Singspiele „Der Apotheker und der Doctor“, dessen Musik Dittersdorf lieferte. Stephanie's Libretto „Der Schauspieldirector“ wurde von Mozart in Musik gesetzt. Auch ins tiefste Genre stieg er hinab und errang 1773 mit einer Maschinenkomödie „Mariandel“ den Beifall seiner Zuhörer. — Bei aller Verschiedenheit erinnert der jüngere St. durch die Leichtigkeit und die gelegentliche Seichtigkeit seines Talents an seinen jüngeren Landsmann Holtei. Vielleicht wäre auch seine Bühnenbegabung bei strammerer Zucht und auf anderem Boden zu erfreulicheren Leistungen von dauernderem Werthe gelangt.

Goedeke IV², 76. — Wurzbach XXXVIII, 222—225. — F. L. W. Meyer, Fr. L. Schröder I, 363 f. — E. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Register. — A. Köster, Schiller als Dramaturg. S. 56 ff., 63, 66, 68 (Macbeth). — E. Günthner, Calderon und seine Werke II, 295 ff. (Richter von Zalamea). — Herrig's Archiv LXXII, 306 f.

Oskar O. Walzel.

Stepischnegg: Jakob Maximilian St., Fürstbischof von Lavant, geboren zu Cilli in Steiermark am 22. Juli 1815, Sohn des Georg St., Zimmermeisters und Hausbesitzers und der Maria St., gebornen Pleschnigg, studirte am Gymnasium seiner Vaterstadt, hörte die philosophischen Studien in Graz und Klagenfurt, absolvirte die theologischen in dem Seminar der Gurk-Lavanter Diöcese in Klagenfurt und wurde zur weiteren priesterlichen Ausbildung in das Augustineum nach Wien gesendet; hier erwarb er 1838 den Grad eines Doctor theologiae. Hierauf wurde er zu St. Andrä in Kärnten, dem damaligen Bischofssitze für die Diöcese Lavant, (2. August 1838) zum Priester geweiht und zur Ausübung der Seelsorge als Caplan in Neukirchen bei Cilli bestellt. Nur zwei Jahre blieb er dort, denn schon 1840 wurde er infolge seiner ausgezeichneten Fähigkeiten von dem damaligen Bischof von Lavant, Anton M. Slomschek, zu dessen Hofcaplan ernannt; wenige Jahre später erhielt er die Professur der Pastoraltheologie und Kirchengeschichte und dann die des Kirchenrechtes, der theoretischen

und praktischen Exegese des Neuen Testaments an dem theologischen Seminar zu Klagenfurt; 1844 wurde er Consistorialrath, 1847 Domherr des Bisthums Lavant, 1861 als infulirter Domdechant nach Salzburg an die dortige Kathedrale berufen, und schon 1862 (am 21. December) nach dem Tode des Bischofs Slomschek von dem Metropoliten der Erzdiöcese Salzburg, Erzbischof von Tarnoczy, zum Fürstbischof von Lavant ernannt. Die Residenz desselben war inzwischen von St. Andrä in Kärnten nach Marburg an der Drau in der südlichen Steiermark verlegt und gleichzeitig eine Aenderung der Diöcesansprengeleintheilung vorgenommen worden, wonach nunmehr das südliche Drittheil der Steiermark das Bisthum Lavant bildet. St. war damit in eine hohe, ehrenvolle, aber höchst schwierige Stellung gelangt. Sein Vorgänger, Bischof Slomschek, war ein religiöser und slovenischer Fanatiker gewesen, hatte mit Kraft und Gewandtheit in diesem Sinne durch Jahre gewirkt, die Heranbildung eines enragirten slovenischen Clerus erzielt, alle Bestrebungen eines solchen gefördert und war stets als Gegner der Deutschen in den Städten und Märkten der südlichen Steiermark aufgetreten. St. war deutsch von Geburt und Bildung, gemäßigt in religiöser Beziehung, mild, wohlwollend, gerecht, edeldenkend und feingebildet — ein friedliebender Kirchenfürst an der Spitze eines kampflustigen Clerus, in dem sich in dieser Richtung besonders die jüngere Generation unerfreulich hervorthat, die Capläne, welche selbst ihre religiösen Pflichten nicht selten gegenüber ihren national-slavischen Prätensionen hintanstellten. Ihr Bestreben ging und geht dahin, die Deutschen ganz aus der Diöcese zu verdrängen oder wenigstens mundtodt zu machen; aus der südlichen Steiermark, welche jetzt noch eine gemischte Bevölkerung hat, Deutsche im Großgrundbesitz, in der Industrie, in den Städten und Märkten, Slovenen als Landbevölkerung, soll ein ganz slavisches Land gemacht werden. — St. trat dieser Agitation, doch immer nur mit der ihm eigenen Milde, entgegen, mußte aber dennoch viele bittere Erfahrungen machen und vermochte nicht das, was ihm gewiß am meisten am Herzen lag, die Herstellung des nationalen Friedens, der durch den Clerus zuerst gestört und am heftigsten befehdet wurde, zu erreichen. — Um so höher geachtet und verehrt wurde er von allen Wohldenkenden und Einsichtigen des ganzen Landes, und seine edlen Bestrebungen wurden auch an höchster Stelle anerkannt, indem er vom Kaiser 1879 mit dem Großkreuze des Franz-Joseph-Ordens und 1883 durch die Verleihung der Würde eines Wirklichen Geheimrathes, womit der Titel Excellenz verbunden ist, ausgezeichnet wurde.

St. war als Fürstbischof Mitglied des Herrenhauses des österreichischen Reichsrathes und des steiermärkischen Landtages, ohne jedoch jemals irgendwie politisch hervorzutreten. Um so eifriger wirkte er als Gelehrter und Schriftsteller. Schon als junger Priester war er Mitarbeiter der von Dr. Pogazhar herausgegebenen „Laibacher theologischen Zeitschrift“; später erschienen von ihm die theologischen Schriften: „Abhandlungen über Religion und Kirche“ (Graz 1857), „Die christliche Ehe nach katholischer Lehre. Abhandlung seinen Diöcesanen gewidmet“ (Marburg 1868), und in slovenischer Sprache: „Predigt, gehalten am 21. October 1877 zu Cilli gelegentlich der Weihe des neuen Stadtpfarrthurmes“ (Marburg 1877) und die historischen Arbeiten: „Georg Stobäus v. Palmburg, Fürstbischof von Lavant (1584—1618)“ im Archiv für österreichische Geschichte XV, 71—132; „Thomas Chrön, Fürstbischof von Laibach. Nach seinem Leben und Wirken geschildert“ (Salzburg 1856); „Papst Pius IX. und seine Zeit“ (Wien 1879), 2 Bände; „Das Karthäuserkloster Seiz“ (Marburg 1884); St. war außerdem noch Mitarbeiter theologischer Zeitschriften und der Wiener katholischen Litteraturzeitung.

St. starb am 28. Juni 1889 im 74. Jahre seines Lebens. Sein Tod

rief im ganzen Lande lebhafte, schmerzbewegte Theilnahme hervor; der Kaiser beauftragte den Statthalter von Steiermark dem Marburger Domcapitel die allerhöchste Theilnahme bekannt zu geben und aus allen Theilen des Landes liefen Beileidskundgebungen ein. Die Marburger Zeitung schreibt in dem Nachrufe an den Hingeschiedenen zutreffend, daß mit ihm „ein wahrhaft hochsinniger, mit den edelsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens geschmückter Priester, ein Oberhirte, in welchem die priesterliche Milde sich verkörperte“ verblichen sei. „Wer jemals in die Lage kam, mit dem hochwürdigsten Fürstbischof zu verkehren, dem bleibt die gewinnende Sanftmuth seines Wesens, die ruhige Klarheit seines Geistes unvergeßlich. So trat er auch dem wüsten Nationalismus, der unsere Diöcese oft zum Schauplatz wählte, entgegen — er begriff nicht, er konnte es nicht fassen, daß ein Priester, statt seinem erhabenen Berufe zu leben, der sich in den herrlichen Worten des erhabenen Stifters des Christenthums äußerte: Meinen Frieden gebe ich Euch, meinen Frieden hinterlasse ich Euch! — selbst die Hand bieten könne, den Brand in das Nachbarhaus zu schleudern und die nationale Zwietracht zu einer dauernden zu gestalten. Wie ein grünes Reis aufragt über wüstes Steingerölle, das in unabsehbarer Fläche lagert, so erschien uns stets der nunmehr Verewigte im Kreise jener, deren Oberhaupt und Lenker er war, die aber seinen Herzensadel nicht liebten, am wenigsten nachahmten. Unter schwierigen Verhältnissen hat Fürstbischof Dr. St. durch mehr als ein Vierteljahrhundert die Lavanter Diöcese mit milder und doch sicherer Hand geleitet, geschätzt von allen, die nicht politische und nationale Parteiwuth geblendet“; „selbst diesem Friedensfürsten wurden Kämpfe und Verfolgungen nicht erspart, ja die brutale Leidenschaft nationaler Fanatiker zerrte seinen Namen und seine liebenswürdige Gestalt durch die Blätter, die jener Leidenschaft fröhnen“. — Ein schönes, aber wahres Urtheil über St., ein hartes, aber nicht minder wahres über seine Gegner.

Nur eine Biographie Stepischnegg's ist mir bekannt in Wurzbach, Biographisches Lexikon, 38. Theil, S. 225—227, die aber nur bis 1879 reicht, alles übrige aus eigener Erfahrung und Erinnerung. Ilwof.

Stepling: Joseph St., Astronom, geboren am 29. Juni 1716 zu Regensburg, † am 11. Juli 1778 zu Prag. Mit seiner verwittweten Mutter, die aus Böhmen stammte, während der Vater Beamter beim Regensburger Reichstage gewesen war, kehrte St. als Knabe in ersteres Land zurück und ward in Prag der Jesuitenschule übergeben. In den mathematischen Fächern zeichnete er sich bald so aus, daß er mit 17 Jahren die Elemente der am 28. Mai 1733 eingetretenen Mondfinsterniß vorauszuberechnen im Stande war, und während bis dahin der Orden dem Jüngling, seiner körperlichen Schwachheit halber, die Zulassung zum Noviziate beharrlich verweigert hatte, gestattete er jetzt sofort die Aufnahme. In Brünn, Olmütz, Glatz, Schweidnitz verlebte St., wesentlich auf private Studien angewiesen, die nächsten Jahre, bis er von 1743 an in Prag seinen Lieblingswissenschaften sich ganz widmen durfte. Als er 1748 mit Vorträgen über die übliche aristotelische Schulphilosophie beauftragt wurde, lehnte er mit einer unter den obwaltenden Verhältnissen gewiß höchst achtungswerthen Gewissenhaftigkeit diesen Lehrauftrag ab, weil er mit der scholastischen Tradition nicht einverstanden sei, und seine Oberen ließen mit charakteristischer Klugheit die Entschuldigung gelten, indem sie ihm nunmehr den Unterricht in Mathematik und Experimentalphysik am Prager Jesuitencollegium übertrugen. Seine Vorstellungen bewirkten, daß man ihm im Clementinum die noch heute bestehende Sternwarte erbaute, und da es für die Ausrüstung derselben an Geld fehlte, so schaffte der neue Director die wichtigsten Instrumente auf eigene Kosten an. Im J. 1752 wurde er von der Kaiserin zum Director der philosophischen Facultät der Universität Prag ernannt und entfaltete als solcher eine ebenso rege wie

segensreiche Thätigkeit, indem er dem veralteten Unterrichtswesen neue Bahnen anwies, die Pflege der Naturwissenschaften empfahl und auf die Begründung eines physikalischen Cabinets hinwirkte. Als die Gesellschaft Jesu 1773 aufgehoben wurde, gingen alle Exjesuiten von ihrer Stellung an der Hochschule ab; nur St. behielt dieselbe als Director der mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien bis zu seinem Tode. Sein College Wydra, bekannt durch sein Geschichtswerk über die Pflege der Mathematik in Böhmen und Mähren, hielt dem Verstorbenen eine lateinische Leichenrede, und in der Clementinischen Bibliothek wurde, auf Maria Theresia's Anordnung, sein Denkmal aufgestellt; diese Anstalt war von ihm mit einer reichen Bücherschenkung bedacht worden. St. stand mit den bedeutendsten Forschern seiner Zeit, mit Boscovich, Lacaille, Euler, Hell, Nollet, früher auch mit C. v. Wolf, in stetem Briefwechsel und war Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften. Für die von J. v. Born ins Leben gerufene „Privatgesellschaft in Böhmen", aus welcher sich nachmals die bekannte „Königliche Gesellschaft" entwickelte, bethätigte der hochgeachtete Mann das lebhafteste Interesse und bereicherte ihre Denkschriften mit einer Fülle verdienstlicher Arbeiten.

Seine litterarische Wirksamkeit war überhaupt eine höchst vielseitige, und vieles, was er schrieb, darf den besten Producten seiner Zeit an die Seite gestellt werden, wie er denn im Vereine mit Boscovich und Bürg gewiß als einer der ersten österreichischen Mathematiker des vorigen Jahrhunderts bezeichnet werden muß. Er bestimmte genauer die geographischen Coordinaten von Prag, erörterte in besonderen Abhandlungen die damals neuen Erscheinungen der Aberration und Nutation, schrieb über Ballistik, Nordlichter, Gefrieren des Wassers, den Venusdurchgang von 1761, sowie mehrere Male über Erdbeben, mit denen er Veränderungen der Teplitzer Quellen in Causalverbindung brachte. Die Ansicht des Danziger Physikers Kühn, daß die Fläche des ruhenden Meeres eine ganz unregelmäßige sei, bekämpfte er energisch, und wahrscheinlich steht mit dieser Polemik ein ausführlicherer Tractat über die wahre Erdgestalt in Zusammenhang, welchen er handschriftlich hinterlassen haben soll. Auch in der Vorgeschichte der modernen Lehre von den Meteoriten ist sein Name zu nennen wegen einer Schrift, welche den Titel führt „De pluvia lapidea anni 1753 apud Strkow, pagum Bohemiae, et ejus causis meditatio" (Prag 1754). Aber auch mit reiner Mathematik beschäftigte sich St. Er gab das zweite Buch der euklidischen Elemente in algebraischer Darstellung heraus (Prag 1756), schrieb Commentare zu den Werken Joh. Bernoulli's und Kästner's und bewies in seinen „Exercitationes geometrico-analyticae De ungulis aliisque frustis cylindrorum etc." (Prag 1751, 2. Auflage Dresden-Leipzig 1760, deutsch im I. Bande der erwähnten Denkschriften, 1775), daß er die Integralrechnung mit großer Sicherheit zu beherrschen und auf geometrische Probleme anzuwenden verstehe. Die „Institutiones physicae" des Jesuiten Sagner enthalten in ihrem astronomisch-mechanischen Theile wesentlich die von St. hinterlassenen Collegienhefte.

Wydra, Vita admodum reverendi ac magnifici viri Josephi Stepling, Prag 1779. — Pelzel, Abbildungen böhmischer und mährischer Gelehrter und Künstler IV, 164 ff. Prag 1782. — De Backer, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus, VI. série, p. 676 ff. Liège 1861. — v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 38. Theil, S. 227 ff. Wien 1879.

Günther.

Sterkel: Joh. Franz Xaver St., geboren am 3. December 1750 zu Würzburg, † daselbst am 21. October 1817. Wie sein Altersgenosse, der nur ein Jahr ältere Abbé Vogler, auch ein geborener Würzburger, und wie mit nur wenigen Ausnahmen fast alle gleichzeitigen Claviercomponisten und Clavierspieler, ist auch St. nahezu spurlos vergessen. Wer unter unsern heutigen Pianisten

kann sich rühmen, je eine Sonate von ihm, oder von Steibelt, von Wölffl, Cramer, Häßler, Pixis, Himmel, Tomaschek, Böhner, Ries, Kalliwoda, Mühling, Riem u. s. w. gespielt zu haben, abgesehen von den sehr zahlreichen Modecomponisten, deren Werke mit dem Tage kommen und gehen? Wie beklagenswerth ist das, denn neben vielem Vergänglichen finden sich unter den Compositionen dieser Künstler Perlen, die der Vergessenheit entrissen zu werden verdienten. Welche trostlose Zukunft für unsere nach Unsterblichkeit ringenden jüngeren Tonsetzer erschließt da ein Rückblick auf die Vergangenheit, in der viele, von den Zeitgenossen einst so hochgefeierten Meister des Pianoforte, ein gleiches Bestreben beseelte, wie heute unsere in Originalität sich überbietenden Genies. — Die ersten Lehrer des schon frühe außerordentliche Talente bekundenden Knaben waren auf dem Clavier Hoforganist Kette, auf der Orgel der Organist Weißmantel am Juliushospital. Beide hatte er jedoch bald überflügelt. Kaum ihrer Schule entwachsen, widmete er sich dem geistlichen Stande und ward nun zugleich Vicar und Organist am ehemaligen Stift Neumünster. Jede freie Stunde gehörte aber fortwährend seinen ihn mächtig fesselnden musikalischen Studien, dem Clavierspiel und der Composition. Er bethätigte jetzt schon großes Talent für Vocalsachen, aber auch seine Sinfonien erfreuten sich allgemeiner Beliebtheit. Auf Ersuchen der Hofsängerin Sachs, bei der eine junge Sängerin, die nachmals so berühmte Sabina Hitzelberger aus Randersacker bei Würzburg wohnte (1755—1810, Mutter von vier hervorragenden Sängerinnen, Sabina, Kunigunde, Johanna und Regina), schrieb er für diese eine Arie, doch unter der Bedingung, daß sein Name, der großen und fortwährenden Hofintriguen wegen, strenge verschwiegen bleibe. Diese Composition, von Kennern in einer Privatgesellschaft gehört, erregte so viele Sensation, daß man dem damaligen Würzburger Bischof, Adam Friedrich von Seinsheim, davon berichtete, der sie nun auch hören wollte. Er befahl, den Namen Paisiello auf den Titel zu setzen und sie als ein soeben aus Italien gekommenes Musikstück aufzuführen. Nicht sobald war sie mit allgemeinem Vergnügen gehört worden, als er den Componisten aus der Zuhörer Mitte hervorrief und ihn den Zuhörern mit den Worten: „Das ist mein Paisiello“ vorstellte. Dieser für den jungen St. so ehrenvolle Vorfall hatte wichtige Folgen. Er ward dadurch zu neuem Eifer, auch auf dem Claviere veranlaßt. Er ließ sich bald darauf mit großem Beifall vor seinem Fürsten hören und erhielt bei dieser Gelegenheit von dem gerade anwesenden kurmainzischen Minister Graf Wilh. Friedr. v. Sickingen (dem Franz Moor in Schiller's Räubern) eine Einladung nach Aschaffenburg, um dort vor dem Kurfürsten Fr. Karl Joh. von Erthal (1774—1802) zu spielen. Diesem prachtliebenden Herrn gefielen seine Vorträge so sehr, daß er ihn sogleich als Hofpianist in seine Dienste nahm, ihn zum Hofcaplan und bis ein Kanonikat frei wurde, zum Vicar eines Stiftes ernannte. Ungern sah ihn 1778 sein ihm so wohlwollend gesinnter bisheriger Gebieter aus seinem Dienste scheiden. Die wichtigste Folge dieses Dienstwechsels war, daß ihn sein neuer Herr im folgenden Jahre, in Begleitung des Würzburger Concertmeisters Lehritter, eines Stiefbruders von St., nach Italien reisen ließ, um seinen Geschmack und sein Talent weiter auszubilden. Er concertirte mit vielem Erfolge mit diesem, der ein vorzüglicher Geiger war, in Rom, Florenz, Neapel, Venedig und anderen bedeutenden Städten. In Neapel übertrug ihm die Königin Marie Karoline, die großes Gefallen an ihm gefunden (er war überhaupt ein Liebling der Damen), die Composition der Oper „il Farnace“. Dieses 1780 geschriebene Drama wurde erstmalig am 12. Jan. 1782 mit vielem Beifall in Koblenz aufgeführt. 1789 rief ihn der Kurfürst zurück und verlieh ihm nun das ihm längst in Aussicht gestellte Kanonikat. Gerne hätte St. zuvor noch Frankreich bereist, aber

statutengemäß durfte eine solche Stelle nicht über drei Monate unbesetzt bleiben. Er hatte nun eine sorgenfreie, angenehme Existenz und war fast unbeschränkter Herr seiner Zeit. Mit doppeltem Eifer wandte sich seit 1782 sein mit den befruchtenden Anregungen Italiens bereicherter Geist seiner geliebten Kunst zu. Sie blieb ihm die liebste Unterhaltung und war ihm wichtiger als seine geistlichen Würden. Besonders bestrebte er sich dem deutschen Liede, dem um diese Zeit auch J. F. Reichardt seine Thätigkeit zuwandte, mehr Gefälligkeit und Reiz zu geben. Er erwarb sich dadurch ein besonderes Dank- und Anerkennungsschreiben des Dichters Matthisson. Leider sind die zahlreichen Liedercompositionen Sterkel's der Gegenwart völlig verklungen, so daß sich eigentlich ein Urtheil über sie gar nicht geben läßt. Außerdem componirte er zahlreiche Clavierwerke, namentlich Aufsehen machende Clavierconcerte, Sinfonien u. s. w., und zeichnete sich auch durch seine Lehrthätigkeit, indem er talentvolle Zöglinge im Clavierspiel und Gesang bildete, aus. Als 1792 Kaiser Leopold II. mit seiner Gemahlin Maria Theresia von Sicilien nach Mainz kam, hatte St. die Ehre, zu letzterer befohlen, und nachdem sie sich über seine Kunst und Compositionen lange mit ihm unterhalten, mit einer goldnen, emaillirten, mit Perlen und Brillanten besetzten Dose beschenkt zu werden. 1793 wurde der bisherige mainzische Capellmeister V. Righini, der gefeierte Componist der Oper: „Alcide al Bivio“ vom König Friedrich Wilhelm II. von Preußen an Alessandri's Stelle nach Berlin berufen. An seiner Statt ernannte der Kurfürst, der allgemein als einsichtsvoller Kunstkenner galt, St. zu seinem Capellmeister. Von jetzt an fand er auch Gelegenheit, seine Talente in kirchlichen Compositionen zu verwerthen. Leider kamen aber infolge des Ausbruchs der französischen Revolution nun schlimme Zeiten für Deutschland, namentlich für dessen am Rheine gelegene Gebiete. Der Kurfürst floh am 4. Octbr. 1792; am 21. zogen die Franzosen unter Custine in Mainz ein. Erst nach Jahren konnte er in seine ganz demolirte und zu Grunde gerichtete Residenz wieder zurückkehren, welche aber schon am 1. Januar 1798 wieder von den Franzosen besetzt wurde. Mainz blieb fortan mit dem linken Rheinufer ihnen überlassen. Der Kurfürst starb in seiner neuen Residenz Aschaffenburg. Sein Nachfolger wurde sein schöngeistiger Coadjutor Karl Theodor von Dalberg. In der nun folgenden Zeit furchtbarer politischer Umwälzungen (vgl. A. D. B. IV, 704 f.) war Sterkel's Bleiben in Mainz nicht. Als der Kurfürst eilends über die Rheinbrücke entfloh, war gewiß auch sein Capellmeister bei der Gesellschaft. Nicht eher hielt er an, als bis er wieder in der lieben Heimath, in dem gesegneten Würzburg angekommen war. Da konnte er der Entwicklung der Dinge ruhig zusehen. Mit dieser bösen Revolution nahmen auch alle musikalischen Verhältnisse andere Gestalt an; es hörte die goldene Zeit der Hofcapellen auf. Denn bisher hatte jeder der zahlreichen kleinen und kleinsten weltlichen und geistlichen deutschen Höfe seinen besonderen Stolz darein gesetzt, sich eine Capelle zu halten. Ueberall fand man kleine, aber, hätten sie zu ihrem Großtheil auch nur aus Hofbediensteten und Lakaien bestanden, gute Capellen. Hofcapellmeister und Hof- und Kammermusiker waren zwar schlecht bezahlt, aber sie hatten doch ihr bescheidenes Auskommen. Das änderte sich nun gründlich. Der Bischof von Würzburg, einer der angesehensten Prälaten, zudem Gebieter Frankens und eines sehr musikalischen Volksstammes hatte indessen nie aufgehört für eine würdige Hofmusik, sammt Sängerinnen und Sängern, Trompetern und Paukern zu sorgen. Als daher St. sich nach Würzburg zurückgezogen hatte, fand er da nicht nur alle möglichen musikalischen Mittel und Kräfte, auch erwünschte Anregung zu neuem Schaffen. Er schrieb unter anderen vier große Messen (eine davon widmete er seinem Kurfürsten) und eine Unzahl kleinerer Tonstücke für Clavier und andere Instrumente. Der Fürst-

primas hatte ihn seines Dienstes nicht entlassen, aber die Hoffnung, Gehalt zu bekommen, mußte er bis auf bessere Tage verschieben. 1803 erhielt er einen Ruf als Capellmeister des Fürsten Choloniewsky nach Polen, den er jedoch ablehnte. Gleichzeitig erhielt er das Diplom eines Ehrenmitgliedes der Departemental-Gesellschaft für Künste und Wissenschaften aus Mainz zugeschickt. Als sein Fürst zeitweiligen Aufenthalt in Regensburg nahm, folgte er ihm dahin. Er gründete da, um gute Gesangskräfte zu bekommen (wie er es auch schon in Würzburg gethan), sofort eine öffentliche Singschule und componirte für diese Anstalt viele seiner besten Singstücke. Namentlich erregte eine zu Ehren seines Gebieters in Musik gesetzte große Ode Aufsehen. Aber das schöne Verhältniß, das sich hier gebildet, sollte nicht von Dauer sein. Deutschland war noch lange nicht beruhigt. Er war genöthigt, wieder nach Würzburg zurückzukehren, wo ihn dann auch der Tod überraschte. Mit Ausnahme einer Reise nach Berlin hat er es nie mehr verlassen. Um Verbreitung seiner Kunst hat sich St. sehr verdient gemacht. Neue Bahnen konnte ihr der bescheiden-anspruchslose Künstler nicht erschließen. Er wollte durch seine Compositionen den Liebhabern der Musik Vergnügen bereiten, seinem greisen, so sehr verkannten und hart bedrängten Fürsten Zerstreuung und Trost bringen und treue Ergebenheit bethätigen. Das hat er erreicht. Er schrieb eine Oper, 25—30 Hefte Lieder, deutsche und italienische Canzonetten, Arietten, Duette u. s. w., eine Anzahl Messen, in seiner durchaus einfach-edeln, gesangvoll-andächtigen Weise; 10 Sinfonien, 1 Quintett, 1 Quartett, 8 Trios und 6 Duos, 12 Clavierconcerte und ca. 50 Hefte für Clavier allein (à 2 und 4 Hdn.) und mit Begleitung von Violine. Es ist zu bemerken, daß dies zumeist Sonaten sind und sich nur ganz wenige Fantasien, Variationen und Tagesflitterwerk unter ihnen finden. Kenner und Liebhaber rühmten an ihnen Reichthum der Erfindung, angenehme und gefällige Gedanken und praktische Spielbarkeit. Schletterer.

Stern: Julius St., königl. Professor und Musikdirector zu Berlin, geboren am 8. August 1820 zu Breslau von jüdischen Eltern, † am 27. Februar 1883 zu Berlin. Schon als Knabe zeichnete er sich als Violinvirtuose aus und trat öffentlich auf. Als die Eltern 1832 nach Berlin übersiedelten, erhielt er Leopold Ganz, St. Lubin und C. Maurer zu Lehrern; später trat er als Schüler in die Akademie ein, in der Rungenhagen unterrichtete. Durch ein Stipendium, vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gewährt, war es ihm möglich nach Paris zu gehen, um sich weiter auszubilden, doch schon auf der Hinreise durch Dresden lernte er den Gesanglehrer Miksch kennen und wurde von ihm in die italienische Gesangskunst eingeweiht. Er gab das Violinspiel ganz auf und betrieb auch in Paris hauptsächlich Gesangsstudien, leitete dort einen Gesangverein und gab öffentliche Aufführungen von deutschen Meistern. 1846 wieder nach Berlin zurückgekehrt, leitete er bei der Gräfin Rossi (der einstigen Sängerin Sontag) die dort stattfindenden Musikaufführungen, gründete 1847 selbst einen Gesangverein, der sich bald zu einer umfangreichen Mitgliederzahl hob, besonders durch jüdische Elemente, denen der Beitritt zu der schon lange bestehenden von Fasch gegründeten Singakademie verschlossen war. 1849 trat er zum ersten male mit ihm vor die Oeffentlichkeit. Sowol die jugendliche Frische der Stimmen, als die feurige Wiedergabe der großen Chorwerke rief eine allgemeine Bewunderung hervor und Vergleiche mit der Singakademie zu deren Ungunsten blieben nicht aus. Diese wurde seit Zelter's Tode zwar von gelehrten Musikern geleitet, die aber nichts weniger als im Stande waren große Chor- und Orchestermassen zu leiten. Ihre Aufführungen waren daher schlaff, die Singstimmen meist mit älteren Damen besetzt, der Männerchor zu schwach vertreten, und da die Soli in den Oratorien nach altem Herkommen nur von

Mitgliedern gesungen wurden, dem Orchester ein genialer Dirigent fehlte, so zehrte sie nur noch von ihrem einstigen Rufe. St. war dagegen ein geborener Dirigent. Staunenswerth war es, wenn er bei kleinen Aufführungen am Flügel mit der linken Hand die Orchesterbegleitung spielte und mit der rechten Hand einen Chor von gegen 500 Sängern leitete. Musterhaft waren die großen Oratorienaufführungen, bei denen die Soli von anerkannten Solosängern vorgetragen wurden. Anfänglich sangen sie fast nur Mendelssohn'sche Werke, erst später gingen sie zu Händel und Beethoven über. Die neunte Sinfonie und die große Messe von Beethoven wurden wohl überhaupt in Berlin erst durch St. zu Gehör gebracht und bildeten fast jährlich ein stehendes Repertoire. Im J. 1850 errichtete er im Vereine mit A. B. Marx und Theodor Kullack ein Conservatorium für Musik, das erste in Berlin, vielleicht in ganz Deutschland, mit Ausschluß Leipzigs und abgesehen von Oesterreich, welches schon fast seit einem halben Jahrhundert in Prag und Wien bedeutende Anstalten besaß. Marx vertrat das theoretische Fach, Kullack das Clavierspiel und St. das Gesangfach. Trotz seiner gesanglichen Bildung nach italienischem Muster drängten ihn seine natürlichen Anlagen zu sehr auf den äußeren Effect und daher kam es, daß er seinen Schülern nicht Zeit genug ließ, die Stimmorgane nach und nach zu kräftigen, so daß er das Unglück hatte, mehr Organe verdorben als gebildet zu haben. Nur wer von Natur mit einem außerordentlich kräftigen Organe versehen war, konnte diesen Strapazen widerstehen. St. kann keinen bedeutenden Sänger aus seiner Schule nachweisen. 1855 trat Kullack aus dem Conservatorium und gründete die „Neue Akademie der Tonkunst", Marx folgte ihm 1857 und von da ab leitete St. allein das Conservatorium, welches alle Musikfächer umfaßte und sich eines großen Zuspruches erfreute. Nicht genug zwei so große Institute zu leiten — (er war auch an der Synagoge Dirigent des Gesangschores) — bildete er im J. 1855 auch noch einen Orchesterverein, mit dem er ältere und neuere große Orchesterwerke aufführte. Leider war damals das kunstliebende und wohlhabende Publikum in Berlin noch ein sehr kleines, auch waren die Concertsäle von einer Kleinheit, daß Ausgaben und Einnahmen in keinem Verhältnisse zu einander standen. So dankbar die Bestrebungen Stern's anerkannt wurden, so waren sie doch aus obigen Ursachen nicht von langer Dauer. Später übernahm er noch einmal die Leitung der „Berliner Symphoniecapelle", dann 1873 die Concerte in den Reichshallen. Wenn die früheren Unternehmungen an der Kleinheit der Säle scheiterten, so krankte das letzte an dem allgemeinen Krach, der alle begüterten Kreise in dieser Zeit in Mitleidenschaft zog. Abgespannt und lebensmüde legte er 1874 für immer den Dirigentenstab nieder und behielt nur noch das Conservatorium. Ein Schlaganfall machte auch dieser Thätigkeit ein Ende und der einst so thatkräftige Mann war ein Bild irdischen Jammers geworden, bis ihn ein sanfter Tod erlöste. Aus seinem Conservatorium ist mancher hervorragende Musiker in die Welt eingetreten, jedoch sein Hauptverdienst bestand in dem Einflusse, den er auf das öffentliche Musiktreiben durch seine eminente Begabung als Dirigent ausübte. Nur bis in die vierziger Jahre trat er auch als Liedercomponist auf und erreichte als solcher eine gewisse Beliebtheit, die aber sehr bald wieder verschwand, als er es selbst aufgab, Componist zu sein. In Ledebur's Tonkünstler-Lexikon findet man ein genaues Verzeichniß der Lieder, sowie die älteren Daten auch demselben entnommen sind; alles übrige beruht auf Miterlebtem.

Rob. Eitner.

Stern: Karl Walfried v. St. wurde am 16. Decbr. a. St. (28. Decbr. n. St.) 1819 auf dem Gute Piomets bei Weißenstein in Estland geboren und auf der Ritter- und Domschule zu Reval für die Universität vorgebildet.

In Dorpat, wo er sich von 1838 bis 1843 dem Studium der Volkswirthschaftslehre widmete, gehörte er mit ganzer Seele der litterarischen Studentenverbindung „Livonia“ an, deren Feste er durch manches Lied verherrlichte. Nach abgelegten Prüfungen nahm St. eine amtliche Stellung beim Domänen-Ministerium an, welche ihn ins Innerste des russischen Reiches, nach Rjäsan, abrief (1844). Noch in demselben Jahre ließ St. in Dorpat eine Sammlung seiner „Gedichte“ erscheinen. Diese Poesien, in denen das Gefühl in weichem, melodiösem Ausdruck vorherrscht, lassen einerseits den Einfluß der Romantik eines Eichendorff, Tieck, J. Kerner, andererseits aber auch das Bestreben erkennen, der Formgewandtheit eines Platen nachzueifern. Zwei Jahre später vereinigte er sich mit mehreren Freunden (Jegór v. Sivers, Schellbach, Glitsch, Wittorf) zur Herausgabe einer Sammlung von „Balladen und Lieder“ (1846), und dann ruhte seine Feder auf Jahrzehnte, da sein beschwerlicher Dienst die ganze Kraft des ohnehin schwächlichen Mannes erforderte. Nachdem St. noch in Orel, Pleskau und zuletzt (1852—55) in Nowgorod als Mitglied der Katastercommission thätig gewesen war, wurde er endlich des nomadisirenden Junggesellenlebens überdrüssig, und er erwarb das im Fellin'schen Gerichtsbezirk Livlands gelegene Vorwerk Wannamois, das er zu einem selbständigen Gute unter dem Namen Friedrichsheim um- und ausgestaltete. Im J. 1865 besuchte er zum erstenmale Deutschland, um wegen seines angegriffenen Körpers die Bäder von Teplitz zu gebrauchen. Hier stellte sich Blutbrechen ein, das ihn später wiederholt befiel und an den Rand des Grabes brachte. Er verkaufte daher sein Gut im April 1872 und siedelte nach Dorpat über, wo er am 19. Novbr. a. St. (1. Decbr. n. St.) 1874 starb. Die großen historischen Ereignisse der Jahre 1866 bis 1871 hatten ihn mächtig ergriffen und wieder der Poesie zugeführt; es entstand eine große Menge Gedichte, von denen er selbst meint, daß sie „vielleicht das Beste sind, dessen er fähig war auf dem Isolirschemel, auf welchem er seit seiner Studentenzeit sitze“. Viele derselben sind in die von Leopold v. Schröder besorgte neue Ausgabe der „Gedichte“ Stern's (Dorpat 1877) aufgenommen worden. Ein Sohn Stern's ist der neuerdings viel genannte Dichter Maurice Reinhold v. Stern.

Karl Walfried v. Stern. Ein grünes Blatt auf sein Grab. Von Jegór v. Sivers. Riga 1874. Franz Brümmer.

Stern: M. E. St., Hebraist und Schriftsteller, geboren am 9. November 1811 zu Preßburg, † am 8. Februar 1873 in Wien. Den ersten Unterricht erhielt er durch seinen Vater, der Lehrer an der jüdischen Normalschule daselbst war. Schon im J. 1827 erschienen von ihm hebräische Gedichte und 1829 eine hebräische Grammatik in Fragen und Antworten. St. wirkte als Lehrer in Eisenstadt und Preßburg und nahm später seinen Wohnsitz in Wien, woselbst er die Stelle eines Correctors an der Schmidt'schen hebräischen Buchdruckerei bekleidete. Durch Uebersetzungen von Gebeten und von philosophischen Schriften ist er weiteren Kreisen bekannt geworden. Die von ihm herausgegebene hebräische Zeitschrift „Kochbe Jizchak“ (Sterne Isaak's, 36 Hefte), Aufsätze exegetischen und poetischen Inhalts im Geschmacke einer durch die neueren litterarischen Forschungen überwundenen Zeit enthaltend, bildete einige Jahre den Sammelpunkt einer Hebraistenschule, der Männer von Ruf, wie Trietscher, Rabener, Langbank, Boß u. A. angehörten. Adolf Brüll.

Stern: Salomon G. St., geboren in Rechnitz, † in Wien am 20. Februar 1883. Seinen Namen arabisirend, nannte er sich hebräisch Ibn Kochab tob. Angeregt durch Rappoport und Zunz, die Begründer der modernen jüdischen Wissenschaft, wandte er sich mit Fleiß, Eifer und Verständniß der Erforschung der poetischen und wissenschaftlichen Litteratur des Mittelalters zu, die bis dahin

durch die einseitige Pflege des Talmud gänzlich in den Hintergrund gedrängt war. Gleich Leopold Dukes hat er Bibliotheken nach handschriftlichen Werken der spanisch-arabischen und anderer jüdischer Autoren des Mittelalters durchsucht, die Aufmerksamkeit der Forscher auf dieselben gelenkt und manch köstlichen Fund zu Tage gefördert. St. besaß eine ausgebreitete Kenntniß des von ihm bearbeiteten Litteraturgebietes und war viel auf litterarischen Reisen begriffen, bis er zuletzt in Wien seßhaft wurde, um an den hebräischen Buchdruckereien von Schmidt und della Torre als Corrector zu wirken. Er war ein stiller, bescheidener Mann, der der Aufklärung geneigt war, aber nicht den Muth hatte, gegen ihre Feinde aufzutreten. Er stand in regem wissenschaftlichen Briefwechsel mit Rappoport, Zunz, Luzatto u. A. Die israelitische Cultusgemeinde in Wien setzte dem armen Gelehrten, der sich und die Seinen nur kümmerlich ernährte, ein Jahresstipendium von 300 fl. ö. W. aus. St. edirte im J. 1833 in Prag: Abr. Ibn Esra's „Jesod Mora“ (Principien des Judenthums) mit einem hebräischen Commentar, genannt „Liwjath Chen“. 1844 erschien von ihm in Preßburg: Sal. Ibn Parchon's Grammatik nach einer hebräischen Handschrift. 1854 hat er den Commentar von Menachem ben Salomo aus Perpignan mit dem Beinamen Meïri zu den „Pirke Aboth“ (Sprüche der Väter) herausgegeben, in welchem die bekannte, äußerst wichtige, geschichtliche Einleitung, bis zum Jahre 1300 reichend, enthalten ist. Als Grundlage diente St. bei dieser Edition, der ein biographisch-litterarisches Vorwort beigegeben ist, die Ausgabe Salonichi 1821 von Chaj. Falagi. Seine Ausgabe des Parchon'schen Lexikons mit einer wissenschaftlichen Einleitung von Rappoport ist von bleibendem Werthe. Eine Abhandlung über das „Scheitel“ im ersten und zweiten Bande von Abr. Geiger's alter Zeitschrift soll von ihm stammen. (Aus einem Briefe des Herrn Oberrabbiners Dr. M. Güdemann in Wien, der uns ausführliche Mittheilungen über St. zugehen zu lassen so freundlich war.) 1870 erschien von St. in Wien „Liber Responsionum“, gewidmet den Manen seiner am 14. August 1866 in Wien nach langem Leiden verstorbenen Tochter Anna. Im J. 1874 erschien von St. ein Katalog von 111 hebräischen Codices in 119 Bänden, welche die Großherzogin zu Parma, Marie Louise, als Ergänzung der de Rossi'schen Sammlung, angekauft hat.

Adolf Brüll.

Stern: Sigismund St., Pädagog und Schriftsteller, geboren am 2. Juli 1812 zu Karge, † am 9. Mai 1867 zu Frankfurt a. M. In seiner ersten Jugendzeit widmete er sich dem Studium des Talmud, besuchte das Gymnasium zu Groß-Glogau und später das Joachimsthal'sche Gymnasium zu Berlin, das er Ostern 1831 verließ. An der Universität in Berlin waren Hegel, Schelling, Schleiermacher u. A. seine Lehrer. Nach Absolvirung der Universitätsstudien übernahm er, als der jüdische Geschichtschreiber J. M. Jost am 1. Juli 1835 einem Rufe als Lehrer an die Realschule der israelitischen Gemeinde (Philanthropin) nach Frankfurt a. M. folgte, die von diesem bis dahin in Berlin geleitete „Höhere Schul- und Pensionsanstalt für Knaben“. Eine tiefeingreifende Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte des Judenthums erlangte St. durch die im Winter 1844 in Berlin gehaltenen Vorlesungen über „die Aufgabe des Judenthums und seiner Bekenner“, durch welche der Impuls zur Gründung der „Genossenschaft für die Reform des Judenthums“ gegeben wurde, aus der sich später die „jüdische Reformgemeinde“ in Berlin entwickelte. Im J. 1844 erschien St. als Vertreter dieses Berliner Reformkreises auf der Rabbinerversammlung in Frankfurt a. M. Die jüdische Reformgemeinde in Berlin übertrug St. das Präsidium. In dieser Eigenschaft redigirte er das Gebetbuch, organisirte den Gottesdienst und war gleichzeitig nach Aufgabe seiner Pensionsanstalt Lehrer an der von der Reformgenossenschaft gegründeten Religionsschule.

Um den Ideen der Reform weitere Kreise zu gewinnen, hielt St. in Berlin „Vorlesungen über die Geschichte des Judenthums“ und über „die Religion des Judenthums“. Im J. 1855 folgte St. einem Rufe als Director an die Realschule der israelitischen Gemeinde in Frankfurt a. M., wo er eine anregende pädagogische, schriftstellerische und rednerische Thätigkeit entfaltete. Er wurde auch in Frankfurt a. M. in die gesetzgebende Versammlung berufen. Er betheiligte sich als hervorragendes Mitglied an der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung, und seine gehaltvollen, glanzvollen Reden verfehlten nirgends ihren Eindruck. St. war zum Organisator geschaffen und wirkte in Wort und Schrift sehr anregend auf weitere Kreise. Er besaß ein ideales, sittliches Streben, unbeugsamen Muth, consequent das im Geiste Erschaute zur That zu gestalten, und die Gewandtheit, Klardurchdachtes in ansprechender Form einem großen Hörer- und Lehrerkreise zugänglich zu machen, und seine hervorragende Begabung bewährte sich in Wort und Schrift, wenn er Fragen der Erziehung, der Politik oder die nationale Geschichte behandelte.

Dem Andenken des Director Dr. Sigismund Stern. Einladungsschrift zu der öffentlichen Prüfung der Bürger- und Realschule der israelitischen Gemeinde Frankfurt a. M. 1868 von Dr. Jakob Auerbach. — Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. Band III, Nr. 3. Adolf Brüll.

Stern: Wilhelm St., bedeutender Pädagoge, Seminardirector in Karlsruhe, geboren am 22. April 1792, † am 31. März 1873. Seine Heimath war die Stadt Mosbach, nicht weit vom Neckar, und sein Vater der Bäcker und Weinwirth Martin St., welcher nebenbei auch ein mäßiges Bauerngeschäft betrieb, seine Mutter, Juliane Röther, eine Schullehrerstochter. Seine Eltern gehörten der lutherischen Kirche an, während Mosbach sich meistens zur reformirten Kirche hielt. St. hat in späterer Zeit einem seiner Söhne über sein Leben interessante Mittheilungen dictirt, auf welche wir uns gerne hier beziehen. Den Schulunterricht schildert er als geistlos. In der oberen Classe wurde die ganze Bibel gelesen und hier bildete sich des Knaben Bibelkenntniß, der Gesang in den lutherischen Familien wurde reichlich gepflegt und war ihm besonders lieb. Die Vorzüge der lutherischen Kirche hebt er ganz besonders in seiner Jugendzeit hervor. Es dauerte lange, bis er seine Eltern dahin gebracht hatte, ihn Clavier und Gesang lernen zu lassen. Endlich durfte er auch mit Widerstreben seines Vaters die Lateinschule besuchen. Freilich wurde auch dieser Unterricht auf eine geistlose Weise betrieben. Während er die Dinge des Gedächtnisses schwerer behielt, herrschte bei ihm von Jugend an das Denken vor. Der Religionsunterricht wurde damals rationalistisch ertheilt, auch in Mosbach, und doch machte die Confirmation und der erstmalige Genuß des heil. Abendmahles einen ernsten Eindruck auf ihn. Jetzt sollte entschieden werden, was für einen Beruf St. ergreifen müsse. Oft hatte er seinen Eltern den Wunsch ausgesprochen, studiren zu dürfen; aber der Vater widerstand, indem er erklärte, er habe dazu keine Mittel. Da trat ein Ereigniß ein, das St. mit Recht als ein Werk Gottes erkannte. Ein Advocat, namens Volz, wohnte in Mosbach und hatte einen Sohn, der ein intimer Freund des jungen St. war. Dieser Mann machte eine ungewöhnliche Laufbahn, er wurde Director des evangelischen Oberkirchenraths. Derselbe hatte den jungen Mosbacher liebgewonnen und machte in einem freundlichen Briefe den Eltern Stern's das Anerbieten, Wilhelm für ein mäßiges Kostgeld in sein Haus aufzunehmen, er solle Theologie studiren und das Lyceum in Karlsruhe besuchen. Da entschloß sich endlich der Vater Stern's, das Anerbieten des hochgestellten Mannes in Karlsruhe anzunehmen. Bei der Prüfung stellte sich aber heraus, daß er den lateinischen Stil durchaus nicht beherrschte. Dagegen durch

seine deutschen Aufsätze schwang er sich über die Anderen empor. Als Volz als Oberhofgerichtsrath nach Bruchsal versetzt wurde, kam er in das Haus einer Pfarrwitwe, in welchem er gut versorgt war. Einer seiner Lehrer war der berühmte alemannische Dichter Hebel, der ihn besonders wegen seiner deutschen Aufsätze auszeichnete. „Seine ganze Persönlichkeit wirkte auf mich wohlgemuth und belebend, und was an natürlicher Anlage in mir war, das wachte unter seiner freundlichen Anregung auf“, schreibt er. Der Religionsunterricht war auch in Karlsruhe, wie St. sagt, „auf die ertödtendste Weise bestellt“. Man darf nur an das rationalistische Lehrbuch Niemeyer's erinnern, welches dort gebraucht wurde. Er gewann aber großes Interesse an den lateinischen und griechischen Schriftstellern. Homer und Herodot waren für ihn Lieblingsschriftsteller. Der Professor Beckmann lehrte Physik in einem nicht von Gott ab-, sondern zu Gott hinführenden Sinne. Ueberhaupt war Naturgeschichte ein Lieblingsstudium Stern's. Als er im Herbst des Jahres 1811 das Lyceum verließ, blickte er auf dem Augustenberg bei Durlach noch einmal auf Karlsruhe zurück, und er erzählt in seinem Dictat, daß er hier zum ersten Male Dankesthränen geweint habe über die vielen Wohlthaten, die er dort genossen. Er bezog die Universität Heidelberg, um Theologie zu studiren. Auch über seine Erfahrungen daselbst spricht er sich ausführlich aus, Schwarz, Paulus und Daub, sowie Creuzer waren seine Professoren. Er fand sich hier nicht befriedigt, obwol Daub ein geistreicher Mann war. Auch machte er die Bekanntschaft der Brüder Boisserée, welche bekanntlich eine Sammlung altdeutscher Gemälde besaßen, welche St. immer mit gehobenem Gemüthe betrachtete. Er wohnte in Heidelberg bei seiner Schwester, welche an einen Conditor verheirathet war, welche ihn vor allen Uebertreibungen des Studentenwesens warnte. Seine Ferien brachte er in dem nicht weit entfernten Mosbach zu, welches damals von russischen Kriegsvölkern besetzt war. Hier scheint er die sogenannte Russenkrankheit, nämlich das Nervenfieber, geerbt zu haben. Er litt schwer, doch erholte er sich wieder und reiste nach Tübingen, um dort seine Studien fortzusetzen. Hier fand er eine bessere Theologie bei dem Professor Bengel, einem Enkel des berühmten Albrecht Bengel. Namentlich gewann der Philosoph Eschenmaier einen guten Einfluß auf seinen Geist. Hier wurde er auch mit dem Curator der Universität, dem späteren Minister v. Wangenheim, bekannt. Derselbe rieth ihm, wenn er seine Prüfung als Candidat der Theologie gemacht habe, eine Lehrstelle bei Pestalozzi anzunehmen, und nicht bloß das, sondern er sorgte auch dafür, daß ihm Pestalozzi eine Lehrstelle in den alten Sprachen antrug. Schon im Februar 1815 ist St. zu Fuß auf dem Wege nach Yverdün zu dem greisen Pestalozzi, welcher ihn aufs freundlichste aufnahm. Alsbald nach der Begrüßung setzte Pestalozzi dem jungen Lehrer die Methode auseinander, nach welcher in seiner Anstalt der Unterricht in der lateinischen Sprache ertheilt werden sollte, und St. lehrte alsbald das Lateinische in drei verschiedenen Classen nach diesen Grundsätzen. Es währte nicht lange, so waren seine Schüler alle seine Freunde. Er hatte die Aufsicht über die oberste Classe, wo lauter tüchtige, starke Köpfe sind, wie er sagt. Schon nach einem Jahre waren diese Knaben im Stande, einen lateinischen Schriftsteller mit ziemlicher Geläufigkeit zu lesen. Er arbeitete sich ganz in die Anschauungsweise Pestalozzi's ein. Namentlich erwachte wieder seine Liebe zu den Naturwissenschaften. Er sammelte Pflanzen und Mineralien. Nachdem er zwei Jahre ganz pestalozzisch gearbeitet hatte, erhielt er einen Ruf als Hofmeister für den Prinzen Alexander von Württemberg. Als er den Brief Pestalozzi zeigte, fragte ihn dieser: „Willst Du dem Volke dienen oder willst Du ein gutes Leben haben?“ Die Antwort war: „Ich will meinem Volke dienen.“

„Nun gefällst Du mir", sagte der Greis. Nach Stuttgart ging eine ablehnende Antwort.

Obwol St. ein dreijähriger Urlaub bewilligt war, so wurde er doch schon vorher von der Behörde nach der Heimath berufen, weil es an verfügbaren Candidaten fehlte. Der Abschied wurde ihm und Pestalozzi sehr schwer. Als er im J. 1817 zurückkam, wurde er zum Hauptlehrer in die drittunterste Classe des Karlsruher Lyceums berufen. Er hatte 80 Schüler, Kinder von 8—12 Jahren. Er mußte sich jedoch bequemen, hier das Lateinische soviel als möglich nach der bisherigen Weise zu lehren. Schon im Sommer 1819 wurde ihm auf seine Bitte das Diakonat von Gernsbach im schönen Murgthale übertragen. Er hatte abwechselnd mit dem Stadtpfarrer zu predigen, hauptsächlich aber Schule zu halten. Als ein gewissenhafter Mensch arbeitete er seine Predigten gründlich aus, auch waren sie nicht gerade schriftwidrig. Die Schule jedoch wurde ihm Hauptsache; unter ihm hob sie sich auch wirklich. Da konnte er den Pestalozzi anbringen; und bald leistete er, was eine höhere Bürgerschule fertig bringt. Aus einigen wenigen Schülern waren es bereits 40 geworden, sogar von auswärts kamen Schüler herbei. Später urtheilte er über sein inneres Leben in Gernsbach: „Es kam bei mir zu keinem göttlichen Leben, indem das Treiben des gesellschaftlichen Lebens in Gernsbach mich niederzog und mich in die Eitelkeit der Welt hineinführte." Da drangen denn Freunde auf ihn ein, in den Ehestand zu treten. Er ging darauf ein und ließ sich auf eine Pfarrwaise in Württemberg, Luise Plouquet, führen. Nach einem glücklichen Brautstande fand die Hochzeit am 10. Mai 1821 in Mundelsheim statt. Es war eine sehr glückliche Ehe, auch reich gesegnet mit Kindern. Bei einer Visitation der Schule war man mit seinen Leistungen außerordentlich zufrieden. Der Visitator Katz empfahl ihn in seinem Bericht an die Behörde zum Inspector des evangelischen Schullehrerseminars, dessen Gründung die Regierung im Sinne hatte. Auf diesen Bericht hin erschien eines Tages Hebel, Mitglied der Kirchen- und Schulbehörde, und überzeugte sich von der Tüchtigkeit Stern's. Die Behörde forderte ihn schriftlich auf, die Stelle anzunehmen. Er verlangte nur 1200 Gulden und freie Wohnung. Erst am 24. Mai 1823 wurde ihm die Hauptlehrerstelle mit dem Charakter eines Professors übertragen. Auch wurde ihm die Freude zu theil, daß ihm der tüchtige Musiklehrer Joseph Gersbach als zweiter Lehrer bald beigegeben wurde. Bald meldeten sich auch viele junge Leute. Der Abschied von Gernsbach war ihm durch die Liebe und Anhänglichkeit seiner Schüler und ihrer Eltern sehr schwer geworden. Durch einen Erlaß wurde er aufgefordert, seine Ansichten über die innere Einrichtung des Schullehrerseminars vorzulegen, er that dies in einem Entwurf, in dessen erstem Theil er das Lehrgeschäft und in dem zweiten die zu befolgenden Methoden schilderte. Es ist alles durchaus bei ihm praktischer Natur. Er nimmt Schulen durchschnittlich von drei Classen an und für diese sollten die Zöglinge vorbereitet werden. Im letzten halben Jahr sollten die Zöglinge Lehrversuche in den Schulen von Karlsruhe machen. Auch wurde das Clavier- und Orgelspiel nicht vergessen. Obwol er sich bei Pestalozzi gebildet hatte, so hielt er sich doch nicht sclavisch an dessen Methode, er ging seinen eigenen Gang. Er hatte, wie sein Lehrmeister, damals die Ansicht, daß ein solch naturgemäßer Unterricht die Veredlung des Gemüths zur Folge habe. Es war ein Irrthum, den er späterhin eingesehen hat. Bald fing er auch an, zu schriftstellern, es waren seine verschiedenen Sprachbücher, welche bald bekannt und anerkannt wurden. Im Herbst 1828 wurde es ihm ermöglicht, das Seminar von Harnisch in Weißenfels zu besuchen. Harnisch war nicht bloß ein tüchtiger Schulmann, sondern stand auch auf dem Fundament des christlichen Glaubens. Daß derselbe St. gegenüber mündlich und schriftlich über seinen Glauben nicht

schwieg, wissen wir. Aber er fand noch nicht Eingang. Freilich entschloß sich St. späterhin, auf denselben Felsen zu steigen, welchen Harnisch eingenommen hatte. Als einmal Hebel einen Besuch im Seminar machte, glaubte er, daß die Bildung der Seminaristen zu hoch getrieben würde, und er machte in dieser Beziehung St. einen Vorhalt. Das ließen sich aber weder St. noch Gersbach gefallen. Doch Hebel hatte ja selber keine tiefere Ansicht vom Christenthum. Man hatte damals wie jetzt die Meinung, man brauche es Kindern nur zu sagen, was recht ist, so könnten sie es auch thun. Das Wissen und der Wille stehen aber weit auseinander. Auch St. sah schon damals mit Schmerzen ein, daß sein Vorbild und seine Lehre auf niedrig gesinnte Zöglinge keinen tieferen Eindruck machten. Er nahm schon damals im Religionsunterricht eine mehr positive Richtung an, worin Gersbach ihm widerstand. Es war im J. 1830, daß er eine Reise nach der Schweiz machte, und als er zurückgekehrt war, erkrankte er an einem Sonntag aufs heftigste, man glaubte, es werde mit ihm zum Ende gehen; jedoch an dem war es noch nicht. In sechs Wochen konnte er seinen Unterricht wieder ertheilen, doch verlor er zu seinem Schmerz seinen tüchtigen Mitcollegen Gersbach. Dieser Verlust und seine eigene Errettung aus schwerer Krankheit brachten ihn dem Bibelglauben immer näher. Bald sollte aber ein völliger Bruch mit seiner Vergangenheit bei ihm vollzogen werden. Die Revolution in Frankreich im J. 1830 zitterte auch in Baden nach, der Liberalismus kam auf die Höhe und suchte auch St. zu gewinnen. Weil er glaubte, daß durch denselben das Volk in seinen gesellschaftlichen Zuständen gebessert werde, und die sittliche Hebung des Volkes sein Lebensziel war, gerieth er ganz in das liberale Fahrwasser, und weil er, was er war, ganz war, so förderte er auch unter seinen Zöglingen die liberalen Bestrebungen. Da geschah es, daß er im Sommer des Jahres 1832 nach Rheinbaiern und Rheinpreußen ging, um die Schulen daselbst kennen zu lernen. Auf dieser Reise besuchte er den bekannten Geschichtschreiber Dittmar, der ihn auf das Grundstürzende der revolutionären Bestrebungen aufmerksam machte. Hier erfuhr er, daß der Bundestag Beschlüsse erließ, die demagogischen Bewegungen zu unterdrücken. Sowol Dittmar als der jüdische Lehrer David, welcher späterhin den Namen Heman annahm, erklärten unserm Reisenden, daß nur im wahren Christenthum das Heil zu finden sei. Erst in Coblenz wurde ihm klar, daß er bisher auf gefährlichen Wegen gegangen sei. In seinem Dictat spricht er sich ausführlicher auf eine ergreifende Weise darüber aus, daß er einen andern Weg betreten müsse. Er schreibt: „Ich erschrak über mich, daß ich bisher so blind und so verkehrt sein konnte, und wie so wenig gefehlt hätte, daß ich mich als ein Werkzeug für Andere hergegeben hätte, um das vermeintliche gute Ziel zu verfolgen.“ Jetzt schloß er sich an Jesum Christum als seinen Herrn und Heiland an. Nachdem er die eine Perle gefunden hatte, hätte er sie gerne Allen, die mit ihm in Verbindung standen, mitgetheilt, und es gelang ihm wirklich, Viele zu gewinnen. Wie sehr die beiden Männer in Grünstadt, Dittmar und Heman, sich über diese Umänderung Stern's freuten, begreifen wir leicht. Sie wurden nun eng mit einander verbundene Freunde. Obwol Pietisten, hatte doch dieses Kleeblatt sich dahin entschieden, mit Leuten, welchen dieser Name von der Welt aufgehängt war, keines Umgangs zu pflegen. Aber bald lesen wir von St., wie er mit dem verschrieenen Henhöfer, dem gewaltigen Zeugen der Wahrheit, verkehrt. Und in Karlsruhe selber wirkte in Beweisung des Geistes und der Kraft Gustav Frommel, ein Verwandter der jetzt so bekannten Brüder Max und Emil Frommel. Und es währte nicht lange, so war St. mit Frommel aufs innigste verbunden und hielt bei dessen Verhinderung die Privatversammlung, an welcher sich ernster gesinnte

Leute betheiligten. Ueberhaupt wurde er von dort an, man darf wol sagen, der Führer dieser positiv gesinnten Leute. Es versteht sich, daß er auf die Seminaristen in diesem Sinne einwirkte. Bereits im J. 1833 erschien eine seiner besten Schriften mit dem Titel: „Erfahrungen, Grundsätze und Grundzüge für biblisch-christlichen Religionsunterricht". Ein bekannter Pädagoge, Palmer, sagt von dieser Schrift, es sei mehr pädagogische Weisheit darin, als in ganzen Bänden gelehrter pädagogischer Werke. Nun trat aber im Seminar selber ein Zwiespalt ein. Der Vorstand desselben, Kirchenrath Katz, ertheilte ebenfalls und zwar im entgegengesetzten Sinne Religionsunterricht. Als ein offener und gerader Charakter trat St. seinem Vorstand eines Tags entgegen. Der Kampf dauerte beinahe zwei Stunden und endigte damit, daß er den Religionsunterricht ganz St. abtrat. Auch im Seminar selber gab es manche Zöglinge, welche sich mit dem Glauben Stern's, welcher doch der Glaube der evangelischen Kirche war, nicht vereinigen konnten. St. ließ sich dadurch von dem Bekenntniß der Wahrheit nicht zurückdrängen, sondern im Gegentheil, wo er nur konnte, pries er den Schatz an, welchen er in dem Acker gefunden hatte. Das that er ganz besonders in einer Predigt am Charfreitag, zu welcher er aufgefordert wurde. Sein Auftreten in der kleinen Kirche zu Karlsruhe, welche schon eine Stunde vorher besetzt war, war ein Ereigniß. Die Predigt ist gedruckt und führt den Titel: „Jesus Christus, seine Krone und sein Kreuz". Während sie Menschen der Wahrheit wohlthat, erhoben die Gegner ihr Geschrei dagegen. Man kann sagen, daß vor der Zeit der Umkehr Stern's der Kampf gegen ihn fast bis zum Ende nicht nachgelassen hat. Jedoch die vielen Kämpfe, die er zu bestehen hatte, endigten oft wunderbarer Weise im Sieg. Auch die weltliche Behörde nahm Notiz davon, besonders der vielgeltende Minister Winter, ein Pfarrersohn. Mit ihm kämpfte St. mehrmals, namentlich stieß sich Winter an der Person Christi und seinem Erlösungswerk, das er spottweise die Blut- und Wundentheologie nannte. Freilich ließ er sich von einem alten Universitätsfreund, dem Director Vömel von Frankfurt, zurechtweisen. Auch die Generalsynode vom Jahre 1834 wollte gegen St. vorgehen, aber der Minister Winter lehnte es ab. Der Katechismus, welchen die Generalsynode gebilligt hatte, wurde nicht als symbolisches Buch eingeführt, und die Anträge gegen die Positiven wurden nicht genehmigt. Von Seiten der Gläubigen nahm man die ungenügenden Bücher, den Katechismus, das Gesangbuch und die Agende an, in der Hoffnung, der Herr der Kirche werde bessere Bücher geben, wenn das Reich Gottes noch mächtiger unter unserm Volke vorwärts schreiten werde, was bekanntlich auch eingetroffen ist.

Des Leids viel fehlte ihm nicht, aber er durfte auch viel Freude erleben. Ueberall regte sich ein besserer Geist, auf der Universität Heidelberg, in den Kirchen landauf- und landab und besonders in den Schulen, welche allmählich von seinen Zöglingen besetzt wurden. Der bekannte Prediger Wilhelm Hofacker von Stuttgart, welcher ihn besuchte, schreibt über ihn: „Stern hat uns einen recht nachhaltigen Eindruck gegeben. Was ist's doch um eine kräftige Entschiedenheit, die in Christo und seinem Wort wurzelt, und die Welt und ihre Obersten als das, was sie sind, zu taxiren wagt!" Namentlich mit den Obersten hatte er viel zu kämpfen. So freundlich wie Hofacker urtheilten die meisten Leute nicht. Er wurde in öffentlichen Blättern angegriffen, so daß die Kirchenbehörde sich veranlaßt sah, die Decanate aufzufordern, Bericht über die Seminaristen zu erstatten. Die eingelaufenen Berichte lauteten meistens günstig. Das Resultat war ein ziemlich milder Erlaß der Behörde. Da trat auf einmal ein Director an die Spitze der Kirchenbehörde, welcher als früherer Amtmann seinen Bezirk als eine Art Paschalik zu behandeln pflegte. Dem Freunde Dittmar theilte St. in vielen Briefen die schmerzlichen Erfahrungen mit, die er von diesem Feinde

des wahren Christenthums zu erdulden hatte. Die öffentlichen Blätter, z. B. das Heidelberger Journal, griffen ihn auf das bitterste an. Er schreibt im Sommer 1844: „Ich bin ein vom Jäger gejagtes Wild . . ., es vergeht wohl selten eine Woche, wo nicht etwas in einer Zeitung über mich kommt. In der zweiten Kammer fielen sie arg über mich her. In unserer Prüfung wurde ich übel behandelt". Baumüller, der Director des Oberkirchenraths, griff Alles auf, um Material zur Versetzung Stern's zu bekommen, aber was geschah? Der den tapferen St. vom Seminar wegbringen wollte, wurde selber gestürzt, und der nachfolgende Director war ein wohlwollender Mann. Auch die Beschlüsse von mehreren Diöcesansynoden, ihm den Religionsunterricht abzunehmen, fielen in das Wasser. Die Revolutionsjahre 1848 und 1849, welche so vieles Gute in den Staub traten, waren nicht im Stande, den treuen Seminardirector hinwegzudrängen. Er hielt aus und blieb stehen. Wenn man ihn näher, namentlich in seinem Einfluß auf die Schule, kennen lernen will, muß man seine Jahresberichte, welche er abfaßte, durchgehen. Die Hauptsache ist ihm immer darin das Reich Gottes als Gegensatz gegen das Reich der Finsterniß dieser Welt. Es sind Gedanken darin, die der tiefen Wahrheit, welche kein anderer als Bismarck ausgesprochen hat, gleichen: „Das Narrenschiff der Zeit wird an dem Felsen der Kirche Christi scheitern". Deshalb hat er eine so große Freude an der 55er Generalsynode, welche diesem Narrenschiffe entgegentrat und sich in all ihren Arbeiten auf den Felsen Christi stellte. Zu bedauern ist nur, daß die neue Aera über das Land kam und vieles Gute aus dem Wege schaffte. Bekanntlich kam damals der Liberalismus in die Höhe und dieser war, wie wir wissen, St. nicht günstig. Ganz im Verborgenen arbeitete man gegen ihn. Doch ganz unerwartet wurde ihm eine äußere Anerkennung zu theil. Er erhielt nämlich das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens, es war aber der Vorläufer seiner Pensionirung, die unerwartet im Januar 1866 in der Zeitung zu lesen stand. Er schrieb darüber an Dittmar: „Der Herr will mich in die Stille stellen, ich danke ihm von Herzen, daß er mich gewürdigt hat, daß ich ihm 42 Jahre an dieser Anstalt dienen durfte". Es war ihm jedoch ein schmerzliches Erlebniß, wie man namentlich aus einem Briefe an Dittmar sieht. Er blieb in Karlsruhe und war in der Ruhe noch außerordentlich thätig. Obwol die Gebrechen des Alters sich einstellten, ließ er doch in seiner Schriftstellerei nicht nach. So erschien eine Erklärung der vier Evangelien noch, als er Seminardirector war, und im J. 1872 kam von ihm die Erklärung der Apostelgeschichte heraus. Zwei Jahre vorher hatte er die Erklärung von 15 messianischen Psalmen herausgegeben. Er hielt noch fortwährend Versammlungen, sprach bei öffentlichen Festen des äußern und innern Missionsvereins und des Hardthauses. Eine Tochter und drei Söhne hatte er mit Freuden dem Missionsdienste überlassen, während sein ältester Sohn ein Pfarramt in Baden bekleidete. Unermüdlich thätig blieb er, bis seine Leibeshütte zu wanken anfing, und trotzdem ließ er das Reisen nicht bleiben. Er hatte einst auf dem Schutterlindenberg bei Lahr, von welchem aus man eine prachtvolle, weite Rundsicht genießt, den Ausspruch gethan, daß das Elsaß Deutschland gehöre, und nun durfte er die Freude erleben, daß Elsaß und dazu Lothringen von den deutschen Heeren erobert wurden.

Sein Leiden war große Athemnoth, wie sie bei alten Leuten sich oft findet. Die Nächte brachte er meist schlaflos zu. Seine Frau war ja schon mehrere Jahre vorher zu seinem Schmerz gestorben, aber er fand an einer treuen Magd gute Verpflegung, und einige seiner Kinder standen ihm zur Hülfe bereit. Er ließ sich viel vorlesen, besonders Sterbelieder. Auch empfing er noch mit den Seinigen das heilige Abendmahl. Man hörte aus seinem Munde nur die demüthigsten Bekenntnisse, sowie freudige Hoffnung und Glaubenszuversicht. Kurz

vor 12 Uhr nachts am 31. März 1873 verschied dieser treue Knecht des Herrn. Er war schon vor seiner Bekehrung ein ganzer Mann mit reicher Begabung und starker Willenskraft, und ein Zug nach dem Ewigen zierte ihn schon vorher, aber doch war er der gesegnete Mann erst, als er das Evangelium von Christo annahm, von welchem er einen Tag vor seinem Ende sagte: „Das ist die Wahrheit, die Luther wieder ans Licht gezogen. Bei ihr müssen wir bleiben, das Panier des Glaubens müssen wir hoch emporhalten, die Wahrheit wird bestehen und den Sieg behalten“.

K. F. Ledderhose, Wilhelm Stern nach seinem Leben u. Wirken. Heidelberg 1877. Ledderhose.

Sternberg: Johann Heinrich St., Professor der Medicin zu Marburg und Theilnehmer an dem Emmerich'schen Aufstande gegen Jérome Napoléon, ist am 15. April 1772 in Goslar als Sohn des dortigen Stadtphysikus geboren. Sein Vater weckte in ihm schon sehr früh die Neigung für die Beschäftigung mit der Medicin, starb aber schon, als St. erst 14 Jahre alt war, und ließ die Familie in nicht eben glänzenden Verhältnissen zurück. Gleichwohl ließ die Mutter, die den Sohn nach seiner eigenen Angabe sehr verzog und von ihm von ganzem Herzen verehrt wurde, denselben die höhere Schule in seiner Vaterstadt besuchen und ihm noch Privatunterricht ertheilen. 1793 bezog er die Universität Göttingen, um Medicin zu studiren, und wurde nach beendigtem Studium Berg- und Stadtphysikus in Elbingerode (1797), später (1800) Arzt in seiner Vaterstadt Goslar. Dort wandte er sich namentlich dem Studium der Kinderkrankheiten zu, über die er auch mehrere wissenschaftliche Arbeiten verfaßte, die im Verein mit einigen anderen fachwissenschaftlichen Publicationen, seine Berufung zum ordentlichen Professor der Pathologie und Therapie in Marburg mit dem Charakter eines Hofraths veranlaßten. Unter den dort von ihm verfaßten medicinischen Werken verdient namentlich ein „Handbuch der allgemeinen Pathologie menschlicher Organismen“ (erschienen 1805) Erwähnung.

Auch außerhalb der Kreise seiner Fachgenossen wurde St. durch seinen tragischen Untergang infolge seiner Betheiligung an einer der hessischen Insurrectionen gegen die Regierung des Königreichs Westfalen bekannt. In dem von Napoleon's Gnaden geschaffenen Königreich Jérome's waren es namentlich die ehemals kurhessischen Theile, die aus Liebe zu dem angestammten Herrscher, ihrem vertriebenen Kurfürsten, von Anfang an zu energischem Widerstande gegen die Fremdherrschaft neigten. Die höheren Classen zwar, namentlich in der Residenzstadt Kassel, die manchen Vortheil von der glänzenden Hofhaltung Jérome's hatten, fanden sich infolge der mancherlei unzweifelhaften Verbesserungen der Gesetzgebung, welche die neue Regierung gegenüber dem hessischen Zopfregiment gebracht hatte, im allgemeinen leidlich in die neuen Zustände, aber das eigentliche Volk war von tiefem Mißtrauen gegen dieselben erfüllt, das gleich bei der Begründung des Königreichs zu gewaltsamen Ausbrüchen geführt hatte. Diese erneuerten sich mit stärkerer Kraft im Frühjahr 1809, als der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich nahe bevorstand. Nicht ohne Vorwissen, wenn auch ohne jede Unterstützung des Kurfürsten, wurde damals in Westfalen eine allgemeine Volkserhebung unter Dörnberg's Leitung ins Werk gesetzt, die, mit dem Unternehmen Schill's und einer projectirten Landung der Engländer Hand in Hand gehend, eine Vernichtung des Königreichs Westfalen herbeiführen sollte. Bekanntlich scheiterte der am 22. und 23. April 1809 unternommene Dörnberg'sche Aufstand, namentlich weil er zu früh losgebrochen war, und mehrere der Führer wurden hingerichtet, während andere, wie Dörnberg selbst, entkamen. Trotz dieses gescheiterten Versuches wurde mehrere Monate später, als der Heereszug des Herzogs von Braunschweig-Oels und das Heran-

rücken eines österreichischen Corps, gegen welches König Jérome selbst die Führung übernahm, die Hoffnungen der hessischen Patrioten aufs neue belebten, noch ein neuer Aufstand unternommen, wie neuere Untersuchungen gezeigt haben, wiederum im Einverständniß mit dem Kurfürsten, der sich nach der für Oesterreich nicht unglücklichen Schlacht bei Aspern endlich zu eigenem Handeln entschlossen hatte. Allein dieser zweite Aufstand, der von dem englischen Obersten a. D. Emmerich und eben dem Hofrath St. vorbereitet und geleitet wurde, blieb nur von ganz localer und vorübergehender Bedeutung und scheiterte noch kläglicher als der Dörnberg'sche, obwohl seine Aussichten anfangs nicht gering zu sein schienen. Der König befand sich mit dem Heere außerhalb des Landes in Sachsen, in Marburg selbst, auf dessen Ueberrumpelung es in erster Linie abgesehen war, standen nur 150 Mann, das nächste größere französische Corps, das des Herzogs von Valmy, stand in Hanau. Man konnte hoffen, daß, wenn infolge dieser günstigen Umstände Marburg gewonnen wurde, der Aufstand sich über ganz Hessen verbreiten und dem in der Ferne kriegführenden Kaiser in seinem Rücken ernste Schwierigkeiten bereiten werde, zumal man von Oberhessen aus leicht Verbindung mit dem österreichischem Corps des Generals Radivojevics und der zu einem Einfall ins fränkische Gebiet bestimmten Legion des Majors Nostitz gewinnen konnte. Die Organisation des Aufstandes wurde namentlich von St. bewerkstelligt, der es sich zur Aufgabe machte, erst die in der Umgegend Marburg's ansässigen entlassenen hessischen Soldaten zu gewinnen, die dann ihrerseits die Bauern gewinnen sollten. St. konnte dabei Briefe und Ordres des Kurfürsten vorweisen, die um so mehr Eindruck machten, als dieser darin erklärte, er werde selbst erscheinen und sich an die Spitze der Seinigen stellen. Allein auch hier zeigte es sich, daß im wesentlichen nur das niedere Volk, nicht aber die höheren Classen, für ein so wagehalsiges Unternehmen zu gewinnen war. Zudem brach auch hier der Aufstand zu frühzeitig, zu einem Zeitpunkte aus, zu dem auf Unterstützung von österreichischer Seite oder von der des Kurfürsten nicht zu rechnen war. Dazu kam endlich, daß St. kurz vor Ausbruch des auf die Nacht vom 23. zum 24. Juni angesetzten Aufstandes erkrankte und daher im entscheidenden Augenblicke nicht theilnehmen konnte. So kam es, daß der Aufruhr wirkungslos verpuffte. In der Nacht vom 23. zum 24. Juni zog in der That ein bewaffneter Haufe von Bauern aus den Marburg benachbarten Ortschaften Ockershausen, Caldern und Sterzhausen unter Führung Daniel Muth's aus Ockershausen, Wendel Günther's und Johannes Moog's aus Sterzhausen nach Marburg, wo sie von Emmerich und den übrigen Theilnehmern an der Verschwörung vor dem Thore empfangen wurden. Es waren im Ganzen kaum mehr als 150 Mann, die durch das Grünerthor in die Stadt eindrangen und erst die am Barfüßerthor Wache haltenden Gensdarmen, dann die Hauptwache am Marktplatze überwältigten und in der That eine kurze Zeit Herren in der Stadt waren, da die schwache Besatzung, die sehr übertriebene Vorstellungen von dem Umfange des Aufstandes hatte, durch das Elisabeththor die Stadt verlassen hatte. Aber sehr bald kehrten die Franzosen, nachdem sie von der geringen Zahl der Aufständischen Kunde erhalten hatten, zurück und überwältigten in kurzer Zeit die auf dem Markte aufgestellten Bauern, die von den Marburger Bürgern so gut wie keinen Zuzug erhalten hatten. Die von dem Präfecten des Werradepartements aus Hanau herbeigerufene Hülfe fand die Ruhe bereits wieder hergestellt. Die Führer des Aufstandes, unter ihnen auch St., obwohl er nicht direct theilgenommen hatte, wurden gefangen nach Kassel geschleppt, wo Emmerich und St. nebst einigen hessischen Soldaten am 17. und 19. Juli auf dem sogenannten Forst vor der Stadt standrechtlich erschossen wurden.

Vgl. über die früheren Lebensschicksale Sternberg's dessen Selbstbiographie in Strieder's hessischer Gelehrtengeschichte XV, 302—312, die auch eine Bibliographie seiner Schriften enthält. Den von St. und Emmerich geleiteten Marburger Aufstand hat Lynker in seiner Geschichte der Insurrectionen wider das westfälische Gouvernement, Kassel 1857, auf Grund eigener Erinnerungen und der Aussagen von Augenzeugen geschildert. Die leider nur fragmentarisch erhaltenen Acten des Marburger Archivs (es fehlen z. B. die Verhöre Sternberg's und Emmerich's) hat zuerst Göcke in seinem Buche Das Königreich Westfalen, vollendet und herausg. von Ilgen. Düsseldorf 1888. S. 193—95 verwerthet, nach ihm Willi Varges in seinem Aufsatze: Die Theilnahme des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen am österreichischen Kriege 1809 (Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde Bd. 16 (1891), S. 315 u. 343) und in mehreren Aufsätzen in den Beilagen Nr. 210, 258, 259 der Täglichen Rundschau von 1889. Georg Winter.

Sternberg: Kaspar Maria Graf v. St., geboren am 6. Januar 1761 in Prag, entstammte als jüngster der 3 Söhne des k. k. Geheimen Raths und Kämmerers Johann Graf v. St., Herr auf Radnitz und Darowa, einem alten berühmten böhmischen Adelsgeschlechte und wurde als aussichtslos auf einen Herrschaftsbesitz, gleich von Kindheit an für den geistlichen Stand bestimmt. Schon als Knabe diente er seinem älteren Bruder Joachim, der sich insgeheim mit Alchemie und Goldmacherkunst befaßte, als Famulus, und erwarb sich dabei mancherlei Kenntnisse in naturwissenschaftlichen Dingen, welche den Keim für die später mit so großem Eifer und Erfolg betriebenen Naturstudien in ihm legten. Erst 11 Jahre alt, erhielt er eine Domherrnpräbende in Freising, ferner eine zweite in Regensburg und trat dann 1779 zu seiner Ausbildung in das Collegium germanicum in Rom, das er als theologus absolutus 1782 mit glänzendem Zeugniß verließ. Nach einem kurzen Aufenthalt in Neapel, wo er in Natur- und Kunstgenuß schwelgte und, wie er selbst sich aussprach, die glücklichsten Tage seines Lebens verbrachte, wurde er zur Uebernahme einer Kanonikusstelle in Regensburg zurückberufen, aber als noch zu jung zurückgestellt, weshalb er ins elterliche Haus zurückkehrte und hier mit seinem inzwischen zu einem gründlichen Forscher herangereiften Bruder Joachim wieder in innigen Verkehr trat. Das Jahr 1785 eröffnete ihm den Eintritt in das Domcapitel in Regensburg, wo er sich nun häuslich einrichtete und zugleich bei dem Bischof von Regensburg als Hof- und Kammerrath das Referat in Forstsachen übernahm, weil er schon damals als tüchtiger Pflanzenkenner galt. Er beschäftigte sich hier eifrigst mit naturwissenschaftlichen, namentlich botanischen Studien, verkehrte vielfach mit den zu jener Zeit in Regensburg residirenden Gesandten und wurde in den damals politisch sehr bewegten Zeiten zu mehreren politischen Missionen verwendet. Mit dem Bischof 1791 nach Freising übergesiedelt wohnte er 1802 als Gesandter für das Bisthum Freising der Reichstagsdeputation bei und wurde, nachdem Domcapitel und Bisthum Regensburg dem Kurfürsten Karl von Dalberg zugetheilt worden war, von letzterem zur Leitung der Geschäfte in Regensburg als Vicepräsident berufen. Trotz der sturmbewegten Zeit fand St. auch jetzt noch Muße, um, namentlich im Verkehr mit dem berühmten Botaniker Hoppe, seine botanischen Forschungen fortzubetreiben und nebenbei mit physikalischen Untersuchungen und Gall's Schädellehre sich zu befassen. Er trat an die Spitze der in Regensburg gegründeten botanischen Gesellschaft, für welche sein Haus den Mittelpunkt bildete, errichtete eine Lehrkanzel für Botanik, legte Forstschulen und auf eigenem Besitze einen botanischen Garten an. Erst infolge eines längeren Aufenthaltes 1805 in Paris, wo ihn A. v. Humboldt in den Kreis der hervorragendsten Naturforscher einführte, und durch einen näheren Umgang mit Faujas

de St. Fond, der sich insbesondere mit dem Studium fossiler Pflanzen beschäftigte und auch für solche aus der Sternberg'schen Herrschaft Radnitz lebhaftes Interesse besaß, wandte sich St. auch der Erforschung fossiler Pflanzen zu, wobei ihm das Vorkommen solcher auf dem Familiengut Radnitz überreichen Stoff lieferte. Nach Errichtung des Rheinbundes legte St. 1806 seine amtliche Stellung in Regensburg nieder und zog sich in das Privatleben, erst in Regensburg, dann nach dem Tode seines Bruders Joachim in der ihm als Erbschaft zugefallenen Herrschaft theils auf Schloß Brezina theils in Prag wohnend, zurück, um ganz seiner Lieblingswissenschaft zu leben. In Prag entfaltete er nun eine außerordentlich erfolgreiche Wirksamkeit. Er betheiligte sich an der Gründung und Dotirung des böhmischen Nationalmuseums, zu welchem er durch die Schenkung seiner sämmtlichen Sammlungen und seiner Bibliothek den Grundstock legte, und war bei der Errichtung und Förderung der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften thätig. Vielfache wissenschaftliche Reisen und unermüdliches Sammeln von Pflanzen, namentlich auch von Fossilresten der Steinkohlengruben seiner Herrschaft Radnitz setzten ihn in den Stand, das unter seinen sehr zahlreichen, mehr als 70 betragenden Veröffentlichungen botanischen Inhalts hervorragendste Werk: „Versuch einer geognostisch-botanischen Vorstellung der Flora der Vorwelt“ in 8 Heften und mit 45 farbigen Kupfertafeln, eine damals grundlegende, auch jetzt noch geschätzte Arbeit, zu publiciren. Unter seinen übrigen nicht zahlreichen Schriften ist von bleibendem Werthe: „Umriß einer Geschichte der böhmischen Bergwerke“ in 2 Bdn. 1836—1838. St. war auch Mitbegründer der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, welche Oken ins Leben gerufen hat. Es wurde ihm noch in hohem Alter 1837 die Freude zu Theil, diese Versammlung in Prag begrüßen zu können. Hochbetagt und allseitig hochgeehrt erlag St. am 10. December 1838 auf seinem Schloß Brezina einem Schlaganfall.

Nekrolog in Augsb. Allg. Zeitg. vom 7. u. 8. Jan. 1839. — Palacky, Die Grafen Kaspar und Franz v. Sternberg. 1842. — Ders., Leben des Grafen Kaspar v. Sternberg, von ihm selbst beschrieben. 1868. v. Gümbel.

Sterner: Ludwig St., Stadtschreiber in Biel, Kanton Bern; † nach 1534. St., vermuthlich in Freiburg im Uechtlande geboren, nahm 1487 am Feldzuge einer freiburgischen Hülfstruppe für Herzog Karl von Savoyen gegen den Markgrafen von Saluzzo Theil, erscheint 1493 auf Klage des Reisläufers Urs Stäger von Solothurn in Biel vor Gericht und wegen wortbrüchigen Entweichens von da in Freiburg bestraft, steht 1499 unter den schweizerischen Streifscharen im Hegau, erhielt 1505 das Bürgerrecht in Freiburg und wurde 1506 geschworner Notar daselbst. Indessen zog er sich 1510 den Verlust des Bürgerrechtes und des Notariates, Gefängniß- und Geldstrafe wegen gesetzwidrigen Reislaufens zu. Die Fürsprache angesehener Freunde, wie Hans Techtermann und wahrscheinlich auch Peter Falk (s. A. D. B. VI, 551), verschaffte ihm eine neue Heimath und Anstellung in Biel. Schon am 9. Juli 1510 Stadtschreiber daselbst, wirkte er fortan in den wichtigsten Angelegenheiten der Stadt, auch als Bevollmächtigter in mannigfachen Missionen, that sich in der beginnenden Reformationszeit als ein Haupt der Altgesinnten neben dem bischöflich Basel'schen Meyer, v. Römerstall, und Rathsherr Oberlin hervor, entfloh, von den Gegnern bedroht, am 29. October 1524 heimlich aus der Stadt an den bischöflichen Hof in Pruntrut, erhielt aber durch des Bischofs Vermittlung wieder Zutritt und Einsetzung in sein Amt in Biel und scheint sich nach der endgültigen Befestigung der Reformation daselbst im J. 1529 den neuen Verhältnissen gefügt zu haben. Denn noch am 3. September 1534 war er als Stadtschreiber einer der Vertreter von Biel vor den Räthen von Bern und Basel und dem Bischof — gegenüber dem Capitel der Geist-

lichen in St. Imer im Erguel, das über die Einführung der Reformation daselbst durch Biel klagte. Nach Sterner's Hinschied, unbekannten Datums, folgte ihm sein Sohn im Amte.

Zur Zeit seines Aufenthaltes in Freiburg, in den Jahren 1501—1509, scheint St. eine anfangs 1501 von ihm vollendete Ueberarbeitung der Geschichte des Burgunderkriegs von Diebold Schilling, dem Berner, einige unmittelbar nachher aufgezeichnete schweizerische historische Lieder und eine Abschrift der Reimchronik des Johannes Lenz (s. A. D. B. XVIII, 276) über den Schwabenkrieg, mit persönlichen und sachlichen Zusätzen in einer Handschrift zusammengestellt zu haben, die nicht mehr vorhanden ist, von der aber ein Unbekannter, vermuthlich im J. 1524, eine jetzt im Besitze der Familie v. Dießbach in Freiburg liegende Copie anfertigte. Ob eine darin vorangestellte kurze Freiburger Chronik eines Johannes Früio von 1487 auch schon in Sterner's Manuscripte stand, oder erst von dem Copisten seiner Arbeit vorangesetzt wurde, bleibt ungewiß. Aus dieser Handschrift allein kennt man Lenzens Reimchronik. In seinen Zusätzen zu derselben nennt sich St.: „Ludwig Sterner zu Raconix“ und am Schlusse seiner Ueberarbeitung Schilling's: „Ludwig Sterner gewäsen zu Raconys“. Es bezieht sich dieß auf seine Theilnahme am Feldzuge von 1487 in Piemont, wobei in der Markgrafschaft Saluzzo u. a. die Stadt Raconigi (Besitz eines Hauptgegners Herzog Karl's, des Marschalls v. Raconigi-Raconitz) von des Herzogs Hülfstruppen besetzt wurde. Dieser Zusatz und die Aufnahme einiger Lieder in der Handschrift veranlaßten den Herausgeber von Lenzens Chronik und nach ihm andere, St. als aus Raconigi gebürtig und als ältesten Veranstalter einer „Sammlung“ schweizerischer historischer Lieder zu betrachten. A. Daguet und F. Vetter wiesen nach, daß beides irrig ist.

H. v. Dießbach, Der Schwabenkrieg, besungen von einem Zeitgenossen, Joh. Lenz, Bürger von Freiburg. Zürich 1849. — G. Fr. Ochsenbein, Die Urkunden der Belagerung und Schlacht von Murten S. 507. Freiburg 1876. — A. Daguet, Ludovic Sterner, greffier à Fribourg et secr. de la ville de Bienne, im Anzeiger für schweiz. Geschichte III (Jahrg. 1878—1881), 221. 248. 289. 294. — F. Vetter, Die Reimchronik des Johannes Lenz in: Quellen zur Geschichte der Schlacht an der Calven. Ebendas. IV (Jahrg. 1882—1885), 266 u. ff. — L. Tobler, Schweizerische Volkslieder I (1882), Einl. S. VII; II (1884), Einl. S. XII. G. v. Wyß.

Sterngassen: Johann v. St., deutscher Mystiker des 14. Jahrhunderts. Unter dem Namen „des v. Sterngassen“ oder „Bruder Johannes v. Sternengasse“ sind uns in einer Reihe von Handschriften (zu Basel, Berlin, Koblenz, Einsiedeln, München und Stuttgart) mehr oder weniger umfangreiche Predigtenfragmente und einzelne Sprüche erhalten, die, wenn sie auch nur den kleineren Theil einer ausgedehnten rednerischen und litterarischen Thätigkeit ausmachen, immerhin eine Vorstellung von der Persönlichkeit und Lehrweise des Mannes zu geben vermögen. Die Glaubwürdigkeit der Ueberlieferung wird kaum zu beanstanden sein; Preger's Versuch für eine Nummer (Zeitschr. für die hist. Theologie 1866, S. 476 ff.) Meister Eckhart als Verfasser zu erweisen, ist abzulehnen (s. Anzeiger für deutsches Alterthum IX, 131; Wackernagel, Altdeutsche Predigten S. 546). Was die Herkunft Sterngassen's betrifft, so betrachtet man wohl mit Recht, Johann v. St. und Gerhard v. St., von dem eine am Antoniustage im Kölner St. Antoniuskloster gehaltene Predigt, übrigens eine bedeutungslose Heiligenlegende ohne jeglichen mystischen Anflug, in das für Hermann v. Fritzlar zwischen 1343 und 1349 zusammengestellte Heiligenleben (63, 20 f., vgl. A. D. B. XXXI, 552), Aufnahme gefunden hat, für Glieder einer Familie, voreilig jedoch hat man deren Stammsitz in die Sternengasse zu Köln

verlegen wollen. Der Umstand, daß Gerhard in Köln gepredigt, oder daß unter den Kölner Dominicanern, die 1327 im Eckhartproceß den Protest des Nicolaus von Straßburg unterzeichneten, sich ein Hermannus de Sterrengassen findet (Preger, Meister Eckhart und die Inquisition S. 31), vermuthlich ein dritter des Geschlechtes, gestattet noch keinen Schluß auf die Heimath, für die mindestens eben so gut Oberdeutschland in Anspruch genommen werden darf. Jedenfalls hat Johannes v. St. sich zeitweise in Straßburg aufgehalten und nach Professor Schmidt in Straßburg soll auch Gerhard v. St. urkundlich im J. 1316 als Prior der Straßburger Dominicaner vorkommen. Die Lebenszeit des Johannes v. St. setzen Quétif und Echard viel zu spät, um 1390 an, Johann Meyer von Basel, der ihn einen vortrefflichen Prediger des Wortes Gottes nennt, zu den Jahren 1318—1323. Urkundlich erscheint er zum Jahre 1310 als Bruder Johans v. Sternegasse, Conventual des Straßburger Predigerklosters (Urkundenbuch der Stadt Straßburg III, 206, 15). Ob auch der zum Jahre 1316 ebenda S. 253, 25 erwähnte dictus de Sterregasse frater ord. praedicatorum mit Johannes identisch ist? In einer Stuttgarter Handschrift heißt er „der v. Sterngazzen der brediger lesmeister von Strazburg“ (Pfeiffer, Deutsche Mystiker I, 423) und gewiß ist auch Johannes (nicht Gerhard, wie Cruel annimmt) unter dem v. Sternegazze, Lesemeister zu den Predigern gemeint, aus dessen Predigten wir in einer Berliner Handschrift eine größere Anzahl übrigens oft wenig bedeutender Citate besitzen (Germ. III, 235 ff.); dieser Lesemeister predigte gleichfalls den Dominicanerinnen zu St. Nicolaus zuo den unden (in undis) in Straßburg, demselben Kloster, in dem Tauler 1361 gelegentlich eines Besuches bei seiner Schwester, die dort Nonne war, starb. Im Verzeichniß der magistri theologiae aus dem Predigerorden begegnet fr. Joh. de Sterngasse, natione theut., scripsit lecturam super sententias; allein sein Commentar in die Sentenzen ist verloren. Außerdem nennt ihn Antonius Senensis noch als Verfasser von Commentaren zum Buche der Weisheit und zum Psalter, Quaestiones in totam philosophiam naturalem, in librum de bona fortuna, Predigten de tempore et de sanctis (vgl. auch Serapeum II, 266). — St. ist Vertreter der speculativen Mystik. Das Verhältniß des Schülers zum Lehrer ist nicht auf St. und Meister Eckhart anwendbar, beide sind vielmehr gleichzeitig und wurzeln in der Scholastik, woraus sich die Aehnlichkeit der Gedanken erklärt. Diese Aehnlichkeit wird noch frappanter dadurch, daß St. und Meister Eckhart entschieden geistesverwandte Naturen sind und ihre Persönlichkeit stark hervortreten lassen. Wie bei Eckhart ist bei St. „die Mystik ein ungestüm wallender und wogender Drang des Gemüthes, der sich nur im kühnsten und steilsten Fluge der Speculation befriedigt fühlt“. Gleich Eckhart gebietet auch St. über eine zündende Beredsamkeit, mit Hülfe deren er sich seine Zuhörer völlig gefügig macht und sie zwingend führt, wohin er will. Er gewährt ihnen freien Einblick in seine Gedankenwelt, entwickelt vor ihnen die religiös-philosophischen Probleme von der ersten Anregung an bis zu ihrer Lösung in spannendster Weise, nicht selten in einer Form, die glauben macht, nicht er selbst, sondern der Hörer sei der Gebende, der Lehrende. Er setzt sich mit seinem Publicum in die intimste Wechselwirkung, indem er sich mit einem „nun möchtet ihr sprechen, was meint ihr?, wenn du mich fragst, wenn ihr wüßtet“ an dasselbe wendet, oder etwa mit einer Floskel wie: secht! ir möchten als vil wissen als ich weis und me. was meinet aber, das ich me von got weis denne ir: es ist niut des schult, das ich der buochen me kan, der künste helfe ist gar kleine; es ist des schult, das ir iuch niut als flisseklich aller dingen lidig, blos vnd abgescheiden hant als ich han. Die Gewandtheit und Leichtigkeit, der Glanz seiner Sprache, deren Rhythmus angenehm ins Ohr fällt, deren Stileigenthümlichkeiten lebhafte Anschaulichkeit, knappe, prägnante Ausdrucksweise,

glückliche Antithesen, wirkungsvoller Parallelismus im Satzgefüge, geistreiches Wortgeplänkel sind, verführen den Redner gelegentlich zu spielender Schönrednerei, wie zu bedenklich kühnen und überschwenglichen, an Pantheismus streifenden Aeußerungen, die nicht unbeanstandet geblieben zu sein scheinen. — In einer Predigt auf das Fest Johannis des Täufers behandelt St. das vorzeitliche, zeitliche und nachzeitliche Sein der Seele und die verschiedenen Wege zur mystischen Vereinigung mit Gott. So wenig als Gott und der Teufel sich je vereinigen werden, so unmöglich ist es, daß Gott mit der Seele sich vereinige, so lange diese sich nicht aller creatürlichen Bilder entschlagen hat. Ein ander Mal verbreitet er sich über die Ruhe der Seele in Gott. Nur in dem Nicht der Gottheit, d. h. in der bloßen Gottheit, ist diese Ruhe zu finden. Die Seele ist in ihrem Wesen gottförmig, d. h. Gottes Bild; deshalb ist sie alles vermögend und ihr Wirken ist ewig. Alles was Gott wirken kann, das kann sie leiden. Verständige Creaturen ruhen nirgends denn an ihrem Wirken. Was ist das Ziel meines Wirkens? Was in Gott ein Wirken ist, soll in mir ein Leiden sein, was an Gott ein Sprechen ist, das soll in mir ein Hören sein, was an Gott ein Bilden, das soll in mir ein Schauen sein. Dann wieder redet St. über das eine, das noth thut: „das ist schauen, nießen und leiden Gott“, über die Frage, wer Gott sei, wie er in der Einkehr in sich selbst Gott erkannt habe und mit ihm vereinigt ward, über das Wesen der Lauterkeit, über den Zustand, in den Maria versetzt wurde als der Engel zu ihr kam, über das, was man thun solle, „um zuweilen zu sein, wie unserm Herrgott allewege ist“. So erscheint St. als ein oft gedankenreicher und immer anregender Redner. Den fragmentarischen Charakter der Ueberlieferung dürfen wir gerade bei dieser Persönlichkeit besonders bedauern.

Vgl. Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch[2] S. 891 f. — Zeitschrift für deutsches Alterthum VIII, 251 ff. — Wackernagel, Altdeutsche Predigten S. 163 ff., 167 ff., 274. 277. 434 f. 544 ff., der Anfang von Wackernagel's Nr. 62 (sie fand zusammen mit Nr. 63 in der Basler Tauler-Ausgabe Aufnahme) ging auch in den Tractat eines ungenannten nach-Suso'schen Mystikers über, s. Greith, Die deutsche Mystik im Predigerorden S. 171. — Germ. III, 235 ff. — Ein in der Koblenzer Hs. 43 fol. 71^b enthaltener, noch nicht veröffentlichter Tractat (vgl. Mone's Anz. VI, 74) hat Johannes, nicht Gerhard v. St. (wie Schmidt, Tauler S. 24, Anm. 4 annahm) zum Verfasser, vgl. Wackernagel, Altd. Predigten 165, 55 ff. — Zeitschrift für die hist. Theologie XXXVI, 476 ff., vgl. Anz. für deutsches Alterthum IX, 131. — Denifle in seinem Arch. für Litteratur u. Kirchengesch. II, 191. 228. 525. 528 f. 647. — Bach, Meister Eckhart S. 180, Anm. 7. — Preger, Gesch. der deutschen Mystik II, 116 ff. 178 ff. 242 f. — Cruel, Gesch. der deutschen Predigt S. 404. 439 f. — Linsenmayer, Gesch. der Predigt in Deutschland S. 131, Anm. 2 und S. 440 f.

Philipp Strauch.

Sternhals: Johannes St., alchymistischer Schriftsteller des sechzehnten (?) Jahrhunderts, hatte nach der Vorrede seines ‘Ritter-Krieges’ (Hamburg 1680; Weller, Annalen I, 351 führt einen Druck Erfurt 1595 an) dieses Schriftchen als Priester zu Bamberg nach zwanzigjähriger Beschäftigung mit der Alchymie im J. 1488 verfaßt. Aber der Inhalt und die Sprache widerlegen das Datum, das vielleicht in 1588 zu corrigiren ist, nur stammen die gereimten und sonstigen Beigaben des Druckes von 1680 mindestens theilweise von keinem katholischen Priester, nicht einmal aus dem 16. Jahrhundert her. Wohl aber könnte das eigentliche Büchlein, ein Proceß zwischen Sol und Mars vor dem Richterstuhle des Mercur, jenes Alter haben. Der Proceß, der das Gold sinnlos hoch-

müthig, das Eisen äußerst verschlagen zeigt, gibt dem Autor Gelegenheit, die alchymistischen, medicinischen und sonstigen Vorzüge und Mängel der beiden Metalle zu entwickeln: auf den Rath der in England wohnenden allerweisesten Jungfrau Natur bringt der Richter eine Versöhnung zu stande. Das Ganze spielt sich vorwiegend in umständlichen Reden ab, die nur sehr vereinzelt durch Anecdoten (z. B. die von Grecourt und Hagedorn behandelte Geschichte vom Hänfling Johannes XXIII.) gewürzt werden: von belebtem Dialog ist keine Rede. Mehr im Titel und der Einkleidung als im eigentlichen Inhalt zeigt Beziehung zu dem Schriftchen Sternhals' der 1604 zu Leipzig erschienene 'Uralte Ritter-Krieg', den Kopp, Die Alchemie II, 330, als die Vorlage für St. ansieht. Ob mit Recht, würde sich erst durch die Ausgabe Erfurt 1595 entscheiden, die mir bisher nicht zugänglich war. Roethe.

Sterr: Kaspar St., Meteorologe, geboren am 3. Januar 1744 zu Neuburg a. D., † im J. 1814 (nähere Angaben über den Todestag fehlen) zu Joshofen (unweit Eichstätt). Er absolvirte die Gymnasial- und Hochschulstudien zu Neuburg und Ingolstadt und trat an letzterem Orte in den Orden der Jesuiten, kurz vor dessen Aufhebung, ein. Nachdem diese erfolgt war, wurde er 1775 Weltpriester und bekleidete von 1776—1793 eine Professur an der Studienanstalt seiner Vaterstadt; dann aber übernahm er die Pfarrei Joshofen und verlebte auf ihr die letzten zwanzig Jahre seines Lebens. Er wird als ein überaus emsiger, namentlich auch in der schönen Litteratur eifriger Mann geschildert; so fanden sich in seinem handschriftlichen Nachlasse der Entwurf einer Weltgeschichte, eine Geschichte der Pfalzgrafschaft Neuburg, eine Uebertragung des ganzen Vergil in deutsche Hexameter und die Beantwortung einer Preisfrage vor, welche von Braunschweig ausgestellt war und die Aufgabe enthielt, Mittel zur „physischen, litterarischen und sittlichen Ausbildung" der Menschheit anzugeben. Eine Schrift über Kaiser Ludwig den Baier ließ St. im Druck erscheinen (München 1811). Beweist dies alles Sterr's große geistige Regsamkeit, so ist wirkliches Verdienst dessen Bestrebungen auf meteorologischem Gebiete zuzuerkennen. Im J. 1784 ertheilte ihm die kurbairische Akademie für seine im 4. Bande ihrer Neuen Abhandlungen veröffentlichte Bearbeitung der Frage: „Hängt das Steigen und Fallen des Merkurius im Barometrum von nur zufälligen oder periodischen Ursachen ab?" den Preis. Allerdings standen der Verfasser wie die Preisrichter hier noch auf dem jetzt überholten Standpunkte, daß die Anziehung von Mond und Sonne eine Ebbe und Fluth in unserer Lufthülle veranlaßten, aber St. war sich wohl bewußt, daß nicht theoretische Speculation, sondern nur die Beschaffung eines verlässigen Erfahrungsmateriales die Lehre von Wind und Wetter zu fördern vermöge. Er stellte selbst mehr als zwanzig Jahre lang regelmäßige Beobachtungen an und legte deren Ergebnisse in einer für jene Zeit sehr anerkennenswerthen Schrift nieder („Witterungsbeobachtungen vom Jahre 1783 bis auf die gegenwärtige Zeit, mit nützlichen Anmerkungen und Entdeckungen", Ingolstadt 1805).

De Backer, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus, IV. série, p. 685. Lüttich 1858. — Baader, Lexikon verstorbener bairischer Schriftsteller des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts II, 2. S. 189 ff. Augsburg-Leipzig 1825. Günther.

Sterz: Albert St., ein Bandenführer des 14. Jahrhunderts, dessen Geburtsort unbekannt ist. Er focht zuerst in Frankreich in den Kämpfen zwischen Franzosen und Engländern, ohne daß nachgewiesen ist, auf welcher Seite er gestanden hat. Als durch den am 8. Mai 1360 zu Bretigny geschlossenen Frieden die Feindseligkeiten beendet waren, beide Parteien ihre Söldner entließen und man sich von dieser Landplage zu befreien wünschte, berief der Markgraf von

Montferrat sie nach Italien, wo das Condottierewesen in hoher Blüthe stand. Sie gaben sich den Namen der weißen Gesellschaft und nannten sich Engländer, weil sie entweder unter britischer Fahne gedient oder, wenn nicht, die Fechtart ihrer Gegner angenommen hatten. St. ward ihr Anführer. Jenseits der Alpen verheerten sie zunächst Oberitalien, wo der Markgraf und die Liga gegen die Viscontis kämpften. Als es hier nichts mehr zu rauben und zu plündern gab, zog St. mit den Seinen im Herbst 1363 nach Pisa, das ihn zum Kriege gegen Florenz gemiethet hatte; er stand an der Spitze von 3500 Reitern und 2000 Mann zu Fuß. Da aber die Pisaner so unvorsichtig gewesen waren ihn mit seiner Mannschaft in ihre Mauern aufzunehmen, richtete er sich in der Stadt häuslich ein und schaltete in solcher Weise mit den Einwohnern und ihrem Eigenthume, daß die Bürger froh waren, ihn gegen Zahlung von 150 000 Gulden endlich los zu werden. Dazu gestatteten sie ihm gegen Jedermann, sie selbst und ihre Unterthanen ausgenommen, Krieg zu führen. Nicht ungern sahen sie, daß St. unter Jedermann zunächst die Florentiner verstand. Gegen diese wendete er sich, nachdem er sich mit Anichino Bongarden, einem anderen Bandenführer, vereinigt hatte; mit einer Summe Geldes, die auf 112 000 Gulden angegeben wird, kaufte die Stadt sie ab. Dann bildeten jene beiden Führer die Gesellschaft des Sternes und zogen brandschatzend weiter, zuerst nach Siena, welches ebenfalls zahlen mußte, dann nach Perugia, in dessen Dienst sie traten. Hier wurde St. im J. 1365, des Einverständnisses mit den Feinden des Freistaates überwiesen, nach Urtheil und Recht vom Henker mit dem Schwerte hingerichtet.

Geschichte Franz Sforza's und der italienischen Condottieri von Friedrich Steger. 3. Aufl. Leipzig 1874. B. Poten.

Sterzinger: Ferdinand St., Theatiner, geboren am 24. Mai 1721 auf dem Schlosse Lichtenwörth in Tirol, † am 18. März 1786 zu München. Er stammte aus einer Tiroler adeligen Familie; sein Vater war Gubernialrath in Innsbruck. Am 11. Sept. 1740 trat er in den Orden der Theatiner, 1742 legte er die Gelübde ab. Seine philosophischen und theologischen Studien machte er in dem Kloster seines Ordens zu Innsbruck. 1747 wurde er von seinen Oberen nach Rom und, da er das dortige Klima nicht vertrug, nach Bologna geschickt, um seine theologischen und kirchenrechtlichen Studien fortzusetzen. Nach seiner Rückkehr aus Italien wurde er 1750 Professor der Moraltheologie in Prag, 1753 Lehrer der Philosophie im Theatinerkloster zu München, 1756 Professor des Kirchenrechts in Prag, 1759 Lehrer der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts und Präfect der jungen Cleriker im Kloster zu München. 1762 wurde er für drei Jahre zum Obern des Theatinerklosters gewählt; als solcher war er einige Monate bei Gelegenheit eines Generalcapitels in Rom; sonst blieb er von 1759 bis zu seinem Tode in München. 1759 wurde er Mitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften, 1779 Director der historischen Classe. In den Abhandlungen der Akademie stehen von ihm einige Aufsätze über die ältere bairische Kirchengeschichte, u. a. über die damals viel ventilirte Frage nach dem Zeitalter des h. Rupertus (s. A. D. B. XXIX, 698). Er lieferte auch von der von Chr. Fr. Pfeffel und P. v. Osterwald 1767 begonnenen „Chronologischen Einleitung in die Kirchengeschichte. Aus dem Französischen übersetzt“ (Bearbeitung des von dem Pariser Parlamentsadvocaten Ph. Macquer anonym veröffentlichten: Abrégé chronologique de l'histoire ecclésiastique III, 1751), den 4. u. 5. Band (1350—1700), 1776—78. Dagegen erschienen 1780 „Nothwendige Beiträge zur Chronol. Einleitung“ u. s. w.; vgl. Annalen der bair. Litteratur II, 389.

Großes Aufsehen erregte St. durch eine 1766 am Namenstage des Kurfürsten gehaltene „Akademische Rede von dem gemeinen Vorurtheile der wirken-

den und thätigen Hexerei". Das Hexenwesen war durch eine 1749 erschienene Schrift des Weltgeistlichen Hieronymus Tartarotti in Wälschtirol und Italien Gegenstand einer lebhaften litterarischen Controverse geworden, an der sich u. a. auch der Marchese Scipio Maffei betheiligte (L. Rapp, Die Hexenprocesse und ihre Gegner in Tirol, 1874. Reusch, Index II, 796. Hurter, Nomenclator (2) II, 1458). Durch die Rede von St. wurde dieser Streit nach Süddeutschland verpflanzt. Sie wurde zuerst angegriffen von dem Münchener Augustiner Agnellus März („Urtheil ohne Vorurtheil über die wirkende und thätige Hexerei, abgefaßt von einem Liebhaber der Wahrheit") und von dem Benedictiner Angelus März zu Scheyern („Kurze Vertheidigung der thätigen Hex- und Zauberei wider eine dem h. Kreuz zu Scheyern nachtheilige akademische Rede"). Ersterem antwortete St. mit „Betrügende Zauberkunst und träumende Hexerei, oder Vertheidigungen der akademischen Rede ..." und „Gedanken über die Werke des Liebhabers der Wahrheit von der Hexerei", 1767. St. kam auf den Hexenglauben zurück in einer 1773 gehaltenen akademischen Rede über den Zustand der bairischen Kirche unter dem ersten christlichen Herzog Theodor II. — Im J. 1774 kam der bekannte Johann Joseph Gaßner (A. D. B. VIII, 407) nach Süddeutschland. St. reiste eigens zu dem Zwecke, Augenzeuge seiner Wunderkuren zu sein, nach Ellwangen und veröffentlichte dann anonym „Die aufgedeckten Gaßnerischen Wnnderkuren, aus authentischen Urkunden beleuchtet und durch Augenzeugen bewiesen", 1774 (2. Aufl. 1775), und „Beurtheilung der Gaßnerischen Wunderkuren von einem Seelsorger und Eiferer für die katholische Religion", 1775, ferner unter dem Namen Francone dell' Amavero „Untersuchung, ob es eine Festigkeit gebe. Dabei viele abergläubische Irrthümer aufgedeckt werden. Nebst beigefügtem Katechismus von der Geisterlehre", 1775, dazu anonym „Der in die katholische Schule geführte Fragsteller über den Katechismus ...", 1775. Später erschienen noch mit Nennung seines Namens: „Geister- und Zauber-Katechismus", 1783; „Bemühung, den Aberglauben zu stürzen", 1785; „Die Gespenster-Erscheinungen, eine Phantasie oder Betrug, durch die Bibel, Vernunft und Erfahrung bewiesen", 1786. (Ein Verzeichniß der vielen Schriften, „die den bairischen Hexenkrieg betreffen", gibt die Allg. D. Bibl. XXIV, 608; es ist mit einigen Zusätzen abgedruckt in der Litt. d. kath. Deutschland I, 2 u. 3. Nach dem Tode Sterzinger's führte Prof. J. Weber in Dillingen den Kampf gegen den Hexen- und Gespensterglauben.) — In seinen jungen Jahren ließ St. einige lateinische philosophische und kirchenrechtliche Dissertationen drucken; 1774 erschien noch von ihm „Johannes Trithemius, Abts zu Spanheim, Unterricht wie ein Priester wohlanständig leben solle; aus dem Latein übersetzt."

J. N. Graf v. Zech, Rede zum Andenken des Don Ferd. Sterzinger, 1787. — Westenrieder, Beitr. zur vaterländ. Gesch. I, 339; Gesch. der Akademie I, 154 u. s. w. — Baader's Lex. I, 2, 249. — Wurzbach XXXVIII, 311. — L. Rapp, Hexenprozesse und ihre Gegner in Tirol, 2. A., 1891.

Reusch.

Steffan: Matthäus St. aus Rottenburg a. Neckar, katholischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Er führte „vff Sambstag der Verkündigung Mariä" (25. März) 1589 zu Ueberlingen am Bodensee seine handschriftlich noch erhaltene „Tragödie von der Märtirin Felicitas" auf. Die bekannte Legende (Acta sanctorum, 10. Juli) ist darin recht steif und unlebendig, ohne Leidenschaft, Steigerung und Abwechselung dargestellt. Die drei Acte sind durch musikalische Vorträge (Organist, Ausblasen, Cantores) von einander geschieden, die Reimbrechung wird durchweg beobachtet; als Quellen für die Chronologie citirt St. Hermannus Contractus und Johannes Funccius.

Die von Mone, Schauspiele des Mittelalters II, 422 angeführte Handschrift gehört jetzt der Königlichen Bibliothek zu Berlin (Mscr. germ. 4°. 862).

J. Bolte.

Steffen: Hilger von der St., aus dem alten Kölner Patriciergeschlecht der Quattermart, wahrscheinlich kurz nach 1340 geboren, hingerichtet am 26. Januar 1398. Er war unzweifelhaft der bedeutendste und ehrgeizigste unter den Vertretern der städtischen Aristokratie, welche durch Uebermuth und Mißwirthschaft ihren eigenen Sturz und die Herrschaft der Demokratie herbeiführten. Im J. 1360 vermählte er sich mit Richmod vom Kusin aus einer hervorragenden Schöffenfamilie. Bereits in den 70er Jahren war Hilger mit wichtigen Functionen betraut. Damals war er Geschworener Kölns im Landfriedensbunde zwischen Rhein und Maas. Oft ward er im Auftrage der Stadt zu entscheidenden Verhandlungen entsandt. Im J. 1377 ging er mit dem Propste Dionysius von S. Aposteln an den päpstlichen Hof und erreichte dort Aufhebung von Excommunication und Interdict, welche wegen städtischer Uebergriffe in das geistliche Gebiet verhängt worden waren. Zu Anfang der 90er Jahre erhob sich unter dem städtischen Patriciat der unheilvolle Streit zwischen den „Greifen" und der Schöffenpartei der „Freunde", der die Stadt in unaufhörliche Verlegenheiten stürzte. An der Spitze der Greifen stand Hilger, der mit seinem Oheim Heinrich vom Stave ungemessene Pläne voller Ehrgeiz verfolgte. Im J. 1391 wurden nach langen Kämpfen im Rathe die ersten harten Beschlüsse gegen die Schöffen gefaßt, durch welche deren Vorrechte beseitigt werden sollten. Im folgenden Jahre übernahm H. eine städtische Gesandtschaft nach Prag an König Wenzel's Hof. Ohne Vorwissen des Rathes suchte er hier seine egoistischen Absichten auf Alleinherrschaft durchzusetzen. Er ließ sich vom Könige zum Freigrafen der Köln gegenüberliegenden Rheininsel Osterwert ernennen und die Verwandlung des Klosters Deutz in eine Festung und Zollstätte bestätigen. Aber in Köln ahnte man nichts Gutes von Hilger's Abwesenheit. Von seinen Freunden gewarnt, kehrte er heimlich dorthin zurück und suchte seine Machtstellung aufs neue zu befestigen. Dann ging er wieder nach Prag. Während er noch dort weilte, veranlaßten seine Kölner Freunde einen Handstreich gegen Deutz, das zerstört und befestigt wurde; ihre Spitze kehrte diese Gewaltthat gegen den Erzbischof, der von Seiten der Greifen feindseliger Absichten gegen die Stadt verdächtigt worden war. Aber schon war die Macht von Hilger's Partei im Sinken begriffen. Auf Drängen des Erzbischofs wurde Heinrich vom Stave im Juli 1394 auf Lebenszeit der Stadt verwiesen, weil er die Zerstörung von Deutz durch unwahre Vorspiegelungen von des Erzbischofs Feindschaft verschuldet hatte. H. selbst ward gezwungen, sein Privileg der Freigrafschaft vom König widerrufen zu lassen. In geheimen Versammlungen sannen die Greifen auf Rache. Durch Ueberrumpelung und Eidbruch wurde zu Weihnachten 1395 die Rückkehr Stave's in die Stadt dem Rathe abgezwungen. Nur wenige Tage konnte er sich aber der Freiheit freuen. Mitte Januar 1396 wurde er, als das Blatt sich wieder gewandt hatte, hingerichtet. Sein Neffe H. entfloh und begab sich nach Siegen zum Grafen Johann von Nassau. Der König verhängte auf Ansuchen der Schöffenpartei die Reichsacht über ihn. Trotzdem fand er unter den Fürsten viele Gönner, die sich, allerdings vergeblich, für ihn bei der Stadt verwandten. Dort war unterdessen wieder ein unblutiger Umsturz der Verhältnisse erfolgt. Seit Mitte Juni war die Demokratie ans Ruder gelangt und hatte mit den „Freunden" aufgeräumt. Alle hervorragenden Häupter der beiden Adelsfactionen weilten jetzt in der Verbannung. H. ging zum Herzog von Geldern, dann zum Grafen von Blankenheim, immerfort bemüht, den Eintritt in die Stadt zu erlangen. Sein Ziel erreichte er nicht. Als er sich trotzdem ohne Geleite hineinwagte, wurde er verhaftet und nach ab-

gelegtem Geständniß hingerichtet. Mit seinem Tode war der gefährlichste Gegner der neuen demokratischen Verfassung beseitigt, die vier Jahrhunderte hindurch ohne wesentliche Veränderung bestand.

Kaf. Hayn, Ritter Hilger Quattermart von der Steffen [Münsterische Beiträge XII]. Paderborn 1888. — Eine neue Auffassung von Hilger's Politik entwickelt W. Stein in einem unter der Presse befindlichen Aufsatze i. d. Westdeutsch. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst, Jahrg. 1893. Herm. Keussen.

Stetten: Paul v. St., der ältere und der jüngere, zwei nennenswerthe Historiker der Reichsstadt Augsburg im 18. Jahrhundert. Die Augsburger Familie dieses Namens stammt aus Frankfurt am Main, woher im J. 1426 Hans v. St. in die Stadt am Lech übersiedelte und die noch heute existirende Familie begründete. Die Familie schloß sich frühzeitig der Reformation an und wurde 1538 vom Rath unter die Geschlechter aufgenommen. Seit der Regimentsveränderung vom J. 1548 durch Kaiser Karl V. sind die Angehörigen derselben unausgesetzt in den wichtigsten Aemtern der Reichsstadt zu finden. — Paul v. St., der ältere, wurde am 8. November 1705 seinem gleichnamigen Vater geboren und für den in der Familie traditionellen Dienst im Gemeinwesen bestimmt und erzogen. Unter seinen Jugendlehrern ist der seinerzeit in weiteren Kreisen durch seine philosophischen und historischen Schriften bekannte Mag. Jakob Brucker zu nennen. Achtzehnjährig bezog St. die Universität Altdorf, um Jurisprudenz zu studiren, ohne daß er dort gerade besondere Anregung und Befriedigung fand. Nach vierjährigem Studium, während welcher Zeit sein Vater starb, und nach einer sechsmonatlichen Reise durch Deutschland kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er bis zu seiner ersten Anstellung im J. 1731 mit historischen Studien und archivalischen Vorarbeiten sich unermüdlich beschäftigte, um seine Absicht, eine Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben, gründlich vorzubereiten und nach jahrelanger Arbeit auszuführen. Das Werk besteht aus zwei starken Folianten, deren erster die Zeit von der Gründung der Stadt bis zum J. 1627 umfassend 1743 erschienen ist, während der zweite Band bis zum J. 1649 reicht und 1758 herauskam. Seinen Vorsatz, sein Werk bis zu seiner Zeit fortzuführen, verwirklichte er aus persönlichen Gründen nicht. Die Form, die er wählte, ist die chronistische, der hauptsächlichste Fehler neben dem Mangel einer durchdringenden Kritik. — Die Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit dagegen in Benützung der litterarischen und archivalischen Quellen bildet die Hauptstärke des Werkes und macht es zu einem bleibenden Denkmal in der Augsburger Historiographie. Veranlaßt hatte den Verfasser zu seinem Unternehmen die Anschauung, daß ein Staatsmann ohne eine gründliche Kenntniß der Geschichte seines Territoriums keine fruchtbringende Wirksamkeit ausüben könne. Fast alle Aemter der Republik hat er innegehabt und sich ihnen in der schweren Zeit des unverkennbaren Niederganges seiner Vaterstadt mit unerschütterlicher Treue und Gewissenhaftigkeit gewidmet, überall, aber meist ohne bleibenden Erfolg, dem eingewucherten Schlendrian entgegenwirkend und bis zu seinem achtzigsten Lebensjahr im öffentlichen Dienste aushaltend. Am 6. Febr. 1786 starb er. Sein ältester Sohn Paul der jüngere gleicht in Bildung, Bestrebungen und Stellung dem Vater ganz besonders. Er war am 24. August 1731 geboren und erbte von seinem Vater die Liebe für Kunst und Wissenschaft, insbesondere für Geschichte. Den Vorbereitungsunterricht genoß er im Gymnasium von St. Anna; seine Universitätsstudien, Hauptberuf ebenfalls Jurisprudenz, machte er in Genf und dann in Altdorf. Darnach macht auch er eine größere Reise und füllt darauf seine Wartezeit damit aus, die von der Stadt angekaufte bedeutende Herwart'sche Augsburger Urkundensammlung zu katalogisiren und zu registriren (6 Bände). Bald hernach betritt er die öffentliche Laufbahn zunächst als Archivar und läßt 1762 seine „Geschichte der

adelichen Geschlechter der freien Reichsstadt Augsburg" erscheinen, eine Arbeit noch ganz im Geiste seines Vaters gehalten, das erste und einzige Werk über die Augsburger Geschlechter. Von da an wird aber der Umgang mit bedeutenden Künstlern und Kunstfreunden seiner Vaterstadt von ausschlaggebender Wirkung auf seine litterarische Thätigkeit, welche sich mehr und mehr der Kunst- und Culturgeschichte zuwendet und zwar in der Absicht, auf die Massen zu wirken und der zunehmenden Entmuthigung zu steuern. So schrieb er 1765 seine „Erläuterungen der in Kupfer gestochenen Vorstellungen aus der Geschichte der Reichsstadt Augsburg" mit nachdrucksamer Betonung der cultur- und kunstgeschichtlichen Partien. Dieses Buch ist als der Vorläufer seines bedeutendsten 1779 und 1788 in zwei Bänden erschienenen Werkes: „Kunst-, Gewerb- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg" anzusehen. Eine Arbeit von bedeutendem Umfange führt sie den ganzen Reigen jener in Kunst, Kunstgewerbe und Handwerk seit den Blüthetagen Augsburgs zum Ruhme der Stadt thätigen Männer vor, deren Namen und Leben mit Recht der Vergangenheit entrissen werden, zugleich mit dem Zweck, „einen Beitrag zu einer allgemeinen Kunstgeschichte von Deutschland" zu liefern. Ueberall, wo man Verständniß hierfür hatte, erregte das Unternehmen Stetten's Aufmerksamkeit und Beifall; mit verschiedenen Stimmführern in der Litteratur trat er in Verbindung und Correspondenz, mit Wieland, Weiße, Nicolai u. a. Durch seine heute noch lesenswerthen „Lebensbeschreibungen zur Erweckung und Unterhaltung bürgerlicher Tugenden", erschienen 1778 und 1782 und im besten Sinn populär geschrieben, gesellte er sich selbst dem großen Reigen der deutschen Litteratoren bei und sah seinen Schriftstellernamen auch im Norden mit Ehren genannt. Von seinen weiteren Schriften führen wir an die „Beschreibung der Reichsstadt Augsburg nach ihrer Lage, jetzigen Verfassung, Handlung und den zu solchen gehörenden Künsten und Gewerben und ihren andren Merkwürdigkeiten" mit einem von Nilson gestochenen Stadtplan (1788); ferner eine Lebensbeschreibung des Stempelschneiders Hedlinger, herausg. von dem Kunstverleger J. El. Haid; endlich seine liebenswürdigen „Briefe eines Frauenzimmers aus dem XV. Jahrhundert", welche anonym erschienen und ziemlich rasch nacheinander drei Auflagen erlebten. Ferner arbeitete er fortgesetzt an einem Ehrenbuch seiner Familie, ohne dasselbe zum Abschluß zu bringen, während andere litterarische Producte nicht über den Anfang hinausgediehen oder von ihm als noch nicht reif für den Druck zurückgehalten wurden. Neben dieser litterarischen Thätigkeit sehen wir ihn in der amtlichen, von innen und außen vielfach gestört, rastlos beschäftigt. Er erkannte die Zeichen der Zeit, welche auch den Untergang der schwäbischen Stadtrepublik ahnen ließen, aber er hätte es für eine unedle Feigheit angesehen, trotz des Undankes, den er reichlich erntete, jetzt vom Steuerruder zurückzutreten und das Schifflein seiner Vaterstadt Wind und Wellen führerlos preiszugeben. Im drangvollen Jahre 1792 übernahm er sogar das höchste Amt des Stadtpflegers und führte dem Unheil wehrend, so gut er konnte, dasselbe, bis nach dem Preßburger Frieden Augsburg seiner Reichsstandschaft entkleidet und dem neuen bairischen Staatsgebilde einverleibt wurde. Erst jetzt trat er vom öffentlichen Dienst zurück, um noch zwei Jahre der Ruhe zu genießen: am 11. Februar 1808 starb er.

Die Werke der beiden Historiker. — Stetten'sches Familienarchiv. — Städtische Bibliothek. — Krauß, P. v. Stetten's Leben und Charakter.

Wilhelm Vogt.

Stetthamer: Hans St. (Stethamer, Stethaimer, auch die Bezeichnungen Hans Steinmetz, Hans v. Burghausen, Meister Hans kommen urkundlich vor), Baumeister der Martinskirche in Landshut, † daselbst 1432. Die Landshuter

Rathschronik setzt den Anfang des Baues der Kirche ins J. 1444; die Angabe ist jedoch entschieden unrichtig. Noch heute sind bauliche und decorative Ueberreste aus älterer Zeit vorhanden; das Schweißtuch der Veronika mit dem Christushaupt in den östlichen Arkaden, sowie das kolossale hölzerne Crucifix, das ehedem vom Gewölbeabschluß des Chores herabhing, stammen aus früherer Zeit, vermuthlich auch die Fresken, welche vor dreißig Jahren gelegentlich der Restauration an den Säulen sichtbar, aber wieder übertüncht wurden. Auch andere Beweise sprechen gegen die Richtigkeit jener in Christoph Pexenfelder's Chronik und anderen Stadt-Beschreibungen nachgeschriebenen Angabe. An der Südwand der Martinskirche befindet sich der Grabstein mit der als Console des leidenden Heilands dienenden Porträtbüste des Baumeisters, dem Kopf eines unansehnlichen, alten Männchens mit gerunzelter Stirn und klugen Augen, und mit der Inschrift: „Anno domini 1432 starb Hanns steinmezz in die laurentij, maister der kirchn vnd czu spital (Spitalkirche zu Landshut) vnd in Salczburg (Franziskanerkirche), cze Oting (Pfarrkirche zu Neuötting), cze strawbng (Karmeliterkirche zu Straubing), vnd cze Bassbug (Pfarrkirche St. Jakob zu Wasserburg), dem got gnadig sy. amet." Die Platte mit der Inschrift ist jedoch ohne Zweifel jünger als die übrigen Theile des Denkmals, sodaß die Inschrift selbst nicht über jeden Argwohn erhaben ist. Die sichersten Anhaltspunkte für die Geschichte der Kirche und ihrer Baumeister sind in Urkunden des städtischen Archivs zu Landshut und des kgl. Reichsarchivs zu München geboten. Schon eine Urkunde vom 24. April 1389 nennt „Meister Hans, Paumeister zu sand Martein" als Siegelzeugen. 1406 schenkte Herzog Heinrich von Niederbaiern dem „Hans Steinmetz von Burckhausen" ein Haus auf dem Friedhof von St. Martin; 1415 wurde dasselbe von „Meister Hanns von Burckhausen, dem Steinmetz und Werckhmaister des Paus zu St. Martein", dem Handwerk der Schneider zu einer ewigen Messe übergeben. 1429 erhielt Meister Hans Steinmetz für seine Verdienste um den Kirchenbau zu Straubing (Karmeliterkirche) von Herzog Ernst eine jährliche Leibrente von 4 Pfund Geldes auf Lebenszeit. 1431 verkaufte „Hans Stetthamer, Steinmetz und Maler, auch Burger zu Landshut", dem hl. Herrn Niclas (jetzige Pfarrkirche der Vorstadt St. Niklas) ein Tagwerk Wiesmad. Das an der Urkunde hängende Siegel mit dem Winkelmaß ist mit einem der drei Wappen am Grabstein identisch; das gleiche Wappen in Bronze war bis vor kurzem an der äußeren Chormauer der hl. Geistkirche zu Landshut eingelassen; bei Restauration der Kirche wurde dasselbe von unberufener Hand entfernt und durch ein steinernes ersetzt. In dieser Periode wurde der Münsterbau am rührigsten gefördert; bezeichnend dafür ist, daß die Landshuter Stadtkammerrechnung von 1427 unter den Wandel- und Unlait-Geldern mehrfach statt der sonst üblichen Geldstrafen Steinstrafen verrechnet, d. h. daß die polizeilichen Vergehen mit Lieferung oder Bezahlung von Steinen bestraft wurden, z. B. „Stamhaym 6 β. für eintausend Stein von Spiels wegen, Winhart 6 β. für eintausend stain, daß er sitzen und spilen hat lassen ꝛc." Eine über dem Westportal angebrachte Ziffer 1432 scheint den Termin der Vollendung bis dorthin zu bedeuten. Die dreischiffige Hallenkirche mit ihrer imposanten Säulenflucht zählt zu den originellsten Ziegelbauten Süddeutschlands; ähnlichen Charakter weisen auch die übrigen auf dem Grabstein genannten Kirchen auf, doch ist die Pfarrkirche St. Jakob zu Wasserburg, wenigstens in ihren Hauptheilen (erst 1445 begonnen) nicht das Werk des Hans St., sondern des Steffan Krummauer von Salzburg. Ob St. auch Bildschnitzer war, wie dies in Lipowsky's Künstlerlexikon behauptet wird, mag dahingestellt sein; die Nachricht, daß ein „Meister Hans" nach Tegernsee ein Bild geschnitzt habe, kann

nicht als Beweis gelten und vermag die Vermuthung, daß Hans St. selbst seine Porträtbüste gefertigt habe, nicht wahrscheinlicher zu machen. Nach dem Tode Hans Stetthamer's, der immerhin 1432 erfolgt sein mag, übernahm sein gleichnamiger Sohn die Bauführung. 1441 erscheint ein Meister Hans St. als „Bschaumeister", d. h. als Leiter der städtischen Baupolizei in Landshut. 1455 siegelt „Meister Hanns Stethammer, Steinmaiß zu Landshut" eine Urkunde. Vermuthlich ein Bruder desselben, „Meister Steffan Steinmetz", wird in der Steuerliste von 1454 als Besitzer eines Hauses in der Kirchgasse aufgeführt. Welchen Ruf die Landshuter Bauhütte genoß, beweist die Bestellung eines Meister Jakob von Landshut zum Werkmeister am Straßburger Münster in den Jahren 1492 bis 1509. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß derselbe der Familie St. angehörte; in der Rechnung der St. Johanniskirche zu Moosburg von 1517 heißt es: „Als man das Sacramenthaus an Meister Jakob Steinmetzen von Landshuet gedingt zu Leikauf geben 35 ₰." Ein Meister Jakob ist auch in den herzoglichen Kasten- und Baurechnungen in den Jahren 1509 bis 1519 als Hofmaurer mit mancherlei Steinmetzarbeiten vertreten. Die kühnste Leistung der Landshuter Meister war der Thurm von St. Martin, der sich unmittelbar über der Vorhalle des Schiffes erhebt und, vom Viereck ins Achteck übergehend, in 7 Absätzen die Höhe von 454 Fuß erreicht. 1472 war derselbe bis zum Giebel des Langhauses emporgestiegen, wie das dort angebrachte Schildchen anzeigt. 1495 war der Thurm noch unvollendet; Veit Arnpeck in seiner 1495 vollendeten bairischen Chronik versichert, der Landshuter Thurm werde, wenn er erst ausgebaut sei, alle anderen Thürme Deutschlands weit übertreffen. An einer Rippe der obersten Galerie ist die Jahreszahl 1577 angebracht; 1580 scheint mit der Kupferbedachung die letzte Hand angelegt worden zu sein. Von älteren Reiseschriftstellern wird der Landshuter Thurm als der höchste in Deutschland bezeichnet; ein vielverbreitetes Sprüchlein lautete: Zu Straßburg der schönste, zu Wien der stärkste, zu Landshut der höchste. Nach der Einnahme der Isarstadt durch die Schweden ließ deshalb, wie das Theatrum Europaeum erzählt, ein schwedischer Generalquartiermeister eine genaue Messung anstellen, und dabei ergab sich, daß der Landshuter Thurm nur 408 rheinische Schuh mißt, also 81 Schuh weniger als der Straßburger.

Spörl, Der Bau und die Erbauer des Chors zu St. Martin, in den Verhdlgn. des hist. Ver. v. Niederbaiern III, 265. — Sighart, Gesch. der bildenden Künste im Königreich Baiern, 430. — Heigel, Die Landshuter Rathschronik; Chroniken der deutschen Städte XV, 287. — Mittheilungen der Herren Reichsarchivrath Kalcher in Landshut und Bürgermeister Schnepf in Wasserburg. Heigel.

Stettin: August Lebrecht St., geboren zu Halle in Sachsen am 8. September 1725, wurde einer der bedeutendsten Buchhändler der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Nach einer gründlichen Vorbildung war er längere Zeit eifrig thätiger Geschäftstheilhaber an der Buchhandlung des Johann Benedict Metzler in Stuttgart gewesen, kam dann nach Ulm, und brachte daselbst im J. 1766 die Gaum'sche Buchhandlung an sich, welcher er die Firma „Stettinische Buchhandlung" gab. Er war sehr unternehmend, und verlegte viele größere Werke. Der damals noch nicht berühmt gewordene Michael Ignaz Schmidt (s. A. D. B. XXXII, 6) hatte nach vielen Bemühungen für seine großartig angelegte Geschichte der Deutschen keinen Verleger finden können: er kam nun auf einer Reise von Würzburg nach Ulm, trug sein Werk dem Buchhändler Stettin an, und dieser übernahm sofort den Verlag. Der letzte (27.) Band des nach Schmidt's Tode von Milbiller fortgesetzten Werkes erschien 1816 in der Stettin'schen Buchhandlung. St. stand mit den Ulmer Gelehrten, vor-

nehmlich u. a. mit dem berühmten Gymnasialrector und Stadtbibliothekar Johann Peter Miller (s. A. D. B. XXI, 748), der die bekannte Berliner Ausgabe der lateinischen Classiker von 1745 an bis 1766 besorgt hatte, welche in Ulm gedruckt wurden, in täglichem Umgang und Verkehr: und gleicherweise durch einen viele Jahre hindurch geführten Briefwechsel in vertrauter Freundschaft mit dem Verwandten des eben genannten, dem Göttinger Professor Johann Peter Miller (s. A. D. B. XXI, 749), welcher ganz gleichen Alters mit Stettin, und früh mit ihm bekannt geworden war. Er war selbst auch litterarisch thätig, aber bescheiden und ohne seinen Namen zu nennen; er schrieb unter anderem Beiträge zu der Zeitschrift: Physikalisch-ökonomisches Wochenblatt oder Realzeitung, welche von 1755 an in Stuttgart von Ernst Friedrich Bernhard, Diakonus und Professor der italienischen Sprache daselbst, herausgegeben wurde; ferner zu der in Halle erscheinenden Wochenschrift: Der Mensch, und Aufsätze in der in Stuttgart in 5 Theilen herausgekommenen: Satyrischen Bibliothek. — St. hatte sich, als er die Gaum'sche Buchhandlung übernahm, mit Jungfrau Euphrosine Regine Baur verheirathet, und nachdem er 1779 gestorben war, heirathete Gaum die Witwe und kam dadurch wieder in den Besitz der Buchhandlung; die berühmt gewordene Firma wurde aber von ihm und seinen Nachfolgern Christian Gottlob Ebner und dessen Sohn Johann Friedrich Ebner beibehalten, sie bestand bis 1876. Am Ende dieses Jahres starb ihr letzter Inhaber Rudolf Nagel. — Von dem Gründer dieser Firma, von unserm August Lebrecht St., sagt einer der bedeutendsten Buchhändler jener Zeit, Johann Georg Heinzmann, Buchhändler in Bern in der Schweiz, der mehrere Jahre in der Stettin'schen Buchhandlung Gehülfe gewesen war, folgendes: „St. war der respectabelste Buchhändler, den ich jemals kannte. Unaufhörlich geschäftig, zugleich sanft und menschenfreundlich, und von einem durchaus edeln Charakter. Kein Mensch hat jemals Klage gegen ihn geführt, kein Schriftsteller wurde von ihm bedrückt, kein Buchhändler von ihm despotisirt. Sein größter Ehrgeiz war, ein Bücherlager zu haben, das an Vollständigkeit und Auswahl wenige seines gleichen in ganz Deutschland hatte. Dieses Streben war fast über seine Kräfte." So sagt Heinzmann in dem merkwürdigen, aber fast verschollenen Buche: Appell an meine Nation über Aufklärung und Aufklärer, über Gelehrsamkeit und Schriftsteller, über Büchermanufacturisten, Recensenten und Buchhändler, über moderne Philosophen und Menschenerzieher, auch über mancherlei anderes, was Menschenfreiheit und Menschenrechte betrifft. Bern 1795. Der Nebentitel, mit einer Vignette, heißt kurz: Ueber die Pest der deutschen Litteratur. —

Dieser Heinzmann ist überhaupt eine interessante Persönlichkeit, ein rühriger Schriftsteller, aber weil er die meisten seiner Arbeiten anonym herausgab, wenig bekannt. Weyermann hatte ihn deshalb um ein eigenes Verzeichniß der von ihm verfaßten Druckwerke gebeten, er willfahrte dem Landsmann gerne, und dieses Verzeichniß findet sich denn bei Weyermann a. a. O. S. 307, fast jede Nummer mit recht charakteristischen Bemerkungen des Verfassers oder Herausgebers, einige Beispiele werden genügen. 1) Die Feierstunden der Grazien. 6 Theile, Bern 1780—1791. „Der 2. Theil hat den Beititel: Poetische Anthologie für Töchter; der 3., 4. u. 5. Theil soll ein vollständiges System weiblicher Kenntnisse sein, und hat zusammengefaßt den besonderen Titel: Lehrbuch der brauchbarsten Wissenschaften für Mädchen von reiferem Alter und aus den gesitteten Ständen. 3 Theile, Bern 1788—1789. Dieses Werk wurde von Weise in Leipzig in seinem Briefwechsel des Kinderfreundes als ein vorzügliches und zweckmäßiges Geschenk für Frauenzimmer empfohlen." Ferner: 3) Analecten für die Litteratur, von Gotth. Ephr. Lessing. 4 Thle. Bern 1785—1787. „Da von Lessing alles Fragment ist, ausgenommen seine theatralischen Schriften, so war es

schwer ihn als Kunstrichter zu beurtheilen, wenn man nicht eine neben einander gestellte Sammlung seiner Recensionen und kritischen Aufsätze hatte. Eine solche wollte ich liefern. Alle meine Bemühungen, von seinen vertrauten Freunden noch nähere Anzeigen zu erhalten, waren vergebliche .... Wichtige Reliquien lieferte ich immer noch, die dem Freunde Lessingischer Art und Kunst werth sind .... Man sehe meine Vorrede zu jedem der 4 Theile und meinen Plan." — 5) Albrecht von Hallers Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst, 2 Thle., Bern 1787. „Aus vielen Bänden Göttingischer gelehrten Anzeigen habe ich diese Auswahl veranstaltet. Mir war das Handexemplar des seligen anvertraut, wo er bei jeder Recension, die von ihm war, seinen Namen bemerkte. Anordnung, Plan und Ausführung hatten Hofrath Heine's Beifall, den er auch in der Anzeige meines Buchs aussprach. Der Anfang war ein Auszug aus Hallers eigenem Tagebuch, so mir übergeben wurde, davon öffentlichen Gebrauch zu machen, wie ich es für gut finden würde. Die Welt lernte auch hiedurch Hallern in seinen geheimsten Empfindungen kennen, vorzüglich als Christ." — 9) Wünsche an meine Vaterstadt (Ulm). 1790, 4°. Diese kleine Schrift ließ der Verfasser gratis austheilen. — Außerdem Reisehandbücher und eine Schweizer Reisekarte mit Text; ein dictionnaire des voyageurs, franç.-allem. et allem.-français, 3 Auflagen; la grammaire allemande selon Gottsched et Juncker, 3 mal neu gedruckt, „wurde von mir geordnet und mit praktischen Beispielen versehen". — Wir fügen noch bei, was Weyermann nicht mehr hat, weil seine gedruckten Nachrichten (s. u.) früher enden: Exposé d'un traitement arbitraire, éprouvé par un citoyen d'Ulm de son magistrat. Modèle du gouvernement aristocratique de la Souabe. Strassbourg 1798, 4. Ein Bogen. Dieser citoyen war Heinzmann selber, welcher zum Besuch mit Frau und Kindern nach seiner Vaterstadt gekommen, aber von seinen Reisegefährten, es waren Emigrirte, mit denen er im Postwagen Gespräche geführt hatte, bei dem k. k. Festungsgouverneur denuncirt war, worauf er sofort aus Stadt und Land verwiesen wurde. — Im J. 1802 wollte er von Bern nach Ulm ziehen und daselbst eine Buchhandlung errichten, erkrankte aber auf der Reise in Basel und starb daselbst am 23. November 1802.

Vergl. Albr. Weyermann, Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und andern merkwürdigen Personen aus Ulm. 1. Ulm 1798. S. 487. Veesenmeyer.

Stettler: Albrecht Friedrich St., von Bern, dessen gleichnamiger Vater Professor der Geschichte am „Politischen Institut" seiner Vaterstadt, und dessen Großvater der letzte Finanzminister des alten Bern gewesen, wurde am 28. April 1796 getauft. Erst 16 Jahre alt trat er, beim Verlassen der Schulen, in den Dienst der Staatskanzlei, um nach der damals üblichen Sitte sich mit dem Gang der Staatsverwaltung vertraut zu machen, während er gleichzeitig die Vorlesungen der nach den Stürmen der Revolutionszeit wieder neu begründeten Akademie besuchte. Seine juristischen Studien vervollständigte er in Göttingen, wo er von Eichhorn und Hugo nachhaltige Eindrücke empfing und auf das rechtshistorische Gebiet hingewiesen wurde. In Bern wurde er zuerst Justizrathsschreiber, und seit 1826 Mitglied des Großen Rathes, als die politischen Ereignisse des Jahres 1831 den hergebrachten Staatseinrichtungen ein plötzliches Ende machten. Durch seine Familie gehörte St. zu der nun gestürzten Aristokratie, allein Gesinnung und Einsicht wiesen ihn andere Wege und veranlaßten ihn, auch in den neuen Verfassungsformen seinem Lande zu dienen. Er blieb Mitglied des jetzt aus freier Volkswahl hervorgehenden Großen Rathes und erhielt 1836 das Amt des Ober-Lehenscommissärs. Als solcher hatte er den bedeutendsten Theil der öffentlichen Archive zu verwalten und sah sich dadurch mitten in die rechtshistorische Arbeit gestellt. Lebhaft eingehend in

die politischen Bewegungen jener für die Schweiz so wichtigen Uebergangsjahre, in Behörden, in Vereinen und in der Tagespresse thätig, kam er wiederholt in die Lage, 1836, 1837 und 1838, als Gesandter seines Kantons in der Eidgenössischen Tagsatzung mitzuwirken. Im J. 1840 wurde er zum höchsten Ehrenamt der Republik, demjenigen des Landammanns, ernannt, mußte jedoch als Familienvater auf die Annahme verzichten, weil diese Stelle selbst unbesoldet, aber mit der besoldeten unvereinbar war. Bald sah er sich indessen im Gegensatze gegen die in den Räthen herrschende Mehrheit. Sein strenges Rechtsgefühl widerstrebte dem Ungestüm, mit welchem der wirkliche oder angebliche Volkswille über die gesetzlichen Formen hinwegging; und je mehr die großen Fragen der Klosteraufhebung und der Jesuitenausweisung die Eidgenossenschaft in ihrem Innersten erschütterten, um so leidenschaftlicher stellte er, der überzeugte Protestant, sich auf die Seite der Unterdrückten, sprach und schrieb gegen jede Gewaltthätigkeit. „Nicht die Jesuiten“, rief er im Großen Rathe aus, „bringen die Gefahren, sondern die Anarchie, das Schwinden der Achtung vor Gesetz und Verfassung, diese gänzliche Demoralisation!“ Trotz dieser politischen Aufregungen fand St. Gelegenheit, auch seiner Neigung zu wissenschaftlicher Arbeit zu folgen; er hielt seit 1843 als Privatdocent, seit 1844 als außerordentlicher Professor an der neugegründeten Universität Bern Vorlesungen über älteres und neueres Bundesstaatsrecht, allgemeines Staatsrecht und besonderes Staatsrecht des Kantons Bern, europäisches Völkerrecht, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. Noch im gleichen Jahre 1844 war St. zum Rector der Universität ernannt worden, allein die politischen Wirren ließen ihm keine Ruhe. Er zog sich bei Anlaß der sog. Freischarenzüge gegen Luzern so sehr die Ungnade der Regierung zu, daß er nicht allein das Rectorat vor der Zeit niederlegte, sondern daß auch das Amt des Lehenscommissärs aufgehoben wurde. Als im November 1847 der Sonderbundskrieg ausbrach, erklärte er in öffentlichem Anschlage, daß er seine Vorlesungen über Schweizerisches Staatsrecht nicht fortsetzen werde, „da dasselbe gewaltsam zerrissen sei“. Er wurde daraufhin auch seines Lehramtes entsetzt, verfiel in schwere Krankheit und starb, erst 53 Jahre alt, aber durch die erfahrenen Schläge an Leib und Seele gebrochen, schon am 15. Febr. 1849, ein Mann des Rechts, der viel Unrecht erlitten.

War seine Lehrthätigkeit von kurzer Dauer, so sollte er um so mehr als Schriftsteller durch seine zwar wenig umfangreichen, aber zum Theil bahnbrechenden und noch heute geschätzten rechtsgeschichtlichen Arbeiten wirken. Wir nennen: „Geschichte des zum Kanton Bern gehörigen Theils des Bisthums Basel“ (Bern 1840); „Geschichtliche Entwicklung der Gemeinde- und Bürgerrechtsverhältnisse im Kanton Bern“ (Bern 1840); „Geschichte des deutschen Ritterordens im Kanton Bern“ (Bern 1842); „Staats- und Rechtsgeschichte des Kantons Bern“ (Bern u. St. Gallen, 1845); „Das Bundesstaatsrecht der Schweiz. Eidgenossenschaft seit 1798“ (Bern u. St. Gallen 1847) und endlich die „Regesten der Bernischen Klöster“ (erschienen als Theile des größern Werkes: „Regesten der Schweizerischen Klöster,“ hrsg. von Th. Mohr. Bd. I. Chur 1851).

Professor Stettler, ein Bernischer Rechtsgelehrter, ein akad. Vortrag von Prof. Zeerleder, abgedruckt im Berner Taschenbuch 1885. — v. Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft zur Zeit des sog. Fortschritts. Bern 1854—55. — Blösch, Eduard Blösch und 30 Jahre Bernischer Geschichte. Bern 1872. — Verhandlungen des Großen Raths des Kt. Bern von 1831—1846. — Briefe. Blösch.

Stettler: Michael St., geboren 1580, entstammt einer stadtbernischen Familie. Er studirte, um sich dem Staatsdienste widmen zu können, das Notariat in der welschen Schweiz und bekleidete nach seiner Beeidigung eine Reihe von

Aemtern. 1605 wurde er Chorgerichtsschreiber, 1606 Mitglied des großen Rathes, 1610 Deutsch-Seckelschreiber; von 1616—22 verwaltete er die Landvogtei Oron, von 1627—29 diejenige von St. Johannsen. Seit dem letztgenannten Jahre versah er die Stelle eines Obercommissars wälscher Lande und starb 1642. Nie in seinem Leben ist St. aus dem Kreise der Verwaltungsthätigkeit herausgetreten; er war einer der Stillen, aber er entfaltete in seiner Zurückgezogenheit eine ungemein fleißige und wirkungsvolle Gelehrtenthätigkeit. — Zuerst trat er als Dichter hervor; er erweist sich hierbei als phantasieloser Reimer ohne gestaltende Kraft. Auch die beiden ungedruckten Dramen „Tragicomödie vom Ursprung der Eidgenossenschaft“ und „Comödie von der Erbauung der Stadt Bern“ sind nur in Verse und Dialoge umgesetzte Geschichte, mithin poetisch werthlos. Stettler's eigentliches Verdienst liegt auf dem Gebiete der Geschichtschreibung. Die Kenntniß der Geschichte des engern und weitern Vaterlandes hatte er sich durch das Abschreiben der ihm zugänglichen Chroniken von Justinger, Fründ, Schilling und Anshelm erworben. Mit dem J. 1609 beginnt seine eigene historiographische Thätigkeit. Der Rath wünschte eine Fortsetzung der bernischen Stadtgeschichte, die Valerius Anshelm bis zum Jahre 1526 geführt hatte. Zwischen 1610—16 schrieb St. das vierbändige „Verzeichnuß oder Zythregister der loplichen Stadt Bern Geschichten“, welches die Jahre 1527 bis 1616 umfaßt. Als Landvogt von Oron arbeitete er das Werk um und überreichte es 7 Jahre später in 10 Prachtbänden dem Rathe der Stadt. Diese „Berner Chronik“ behandelt die Jahre 1526—1610 und hat namentlich über die Reformationszeit durch die Benutzung der von Anshelm unvollendet hinterlassenen Manuscripte eine werthvolle Bereicherung erfahren. Darauf schrieb St. ein vierbändiges „Zeitregister“ über die Jahre 1191—1477. Alle diese Werke sind Inedita geblieben.

Im December 1624 erhielt St. den neuen amtlichen Auftrag, die Geschichte Berns für den Druck auszuarbeiten. Zwei große Foliobände gingen schon im J. 1626 aus der Presse hervor. Der erste trägt den Titel: „Grundliche Beschreibung Uechtländischer Geschichten“, der zweite „Chronicon oder grundliche Beschreibung“ 2c. Den Titel des ersten Bandes ersetzte er im folgenden Jahre durch „Annales“ und im J. 1631 ergänzte er das Werk durch den Nachtrag der Jahre 1627—30 und gab demselben den Gesammttitel: „Schweitzer-Chronic“.

St. ist der bedeutendste Geschichtsschreiber Berns im 17. Jahrhundert. Sein Vorbild war Anshelm, und zwar so sehr, daß er sich auch in der Form an ihn anschließt; die Methode ist natürlich die annalistische, den Stoff gruppirt er in das Schema ein: Religionssachen — Politische Sachen (Ausland) — Civilische Sachen (Inland) — Stadtsatzungen. Durch dies Zerreißen innerlich zusammengehörender Dinge wird die Erzählung trocken und oft recht langweilig. Zudem ist nicht zu vergessen, daß St. amtlicher Historiograph war; er besaß nicht die volle Unabhängigkeit der Regierung gegenüber, die beispielsweise eine Censurbehörde mit der Ueberwachung des Drucks des großen Geschichtswerkes betraute. Für die Geschichte seiner eigenen Zeit darf St. noch heute als Quelle benutzt werden und auch die Darstellung der frühern Zeiten in seinen handschriftlichen Arbeiten besitzt wegen der reichen Ausnutzung des bernischen Archivmateriales noch heute Werth. Stettler's Werke sind (mit Ausnahme der Copien): „Gereimtes Tagebuch einer Reise vom April 1599 bis 1. Februar 1600.“ Mscr. „Kurzes poetisches Gedicht einer Hochl. Eydsgenoßschaft zu Ehren gestellt.“ Bern 1602. (Ist nicht zu finden.) „Ein New Lied und Frolockung über die Pündtnuß, so dises Jahr zwischen den Dreyen Pünndten Rhetier Landts und der Statt Bern auffgerichtet worden.“ 1602. (Kgl. Bibl. Berlin.) „Tragecomedy vom Ursprung der Eidgenossenschaft.“ 1605. Mscr. (Stadtbibl. Bern.) „Ein

kurz newes Hochzeitspiell auff des edlen, vesten Albrechts Manuel's ꝛc. Hochzeit." Bern 1606. (Stadtbibl. Hamburg.) „Comedy von Erbauung der Stadt Bern 1609." Mscr. (Stadtbibl. Bern.) „Zeitregister der Stadt Bern von 1527 bis 1616." Mscr. 4 Bde. „Berner Chronik in 10 Bänden von 1526—1610." Mscr. „Zeitregister von 1191—1477." Mscr. 4 Bde. Gedruckte Chronik.

Sammlung Bernischer Biographien II, 49—58; Anzeiger für schweiz. Geschichte, Jahrg. 1888, S. 199—207. Diese beiden Artikel sind zusammengefaßt in G. Tobler, Die Chronisten und Geschichtschreiber des alten Bern S. 57—65 (Festschrift zur VII. Säcularfeier der Stadt Bern). — Bächtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz S. 394; Anm. S. 116 bis 119 und 311. G. Tobler.

Steub: Ludwig St., Ethnograph und Reiseschriftsteller, ist geboren am 20. Februar 1812, wie er launig in seiner Autobiographie berichtet, „zu Aichach in Oberbaiern, einem freundlichen Städtchen in der Nähe des Stammschlosses Wittelsbach, mit vielen Brauereien und wenigstens Einer Schule". Manche Erinnerungen aus der Jugendzeit sind ins erste Capitel des Romans „Deutsche Träume" verwoben. Als der Vater, der in Aichach die Stelle eines Stiftungsadministrators bekleidet hatte, 1822 zur Finanzkammer in Augsburg versetzt wurde, kam der zehnjährige Knabe in die Schule im St. Annenkloster; 1823 zog die Familie nach München, und der Knabe trat in das „alte Gymnasium", wo er u. a. Leonhard Spengel's und Michael Söltl's Unterricht genoß. 1828 bezog er die Hochschule, um sich dem Studium der Philologie zu widmen, doch obwol ihm die Vorlesungen Friedrich Thiersch's fruchtbare Anregung boten, ging er, um sich nicht „sein ganzes Leben lang mit ungezogenen Jungen herumbalgen zu müssen", zum juridischen Fach über. Auch die Pandekten und der gemeine Civilproceß boten dem mit lebhafter Phantasie Begabten nicht die gehoffte Befriedigung. „Ich fühlte deutlich, daß ich nicht auf dem rechten Wege sei, aber ich wußte keinen andern" — so unterzog er sich denn dem Examen und trat am Landgericht Au bei München in Praxis. „Mit meinen Gedanken war ich aber nicht im Landgericht Au, sondern — im schönen Griechenland!" Bald begann ihn „der bairische Himmel zu drücken"; durch das Anwachsen der Reaction unter dem Ministerium Wallerstein war jungen Leuten von freierer Gesinnung ein Vorwärtskommen im Staatsdienst fast abgeschnitten, dagegen schien die Berufung des Prinzen Otto auf Griechenlands Thron den Landsleuten des Basileus günstige Aussichten zu bieten. Rasch entschlossen setzte der junge Mann, als ihm seiner ausgezeichneten Qualification wegen eine Anstellung als „Regentschaftssecretär" mit einem Gehalt von 600 Gulden zugesichert wurde, im Mai 1834 die Uebersiedlung ins Werk. Als er in Nauplia angekommen war, eröffnete ihm sein Chef, der geheime Secretär Stademann, „der unter den Bajuvaren der höflichste, weil er ein geborner Berliner war", daß es vorerst für ihn keine Arbeit gebe. Der „Regentschaftssecretär" war über diesen Bescheid nicht unglücklich und benutzte die Muße zu Streifzügen ins Hellenenland. Die Erlebnisse sind geschildert in den „Bildern aus Griechenland" (1841). Die Schlendertage fanden aber bald ein Ende, es stellte sich nur all zu viel Actenarbeit ein, auch als Dragoman des Grafen Armansperg mußte sich der junge Beamte verwenden lassen, aber es wurde ihm immer klarer, daß in Griechenland auf eine glückliche Zukunft nicht zu rechnen sei. Es kam auch zu Reibungen mit den Vorgesetzten, und als ihm endlich eine Richterstelle in dem verfallenen Städtchen Chalkis, also eine Beförderung von höchst zweifelhaftem Werth, angeboten wurde, bat er um seine Entlassung. Im Mai 1836 langte er wieder in der Heimath an. Er bewahrte übrigens den Hellenen ein freundliches Andenken. Als Fallmerayer 1847 in der Augsburger Allgemeinen Zeitung die anatolischen Reise-

bilder erscheinen ließ, worin über Griechenland und die Griechen ein bitteres Verdict gefällt war, vertheidigte St. im nämlichen Blatt, Ton und Stil Fallmerayer's nachahmend, sowol die tapferen Sieger von Verga und Tschesme, als die vom Fragmentisten verspotteten „Phantasten und Ideologen", die westeuropäischen Philhellenen. Noch in stark vorgerücktem Lebensalter konnte St. dem inneren Drange, die Akropolis und Akademos Hain nochmals zu schauen, nicht widerstehen; er folgte 1884 zunächst einer Einladung des österreichischen Consuls Freiherrn v. Warsberg auf die Insel Scheria, und besuchte dann jene Stätten, wo er vor einem halben Jahrhundert mit eigener Hand ein ὀφένι gesetzt und der schönen Irene, der Tochter seines Hauswirths, den Hof gemacht hatte. Nach der Heimkehr gab er die alten Bilder (auszugsweise) und neue Reisebriefe vereinigt heraus, und zu seiner Freude wurden die meisten Stücke ins Neugriechische übertragen und in Hellas mit warmen Lobsprüchen bedacht. Es ist zu beklagen, daß St. nach seiner ersten Rückkehr ins Vaterland nicht in die akademische Laufbahn eintrat, sondern den Beruf eines Rechtsanwalts wählte; er selbst beklagte dies später als „Mißgriff". Ohne Zweifel wäre St. ein hervorragender Linguist geworden; freilich wäre damit vermuthlich der deutschen Litteratur ein liebenswürdiger Erzähler verloren gegangen. Als Rechtsanwalt brachte er es nicht zu erheblicher Geltung; um so eifriger widmete er die Mußestunden den von ihm bevorzugten Sprach- und Geschichtsstudien, sowie litterarischer Arbeit; war er doch „vom felsenfesten Glauben beseelt, daß er nur ein schönes Buch zu schreiben brauche, um seinem Leben einen andern Schwung zu geben". 1841 erschienen die oben erwähnten „Bilder aus Griechenland", „die jedoch nicht viel Glück erlebten und bald vergessen wurden". Im nämlichen Jahre brachte das Morgenblatt die erste Novelle von St. „Der Staatsdienstadspirant", die „das leere geistlose Leben eines gewöhnlichen kgl. bairischen Landgerichtspraktikanten in heiterer Ironie zu schildern sucht". Auch allerlei Reisebilder aus Baiern und Tirol wurden in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht; solche „alpine Leckereien" mußten ihm „die trockne, aber fast nahrhaftere Hausmannskost des bairischen Landrechts" erträglicher machen. Bald darauf lud ein Karlsruher Verleger unsern Humoristen ein, für ein geplantes Werk: „Deutschland im neunzehnten Jahrhundert", die Grafschaft Tirol mit Vorarlberg zu beschreiben. Dadurch bot sich erwünschte Gelegenheit zu längerem Aufenthalt in dem schönen Lande, dessen Berge und Burgen ihn schon lange lockten. Er verlebte viel frohe Tage in Meran mit dem feinsinnigen Joseph Lentner, in Klausen mit dem wahlverwandten Freunde von Geschichte, Sage und Dichtung, Franz Zingerle, in Paiersberg mit dem aufgeklärten Dr. Streiter. St. hatte an Art und Sitte des urwüchsigen Volkes aufrichtiges Wohlgefallen, freilich auch ein scharfes Auge für die geistige Unfreiheit und andere Schwächen der Tiroler; das Bergland ward ihm heimathlicher Boden, an dem sein Herz allzeit mit treuer Liebe hing, mochte auch sein Mund wol einmal das Gegentheil versichern. Die Frucht der ersten Wanderungen und Studien waren die für jenes Sammelwerk bestimmten „Drei Sommer in Tirol", ein in seiner Art unübertroffenes Werk, reich an Witz und Humor, voll Farbenpracht und Waldesduft. Mit historischen Erinnerungen, die sich auf gewissenhafteste Forschung stützen, wechseln Erörterungen sprachlicher Natur, farbige Landschaftsbilder, naturwahre Beiträge zur Kenntniß des Lebens und Charakters der Bauernschaft. Das Buch wurde jedoch, zumal in Tirol selbst, nicht so freundlich aufgenommen, wie es der Verfasser erwartet hatte. „Mit den fünf ungebundenen und zwei gebundenen Freiexemplaren, die ich 1846 an meine Freunde in Tirol gesandt, war der Lesebedarf des ganzen Landes gedeckt. Die jetzigen Tiroler kennen nur noch den Titel." Das ist natürlich stark übertrieben, aber thatsächlich wurden die Vorzüge der

Schilderungen Steub's in Tirol weit weniger beachtet, als vereinzelte ironische Ausfälle; insbesondere der Clerus grollte dem Aufklärer, der über uralte Gepflogenheiten rücksichtslos seine Meinung sagte und sogar mit seinen Lobsprüchen nur dazu beitrug, Fremde ins Land zu locken und damit die glaubensfesten Landessöhne in Versuchung zu bringen. Noch heute ist in Tirol die Meinung über St. getheilt; während von den meisten seine Verdienste um Tirol willig anerkannt werden, erblicken noch manche in ihm einen Gegner, der nur, um die eigene Ueberlegenheit zu zeigen, das unschuldsvolle Volk der Alpen mit hämischem Spott herabgesetzt habe. Manche mochte überhaupt schon verdrießen, daß ein Fremder über Tirol und Tiroler urtheilte und schrieb. „Bekanntlich behaupten die Tiroler, Anno neun wenn auch nicht die Freiheit, so doch die vollkommene Unverständlichkeit errungen zu haben und vergönnen niemanden, sei es Freund oder Feind, den Genuß, etwas über sie zu denken oder zu äußern, da es doch nur mißverstanden, also falsch und unnütz sein könnte." Der häufig wiederholte Aufenthalt in Tirol brachte es mit sich, daß sich auch die sprachwissenschaftlichen Studien Steub's vorzugsweise auf dieses Land erstreckten. 1843 erschien seine Schrift „Ueber die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern". Auf seinen Wanderungen in den räthischen Alpen waren ihm die vielen seltsamen Ortsnamen aufgefallen, und der Wunsch, die Räthsel aufzulösen, hatte ihn zu eingehendem Studium angeregt. Vor den Sünden des Dilettantismus war er ein für alle Mal bewahrt durch seine tüchtige philologische Bildung, auch in der italienischen Sprache besaß er große Fertigkeit, und so untersuchte er denn „mit seltenem Scharfsinn, mit Jahrzehnte hindurch fortgeführtem Sammelfleiß und mit souveräner Beherrschung correcter Methode" (Dahn) eine Reihe der schwierigsten Ortsnamen. Auf das Ergebniß seiner Forschungen gestützt, behauptete er, daß die Urbewohner Rhätiens nicht, wie bisher angenommen war, dem keltischen, sondern dem tuskisch-rasenischen Stamme angehört hätten. Später modificirte er die Hypothese einigermaßen, und in seinem linguistischen Hauptwerk „Zur räthischen Ethnologie" (1854) wird weniger das etruskische, als das romanische Element betont; er begründet auf die Thatsache, daß sich zahlreiche römische Namen aus seltsamer Verkleidung hervorziehen lassen, die Annahme, daß sich die Einwohner der ganzen Provinz Rhätien allmählich die Sprache der siegreichen Römer angeeignet und auch noch im Mittelalter beibehalten hätten, so daß z. B. im Stubai noch im 14. und 15. Jahrhundert romanisch gesprochen worden wäre. Später traten die etymologischen Studien mehr in den Hintergrund, doch bot er noch in „Onomatologische Belustigungen aus Tirol" (1879), „Zur Namens- und Landeskunde der deutschen Alpen" (1885), „Zur Ethnologie der deutschen Alpen" (1887) eine Reihe von Zusätzen und Berichtigungen. In Tirol fanden Steub's Versuche anfangs wenig Beachtung. „Das Büchlein „Zur räthischen Ethnologie" brauchte zwanzig Jahre, bis es den kurzen Weg von München bis zu den Gelehrten von Innsbruck zurückgelegt hatte." Heute wird jedoch das Verdienst Steub's um Sammlung und Erklärung jener fremdartigen Reliquien, der undeutschen Ortsnamen zwischen Scharnitz und Salurn, von den tüchtigsten Forschern anerkannt. Der ausgezeichnetste Kenner der ladinischen Dialekte, J. Alton (Die ladinischen Idiome), H. Kiepert (Lehrbuch der alten Geographie) u. A. sprechen dankbar von Steub's bahnbrechender Thätigkeit, während Theodor Gartner (Die Gredner Mundart) diese Schriften „weniger in sprachwissenschaftlicher als in historischer und ethnologischer Beziehung für Studien über Tirol von Belang" erachtet. Die Fehde mit den Keltomanen setzte St. in der populären Abhandlung „Die oberdeutschen Familiennamen" (1870) fort; Siegert, Prinzinger, M. Koch u. A., die das Baierland als einen gälischen Clan angesehen wissen wollten, hatten an

ihm einen scharfen Gegner. Dagegen war er unermüdlich bestrebt, insbesondere in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, deren Mitarbeiter er ein halbes Jahrhundert hindurch blieb, die Kenntniß bairischen Volksthums durch eigene Beiträge und eindringlichen Hinweis auf fremde Leistungen zu fördern; er darf zum Kreis jener verdienten Gelehrten gezählt werden, welche, der Anregung König Maximilian's II. Folge leistend, Erforschung und Bearbeitung bairischer Landes-, Sprach-, Sagengeschichte 2c. zur Lebensaufgabe machten, es sei an Schmeller, Panzer, Schönwerth, Leoprechting, Quitzmann u. A. erinnert. Im Auftrag des Königs durchwanderte Joseph Lentner das ganze Land, um für getreue ethnographische Schilderung Stoff zu sammeln; diese Materialien, in welchen gewissermaßen des Baierlandes Volksthum inventarisirt ist, bilden die Grundlage der trefflichen Abschnitte über altbairische Art und Sitte in der Bavaria. Als Lentner 1854 starb, gab St., „um Altbaiern bei seinen eigenen Bewohnern populärer zu machen“, die hinterlassenen Erzählungen des allzu früh geschiedenen Freundes heraus; „freilich“, setzt er hinzu, „wenn man ein Land poetisch verherrlichen will, soll man nicht nach Altbaiern gehen, denn ich glaube kaum, daß von den gebildeten Licatiern (Lechrainern) der Gegenwart nur ihrer drei die schöne, für sie geschriebene Geschichte vom „Ritter und Bauer“ gelesen haben.“ Diese nicht unberechtigte Klage über die Theilnahmslosigkeit der Baiern gegenüber den litterarischen Leistungen ihrer Landsleute, — überraschend bei einem Stamme, dem es sonst keineswegs an Stolz und Selbstbewußtsein fehlt, — kehrt fortan, besonders in den letzten Lebensjahren Steub's, fast zum Ueberdruß des Lesers häufig wieder. Trotzdem fuhr er fort, den Memorabilien seines Stammes neue Blätter hinzuzufügen. Ebenbürtige Gegenstücke zu den „Drei Sommern in Tirol“ sind „Das bairische Hochland“ (1860) und die „Wanderungen im bairischen Gebirge“ (1862). Auch hier sind Landschaftsscenen, historische Schilderungen und dem Volksleben abgelauschte Züge zu einem reizvollen Ganzen vereinigt; der Erzähler, nichts weniger als ein Schönfärber, weiß ebenso den Eigenthümlichkeiten des Osterlandes zwischen Isar und Salzach, wie des Westerlandes zwischen Isar und Lech gerecht zu werden; „man hat bei seinem Buche den seltenen Vortheil, die Leute kennen zu lernen, nicht wie sie sein sollten, sondern wie sie sind“ (F. Dahn). Im allgemeinen läßt sich aber die Beobachtung machen, daß sich, während bei den meisten Menschen das Urtheil mit zunehmendem Lebensalter an Schärfe verliert, die Lebensanschauung Steub's mehr und mehr verbitterte und sich dem eigentlichen Humor immer schärfere polemische Ironie beimischte; die einzelnen Züge seiner Charakterzeichnungen sind echt, aber nicht immer das Gesammtbild, weil es nur die Schatten zeigt. Dies gilt insbesondere von den „Altbairischen Culturbildern“ (1869); zumal in der historischen Studie über den Judenmord in Deggendorf von 1476 drängt sich störend die Tendenz hervor, zu zeigen, wie entsittlichend, wie verderblich der katholische Clerus einwirkte, sodaß die bairischen Verhältnisse von heute „ein Stück des versunkensten Mittelalters, ein spät nachhinkendes Fragment aus den großen Zeiten der Kirche“. In den Fußstapfen der Jungdeutschen bewegt sich der 1858 erschienene Roman „Deutsche Träume“. Der Dichter glaubte damit sein Bestes zu geben. „Es findet sich wol in der ganzen Litteratur der Deutschen kein Buch, das in allen seinen Theilen, im Großen und im Kleinen, so oft überlesen, so mühsam durchgebürstet, so vielfach nachgebessert worden ist, wie diese Deutschen Träume.“ Der Roman wurde von den Freunden des Dichters enthusiastisch begrüßt. „Nach meiner Empfindung“, schrieb Dr. Streiter, „steht der Roman Wilhelm Meister's Lehrjahren und Soll und Haben an Naturtreue und lebendiger Kraft so weit voran, als allenfalls ein Bild Gallait's den Münchner Meistern.“ Doch die erhoffte allgemeine Theilnahme blieb aus. Der

Roman hat unbestreitbar große Vorzüge; über die politischen, socialen und künstlerischen Bestrebungen des Zeitalters wird manches treffliche Wort gesagt, die Tendenzen sind edel und groß. Aber es ist auch viel Verworrenes, Schwankendes, Unhaltbares in dem Buche; es fehlt den Helden und Heldinnen die Individualität, und schon die Zeitgenossen hatten für die geschilderten vormärzlichen Zustände, obwol dieselben noch keineswegs überwunden waren, nicht mehr das starke Interesse, das ein Jahrzehnt früher wol entgegengebracht worden wäre. Dagegen zeigt sich St. in kleineren Erzählungen als Meister von feinster Eigenart. Schon die 1853 erschienenen „Novellen und Schilderungen“ enthalten köstliche Genrebilder, „Die Trompete in Es“, „Das Seefräulein“ ꝛc. Durch lebenswahre Charakteristik, originelle Erfindung und frischen Ton zeichnen sich diese Erzählungen vor vielen berühmter gewordenen Dorfgeschichten aus; man könnte eine wunderliche Ironie darin erblicken, daß Berthold Auerbach einmal schreibt: „Ist es nicht traurig, daß man vielen gebildeten Deutschen erst sagen muß, wer Ludwig Steub ist?“ Eine zweite Sammlung (1881) enthält u. a. die schalkhafte Novelle „Die Rose der Sewi“. „Die Fabel“, schrieb Felix Dahn darüber an den Dichter (29. Januar 1879), „ist so wahr, so echt, ich möchte sagen, ‚so möglich‘, daß man sie den allermeisten Dorfgeschichten als Muster aufstellen sollte. Und die Sprache, die ganze Formgebung, hochdeutsch und mundartlich, ist ganz unübertrefflich anmuthvoll: es durchzieht sie wie ein discreter, nie aufdringlicher, nirgend gesuchter Humor, eine feine, aber gutartige Ironie, welche, wie das leise Geriesel wohllautreichen Bergquells, uns in lauter Wohlgefallen auflauschend zu folgen zwingt.“ Doch auch diesmal traf der erwartete „ungeheure Pumperer“, ein voller, ganzer Erfolg, nicht ein, und der Verdruß über diese Theilnahmslosigkeit ließ ihn mehr und mehr in selbstquälerischen Pessimismus versinken. St. lebte in behaglichen Verhältnissen; er war seit 1863 zum Notariat übergegangen und bezog daraus ein ausreichendes Einkommen. Er erfreute sich eines Familienglücks, wie es wenigen beschieden ist. Mit Auszeichnungen von oben wurde er zwar nicht überschüttet, — erst der 70. Geburtstag brachte ihm einen Orden niedrigster Classe, — aber er nahm in München eine hochgeachtete Stellung ein, auch in litterarischen Kreisen, und zwar ebenso bei den Einheimischen, wie bei den „Berufenen“. Trotzdem war er nicht zufrieden; dies verräth sich in seinen Schriften, in welchen der Sarkasmus über den angeborenen Humor die Oberhand gewinnt, und noch unverhüllter in den Briefen an die Freunde. Er hatte nicht mehr das alte unbefangene, nachsichtige Urtheil über fremde Leistungen; er empfand es als Demüthigung, wenn Andere glücklichen Erfolg erzielten; diese selbstquälerische Stimmung, wie sehr er sich gelegentlich selbst darüber lustig machte, ließ die alte Lebensfreude nicht mehr aufkommen. Die unbedeutendste Sache, z. B. einen ärgerlichen Zusammenstoß mit einem eingebildeten Bureaukraten in Kufstein, bauschte er vor sich und andren zu einer unerträglichen Beleidigung auf, zu einem evidenten „Beweis für den Undank der Tiroler“. Er pries in Feuilletons beredten Mundes die Anmuth eines abgelegenen Thales und war dann ungehalten, wenn der öffentlichen Einladung auch Wandervögel von zweifelhafter Art Folge leisteten und seine Wege kreuzten. Als in einem Wiener Blatte die Anspielung zu lesen war, daß seinerzeit die Tiroler Gelehrten Streiter und Weber durch die Sarkasmen eines Dritten gegen einander gehetzt worden wären, bezog St. den Vorwurf — vermuthlich mit Recht — auf sich, und leerte — was gewiß nicht nöthig oder nützlich war — eine ganze Rüstkammer, um den Kampf mit dem unbedeutenden Gegner aufzunehmen. Unter dem Titel „Ein Sängerkrieg in Tirol“ (1882) veröffentlichte er eine Menge Zeitungsartikel, Briefe und Tagebuchblätter, die in ermüdender Breite von den damals in Tirol ausgefochtenen litterarischen Fehden

handelten; auch die wärmsten Verehrer Steub's nahmen das Buch mit Kopfschütteln auf. Als ein jüngerer Gelehrter, Th. v. Grienberger, gegen Steub's Deutung romanischer Ortsnamen den nicht unberechtigten Vorwurf erhob, daß auf die Entwicklung der urkundlichen Formen zu wenig Rücksicht genommen sei, und dabei den Ton wissenschaftlicher Ueberlegenheit anschlug, zog St. gegen den „gelehrten Jungen“ mit grausamem Spott zu Felde; der Aufsatz „Ein neuer Gelehrter oder des bescheidenen und hochweisen Herrn Th. v. Grienberger Ansichten und Meinungen“ (1886) überschritt das Maß des Erlaubten, und man konnte sich nicht verwundern, daß mit einem Pamphlet „Steubiana“ in gleichem Tone erwidert wurde. Freundliche Lichtblicke waren die Aufführungen des „Seefräulein“ am Münchner Hoftheater. St. selbst hatte den Stoff seiner gleichnamigen Novelle zu einem munteren Lustspiel verarbeitet, und Georg Kremplsetzer hatte dasselbe mit artigen Liedern ausgestattet; am 5. Mai 1868 ging das Stück zum ersten Mal über die Bretter, und auch die ziemlich häufigen Wiederholungen fanden unverminderten Beifall. „Dies ist mein Leben“, — so schloß St. 1883 seine autobiographischen Mittheilungen, — „ein trübseliges Tableau eines mehr als vierzigjährigen Ringens, das fast nur Nieten, nie einen schönen beneidenswerthen Erfolg eintrug und die Verleger noch mehr verstimmte. Gleichwohl erwecken mir meine Schriften, wenn ich sie hin und wieder durch die Hand gehen lasse, nur freundliche Erinnerungen, denn ich habe sie, abgesehen von dem allerersten Versuche, alle aus ganzem Herzen, mit voller Kraft, in der angenehmsten Aufregung zu Stande gebracht.“ Diese Ursprünglichkeit des Schaffens verleiht denn auch den meisten Schöpfungen Steub's eigenartigen Reiz und sichert ihnen dauernden Werth. St. erfreute sich ungestörter körperlicher und geistiger Rüstigkeit bis zu seiner zweiten Reise nach Griechenland; von dorther kam er merkwürdig gealtert zurück, und er konnte sich nicht mehr völlig erholen, nur der feurige Blick — er hatte die oculi truces des Tacitus! — blieb ungebrochen bis ans Ende. Ohne Todeskampf verschied er am 16. März 1888.

„Mein Leben“, in Nord u. Süd, Sept. 1883, S. 295. — F. Dahn, Ueber Ludwig Steub, im nämlichen Hefte, S. 326. — Der schriftliche Nachlaß Steub's wurde von der Familie an die Bibliothek des k. k. Ferdinandeums in Innsbruck überlassen; derselbe enthält u. a. die gesammte Correspondenz mit Freunden und litterarischen Genossen, sowol die an ihn gerichteten Originalbriefe, als Concepte oder Abschriften seiner eigenen Briefe: eine reiche Fundgrube für Kenntniß des geistigen Lebens in Baiern und Tirol. Heigel.

Steube: Johann Kaspar St., Schuhmacher, Soldat und italienischer Sprachmeister, geboren am 25. Januar 1747 zu Gotha, entbehrte schon in früher Jugend den Vater, der als Metzger nach Ostindien ausgewandert und auf der Insel Ceylon gestorben war, und lebte mit seiner Mutter in dürftigen Verhältnissen, so daß er sich die ersehnte wissenschaftliche Laufbahn versagen und bei einem gothaischen Meister das Schuhmacherhandwerk erlernen mußte. Auf der Wanderschaft nahm er in Stralsund schwedische Kriegsdienste, zuerst als Corporal und nach zwei Jahren als Unterofficier im Leibregiment der Königin, flüchtete aber, weil er einen Gegner im Duell lebensgefährlich verwundet hatte, über die mecklenburgische Grenze und ging mit westfälischen Arbeitern nach Holland, von wo er als Bottelier (Proviantmeister) eines Kriegsschiffes auf einer neunzehnmonatlichen Fahrt bis nach Malakka gelangte. Nach der Rückkehr bereiste er einige holländische Städte, fiel in Rotterdam einem Seelenverkäufer in die Hände, entzog sich ihm durch die Flucht und fuhr mit einem Handelsschiffe nach Livorno. Dort betrieb er sechs Wochen lang sein Handwerk, lernte eifrig italienisch und besuchte dann Rom und Florenz, letzteres einzig in der Absicht, „die weltberühmte mediceische Venus zu sehen“. In Florenz bekleidete er den Posten eines Domenichino

oder Lohndieners und trat hierauf in Cremona mit dem Range eines Fouriers in das kaiserliche Heer. Nach zwei Jahren an der Gicht erkrankt und als Halbinvalide nach dem Banat versetzt, genas er durch den Gebrauch der heißen Quellen von Mehadia wieder und stand nun hier und bei der Contumazanstalt des Grenzdorfes Schuppaneck einige Jahre in Garnison, worauf er seinen Abschied nahm, um die Wittwe eines ihm befreundet gewesenen Adjutanten bei der Einrichtung und Leitung eines Gasthauses in Temesvar zu unterstützen. Als die Frau nach 21 Monaten starb, übernahm er die Stelle eines Uebersetzers und nachher eines Rechnungsführers bei zwei angesehenen Italienern, reiste aber in der Hoffnung, eine sichere Unterkunft zu finden, zu Ende des Jahres 1781 nach Wien, wo er im März und April 1782 den Besuch Papst Pius' VI. und die zu dessen Ehren veranstalteten Festlichkeiten erlebte. Seine Bewerbung um ein bürgerliches Amt hatte indes keinen Erfolg, und die Erledigung eines Gesuches um Zurückversetzung in das Heer wartete er nicht ab, sondern benutzte die ihm auferlegte unfreiwillige Muße zu einem Ausfluge in die Heimath. In Hof befiel ihn „die 1782 allgemein herrschende Influenza" und nöthigte ihn, einige Zeit zu rasten und „die seit 15 Jahren vergrabene Schusterei" wieder aufzunehmen; in seiner Vaterstadt kam er nach neunzehnjähriger Abwesenheit den 30. Juni dieses Jahres an. Auf den Rath seines älteren Bruders, der Hofgärtner in Bevern war, verzichtete er auf die Rückkehr nach Wien, ließ sich als Bürger und zünftiger Meister in Gotha nieder und heirathete die Tochter seines ehemaligen Lehrherrn. Aber schon nach einigen Monaten ertrug er die sitzende Lebensart nicht mehr und fing nun an, italienischen Unterricht zu geben, anfangs mit Glück, da die Neuheit der Sache ihm viele Schüler zuführte, dann aber mit stets abnehmendem Zuspruche. Um seine bedrängte Lage zu verbessern, übersetzte er das vielgelesene Becker'sche „Noth- und Hülfsbüchlein" ins Italienische, fand aber trotz der Verwendung des weimarischen Bibliothekars C. J. Jagemann weder in Deutschland noch in Italien einen Verleger; und nachdem er sich ebenso vergeblich als Dolmetscher, Kammerdiener und Reisebegleiter angeboten hatte, verlegte er sich auf den Handel mit Pelzstiefeln und Pelzschuhen, die er in Leipzig einkaufte und auf der Frankfurter und Kasseler Messe wieder vertrieb. Auch dabei nicht vom Glücke begünstigt, schrieb er seine Lebensgeschichte und ließ sie 1791 unter dem Titel „Wanderschaften und Schicksale von Johann Caspar S." auf Vorausbestellung und im Selbstverlag erscheinen, ein Buch von etwas breiter Anlage und nicht überall zuverlässig, jedoch für die Kenntniß von Land und Leuten nicht ganz werthlos. Der bescheidene Wunsch des Verfassers, sich aus dem Ertrage „ein mittelmäßiges Häuschen und einige Stücke Land kaufen zu können", erfüllte sich ebensowenig, als es ihm glückte, die Stelle des verstorbenen italienischen Sprachmeisters Valenti in Jena oder das Amt eines gothaischen Hochzeit- und Leichenbitters zu erlangen; dagegen berief ihn der Prediger Reinhardt im Herbst 1791 an seine Erziehungsanstalt nach Stedtfeld bei Eisenach, damit er junge Engländer im Italienischen unterrichte. Ein Jahr nachher bestellte ihn Chr. G. Salzmann zum Sprachmeister und Schuhmacher des Erziehungshauses in Schnepfenthal; doch hielt er nur sechs Monate aus und kehrte dann in seinen vorigen Wirkungskreis zurück. In freien Stunden verfaßte er die „Briefe aus dem Banat" (1. Bdchn., 1793), ohne damit vielen Beifall zu ernten; denn was er mittheilte, war entweder nicht bedeutend genug oder hatte schon in den „Wanderschaften" Erwähnung gefunden. Zuletzt zog er noch einmal in die Fremde, um einen erkrankten jungen Engländer in dessen Heimath zu geleiten. Er hielt sich ein halbes Jahr in England auf und faßte in London den Plan, seine „Wanderschaften" in englischer Uebersetzung herauszugeben. Bereits hatte er einen Verleger gefunden, so daß er nach der Heimkehr frischen Muthes an die Arbeit ging; aber kaum waren einige

Bogen vollendet, als ihn ein schleichendes Fieber ergriff und am 12. April 1795 den Mühseligkeiten des Lebens entrückte. Der zurückgelassenen Wittwe und ihrer vier Kinder nahmen sich theilnehmende Menschenfreunde großmüthig an.

Neben Steube's „Wanderschaften“ s.: Schlichtegroll's Nekrolog auf das J. 1795, 6. Jahrg., 1. Bd. (1797), S. 350—371. — Meusel, Lexikon. — A. Beck, Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha u. Altenburg, S. 145. Gotha 1854. — Vgl. auch: Intelligenzblatt d. Neuen allgem. deutschen Bibliothek, 1795, Nr. 39, S. 338. A. Schumann.

Steuben: Friedrich Wilhelm August Heinrich Ferdinand v. St., General im Dienste der Vereinigten Staaten von Amerika, wurde am 15. November 1730 zu Magdeburg, wo sein Vater, welcher damals preußischer Ingenieurhauptmann war, in Garnison stand, geboren. Als dieser einige Jahre später, bei Beginn des polnischen Thronfolgekrieges, in das russische Heer trat, für welches die Kaiserin Anna von König Friedrich Wilhelm II. einige tüchtige Ingenieurofficiere erbeten hatte, nahm er seine Familie mit, so daß der Sohn seine Kinderzeit theilweise im Feldlager verlebte. Der Vater machte 1734 die Belagerung von Danzig, dann unter Münnich den Türkenkrieg mit und war schließlich bei der Befestigung von Kronstadt thätig, 1740 kehrte er nach Preußen zurück. Den Schulunterricht genoß der Sohn fortan in den Städten, in denen der Vater seinen dienstlichen Aufenthalt zu nehmen hatte; in Breslau und in Neiße lernte er gründlich Mathematik, auch in Geschichte und alten Sprachen erwarb er Kenntnisse, ferner lernte er geläufig, wenn auch nicht ganz richtig, französisch sprechen und schreiben. Doch blieb er auch jetzt dem Kriegsleben nicht fern. So wohnte er 1744 mit dem Vater der Belagerung von Prag bei. Unter diesen Verhältnissen war selbstverständlich, daß er ebenfalls Soldat wurde. 1747 trat er beim Infanterieregimente v. Lestwitz (Nr. 31) in den Dienst, 1749 wurde er Fähnrich, 1753 Lieutenant. Als solcher zog er 1756 unter Schwerin in den siebenjährigen Krieg, ward in der Schlacht bei Prag verwundet, sah bei Roßbach die Franzosen laufen und trat Anfang 1758 unter Vorbehalt der Beförderung im Regimente in das Freibataillon des Generals v. Mayer (s. A. D. B. XXI, 108), der ihn zu seinem Generaladjutanten machte. In dieser Schule lernte er den kleinen Krieg und den Dienst der leichten Truppen kennen. Als Mayer am 5. Januar 1759 zu Plauen im Voigtlande gestorben war, verließ St. das Freicorps und kehrte zu den regulären Truppen zurück. Er wurde jetzt Generaladjutant des Generals v. Hülsen (s. A. D. B. XIII, 334) und wird unter den bei Kunersdorf Verwundeten genannt. Dann erscheint sein Name zuerst wieder, als St. im September 1761 als Adjutant des Generals v. Knobloch den Zug mitmachte, welchen Platen nach Pommern unternahm. Hier gerieth er durch die Uebergabe der von einem überlegenen Feinde hartbedrängten Stadt Treptow an der Rega am 25. October in russische Kriegsgefangenschaft und wurde nach St. Petersburg abgeführt; der durch die Thronbesteigung Czar Peter's III. herbeigeführte Umschwung in der Politik gab ihm aber schon zu Beginn des nächsten Jahres die Freiheit wieder. Peter hatte St. viele Gunst erwiesen. Dieser Umstand wird dazu beigetragen haben, daß König Friedrich den Letzteren, der im April 1762 aus der Gefangenschaft zurückkehrte, zum Stabscapitän und zu seinem Flügeladjutanten ernannte. Als solcher wohnte St. dem Schlußacte des Krieges auf dessen Schauplatze in Schlesien, der Belagerung und Einnahme von Schweidnitz, bei. Daß der König mit ihm zufrieden gewesen, beweist die Verleihung eines Kanonikates am Domstifte zu Havelberg, welche damals erfolgte. Unmittelbar darauf aber sah St. sich veranlaßt, um seine Verabschiedung nachzusuchen. Sie wurde ihm nicht sofort gewährt. Erst im Sommer 1764 erhielt er die Entlassung. Inzwischen hatte er keinen Dienst gethan, sondern mehrfache Reisen

unternommen. Auf einer derselben lernte er in Hamburg den damals in dänischen Diensten stehenden Grafen Saint-Germain kennen. Es war eine Bekanntschaft, welche dereinst auf Steuben's Lebensschicksale einen wichtigen Einfluß üben sollte. Letzterer beabsichtigte zu jener Zeit in das sardinische Heer zu treten, die Unterhandlungen zerschlugen sich aber und er übernahm die Stellung als Hofmarschall des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, welche er zehn Jahre lang mit großem Geschicke ausfüllte. Hofkabalen, durch katholische Geistliche angezettelt, vertrieben ihn aus derselben. Er nahm nun seinen Aufenthalt in Karlsruhe, wo Markgraf Karl Friedrich von Baden ihn freundlich aufnahm, lebte aber auch viel auf Reisen. Eine solche führte ihn im Mai 1777 nach Paris. Hier schlug ihm Saint-Germain, welcher damals Kriegsminister war, vor nach Nordamerika zu gehen, die Vereinigten Staaten bedürften eines erfahrenen und thatkräftigen Officiers, welcher vor allem Ordnung und Disciplin beim Heere einbürgere. Das Zureden von Freunden der Amerikaner in Europa überwand Steuben's Bedenken auf den Vorschlag einzugehen, welche sich besonders auf den Wunsch den Rest seiner Tage in Ruhe zu verbringen und seinen Mangel an Bekanntschaft mit der Landessprache gründeten, und durch das geringe Entgegenkommen Franklin's, der die Interessen der Staaten in Frankreich vertrat, sowie durch die Besorgniß vor einem übelen Empfange seitens der amerikanischen Officiere vermehrt wurden. Von Beaumarchais, dem Dichter des Barbier von Sevilla, einem begeisterten und opferfreudigen Freunde der republikanischen Bewegung, mit Reisegeld ausgestattet, schiffte er sich am 26. September 1777 zu Marseille an Bord eines Schiffes, welches außer ihm verschiedene Officiere und mancherlei Kriegsbedarf trug, nach dem Lande seiner neuen Bestimmung ein. Mit der dortigen Regierung hatte er noch keinerlei Abkommen getroffen, er ging auf gutes Glück nach Amerika und einer ganz ungewissen Zukunft entgegen. Nur Empfehlungen an einflußreiche Personen führte er mit. Frankreich stand im Begriff, sich mit den Vereinigten Staaten zu verbinden, und die Minister nahmen begreiflicherweise ein großes Interesse an der Stärkung der dortigen Wehrkraft. Sein Kanonikat hatte St. mit königlicher Bewilligung an einen Neffen übertragen.

Am 1. December 1777 lief das Schiff, auf welchem er die Ueberfahrt gemacht hatte, in den Hafen von Portsmouth im Staate New-Hampshire ein. Von Boston aus schrieb er an den Congreß und an General Washington, um seine Dienste anzubieten und erhielt die Aufforderung, nach York im Staate Pennsylvanien zu kommen, wo ersterer tagte. Um mündliche Unterhaltungen zu führen, mußte er sich eines Dolmetschers bedienen. Nach dreiwöchentlicher Reise in York angelangt, ward er nach den Bedingungen gefragt, unter denen er bereit sei, in das Heer zu treten. Die Amerikaner nannten ihn dabei stets Generallieutenant, ein Titel, auf welchen er keinen Anspruch hatte, den er sich aber gefallen ließ. Seine Freunde hatten ihm denselben beigelegt, um sein Fortkommen zu fördern. Er erwiderte, daß er als Freiwilliger einzutreten und diejenigen Dienste zu verrichten wünsche, für welche Washington ihn geeignet halten würde. Er habe in Europa ein Einkommen von etwa 580 Louisd'ors aufgegeben und erwarte dagegen, daß die Staaten, so lange er in ihren Diensten sein werde, seine Auslagen bestreiten würden. Sollte Amerika schließlich im Kampfe unterliegen, so verlange er nichts; im anderen Falle rechne er nicht nur auf volle Entschädigung für die von ihm gebrachten Opfer, sondern auch auf solche Beweise der Freigiebigkeit, wie der eigene Gerechtigkeitssinn sie dem Lande vorschreiben werde. Der Congreß war einverstanden und an einem der letzten Tage des Monats Februar im J. 1778 traf St., überall glänzend empfangen und aufgenommen, in Washington's Hauptquartiere zu Valley-Forge in Pennsylvanien ein. Er fand die Truppen im kläglichsten Zustande von der Welt.

Es fehlte an Allem, an Geld, an Waffen, an Verpflegung, an Uniformen, an Reglements, an Vorgesetzten, die ihrer Aufgabe nur einigermaßen gewachsen gewesen wären, an Ordnung und Ehrlichkeit, an Befehlsgebung und an Disciplin. Unter solchen Verhältnissen waren auch das Selbstvertrauen und die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Kampfes, welche der kurz vorhergegangene Erfolg von Saratoga mächtig gehoben hatte, wieder geschwunden. Nur der Obergeneral Washington und einige höhere Officiere, denen jener seinen Geist einzuflößen verstanden hatte, hielten den Schild hoch. — Zu Steuben's Anstellung auf einem seinen Fähigkeiten ganz besonders entsprechenden Posten fand sich sofort eine passende Gelegenheit. Am 13. December 1777 hatte der Congreß beschlossen, zur Beförderung der Disciplin und zur Beseitigung der Mängel in der Heeresverwaltung einen Generalinspector anzustellen. Derselbe hatte die Truppen auszubilden und zu mustern, ihre Uebungen zu leiten und über diese Gegenstände unmittelbar mit dem Congreß zu verhandeln; seine Stellung machte ihn dem Obergeneral gegenüber ziemlich unabhängig. Durch den Abgang des Generals Conway, für den sie geschaffen worden, eines Ränkeschmiedes, war sie gerade offen. Washington schlug St. vor, sie zeitweilig zu übernehmen, und dieser sagte um so lieber zu, als er die Fähigkeit in sich fühlte, sie ganz auszufüllen. Sofort machte er sich an die Arbeit. Es galt zunächst die Vorschriften zu entwerfen, nach denen der Dienst gehandhabt werden sollte, dann die Ausführung dieser Vorschriften zu lehren, sie einzuüben und die Ausführung zu überwachen. Bei Washington fand er in allen diesen Punkten volle Unterstützung, beide gingen Hand in Hand, und jener beantragte beim Congreß, St. mit dem Range und dem Gehalte eines Generalmajors endgültig zum Generalinspector zu ernennen. Es geschah am 5. Mai 1778. Die Anordnung fand keineswegs den Beifall der höheren Officiere, welche ihre eigenen Befugnisse als durch die St. beigelegte Machtvollkommenheit beeinträchtigt ansahen und auf ihn eifersüchtig waren. Seiner Gewandtheit und Weltklugheit, in Verbindung mit der Lauterkeit seines Charakters, seiner Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit war es zu danken, daß er die seiner Thätigkeit aus den Umtrieben seiner Gegner erwachsenden Hindernisse glücklich umging oder beseitigte und seine Ziele in den Hauptsachen erreichte. Die Fortschritte in militärischer Verwendbarkeit darzuthun, welche die Truppen unter seiner Leitung gemacht hatten, ward diesen bald Gelegenheit gegeben. Als das Bündniß der Vereinigten Staaten mit Frankreich abgeschlossen war, räumten die Engländer unter Clinton Philadelphia, Washington folgte ihnen, und in einem am 28. Juni 1778 bei Monmouth-Courthouse gelieferten Gefechte bestanden Washington's Regimenter die Probe, auf die sie gestellt wurden. Freilich nicht glänzend, aber sie bestanden. Und daran hatte St. persönlich ein Hauptverdienst, indem er, nachdem er kühn und geschickt den Feind erkundet hatte, während des Kampfes den Befehl von Lee's weichender Division übernahm und eine günstige Entscheidung des Tages herbeiführte. Trotzdem wagte Washington angesichts des Widerspruches der eingeborenen Generale nicht, St. das Commando jener Division zu belassen. Er sollte den Posten eines Generalinspectors von neuem übernehmen. Auf daß er die ihm dadurch gestellte Aufgabe voll erfüllen könne, mußten nach Steuben's Meinung die Pflichten und Rechte eines solchen genau geregelt werden. Um dahin zu wirken, ging St. nach Yorktown, wo der Congreß tagte. Er arbeitete dort den Entwurf zu einer Dienstanweisung für den Generalinspector aus, mußte aber, ohne daß in der Angelegenheit eine Entscheidung getroffen war, zum Heere zurückkehren, welches im Lager von Whiteplains stand und bei Anbruch des Winters Quartiere in den Hochlanden am Hudson bezog, und widmete sich hier der Ausbildung der Truppen. Später ging er nach Philadelphia, wohin der Congreß seinen Sitz

verlegt hatte, um von neuem den Erlaß jener Dienstanweisung zu betreiben. Am 18. Februar 1779 nahm der Congreß die Vorlage an; sie übertrug dem Inhaber der Stelle die Sorge für die Aufsicht und die Oberleitung der Truppen, sowie die Controle über die Zahl der Mannschaften, deren Beschaffenheit, den Zustand von Waffen und Bekleidung, alles unter der Oberaufsicht des Congresses und des Höchstcommandirenden. Die Muße, welcher jener Winteraufenthalt St. bot, benutzte er, um ein Exercier- und Dienstreglement, „das blaue Buch“, zu bearbeiten, welches der Congreß drucken ließ und in Wirksamkeit setzte. Die Schwierigkeiten der Herstellung dieser Arbeit waren um so größer, als das Buch anfänglich deutsch entworfen, dann in das Französische übersetzt und dabei zweimal sprachlich verbessert werden mußte. Bei seinem schließlichen Erscheinen in gutem Englisch war es dem Urheber selbst vollkommen unverständlich. Letzterem ließ der Congreß durch seinen Präsidenten aus Anlaß der Beendigung seiner Arbeit die hohe Achtung vor dem Verdienste aussprechen, welches er sich bei verschiedenen Gelegenheiten erworben habe. Weniger freigebig war die Regierung mit Geld. Da St. nur ab und an Kleinigkeiten auf Abschlag erhalten hatte, war er davon ganz entblößt. Man bewilligte jetzt, nachdem er die Auszahlung außerordentlicher Beträge an seine Mitarbeiter beantragt hatte, auch ihm selbst 4000 Dollars, zog diese Summe aber später von seinem Gehalte ab.

Beim Heere wieder angelangt, zögerte er nicht, seine Lehren zu thatsächlicher Ausführung zu bringen. Besonders ließ er sich, in richtiger Würdigung der Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes und eingedenk des Nutzens, welchen in den vorangegangenen Feldzügen die Riflemen gestiftet hatten, die Schaffung einer leichten Infanterie und ihre Verwendung im zerstreuten Gefechte angelegen sein. Es war dies die Kampfesweise, auf Grund deren demnächst die gesammte Infanterietaktik aller Heere umgestaltet wurde. Ferner lehrte er die Soldaten das Bajonnet gebrauchen. Außerdem fand er Gelegenheit, seine Kenntniß des Hofdienstes zu verwerthen, indem er die Förmlichkeiten angab, welche im Verkehr mit fremden Gesandten zu beobachten und anzuwenden waren; die Vertreter der Regierung, in dergleichen Dingen ganz unwissend, zogen St. zu Rathe, sobald ein solcher Fall sie, was häufig geschah, in Verlegenheit setzte. Während des Feldzuges von 1779 befehligte er eine Division in Neuengland, wo indessen kriegerische Unternehmungen von Bedeutung nicht vorfielen. Daneben übte er wieder seine Verpflichtungen als Generalinspector aus und erwarb als solcher die Anerkennung immer weiterer Kreise. Den Winter 1779/1780 brachte er in Philadelphia zu, um in Washington’s Auftrage auf eine zweckmäßigere Gliederung des Heeres hinzuwirken, als vorhanden war. Seine Sendung war von Erfolg begleitet. Die beantragten Neuerungen gelangten im Herbst 1780 zur Ausführung. Am Feldzuge dieses Jahres nahm St. wahrscheinlich in der Umgebung des Obergenerals Washington theil; wenigstens wird sein Name im dienstlichen Schriftwechsel in einer Weise genannt, welche auf seine Verwendung als Generalstabsofficier schließen läßt; ein Commando scheint er nicht geführt zu haben, dagegen entfaltete er eine große Thätigkeit als Generalinspector und als Organisator, besonders beschäftigte ihn die aufzustellende leichte Infanterie. Eine schwere Pflicht hatte er als Mitglied des Kriegsgerichts zu erfüllen, welches den englischen Major André, den Mittelsmann zwischen dem englischen General Clinton und dem verrätherischen amerikanischen General Arnold, zum Tode verurtheilte. Aus seiner für die Stärkung der Wehrkraft des Heeres so wichtigen und erfolgreichen Thätigkeit wurde er durch den Befehl gerissen, sich einem ganz anderen Wirkungskreise zu widmen. So ehrenvoll die Bestimmung für ihn war, so schädlich erwies sie sich für das Allgemeine; die Arbeit an der Heeresorganisation gerieth in seiner Abwesenheit ganz ins Stocken.

Seine neue Bestimmung führte ihn auf den südlichen Kriegsschauplatz. Hier waren die Amerikaner unter General Gates von den Engländern unter Lord Cornwallis am 16. August 1780 bei Camden gänzlich geschlagen und Letzterer schickte sich an, gegen Virginien vorzudringen. General Greene, wol der fähigste unter den Heerführern der Vereinigten Staaten, wurde ausersehen, an Gates' Stelle das Commando zu übernehmen, und St. erhielt den Auftrag, ihn zu begleiten. Greene sollte ihm ein angemessenes Commando geben und ihn zugleich als Generalinspector verwenden. Greene und St. waren befreundet und reisten Anfang November zusammen ab, Letzterer blieb dann, während Ersterer weiter nach dem Süden ging, in Richmond zurück. Er sollte Greene Verstärkungen und Zufuhr aller Art nachsenden. Es war eine kaum zu erfüllende Aufgabe, denn es fehlte an Allem; bei den Behörden fand St. wenig Entgegenkommen und bald nach seiner Ankunft wurde die Schwierigkeit seiner Lage noch dadurch vermehrt, daß der obengenannte, zum Feinde übergegangene General Arnold im Januar 1781 in den Staat Virginien einfiel. St. hatte keine Mittel, ihm Widerstand entgegenzusetzen und mußte ihm Richmond überlassen, Arnold ging aber kurz darauf freiwillig nach Portsmouth zurück. Die Bevölkerung und die Regierung des Staates verharrten in ihrer ablehnenden Haltung den Forderungen gegenüber, welche St. an sie richtete um die ihm gestellten Aufgaben erfüllen zu können. Gern hätte er Arnold in Portsmouth angegriffen oder sonst etwas im Felde unternommen, aber Schwierigkeiten aller Art, zumeist von der eigenen Seite ausgehend, banden ihm die Hände. Er mußte seine Zeit und Arbeit auf wenig fruchtbare Bemühungen zur Aufstellung von Truppen und ihr Einexercieren und um die Beschaffung von Bekleidung und Bewaffnung für sie verwenden. Auch für die Verstärkung, Verpflegung und Ausrüstung von Greene's, in Carolina stehendem Heerestheile konnte er bei dem schmählichen Verhalten der meisten Landesbewohner und Obrigkeiten wenig thun. Mangel an Ordnung und Ehrlichkeit in der Verwaltung, Bestechlichkeit und Betrügereien schädigten überall. Als im April die Engländer von neuem in das Land einfielen, bestand St. mit seinen jungen Truppen bei Blandford am Appomatox ein Gefecht, welches, wenn er sich auch zurückziehen mußte, durchaus ehrenvoll für ihn war. Eine weitere Gelegenheit zur Thätigkeit im Felde gewährte ihm die Belagerung von Yorktown, wo Lord Cornwallis eingeschlossen war. Er bat um ein Commando und Washington übertrug ihm die Führung einer Division. Es war die combinirte Division von Virginien, Pennsylvanien und Maryland. Mit dieser eröffnete er am 11. October 1781 die zweite Parallele und vollendete sie am folgenden Tage. Er hatte auch die Ehre, in dem Augenblicke in den Laufgräben zu commandiren, in welchem Cornwallis die Uebergabe anbot und die Capitulationsverhandlungen eröffnete. Europäischem Kriegsbrauche gemäß durfte St. auf diesem Posten, welchen Lafayette gern eingenommen hätte, verbleiben, bis die englische Flagge gestrichen wurde. Washington, welcher während der Belagerung auch sonst seine Kenntniß vom Festungskriege und seine in letzterem im siebenjährigen Kriege gemachten Erfahrungen zu Rathe gezogen hatte, thut seines Namens in dem nach der Uebergabe erlassenen Heeresbefehle ehrenvolle Erwähnung.

Aber St. hatte nicht nur Freunde, sondern auch Feinde, nicht allein Bewunderer, sondern noch mehr Neider. Seine uneigennützige Bestimmtheit und seine rücksichtslose Energie, welche bei seiner heftigen, aufbrausenden Gemüthsart nicht selten in wenig angemessener Form zum Ausdrucke kamen, hatten ihm viele Gegner gemacht, die ihn zu verderben trachteten. Dazu gesellten sich das Mißtrauen und die Eifersucht, welche durch seine Eigenschaft als Fremder wachgerufen waren. Im Sommer 1781 traten seine Widersacher mit einem offenen Angriffe gegen ihn hervor, indem sie ihm vorwarfen, beim Einfalle der Eng=

länder diesen ohne Noth Magazine überlassen zu haben. Die gesetzgebende Versammlung von Virginien verlangte von Lafayette, der den Oberbefehl geführt hatte, daß er von den ihm unterstellt gewesenen Generalen eine Erklärung über den Verlust der Magazine von Point of Fork fordere. Damit war St. gemeint. Dieser drang auf Untersuchung. Es gelang ihm aber nicht, eine solche zu veranlassen. Er mußte sich mit anerkennenden Schreiben begnügen, in denen seine Vorgesetzten die von ihm beobachtete Haltung als durchaus richtig und den Verhältnissen angemessen bezeichneten. Nach dem Falle von Yorktown kehrte er mit dem Haupttheile des Heeres nach dem Norden zurück und übernahm wieder seine Obliegenheiten als Generalinspector des Heeres. Erst jetzt gelang es ihm durchzusetzen, daß der Congreß Bestimmungen für die Stellung des letzteren erließ, wie er selber sie von vornherein als die allein zweckentsprechenden vorgeschlagen hatte. Es geschah am 10. Januar 1782. St. ward auf seinem Posten belassen und fuhr fort, sich Washington's ganze Zufriedenheit zu verdienen. Noch an demselben Tage, an welchem dieser sein Amt als Oberbefehlshaber niederlegte, am 23. December 1783, sprach er St. seine Zufriedenheit und seinen Dank für die geleisteten Dienste in einem längeren Briefe aus; Anerkennungsschreiben, welche letzterer von anderen Generalen empfing, beweisen, daß diese Washington's Ansicht vollkommen theilten. — Am 19. August 1783 wurde dem Heere Nachricht von der Einstellung der Feindseligkeiten gegeben. Dann folgte die Auflösung der Truppen. Zunächst aber unternahm St. in Washington's Auftrage noch eine Reise nach Canada, deren Zweck die Grenzberichtigung war; sie führte zu keinem Ergebnisse. — St. hatte sich Hoffnung gemacht, jetzt zum Kriegsminister ernannt zu werden. Sie ging nicht in Erfüllung. Er sei ein Ausländer und einem Fremden dürfe eine so wichtige Stellung nicht übertragen werden. Daß er der Meistbefähigte war sie auszufüllen, ward nicht bestritten. Am 24. März 1784 reichte er daher sein Entlassungsgesuch ein. Am 15. April ward es genehmigt. Gleichzeitig beschloß der Congreß, ihn durch das Geschenk eines Ehrendegens mit goldenem Gefäße auszuzeichnen. — St. trat nun in das Privatleben zurück. Aber statt dieses in Ruhe genießen zu können, mußte er in einen neuen Kampf eintreten. Es war der Kampf um das Dasein, der ihm dadurch erschwert wurde, daß er ein schlechter Haushalter war. Schon während des Krieges hatte er ihn, wie wir gesehen haben, führen müssen. Von regelmäßiger Soldzahlung war nie die Rede gewesen und nur selten war ihm geglückt, Abschlagszahlungen zu erhalten, mit denen er die nothwendigsten Ausgaben bestreiten konnte. Er bezifferte jetzt die Forderungen, welche stellen zu dürfen er auf Grund der vom Congreß bei seinem Eintritte in den Dienst ihm freiwillig angebotenen Bedingungen sich berechtigt glaubte, auf 62535 Dollars. Nach langen Verhandlungen, während deren er mit bitterer Noth zu kämpfen hatte, ward ihm am 4. Juni 1790 eine vom 1. Januar des nämlichen Jahres an zahlbare Rente von 2500 Dollars jährlich zugebilligt. Steuben's Kameraden ehrten ihn dadurch, daß sie ihn zuerst zum Vicepräsidenten, dann zum Präsidenten der von ihnen gebildeten Cincinnatusordens-Gesellschaft wählten. Die Staaten Pennsylvanien, Virginien, New-Jersey und New-York machten ihm Landschenkungen. Auf einer derselben, in Oneida County im Staate New-York belegen, siedelte er sich, nachdem ihm die obenerwähnte Jahresrente zugebilligt war, an; im Winter lebte er in New-York, wo er eine sehr angesehene Stellung einnahm, und betheiligte sich lebhaft an allen öffentlichen Angelegenheiten, namentlich an den militärischen Tagesfragen, welche brennend werden zu wollen schienen, als 1794 neuer Krieg mit England drohte. Am 28. November 1794 machte ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende. Er starb auf seiner Farm in Oneida.

St. war eine stattliche und vornehme Erscheinung, von militärischer Haltung,

lebhaft, sanguinisch, rasch im Denken und Handeln, offen, freundlich und freigebig, aufbrausend und heftig. Er starb unverheirathet. Sein Vermögen, in den ihm gemachten Landschenkungen bestehend, vermachte er, soweit er letztere nicht bereits selbst weggeschenkt hatte, zwei ehemaligen Adjutanten, Benjamin Walker und William North; seine Verwandten, an denen er, seit er in Amerika war, wenig Freude erlebt hatte, schloß er, wie sein letzter Wille sagt aus vollwichtigen Gründen, von der Erbschaft aus. — Als am 19. October 1881 die hundertjährige Wiederkehr desjenigen Tages festlich begangen wurde, an welchem der Fall von Yorktown den Kampf um die Geschicke der Union entschieden hatte und der Grund zur politischen Selbständigkeit der Vereinigten Staaten gelegt worden war, luden letztere die Steuben's Namen tragenden Angehörigen des preußischen Heeres zur Theilnahme an der Feier ein, so deren bedeutendstes Familienmitglied noch im Grabe ehrend. — Brachvogel hat St. zum Helden eines Romans „Der Adjutant des Königs“ gemacht.

Leben des Amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm v. Steuben von Friedrich Kapp. Berlin 1858. (Mit Steuben's Bilde.) B. Poten.

Steuben: Karl (Charles) St. war zwar im badischen Lande geboren (1788), gehörte aber nach seiner Entwicklung der französischen Kunst an. Der Vater nahm den Knaben früh von Bauerbach im Amte Bretten nach Petersburg mit und sandte ihn dann zu künstlerischen Studien zu François Gérard nach Paris. Gérard stand damals auf der Höhe des Ruhmes. Wie seine älteren Zeitgenossen sich an den Vorgängen und Personen der Revolution zu künstlerischem Schaffen begeisterten, so fand er in Bonaparte's Familie wie in den Generalen des Consulats, endlich in dem eben erst vom Papste gekrönten Kaiser Napoleon die Originale für seine Porträtkunst und in dem Ruhme der Gemalten Erhöhung des eigenen Ruhmes. In Gérard's Werkstatt mußte auch der junge St. zum Napoleoncultus herangezogen werden, dem später ein großer Theil seines Schaffens gewidmet war. Vorerst wirkten noch Petersburger Anregungen auf den jungen Künstler: sein erstes Bild (1812) stellte eine Episode aus dem Leben Peter's des Großen dar, der auf dem Ladogasee, von einem Sturm überfallen, selbst das Steuer des Boots ergreift. Der pathetische Schwung der Bewegung entsprach der gespannten und gereizten Stimmung in Frankreichs Hauptstadt: das Bild erregte ungewöhnliches Aufsehen. Noch mehr gesteigert erscheint das Pathos in „Tells Sprung“ aus dem Boote (1822), einfacher dagegen der „Schwur auf dem Rütli“. Dagegen tritt der Einfluß David's wieder stärker in dem zweiten großen Gemälde aus der russischen Geschichte: „Die Zarin Natalie schützt ihren Sohn Peter vor Strelitzen“ hervor (1824). Packende Stoffe und entscheidende Momente großer Actionen zu wählen, war Steuben's besondere Gabe. Er bethätigte dieselbe auch an einer Reihe von Gemälden aus der französischen Geschichte, die er im Palais Royal wie in Versailles auszuführen hatte. So Napoleon bei Waterloo, desselben Rückkehr von Elba, endlich dessen Tod. Der napoleonischen Legende sind dann noch mehrere spätere Bilder gewidmet, die er bei seinem zweiten Aufenthalt in Petersburg malte. Denn dorthin kehrte er (1841) zurück, nachdem er noch ein großes Deckenbild im Louvre (Heinrich IV. nach der Schlacht von Ivry), einige romantisch-zierliche und einige biblische Erzählungen (u. a. Potiphar) im Stile der Zeit gemalt hatte. Meist aber waren es große Familienporträts, die ihn in Petersburg beschäftigten: nicht von besonders geistreicher Auffassung, doch nicht ohne Leben, glatt in der Ausführung, grell im Licht, undurchsichtig im Schatten. Doch genoß er in Petersburg als Künstler noch großen Ansehens, als sich die neuere Kunst daselbst schon größerem Realismus und anderer Malweise zuzuwenden begann. — Dank den Vervielfältigungen seiner Napoleonsbilder (von Jazet, Maier, Migneret u. A.) ist St. dort überall

wohlbekannt, wo die napoleonische Legende besonders feste Wurzel geschlagen hatte oder neu einwurzeln sollte, so in einem Theile der Schweiz, im badischen Schwarzwald, im Elsaß, in der Rheinprovinz. Auch die Schweizer Bilder haben ihr natürliches Gebiet der Verbreitung gefunden, die beiden Petersbilder trifft man oft in Rußland in Lithographie und Aquatinta. So war es St. beschieden, einen gewissen Patriotismus in drei Ländern zu schüren, von denen keines sein Vaterland war. Er starb 1858. L. v. Pezold.

Steuber: Johannes St., geboren am 16. Januar 1590 zu Schwickardshausen (bei Nidda in Oberhessen), als Sohn des Pfarrers zu Lißberg und Schwickardshausen gleichen Namens. Seine Erziehung erhielt er auf den Pädagogieen zu Marburg und Gießen. Seit 1606 besuchte er die Universität Gießen, später Heidelberg. 1614 erhielt er zu Gießen die Professur für Physik und kurz darauf die der griechischen Sprache, 1620 die der Theologie und des Hebräischen. 1627 siedelte er mit der Universität nach Marburg über und wurde Prediger an der Elisabethkirche und Universitätsbibliothekar; letzteres Amt vertauschte er 1635 mit dem Ephorat der Stipendiaten. Am 5. Februar 1643 starb er infolge eines Schlaganfalls. Er war ein bedeutender Kenner der griechischen und hebräischen Sprache, welche er beide mündlich wie schriftlich beherrschte und in ihnen Disputationen abhielt; einige seiner Disputationen sind griechisch abgefaßt. 1626 gab er eine griechische Grammatik heraus. Seine zahlreichen Schriften (darunter viele Disputationen) sind philosophischen und theologischen Inhalts. 1641 verfaßte er „S. Elisabeth, ihr Leben, Handel und Wandel“.

Sein Urenkel Johann Engelhard St. (geboren 1693 in Marburg, † 1747 in Rinteln), wie auch dessen Sohn Christian Georg St. (1731 bis 1789) waren ebenfalls namhafte Hebraisten.

Hanneken, M., Leichenpredigt, 1644. — Rambach, hess. Heb-Opfer I, 121. XV, 471. — Strieder, Hess. Gelehrtengesch. XV, 316. Kretzschmar.

Steubing: Johann Hermann St., oranien-nassauischer Kirchenhistoriker, geboren am 6. Mai 1750 in Herborn, † am 23. Mai 1827 zu Dietz. Sein Vater, Johann Wilhelm, ein Schuster, ließ ihn die Classen des Herborner Pädagogiums von seinem sechsten Jahre an durchmachen. Männer wie Dilthey, Otterbein, Faber und Hamel waren daselbst seine Lehrer. Im J. 1766 wurde er zu den akademischen Studien zugelassen und hörte nun bei Marquard Winckel und Valentin Arnold Theologie, bei Georg Adam Fabricius Kirchengeschichte und bei Johann Friedrich Fuchs Beredsamkeit und Geschichte. Am meisten zog ihn Fuchs an, der die Liebe zur vaterländischen Geschichte, besonders aber zu der Gelehrtengeschichte in ihm mächtig zu wecken wußte. Nachdem St. einige Jahre als Candidat an verschiedenen Orten aushülfsweise sich hatte gebrauchen lassen, wurde er 1775 als Rector an das Pädagogium zu Dillenburg berufen, wo er bis zum Jahre 1780 wirkte. Kaum hatte er diese seine erste feste Stelle erhalten, so nahm er seine hochbetagten Eltern zu sich, um sie in ihren letzten Lebensjahren mit treuer Liebe zu pflegen. Schon nach zwei Jahren starb zu seinem großen Schmerze die Mutter Anna Margarethe, eine geborne Rudersdorf, aus der einst so berühmten Theologenfamilie Piscator abstammend; der Vater, zuletzt völlig erblindet, folgte der Mutter erst 1791 nach, 85 Jahre alt. Im J. 1780 kam St. als zweiter Prediger nach Herborn, 1786 aber in derselben Eigenschaft nach Dillenburg zurück. Acht Jahre später berief ihn der Prinz von Oranien zum Pastor primarius nach Dietz, wo er nach der Bildung des Herzogthums Nassau den Titel eines geheimen Kirchenrathes, sowie die Leitung des Decanates Dietz erhielt. Gelegentlich seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums 1826 ertheilte ihm Herzog Wilhelm die goldene Verdienstmedaille.

Seine 1804 zu Hadamar erschienene „Kirchen- und Reformations-Geschichte der Oranien-Nassauischen Lande“ ist bis auf den heutigen Tag die einzige Quelle dieser für die reformirte Kirchengeschichte Deutschlands hochinteressanten Landesgeschichte. Von ähnlicher Wichtigkeit ist seine 1823 veröffentlichte „Geschichte der Hohen Schule zu Herborn“. Die „Topographie der Stadt Herborn“ (Marburg 1792), sowie die „Topographie der Stadt und Grafschaft Dietz“ (Hadamar 1812) enthalten eine Menge biographischer Nachrichten über Pastoren und Gelehrte, welche für die Geschichte der Kirche wie Schule Nassaus höchst werthvoll sind. Auch die, wenn auch nicht verarbeiteten „Biographischen Nachrichten aus dem 16. Jahrh.“ (Gießen 1790) bieten dem Geschichtsforscher noch manche Winke für jene Zeit. Leider sind die reichhaltigen handschriftlichen Collectaneen, die St. über die Geschichte der Kirchspiele der oranischen Grafschaften, sowie über das Leben einzelner Herborner Professoren hinterlassen hat, von den Nachkommen desselben nicht, wie es im Interesse der Wissenschaft wünschenswerth gewesen wäre, veröffentlicht worden.

Kretzer, Geschichtl. Darstellung der latein. Schule und des Pädagogs zu Dillenburg. Herborn 1818. — Steubing, Topogr. d. Stadt Herborn. Marburg 1792. — Nachrichten aus den Pfarregistraturen und Kirchenbüchern von Herborn und Dillenburg. Cuno.

Steudel: Adolf St., geboren am 29. Juli 1805 zu Eßlingen (Würtemberg), † am 7. April 1887 als Obertribunalprocurator zu Stuttgart, bekannt durch seine philosophischen Schriften, war der zweite Sohn des Kaufmanns Christian Gottlob St. und der Karoline geb. Bonz. Durch Familienrath zum Studium der Theologie bestimmt widmete er sich gegen die eigene Neigung aus Pietät gegen seine Eltern demselben und bezog October 1824 das evangelische Seminar in Tübingen. Das Studium der Philosophie, welches der dort geltende Lehrplan den angehenden Theologen vorschrieb, zog ihn, seinen eigenen Worten nach, so sehr an, „daß sein ganzes Wesen eine philosophische Richtung nahm und das selbständige, kritisch-philosophische Denken ihm zu einem wahren Lebensbedürfnisse wurde“. Für Steudel's innere Entwicklung, für die wissenschaftliche Arbeit seines Lebens war dies entscheidend. Mit vieler Mühe gelang ihm endlich, bei seinem Vater die Erlaubniß zur Aenderung seines Studiums durchzusetzen, er verließ die Theologie, trat aus dem Seminar aus und wurde, freilich auch ohne Neigung, Jurist. Nach gut bestandenem Examen wurde er Assistent beim Criminalamt in Stuttgart, da ihm aber „vor einer Pyramide von Vorgesetzten graute“ und weil er glaubte, mehr Zeit zu philosophischen Studien zu bekommen, verließ er den Staatsdienst und wurde Rechtsanwalt in Stuttgart. Nur sehr langsam bekam er eine ordentliche Praxis und Anerkennung in seinem Fache; er wurde Anwalt bei der Hofbank und im J. 1846 zum Obertribunalprocurator ernannt. Ruhig ohne besondere Ereignisse floß von dort an sein Leben dahin; die Stürme des Jahres 1848 führten den auch politisch freisinnigen Mann für kurze Zeit ins politische Leben, er wurde Vorsitzender des demokratischen Volksvereins in Stuttgart, 1849 von der außerordentlichen württembergischen Landesversammlung in den Staatsgerichtshof gewählt; im J. 1850 trat derselbe (das einzige mal seit seinem Bestehen) in Thätigkeit, als der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Frhr. v. Wächter-Spittler wegen Verletzung der Verfassung in Anklagestand versetzt wurde; mit L. Uhland stimmte St. für Verurtheilung, ohne daß derselben aber von der Regierung Folge gegeben wurde. Bis zum J. 1874 setzte St. die Advocatur fort, freilich „mit steigendem Widerwillen“; da gab ihm der Erlös aus einem von seinem Bruder Hermann ererbten Garten, der als Bauplatz gut verkauft wurde, die Möglichkeit, auf die verhaßte Advocatur zu verzichten und seine Zeit

und Kraft vollends ganz den ersehnten philosophischen Studien zu widmen; denn die Philosophie war „die Luft, in welcher er athmete“. Allein für sich lebend — er hatte sich nicht verheirathet, „weil die Ehe ihm nicht taugte“, auch waren seine Einnahmen lange Zeit gering — und durch die Einsamkeit etwas Sonderling geworden, brachte er seine Tage in ruhiger fleißiger Arbeit dahin; alle Sommer gönnte sich der bedürfnißlose Mann eine Reise ins Gebirge und so durchwanderte er allmählich zu Fuß fast die ganze Schweiz. Das Jahr 1877 brachte ihm die wohlverdiente philosophische Doctorwürde, welche ihm die philosophische Facultät von Tübingen bei dem Jubiläum der Universität honoris causa ertheilte. Bis in sein hohes Alter blieb er gesund; im J. 1855 war er von monatelanger Krankheit mit schneeweißen Haaren erstanden, auch seine Nerven machten sich oft fühlbar, aber noch im 80. Jahre konnte er „von Morgens bis Abends Tag für Tag arbeiten“. Am 7. April 1887 starb er in Stuttgart nach längerem Leiden.

Die Ergebnisse seiner philosophischen Studien legte er in dem umfangreichen Werke nieder: „Philosophie im Umriß“, Bd. 1—4. Stuttgart 1871—85; seine Anschauung ist ein spinozistischer Pantheismus, jedes Problem wird zuerst historisch behandelt und die Ansichten der einzelnen Philosophen darüber dargestellt und kritisch beleuchtet. Dabei zeigt sich auch die Schärfe seines Verstandes und die Klarheit seines Urtheils am besten, während der systematische Theil weniger befriedigt, er begnügt sich manchmal mit der Unerklärbarkeit erkenntnißtheoretischer und kosmologischer Principien (so z. B. in seiner Schrift: „Der Spiritismus vor dem Richterstuhle des philosophischen Verstandes“, Stuttgart 1886, wo er wohlbezeugte Spukgeschichten als unerklärliche Beigaben dieses Lebens ansieht). Die juridische Art der Kritik, welche einem Zeugenverhör ziemlich gleicht, die langen Citate, die oft ungelenke Polemik schadeten der Darstellung, aber die Nichtbeachtung von Seiten der anderen Philosophen hatte der zwar keineswegs geniale, aber kritisch selbständige Forscher nicht verdient. Hauptsächlich Max Schneidewin, der die Einleitung zu Steudel's Philosophie im Umriß als: Das goldene ABC der Philosophie neu herausgab (1891), auch einen Lebenslauf und kritische Bemerkungen dazufügte, suchte St. zu Ehren zu bringen.

Quellen außer dem oben genannten Werke ein von Steudel im Septbr. 1882 selbst verfaßter, von seinen Verwandten mir gütigst zur Verfügung gestellter Lebensabriß. Theodor Schott.

Steudel: Ernst Gottlieb v. St., Oberamtsarzt in Eßlingen in Württemberg, geboren daselbst am 30. Mai 1783, † ebendort am 12. Mai 1856, hat sich auch als botanischer Schriftsteller einen Namen gemacht. Den ersten Schulunterricht genoß St. in dem Pädagogium seiner Vaterstadt und auf privatem Wege, bezog 1801 die Universität Tübingen, um Medicin und Naturwissenschaften zu studiren und promovirte am 25. September 1805 auf Grund seiner Dissertation: „Observationes quaedam chemicae de acredine nonnullorum vegetabilium.“ Nach einer Reise in die Schweiz hielt er sich einige Zeit in Wien und Halle auf und kehrte im Novbr. 1806 nach Eßlingen zurück, wo er sich als praktischer Arzt niederließ. Er erhielt bald darauf die Stelle eines Oberamts-Thierarztes und wurde 1828 Oberamtsarzt, welche Stelle er bis zu seinem Tode mit Eifer und Erfolg versah. Die Zeit, welche er von seinem ärztlichen Berufe erübrigen konnte, widmete er der Botanik, welche ihm eine ganze Reihe von Publicationen verdankt. Sein verdienstvollstes Werk ist ein in erster Auflage 1821—24 erschienener „Nomenclator botanicus“, in welchem alphabetisch geordnet, die Namen und Synonyma sämmtlicher Pflanzengattungen und -Arten, wie sie seit Linné aufgestellt wurden, sich verzeichnet finden und zwar im ersten Theile die Phanerogamen, im zweiten die Kryptogamen. Zwanzig Jahre später

erschien eine zweite Auflage des Buches, aufs neue durchgearbeitet und vermehrt, ebenfalls in 2 Theilen, die sich aber nur auf die Phanerogamen beschränken, von denen nunmehr allein 6722 genera und 78 005 species namentlich aufgezählt sind, mit Angabe der natürlichen Familie, des Vaterlandes, der Synonymik und mit litterarischen Nachweisungen. Dieses für die botanische Nomenclatur so nützliche Werk erhielt erst in dem 1873 und 74 erschienenen Pfeiffer'schen Nomenclator (s. A. D. B. XXV, 645) eine werthvolle Ergänzung. Ein zweites Werk Steudel's: „Synopsis plantarum glumacearum“, als Theil einer auf elf Bände berechneten neuen Auflage der species plantarum Linné's, kam 1855 in 2 Heften heraus, deren erstes die Gramineen und deren zweites die Cyperaceen, Juncaceen und verwandte Familien umfaßt. Es zeugt diese Arbeit zwar hinsichtlich des der Arbeit zu Grunde liegenden Materials von großem Fleiße des Herausgebers, hat aber wegen der vielfach unkritischen Behandlung der Umgrenzung der species manche Anfechtung erfahren. Dagegen hat sich St. unbestrittene Verdienste um die Wissenschaft erworben durch die im J. 1825 von ihm, in Gemeinschaft mit dem Eßlinger Stadtpfarrer Prof. Ch. F. Hochstetter ausgegangene Gründung des württembergischen naturhistorischen Reisevereins. Derselbe bezweckte, für Rechnung solcher Pflanzenliebhaber, welche gegen eine entsprechende Quote der Ausbeute durch Einzahlung von Beiträgen oder Zeichnung von Actien sich betheiligten, zunächst weniger bekannte Theile Europa's, sodann auch außereuropäische Länder bereisen zu lassen, um die Kenntniß ihrer Floren in weitere Kreise zu bringen. Die Bestimmung der Pflanzen besorgten St. und Hochstetter, die Vertheilung derselben geschah in der Regel durch die Reisenden selbst. 1826 reisten Franz Fleischer nach Griechenland, Franz Müller nach Istrien und Dalmatien; ein Jahr später der erstere nach Smyrna und Alexandrien, der zweite nach Sardinien. 1828 botanisirten Kurr und Hübener in Norwegen, 1829—31 Endreß in den Pyrenäen und von 1831 an W. Schimper in Algerien, auf Cephalonia, in Aegypten, Arabien und Abessinien. 1839 wurde Walwitsch nach Portugal gesandt. Daneben suchte der Verein durch Kauf und Austausch getrockneter Pflanzen seine Wirksamkeit zu erweitern. So wurden der Reihe nach die großen Sammlungen von Fr. Ecklon aus dem Kaplande, von Kotschy aus Nubien und Kordofan, von Moser und Franck aus Nordamerika, von Bertero aus Peru und von Hohenacker aus Armenien den Mitgliedern des Vereins mitgetheilt.

Von Steudel's sonstigen Veröffentlichungen ist noch erwähnenswerth eine, zusammen mit seinem Freunde Hochstetter 1826 herausgegebene: „Enumeratio plantarum Germaniae Helvetiaeque indigenarum“, zum Zwecke einer Uebersicht sämmtlicher bis dahin in Deutschland und der Schweiz beobachteten Pflanzen. Außerdem war er auch auf medicinischem Gebiete litterarisch thätig. Abgesehen von den durch ihn in seiner amtlichen Eigenschaft verfaßten Berichten über Krankheitserscheinungen, wie über eine 1834 ausgebrochene Friesel-Epidemie, verfaßte er 1842 eine Schrift über „Wasserheilanstalten in ihrem Verhältnisse zu den Mineralbädern“, 1848 eine über „Altbau und Neubau des Medicinalwesens“ und 1846 „Bemerkungen, Vorschläge und Wünsche in Beziehung auf den Entwurf der neuen Pharmakopöe“, mit Beiträgen von Prof. Schumann, worin er unter anderem der später auch eingeführten deutschen Sprache das Wort redete.

Jahreshefte des Vereins für vaterländ. Naturkunde in Württemberg. XIII. Jahrg. 1857. — Pritzel, thes. lit. bot. E. Wunschmann.

Steudel: Johann Christian Friedrich St., geboren am 25. Octbr. 1779 zu Eßlingen, † am 24. Octbr. 1837 in Tübingen, evangelischer Theologe, war der Sohn des Johann Immanuel St., Oberbauverwalters und Mitglieds

des inneren Rathes in Eßlingen und der Regine Katharine Burk. Ein Kreis von zehn Geschwistern umgab den begabten Knaben, der dem eigenen Triebe und der Ueberlieferung des Hauses folgend — die Familie zählte den Reformator Brenz zu ihren Ahnen, und die Mutter war eine Enkelin von Johann Albrecht Bengel — das Studium der Theologie ergriff, wozu ihm das Pädagogium von Eßlingen und später das Gymnasium in Stuttgart die Vorbildung gaben; in der letztern Stadt ertheilte ihm sein Oheim Garnisonsprediger Moser Privatunterricht im Hebräischen und weckte dadurch die Liebe zu dieser Sprache und zum Alten Testamente, welcher St. sein Leben lang treu blieb. Im J. 1797 bezog er, obgleich kein württembergischer Unterthan, das theologische Seminar in Tübingen, studirte Philosophie und Theologie und betrieb daneben Studien in den orientalischen Sprachen. 1803 wurde er Vicar in Obereßlingen, 1805 Repetent in Tübingen. Von Schnurrer aufgefordert und von der württembergischen Regierung sowie von dem Freiherrn v. Palm ansehnlich unterstützt, unternahm er 1808 eine größere Reise, die ihn über die Schweiz nach Paris führte, wo er $1^1/_2$ Jahre blieb, mit Sacy, Hase, Grégoire in Verkehr trat und seine orientalischen Studien eifrigst fortsetzte. Ueber Brüssel und Köln kehrte er in die Heimath zurück. Im Mai 1810 wurde er Diakonus in Cannstatt bei Stuttgart, 1812 zweiter Diakonus in Tübingen mit der Verpflichtung „durch Privatvorlesungen sich auch den Studenten nützlich zu machen", 1814 erhielt er das erste Diakonat, 1815 als Nebenamt eine ordentliche Professur der Theologie. Diese anstrengende und unzweckmäßige Doppelstellung währte bis zum J. 1822; daneben wurden ihm noch bis 1826, wie er meinte zur Strafe für den Freimuth, womit er in dem Kampfe zwischen dem Könige und den Ständen für die letzteren Partei ergriffen und öffentlich in der Kirche für sie gebetet hatte, Vorlesungen in der philosophischen Facultät über Arabisch und Aramäisch übertragen. Im J. 1826 nach dem Tode von E. D. Bengel wurde er erster Professor der Theologie, erster Frühprediger und Superattendent des evangelischen Seminars. In dieser einflußreichen Stellung brachte der schaffensfreudige, vielgeschäftige Mann, den immer eine eiserne Arbeitskraft auszeichnete, in angestrengter akademischer und schriftstellerischer Thätigkeit seine Tage dahin; Berufungen nach auswärts, die mehrfach an ihn kamen, lehnte er ab, ein echter Schwabe blieb er seiner Heimath getreu, deren kirchliche Verhältnisse ihm ebenso am Herzen lagen, wie seine Lehrthätigkeit. Seine Vorlesungen bezogen sich wesentlich auf das A. Testament, Theologie desselben und Einleitung in dasselbe, sowie auf die Erklärung der wichtigsten Bücher; vom Neuen Testament las er über den Hebräer- und Galaterbrief, das Evangelium Johannis, auch einmal Synopse der Evangelien; seit 1826 waren Dogmatik und Moral ihm übergeben. Eine Art Nebencolleg bildeten die Vorlesungen über die wichtigsten Beweisstellen der Dogmatik und Moral, sowie die über Religion und Christenthum für Studirende aller Facultäten (1819). Seiner theologischen Anschauung nach gehörte St. zu der supranaturalistischen Schule Storr's; ohne durch schwere innere Kämpfe hindurch gegangen zu sein, hatte er diese sich angeeignet und wußte sich nun geschützt „vor dem unseligen Loose, Ansicht und Ueberzeugung nach dem immer wechselnden Geschmacke der Zeit richten zu müssen". Fern von einem starren Confessionalismus, etwas angehaucht von der neueren historischen Schule, war er ein Hauptvertreter der positiv gläubigen Richtung, er hielt es für Pflicht und Beruf, überall in den Kampf für das echt biblische Christenthum einzutreten; die Rolle eines „Hemmschuh", die er sich als die ihm von Gott verordnete zuschrieb, bezeichnet recht deutlich die Stellung, die er gegen die hereinbrechenden Neuerungen einnehmen wollte. Begabt mit einem warmen Herzen und richtigem Verständniß für die akademische Jugend, uneigennützig und

offen, von unantastbarer Rechtschaffenheit, gelehrt, mit umfassendem Wissen ausgerüstet, eifrig bestrebt, keine bedeutende theologische Erscheinung unbeachtet zu lassen, genoß er allgemeine Achtung und in den positiv gerichteten Kreisen in und außerhalb Württembergs großes Ansehen, aber weder als Lehrer noch als Schriftsteller war er irgendwie bahnbrechend. Seine Vorlesungen waren weder anziehend noch durchsichtig, sein Organ ungünstig, der Stil schwerfällig, die Schleiermacher'sche und Baur'sche Schule drängte ihn immer mehr auf die Seite, zumal da seine Neigung ihn als Schriftsteller immer wieder auf theologische Principienfragen, auf die systematische Theologie führte, für welches Gebiet er weniger beanlagt war, indem ihm dialektische Gewandtheit und speculative Kraft fehlten. Obgleich eigentlich ein Mann des Friedens lag er doch beständig im Kampfe, und indem er sich mit den verschiedensten theologischen Richtungen auseinandersetzte, war er in seinem Eifer nicht immer vorsichtig und daher auch nicht immer glücklich. Im J. 1811 trat er dem Abt Precht in Amberg und dessen Aufforderung zur Union bezw. zum Uebertritt in die katholische Kirche mit der Schrift entgegen: „Ueber Religions-Vereinigung" (Stuttgart 1811), der später: „Beitrag zur Kenntniß des Geistes gewisser Vermittler des Friedens" (Stuttgart 1817) und die anonyme Schrift: „Sollen wir katholisch werden?" (Stuttgart 1822) folgten; die Rechte und der segensvolle Einfluß des Protestantismus waren hier entschieden gewahrt. Mit Schleiermacher, Jacobi, Fries, de Wette setzte er sich auseinander, gegen Hengstenberg und Olshausen vertrat er die Rechte der historisch-grammatischen Auslegung, gegen Hegel und Rust die biblische Anschauung vom Alten Testament. Als Strauß 1835 den ersten Band seines Lebens Jesu veröffentlichte, trat St. sogleich mit einer Warnungsschrift: „Vorläufig zu Beherzigendes" (Tübinger Zeitschrift 1835) auf. Strauß in seiner Entgegnung verfuhr nicht säuberlich mit seinem Gegner, worauf St. mit einem kurzen „Bescheid auf Hrn. Dr. Straußens Streitschrift" erwiderte (Tübinger Zeitschrift 1837). — Auch in die Angelegenheiten seiner Landeskirche griff er schriftstellerisch ein; als G. W. Hoffmann die Gemeinde Kornthal gründete, trat St. in: „Ein Wort der Bruderliebe an und über die Gemeinschaften in Württemberg" (Stuttgart 1820) gegen die Separation auf. 1822 schrieb er „Ueber die Vereinigung beider evangelischen Kirchen, namentlich in Württemberg", gegen jede von oben decretirte Union protestirend. Bei dem Verfassungsstreit erhob er seine Stimme für die Selbständigkeit der Kirche in der Broschüre: „Was thut der Kirche Württembergs Noth?" (1819). Als 1827 der Fortbestand des evangelischen Seminars in Tübingen bedroht war, legte er für dies „Kleinod" eine Lanze ein in: „Die Bedeutsamkeit des evangelisch-theologischen Seminars in Tübingen" und im J. 1830 besprach er, veranlaßt durch eine Schrift C. G. Wächter's, die neue Organisation der Universität. Er war Mitarbeiter an Bengel's Archiv für Theologie, an dem Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft von Tholuck, mit welchem er befreundet war, und 1828 gründete er die „Tübinger Zeitschrift für Theologie", von welcher jeder Jahrgang Beiträge seiner fleißigen Feder enthält.

Am 19. Juni 1810 hatte er sich mit Henriette Charlotte Flatt, der Tochter seines Lehrers verheirathet, aber das J. 1816 raffte die Frau und zwei Kinder innerhalb weniger Tage dahin, nur ein Töchterchen war ihm geblieben; am 12. Septbr. 1817 führte er Luise Christiane Gottliebin Liesching heim, die ihm 14 Kinder schenkte, von welchen 10 den Vater überlebten. 1830 lernte er Schleiermacher bei dessen Besuch in Tübingen kennen und stand von dort an zu ihm in freundschaftlichem Verhältniß, 1837 besuchte ihn Tholuck, 1836 war St. bei einem Missionsfest in Basel, wie er überhaupt die Sache der Mission stets lebhaft förderte. Im J. 1837 hatte er ein hartnäckiges Unterleibsleiden

glücklich überstanden, aber im October desselben Jahres fühlte er sich unwohl, am 22. October predigte er noch einmal in der Georgskirche, seine Schmerzen überwindend, aber am folgenden Tage mußte er sich einer doppelten Unterleibsoperation unterziehen; allein sie war fruchtlos, am 24. October 1837, Morgens $9^3/_4$ Uhr starb er. — Von seinen zahlreichen Schriften sind außer den genannten noch zu erwähnen: „Ueber die Haltbarkeit des Glaubens an geschichtliche höhere Offenbarung“ (Stuttg. 1814); „Reden über Religion und Christenthum“ (Tübingen 1820) und die Fortsetzung davon: „Neuere Vorträge“ (Stuttg. 1825), entstanden aus den oben angeführten Vorträgen; „Ueber die Behandlung der Sprache der h. Schrift als einer Sprache des Geistes“ (1822); „Grundzüge einer Apologetik des Christenthums“ (1830) und endlich: „Glaubenslehre der evangelisch-protestantischen Kirche“ (1834). Ein Werk, das ihm besonders am Herzen lag und welches er in den letzten Lebensjahren mehrfach vorgetragen: „Die Theologie des A. Testaments“ — zu vollenden war ihm nicht vergönnt; sein Schwiegersohn Oehler gab dasselbe aus seinem Nachlasse heraus (Berlin 1840). Eine Reihe von Programmen, theils Erklärungen alttestamentlicher messianischer Stellen: Deut. 18, 14 (1817), Micha 4 (1820), Psalm 16, 8—11 (1821), Jes. 52, 13—53, 12 (1825), Dan. 9 (1835), theils systematische Abhandlungen: „Ueber den Knecht Gottes“ (1829), „Ueber die messianischen Weissagungen“ (1824) u. a. entströmten seiner Feder; charakteristisch für Mann und Zeit ist die aus Anlaß des Jubelfestes der Augustana verfaßte Festschrift: „Rationes quibus Catholicae et Evangelicae ecclesiae membra memoriam oblatae A. Confessionis aeque laeteque mente recolere possint.“

Zum Andenken an J. Ch. F. Steudel, enth. die Gedächtnißrede v. Dorner u. einen Lebensabriß von Oettinger i. d. Tübinger Zeitschrift 1838. — Die Skizze von Oehler in d. Realencyklopädie von Herzog I, 15, 75 ff. — Württ. Kirchengeschichte 1892, S. 568 ff. — Hausrath, D. F. Strauß I, 186 ff. — Strauß, Streitschriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jesu, H. 1, 1837. — Landerer, Neueste Dogmengeschichte, S. 170 ff. — C. Schwarz, Zur Geschichte der neuesten Theologie, S. 113 ff. — Weizsäcker, Lehrer und Unterricht an der evangelisch-theologischen Facultät zu Tübingen.

Theodor Schott.

Steudner: Hermann St., Naturforscher und Afrikareisender, geb. 1832 zu Greiffenberg in Schlesien, besuchte das Gymnasium zu Görlitz, studirte seit 1850 in Berlin und Würzburg Botanik und Mineralogie, und schloß sich auf den Rath von Heinrich Barth der 1860 unter Heuglin entsandten Expedition zur Erforschung der Nilländer an. Seine Aufgabe lag hauptsächlich auf der botanischen und geologischen Seite, doch beweisen die Berichte aus seiner Feder eine vielseitige Beobachtungsgabe. Zu seinen Lehrern gehörten neben A. Braun und Schenk, Gumprecht, Weiß und Beyrich, auch C. Ritter, Dove, Ehrenberg. Er hatte sich im Blick auf eine Forschungsreise mit Medicin, der Afrika-Litteratur und der arabischen Sprache beschäftigt. St. trat anfangs 1861 die Reise nach Ostafrika an, traf am 4. März in Alexandria ein, besuchte mit Hansal und dem nachträglich zur Expedition gestoßenen Gärtner Schubert Rosette, worüber er seinen ersten Bericht an Petermann sandte (Geograph. Mittheilungen 1861). Nach verschiedenen kleineren Ausflügen von Kairo aus, trat St. Ende Mai die Reise nach Suez an, von wo aus die Quellen von Ainchusa besucht wurden (Bericht ebenda). Von Djedda aus, wo die Expedition am 7. Juni weilte, sandte er einen weiteren Bericht über Unterägypten, besonders Fajum, ein, in dem er bereits 200 gesammelte Pflanzen aufzählt. Am 17. landeten die Reisenden in Massaua, von wo die Dahlak-Inseln besucht wurden und siedelten anfangs Juli nach M'Kullu über, wo St. zum ersten mal leicht erkrankte. Am 1. Juli

war Munzinger eingetroffen, und übernahm die Führung in das Land der Bogos. In Keren wurde die Regenzeit verbracht. Bei der unglücklichen Trennung der Expedition, die am 11. November in Mai Schecha (abessin. Provinz Seraui) stattfand, blieb St. sammt dem Gärtner Schubert bei Heuglin, während Munzinger und Kinzelbach nach Chartum weiter gingen. Darum erstreckte sich denn auch der Tadel, der Heuglin durch das deutsche Afrika-Comité zu theil wurde, auf St. und wurden auch ihm keine weiteren Mittel bewilligt. St. ging mit Heuglin im October nach Adoa und von da wurden im Winter 1861/2, da der geplante Weg Kaffa-Sobat nicht eingeschlagen werden konnte, Reisen nach Axum, Gondar, ins Wollo-Land gemacht und im Frühling über Djenda der Weg nach Chartum angetreten. Im Januar 1863 schlossen sich Heuglin und St. der Tinne'schen Expedition nach dem oberen Nil an. St. konnte die Reise nur unter Schwierigkeiten machen, da seine Mittel sehr beschränkt waren. Am 25. Februar kamen sie mit dem ersten Schiff in der Meschra er Rêk an. Mitten unter den Vorbereitungen zur Weiterreise zu den Bongo befiel St. ein Gallenfieber, nachdem er gezwungen gewesen, drei Wochen auf einer Rêk-Insel zuzubringen. Es raffte ihn am 10. April 1863 in Wan, einem Djurdorfe, wsw. von der Meschra hin. Heuglin begrub ihn unter einer Baumgruppe unweit des Flusses, in „ein möglichst tiefes Grab an einem vor Ueberschwemmung sicheren Ort. Den Körper ließ ich in ein großes abessinisches Tuch nähen, im Grund des Grabes noch eine engere Vertiefung für denselben anbringen, diese mit Laub füllen und nach der Beisetzung sorgfältig mit Holz und Rinde decken". Eine Unterstützung, die Barth in Anerkennung der Vortrefflichkeit der Steudner'schen Berichte in demselben Jahre abgesandt hatte, erreichte ihn nicht mehr. — St. gehört zu den beklagenswerthen frühen Opfern der deutschen Afrikaforschung, wie Roscher und Beurmann, die in der Zeit der ersten Anläufe und Versuche fielen, nicht bloß Opfer des Klimas und der Anstrengungen, sondern auch Opfer fremder und eigener Unerfahrenheit. St. hat kein größeres Werk hinterlassen. Seine Berichte aus Afrika sind großentheils in den Jahrgängen 1861—64 der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde abgedruckt, wenige in den entsprechenden Bänden der Geographischen Mitheilungen. Der Schlußbericht über „Die deutsche Expedition in Ostafrika 1861/2" (Gotha 1864) enthält keinen Beitrag von St. Sie legen Zeugniß ab für wissenschaftliche Tüchtigkeit — vergleiche über diese die Worte eines seiner Lehrer in den Geographischen Mittheilungen 1860, S. 444 — und einen aufgeschlossenen, heiteren Sinn. Heuglin's Berichte und Bücher, besonders die Beschreibung der Reise zum weißen Nil, enthalten zahlreiche Angaben über St., vorzüglich die ausführliche Mittheilung über seine letzten Tage und seinen Tod.

Autobiograpische Mittheilungen in den Geographischen Mittheilungen 1860. Weiteres in seinen eigenen obengenannten Berichten und dem Heuglin'schen. Friedrich Ratzel.

Steurlein: Johannes St., später meist Steuerlein genannt, wurde am 5. Juli 1546 als ältester Sohn des Pastor Caspar St. zu Schmalkalden geboren. Nachdem er Jurisprudenz studirt, ward er um das J. 1580 Stadtschreiber zu Wasungen im Hennebergischen, darauf im J. 1589 hennebergischer Kanzleisecretär in Meiningen und schließlich 1604 ebenda Stadtschultheiß, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb. Er starb am 5. Mai 1613. St. war Dichter und Tonsetzer; insbesondere hat er geistliche Lieder anderer componirt. So gab er schon 1571 in Wittenberg vier-, fünf- und sechsstimmige Gesänge heraus; 1575 erschienen von ihm die geistlichen Lieder Ludwig Helmbold's (s. A. D. B. XI, 701) mit vier Stimmen componirt; 1587 gab er „Epithalamia. Geistliche Hochzeitgesänge zum Gebrauche in Kirchen und Schulen,

mit 4 und mehr Stimmen componirt" heraus, — um nur diese größeren Werke hier zu nennen. Auch zu weltlichen Liedern ließ er Compositionen erscheinen (1575). Als Dichter geistlicher Lieder ist er weniger bedeutend. Er soll freilich die ganze Bibel in Reime gebracht haben; jedenfalls erschien im J. 1581 von ihm ein gereimter Jesus Sirach. Am häufigsten wird er genannt als Dichter des bekannten Neujahrsliedes: „Das alte Jahr vergangen ist, wir danken dir, Herr Jesu Christ", in sechs vierzeiligen Strophen; aber gerade bei diesem Liede ist nicht sicher, ob St. es gedichtet hat. Der frühste Druck desselben befindet sich, wie mir scheint, in dem Werke: „Sieben und zwanzig neue geistliche Lieder, mit 4 Stimmen componirt und im Druck der lieben Jugend zu gut verordnet durch Johannem Steuerlein. . . . Mit einer Vorrede. . . . Cyriaci Schnegaß," Erfurt 1588. In dieser Sammlung ist es das erste Lied; aber daß St. der Dichter des Liedes sei, folgt aus der Aufnahme desselben in diese Sammlung keineswegs, zumal ihm nicht, wie drei andern, Steurlein's Name beigedruckt ist. Doch spricht das Fehlen der Namensangabe auch nicht nothwendig dagegen. Ganz unsicher dagegen ist die Angabe, daß St. die beiden ersten Strophen dieses Liedes und Jakob Tapp die vier folgenden gedichtet habe, oder die Vermuthung, daß die zwei ersten Strophen einem älteren Liede (vgl. bei Mützell und Wackernagel) entnommen seien und St. die vier letzten gedichtet habe. Wegen der in der dritten Strophe vorkommenden Worte: „Fürs Papsts Lehr und Abgötterei behüt uns, Herr, und steh uns bei" wurde das Lied im J. 1712 (mit zwei andern) von Kurmainz für Erfurt verboten; schon Johann Friedrich Mayer (s. A. D. B. XXI, 99) hatte übrigens im ersten officiellen hamburger Gesangbuch vom J. 1700 statt dieser Worte die Aenderung aufgenommen: „Für falsche Lehr, Abgötterei u. s. f.", welche sich dann auch bei Freylinghausen in seinem Gesangbuch von 1704 befindet. — Schließlich ist St. noch zu nennen als reimender Erzähler; so hat er die Geschichte des sächsischen Prinzenraubes in Reime gebracht (Schleusingen 1610) und gleicherweise Johann's von Mergenthal Beschreibung der Reise Herzog Albrecht's ins gelobte Land (Jena 1610). — Kaiser Rudolf II. machte ihn zum gekrönten Dichter und zum kaiserlichen Notar.

Jöcher IV, Sp. 836. — Walther, Musikalisches Lexikon, S. 579. — Gerber, Lexikon der Tonkünstler II, Sp. 581; neues Lexikon IV, 278. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., II, 267 f., 353 f. — Goedeke, 2. Aufl., II, 51, 171, 208 und 573. — Johannes Zahn, Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder V, S. 404, Nr. 28. VI, S. 75, Nr. 268; S. 78, Nr. 279. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied V, S. 125, Nr. 166. — Mützell, Geistliche Lieder III, S. 927 ff. — Fischer, Kirchenlieder-Lexikon, 1. Hälfte, S. 88 ff. — Blätter für Hymnologie 1883, S. 156 f. — James Mearns in John Julian's Dictionary of hymnology, London 1892, S. 1093. l. u.

Stevart: Peter St. (Stewart), katholischer Theologe, geboren 1549 zu Lüttich, † 1624 ebendaselbst. Er war 1584—1618 Professor der Exegese in Ingolstadt und spielte dort in allen wichtigen Universitätsangelegenheiten eine einflußreiche Rolle. Fast jedes mal, wenn die theologische Facultät an der Reihe war, wurde ihm das Rectorat übertragen; 1604 wurde er auch Prokanzler der Universität. Er machte sich auch verdient durch eine Waisenhausstiftung und durch Zuschüsse zur Universitätsbibliothek (650 fl. im J. 1614, 1000 fl. im J. 1619). Im October 1618 verließ er Ingolstadt und legte 1619 von Lüttich aus, wo er Kanonikus und Generalvicar (des Fürstbischofs Ferdinand von Baiern, s. A. D. B. VI, 691) wurde, seine Professur nieder. — St. hat Commentare zu den meisten Paulinischen Briefen und zu dem Briefe des Jacobus

veröffentlicht und Uebersetzungen von mehreren griechischen theologischen Schriften angefertigt, die im 7. Bande der Lectiones antiquae von H. Canisius (siehe A. D. B. III, 749) gedruckt sind. Außerdem wird von ihm erwähnt „Apologia Societatis Jesu contra historiam ordinis jesuitici a Polycarpo Leysero editam“ (1594).

Prantl, Gesch. der Ludwig-Max.-Univ. I, 405. 447. — Foppens, Biblioth. belg. 2, 1011. — Hartzheim, Biblioth. Colon. p. 285. — Hurter, Nomenclator (2) I, 327. — Becdelièvre, Biographie Liégeoise 1, 428.

Reusch.

Stevin: Simon St., Mathematiker, geboren 1548 in Brügge, wo ein nach ihm benannter öffentlicher Platz sein von H. Eug. Simonis gefertigtes Denkmal trägt, † 1620 in Leiden oder im Haag. Ueber seine Lebensschicksale ist, wie schon aus unserem ersten Satze ersichtlich, nur weniges bekannt. Angaben über Geburts- und Todestag, ja sogar über den Ort seines Hinscheidens fehlen, was bei der hohen Stellung, die er zuletzt einnahm, überraschen darf. Eine Wittwe und zwei Kinder überlebten ihn. Aus einzelnen in Stevin's Schriften zerstreut vorkommenden Bemerkungen weiß man überdies, daß er in Antwerpen kaufmännisch beschäftigt war, daß er Reisen durch Polen, Dänemark, überhaupt durch das nördliche Europa gemacht hat, daß er in Privatbeziehungen zu Prinz Moritz von Oranien (s. A. D. B. XXII, 283—293) stand, der auf seinen Rath in vielen Dingen hörte, daß er auch amtliche Stellungen einnahm, und zwar die eines Vorstandes des Waterstaet (Oberwasserbaumeister) und zuletzt eines Generalquartiermeisters. Ueber die Frage, ob St., gleich den meisten Niederländern seiner Zeit, der kirchlichen Reform angehörte oder nicht, ist volle Gewißheit nicht vorhanden. Auf der einen Seite ist es kaum glaublich, daß er als Katholik so hohe amtliche Stellungen hätte bekleiden können, als die sind, welche wir nannten. Dazu stimmt die jeglichem Autoritätsglauben abgeneigte Forschungsweise Stevin's, welche an Aristoteles, an Euklid, an Vitruvius Zweifel zuläßt, so hoch er diese Männer auch stellt. Dazu kann in Einklang stehen, daß St. in einer politischen Broschüre von sich rühmte, er habe sich immer mit den bestehenden staatlichen Autoritäten in Einvernehmen zu halten gewußt. Dagegen könnte man gerade die letztere Aeußerung, verbunden mit dem in der gleichen Broschüre ertheilten Rathe an Personen, welche zu der durchaus nothwendigen Staatsreligion sich nicht zu bekennen vermögen, sie sollten wenigstens nicht gegen die eingeführten Gebräuche Widerstand versuchen und lieber das Land verlassen als der Staatsgewalt entgegentreten, auch im entgegengesetzten Sinne deuten, als Selbstvertheidigung eines Katholiken, der öffentlich von seiner religiösen Ueberzeugung schwieg, wenn er sie auch nicht verleugnete. Damit wäre alsdann die, wie es scheint, gut beglaubigte Thatsache in Uebereinstimmung, daß St. etwa ein Jahr vor seinem Tode eine Stiftung vollzog, aus deren Ertrag in der Kirche des flandrischen Dorfes Westkerke eine gewisse Anzahl von Messen gelesen werden sollte. Große Wichtigkeit hat die endgültige Entscheidung der Frage keinesfalls, da Stevin's Bedeutung weder auf religiösem noch auf politischem Gebiete zu suchen ist.

St. war Mathematiker, allerdings ein solcher, dem die praktische Ueberführung seiner Wissenschaft ins Leben am Herzen lag, und dem entsprechend wäre beinahe ein Zwiespalt zwischen den Grundlagen seines Ruhmes bei den Zeitgenossen und den bleibenden an seinen Namen sich knüpfenden Errungenschaften bemerklich zu machen. Die Zeitgenossen bewunderten in St. den Erfinder eines mit Segeln versehenen Wagens, der um das Jahr 1600 auf dem Strande zwischen Scheveningen und Petten eine Probefahrt machte. Der Wagen, dessen kleines Modell man 1802 in Scheveningen noch aufbewahrte, war mit 28 Per-

sonen besetzt. Prinz Moritz selbst lenkte, und die alleinige Kraft des Windes trieb das Fuhrwerk 14 Wegstunden weit mit solcher Geschwindigkeit, daß kein Pferd mitkommen konnte. Die Zeitgenossen staunten über Stevin's Muthmaßung eines „weisen Jahrhunderts". Diese sogar von einem Hugo Grotius gebilligte Ansicht gipfelt darin, in unvordenklichen Zeiten habe das Menschengeschlecht ein allumfassendes Wissen besessen, von welchem mehr und mehr verloren ging, und welches erst allmählich mühsam zurückerworben werden muß, damit dereinst ein zweites weises Jahrhundert erscheine. Die Zeit- und Landesgenossen freuten sich des Gelehrten, der es nicht verschmähte, in der Landessprache zu schreiben, der sogar das Niederdeutsche als die Sprache pries, welche vermöge ihres Reichthums an einsilbigen, leicht zusammensetzbaren Stämmen sich vorzugsweise zur Weltsprache eigne. Unzweifelhaft ist daher Stevin's Name von ihm selbst deutsch ausgesprochen worden und nicht französisch, wie es meistens in irriger Weise geschieht. Die wirkliche Benutzung des Niederdeutschen als Weltsprache sah St. allerdings erst für eine späte Zukunft voraus, und er entschloß sich, um seinen Schriften Verbreitung zu verschaffen, dazu, sie theils selbst ins Französische zu übersetzen, theils ihre Uebersetzung ins Lateinische zu gestatten.

Die Nachwelt sieht kühl oder lächelnd auf die erwähnten Ruhmestitel herab. Ihr stehen andere Entdeckungen im Vordergrunde, welche das gleichaltrige Geschlecht kaum beachtete. St. lehrte zuerst den größten Gemeintheiler algebraischer Ausdrücke (Multinomien nennt er sie) finden. Er zeigte wie man die Wurzel einer Gleichung näherungsweise berechnen könne, indem man von der dem Range nach höchsten Ziffer zu der niedrigeren fortschreitend dieselben der Reihe nach ermittle. Er unterschied das stabile von dem labilen Gleichgewichte, wenn auch diese Namen ihm noch fremd sind. Er führte einen anschaulichen und geistreichen Beweis für das Gleichgewichtsgesetz der schiefen Ebene. Er stellte Größe und Richtung einer Kraft durch eine gerade Linie dar. Er entdeckte das hydrostatische Paradoxon, daß eine wie immer begrenzte Flüssigkeitssäule auf die Grundfläche den gleichen Druck ausübt wie ein Cylinder von gleicher Höhe und gleicher Basis. Er hat auch den seitlichen Wasserdruck zu messen gewußt. Er hat Ebbe und Fluth durch Mondanziehung zu erklären gesucht.

Dieses dürften die wichtigsten erst von einer verhältnißmäßig späten Nachkommenschaft richtig gewürdigten Verdienste sein, welche St. um die mathematischen Wissenschaften sich erwarb. Allerdings bleiben einige und bedeutsame Dinge zu erwähnen, in deren Hochschätzung Zeitgenossen und Geschichte einig gingen, und welche gerade deshalb als die unzweifelhaftesten Grundlagen von Stevin's Ruhm zuletzt genannt werden sollen. Wir meinen seine militärischen Schriften, seine Schrift über Buchhaltung, seine Anleitung zum Rechnen mit Decimalbrüchen.

Ein Mann, der Generalquartiermeister des Prinzen Moritz von Oranien war, besitzt in dieser Stellung, die er einnahm, das unzweifelhafteste Zeugniß kriegerischer Tüchtigkeit, und es läßt zum voraus sich erwarten, daß seine kriegswissenschaftlichen Aufzeichnungen mehr als nur vorübergehenden Werth besitzen mußten. Fachmänner bestätigen diese Erwartung. War Prinz Moritz Meister in der Berennung von Festungen, so suchte sein Rathgeber die Vertheidigung derselben zu vervollkommnen. St. scheint zuerst die Artillerie als einzig wirksame Vertheidigungswaffe einer Festung erkannt zu haben, während man vorher der groben Geschütze sich nur nebenbei bediente und das Hauptgewicht auf den Gebrauch der Handgewehre legte. St. schrieb ferner über die Anlage vorübergehender Befestigungen, deren Werth erst langsam sich geltend machte. Für die Niederlande von besonderer Wichtigkeit endlich war seine Erfindung der Vertheidigung mittels eines Schleusensystems. St. verlangte, die Befestigungskunde

solle an den Universitäten gelehrt werden, wie es thatsächlich in Leiden der Fall war. Man hat hieraus schließen wollen, St. sei selbst mit jener Professur in Leiden betraut gewesen, doch ist diese Vermuthung unbegründet. St. stand vielmehr niemals zur Leidener Hochschule in unmittelbarer Beziehung, wenn er auch an deren Sitze wohnte.

Die Buchhaltung, und zwar die sogenannte doppelte Buchhaltung der Italiener, mag St. entweder in seiner Antwerpener Zeit praktisch oder aus den Schriften italienischer Gelehrten, eines Luca Paciuolo, eines Geronimo Cardano, kennen gelernt haben. Von ihm stammt jedenfalls die Anwendung dieser Buchhaltung und insbesondere der unpersönlichen Conti, welche das eigentlich Unterscheidende an ihr bilden, auf die Staatshaushaltung. Zu diesem Zwecke empfiehlt er die italienische Buchhaltung Sully, dem französischen Staatsmanne, nachdem er sie im Dienste des eigenen Fürsten erprobt hatte, und wenn die moderne Finanzwissenschaft unpersönliche Conti als etwas Selbstverständliches und zur Durchsichtigkeit einer Rechnung Unentbehrliches betrachtet, so ist dieses gewiß zum großen Theil das Verdienst von St.

Aber weitaus am bedeutsamsten entwickelten sich die Segnungen einer kleinen, in der französischen Uebersetzung 7 Folioseiten füllenden Schrift: „La Disme, enseignant facilement expedier par nombres entiers sans rompuz, tous comptes se rencontrans aux affaires des Hommes“, welche ursprünglich 1586 in niederdeutscher Sprache erschien. Die Rechnung mit Decimalbrüchen war damit für die menschliche Gesellschaft gewonnen, und wenn auch das Auftreten des Begriffes der Decimalbrüche, insbesondere in Verbindung mit Quadratwurzelausziehungen, um mehr als ein halbes Jahrtausend weiter nach rückwärts zu verfolgen ist, die Einführung in das Leben gehört unbedingt St. an. Er wußte so genau die Wichtigkeit decimaler Rechnung zu übersehen, daß er es nur für eine Frage der Zeit erklärte, bis wann die decimale Eintheilung von Münzen, Maaßen und Gewichten aller Orten eingeführt sein werde. Stevin's Bezeichnung ist noch etwas schwerfällig. Er schreibt 237 $\textcircled{0}$ 5 $\textcircled{1}$ 7 $\textcircled{2}$ 8 $\textcircled{3}$ um $237\frac{578}{1000}$ zu bezeichnen, aber so umständlich seine Schreibweise war, so lag ihr der theoretisch außerordentlich richtige Gedanke der Potenzerhebung von $\frac{1}{10}$ zu Grunde. Das geht unzweifelhaft daraus hervor, daß St., und zwar in Anlehnung an Rafaele Bombelli, die gleichen eingeringelten Zahlen algebraisch benutzt, um Potenzen der unbekannten Größe darzustellen. Er bedient sich dabei des Namens „Potence“ und schreckt auch vor der Anwendung gebrochener Exponenten nicht zurück [„Racine cubique de $\textcircled{2}$ serait $\frac{2}{3}$ en circle“]. Jener Zusammenhang zwischen Decimalbrüchen und Potenzen einer Grundzahl war ihm also wirklich bereits vollkommen klar.

Vgl. Kästner, Geschichte der Mathematik III, 392—418. — Steichen, Mémoire sur la vie et les travaux de Simon Stevin (Bruxelles 1846). — Quételet, Histoire des sciences mathématiques et physiques chez les Belges (Bruxelles 1864), pag. 144—167. — Oeuvres de Stevin editées par Albert Girard Samielois (Leyden 1634). Cantor.

Steyndorffer: Maternus St. (oder Steindorf), ein Humanistenschüler und lateinischer Dichter des 16. Jahrhunderts. Er war um 1517 zu Erfurt geboren und wurde schon 1527 unter dem Rectorate seines Pathen, des Professors und einstigen Hauptes der Erfurter „Poeten“ Maternus Pistoris (s. A. D. B. XXVI, 201), an der dortigen Universität immatriculirt, wenn er auch erst 1533 den Studenteneid ablegen durfte. Von Maternus und von Eobanus Hessus wird der junge Erfurter zum Studium und zur Nachahmung der Alten angeregt worden sein. Außer einem Glückwunschgedichte „Ad Guntherum comitem Schwarzburgensem gratulatoria acclamatio“ (Erfurt 1539. 4°) ließ er 1540 eine latei-

nische Prosacomödie erscheinen, die ganz nach der Weise der älteren Humanisten einen im Volksmunde umlaufenden und später von Montanus (Wegkürtzer 1565, Bl. 4a), Kirchhof (Wendunmut 3, 213), im Schildbürgerbuche (Cap. 31), in Frischlin's Facetien und anderwärts erzählten Schwank in Scene setzte: „Comoedia lectu utilis, et iucunda, tractans de matrimonio aliisque rebus scitu dignis. Moguntiae excudebat Ivo Schoeffer. Anno MDXL“. 8°. Der Schulzensohn Contz verspricht seiner Geliebten Metz, der Tochter der Gänsehirtin Geut, die Ehe unter der Bedingung, daß sie ein Jahr lang darüber schweige. Aber das Geheimniß wandert von Mund zu Mund und kommt auch dem Schulzen Heintz zu Ohren, der nun eilig seinen Sohn mit einem reichen Mädchen Neß verloben will. Die neue Braut hört von dem Liebeshandel der armen Metz und rühmt sich spottend, sie habe im gleichen Falle viel besser Verschwiegenheit bewahrt. Diese unbedachte Aeußerung führt zur Aufhebung des Verlöbnisses: Contz und Metz werden miteinander vereinigt, Neß aber ihrem alten Buhlen zugesprochen. In der Anlage der Verwicklung wie in der Schilderung der einzelnen Charaktere verräth sich ein hübsches Talent, das unter den anders gearteten Zeitgenossen ziemlich allein steht. Im Personenverzeichniß, aber nur hier, sind den deutschen Eigennamen antike wie Coridon, Martha, Nisa, Menalcas, Palaemon zur Seite gestellt. Im selben Jahre erschien bei demselben Verleger eine anonyme Verdeutschung des Stückes, die wahrscheinlich von St. selber besorgt ist: „Ein hubsch Lustig vnd nutzlich Comödia, darinnen vil puncten der ehe, kinder zu zihen, in widerwertigkeiten gedult vnnd in gluck kein hoffart zu haben, auch waß man heimlich wöl halten, solchs nit vilen zu offenbaren gelernt wirt“. Meintz bei Juo Schäffer. Anno M.D.XXXX. 71 S. 4°. Auffallenderweise bedient der Uebersetzer sich nicht der gewöhnlichen achtsilbigen Reimpaare, sondern wie Albrecht v. Eyb einer guten und gewandten Prosa. Eine zweite Auflage wurde noch 1565 zu Frankfurt a. M. für S. Feyerabend und S. Hüter gedruckt (8 Bogen 8°).

Goedeke, Grundriß[2] II, 137. — Weller, Annalen II, 249. — Acten der Erfurter Universität, herausg. von J. C. H. Weißenborn II, 334 (1884). — Stiefel und Roethe, Zeitschrift f. deutsches Alterthum XXXVI, 225. — Bolte, ebenda XXXVI, 364. J. Bolte.

Steyner: Heinrich St. (Stainer, Steiner), Augsburger Buchdrucker, der sich auch lateinisch Heinricus Siliceus schrieb, druckte viele Werke in den Jahren 1524—1544 in der schwäbischen Reichsstadt. Das erste derselben ist wohl der Psalter in Luther's Uebersetzung vom Jahre 1524, aus dem gleichen Jahr: „Siben Ermanung aines cristenlichen Gebets etc.“, aus dem Jahre 1525: „Ain unüberwindtlich Beschyrmbiechlin von Hauptarticklen etc.“ Aus d. J. 1527 Theile des alten Testaments (besonders die Propheten) nach Luther's Uebersetzung und das neue Testament. Aus d. J. 1528: „Artzney Biechleyn der Kreuter gesamlet durch Johannem Tallat von Vochenberg bey dem allererfarensten der Artzeney Doktor Schricker zu Wyen“, ferner: „Rechnung auf der Linien und Federn auf allerley Handtierung gemacht durch Adam Rysen“, dann: „Canzleybüchlein, zaiget an, wie man schreiben sol eim yeden, in was Würden, Standt oder Wesens er ist“. Aus d. J. 1529: „Flavii Vegetii Renati vier Bücher der Ritterschaft etc.“, zu Ehren des verstorbenen K. Maximilian geschrieben, ferner Theile des alten Testaments, dann: „Responsio Urbani Rhegii ad duos libros primum et tertium de missa Joannis Eccii etc.“ Aus d. J. 1530: „Processus juris deutsch oder Ordnung der Gerichtsleuffe etc.“, ferner: „Das alleredlest und bewertest Regiment der Gesundtheit, auch von allen verporgenen Künsten und künigklichen Regimenten Aristotelis etc.“, dann: „Exempelbüchlin, Rechnung belangend“, wiederum Theile des alten Testaments, „der gantz jüdisch Glaub etc. durch Anthonium Margaritham, hebraischen Leser der löblichen Statt Augspurg“,

„die Lehenrecht verteutscht“, „Lustgarten und Pflanzungen ꝛc. künstlich und lustig zuzurichten“, „Marius Aretius, Patritius Syracusanus, Caesaris rerum gestarum scriptor“, „Cronica-Abconterfatzung und Entwerffung der Türkey ꝛc.“ „Luis de Avila Vanquete de nobiles cavalleros etc.“, ein Kochbuch u. a. Besonders gerühmt wird seine 1535 in 4 Pergamentbänden gedruckte Bibel nach Luther's Uebersetzung. St. ließ seine Druckwerke theilweise mit Holzschnitten illustriren, welche von Burgkmair, Schäufelin und andern hervorragenden Künstlern seiner Zeit hergestellt wurden. Ueber seine Lebensumstände ist nichts bekannt.

Zapf, Augsburgs Buchdruckergeschichte. — v. Stetten, Kunst-, Gewerbe- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg. Wilhelm Vogt.

Stiborius: Andreas St., Astronom, geboren um 1470, gestorben am 5. September 1515 zu Wien. Der Geburtsort des St., der von Hause aus Stöberl hieß und sich erst später, dem Zeitgeschmacke entsprechend, latinisirte, ist nicht sichergestellt; aus einer Stelle in den Poemata des Konrad Celtis würde auf Vilshofen an der Donau zu schließen sein, während andere Anzeichen für Oettingen im Ries sprechen. Daß er an der damals in ihrer Jugendblüthe stehenden Ingolstadter Hochschule studirt, ist sicher, und später scheint er sich nach Padua gewandt zu haben, denn von dort aus verehrte er 1495 seinem Verwandten, einem Olmützer Domherrn, die astronomischen Tafeln des Bianchini. Später ging er (1497) nach Wien, trat in die von Maximilian I. begründete „Donaubruderschaft“ ein, zu deren bedeutendsten Mitgliedern er nebst Celtis und Cuspinianus gehörte, und erhielt, als der Kaiser 1502 eine Doppelprofessur der Mathematik in Wien begründete — der erste Fall dieser Art an einer deutschen Universität — den einen dieser beiden Lehrstühle. Doch hat seine Lehrthätigkeit keinesfalls lange gedauert, denn schon 1503 sehen wir seinen Platz von Tannstätter, dem treuen Freunde und Schüler Stöberl's, eingenommen, und dieser letztere widmete sich wohl nun gänzlich seinen geistlichen Verpflichtungen. Im J. 1507 wurde er Domherr bei St. Stephan. Seine Grabstätte befindet sich in dem ein paar Stunden von Wien entfernten Städtchen Stockerau.

Die wissenschaftliche Anregung, welche von St. ausging, kann keine geringfügige gewesen sein, und mit Recht wird ihm in dem Lobgedichte eines gewissen Poppenheuser auf die Wiener Mathematiker eine ehrende Anerkennung zu theil. Gewiß ist, daß er der damals noch in der Form einer gewissen Geheimlehre auftretenden Algebra kundig war, denn er sagt selbst, daß er von dem Mönche Aquinas Dacus, der als Wanderlehrer der neuen Kunst viele Jahre in Deutschland umherzog, Unterricht empfangen habe, und in seinem Besitze hat sich, wie Gerhardt nachwies, das algebraische Manuscript befunden, aus welchem die folgende Generation ihr Wissen in der „Coß“ großentheils schöpfte. Stöberl's eigene Schriften, von denen eine ziemliche Anzahl bei den Historikern angeführt wird, behandeln zumeist Aufgaben der sphärischen Astronomie und Sonnenuhrkunde; zusammen mit Tannstätter veröffentlichte er auch einen „Libellus de physicis lineis, angulis et figuris“ (Nürnberg 1503). Bemerkenswerth dürfte auch der Umstand sein, daß er einen offenen Sinn für die Geschichte seiner Wissenschaft besaß. Wenn allerdings Frobesius (und nach ihm Nesselmann) einen selbständigen „Libellus Andreae Stiborii de auctoribus mathematicis“ anführen, so trifft dies nicht ganz zu, aber soviel ist wahr, daß der Genannte in das Vorwort, welches er zu der von Tannstätter besorgten Ausgabe der Hauptwerke Peurbach's und Regiomontan's schrieb, eine geschichtliche Skizze der älteren Wiener mathematischen Schule einflocht, welche für unsere Kenntniß derselben von entschiedenem Interesse ist. Am bekanntesten jedoch wurde St. bei seinen Zeitgenossen durch eine Arbeit kalendariographischen Inhalts. Nachdem nämlich die durch Papst Sixtus IV. kräftig angebahnte Kalenderreform allmählich wieder

ins Stocken gerathen war, nahm sich Kaiser Maximilian zu Anfang des XVI. Jahrhunderts dieser Sache an und veranlaßte die Curie, von drei bedeutenden Hochschulen — Loewen, Tübingen und Wien — Gutachten über die Kalenderfrage einzuholen. Dasjenige der letztgenannten Universität ward von St. und Tannstätter gemeinschaftlich ausgearbeitet; es gipfelte in dem Wunsche, daß der neunzehnjährige (Meton'sche Cyclus) bei der Neugestaltung der Zeitrechnung gänzlich bei Seite gelassen werden sollte. Dem Kaiser lag die Angelegenheit sehr am Herzen, wie wir aus dem von ihm unterm 16. December 1514 aus Innsbruck an die Wiener Professoren gerichteten Schreiben ersehen; freilich war die Denkschrift zunächst nur schätzbares Material, denn es sollten noch gerade siebzig Jahre vergehen, bis endlich Papst Gregor die Bemühungen mehrerer Jahrhunderte zum glücklichen Abschlusse brachte.

Frobesius, Historica et dogmatica ad mathesin introductio S. 67. Helmstedt 1750. — Kästner, Geschichte der Mathematik II, 531 ff. Göttingen 1797. — Kobolt, Bairisches Gelehrtenlexikon S. 669 ff. Landshut 1795. — Kobolt, Ergänzungen und Berichtigungen zum Bairischen Gelehrtenlexikon S. 279 ff. Landshut 1824. — Aschbach, Die Wiener Universität und die Humanisten im Zeitalter des Kaisers Maximilian I. S. 341 ff. 374 ff. Wien 1877. — Kaltenbrunner, Die Vorgeschichte der gregorianischen Kalenderreform S. 88 ff. Wien 1877. — Gerhardt, Geschichte der Mathematik in Deutschland S. 45 ff. München 1878. Günther.

Stich: Wilhelm St., Schauspieler, geboren 1794, † am 3. October 1824, ist in der Geschichte der deutschen Bühne weniger bekannt wegen seiner eigenen Leistungen, die ein anständiges Mittelmaaß nicht überstiegen zu haben scheinen, als durch den Umstand, daß er der Gatte der berühmten Auguste Düring war, die sich in zweiter Ehe mit einem Sohne des Berliner Banquiers Crelinger vermählte. Wie später seine Gattin, so war auch er von Iffland für die Bühne entdeckt worden. Seit dem J. 1807 wirkte er an dem königlichen Nationaltheater in Berlin, wo er, zuerst in tragischen Rollen auftretend, sich später mit mehr Glück dem Fache der Bonvivants zuwandte. Er würde nach Devrient's Urtheil „im ganzen Umfange des heiteren, jugendlichen Faches vortrefflich gewesen sein, wenn ihm die Natur ein wohlthuendes Organ und den Ausdruck des Gefühls verliehen hätte". Seit seiner Vermählung mit Auguste Düring im J. 1817 betheiligte er sich an ihren auswärtigen Gastspielen, konnte sich aber neben ihr nur mühsam behaupten. Als er am 5. October 1820 in Wien an der Burg neben seiner Frau als Perrin in Moreto's „Donna Diana" auftrat, vermißte Costenoble an seiner gewandten Darstellung den rechten Humor, eine Klage, die auch bei seinen anderen damaligen Darbietungen in Wien wiederkehrt. Noch weniger scheint er im J. 1822 in Hamburg gefallen zu haben, da man den dortigen Vertreter seines Faches, Lebrun, ihm vorzog. Sein Tod am 3. October 1824 erregte in Berlin großes Aufsehen. St. war von einem jungen Grafen, den er im Zimmer seiner Frau getroffen und eifersüchtig gepackt hatte, mit mehreren Dolchstichen verwundet worden. Obwohl die Wunden nicht lebensgefährlich waren und er bald geheilt wurde, so brachte das Publicum seinen Tod, der bald darauf infolge von Milzverstopfung erfolgte, doch in Zusammenhang mit diesem Ereigniß und verhielt sich eine Zeit lang den Leistungen seiner Frau gegenüber ablehnend.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen 1824, Bd. II, S. 1194. — Ed. Devrient, Geschichte der Deutschen Schauspielkunst III, 301. IV, 22. — Teichmann's litterarischer Nachlaß, S. 447—448. — F. L. Schmidt, Denkwürdigkeiten II, 193. — Rudolf Genée, Hundert Jahre des kgl. Schauspiels in Berlin, S. 135—137. — C. Schäffer und C. Hartmann, Die kgl. Theater

in Berlin, S. 212, 222. — L. Costenoble, Aus dem Burgtheater 1818 bis 1837, (Register). H. A. Lier.

Stichart: Franz Otto St. (ursprünglich Stichert), sächsischer Geistlicher und Volksschriftsteller, wurde 1810 in Werdau als Sohn eines Kaufmanns geboren. Er besuchte zunächst die Schule seiner Vaterstadt, von 1822—1828 das Zwickauer Gymnasium und widmete sich dann dem Studium der Theologie auf der Universität Leipzig. Er vertauschte diese 1829 auf ein Jahr mit der Universität Halle, wo er Gesenius, Wegscheider, Ullmann, Tholuck, Thilo und Gerlach hörte. Nachdem er von 1832 an als Lehrer an der Bürgerschule seiner Vaterstadt thätig gewesen war, wurde er 1844 Pfarrer in Jöhstadt im sächsischen Erzgebirge und ging 1852 in das Pfarramt zu Reinhardtsgrimma über. 1875 trat er in den Ruhestand und ließ sich in Dresden-Antonstadt nieder, wo er am 5. April 1883 starb. Neben seiner Wirksamkeit im geistlichen Amte entwickelte er mit sächsischer Betriebsamkeit eine vielseitige Thätigkeit. Im J. 1860 rief er den „Verein zur Unterstützung verwaister und unversorgter Predigerstöchter im Königreich Sachsen" ins Leben, zu dessen finanzieller Unterstützung er von 1871 an den „Amtskalender für evangelische Geistliche im Königreich Sachsen" herausgab. 1882 trat der Verein, nachdem er bereits zahlreiche segensreiche Unterstützungen hatte gewähren können, mit einem Vermögen von 30 000 Mark dem neugegründeten Landesvereine bei. Daneben war St. fast sein ganzes Leben hindurch schriftstellerisch thätig. Für die Bedürfnisse seiner Schulthätigkeit schrieb er einen „Wegweiser in das Gebiet der lateinischen Sprache und Grammatik" (1839), ein „Handwörterbuch der Synonymik der deutschen Sprache für Volksschullehrer", dazu eine „Kleine Synonymik für Schulen" (beide 1841). Ins Gebiet der biblischen Theologie gehören die Abhandlungen über „die Lehre von dem Beistande des heiligen Geistes zur Besserung" (1835), „De reditu Christi ad iudicium solenne" (1841) und „De vi quae fidei in Christi resurrectionem habitae tribuenda est" (1867). Von asketischen Schriften sind zu nennen mehrere Predigten, sowie ein Andachtsbuch „Unser Wandel mit Gott. Frei nach Baxter" (1865). Zur Vertheidigung Luther's und der evangelischen Kirche schrieb St. den „Offenen Protest gegen des römisch-katholischen Pfarrers, Herrn E. Machatschek zu Chemnitz, Angriffe auf den Charakter . . . Luther's und die evangelisch-lutherische Kirche" (1862) und „Warum kann die evangelische Kirche mit dem römischen Stuhl nie eins werden?" (1869). Am meisten Verbreitung erlangten Stichart's geschichtliche Schriften, die im Volkstone gehalten sind. Bereits 1841 und 1842 veröffentlichte er die „Chronik von Werdau" (2. Aufl. 1865), der im Jahre darauf das Schriftchen „M. Paulus Odontius aus Werdau oder jesuitische Verfolgungswuth und evangelischer Glaubensmuth. Eine rührende (sic!) Geschichte der Vorzeit" folgte. In den Schriften des Zwickauer „Vereins zur Verbreitung von Volksschriften" erschienen seine „Betrachtungen über den Selbstmord" (1843), „Joseph und seine Brüder" (1843), „Frauenspiegel" (2 Bändchen, 1845), „Kirchenpforte oder Belehrung über die heiligen Tage, Orte und Gebräuche der Christen" (1846, 2. Aufl. 1859), „Namensbüchlein. Kurze Belehrung über die Taufnamen für den Bürger und Landmann" (1849, 2. Aufl. unter dem Titel: Wie soll unser Kind heißen? Dresden 1874). Nachdem St. aus Anlaß des sächsischen Reformationsjubiläums im J. 1839 die „Kirchliche Chronik der 3. kirchlichen Säcularfeier der Einführung der Reformation in Sachsen" (1841) herausgegeben hatte, veranlaßte ihn die Lutherfeier des Jahres 1846 zur Veröffentlichung einer Schrift über „D. Martin Luther's Tod" (1845) und des Berichts „Sachsens Todtenfeier zu D. M. Luther's Gedächtniß im Februar 1846" (1847 im Selbstverlage). 1861 erschien „Die kirchliche Legende über die heiligen Apostel", 1870 „Erasmus von Rotterdam. Seine Stellung zur Kirche und zu

den kirchlichen Bewegungen seiner Zeit". In den sächsischen Schulen wurden Stichart's Lehrbücher über die vaterländische Geschichte viel gebraucht: „Das Königreich Sachsen und seine Fürsten. Preisschrift. Auf Anordnung des königl. Ministeriums des Cultus und öffentl. Unterrichts gedruckt" (1854, neue Ausgabe von Köhler, 1889), „Sächsische Vaterlandskunde für den Schulgebrauch" (1864, 6. Aufl. 1874) und die „Galerie der sächsischen Fürstinnen" (1857). — St. vermählte sich 1834 mit Johanne Emilie Liebhold. Dieser Ehe entsprangen drei Kinder, von denen der Maler Alexander St. in Dresden lebt.

A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreich Sachsen S. 222. 430. Dresden 1883. — Sächsisches Kirchen- und Schulblatt, Jahrgang 1883, Sp. 153. — W. Haan, Sächsisches Schriftsteller-Lexikon S. 330 f. Leipzig 1875, wo die meisten Schriften, wie die zahlreichen Zeitschriften, deren Mitarbeiter St. war, verzeichnet sind. Hinzuzufügen ist u. a., daß er den 24.—26., die Jahre 1877—79 umfassenden Jahrgang der von K. Matthes begründeten „Kirchlichen Chronik" herausgab (Hamburg, Haendcke und Lehmkuhl). Georg Müller.

Stichlberger: Max St., deutsch-österreichischer Schriftsteller, insbesondere Novellist, wurde am 28. Februar 1841 zu Rattenberg in Tirol als Sohn eines Buchbinders geboren und erhielt daselbst sowie in Innsbruck seine erste Erziehung und Ausbildung, mußte jedoch, bevor er noch das Gymnasium vollendet hatte, wegen der bescheidenen Vermögensverhältnisse seines Vaters das Studium aufgeben und ebenfalls als Buchbinder bei diesem selbst in die Lehre treten. Da ihm hierbei Gelegenheit geboten war sich mit den Erzeugnissen der Litteratur bekannt zu machen, benutzte dies der geistig strebsame junge Mann und er lernte insbesondere die Classiker unserer Dichtung schon damals genau kennen und verfolgte auch bald mit regem Interesse alle neuen litterarischen Erscheinungen; selbst in poetischen Versuchen bethätigte sich St. zu jener Zeit, welchen freilich noch die Unreife anhaftete. Im J. 1858 zog er in der üblichen Weise als Handwerksbursche in die Fremde, kam nach München, Salzburg und zuletzt nach Wien, wo er zwei Jahre verblieb und in der Residenz seinem Talente reiche Nahrung zuführte. Von 1862 an finden wir St. wieder in Rattenberg als Gehülfen des Vaters, zugleich aber in den Mußestunden, die ihm geblieben, bereits litterarisch thätig, in der Zeitschrift Die Dorflinde, in Amthor's Alpenfreund, in der Beilage zum Innsbrucker Tagblatt: Der Erzähler, veröffentlichte er von 1865 an verschiedene Sagen, Skizzen und Novellen, zumeist aus dem Tiroler Leben, welche sich beifälliger Aufnahme erfreuten, auch in anderen periodischen Blättern finden wir Schilderungen von Land und Leuten aus Stichlberger's Heimath, welche seiner Feder entstammten und ein nicht gewöhnliches Talent bekunden. Im J. 1872 vermählte sich St., und als ihm ein Jahr später der Antrag gemacht wurde, die Redaction der Constitutionellen Bozener Zeitung zu übernehmen, entschloß er sich, sein Handwerkszeug mit der redactionellen Feder zu vertauschen und leitete durch volle acht Jahre das erwähnte politische Localblatt. Verschiedene widrige Umstände, auch der Tod seines einzigen Kindes, veranlaßten ihn jedoch, im J. 1881 die Stelle aufzugeben. Vom August 1882 übernahm aber St. wieder die Leitung eines Blattes, nämlich jene der Vorarlberger Landeszeitung in Bregenz, ohne jedoch weiter poetisch thätig aufzutreten. Insbesondere seitdem im J. 1886 seine Gattin gestorben war, erschien auch St. gebrochen, und wandte seine Thätigkeit pflichtgetreu nur der redactionellen Arbeit zu. Im Sommer 1891 war er auf Besuch in seiner Heimath Rattenberg, es trat damals ein schon länger währendes Herzleiden bei ihm heftiger auf, und am 25. Septbr. 1891 erlag er der tückischen Krankheit. — St. hat zwei Sammlungen novellistischer Arbeiten: „Zwischen Inn und Etsch. Tiroler Novellen" (Stuttg.

1881) und „Gestalten und Bilder aus dem tiroler Volksleben“ (Stuttg. 1882) herausgegeben, welche ein beachtenswerthes Erzählertalent bekunden, sowohl die Landschaft des heimathlichen schönen Alpenlandes als auch die Charakteristik der Personen ist in den Novellen mit kräftigen Strichen entworfen, dramatische Lebendigkeit tritt uns in manchen der von ihm geschilderten Scenen entgegen. Die größeren Novellen behandeln zumeist Gestalten aus der Geschichte Tirols und sind unter diesen etwa die Erzählungen: „Der Adjutant des Sandwirths“ und „Dämon Geld“ besonders hervorzuheben; die volksthümliche Behandlung hindert nicht, daß auch die Form der Novellen Stichlberger's besonders rein und gefällig erscheint, die Handlung derselben fesselt und ein warmer Hauch echter Heimathsliebe weht durch alle diese Veröffentlichungen des Dichters. Originelle Figuren, wie sie in den Tiroler Bergen wohl vorkommen, führt St. in den „Gestalten und Bildern“ vor, und man möchte ihn in dieser Richtung dem Steiermärker Rosegger an die Seite setzen, zumal er immer derartige Gestalten nach dem Leben zu entwerfen weiß, welche das Interesse des Lesers erregen. Man lese die Skizzen: „Die Katzen-Mariandl“ oder „Der Paria des Dorfes“ oder „Der Sagen-Schneider“ und man wird diesen Vergleich gerechtfertigt finden. Es ist zu beklagen, daß die Verhältnisse und das allzufrühe Ende dem Dichter nicht gestattet haben, mehr zu schaffen, mit dem Wenigen, was vorliegt, zählt er jedenfalls aber zu den hervorragenden Novellisten Tirols.

Wurzbach, Biogr. Lexikon XXXVIII. — Brümmer, Lexikon deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts. — Eine pietätvolle Biographie und litterar. Charakteristik Stichlberger's hat Dr. Angerer in Nr. 35 des „Boten für Tirol u. Vorarlberg“ von 1892 (Innsbruck) veröffentlicht. A. Schlossar.

Stichling: Gottfried Theodor St., weimarischer Staatsminister, geboren zu Weimar am 14. Juni 1814, † ebenda am 22. Juni 1891, stammte aus einem Erfurter Geschlechte, das am Ende des 17. Jahrhunderts nach Weimar zugewandert war. Der Vater war weimarischer Beamter und am Ende seines Lebens Director und Präsident des Kammercollegiums, die Mutter, Theodore Luise, die einzige Tochter J. G. v. Herder's. Theils in Weimar, theils in dem benachbarten Berka verlebte der Sohn seine Kinderjahre, besuchte dann die obern Classen des Weimarischen Gymnasiums und studirte zu Jena, Heidelberg und Göttingen Jurisprudenz und Staatswissenschaft. Nach glücklich bestandenem Staatsexamen (1836) wurde St. zuerst dem Justizamte zu Weimar als Accessist zugetheilt, und diese Thätigkeit, die ihn so vielfach mit dem praktischen Leben in Berührung brachte, sagte ihm so sehr zu, daß er in dieser Laufbahn zu bleiben beschloß, und zur Vervollständigung seiner Kenntnisse noch Nationalökonomie zu studiren gedachte. Er ging nach Tharandt, aber nur kurze Zeit währte sein dortiger Aufenthalt, denn schon im Frühling 1838 berief ihn der Großherzog als geheimen Referenten in sein Ministerium.

Damals gab es zu Weimar drei Staatsminister, von denen aber nur zwei bestimmte Ressorts hatten, der dritte vertrat bei Behinderung eines Ministers denselben und ward auch sonst mit wichtigeren Arbeiten betraut. Die geheimen Referenten waren Ministerialräthe, die den Ministern beigeordnet standen, um die vorzunehmenden Arbeiten vorzubereiten zu mündlichen oder schriftlichen Vorträgen, um Meinungen und Gutachten abzugeben, bei Sitzungen die Aufnahme des Protokolls zu bewerkstelligen und nothwendige Ausfertigungen zu besorgen. St. wurde dem Freiherrn v. Gersdorf zugetheilt und war daher im Finanzdepartement beschäftigt: Kammerhaushalt, Staatshaushalt (Budget), directe Steuern, Hofwirthschaft unterlagen seiner Beurtheilung und Begutachtung. Diese Zustände blieben bis zum Jahre 1843, wo der bejahrte Minister von Fritsch von seinem Posten zurücktrat und B. v. Watzdorf in das Ministerium eintrat.

Für St. hatte dieser Wechsel die Folge, daß man ihm noch zu den bisherigen Arbeiten das Concipiren der Anträge, die aus den verschiedenen Departements an den Landtag gerichtet wurden, übertrug, eine Arbeit, die alsbald eine recht umfangreiche werden sollte. Denn nicht nur, daß immerhin genug Anliegen anzufertigen waren, so griff gar bald der neue Minister den Landtag überhaupt an. Der weimarische Landtag bestand seit dem Jahre 1816, dem Jahre seiner Entstehung, aus den Vertretern dreier Stände, der Rittergutsbesitzer, der Bürger und der Bauern. Jeder Stand faßte seine Beschlüsse zunächst für sich. Ein gemeinsamer Landtagsbeschluß kam durch ein Compromiß der Stände zusammen zu Stande. Man suchte sich auf vertraulichem Wege zu verständigen und hielt möglichst die Vertreter der Regierung fern, welche nur das Recht besaß, ihre Vertreter zu den officiellen Sitzungen zu senden. So war den Ministern nicht nur die Möglichkeit benommen, ihren eignen Standpunkt geltend zu machen, sondern die Landtagsprotokolle trugen auch die oft sehr einseitigen Ansichten in die Oeffentlichkeit hinaus. Watzdorf verlangte nun, es solle kein Protokoll des Landtags veröffentlicht werden, wenn nicht bei der Sitzung ein Vertreter der Regierung zugegen gewesen sei, nach langen Streitigkeiten siegte der Minister und sein Anhang. Eine zweite wichtige Neuerung, die auch von Watzdorf ausging und bei der St. wiederum lebhaft betheiligt war, bestand in der Ablösung der grundherrlichen Rechte und der Errichtung einer Rentenbank. Eine gemischte Commission wurde berufen, der Vicekanzler von Mandelsloh beauftragt, einen Entwurf zu ersterem Gesetze zu machen, St. aber, ein Gutachten über die Herstellung der Rentenbank zu geben. Bis ins Jahr 1847 verzögerten sich die Vorarbeiten. Als aber der Gesetzentwurf dem Landtage vorgelegt wurde, waren schon die Stürme des Jahres 1848 angebrochen und die bisherige Anschauungsweise schien zu beschränkt. Wir wissen, daß die allgemeine Erregung des Jahres auch an Weimar nicht spurlos vorübergegangen ist; am 11. März entschloß sich der Großherzog, vom Volke gedrängt, den Ministern Schweitzer und v. Gersdorf den Abschied zu ertheilen, an ihre Stelle trat v. Wydenbrugk. Nun waren zwei Minister da, ein dritter fand sich bald in Gustav Thon. St. wurde Director und vortragender Rath des sogenannten Präsidialdepartements des Ministeriums. So waren es denn die Angelegenheiten des großherzoglichen Hauses, der Landesverfassung, die Führung der Staatscorrespondenz, besonders in deutschen Verfassungssachen, Militärcommando-Angelegenheiten, Leitung der Verhandlungen mit dem Landtage, die Angelegenheiten der Presse, die Angelegenheiten der Universität Jena, die Staatsarchive u. s. w., die zunächst in seiner Hand lagen. Seine ganze Richtung aber ging aufs strengste in den Bahnen der Watzdorfischen Politik. Neben seinen gewöhnlichen Amtsgeschäften wurde er mitunter in wichtigen Angelegenheiten verschickt. Solche Reisen unterbrachen dann angenehm das Einerlei der weimarischen Amtsgeschäfte. So war St. 1857 in Wien, um den Schlußsitzungen der dort tagenden Münzconferenz beizuwohnen, so führte er schon 1851 zu Fulda wichtige Verhandlungen mit Kurhessen und dem Stifte wegen der durch Weimar von Fulda übernommenen Landestheile, deren inländische Fonds die Kasseler Regierung an sich genommen hatte. Durch Stichling's gewandtes Bemühen trat bald eine Ausgleichung ein. So manche Geschäfte lasteten damals auf Stichling's Schultern und doch sind gerade in jener Zeit einige historische Schriftchen zu verzeichnen, die aus seiner Feder hervorgingen: das eine ist ein Nachruf an seinen früheren Chef, den Freiherrn v. Gersdorf (1853), das andre eine aus einem Vortrag zu einem Büchlein erweiterte Arbeit: „Dorothea Maria, die Stammmutter der Ernestiner" (1860 dem Drucke übergeben).

In diese Zeit (1853) fällt die Uebertragung des Vorsteheramtes des Verwaltungsausschusses der Weimarischen Bank, eine Auszeichnung, die die meisten

damals für ein großes Glück für St. hielten. Auch er selbst griff freudig zu. Bald aber zeigte sich, daß die Sache auch eine sehr unerfreuliche Seite hatte, die ihm, seinem eignen Geständnisse nach, viel Kummer und Sorgen machte. Und doch kamen erst nach einigen Jahren die bangsten Tage, die amerikanische Handelskrise von 1857, der italienische Krieg (1859), Zeiten, die das junge Institut nicht recht aufkommen ließen. Einige Zeit leitete St. die ihm immer weniger zusagenden Angelegenheiten, dann entschloß er sich, als er auch die Unvereinbarkeit der Bankarbeiten und seiner Thätigkeit als Staatsdiener immer mehr einsah, aus dem Verwaltungsrathe auszutreten.

Seine Staatsstellung blieb nun dieselbe bis zum Jahre 1867. Im Laufe dieses Jahres aber entstanden Streitigkeiten zwischen dem Staatsminister v. Watzdorf und von Wintzingerode, dem Chef des Justiz- und Cultusdepartements. Da der Großherzog auf das entschiedenste sich auf Watzdorf's Seite stellte, so nahm Wintzingerode seinen Abschied, und während Watzdorf an die Spitze des Justizministeriums trat, da verschiedene Dinge dieser Ministerialabtheilung zu Ende geführt werden sollten, so erhielt St. im Herbst 1867 die Stellung des Chefs des Cultusministeriums. In dieser Stellung zum Cultusdepartement verblieb er nun bis an das Ende seines Lebens, ihm hat er seine Hauptkräfte gewidmet. Mancherlei wichtige Fragen, besonders Schule und Kirche betreffend, hat er zur Entscheidung gebracht. So lag ihm, dem Enkel Herder's, die Verfassung der Kirche, vor allem die Synodalverfassung, am Herzen und sogleich in den ersten Jahren seiner neuen Thätigkeit beschäftigten ihn die vorbereitenden Studien zur Einführung derselben an Stelle der alten Presbyterieneinrichtung. 1869 arbeitete er schon einen ersten Entwurf aus und glaubte, daß der Laie, da er selbst zum Mitarbeiter und Mitberather der Kirchenfragen berufen würde, mehr Interesse an denselben gewönne und wohl auch andererseits den Pfarrer und dessen Angehörige, wenn sie in Noth geriethen, zu unterstützen geneigt sei. Auch hatte der Landtag geradezu die Einführung der Synodalverfassung schon einige Mal gewünscht. Als aber die Vorschläge, nachdem sie der Großherzog und das Ministerium gutgeheißen (im Juni 1870), einiger Paragraphen wegen an den Landtag gegeben wurden, vereinigten sich daselbst alle Gattungen von Gegnern der Synodalverfassung, sie zu unterdrücken. Man entschloß sich nun, lieber die entgültige Entscheidung hinauszuschieben, bis zum Herbst würde es sich mancher noch anders überlegt haben, der Herbst sollte die Entscheidung bringen. Aber jeder weiß, wie im Juli 1870 alle friedliche Arbeit durch den Franzosenkrieg jäh unterbrochen wurde. Und in Weimar trat noch ein anderes Ereigniß dazu, welches die dortigen Zustände noch mehr verwirrte: Im September 1870 starb plötzlich Staatsminister v. Watzdorf. Es war gerade in jener Zeit, als Großherzog und Erbgroßherzog sich im Felde bei der Heeresleitung befanden und alle Regierungssorgen auf dem Haupte der Großherzogin ruhten. St. und Thon, als die übriggebliebenen Departementschefs, standen natürlich der Großherzogin aufs eifrigste bei, aber außer den laufenden Geschäften dachte natürlich niemand an die weimarischen Staatsfragen.

Die Geschäfte, die der verstorbene Watzdorf besorgt hatte, theilten zunächst die zwei Departementsvorstände miteinander. St. übernahm das Departement des großherzoglichen Hauses und des Aeußern. Zu diesen Geschäften trat nun auch die Vertretung Weimars bei den fremden Regierungen im Bundesrathe, und dies rief St. bald genug nach Berlin. Am 20. November 1870 wurde er durch den Staatsminister Delbrück im Bundesrathe als Nachfolger Watzdorf's eingeführt. Im Bundesrathe selbst handelte es sich damals um Aufnahme von Baden, Hessen-Darmstadt, Baiern und Württemberg in den Bund, und um die Kaiserfrage. Ein dreiwöchentlicher Aufenthalt in Berlin genügte, um diese wichtigen Fragen zu ordnen. Auch 1871 im März hatte St. in Berlin das Großherzogthum im

Bundesrathe zu vertreten. Er blieb Hauptvertreter Weimars und erst 1880, wo sein bisheriger Vertreter zugleich zum Sachwalter für S.-Altenburg, S.-Coburg-Gotha, Schwarzburg-Sondershausen und Reuß j. L. in Berlin erwählt wurde, und man sich entschloß einen solchen auf gemeinsame Kosten für die thüringischen Staaten in Berlin zu erhalten, trat St. demselben die Vertretung Weimars ab. Als nun St. wieder 1871 nach Weimar und der Großherzog wieder aus dem Hauptquartier zurückgekehrt war, wurde vor allem die Lücke im Ministerium, die durch Watzdorf's Tod entstanden war, besetzt, indem Thon zum vorsitzenden Staatsminister mit den Präsidialrechten erwählt wurde, im übrigen Chef des Finanzministeriums verblieb, Aeußeres und Inneres v. Groß erhielt und St. wie zuvor zwar das Cultusdepartement weiterführte, aber noch das Justizdepartement, die Geschäfte, betreffend die Universität Jena und das großherzogliche Haus übernahm.

Die erste Arbeit die der thätige Mann unternahm, war die Fortführung der Kirchenverfassung, und es gelang ihm in den nächsten Jahren trotz mancherlei Schwierigkeiten und Gegenstreit einer kleinen aber thätigen Opposition, das Werk der Laienvertretung in der Kirchenverwaltung durchzuführen. Die Gegnerschaft gab sich zufrieden, da man sie versicherte, daß die Neueinrichtungen in keiner Weise den Bekenntnißstand berührten. Am 29. März 1873 wurde die neue Verfassung bekannt gemacht. Im Schulsache gelang es, die Lehrer bedeutend besser zu stellen und zu erreichen, daß sie einigermaßen den preußischen und sächsischen im Gehalte gleichkamen. Im übrigen war der Kleinstaat darauf hingewiesen, besonders in Bezug auf höhere Bildungsanstalten, mit den Großstaaten, besonders Preußen, gleichen Schritt zu halten. Ganz besonders erwarb sich St. die vielseitigste Anerkennung durch die Hebung des Volksschulunterrichts: das Schullehrerseminar zu Weimar nahm einen neuen Aufschwung und neue Anregung erhielt die Bürgerschule zu Weimar. So war St. in der ersten Hälfte der 70er Jahre mit Kirche und Schule beschäftigt, die zweite Hälfte nahmen Neuordnungen auf dem Gebiete der Jurisprudenz in Anspruch. Es galt, das weimarische Gerichtswesen in Einklang mit der allgemeinen Entwicklung im deutschen Reiche zu bringen. Zunächst sollte an Stelle der kleinen bisherigen Appellationsgerichte ein allgemeines Oberlandesgericht treten, und Stichling's und vieler Einsichtigen Wunsch war, daß als Ort dazu Jena auserlesen würde, daß dann die Theorie, die an der Universität gelehrt würde, stets mit der Praxis in Berührung bleibe. Dies gelang denn auch, und 1877 im Februar einigten sich die thüringischen Regierungen zu Jena, mit Ausnahme von Schwarzburg-Sondershausen, miteinander. Die Landesgerichte mußten vielfach neu eingetheilt werden und man kam endlich zu einem Landgerichte Eisenach-Weimar und einem Vertrage mit Reuß j. L., da dann der Neustädter Kreis dem Landgerichte zu Gera zugewiesen wurde. So währte dann Stichling's Thätigkeit bis zum Winter 1882, wo ihm noch zu theil wurde, die höchste Rangstufe zu erreichen, die er im weimarischen Staate erlangen konnte. Um diese Zeit starb nämlich der Staatsminister Thon, und der Großherzog übertrug St. das Amt des vorsitzenden Staatsministers unter Belassung bei seiner bisherigen Thätigkeit. Als solcher hat er noch eine Reihe von Jahren segensreich gewirkt, feierte am 8. September 1886 sein 50jähriges Dienstjubiläum, entschloß sich aber doch im Januar 1890, besonders als er infolge eines Rippenbruchs noch von Schwerathmigkeit arg geplagt war, um Versetzung in den Ruhestand einzukommen. Noch etwas länger als ein Jahr hat er sich in Mitte einer zahlreichen Familie, hochgeachtet und geehrt, wissenschaftlich mit der Ausarbeitung seiner Biographie beschäftigt, seines Lebens erfreut, bis ihn am 22. Juni 1891 ein plötzlicher Tod überraschte. Er hinterließ außer der Wittwe, zwei Söhne und drei Töchter.

G. T. Stichling, Aus dreiundfünfzig Dienstjahren. Weimar 1890.

Ernst Wülcker.

Sticht: Johann Christoph St., Dr. und Professor der Theologie, † 1772. Von ihm sind zwei Dissertationen bekannt. Die erste, dissertatio de Keri et Chetib vocabulis ... 1760, kann man nach ihrem vollständigen Titel in Rosenmüller's Handbuch für die Litteratur der bibl. Kritik I, 607 verzeichnet finden. Die zweite behandelt die Stelle Matth. 8, 22, der der Verfasser die Meinung unterschiebt: „man solle das Begraben der Todten den damaligen jüdischen Todtenbrüderschaften überlassen", 1770, siehe darüber das Nähere in Joh. Dav. Michaelis, orient. und exeget. Bibliothek II, 59—62. Siegfried.

Sticke: Salome St. nimmt unter den Frauen, welche dem Kreise der modernen Devotion im 14. und 15. Jahrhundert angehören, eine hervorragende und maaßgebende Stelle ein. Sie war eine Tochter des von Gerrits de Groote für die Devotion gewonnenen Hermann St. aus Grol und ebenda um 1364 geboren. In ihren jugendlichen Jahren führte sie ein weltliches Leben, wurde aber, als sie im päpstlichen Jubeljahre 1390 eine Pilgerfahrt nach Rom plante, vom Prior des Bethlehems-Klosters zu Zwolle, Johann de Waal, zu den Schwestern des Meister-Geerts-Hauses zu Deventer geführt, welches ihm, wie er sagte, eine bessere Romfahrt schien. Nach einigen Jahren trat sie an die Spitze dieser Stiftung, deren geistlicher Berather Johann Brinckerink war. 1408 aber trat sie in das Kloster der regulirten Kanonissinnen zu Diepenveen, und wurde im folgenden Jahre von den Schwestern zur Subpriorin und 1412 zur Priorin erwählt. Als „ein lebendiges Beispiel aller Tugenden" war sie um ihrer Demuth, Wohlthätigkeit, Selbstverleugnung und Liebe willen von Allen hoch verehrt und erwies in Wort und That eine von Herzen kommende tiefe Frömmigkeit. Der regulirte Prior Just im Ruggekloster bei Brielle erklärte, zwischen Deventer und Rom sei keine zweite, so weise und erleuchtete Frau wie Salome Sticke zu finden. Der wegen der Beschaffung der Lebensmittel für die Schwestern besorgten Elsabe Hasebroeks entgegnete sie in schönem Gottvertrauen: „Geht in den Chor und redet mit euerem Procurator." Ihre Schwestern erzog sie vor allem zur Demuth, sie mußten einander die Füße küssen, durften niedrige Arbeiten nicht scheuen. Eine übermäßig strenge Ascese liebte sie jedoch nicht. Bisweilen hatte auch sie ihre Visionen; aber ihrem still friedlichen Charakter gemäß zeigte sie auch darin eine große Mäßigung. Bis ins hohe Alter war sie eine vorzügliche Priorin ihres Klosters; nach wiederholten Schlaganfällen sah sie sich aber 1446 genöthigt, ihr Amt niederzulegen. Sie starb am 18. Oct. 1449 in Frieden und himmlischer Hoffnung. Man mag sie wohl als eine der vorzüglichsten Repräsentantinnen klösterlicher Frömmigkeit betrachten. Ihre Biographie findet sich in einem Manuscripte, welches die Lebensbeschreibung mehrerer Schwestern aus Diepenveen enthält und theilweise von C. Opzoomer herausgegeben ist (Het klooster van Diepenveen, s'Hage 1886/87). Auch bei Moll Joh. Brugman II. bl. 81 vv. und Acquoy, Het klooster Windesheim II, 283 vv. finden sich Nachrichten. J. C. van Slee.

Stickel: Burkhard St., Kriegsmann, geboren 1541 ohne Zweifel in Stuttgart als Sohn eines dortigen Kammerrathes gleichen Vornamens, † am 25. März 1613 in Schorndorf. Als gemeiner Landsknecht ließ er sich im J. 1566 für den Türkenkrieg in Ungarn anwerben und blieb fortan dem Kriegshandwerk treu, immer eifrig ausschauend nach Solderwerb und zum Fähndrich und Hauptmann rasch emporsteigend. Religiöse Skrupel hielten ihn, den Protestanten, nicht ab, im Heer des Herzogs v. Alba Dienste zu nehmen, dessen blutiges Regiment in den Niederlanden er übrigens nicht mit Gleichmuth ansah (1567), und so finden wir ihn auch später (1583) im sogenannten kölnischen Krieg nicht etwa unter den Truppen des reformirten Pfalzgrafen Johann Kasimir, sondern unter denen des Herzogs Ferdinand von Baiern. Auch war es die

spanische Armada des Don Juan de Austria, auf welcher St. in den Jahren 1571—76 das Mittelmeer durchkreuzte, um den gemeinsamen Feind der Christenheit zu bekämpfen. Dabei gelang es ihm nun freilich nicht, den Sieg bei Lepanto mit zu erringen, weil sein Schiff den Schauplatz des Kampfes nicht mehr erreicht hatte; nur an der Südküste von Morea und bei Tunis konnte er in seinem Theil den Türken Abbruch thun. Ueberhaupt, auch bei den Türkenkriegen in Ungarn, an denen er sich wiederholt betheiligte, weiß das von ihm geführte, sonst recht lesenswerthe Tagebuch weniger von großen Kriegsereignissen zu erzählen, vielmehr eher über kleinere Kämpfe, Truppenzüge, Abenteuer, Meutereien u. dergl. zu berichten. Der Hauptwerth des Büchleins besteht darin, daß es uns durch lebendige Schilderungen in das Leben und Treiben der Landsknechte damaliger Zeit versetzt. Weit nicht in demselben Maße berührt es die Geschichte Württembergs. St. hatte zwar schon 1577, weil augenblicklich keine Verwendung von der Fremde her in Aussicht war, dem eignen Landesherrn, Herzog Ludwig, seine Dienste angeboten, aber in den darauffolgenden Jahren nur Gelegenheit erhalten, vorübergehende Aufträge desselben auszuführen; endlich ernannte ihn Ludwig 1592 zum Obervogt in Leonberg, wodurch aber St. seiner militärischen Thätigkeit nicht entzogen wurde, da er vielmehr Hauptmann blieb und die festen Plätze des Landes zu inspiciren hatte. Auch die Stände des schwäbischen Kreises, in deren Auftrag er zweimal als Kriegscommissar nach Ungarn ging, und Ludwig's Nachfolger, Herzog Friedrich, schätzten seine kriegsmännische Erfahrung sehr hoch. Seiner Thätigkeit verdankte man in Württemberg die Einführung guter Musketen statt der schwerfälligen Hackenbüchsen und auf ein Gutachten von ihm stützte sich Herzog Friedrich bei Einführung der verbesserten Wehrverfassung vom Jahre 1607, welche ein aus geübten Söldnern bestehendes Heer an die Stelle des nicht mehr genügenden Aufgebotes der Landesbewohner treten ließ.

Stickel's Tagebuch, herausg. von Dr. E. v. Kausler in Württ. Jahrbb. für Statistik und Landeskunde für 1866 (erschienen 1868) S. 301—424. — Mart. Crusius, annales suevici II, 808. 837. — Sattler, Geschichte Württembergs unter den Herzogen V, 130 ff. 226 ff. 271 ff. — Reyscher, Sammlg. württemb. Gesetze Thl. 19, 1. S. 100. — Pfaff, Gesch. des Militärwesens in Württemberg S. 18. Das am Schluß erwähnte Gutachten liest man in der Dissert. H. Gmelin's über Herzog Friedrich von Württemberg und seine Stände S. 46 ff., s. auch S. 54 f. Stuttgart 1885. Derselbe beleuchtet dieses Gutachten und weitere Verdienste Stickel's um die Wehrverfassung Württembergs in seiner Abhandlung über B. Stickel und dessen Kriegsfeldordnung im J. 1607, Württemb. Vierteljahrshefte, 12. Jahrg., 1889 (erschienen 1890).

Heyd.

Stiebel: Salomon Friedrich St., Arzt, geboren am 20. April 1792 zu Frankfurt a. M., † daselbst am 20. Mai 1868. Aus dürftigen Verhältnissen entstammend, geschah anfänglich wenig für den Knaben und erst auf Zureden der Nachbarn, die seine Begabung erkannten, ermöglichten die Eltern ihm den Besuch des Gymnasiums. Im Frühjahr 1810 bezog St. die Universität Heidelberg in der Absicht, Philologie zu studiren, ging aber noch im ersten Semester zur Medicin über. In Berlin, wo er von 1811 ab seine Studien mit seltenem Fleiße fortsetzte, betheiligte er sich gleichzeitig rege an den Bestrebungen zur Befreiung Deutschlands vom fremden Drucke. Er nahm, dem Ruf des Königs folgend, an den Befreiungskriegen als Lützow'scher Jäger und Bataillonsarzt Theil und hat seine Erlebnisse später in lebhafter Weise in einer kleinen Schrift: „Erinnerungen aus den deutschen Befreiungskriegen von 1813 und 1814“ (Frankfurt a. M. 1847) geschildert. Nach der Rückkehr setzte er das unterbrochene Studium zu Göttingen fort, promovirte daselbst 1815 („De Limnaei

stagnalis anatome" — vgl. auch Meckel's Archiv vom gleichen Jahr) und ließ sich alsdann in seiner Vaterstadt als Arzt nieder. Mehr als 50 Jahre hat er hier gewirkt und sich in reichem Maaße Liebe und Achtung erworben; besonders verdient seine Thätigkeit an dem von Dr. Christ ins Leben gerufenen Kinderhospital erwähnt zu werden. Er hat dem Bau des dafür bestimmten Hauses mit sachverständigem Rath beigestanden und lange Jahre in segensreichster Weise an der Anstalt gewirkt: als Arzt (1845—53) und weiterhin als Administrator, als Lehrer, indem er für jüngere Collegen eine vollständige Klinik daselbst abhielt. Einzelne seiner Vorträge sind auch im Druck veröffentlicht worden — „Klinische Vorträge" (Frankfurt a. M. 1845); „Fünf Vorlesungen über Kroup und Laryngospasmus" (Journal für Kinderkrankheiten 1859). Den Jahresberichten des Krankenhauses schickte St. Aufsätze voraus, in denen er sich als Kinderarzt an das größere Publicum mit werthvollen Belehrungen und Rathschlägen wandte; gesammelt erschienen diese 1865 in seiner „Jubeldissertation". Eine selbständige Schrift dieser Art ist die „Von dem rechten Gebrauche des Arztes" (Frankfurt a. M. 1840); auch verdient seine Schrift über „Soden und seine Bäder" (Frankfurt a. M. 1840) angeführt zu werden, die diesen Kurort in weiteren Kreisen bekannt machte und ihrem Verfasser den Nassauischen Geheimen Hofraths-Titel eintrug. Von speciell medicinischen Schriften seien noch die „Kleinen Beiträge zur Heilwissenschaft" (Frankfurt a. M. 1823) erwähnt, in denen ein für damalige Anschauungen besonders charakteristischer Fall von „thierischem Magnetismus" mitgetheilt wird, freilich mit dem Schlußergebniß, daß die Somnambule nichts weiter als eine gewöhnliche Schwindlerin war.

Neben seiner Thätigkeit als Arzt nahm St. am öffentlichen Leben seiner Vaterstadt regen Antheil — er war von 1830—1848 Mitglied des gesetzgebenden Körpers, wo er der freisinnigen Richtung angehörte — und widmete sich ganz besonders der Pflege der Naturwissenschaft: er war Mitgründer der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft, mehrmals Vorsitzender derselben und übergab auch ein Capital, das ihm bei Gelegenheit seines 50jährigen Doctorjubiläums überreicht worden war, dieser Gesellschaft zum Zwecke, vierjährlich der besten Arbeit auf dem Gebiete der Kinderheilkunde oder Entwicklungsgeschichte einen Preis zuzuertheilen. Selbstthätig war St. auf dem Gebiet der Naturwissenschaften nur mit geringem Erfolg: seinem sanguinisch-cholerischen Temperament entsprach diese Forschungsrichtung nicht: „er war der Mann der Anregung, der Initiative, der geistreichen Aperçüs und Gedankenblitze". Auch als Arzt war er seiner durchgreifenden Maßregeln wegen bekannt, ebenso aber auch seiner Sicherheit, Entschiedenheit, und nicht zum letzten, seiner Kenntnisse und Erfahrung wegen geschätzt.

F. J. Stiebel in dem „25. Bericht über Dr. Christ's Kinderkrankenhaus im Jahre 1868". — Stricker in Virchow's Archiv Bd. 47, 1869, S. 314. — Derselbe in Hirsch's Biogr. Lexikon der Aerzte V, 537. Jännicke.

Stieber: Gottfried St., Geschichtsforscher und Archivar. Geboren zu Ansbach am 7. August 1709, besuchte er zuerst die gelehrte Schule seiner Vaterstadt und begab sich weiterhin nach Jena, um daselbst Jura zu studiren. Gegen Ende des Jahres 1732 in seine Heimath zurückgekehrt, widmete er sich der archivalischen Laufbahn, für welche er in hohem Grade berufen war und auf welcher er in aufsteigender Linie die amtliche Stellung fand, die ihn vollauf befriedigen konnte. Als Schriftsteller hat er in erster Linie auf dem Gebiete der brandenburgisch-ansbachischen Geschichte gearbeitet, sein Hauptverdienst hat er sich jedoch als Archivar erworben. Ph. W. Gercken (s. A. D. B. IX, 1), der ihn und sein Archiv mehrere Jahre vor seinem Tode besuchte, weiß diese Verdienste des „würdigen und überaus fleißigen Mannes" nicht genug zu loben.

Vor allem rühmt er die musterhaften Repertorien, die St. über den reichen Inhalt seines Archivs in den verschiedensten Richtungen angelegt hat, darunter Repertorisirung der Sammlung von Reichstagsacten und Kreisacten von dem 15. Jahrhundert angefangen. St. ist am 18. December 1785 zu Ansbach gestorben.

Vgl. Meusel, Lexikon VI, 385—87, wo die Schriften Stieber's aufgeführt sind. — Ph. W. Gercken, Reisen, 2. Thl., S. 415—19. — Hirsching, Hist.-litt. Handbuch, 13. Bd., S. 322. W.

Stiedenroth: Ernst St., scharfsinniger Philosoph aus der Herbart'schen Schule, ward geboren am 11. Mai 1794 zu Hannover und starb am 3. Mai 1858 zu Greifswald. Durch öffentlichen und privaten Unterricht vorbereitet, bezog er im 18. Lebensjahre die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren, fühlte sich indessen mehr und mehr zur Philosophie hingezogen und wählte Studium und Lehre derselben schließlich zu seinem Lebensberuf. Am 6. April 1816 erwarb er sich auf Grund seiner Inaugural-Dissertation: „Nova Spinozismi delineatio" die Doctorwürde und habilitirte sich nach einjährigem Aufenthalte in der Vaterstadt zur Vorbereitung für den akademischen Beruf in Göttingen, um philosophische Vorlesungen zu halten. Da aber die Zahl der dortigen Studirenden sich sehr verminderte und wenig Aussicht auf eine Professur vorhanden war, siedelte er am 29. Mai 1819 in gleicher Eigenschaft nach Berlin über. Hier las er vornehmlich Encyklopädie der Philosophie, Logik, Psychologie, Geschichte der Philosophie und Pädagogik und veröffentlichte noch in demselben Jahre seine Schrift: „Theorie des Wissens mit Rücksicht auf den Skepticismus". Am 9. Mai 1825 ward er als außerordentlicher Professor der philosophischen Facultät nach Greifswald berufen und gehörte nunmehr der pommerschen Hochschule bis zu seinem Lebensende an. Nach Muhrbeck's Tode rückte er durch Cabinetsordre vom 24. November 1827 in die ordentliche Professur der Philosophie auf, lehrte seine Wissenschaft in ihren verschiedenen Disciplinen mit regstem Eifer und wachsendem Erfolge und imponirte den Zuhörern besonders durch straffe Concentration des Vortrages und scharfe Dialektik. Seine schriftstellerische Hauptleistung ist: „Die Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen" (2 Bde., 1824), ein Werk, dessen geschmackvolle Darstellung Goethe rühmend anerkannt hat. „Eine freundlich belehrende Unterhaltung", heißt es Bd. 49, S. 94, „ist mir durch Stiedenroth's Psychologie geworden. Alle Wirkung des Aeußeren aufs Innere trägt er unvergleichlich vor, und wir sehen die Welt nochmals nach und nach in uns entstehen." Und Bd. 55, S. 315: „Ein Mann wie Herr Ernst Stiedenroth sollte seine erlangte hohe Einsicht in die Functionen des menschlichen Geistkörpers und Körpergeistes treulich anwenden, um die Geschichte irgend einer Wissenschaft zu schreiben, welche denn symbolisch für alle gelten würde." In Greifswald fühlte er sich litterarisch vereinsamt, zumal ihm Charakter und Eigenart des Landes und der Einwohnerschaft wenig sympathisch waren und pflog nur wenig vertrauten Umgang. In gesellschaftlichem Verkehr that er sich durch die schneidige Schärfe und Präsenz seines Urtheils, sowie durch blendenden, mitunter kaustischen Witz hervor. In späteren Lebensjahren begann er zu kränkeln und suchte wiederholt im Bade Pyrmont Heilung seines zunehmenden Siechthums. Er erlag einem Unterleibsleiden und starb mit dem ruhigen Gleichmuth des Philosophen.

Personalacten der Berliner und Greifswalder Universität durch Privatmittheilungen ergänzt. Häckermann.

Stiefel: Esaias St., evangelischer Schwärmer, † 1627. St. war seinem Berufe nach Kaufmann und Weinschenk zu Langensalza in Thüringen, hat sich aber als religiöser Schwärmer einen Namen gemacht. Wie er zu seinen sonder-

baren Ansichten gekommen ist, weiß man nicht; aber von 1604 an bis 1625 hat er nicht nur dem Superintendenten Tilesius in Langensalza, sondern auch dem Rathe der Stadt daselbst und den Behörden des Landes durch wiederholte Verhöre viel Noth gemacht; Verwarnungen sind ihm widerfahren; als sie nichts nützten, trafen ihn Geldstrafen und Haft. 1607 war er von Langensalza nach Erfurt, darauf von da nach Gispersleben gezogen, ohne Ruhe zu finden; sechs mal hat er seine Lehren widerrufen, aber sich endlich mit der lutherischen Lehre ausgesöhnt und ist 1627 am 12. August als lutherischer Christ gestorben. Als Genossen seiner Bestrebungen hatte er seinen Neffen Ezechiel Meth gewonnen, der indeß auch davon abkam und 1640 in der lutherischen Kirche gestorben ist. Lehre und Leben beider ist unzertrennlich verbunden gewesen. Die Quellen der Lehre Stiefel's sind vorzüglich seine „Zehn christliche und gottselige Traktätlein" (Danzig 1622 in 12°). Die Titel einiger anderen Schriften von St. gibt Arnold (s. unten) S. 49 an (nämlich eine Apologie gegen Weber 1624 und eine gegen Piscator, Prof. in Herborn). St. erkennt nur Christus selbst als das lebendige Wort an; das geschriebene Wort der Bibel wird dagegen von ihm verachtet, demgemäß auch jeder „Dienst am Wort", Predigt und Predigtamt, und äußere heilige Handlungen, Taufe und Abendmahl — alles wird von ihm verworfen, also der Spiritualismus der Wiedertäufer und Schwenkfeld's erneuert. Es kommt nach St. alles wahre Christenthum nur aus dem lebendigen Worte Gottes oder dem Geiste; aber der aus dem Geiste wiedergeborene Christ erfüllt nun auch das Gesetz Gottes vollkommen; die Gemeinschaft dieser Christen ist die wahre Kirche; sie sind der Welt bereits abgestorben, genießen das ewige Leben schon jetzt; Auferstehung der Todten und ein jenseitiges ewiges Leben gibt es nicht. „Ein neugeborner Christ ist selbst ein beständiger Gottmensch", er selbst, St., ein neuer offenbarter Christus; in solchen excentrischen Ausdrücken verherrlichte er sich selbst. (Bei Arnold, s. u., S. 48.)

Zu vgl. Gottfried Arnold, Unpartheiische Kirchen- und Ketzerhistorie III. u. IV. Theil, Frankf. 1729, 4°, S. 32—52; hier werden die Langensalzaer und Erfurter Acten benutzt, sodaß die Excerpte Arnold's Quellenwerth haben. — L. F. Göschel, Chronik der Stadt Langensalza in Thüringen. Bd. II, 1818, S. 310, und desselben Artikel „Meth (Ezechiel)" in Herzog's Realencyklopädie, 2. A., Bd. 9 (1881), S. 679 ff. (neben Arnold von mir benutzt). Ausführlicher sind die Artikel „Meth" und „Stiefel, Esaias" in der 1. Aufl. der Real-Encykl. Unter seinen Gegnern befand sich auch Jakob Böhme. Excerpte aus ihm inbezug auf Stiefel bei Arnold a. a. O. S. 50.

P. Tschackert.

Stieff: Christian St., gelehrter Schulrector und Gelegenheitsdichter in Breslau, wurde am 14. Januar 1675 in Liegnitz als Sohn eines Bäckers geboren, erhielt von 1691 ab seine Vorbereitung für die Universität auf dem Elisabethan und auf dem Magdalenäum zu Breslau, studirte 1697—1702 in Leipzig, lebte dann noch bis 1706 als Privatgelehrter daselbst und wurde im letzteren Jahre als Professor der Geschichte und Beredsamkeit an das Magdalenäum nach Breslau berufen. Hier brachte er ein langes Leben im Schuldienst zu, wurde 1709 Prorector, 1717 Rector und Bibliothekar des Magdalenäums und 1734 als Nachfolger von Gottlob Krantz Rector zu St. Elisabeth und Inspector sämmtlicher Stadtschulen. Er starb am 8. Juni 1751 im 77. Lebensjahre. — Auf seine geistige Entwicklung hatte großen Einfluß Christian Gryphius, der Sohn des Dichters, der bis 1706 Rector des Magdalenäums war. Er eröffnete dem strebsamen Schüler, den er wie einen Sohn liebte, seine eigene und die von ihm verwaltete Magdalenäische Bibliothek und förderte dadurch wie durch sein eigenes Beispiel die Neigung zu polyhistorischer Gelehrsamkeit, die der

Student in Leipzig weiter ausbildete. Nachdem er dort Magister geworden, ordnete und verzeichnete er die Bibliothek seines Gönners Friedrich Benedict Carpzow, darauf die des gelehrten Zwickauer Rectors Christian Daum. Daneben leitete er die Drucklegung von Henel's Silesiographia renovata in Fibiger's Bearbeitung. Seine bei dieser Gelegenheit verfaßte Epistola ad M. J. Fibiger de urnis in Silesia Lignicensibus et Pilgramsdorfensibus, Wrat. et Lips. 1704, ist für die Entwicklung der prähistorischen Studien in Schlesien wichtig geworden. Er blieb der Richtung auf diese Dinge treu, begründete später in Breslau eine prähistorische und naturwissenschaftliche Sammlung und stand in eifrigem Verkehr mit Leonhard David Hermann, dem Verfasser der Maslographia, und den beiden Volkmann in Liegnitz, den Verfassern der großen Phytologia, die jetzt die Dresdener Bibliothek besitzt, und vielen andern Gelehrten des In- und Auslandes. Die Berliner Akademie ernannte ihn 1719 zum auswärtigen Mitgliede. Er hat sich auch als Historiker, doch mit wenig Glück versucht. 1709 gab er seines Lehrers Gryphius „Entwurf der geistlichen und weltlichen Ritterorden“ in vermehrter Auflage heraus. Sein „Schlesisches historisches Labyrinth“ (Berlin u. Leipzig 1737), hat höchstens in den geographischen und naturwissenschaftlichen Abschnitten einigen Werth. Seine „Historia jubilaeorum scholasticorum in gymnasio Wrat. Elisabetano“ (Wrat. 1737), ergeht sich in dem öden Prunk, mit dem sich zumal in dem lieben Schlesierlande die damaligen Gelehrten zweiten Ranges gegenseitig anzupreisen verstanden. In dieser Kunst war St. groß, ihr verdankte er es, daß er lange Jahre der beliebteste Gelegenheitsdichter Breslaus, namentlich bei Begräbnissen war. Eine Sammlung von etwa 400 einzeln gedruckten Gedichten dieser Art hat sein Sohn Johann Ernst auf die Rehdiger'sche Bibliothek gestiftet. Sein Schüler Arletius sagt von ihm: „War Witz, Gedächtniß, Mund und Feder allzeit fertig“. Von den zahlreichen Schuldramen, die er während seiner Stellung als Professor der Geschichte und Beredsamkeit am Magdalenäum verfaßte, sind immer nur kurze Inhalts- und Personenangaben gedruckt worden. Seinen handschriftlichen Nachlaß besitzt die Breslauer Stadtbibliothek, darunter auch ein Stück Selbstbiographie aus der Jugendzeit. Als Curiosum sei daraus mitgetheilt, daß er mit 16 Jahren die Predigten in der Kirche lateinisch nachschrieb und mit 20 Jahren unter Gryphius' Aufsicht und Correctur eine politische Zeitung in lateinischer Sprache redigirte, „Relationes hebdomadariae Wratislavienses“, Wrat. 1695, 4^{0}, die es allerdings nur auf einen Jahrgang brachte. —

Christian St. hinterließ drei Söhne, von denen Ferdinand Christian in Leipzig Jura studirte und dann in Breslau als Advocat wirkte, † am 3. August 1770.

Der zweite, Johann Ernst, geboren am 22. Mai 1719, studirte ebenfalls in Leipzig Medicin und promovirte 1743 de morbis ex somno, nachdem er schon vorher einige gelehrte Abhandlungen veröffentlicht hatte. Er wirkte in Berlin als Arzt und war daneben für Zeitungen und Journale litterarisch thätig, mehr auf dem Gebiete der Naturwissenschaften als der Medicin. Seit 1749 war er Mitglied der Leopoldinischen Akademie. Am bekanntesten ist seine „Historische und physikalische Betrachtung über die Wirkungen des in einen Pulverthurm am 21sten des Brachmonats 1749 eingedrungenen Blitzstrahles.“ Mit Kupfern 1749. — Er starb am 4. Januar 1793.

Der jüngste, Karl Benjamin, geboren am 22. October 1722, studirte 1743—1746 in Leipzig und Halle „die Weltweisheit, die Sprachwissenschaft, die Red- und Dichtkunst, die Geschichtskunde und die Gottesgelahrtheit“ und wurde dann in seiner Vaterstadt erst am Magdalenäum, später am Elisabethan Lehrer, zuletzt Prorector. Er war Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften.

Neben kleineren Schriften, Reden und Programmen schrieb er den „Versuch einer ausführlichen und zuverlässigen Geschichte von Leben und Glaubens-Meynungen Andreas Dudith's ꝛc.“ (Bresl. 1756), und sammelte die Jubelschriften, die 1762 beim Jubiläum des Elisabethans und 1763 beim 50jähr. Amtsjubiläum des Kircheninspectors Dr. Joh. Friedr. Burg erschienen. Seine Schreibweise zeigt ihn als echten Sohn des philosophischen Jahrhunderts. Er starb fünf Tage nach seinem Bruder.

Die biographischen Angaben über den Vater sind aus den bei seinem Tode erschienenen Reden und Gedichten genommen, die über die beiden jüngeren Söhne ähnlichen Schriften und dem Alphabetischen Verzeichniß der 1774 in Schlesien lebenden Schriftsteller von Streit. Markgraf.

Stieffel: Philipp St., Professor der polytechnischen Schule zu Karlsruhe, geboren am 14. October 1797 zu Heidelberg, † am 17. August 1852 auf Helgoland. Bis zu seinem 18. Jahre erlernte er die Uhrmacherkunst, holte dann in sehr kurzer Zeit durch eifriges Privatstudium die früher versäumten Vorstudien nach und bezog hierauf die Universität Heidelberg, wo er sich zuerst dem Studium der Theologie ausschließlich widmete, dann aber mit großer Vorliebe und Ausdauer Mathematik, Naturwissenschaften und Philosophie studirte. 1822 wurde er am Lyceum, 1823 an der damaligen Realschule angestellt und ging mit dieser an die neugegründete polytechnische Schule über. Besonders seine wissenschaftlichen Bestrebungen über Witterungskunde erwarben ihm einen Namen, der weit über die Grenzen Deutschlands hinausging. Der Gedanke, daß sich der scheinbar regellose Wechsel der Veränderungen in der Atmosphäre auf bestimmte meteorologische Gesetze zurückführen lassen müsse, und daß dann auf diesem Grunde aus vorausgegangenem Witterungscharakter die künftige Witterung mit Wahrscheinlichkeit vorauszusagen sei, hatte sich seiner mit solcher Gewalt bemächtigt, daß er mit unerschütterlicher Beharrlichkeit in den letzten zehn Jahren seines Lebens fast alle Kraft diesen Forschungen zuwendete und mit eigenthümlicher Zähigkeit an ihnen festhielt. Unter seinen zahlreichen Abhandlungen und Vorträgen ist die bekannteste die Zeitschrift „Zeus. Monatsblatt für künftige vermuthliche Witterung“, 1844—1852. Löbe.

Stieglitz: Christian Ludwig St., Kunstforscher, geboren in Leipzig am 12. December 1756 als Sohn und Enkel zweier gleichnamiger dortiger Rechtsgelehrter, † ebenda am 17. Juli 1836, zeigte schon während der Zeit seiner akademischen Studien, die er 1773 begann und in seiner Vaterstadt betrieb, wie er auf der dortigen Thomasschule auch den vorbereitenden gelehrten Unterricht empfangen hatte, eine bedeutende Vielseitigkeit der Begabung. Er widmete sich der Rechtswissenschaft zwar als seinem Lebensberufe, gab jedoch nicht nur damals, sondern auch in seinen nachfolgenden Lebensjahren einer Neigung für die schönen Wissenschaften in so ausgedehnter Weise nach, daß er sich zu einem gründlichen Kenner der Geschichte und Archäologie der Baukunst ausbildete und als solcher sich durch zahlreiche und umfängliche Werke bethätigte: „Encyklopädie der Baukunst der Alten“ (5 Bde., 1792—1798), „Baukunst der Alten“ (1796), „Archäologie der Baukunst der Griechen und Römer“ (2 Bde., 1801), „Ueber altdeutsche Baukunst“ (1820), „Geschichte der Baukunst vom frühesten Alterthum bis in die neuern Zeiten“ (1827; 2. Aufl. 1836) u. s. w. Eine so umfängliche schriftstellerische Thätigkeit entfaltete er, obschon er 1792 in das Leipziger Rathscollegium gewählt worden war und 1801 zum Stadtrichter, 1804 zum Baumeister, 1823 zum Proconsul ernannt wurde. Der künstlerische Sinn, der bei dieser schriftstellerischen Thätigkeit die treibende Kraft war, äußerte sich auch in dichterischen Versuchen, wie den anonym erschienenen „Erzählungen aus den Ritterzeiten“ (1787) und dem Gedichte „Wartburg“ (1801), von welchem letz-

teren er in einem ungedruckten Briefe sagt, er sei durch das Große, durch das Interessante der alten Burg so hingezogen worden, daß er dichten mußte; der erste Eindruck habe seiner Phantasie einen solchen Schwung gegeben, daß er sogleich das ganze Gedicht in Gedanken entworfen habe. Neben jenem künstlerischen Sinn kommt aber in seinen kunstgeschichtlichen Arbeiten auch der Ernst wissenschaftlicher Forschung durch eindringende Beschäftigung mit den alten Schriftstellern und besonders dadurch zur Geltung, daß er die Münzen als Quelle kunstgeschichtlicher Belehrung heranzog; und bei dem Fleiße, der ihn sein langes Leben hindurch begleitete, war ihm vergönnt ein seine Studien als Ganzes abschließendes wissenschaftliches Ziel insofern zu erreichen, als er mit Arbeiten über die Baukunst der vorclassischen Jahrhunderte und des classischen Alterthums begann, dann solche über das Mittelalter folgen ließ, beiderlei Arbeiten in einer allgemeinen Geschichte der Baukunst zusammenfaßte und endlich eine Revision seiner eigenen Lehren in dem Werke: „Beiträge zur Geschichte der Ausbildung der Baukunst“ (2 Bde., 1834) gleichsam als Schlußstein hinzufügen konnte. Zur Feier seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums gab ein gleichnamiger Sohn des Vaters Dissertation „De causis cur in Germania jus feudale Germanicum neglectum et jus feudale Longobardicum receptum sit“ aufs neue heraus (Lpz. 1834). Seine nachgelassene Bibliothek wurde 1837 in Halle versteigert; der Auctionskatalog umfaßt 499 Octavseiten. Eine von ihm zusammengebrachte Sammlung alter griechischer Münzen findet sich gleichfalls in einem gedruckten Catalogus numorum veterum Graecorum quos ad artis historiam illustrandam colligebat olim et notis suis illustrabat Christ. Ludov. Stieglitz (1837) verzeichnet und sollte nach seinem Tode ebenfalls verkauft werden.

Originalbriefe von Stieglitz an C. A. Böttiger im Besitz der Dresdener Bibliothek. — Karl August Espe, Dr. Christian Ludwig Stieglitz, Leipzig 1836. F. Schnorr von Carolsfeld.

Stieglitz: Heinrich Wilhelm August St., ein Neffe von Johann St. (s. u.), wurde in Arolsen am 22. Febr. 1801 geboren. Sein Vater Jakob, ein vermögender jüdischer Kaufmann, schickte den 1814 getauften Sohn 1817 auf das Gothaer Gymnasium. Im Frühling 1820 bezog er die Göttinger Universität, wo er zunächst ohne Rücksicht auf ein Brotstudium in den verschiedensten Gebieten des Wissens umherschweifte. Aber väterliche Vermögensverluste drängten ihn endlich, ein festes Lebensziel zu erfassen. Bouterwek wies als bestes Heilmittel gegen die schon damals ins Unbestimmte greifenden Gelüste des Jünglings auf das Studium der Alten hin. Aber ein an sich ebenso unbedeutendes wie ungefährliches Abschiedslied bei einem Commers der Studentenschaft veranlaßte, daß St. 1822 von Göttingen relegirt wurde. Mit den in jenem Liede ausgesprochenen politischen Gedanken jedoch war es ihm keineswegs ernst, er sagt: „Ich habe wieder fortgeschäftert in dem, was mir zunächst oblag, immer überzeugt, daß, wie unser Leben nun einmal gestaltet ist, alle Entwicklungen nur langsam und allmählich gedeihen können, und daß ohne Gunst der Ereignisse kein Wollen stark genug, zum Ziele zu führen.“ In Leipzig, wohin er sich von Göttingen aus gewendet hatte, hörte St. bei Gottfried Hermann und Spohn. Ende des Jahres 1822 wurde er in die Willhöft-Sickmann'sche Familie eingeführt, wo die damals sechzehnjährige Charlotte Willhöft durch Macht des Gemüths und äußeren Reiz ihn gefangen nahm. Er knüpfte mit ihr ein Verhältniß an, das im Leben beider schicksalschwere Wendungen herbeiführte. Als Dichter war auch St. von der Strömung der Zeit erfüllt, die für Griechenland so eifrig Partei nahm; mit einem Freunde, Ernst Große, gab St. 1823 seine ersten „Gedichte zum Besten der Griechen“ heraus. Dadurch

litterarisch bekannt, durfte er in demselben Jahr auf einer Reise Jean Paul, Uhland und in Weimar Goethe begrüßen, der ihn einen hübschen Jungen nannte. Bedeutende Förderung seiner Studien und eine Erweiterung seines Gesichtskreises fand St. in Berlin, das er von 1824 an zum ständigen Aufenthalt wählte. Boeckh, Hegel und Raumer wurden seine Lehrer. 1826 promovirte er mit einer Abhandlung über die Fragmente eines römischen Dramatikers. An der königlichen Bibliothek und an einem Berliner Gymnasium wurde St. angestellt und konnte 1828 Charlotte Willhöft heimführen. So heiß auch beide die Vereinigung ersehnt, sie schufen sich mit ihrer Verheirathung eine nimmer versiegende Leidensquelle. Selbstquälerische Gedanken während der Ehe verdüsterten St. von neuem und stärker als früher; er gab sein Gymnasialamt auf, aber dichterische Thaten, auf welche er selbst so stark hoffte, daß er sein kleines Talent weit überschätzte, rangen sich nicht aus seiner Seele los. In den Jahren 1831—33 gab er die „Bilder des Orients" heraus, an denen er lange gearbeitet hatte; die Sammlung enthält neben episch-lyrischen Gedichten eine Tragödie Selim III., an der auch Charlotte Antheil, schaffend wie ermunternd, nahm. Die vorgesetzte Aufgabe, die Völker von Indien bis Japan poetisch-divinatorisch zu schildern, blieb freilich ungelöst und bald waren aus dem Gedächtniß der Zeitgenossen diese Werke einer erkünstelten Dichtergluth verschwunden. Die „Stimmen der Zeit" 1833 fanden bessere Aufnahme, so oft auch das Rednerische ins Prosaische fällt; politische Leidenschaft redet in diesen Stimmen der Zeit nirgends ein kühnes Wort. Der Zwiespalt zwischen Wollen und Können, eine weichliche Nachgiebigkeit gegen quälende Gedanken und heftige, sich wiederholende Blutkrisen verdunkelten sein Leben. Dazu kam, daß sich St. von dem Custosamte trennte, das er an der Bibliothek inne hatte: die mechanische Beschäftigung hatte den haltlosen Mann bisher immer noch gebunden. Völlig vergeblich unternahm er mit Charlotte Reisen nach Rußland 1833, nach Kissingen 1834. Allzu eng war leider seine Frau in das Leben des eitlen unkräftigen Mannes verstrickt. St. selbst spricht von einem zeitweisen Zustand völliger Umnachtung. Auch der Tod seiner Frau (29. Decbr. 1834, s. u.) beflügelte seine Phantasie oder stärkte seinen Charakter in keiner Weise. Gegenüber den erschütterten Zeitgenossen, die fast ausnahmslos an einen reinen Opfertod der Frau für ihren geliebten Gatten glaubten, konnte sich St. nur durch ein neues Leben und Dichten rechtfertigen. Er war es nicht imstande; ja er ermattet eigentlich nach der verhängnißvollen Kathastrophe noch mehr und mit keinem seiner Werke vermag er fortan über seine früheren Schöpfungen innerlich hinauszuschreiten. Das „Dionysosfest, eine lyrische Tragödie", das 1836 erschien, war bereits früher entworfen und wurde nachmals nur umgedichtet. Es litt St. nach dem Tod seiner Frau nicht mehr lange in Berlin, er unternahm Reisen und betrachtete fortan ein unruhiges Wanderleben als Heilung aller kleineren und größeren Unglücksfälle. 1836—38 lebte er in München. Die „Bergesgrüße" waren die Frucht seiner Wanderungen im Hochland. 1838 erschien der „Gruß an Berlin, ein Zukunftstraum". Die litterarischen Zustände Berlins sind darin versificirt, die Grenzen eines localen Gelegenheitsgedichtes werden jedoch nicht überschritten. St. hatte inzwischen Deutschland verlassen, Italien nahm ihn gänzlich gefangen, besonders entzückte ihn Venedig, wo er seinen ständigen Wohnsitz aufschlug. Er dachte an epische Pläne, an einen Sebastiano Ziani; aber mit dem Alter immer weniger künstlerische Kraft und Klarheit fühlend, entwand und verwandelte sich ihm dieser Stoff wiederholt. 1839 besuchte St. Dalmatien. („Ein Besuch auf Montenegro", 1841.) Mit Dr. Kolb bereiste er Neapel, Rom und Florenz, immer wieder ins geliebte Venedig zurückkehrend. 1846 erneuerte er den Besuch von Rom. („Erinnerungen

an Rom“, 1848.) Die maaßlose Melancholie, die ihre furchtbaren Schatten einst in Charlottens Seele geworfen hatte, schwand inzwischen dem thatlosen Mann, der seine Schwäche auch darin bewies, daß er einen großen Schmerz nicht bis an sein Ende innerlich wahrhaft festzuhalten wußte. St. erlebte noch die Blokade von Venedig 1848. Mitten in der politischen Aufregung starb er an der Cholera in Venedig am 23. August 1849; erst ein Jahr später erfolgte seine Beisetzung an der Seite Charlottens. Er hinterließ eine Selbstbiographie, die bis zum J. 1845 reicht, außerdem „Erinnerungen“ und ein lyrisches Epos „Venedigs Auf- und Niedergang.“ St. ist ein Formtalent, das nicht müde wird, über wenige Gedanken geschmeidige Verse in Menge auszugießen, ein leerer Dichter, der, im innersten kalt, durch künstliche Steigerung den Schein der Leidenschaft zu erzeugen sucht. Hinter glänzendem Firniß findet man weder Gedanken noch Gefühle. Am gefälligsten sind seine Reisebilder. Er war ein Lyriker und ohne jedwedes Talent zur schärferen Novellistik; das Drama vollends lag außerhalb seiner Begabung.

Charlotte St. geb. Willhöft, seine unglückliche Gattin, wurde in Hamburg am 18. Juni 1806 als jüngste Tochter ihres Vaters, eines Kaufmanns, geboren. Noch im Kindesalter kam sie nach Leipzig, als der Vater den Wohnsitz dahin verlegte. Bis zur Confirmation besuchte sie die höhere Bürgerschule. Charlottens Hang zur Einsamkeit beförderte ihr frühzeitig und reichquellendes Innenleben, und die Selbstbestimmung ihres Wesens entfaltete sich für ein Kind überraschend, als sie an die Spitze eines Ausschusses von Mitschülerinnen trat, der die Entlassung eines schwärmerisch verehrten Religionslehrers, Professor Lindner's, durch Eingabe eines Bittgesuches verhindern wollte. Lindner's Anschauungen waren nicht ohne Einfluß auf das religiös durchdrungene Kind: ein dunkles Sehnen nach dem Jenseits, ein überreicher Drang aufopfernd durch ihr Leben oder ihren Tod Anderen Heil zu bringen, rührt aus Lindner's religiösen Vorträgen her. Religionsschwärmerei jedoch ist aus den mystischen Anwandlungen Charlottens niemals geworden. Ihr schönstes Talent, mit dem sie später auch die finstern Stunden ihres Gatten erhellte, war die Gabe des Gesanges. 1822 lernte sie Heinrich St. in Leipzig kennen, wo dieser studirte. Die innigen Beziehungen, in die sie zu ihm trat, bilden fortan den Hauptinhalt ihres Lebens und den letzten Erklärungsgrund ihrer Handlungen. Bereits als Braut dachte Charlotte daran, sich für den Geliebten zu opfern, als diesen Freudigkeit und Spannkraft zu verlassen schienen. Nach fünfjähriger Brautschaft, während welcher der umfangreiche Briefwechsel mit dem Geliebten entstand (herausgegeben von Louis Curtze, Brockhaus 1859) erfolgte 1828 die Vermählung. Exaltirte Hoffnungen und Unkenntniß ihrer innersten Naturen brachten beide in die Ehe mit. Unerfreuliche Kleinigkeiten zerrütteten bald das überschwänglich erhoffte Glück. Gleich die ersten Jahre waren dunkel, mehr freilich durch des Gatten als durch Charlottens Schuld. Die Ehe blieb kinderlos, aber die Frau schien es nicht mit Schmerz zu empfinden. Sie litt unter der Seelenzerrüttung ihres Mannes um so mehr; ihr fiel für den in sich zusammenbrechenden Hypochonder die ganze Sorge zu. Tragisches und Burleskes mischt sich in den Vorgängen der sechsjährigen Ehe. Ohne innerlich gesundet zu sein, kehrten die Gatten September 1833 von einer längeren Reise ins Ausland zurück. Bei Charlotte stand es bereits fest, sich zu opfern um Heinrich durch eine ungeheure That zu erschüttern. Zwar begrüßte sie noch freudig jeden scheinbaren und zeitweiligen Aufschwung ihres Gatten, aber immer rascher verfinsterte sich ihr Gemüth, als St. 1834 die Stellung an der Berliner Bibliothek unterbrach. Charlotte sah nun ununterbrochen die Oscillationen ihres Mannes zwischen Titanentrotz und Apathie. Sie hoffte den Weg zu der Quelle, die für ihn und sie gemeinsam

12*

alles heilen sollte, in ihrem Tod gefunden zu haben. Auf einer Reise nach Kissingen Herbst 1834 stellte sie dem Gatten seine geistige Wiedergeburt in Aussicht. Zurückgekehrt nach Berlin, wollte sie sich auf der Anatomie den Sitz des Herzens zeigen lassen. In den letzten Decembertagen führte Charlotte ihre That mit bewunderungswürdiger Ruhe und Klarheit aus. Während Heinrich am 29. December 1834 in einem Concert war und eben mit fröhlichen Gedanken nach Hause kam, erstach sie sich mit dem Dolche, den sie ihm einst als Braut gegeben hatte. Die That machte in den politisch stillen Tagen ungeheures Aufsehen. Charlottens Gemüth war miterkrankt in dem seelischen Zersetzungsproceß des Gatten; ihre Liebe hatte sich endlich sophistisch verzerrt. Mit kirchlichen Ehren wurde Charlotte am 1. Jan. 1835 bestattet, ein Schüler Schleiermacher's, Prediger Jonas, sprach würdige Worte. Wenn Charlotte um ihres thatlosen Mannes willen gestorben ist, so starb sie umsonst; doch das schmerzliche Geschenk seiner Unsterblichkeit empfing Heinrich St. aus den Händen der unglücklichen Frau.

Kirchenbuch zu Arolsen (auch Heinrich's Eltern ließen sich 1819 noch taufen). — H. Stieglitz, Selbstbiographie, herausg. von L. Curtze, Gotha 1865. — L. Curtze, Briefe von Heinr. Stieglitz an Charlotte, Leipz. 1859. — Theodor Mundt, Charlotte Stieglitz, ein Denkmal. Berlin 1835. — Karl Rosenkranz, Neue Studien, 2. Bd., Leipz. 1875. Friedrich Kummer.

Stieglitz: Johann St. (vor der Taufe 1800 Israel St.), hochbegabter medicinischer Praktiker, geboren zu Arolsen in Waldeck am 10. März 1767, studirte zunächst Philosophie in Berlin und ging in Göttingen zur Heilkunde über. Er ließ sich 1789 in Hannover nieder, wo er ein allgemeines Vertrauen genoß. 1802 wurde er Hofarzt, 1806 erster Leibarzt, 1820 Hofrath, 1832 Obermedicinalrath und schließlich erstes und vorsitzendes Mitglied aller in Hannover errichteten ärztlichen Collegien für Civil und Militär. Seine litterarische Thätigkeit beschränkte sich längere Zeit auf ausführliche Beurtheilungen wichtiger medicinischer Erscheinungen; dabei bekämpfte er thatkräftig und geschickt die Irrlehren der Medicin und versetzte dem Brown'schen System und dem Mesmerismus den Todesstoß. So begründete er seinen dauernden Ruf als ärztlicher Kritiker von ungewöhnlichem Scharfsinn. Die wichtigsten seiner Schriften sind im Biographischen Lexikon V aufgezählt. Sein Tod erfolgte am 31. Octbr. 1840.

H. Frölich.

Stiehl: Anton Wilhelm Ferdinand St. wurde geboren am 12. April 1812 in Arnoldshain am Feldberg im Taunus, wo sein Vater damals Pfarrer war. Seine Mutter stammte aus Lothringen und zwar aus einer Pfarrerfamilie Förtsch. Pfarrer Stiehl war ein weit und breit angesehener Mann, gebildeter als manche seiner Amtsbrüder, und ein fester, ehrenwerther Charakter. Seine Frau, eine kluge, vortreffliche Ehefrau und Mutter, hatte einen großen Einfluß auf ihre Kinder, speciell auf ihren Sohn Ferdinand. Schon im Jahre 1814 wurde der Vater in die kleine Stadt Hamm versetzt, die in einer Thalschlucht des Westerwaldes im Kreise Altenkirchen liegt. An den Aufenthalt dort knüpften sich alle Kindheitserinnerungen Stiehl's. Durch den Unterricht des Vaters wurde er hier für das Gymnasium vorbereitet. Es fand sich in Hamm auch ein Umgangskreis mit gebildeten Familien. Dem Knaben gewährte bei seinen Streifzügen durch Feld und Wald die Gegend ein besonderes Interesse dadurch, daß der berüchtigte Schinderhannes, der damals noch in frischem Andenken stand, hier überall noch Spuren seines Treibens hinterlassen hatte. Sieben Jahre lang blieb St. das einzige Kind seiner Eltern; dies lange Alleinsein machte ihn selbständig und abgeschlossen in seinen Beschäftigungen und er gewöhnte sich früh daran, seine Gedanken allein durchzuarbeiten — ein Zug, der ihm im späteren Leben geblieben ist. Es lag eine eigenthümliche Mischung

von heiterem Humor und tiefem Ernst in seinem ganzen Wesen. Oft sprach er davon, wie sich in jedem Menschen mehr oder weniger klar seine Abstammung spiegele, und wie oft die ganz verschiedenen Eigenschaften der zweierlei Großväter sich im Enkel ausbilden. So war es mit ihm selbst der Fall. Der väterliche Großvater hatte ausgeprägten Sinn für alles Komische, während der Vater der Mutter ein ernst gerichteter und tief religiös angelegter Mann war. Von letzterem hatte der Enkel das lebendige Interesse für alles Kirchliche und Religiöse, sowie die Gewohnheit des täglichen Verkehrs mit der heiligen Schrift und einen sittlichen Ernst geerbt, wie man ihn selten findet, von ersterem kam ihm die humoristische Ader und der scharfe Blick für die Schwächen seiner Nebenmenschen.

1824 kam St. auf das Gymnasium nach Wetzlar, wo er bei einem Bruder seiner Mutter wohnte und gleich ein fleißiger Schüler der Untersecunda wurde. Schon damals fing er an, die Zeit auszukaufen und Unterricht zu geben, was ihm zwar nur geringen Verdienst, aber doch immerhin ein kleines Taschengeld brachte, welches er meistens für Bücher verwendete.

Alljährlich wurden Ferienreisen ins Vaterhaus unternommen. Im J. 1829 wurde der Pfarrer St. nach Freusburg bei Kirchen an der Sieg versetzt; diese neue Stelle war etwas einträglicher als die in Hamm, doch blieben die Einnahmen so gering, daß St. nur sehr bescheidene Ansprüche an seinen Vater machen konnte, als er nach wohlbestandenem Abiturientenexamen die Universität Bonn bezog. Er verstand es, sich einzurichten, gab wieder Unterricht und erwarb sich durch seinen Fleiß die Möglichkeit Preisaufgaben zu lösen, wodurch es ihm gelang, nicht nur keinen Heller Schulden zu machen, sondern sogar als Corpsstudent bei den Rhenanen noch andern jungen Leuten zu helfen. Sein strenger Vater war förmlich bestürzt, als sein Sohn mit 50 ersparten Thalern nach Haus kam, weil er glaubte, diese Summe sei ein Spielgewinn.

Von Bonn ging der strebsame Jüngling nach Halle; er hatte sich, um schnell ins Amt zu kommen, für das theologische Studium entschlossen und nahm als Candidat noch eine Hauslehrerstelle in Coblenz an, wo er aushülfsweise zuweilen predigte und schon für verschiedene Stellen als Pfarrer in Vorschlag gebracht wurde. Statt dessen nahm er aber die erste Lehrerstelle im Seminar zu Neuwied an, die ihm unerwartet geboten wurde; hierdurch kam er in seine eigentliche Lebensaufgabe, in das Fach der praktischen Pädagogik. Im Jahre 1835 trat St. seinen neuen Beruf an; sein lebensvoller Unterricht, sein Einfluß auf die Schüler bekundete so viel Tüchtigkeit und Begabung, daß ihm schon im folgenden Jahre das verantwortungsvolle Amt des Seminardirectors anvertraut wurde. Es war dies keine leichte Aufgabe, da der junge Mann einen ergrauten Director ersetzen sollte, und die Autorität über junge Männer, zum Theil Altersgenossen erwerben mußte. Es gelang dem Ernst und der Frische des jungen Directors die Seminaristen an sich zu fesseln; die Revisionen des Seminars seitens des Schulcollegiums fielen stets günstig aus. Besondere Achtung bezeigte ihm der Regierungsrath Eilers, dieser übertrug ihm sogar bald die Revision von Schulen, was sonst nicht zu den Amtsaufgaben eines Seminardirectors gehört. Die fürstliche Familie in Neuwied zog St. in ihren hochgebildeten Kreis; die rhetorische Gesellschaft zu Coblenz gab Gelegenheit zu Vorträgen, welche St. große Anerkennung seitens des Vorstandes der Gesellschaft, der Generale v. Bardeleben und v. Thile einbrachten. Im J. 1840 nahm St. warmen patriotischen Antheil am Tode Friedrich Wilhelm's III. und der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. Er hatte in diesem Jahre einen schweren Typhus zu bestehen und viel Familiensorgen zu übernehmen, denn er mußte seine Mutter, die Wittwe geworden war, und zwei noch unerzogene Geschwister in den Hausstand auf-

nehmen, den er 1837 durch die Verheirathung mit seiner Cousine Lina Walther gegründet hatte. Im J. 1844 wurde der Geheimrath Eilers besonders aufmerksam auf St. durch eine kleine Schrift über den vaterländischen Geschichtsunterricht, in welcher des Verfassers selbständige Auffassung und neue Anschauungen zum Ausdruck kamen. Eilers wünschte nunmehr, daß der Minister Eichhorn St. persönlich kennen lernen sollte. Bei einer Anwesenheit des Ministers am Rhein ließ er St. zu sich kommen, und die Folge einer längeren Unterredung war seine baldige Berufung ins Cultusministerium, zunächst als Hülfsarbeiter. Bald nach der Uebersiedlung nach Berlin wurden St. größere Aufgaben gestellt, wie die Revision der Schulverhältnisse in Pommern. Seine gründlichen Berichte, seine Vorschläge für Verbesserungen wurden vollständig gebilligt, der erste war die Abschaffung der Bibel als Schullesebuch, die Einführung einer biblischen Geschichte und eines volksthümlichen Lesebuchs. Bald folgten neue wichtige Aufgaben. Keinen seiner Vorgesetzten hat St. so dankbar verehrt als den Minister Eichhorn, dem er stets nachrühmte, wie er ihn mit Sorgfalt und Wohlwollen zum Beamten herangebildet habe. Trotz vieler Beweise des Vertrauens und der Zufriedenheit konnte der Minister seinen Schützling nicht schnell befördern, so daß er ihn 1848, als er selbst den Abschied nahm, in der schlecht besoldeten Stellung eines Hülfsarbeiters zurücklassen mußte; für einen unbemittelten Familienvater, der damals schon eine große Anzahl Kinder hatte, keine leichte Lage. St. verlor trotz aller Umwälzungen im Staat und Regiment, die das Jahr 48 brachte, keinen Augenblick den Muth. Als Eichhorn's Nachfolger, der Graf Schwerin mit bedenklichen Maaßregeln vorgehen wollte, hielt St. ihn davon zurück. Auch als Schwerin nach kurzer Frist von Rodbertus abgelöst wurde, konnte St. seine einflußreiche Stellung behalten. Er hatte aber bei diesem Minister nur einen einzigen Vortrag, da die Herren sehr schnell wechselten. St. wurde im Laufe seiner Dienstzeit Geheimer Ober-Regierungsrath und hatte zuletzt den Rang eines Rathes I. Classe. Das Jahr 1848 brachte für St. eine ganz neue Art der Thätigkeit, nämlich eine politische, und daneben, was er nie angestrebt hatte, ein großes Maaß von Popularität, weil seine Reden in den vielen Volksversammlungen stets großen Eindruck machten. Dies führte dazu, daß er in die Kammer gewählt wurde, wo er eine sehr einflußreiche Stellung gewann. Die Fraction der Rechten nannte ihn ihren Vater und zollte ihm die vollste Anerkennung. Diese ihn selbst sehr interessirende politische Thätigkeit schloß St. ab mit einer Rede gegen den Vertrag von Olmütz. Danach legte er sein Mandat nieder und hat seitdem das Parlament nur noch als Regierungsbevollmächtigter betreten. Er fand erst 1866 das verwirklicht, was ihm immer als Ziel für Preußen vorgeschwebt hatte. Dies denkwürdige Jahr brachte ihm persönlich viel Schweres, da er in wenigen Tagen seine vortreffliche Frau und sein jüngstes Kind verlor.

Der Wechsel der Minister im Cultusministerium hatte keinen Einfluß auf seine Arbeit in dem ihm übertragenen Fach des Volksschul- und Seminarwesens. Schon in den fünfziger Jahren hatte St. unter dem Minister Raumer die so viel besprochenen und viel kritisirten Regulative geschrieben, die von der kirchlichen Partei ebenso sehr geschätzt, wie von der liberalen scharf verurtheilt wurden. Selbst aber in Büchern, welche auf ganz entgegengesetztem Standpunkt stehen, wird ihm nachgerühmt, wie unabhängig er sich stets gehalten und wie er für sein Fach selbst Minister gewesen sei.

Die drei preußischen Regulative vom 1., 2. und 3. October 1854, aus der Praxis der Seminararbeit selbst herausgewachsen, stellten dem Volksunterricht die religiös nationale Aufgabe, die Jugend zu erziehen in christlicher, vaterländischer Gesinnung wie häuslicher Tugend, während ihre pädagogisch didak-

tischen Grundsätze, um größere Klarheit und Schärfung des Urtheils, Sicherheit der Kenntnisse, Vertiefung der Bildung zu erzielen, die Beschränkung des Lern- und Wissensstoffes auf das Wesentliche, Concentration des Unterrichts, Heranziehung der Jünglinge zur Selbstarbeit in den Stunden, Uebung im Verstehen, Denken und Sprechen anstrebten, Grundsätze, die auch heute in den neuen Lehrplänen für die höheren Schulen wieder in den Vordergrund gerückt sind. Wenn die Regulative trotzdem sehr bald leidenschaftliche Widersprüche erfuhren, so findet dies darin seine Erklärung, daß man irrthümlicher Weise in ihnen eine von der Reaction geschmiedete Waffe witterte, da man in der Beschränkung des Lernstoffes die zur Verdummung und Verfinsterung führenden Ziele offen dargelegt zu finden glaubte. Der abstracte Liberalismus verbreitete die unwahre Behauptung, den Volksschullehrern sei die Lectüre unserer classischen Litteratur überhaupt verboten, während sie nur aus der zur Verarbeitung mit den Zöglingen dienenden Privatlectüre ausscheiden sollte, mit gutem Grunde, da man schwer begreifen kann, wie Stücke wie die Götter Griechenlands oder der Tasso u. a. im Volksunterrichte zum Verständniß gebracht werden sollen, Hermann und Dorothea war andererseits nicht ausgeschlossen. Ferner mußte in einer Zeit der Abwendung vom Christenthum die starke Betonung der Pflege des religiösen Sinnes und der religiösen Gesinnung von vornherein bedenklich erscheinen, und hier konnte allerdings ein Uebermaß von Sprüchen und Liedern, die die Regulative forderten, das Mißtrauen unterstützen. Dazu kam, daß auf ihrem Boden die Giftpflanzen, das Streber- und Muckerthum, emporwuchsen, die Gesinnungstüchtigkeit zu züchten begannen als Stützen der Reaction und so die Regulative selbst in den weitesten Kreisen in Mißcredit brachten. Daß sie infolge der gewaltigen Entwicklung, die das materielle und geistige Leben in Preußen mit der Gründung des deutschen Reichs fanden, eine Revision im Einzelnen erforderten, war verständlich und natürlich, doch als das bestgehaßte aus der dunkeln Reactionszeit stammende Bollwerk, wie der übereifrige Liberalismus und Rationalismus die Regulative auszeichnete, mußten sie bei der ersten günstigen Gelegenheit unter dem Ministerium Falk im J. 1872 zu Falle kommen und mit ihnen auch ihr Urheber, der mit echter religiöser Gesinnung und hoher Bildung wahre Liebe zum Vaterlande verband. Mit welcher Ruhe und Sicherheit er mitten in dem gegen sein Werk wüthenden Sturme auf dies zurücksehen konnte, zeigt seine Flugschrift aus jener Zeit, da das Schicksal der Regulative bereits besiegelt war. Ob von der größeren Freiheit, die der Volksunterricht in seiner Ausgestaltung, Vertiefung und Leitung erhielt, der Volksschullehrer auch größeren Segen gezogen und sich geschickter für die Erziehung der Jugend erwiesen hat? Jedenfalls werden die allgemeinen erzieherischen Grundsätze, aus denen die Regulative aufgebaut waren, immer ihre Geltung behalten.

Erst nachdem die Regulative etwa 12 Jahre zu Recht bestanden und ohne Frage viel Gutes gewirkt hatten, kamen sie zu Fall unter dem Minister Falk. Dieser neue Chef hätte gern die bewährte Kraft seines vortragenden Rathes behalten und schlug demselben vor, die Regulative selbst zu ändern — dagegen erklärte St. sich aber ganz entschieden und verlangte im Herbst 1872 seinen Abschied. Er hatte sich 1868 wieder verheirathet und zwar mit der Wittwe des königl. Hausministers v. Massow geb. Freiin v. Canitz und zog mit seiner Familie im Spätherbst des Jahres 1872 nach Freiburg i. Baden, wo er seine letzten Lebensjahre zubrachte. Er starb nach schweren mit großer Geduld getragenen Leiden am 16. September 1878.

Ein Nekrolog, der in einer Zeitung erschien, welche ihn nie zu ihrer Partei hatte zählen können, rühmt ihm noch die Unerschütterlichkeit des Charak-

ters nach mit dem Zusatz: „Solche Männer brauchen wir; wenn wir gleich nicht wünschen können, daß ein Mann wie Stiehl jemals wieder die Schule in die Hände bekäme, so finden wir doch, daß sein Name genannt werden muß neben solchen wie Baron Manteuffel und Anderen, weil er ein Charakter war.“

...e...

Stiehler: August Wilhelm St., Naturforscher und Jurist. Er wurde am 6. August 1797 in der Vorstadt Neumarkt bei Merseburg geboren. Besonders im Latein erhielt er einen sehr guten Unterricht auf der Domschule, welche damals mit den berühmten sächsischen Gymnasien Schulpforta und Thomasschule noch manches gemein hatte, auch mit der Universität Leipzig, wie viele alte Stiftseinrichtungen in Merseburg, noch im Zusammenhange stand. Auf dieser Universität wirkte das Studium der Rechte vom 6. April 1815 bis 7. Sept. 1816 und 17. Oct. 1818 bis 11. Sept. 1819 dann ebenfalls sehr vortheilhaft auf St. ein, so daß der Wunsch entstand, sich der akademischen Laufbahn in der juristischen Facultät zu widmen. Indessen war seine Vaterstadt Merseburg noch, ehe er sie verließ, eine preußische Regierungshauptstadt mit einem jungen etwas keck aufstrebenden Beamtenthume geworden. St. konnte sich dem Einflusse davon nicht ganz entziehen. Wenn er auch nur vorübergehend in seine Universitätsstudien den Aufenthalt in Halle vom 17. Oct. 1818 bis 11. Sept. 1819 eingelegt hatte, so wurde er doch am 20. Febr. 1820 Referendar bei jener preußischen Regierung. Nach Merseburg kam der Graf Henrich zu Stolberg-Wernigerode regelmäßig zum Provinziallandtage. Er lernte den jungen St. kennen, und da dieser auch durch den Regierungspräsidenten v. Krosigk empfohlen ward, so ernannte er ihn Ende Juli 1820 zu seinem Cabinetssecretär, 1824 wurde er gräflicher Regierungs- und zugleich k. preußischer Landrath. Den Verkehr mit einem alten französischen Abbé, der als Refugié zum Grafen Henrich gekommen war und mit dem St. sogar die Fastenspeisen theilte, benutzte er wiederum zur Erweiterung besonders seiner Sprachkenntnisse. Schon am 13. Septbr. 1822 aber verheirathete er sich mit der einzigen Tochter des Kammerraths Schmelzer, deren Mutter, eine geborene Köhler, zu Halberstadt im Hause Streithorst's (s. d.) erzogen und ihrer Schönheit und Bildung wegen die Zierde des Gleim'schen Kreises gewesen war. Außer der handschriftlichen Rede, mit der sie von Streithorst am 18. Septbr. 1796 getraut war, ist noch eine ganze kleine gedruckte Gedichtsammlung „Blumen auf dem Altar der Freundschaft“ mit Beiträgen verschiedener vorhanden. Zugleich war ihr der symbolische Tempel der Freundschaft aus Holz in der Größe eines etwas hohen und breiten Vogelbauers mit vier Säulen, Altar und Urne (wol zur Erinnerung an Gleim's unvergeßlichen Freund Ewald v. Kleist) mit auf den Weg nach Wernigerode gegeben. Ungewiß ist nur, ob dies der einzige derartige Freundschaftstempel war oder ob deren mehrere ausgegeben wurden, etwa wie früher die Lorenzodosen. — Stiehler's amtliche Doppelstellung zugleich mit der unvergleichlich schönen Dienstwohnung auf Schloß Wernigerode nahm ganz in derselben Art nur sein nächster Amtsnachfolger v. Rosen ein. Im wesentlichen aber hatte dasselbe vermittelnde Amt schon der Dichter Göckingk bekleidet. Rosen's Nachfolger Elvers, der Biograph V. A. Huber's, war der erste, der nur den Titel eines Landrathes führte. Seit derselben Zeit nannte sich der gräfliche Regierungsdirector v. Hoff Kammerdirector. St. zeigte sich als kenntnißreichen Juristen in Hitzig's criminalistischer Zeitschrift von 1832 und 1833 sowie in der jurist. Zeitschrift für die preuß. Staaten von 1834, als Anhänger der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung aber im allgemeinen Anzeiger der Deutschen von 1831. In dieser Zeit hatte St. sich bereits mit dem Regierungsdirector Sporleder den Naturwissenschaften zugewendet, worin beide durch einen Aufenthalt Schleiden's in Wernigerode be-

stärkt wurden. St. wurde ständiger Vorsitzender des vor fünfzig Jahren, am 24. Novbr. 1841, gegründeten wissenschaftlichen Vereins der Grafschaft Wernigerode und des naturwissenschaftlichen Vereins für den Harz, welchem er alljährlich in Blankenburg präsidirte. In den Berichten desselben von 1842, 1843, 1848 und 1849 sowie im Bulletin de la societé géologique de France von 1844 und 1845 legte er seine ersten naturwissenschaftlichen Arbeiten nieder. Besonders mit Alexander v. Humboldt, Leopold v. Buch und Ewald stand er in wissenschaftlichem Verkehr. Nach achtunddreißigjähriger amtlicher Thätigkeit wurde er in den Ruhestand versetzt und nahm seinen Aufenthalt in Quedlinburg, wo er noch zwanzig Jahre lebte und erst im Mai 1878 im Alter von 81 Jahren starb. Von seinen Kindern leben noch fünf. Der Umstand, daß St. längere Zeit in Klopstock's Geburtshause zur Miethe wohnte, wurde die zufällige Veranlassung zur Gründung des Klopstockvereins durch Oberbürgermeister Dr. Brecht, Gymnasialdirector Dihle, den Vater des Dichters Julius Wolff, Professor Düning, St. und dessen Schwiegersohn H. Pröhle. Ohne diesen Verein wären alle auf Klopstock bezüglichen neueren Arbeiten, namentlich die von Muncker, unmöglich gewesen. Demselben Kreise verdankt auch das Denkmal Karl Ritter's in Quedlinburg von Uhlenhuth sein Entstehen. — Die umfangreicheren späteren Arbeiten Stiehler's über Versteinerungen waren 1) die in Duncker's Palaeontographica, Vol. 5; 2) „Synopsis der Pflanzenkunde der Vorwelt, Abthlg. I" (Quedlinburg 1861, recensirt von Bronn im neuen Jahrbuch 1861); 3) „Monocotyledoneae in statu fossili" (Extract. a voluminibus X usque ad XIX actuum instituti scientiarum. Venetiis 1869). Durch seinen Aufsatz „Goethe in seinem Verhältniß zum Neptunismus und Vulcanismus" im deutschen Museum von Prutz (1855, Nr. 30) wirkte St. anregend auf die Goetheforschung. — Der Verkehr Stiehler's mit seiner zweiten Vaterstadt Leipzig brachte ihn in immer lebhafteren Verkehr mit Goethe's dortigem Freunde W. Gerhard und durch eine seiner politischen Broschüren näherte er sich E. M. Arndt in dessen Alter. — Auf den Vorschlag des Archivraths Jacobs befahl Fürst Otto zu Stolberg-Wernigerode den Ankauf der Stiehler'schen Büchersammlung für die fürstl. Bibliothek. Die Versteinerungen erwarb die Universität Halle.

Keßlein's Gelehrtenlexikon, S. 211—215, 262 und 294. — Handschriftlicher Briefwechsel der Familien Schmelzer und Stiehler.

H. Pröhle.

Stieler: Adolf St., Geograph und Kartograph, geboren am 26. Febr. 1775 zu Gotha. Sein Vater war Bürgermeister von Gotha. Hier empfing St. eine tüchtige Erziehung im Gymnasium, und besuchte darauf die Universitäten Jena und Göttingen, wo er sich dem Studium der Rechte widmete. 1797 trat er in die Reihe der Advocaten ein und wurde noch in demselben Jahre im gothaischen Ministerium angestellt, 1813 wurde er Legationsrath, 1829 Geh. Regierungsrath bei der gothaischen Landesregierung und 1835 trat er in den Ruhestand. Seit 1805 war er mit Friederike Madelung vermählt. Am 13. März 1836 starb er in Gotha. St. galt als ein tüchtiger Beamter, der Aufträge seiner Regierung auch im Auslande (1798 und 1806 in Holland, 1814 in Wien) mit Geschick besorgte und sich ein bleibendes Verdienst durch die Gründung der Dienerwittwensocietät erwarb. Auch an der Vorbereitung der Lebensversicherungsbank nahm er Theil. Fast alle Muße widmete er aber der Geographie, für die er eine angeborene Vorliebe besaß, die durch den Einfluß seines Lehrers Hennicke, eines Schülers von Gatterer, genährt worden war. In Göttingen hörte St. bei Gatterer und unterrichtete in den 90er Jahren in Gotha an einer Töchterschule und in kleineren Kreisen in Geographie. Zur Richtung dieser Vorliebe und eines ausgesprochenen Talentes für das Karten-

zeichnen auf ein höheres Ziel regte ihn v. Zach, der Leiter der Sternwarte in Seeberg an, für dessen „Ephemeriden“ und „Monatliche Correspondenz“ er eine Reihe von Kärtchen zeichnete. 1803 zeichnete er zu v. Hoff's Werk über Deutschland eine Karte, die v. Hoff als ein Werk bezeichnet, das die Kritik des Geographen mit der Zierlichkeit des Zeichners vereinige. Die mit Streit herausgegebene „Sammlung aller bekannten geographischen Ortsbestimmungen“ trägt besonders den Stempel der Zach'schen Anregungen. Auch einige Karten des Weimarischen Instituts mit der Bezeichnung „revidirt auf der Sternwarte Seeberg“ wurden von St. entworfen, der endlich sich zu dem großen Unternehmen einer Militär-Karte von Deutschland in 204 Blättern aufschwang, von der er 25 Blätter herausgab. 1806 erschien bei Schneider und Weigel eine mit Beifall aufgenommene Karte von Ostindien. Dann ruhte in den folgenden stürmischen Jahren die Thätigkeit Stieler's auf geographischem Gebiete. Aber 1817—23 erschien jener große „Atlas in 50 Blättern“, der den Namen St. höchst ehrenvoll bis auf unsere Tage gebracht hat und hoffentlich noch weit ins 20. Jahrhundert tragen wird. Er hatte von Anfang einen großen Erfolg. Gleich nach dem Abschluß schlossen sich Supplemente an, mit denen zusammen das Werk 1831 als Atlas von 75 Blättern vollendet war. Vor allen bisher in Deutschland erschienenen Atlanten hatte dieser den einheitlichen Plan, die wissenschaftliche Kritik und den Zusammenhang mit den Fortschritten der geographischen Entdeckungen. In den Anfängen war C. G. Reichard einflußreicher Mitarbeiter, besonders für die außereuropäischen Blätter. Später lag die Leitung ganz in Stieler's Händen. St. erlebte noch die 2. Auflage, die in Form von Ergänzungs- und Ersatzblättern 1831 begann. Noch größer war der Erfolg des zuerst 1814 erschienenen „Schulatlas“. Gerechtes Lob erwarb sich auch der „Atlas von Deutschland in 25 Blättern“ (1829—36); er war das schönste Werk dieser Art, das bis dahin in Deutschland erschienen. Von kleineren Arbeiten nennen wir die „Geographische Uebersicht der ernestinischen Lande“, ein Commentar zur Karte von Thüringen (1827), einen ähnlichen Commentar zu Bär's Karte von Gotha (1833), den geographischen Theil der Diez'schen Post- und Reisekarte von Deutschland (1825). Als St. mitten in einer beständig sich erweiternden und auch vertiefenden Thätigkeit am 13. März 1836 starb, hatte er drei Tage vorher noch den Bericht zur Schlußlieferung der über Erwarten verzögerten Karte von Deutschland niedergeschrieben. So schied er im Ruhepunkte einer Thätigkeit, die einst der Geschichtschreiber der Erdkunde des neunzehnten Jahrhunderts mit der Entwicklung der Kartographie in Deutschland eng verknüpft sehen wird. Wesentlich durch Stieler's Thätigkeit wurde das Perthes'sche Geographische Institut an die Spitze der geographischen Privatanstalten nicht bloß Deutschlands gebracht. Die innigen Beziehungen zu dem zweiten Träger der Firma, Wilhelm Perthes, erleichterten dem im Verkehre liebenswürdigen, mittheilsamen, an Anregungen reichen St. die Arbeit, deren Charakter und Ziel er in den ersten Sätzen seines Entwurfes zum großen Atlas selbst am deutlichsten bezeichnet: „Meine Idee ist, etwas dem Plane nach Beschränktes, aber in der Ausführung Ausgezeichnetes zu liefern. Bequemes Format, Begleit-Text zu jedem Blatt, möglichste Genauigkeit, Deutlichkeit und Vollständigkeit, dabei doch zweckmäßige Auswahl, Gleichförmigkeit der Projektion und des Maaßstabes“ . . . Nicht bloß diese Grundsätze haben seit St. in dem Gothaischen geographischen Institut Wurzel gefaßt, sondern die Tradition der rastlosen Verbesserung führt auf ihn zurück. Und gerade darin liegt der Hauptgrund des Großen, das zu seiner Zeit und nach ihm erreicht wurde. In dem Begleitworte einer Supplement-Lieferung sagt St. selbst: „Was in technischer Beziehung bei der ersten und zweiten Lieferung noch Lob verdiente, würde jetzt

als untauglich verworfen werden." Und im V. Supplement lesen wir: „Fortwährend sind Verbesserungen und Berichtigungen am Pult und unter dem Grabstichel." Die politische und statistische Reichhaltigkeit war leichter zu erreichen als die geographische Wahrheit und die topographisch richtige Zeichnung. Jene war auch in anderen Atlanten erreicht worden, diese setzte wissenschaftliche Vertiefung und technische Vervollkommnung voraus. Nicht in einzelnen Persönlichkeiten waren diese Vorzüge und Entwicklungen zu vereinigen. St. und Perthes haben beide die Fähigkeit besessen, die passenden Kräfte an die Stelle zu bringen, wo sie am meisten nützen konnten und sie haben damit auch die Zukunft ihres Werkes gesichert. Christoph Bär, die rechte Hand Stieler's, ein geographisches Talent, Friedrich v. Stülpnagel, Heinrich Berghaus sind unter St. mit dem geographischen Institut in Verbindung getreten. St. hat mit Bär zusammen in Thüringen und Nordfranken Messungen ausgeführt, die Abschnitten der betreffenden Blätter der Karte von Deutschland den Werth von Originalkarten ertheilten. Nur in jener Zeit war es denkbar, daß Bär, ein thüringischer Bauernsohn, Stieler's Diener war, von diesem aber zugleich als der treue Gehülfe bezeichnet wird, „ohne dessen prüfenden Blick fast keine Zeichnung den Grabstichel, keine Platte der Presse übergeben wurde". Von Stülpnagel sagt St.: „Ein meisterhafter Zeichner, mit gesundem Blick Spreu vom Weizen zu unterscheiden befähigt." Dazu kamen Stecher, die damals die Eigenthümlichkeiten der Atlaskarten erst lernen mußten. Aber gerade im Technischen sind die Fortschritte im Stieler'schen Atlas ganz auffallend. Daß St. es auch war, der den Grund zum „Kleinen Schul-Atlas" legte, der 1821 „nach Stieler's Hand-Atlas in 20 Blättern verkleinert" erschien, daß er den ersten „Schul-Atlas der Alten Welt" (1823) und den „Kleinen Atlas der deutschen Bundesstaaten" herausgab, beweist die Vielseitigkeit seines Unternehmungsgeistes; daß beide in immer neuen Verjüngungen fortleben, die Tüchtigkeit ihrer ersten Anlage. In der Entwicklung der deutschen Kartographie bezeichnet die Arbeit Stieler's und ganz besonders die am Hand-Atlas, einen neuen Aufschwung, den ersten seit dem jüngeren Homann und Hasius, und zugleich die engere, seitdem nicht mehr gelöste Verbindung zwischen der Kartographie und der zur selben Zeit in eine neue Blüthezeit eintretenden wissenschaftlichen Geographie. Aber auch die ästhetische und praktische Seite der Karte, und besonders der Atlaskarte hat St. zu fördern verstanden.

Neuer Nekrolog der Deutschen XIV, 1. — Justus Perthes in Gotha 1785—1885. (Gotha 1885.) Friedrich Ratzel.

Stieler: Joh. David St., geboren am 7. September 1707 zu Beresbach (Bernsbach?) im Meißenschen, † um 1770 als Schulcollege und Obercantor zu St. Marien in Zwickau. — Uebersieht man die beängstigende Fluth musikalischer Druckwerke, die heute täglich auf den Markt geworfen werden, beachtet man das bedenkliche Anschwellen der von Jahr zu Jahr an Umfang zunehmenden Musikkataloge, so muß man eigentlich froh sein, daß dies nur eine krankhafte Erscheinung seit unsernen Jahren ist; wir würden sonst längst von solcher Ueberproduction erstickt worden sein. Kaum äußert sich irgend ein Bedürfniß, so werfen sich zahlreiche mitleidige, hilfsbereite Musiker auf ein Gebiet, das noch einige Aussicht auf Absatz und Beachtung hat. Nicht immer war es so. Im vorigen Jahrhundert wurde in den protestantischen Kirchen mehr musicirt, als gegenwärtig. Jede Stadt, jedes Städtchen besaß seinen Cantor, Kirchenchor und mehr oder weniger auch ein Orchester und setzte seinen Stolz darein, allsonntäglich eine gute Kirchenmusik zu hören. Aber ein Jahr hat 52 Sonntage und woher immer passende, für die obwaltenden Verhältnisse brauchbare Musikstücke nehmen? Gedruckt wurde soviel wie nichts; desto eifriger aber

componirt und copirt. Weitaus die meisten dieser frommen Cantoren schrieben sich ihre Sonntagsmusiken selbst. So kam es, daß viele derselben zahlreiche Jahrgänge von Kirchencantaten fertig brachten und daß in vielen Kirchen nur Compositionen des betreffenden Cantors, der diese Musiken zu leiten hatte, aufgeführt wurden. Allwöchentlich eine mehr oder minder umfangreiche Cantate zu componiren, gehörte sozusagen zu den Aufgaben des Directors. Geschrieben wurde im Verhältniß kaum weniger wie heute, aber viel weniger veröffentlicht. Von vielen guten und tüchtigen Tonsetzern wissen wir nur, wie sie hießen und daß es außerordentlich geschickte und fleißige Leute waren. Nur wenn man diese Umstände berücksichtigt, kann man sich die staunenerregende Anzahl einschlägiger Werke von Bach, Telemann, Homilius, Rolle, Stölzel u. v. a. erklären, aber auch die Erscheinung, daß die Meister immer so rasch vergessen wurden, wenn sie außer Wirksamkeit traten. Wenn man Jahrzehnte hindurch immer nur die Werke eines Tonsetzers sang, mußte im Chor ein unstillbares Verlangen entstehen, nun auch die anderer Meister zu üben und auszuführen. Wer kann sich in unserer Zeit noch rühmen, eine Composition von St. gehört oder gesehen zu haben? Er ist für uns nur ein Name. Und doch galt er s. Z. als ein trefflicher, einflußreicher Tonsetzer, unermüdlich an seinem Schreibpult (die Cantoren hatten immer auch Chor- und Orchesterstimmen auszuschreiben und es ist ebenso erfreulich ihren schönen Notenschriften zu begegnen, wie die Masse dessen was sie schrieben unglaublich ist). Ob seine Werke dadurch gerettet wurden, daß man sie in einer Bibliothek hinterlegte, ob sie den Weg wie so viele andere in einen Käse- oder Wurstladen fanden, wir vermögen es nicht zu sagen. St. betrieb von frühester Jugend an Musik mit außerordentlicher Begierde und suchte überall, wo er seine gelehrten Studien fortsetzte, in Grünhain und Buttstädt, den Unterricht der besten Lehrer zu erhalten. Um Theologie zu studiren, besuchte er seit 1727 die Universität zu Jena. Bereits mußte er sich gründliche musikalische Kenntnisse und ungewöhnliches Geschick erworben haben, denn er galt hier bald als schätzbarstes Mitglied des damals in großer Blüthe stehenden Collegium musicum und seine Compositionsversuche fanden so vielen und allgemeinen Beifall, daß er der Lieblingscomponist des Publicums wurde und bei jeder Gelegenheit um Producte seiner Kunst: Cantaten, Serenaden, Arien u. s. w. gebeten wurde. Als er 1737 zur Feier der Geburt des Erbprinzen von Weimar, Ernst August II. Constantin, drei große Compositionen: eine Cantate für die Collegienkirche, eine Serenade zur Illumination und eine Festmusik für das Collegium musicum geschrieben hatte, rühmte man diese Werke auch auswärts so sehr, daß der Vater des neugeborenen Prinzen, Herzog Ernst August I. sie auch zu hören wünschte und das ganze Collegium (29 Mitglieder) zu sich nach Weimar einlud, den Componisten, die Sänger und das Orchester fürstlich tractirte und, nach Anhörung der ihn sehr befriedigenden Musik, mit 100 Thalern beschenkt, in Gnaden wieder entließ. Bald nach diesem Vorfall kam St. als Cantor zu St. Catharina und als Schulcollege nach Zwickau. Dort stand an erster Stelle der musikalischen Verhältnisse der verdiente alte Cantor J. M. Steindorf, ein Schüler des durch seine abenteuerlichen Lebensschicksale bekannten D. Funk, der, trotzdem er eins der größten musikalischen Genies war, zuletzt hinter einem Zaun sein verscherztes Dasein elend beschloß. Steindorf war durch Alter und Krankheit unfähig geworden, sein Cantorat an der Marienkirche noch zu versehen. St. trat nun aushülfsweise für ihn ein und besorgte, bis der Tod denselben abrief, in beiden Kirchen die Musiken. Um 1739 trat er dann in dessen Stelle ein und wurde zugleich Lehrer an der vierten Classe der Lateinschule. Ziemlich alle in den Kirchen des so recht im Musikantenwinkel Sachsens gelegenen Zwickau aufgeführten Musiken rührten

von ihm her, aber so viel er auch schrieb, die Zeit ließ davon nichts übrig, sie ließ alles entschwinden, vergessen, verderben. Schletterer.

Stieler: Joseph St., Porträtmaler, stammt aus einer lange schon zu Bernsdorf im Erzgebirge heimischen Künstlerfamilie. Der Großvater Christian Friedrich wurde wegen seiner vielgerühmten Geschicklichkeit im Edelsteinschneiden und Wappenstechen 1742 als herzoglich gothaischer Hofgraveur nach Altenburg berufen und starb hier 1758. Sein älterer Sohn Johann Friedrich (geb. 1729 zu Bernsdorf) lernte bei Heinrich Mail in Leipzig, wurde 1751 Graveur an der polnischen Münze zu Guben in der Lausitz, kam 1755 in gleicher Eigenschaft nach Dresden, wo er unter anderen Arbeiten eine Denkmünze auf Gellert's Tod (1769) und auf den Frieden zu Teschen (1779) prägte und 1797 starb (vgl. Nagler, Monogrammisten, 1870, V. Bd., Nr. 342). Ein jüngerer Sohn August Friedrich erlernte bei seinem vorgenannten Bruder in Dresden die ersten Elemente des Gravirens, fand die wohlwollendste Aufnahme am kurfürstlichen Hofe zu Mainz, wurde zur weiteren Ausbildung zu dem damals berühmten Stempelschneider Johann Karl Hedlinger in die Schweiz geschickt und nach seiner Rückkehr als Hofmedailleur zu Mainz angestellt, wo er sich mit einer Tochter des Hofmusikus Fritzmann vermählte, aber schon 1789 starb (vgl. Nagler, Monogrammisten, 1860, II. Bd., S. 886, Nr. 2488). Sein jüngster Sohn Joseph St., geboren am 1. November 1781, erhielt frühzeitig mit den älteren Brüdern Unterricht im Zeichnen und gab bald überraschende Proben seines künftigen Berufes, so daß er schon mit zwölf Jahren zwei von William Wyne Ryland nach Angelica Kaufmann in Punktirmanier gestochene Blätter in täuschender Tuschzeichnung mit größter Treue zu copiren vermochte. Dann zeichnete er alle Personen des Hauses und brachte ohne fremde Anleitung die Miniaturmalerei zur Anwendung, wodurch der Knabe im Stande war, seine Familie zu unterstützen, da nach der Flucht des Kurfürsten Freiherrn v. Erthal aus Mainz auch die geringsten Besoldungen und Pensionen nicht mehr ausgezahlt wurden. Um Hülfe für die Mutter und seine Geschwister und Arbeit für sich zu suchen, folgte der Jüngling dem kurfürstlichen Hoflager nach Aschaffenburg, wo er nicht nur den Kurfürsten und den Coadjutor Karl v. Dalberg malte, sondern auch mit Damenporträts mehrfache Aufträge erhielt. Hinreichend gesichert durch den Ertrag seiner Kunst begab sich St. 1798 nach Würzburg, um bei dem Maler Christoph Fesel (1737—1805), einem ehemaligen Schüler von Mengs und Battoni in Rom, die Technik der Oelmalerei zu lernen und von da nach Wien, um an der unter Heinrich Füger's Direction florirenden Akademie weitere Förderung zu finden. St. wurde sein begeisterter Schüler, indem er sich die eklektische, auf classisch-idealistische Schönheit in Anordnung, Form und Farben ausgehende süßliche Manier seines Meisters völlig aneignete. Dabei copirte St., soweit es das beliebte Herkommen und die Manier der Schule erlaubte, Bildnisse von Tizian und van Dyck und studirte die Antike; dagegen mußte St. das Actzeichnen aufgeben, da dieses lediglich auf die Abendstunden verlegt war und Stieler's Augen, welche schon früher unter einer gefährlichen Entzündung gelitten hatten, Schonung verlangten, weshalb auch die Miniatur-Malerei für alle Folgezeit verboten blieb. Seine weitere Bildung förderte der Verkehr mit vielen ausgezeichneten Männern und Frauen, mit den Celebritäten der damaligen Litteratur und Kunst, die ihn mit Personen der höchsten Stände in nähere Berührung brachten. St. gewann dadurch jenen sicheren wohlthuenden Ton und seinen Schliff, wodurch jeder Künstler und insbesondere der überhaupt auf die „Gesellschaft“ angewiesene Porträtmaler, sein eigentliches Terrain zu erringen vermag. Er verließ das liebgewonnene, lebensfrohe, musik- und gesanglustige Wien nach fünfjährigem an Erfahrung, Studium

und Fortschritt reichen Aufenthalt, um mit Empfehlungsbriefen wol ausgestattet, eine Kunstreise nach Rußland, zunächst nach St. Petersburg anzutreten, wo tüchtige Bildnißmaler erfreuliche Aufträge gefunden hatten. Er nahm den Weg durch Ungarn und Galizien nach Polen, gelangte aber nicht weiter, da der Krieg zwischen Frankreich und Rußland schon ausgebrochen war und St. als französischer Unterthan (Mainz!) keinen Paß weiter erhalten konnte. Doch erreichte er auch schon in Polen seinen Zweck, da Empfehlungen an die dortige höhere Gesellschaft, womit ihn namentlich ein vom Aschaffenburger Hofe her befreundeter Gönner versehen hatte, ihm zu Krakau und Warschau viele Bestellungen zuführten. In letzterer Stadt weilte er noch im November 1806 bei Napoleon's Ankunft. Hier malte St. die Fürstin Bagration, eine berühmte Schönheit; das Porträt erhielt später den Namen Appiani's und gelangte in den Besitz des Herzogs von Coburg, woselbst St. sein Werk wiedererkannte und den fälschlich darübergesetzten Namen beseitigte. In dieser Zeit malte der fünfundzwanzigjährige Künstler auch sein eigenes Bildniß, ein wahres Recept des damaligen Geschmacks: ein über die rechte Schulter geworfener grüner Mantel verhüllt Arme und Brust, ein weißes Halstuch ist nachläßig um den stehenden Hemdkragen geschlungen; das Bild wurde übrigens mit fester Hand in saftig klaren Farben gemalt und zwar in einer Weise, die den früheren Miniaturisten immer noch erkennen läßt. Dann kehrte St. mit wohlerworbenen, zu einer weiteren Studienreise dienenden Mitteln nach Wien zurück, wo er vom 6. April bis zum 24. Mai 1807 verweilte, die Galerien studirte und im geselligen Leben gerne mit musikalischen Kräften verkehrte. Wie er in seinem Tagebuch berichtet, lernte St. die Pianisten Schlesinger und Kreutzer, die Violincellisten Wilmann und Pixis, den Violinvirtuosen Ochsenheimer und den Componisten Seidler kennen. Auch machte er wahrscheinlich damals schon Beethoven's Bekanntschaft. Bei Schuppanzigh hörte er ein neues Quartett in E-moll von Beethoven; in einer Abendgesellschaft traf er auch die seit ihrem fünften Lebensjahre erblindete Sängerin und Componistin Maria Theresia Paradis (1759—1824, vgl. Wurzbach 1870. XXI, 286 ff.), die mit dem Maler Karten spielte und eine Partie Piquet ihm abgewann; der berühmte Mechaniker Kempelen construirte für sie eine eigene Noten-Setz-Maschine; in ihr Stammbuch haben die berühmtesten Dichter und Zeitgenossen, wie Klopstock, Bürger, Pfeffel, Denis, Geßner, auch Charlotte Kestner, Lavater, Hufeland u. A. sich eingezeichnet. Vieles Aufsehen durch sein Clavierspiel wie durch seinen Geiz machte damals auch Muzio Clementi. Ganz charakteristisch für den jovialen Zug jener Zeit ließ sich auf einer musikalischen Soiree bei Pixis auch ein Herr hören, der mit der schönsten Methode und einem sehr angenehmen Ton auf einem Trichter Variationen mit den schwersten Passagen blies; ein Anderer entfaltete die gleiche Bravour auf einem dreieckigen Hute, indem er das Waldhorn, insbesondere mit vorzüglichen Trillern imitirte — ganz wie bei uns, wo musikalische Clowns noch in den höchsten Kreisen gerne ihre Künste zeigen. Uebrigens bewunderte St. auch die Stiche und Handzeichnungen in der Erzherzog-Albrecht-Sammlung, insbesondere die Holbein und Dürer wegen ihrer Subtilität und Naturwahrheit. Am 6. Juli 1807 kam St. nach München, wo er in gleicher Weise sieben Wochen lang die Kunstschätze besah, Ateliers besuchte und die Abende bei Musik und im Theater verbrachte. Mit dem omnipotenten Peter v. Langer vermochte er sich nicht zu befreunden, besser gelang es ihm mit dessen Sohn Robert Langer, auch mit Restalino, Kellerhoven und W. v. Kobell. In der Galerie entzückten ihn die Niederländer Gerhard Dow, Netscher, Mieris, van der Werff, van Dyck und Rembrandt, mithin solche Meister, welche seinem bisherigen Entwicklungsgange ziemlich fremd gegenüber standen. Auch ein Ausflug nach dem durch

Westenrieder's „Beschreibung“ schon viel gefeierten Starnberger See wurde gemacht, natürlich in angenehmer Gesellschaft und mit der unentbehrlichen Guitarre, wobei ihn sein Bruder auf der Flöte begleitete. Dann verließ St. München am 24. Juli 1807, fuhr über Augsburg, Ravensburg, Meersburg und den Bodensee nach Constanz, um dann zu Fuß nach Schaffhausen und über Zürich durch die innere Schweiz in das Berner Oberland zu wandern. Beim Anblick des vaterländischen Rheines, welchen St. seit zehn Jahren nicht gesehen hatte, tauchte der Maler freudig in die smaragdgrüne, crystallene Fluth, deren köstliche Farbe wie ein Zauber auf ihn wirkte; er dachte an Goethe's „Fischer“ und ein Bild dazu entstand in seiner Seele, welches er freilich erst später, im hohen Alter wirklich zur Darstellung und Ausführung brachte. Die Großartigkeit der Schweizerberge machte ihn ganz trostlos, er wagte gar nicht zu skizziren. Einige Tage reiste er mit der berühmten Malerin Elisabeth Louise de Lebrun (geb. Vigée, 1755—1842) und zeichnete eine Bergpartie in ihr Buch. Zu Paris ging ihm unter den aufgehäuften Kunstschätzen eine neue Welt auf; die Bekanntschaft mit David, Girodet-Triosson, insbesondere mit Gérard öffnete ihm das Auge für Natur und Farbe, sodaß St. zum zweiten male ganz von neuem zu lernen begann. Er copirte nun fleißig im Musée Napoléon, malte mehrere Bildnisse und ein größeres, den Mailänder Erzbischof Karl Borromäus vorstellendes Altarbild (jetzt in Aschaffenburg) für den Großherzog Karl von Dalberg von Frankfurt. Auch hier erfreuten ihn die geselligen Beziehungen in der Elite von musikalischen und dramatischen Celebritäten. Nur widerstrebend riß er sich nach zweijährigem Aufenthalte los und übersiedelte 1809 nach Frankfurt, wo ein so geschultes und exquisites Talent mit Aufträgen überschüttet und in den Salons verhätschelt wurde; außerdem entzückte St. auch durch sein Violin- und Guitarrespiel. Im November 1809 reiste St. über Basel nach Italien; an der Grenze wurden ihm zwei Gemälde von seiner Hand durch die mehr als gewissenhaften Zöllner confiscirt: die Porträt-Copie eines Brentano (noch zu Tegernsee) und sein eigenes, in Polen gemaltes Bildniß. Indem er sich lange vergeblich zu Mailand um die Freigabe derselben bemühte, machte St. die Bekanntschaft des spanischen Gesandten, welcher den jungen Mann in seine Familie einführte, wo derselbe durch seine Erscheinung und durch den Gesang spanischer Romanzen zur Guitarre Furore erregte. Der Gesandte vermittelte die Herausgabe der beschlagnahmten Bilder und stellte den Künstler der Vicekönigin Augusta vor, die nun sich und ihre Kinder malen ließ. Nach einem fast halbjährigen Aufenthalte zu Mailand ging St. 1811 nach Rom, um im Auftrage des Fürst-Primas von Dalberg ein großes Altarbild für Frankfurt zu malen, darstellend wie S. Leonhard durch einen Engel von seinen Ketten im Gefängniß befreit wird, eine damals vielbewunderte Leistung, welcher der hohe Mäcen die charakteristische Inschrift „Sancto Leonardo Carolus 1813“ beisetzen ließ. Während St. mehrere Bildnisse für den König Murat in Neapel malte, wurde er nach Mailand zurückgerufen um verschiedene größere Arbeiten im Auftrage der Vicekönigin auszuführen, darunter namentlich die Bildnisse ihrer Kinder für den König Maximilian von Baiern, welcher alsbald den Künstler nach München lud (1812), um sowol ihn wie die Königin Karoline und sämmtliche Mitglieder der königlichen Familie zu malen. Nach dem Wunsche des Monarchen schilderte St. den König am Schreibtische sitzend und je drei Prinzessinnen auf einer Tafel (sämmtliche Bilder im Schlosse zu Tegernsee). Darauf erfolgten viele Bestellungen, darunter auch ein lebensgroßes Reiterbild des Prinzen Karl von Baiern (Schleißheim) und ein Brustbild des damaligen Kronprinzen Ludwig im sogenannten altdeutschen Rock. Im J. 1816 sendete der König seinen Künstler nach Wien, um für ihn die Bildnisse des Kaisers Franz und dessen

vierter Gemahlin Karoline Auguste zu fertigen (lithogr. von Winterhalter). Nun folgten weitere Porträts von den Mitgliedern des kaiserl. Hofes und der österreichischen Aristokratie. (Vgl. Wurzbach, Lexikon 1879. XXXVIII, 351.) Aus Verehrung für Beethoven malte St. den zum „Sitzen“ meist unwirschen Tondichter (1819): ein vorzüglich gelungenes, den genialen Mann ganz charakterisirendes Bildniß, welches nach mancherlei Schicksalen in den Besitz der Gräfin Saurma (der unter ihrem Mädchennamen einst so berühmten und poesievollen Harfenvirtuosin Rosalie Spohr) kam; die Geschichte dieses mehrfach lithographirten und neuestens auch xylographirten Bildes ist in Nr. 2436 der „Illustrirten Zeitung“ (Leipzig, 8. März 1890, S. 235) berichtet. Erst 1820 kehrte St. auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs Max zurück und zwar in Begleitung einer schönen jungen Russin Pauline Becker aus Moskau, die er in Wien als Gattin heimgeführt hatte. In München warteten seiner große und umfassende Aufträge. Zunächst hatte er den König als Verleiher der Constitution im Krönungsornat und in ganzer Figur zu malen, eine Arbeit, welche sowol wegen der großen Aehnlichkeit als feinen Anordnung und sorgfältig vollendeten Ausführung allgemeinen Beifall und später im Stifter-Saal der Pinakothek eine bleibende Stelle fand (gestochen von C. Heß, lithographirt von Winterhalter); als besondere Anerkennung erhielt St. den Titel eines Hofmalers mit ständigem Jahresgehalte. Jetzt wurde St. „Mode“ in der Haute volée und es gehörte zum guten Ton, sich von St. abconterfeien zu lassen. Es entstanden zahllose Bildnisse von Staatsmännern, Heerführern, Gelehrten, Künstlern (darunter beispielsweise Fürst Wrede, General v. Pappenheim), von erlauchten und hohen Frauen, welche meist noch der Regierungszeit König Max' I. angehören. Aus dieser Periode datirte auch ein zweites Porträt des Kronprinzen Ludwig in Chevaulegers-Uniform, des Prinzen Eugen von Leuchtenberg (im Reitermantel, im Hintergrund eine Landschaft, lithographirt von Selb und Schöninger, radirt von Muxel) und seiner Gemahlin Augusta und aller herzoglichen Kinder, insgesammt in ganzen Figuren. Als im J. 1821 die Prinzeß Maximiliane Josephe Karoline (geboren 1810) in früher Jugend starb, malte sie St. auf dem Todtenbette und dann in allegorischer Auffassung, wie sie von der Erde zum Himmel emporschwebt und ihr verklärtes Brüderchen Maximilian (geb. 1800 zu Amberg, † 1803 zu München) den Sternenkranz aus den Wolken reicht (im Schlosse Tegernsee). Inzwischen mußte St. den König und die Königin wiederholt in verschiedenen Brustbildern malen, welche theils in den Besitz der königlichen Prinzessinnen, theils als Geschenke an auswärtige Höfe gelangten und häufige Berufungen Stieler's zur Folge hatten. Es entstanden die Bildnisse der Kaiserin von Rußland, des Kronprinzen Oskar von Schweden; 1822 wurde St. nach Stuttgart berufen, um sämmtliche Mitglieder des dortigen Königshauses zu malen. Aus dieser Zeit stammen auch etliche ideale Köpfe und Madonnen, welche St. mehr zur Abwechselung, zum Studium und Versuch, als um historische Stoffe zu behandeln, vollendete. Daß St. mit Peter Heß, Gärtner, Albrecht Adam, Dominik Quaglio u. a. die Idee des Münchener „Kunstvereins“ anregte und 1824 ins Leben rief, wurde durch Aufstellung seiner Büste (modellirt von Jos. E. Bandel 1831) zur bleibenden Erinnerung gebracht. In dem genannten Jahre erhielt St. die Aufnahme als Ehrenmitglied in die Akademie zu München; gleiche Anerkennung erfolgte alsbald aus Berlin, Wien, Perugia u. s. w. — Er stand jetzt unter seinen Zeitgenossen als Bildnißmaler auf der Höhe seines Ruhmes und behauptete sich noch etliche Decennien. Die vornehme Welt wollte nur von St. porträtirt sein; seine Manier, die Menschen nach ihrer glaubhaft liebenswürdigsten Seite, in idealer Verherrlichung, mit sorgfältiger, geschmackvoller Anordnung elegant abzuschildern, fesselte Alles. Wie

St. als Mensch, so gab er sich auch als Künstler: „Offen und wahr, heiter und liebenswürdig im Umgang, nachsichtsvoll, mild und wohlwollend in seinem ganzen Wesen, suchte er wie im Leben und Urtheil, so in der Kunst an den Menschen stetig nur das Gute, Edle, Schöne, die ideale, reine, verklärte Seite hervorzukehren.“ Trotz seiner idealen Auffassung und historischen Stilisirung verstand er es trefflich zu individualisiren und auch der äußeren, sinnlichen Wahrheit ihr Recht widerfahren zu lassen. „Seine Bildnisse waren in hohem Grade ähnlich, dabei von einer heiteren Klarheit und blühenden Frische der Farben, die in anmuthiger Modellirung von dem meist dunkel gehaltenen Hintergrunde wirksam sich abheben und um so mehr gefielen, je sorgfältiger und sauberer die Pinselführung war, die mit ihrem bestechenden Schmelz den Laien leichter gewinnt als alle noch so mächtigen Effekte des körperlich abgerundeten Licht- und Farbenspiels, dessen höheren Werth nur der wahre Fachmann und Kenner gebührend zu schätzen weiß.“ Ein solcher Künstler war für den seit 1825 zur Regierung gelangten König Ludwig I. eine hochwillkommene Kraft. Der hohe Monarch ließ sich (und die Königin Therese) im Krönungsornat und ganzer Figur 1826 malen (nun im Saal der Stifter in der Pinakothek, vgl. Kunstblatt 1826, Nr. 102), ein Bild, welches durch K. Reindel's Stich und Piloty's Lithographie außerordentlich populär wurde. Sodann erfolgte der Auftrag eine Reihe, durch ihre Schönheit hervorragender Mädchen und Frauen aus allen Ständen zu porträtiren, eine Arbeit, welche sich von 1827 bis 1847 erstreckte (vgl. Pfister, Die Kunstepoche Münchens, 1888, S. 17): „Deutschland, England, Italien, Griechenland und Judäa halfen mit classischen Gestalten die Goldrahmen füllen und neben Prinzessinnen und Fürstinnen sieht man echte Münchener Ringelhäubchen als galeriefähig prunken.“ Vielfach in Oel, auf Porzellan (von Le Feubre, Wustlich u. a.) copirt, durch Stich (von Fleischmann, Konrad Geyer, Schultheiß u. a.), Lithographie (von Melcher, Rigal u. a.) und schließlich auch durch Photographie (bei Piloty und Loehle) in 36 Blättern vervielfältigt, füllen sie heute noch ein eigenes Cabinet in der königl. Residenz. Im J. 1828 sendete König Ludwig seinen Hofmaler nach Weimar um den Dichterfürsten zu porträtiren, welcher, wie Sepp (Ludwig Augustus, 1869, S. 92) berichtet, den Künstler höchst ceremoniell empfing und während der nöthigen Sitzungen an St. großes Gefallen fand. So entstand dieses merkwürdige Bild (in der neuen Pinakothek, vgl. Kunstblatt 1828, S. 416, lithographirt von Schreiner und Rigal und neuestens photographirt von Hanfstängl), welches ebenso enthusiastisch gerühmt wie als vollkommen mißlungen bezeichnet wurde. Ueber den insbesondere auch die Farbenlehre betreffenden Verkehr zwischen Maler und Dichter, welcher theilweise zimlich animos zu werden drohte, wobei Goethe im Zorn über die „altdeutschen“ Maler mit der Faust in den Tisch schlug, hat Marggraff Andeutungen gegeben. Nachdem St. noch Dresden und Berlin besucht hatte, arbeitete er in gehobener Stimmung zu München weiter, beglückt durch die Huld seines Monarchen, mit Aufträgen überhäuft und unterstützt von begeisterten Schülern, unter welchen sein Neffe Friedrich Dürck (geb. 1809 in Leipzig, † 1884 in München), Jos. Bernhardt (1805—1885), Gottlieb Bodmer (1804—1837) und in späteren Jahren auch Stieler's ältester Sohn Max mit seltener Eintracht in die Bahnen des Meisters traten, der, im formellen Idealismus großgeworden, doch von der streng historischen Schule des Cornelius mißlaunig beobachtet und andererseits von der aus Belgien auftauchenden realistischen Maltechnik bedroht wurde. Obwol schon längst gewohnt, dem nebensächlichen Detail die größtmögliche Sorgfalt zu schenken, dehnte jetzt St. seine Studien auf Landschaften und Architekturen aus und unternahm mehrere an-

muthige und sinnig empfundene Genrestücke mit lebensgroßen Figuren aus wirklichen oder erdichteten Vorgängen von vorwiegend lyrisch-allegorischem Charakter, z. B. „Die am Grabe der Mutter betenden Kinder" (1831); „Das von seinem Schutzengel vor dem Biß einer Schlange bewahrte schlafende Kind" (Museum zu Mainz); sein eigenes achtjähriges Töchterchen, welches sitzend am Ufer eines klaren Bergbaches sich ergötzt, Blumen in die vorübereilenden Wellen zu werfen (Kunstblatt 1836, Nr. 5); der „Fischer" nach Goethe, worüber schon 1830 Felix Mendelssohn-Bartholdy an Goethe berichtete (vgl. Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy, Goethe und Felix Mendelssohn, Lpz. 1871, S. 42), endlich „ein von ihrem Bruder durch das Wasser getragenes Mädchen" (1843, angekauft aus der Kunstausstellung zu Hannover von Jenny Lind). Auch bei Portraits strebte St. damals gerne nach verwandten Stimmungen; davon zeigen Bilder mit lebensgroßen Figuren (Schloß Biederstein), z. B. den Herzog Maximilian mit seiner Gemahlin, oder die Prinzessinnen Marie und Sophie darstellend, wie sie auf einem Hügel bei Tegernsee ruhend, den Anblick der großartigen Alpenwelt genießen. Während St. an der Completirung der Schönheiten-Galerie weiterarbeitete, erfolgten zahlreiche Berufungen von auswärtigen Höfen. So fertigte er 1829 das Bildniß der Kaiserin von Brasilien, welche den Thron Dom Pedro's theilte. Dann lud ihn der Fürst von Thurn und Taxis nach Regensburg (1830) um seine ganze Familie zu malen; 1832 ging St. nach Wien um die Bildnisse mehrerer fürstlicher Personen, insbesondere der Erzherzogin Sophie mit ihren Prinzen und des Prinzen Gustav Wasa, sämmtlich in ganzen Figuren, aufzunehmen. In München entstand dann das Porträt des Ministers Georg Friedrich Freiherrn v. Zentner (lithographirt von Bodmer, gestochen von Helmsauer), 1833 außer den Bildnissen der Prinzeß Mathilde, Braut des Großherzogs Ludwig von Hessen-Darmstadt, der Prinzeß Marie (Verlobten des Königs Friedrich August von Sachsen) das durch hohe Wahrheit ausgezeichnete Brustbild Schelling's (lithogr. von Hanfstängl, Stich von Schultheiß), welches König Max II. noch als Kronprinz erwarb und in hohen Ehren hielt. Nach Coburg berufen fertigte St. 1834 das Bild des Herzogs Ernst August von Coburg-Gotha in ganzer Figur, darauf zu München, wo ihm längst in einem Saale der kgl. Residenz ein eigenes Atelier eingerichtet worden war, abermals ein Brustbild des Königs im Krönungsmantel, dann den Freiherrn v. Eichthal und dessen Gattin. Man rühmte die elegante und anmuthige Manier des Meisters mit der Weichheit seiner Formen, den leuchtenden Glanz seiner Augen, die Sauberkeit der Pinselführung und den duftigen silberschimmernden Gesammtton seines Colorits. Heute steht das Gegentheil in Ansehen und statt des damaligen „feinen" Vortrags und der geselligen Courtoisie ist ein brüskes Wesen mit aphoristischer Spachtel-Technik als genial beliebt. Im Januar 1837 malte St. ein höchst ansprechendes Bildniß des Königs Otto von Griechenland (lithographirt von Hanfstängl) und dessen Gemahlin Amalia (lithogr. von Fertig), 1838 die Bildnisse der bairischen Prinzessinnen Hildegarde und Alexandra sowie des Prinzen Adalbert. Bald darauf folgte St. einem Rufe nach Dresden, wo er nicht nur die lebensgroßen Bildnisse des Königs und der Königin von Sachsen in ganzen Figuren, sondern auch der Prinzeß Auguste und der Gemahlin des nachmaligen Königs Johann, Amalie Auguste, ausführte, dazu die Bildnisse des Freiherrn v. Könneritz und des Dichters Ludwig Tieck. Eine überaus ehrenvolle Einladung nach Petersburg, daselbst den Kaiser Nikolaus und sämmtliche Mitglieder der kaiserlichen Familie in ganzen Figuren zur Darstellung zu bringen, lehnte St. ab, theils aus Rücksicht auf seine Familie, von welcher ihm eine so weite und lange Trennung zu schmerzhaft schien, theils auch zur Schonung seines immer noch fühlbaren Augenleidens, welches unter dem dortigen Gesellschafts-

leben neu gefährdet werden konnte. Inzwischen malte er zu München den Herzog von Leuchtenberg in russischer Uniform und bald darauf dessen junge Gemahlin, die Großfürstin Marie und deren einjährige Prinzeß Adine, sämmtlich im Auftrage des Kaisers. Dann kam 1839 ein Brustbild des Prinzen Karl von Baiern in Kürassieruniform (lithogr. von Schöninger) und das Köpfchen eines nach aufwärts blickenden Mädchens; im Herbste ging St. nach Venedig, um neuestens die alten Meister zu studiren. Das nächste Jahr führte ihn wiederholt nach Regensburg; 1841 porträtirte er in Lebensgröße den damals gerade zu München auf Besuch anwesenden elfjährigen Erzherzog Ferdinand Max von Oesterreich, den später durch seine blühenden Schilderungen so anziehenden Schriftsteller und unglücklichen Kaiser von Mexiko. Daran reihten sich 1842 ein Bildniß der Prinzeß Adelgunde (Kniestück) und weitere Beiträge zur Completirung des Schönheiten-Cabinets. Neue erhöhte Thätigkeit entfaltete St. 1843 zu Berlin mit den erst in halber Figur, dann in Lebensgröße ausgeführten Bildnissen des Königs und der Königin, und zwar im Kostüm der Huldigungsfeier: Friedrich Wilhelm IV. in Generalsuniform mit dem Hut in der Linken, während den Hintergrund die gruppirten Reichsinsignien schmücken; die Königin auf dem Throne sitzend, das Haupt mit diamantener Krone bedeckt, im silberbrokatnen, reich mit Gold durchwirkten Kleide, das unten mit breitem Hermelin, an der Brust mit den üblichen Brüsseler Spitzen besetzt ist und über welchem sie den purpurrothen königlichen Mantel trägt; die Fernsicht geht auf die Brücke mit dem Reiterbilde des großen Kurfürsten (in Kupferstich von F. Mandel). Gleichzeitig entstanden auch im Auftrage des Königs die Bildnisse Alexander v. Humboldt's und des Generals v. Boyen. In München malte St. die Prinzeß Luitpold (lithogr. von Schöninger), die Griechin Bozzaris, die Gräfin v. Bassenheim, die Kronprinzeß und nachmalige Königin Marie von Baiern, künstlerische Leistungen, welche diese schönheitberühmten Frauen in glücklicher Wiedergabe der Nachwelt weisen. Daran reihten sich die Erzherzogin Albrecht von Oesterreich (galvanographirt von Schöninger), Prinzeß Alexandra, Prinz Adalbert von Baiern, Graf Stanislaus Zamoiski und dessen Enkelin Marie, dann die Lady Milbank u. s. w. Im J. 1847 nach Altenburg berufen, entstand im Auftrag der dortigen Landschaft als Hochzeitsgabe für die Prinzeß Alexandra, Braut des Großfürsten von Rußland, ein Bild mit vier lebensgroßen, die herzogliche Familie darstellenden Figuren. Das nächste Jahr führte den Künstler nach Hannover, um die Bildnisse des damaligen Kronprinzen und nachmaligen Königs Georg V. und dessen Gemahlin auszuführen, auch entstand in dieser Zeit sein eigenes Porträt (Kunstblatt 1848, S. 234); 1850 malte St. die Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin, 1851 in Altenburg die regierende Herzogin und in Lippe-Detmold (1852) alle Glieder der fürstlichen Familie. Die Münchener Kunstausstellung 1853 brachte ein betendes Mädchen, eine Tirolerin und ein frisches Kind aus den bairischen Alpen, drei Kopfstudien, welche St. zur Abwechselung und zu seinem Vergnügen ohne Auftrag möglichst durchgebildet hatte, um dann den Pinsel des Porträtmalers bleibend niederzulegen. Indessen erwuchs ihm doch noch ein weiterer Auftrag, der nicht abzuweisen war. Bei der Vermählung der Herzogin Elisabeth mit dem Kaiser Franz Joseph von Oesterreich wünschte König Ludwig die ganze Familie des Herzogs Maximilian in lebensgroßen Figuren auf einem Bilde vereint, als Brautgeschenk für die Kaiserin. St. verlegte die Haupt-Scene auf den mit Weinlaub umrankten Balkon des Schlosses Possenhofen mit der entzückenden Aussicht über den blauen See nach der duftigen Bergkette. Drei von den Geschwistern der Kaiserbraut sind gerade von einem Spaziergange zurückkehrend gedacht, während die jüngste mit Trommel und Puppe und zwei andere Prinzessinnen mit einem Papagei

sich unterhalten. St. that sein Bestes, obwol ihm das Alter dabei unverkennbar die Hand führte, ebenso bei einigen Portraitbildern, welche Prinz Karl von Baiern nur von seiner Hand haben wollte. Dann genoß er das otium cum dignitate, lebte im Kreise seiner Familie, zog nach alter Gewohnheit in die Sommerfrische, in sein anmuthiges Haus an den Geländen des Tegernsees, wo der betagte Mann noch als rüstiger Schwimmer sich erfreute und jüngte, bis ein inneres Leiden nebst einer Lungenentzündung den von seiner Zeit so gefeierten Künstler am 9. April 1858 aus dem Leben rief. Als Maler hatte er das Möglichste geleistet, um allen Errungenschaften der neueren Zeit in seiner Weise gerecht zu werden und aus ihrer Technik den für seine Kunst denkbaren Nutzen zu ziehen. „So lange er lebte und wirkte, glaubte er mit sich und der Kunst nicht abschließen zu dürfen, sondern vorwärts schreiten zu müssen. Er war ein stets Werdender auf seinem Felde, wie Goethe auf seinem Gebiete und auch nur hierdurch im Stande, sich den wechselnden Geschmacksrichtungen und den ins Unendliche gesteigerten Kunstanforderungen gegenüber aufrecht zu erhalten. St. kannte die Grenzen seiner Kunst; er empfand lebhaft das Unzulängliche, das sie für ein höher strebendes Gemüth in sich birgt und das vielfach Hemmende und Drückende, was sie denen auferlegt, die sich ihr als Jünger oder Meister widmen, aber er ist ihr in unveränderlicher und stets wachsender Liebe treu geblieben.“ Und dieser gleiche Sonnenschein lagerte über seinem ganzen vielbewegten Leben, welches nur durch das frühe Ableben seiner Gattin umwölkt wurde. Eine neue, beglückende Ehe mit vielen Kindern verband ihn 1833 mit Josephine v. Miller, welche später auch zur Feder griff und mit biographischen Charakterschilderungen ganz interessante Porträtköpfe verarbeitete. Dabei ist bemerkenswerth zu beobachten, wie überhaupt die Vererbung der Talente in Stieler's Söhnen weiter spielte. Sein ältester Sohn Max St. folgte mit schöner Begabung zur Poesie, die in dramatischer Form sich bemerklich machte, dem väterlichen Vorbilde als Maler; ganz entschieden als Dichter documentirte sich der leider nur zu frühe verstorbene, aus zweiter Ehe stammende Karl St. (1842—1885), welcher ebenso zur historisch-archivalen Forschung wie zur Rechtswissenschaft neigte. Guido St. (geb. am 7. Juni 1844) widmete sich der Heilkunde und wurde ein vielgesuchter und gefeierter Arzt, Eugen v. St. (geb. am 19. September 1845) absolvirte die Rechtswissenschaft, trat in die juridische Praxis, verließ aber dieselbe, unwiderstehlich zur Malerei gezogen, erreichte schöne Resultate mit verschiedenen Genrebildern und steht jetzt durch das allgemeine Vertrauen erwählt und geadelt als Präsident an der Spitze der Münchener Künstlerschaft.

Vgl. A. v. Schaden, Artistisches München 1836, S. 158. — Söltl, Bildende Kunst, 1842, S. 200 ff. — Nagler, Künstlerlexikon, 1847, XVII, 348—52. — Nekrologe in B. 111 Allg. Ztg., 21. April 1858; Nr. 139 bis 149 Abendblatt der Neuen Münchener Ztg., 12.—24. Juni 1858 (R. Marggraff); Nr. 789 Illustr. Ztg., Leipz., 14. Aug. 1858, S. 107 (mit Porträt); Kunstvereins-Bericht f. 1858, S. 50 ff. — E. Förster, Gesch. d. deutsch. Kunst, 1860, V, 215. — Maillinger, Bilderchronik 1876, II, 1517 ff. (wo überhaupt die meisten Lithographien und Stiche nach Stieler's Porträt-Bildern mit den betreffenden Namen verzeichnet sind). — Reber, Gesch. der neuern Kunst, 1884, II, 233 ff. — Pecht, Gesch. d. Münchener Kunst, 1888, S. 52.

Hyac. Holland.

Stieler: Karl St., ältester Sohn des bairischen Hofmalers Joseph Karl St., wurde am 15. December 1842 zu München geboren, † ebenda am 12. April 1885. Hier und in Tegernsee, wo sein Vater ein Landhaus besaß, verlebte er seine erste Jugend und wurde so von Kind auf ganz und gar heimisch im oberbairischen Gebirgsland und innig vertraut mit der Anschauungsweise und dem

Empfinden seiner Bewohner, die, sonst verschlossen, vor dem „Stielerkarl“ kein Hehl aus ihrem Denken und Wesen machten. Lange trug er sich ernstlich mit dem Plane, nach dem Vorbilde des Vaters Maler zu werden; doch, nachdem er das Gymnasium durchgemacht hatte, bezog er im Herbst 1861 die Münchner Universität und entschied sich hier für das Studium der Rechte. Daneben versäumte er die allgemeineren philosophischen und geschichtlichen Wissenschaften nicht, fand auch in dem Dichterkreise, der sich um Geibel und Heyse schloß, freundliche Aufnahme. Nach Beendigung seiner Universitätsjahre arbeitete er als Praktikant am Landgericht zu Tegernsee. Im Sommer 1866 aber wurde er auf sein Ansuchen zum Lieutenant auf Kriegsdauer beim achten bairischen Infanterieregiment ernannt, das hauptsächlich aus Söhnen des bairischen Waldes gebildet war und, ohne ins Feld zu kommen, in Passau lag. 1868 bestand er den Staatsconcurs in München und trat nun als Concipient bei einem Anwalt in Thätigkeit. 1869 promovirte er in Heidelberg; staatsrechtliche Studien sollten ihn jetzt auf die akademische Laufbahn vorbereiten. Von diesem Plane eingenommen, lehnte er sogar einen Antrag, in ministerielle Dienste zu treten, ab, nahm dafür aber 1870 eine Stellung beim bairischen Reichsarchiv mit Freuden an, in der er 1882 zum Reichsarchivsassessor vorrückte. So mannichfach und oft nüchtern hier auch seine Berufsarbeit war, sie führte ihn doch auch wieder besser als jede andere amtliche Beschäftigung in die Geschichte seines geliebten bairischen Hochlandes ein und ließ ihm überdies persönliche Freiheit genug, daß er seinen litterarischen Neigungen emsig nachgehen konnte und der Reiselust, die ihn längst nicht nur in seine Berge, sondern wiederholt auch ins Ausland lockte, nicht zu entsagen brauchte. Schon 1867 hatte er Paris besucht; 1868 war er nach Wien und Pest und von da aus über Prag und Dresden nach Berlin, Hamburg und Helgoland gekommen; das Osterfest 1870 feierte er zu Rom mitten im Pomp des vaticanischen Concils. Nach dem Ausbruch des Krieges litt ihn seine flammende Begeisterung für die deutsche Sache nicht in Baiern; er begleitete eine Sanitätscolonne nach dem Kriegsschauplatz und machte namentlich im September die Belagerung von Straßburg mit. Auch nachdem er am 17. Mai 1871 durch seine Verheirathung mit Mary Bischoff aus Nürnberg sich ein eigenes Heim gegründet hatte, in dem er sich wahrhaft glücklich fühlte, trieb ihn eigne Lust und der Ruf auswärtiger Freunde immer wieder von Zeit zu Zeit in die Fremde. Im Auftrag verschiedener Verlagsbuchhändler bereiste er mehrfach das heimische und fremdes Land, um es in künstlerisch illustrirten Prachtwerken anschaulich und mit gewinnender Wärme zu schildern; wiederholt auch kam er nach größeren süd- oder norddeutschen Städten, um in populärwissenschaftlichen Vorträgen das Leben und die Anschauungen des bairischen Alpenvolkes ebenso verständig eindringend wie liebevoll darzustellen. Zu Hause aber lebte er im freundschaftlichen Verkehr mit den besten Mitgliedern der Münchner Künstler-, Dichter- und Gelehrtenkreise, selbst unermüdlich schriftstellerisch thätig als Mitarbeiter an größeren Zeitungen — manchen culturgeschichtlich bedeutsamen Aufsatz aus seiner Feder brachte vor allem die Augsburger (später Münchner) „Allgemeine Zeitung“ und die „Kölnische Zeitung“ — sowie als Verfasser mehrerer selbständiger Werke in Prosa und Versen. Aus diesem reichen, glücklichen Wirken riß ihn am 12. April 1885 zu München ein früher Tod, die Folge einer Lungenentzündung, von der der Kranke sich zu bald genesen geglaubt hatte. Am 15. April wurde seine Leiche in Tegernsee beigesetzt; zwei Jahre später wurde ihm daselbst ein Denkmal errichtet. —

Seit seinen Kinderjahren kannte St. die oberbairische Mundart und die Gedichte, die Franz v. Kobell ihr abgelauscht hatte. Unter ihrem unmittelbaren Einflusse begann auch er seine litterarische Thätigkeit mit Gedichten in dieser

Mundart, die er 1865 unter dem Titel „Bergbleamln“ sammelte. In der Mehrzahl schilderten sie kleine Scenen aus dem oberbairischen Bauernleben, getreu nach der Wirklichkeit gemalt, oft mit einem empfindsam-rührenden Anflug, nicht minder aber auch Scenen von drastischer Komik. Aber noch nicht durchweg war Stieler's Humor so recht frisch und ungezwungen-behaglich, und selbst die Pointe des Witzes war mehrfach noch nicht epigrammatisch genug zugespitzt. Auch machte sich eine gewisse Neigung des Dichters, eine Moral oder Lehre in seinen Versen anzubringen, überhaupt ein parabolisches Element mitunter zu sehr geltend. Doch deutete gerade dieser Zug auf die echte volksthümliche Dichtung und noch mehr auf die didaktisch-moralische Poesie jener besseren Volksschriftsteller, denen der Verfasser der „Bergbleamln“ stofflich wie formell manches verdankte. Schlimmer war, daß St. mit seinen Kunstmitteln nicht immer wählerisch umging und so sich bisweilen dem Ton des Couplets in der niedrigen Posse näherte, während er andrerseits hie und da die Mundart noch recht äußerlich zum Ausdruck von Gedanken oder Empfindungen anwandte, die mehr dem gebildeten Städter als dem Alpenbewohner zukommen und deshalb die hochdeutsche Sprache erfordert hätten. Gleichwol gewannen die wirklichen Vorzüge dieser Versuche ihnen und ihrem Verfasser allerorten Freunde, die den reiferen Früchten seiner Dialektdichtung mit frohen Hoffnungen entgegensahen. Erst 1876 erfüllte St. ihre Erwartungen durch die neue Sammlung „Weil's mi' freut“, der in den zwei nächsten Jahren zwei fernere Bände „Habt's a Schneid!?“ und „Um Sunnawend'“ folgten. Die Stoffe, die er hier besang, waren von denen der „Bergbleamln“ wenig verschieden; auch die Mischung ernster und lustiger Gedichte war dieselbe geblieben. Aber dichterisch war alles reifer und echter geworden. Nun legte St. keine Witze oder Empfindungsäußerungen mehr bloß in die Mundart hinein, sondern er las die vorhandenen aus ihr heraus. Er schilderte, was er in seinem Verkehr mit dem oberbairischen Volke selbst erlebt hatte, und nahm die poetische Phantasie nur insofern zu Hülfe, als es öfters galt, für den durch die eigene Erfahrung dargebotenen Kern oder Grundgedanken eines Gedichtes die beste künstlerische Fassung zu finden. Er besaß nun selbst, was er bewunderungsvoll an Kobell rühmte, die absolute Herrschaft über die Sprache und das feine Naturgefühl, das stets den poetischen Kern der Dinge trifft, jene Doppelnatur, die einerseits dem Volksthum so congenial ist, daß sie gewissermaßen im Volksgeist denkt und schafft, andrerseits ihm jedoch wieder so überlegen ist, daß sie mit klarer Sicherheit alles ausscheidet, was sich künstlerisch nicht ausprägen läßt. Durch unmittelbare Wahrheit ergreifend, dichtete er zugleich als Sprecher und Darsteller des bairischen Alpenvolkes, frei von jeder falschen Idealisirung, von beschönigender Verfeinerung der wirklichen Zustände; aber gleichwol wirkte er als Künstler ideal dadurch, daß er über den plumpen und derben Zügen auch die tiefen Herzenslaute nicht vergaß, deren der Alpenbauer fähig ist, daß er in seinen Gedichten die Gesammtheit des ländlichen Denkens und Empfindens wiedergab. Er wußte in naiv-einfacher Darstellung innig rührende und tragisch-düstere Bilder aus dem Volksleben zu entrollen, nicht minder aber auch der urwüchsig-munteren Laune und dem schlagfertigen Witz der Aelpler den treffendsten und lustigsten Ausdruck zu verleihen. Noch fand sich der eine oder der andere Zug, der an die Fabelpoesie erinnern kann; hauptsächlich aber waltete eine harmlos-heitere Satire, die keinen Stand und kein Verhältniß des bäuerlichen Lebens verschonte. Namentlich traf sein gutmüthiger Spott nun auch die politischen und kirchlichen Anschauungen der Bauern, wie sie sich seit 1870 neu gestaltet hatten. Stieler's Meisterschaft in der Kunst, durch starke Contraste komisch zu wirken, beförderte zwar mehr das epigrammatische als das rein lyrische Element in seinen Gedichten; aber

gerade dadurch wurde auch der Charakter ihrer Echtheit verstärkt. Den größeren Sammlungen ließ St. noch vier kleinere Bändchen mundartlicher Versuche folgen, poetische Erklärungen zu Bildern von Hugo Kauffmann („Hochzeit im Gebirg“ und „In der Sommerfrisch’“) und von Franz Defregger („Von Dahoam“ und „Aus der Hütten“), besonders die beiden letztern ganz ausgezeichnet, da St. die Bilder seines Freundes nie ruhig beschrieb, sondern ihren Inhalt stets in bewegte, äußere oder innere Handlung umsetzte und (statt noch einmal zu schildern, was der Maler bereits erschöpft hatte, das Körperliche) vielmehr das aussprach, was jener nur leise andeuten konnte, die seelischen Vorgänge in seinen Figuren.

Neben der Dialektdichtung, ja wol früher schon als sie, pflegte St. aber auch die hochdeutsche Poesie, in seinen ersten bekannten Versuchen (aus den Jahren 1859—1861) als Schüler Rückert’s, Geibel’s und anderer, vorwiegend zahmer und frommer Sänger, in die sich der Jüngling eingelesen hatte, später unter dem Einflusse Geibel’s, Scheffel’s, Uhland’s, Heyse’s und seiner Münchner Genossen, aber gelegentlich auch Heine’s und vor allem des deutschen Volkslieds und der mittelalterlichen Minnesänger, denen er einzelne Lieder unmittelbar nachbildete. Auch zu diesen Gedichten regte ihn hauptsächlich die Liebe zum bairischen Hochland an, dessen landschaftliche Natur, Geschichte und Sage in ihnen sich trotz aller Freiheit der Phantasie getreulich abspiegelte. „Hochlandslieder“ nannte er deshalb die zwei ersten Sammlungen dieser Lyrik (1879 und 1881), denen sich 1882 das von einer glühenden, wie es scheint, verbotenen, aber nur mühsam bezwungenen Liebesleidenschaft zeugende Liederbuch „Wanderzeit“ und 1885 das warme, tiefsinnige „Winter-Idyll“ anschloß, das liebenswürdige Vermächtniß des Dichters, dessen echte Herzensgüte sich nicht schöner und edler als in diesen Gesängen auf sein zärtlich gehegtes Familienglück hätte aussprechen können. In den älteren „Hochlandsliedern“ verhüllte St. das eigne Denken und Empfinden gern unter die Maske mittelalterlicher oder späterer geschichtlicher Personen. Aber nicht immer gelang ihm hier jene höchste künstlerische Vollendung wie im „Winter-Idyll“. Hie und da, besonders in mehreren der zusammenhängenden Liedercyklen, schien die Unmittelbarkeit der dichterischen Eingebung durch fleißiges Suchen und künstlerische Arbeit ersetzt. In seinen Stoffen und sittlichen Tendenzen verdiente St. stets vollen Beifall: freier Lebensgenuß in den Bergen, Liebesglück und vaterländische Begeisterung waren die immer wiederkehrenden Motive seiner Poesie. Die Form pflegte er sauber, doch ohne ängstliche Correctheit; in der Strophenbildung war er meist volksthümlich, im Metrischen manchmal etwas frei, dagegen unfehlbar sicher im Rhythmus. Bisweilen erlaubte er sich selbst ältere, durch das jeweilige künstlerische Bedürfniß nicht unbedingt geforderte Sprachformen; aber niemals trat die äußere Form in seiner Dichtung aufdringlich hervor, den Genuß erschwerend oder gar störend.

Dieselbe Leichtigkeit und gleichsam selbstverständliche Gewandtheit der stilistischen Darstellung zeichnete den Prosaiker St. aus. Nur ein kleiner Theil dessen, was er so mit eilender Feder niederschrieb, erschien übrigens schon zu seinen Lebzeiten in selbständigen Werken; das meiste wurde in Zeitungen veröffentlicht, für den Tag verfaßt und mit dem Tage vergessen. St. selbst gab — gewöhnlich im Verein mit andern Schriftstellern — umfangreiche, mit allerlei Illustrationen geschmückte Schilderungen deutscher und fremder Gegenden heraus, die er von Jugend auf kannte oder auf wiederholten Reisen studirt hatte, so 1873 zusammen mit Hermann Schmid das „Aus deutschen Bergen“ überschriebene Gedenkbuch vom bairischen Gebirg und vom Salzkammergut, zum weitaus größten Theile von ihm verfaßt und von einem seltenen buchhändlerischen Er-

folge gekrönt, 1875 zusammen mit H. Wachenhusen und F. W. Hackländer das Prachtwerk „Rheinfahrt von den Quellen des Rheins bis zum Meer“, in welchem er die „Jugend“ des deutschen Stromes (bis gegen Mainz) beschrieb, 1876 mit E. Paulus und W. Kaden das Prachtwerk „Italien“, in welchem ihm das weniger den Kunstsinn als den Natursinn des Darstellers herausfordernde Oberitalien zufiel, und 1877 „Bilder aus Elsaß-Lothringen“, deren Zeichnung unter anderm auch den Griffel eines national-patriotisch gesinnten Autors erforderte. St. ging in all diesen Schilderungen vom Landschaftlichen aus, suchte jedoch nicht minder der culturgeschichtlichen Bedeutung von Land und Leuten gerecht zu werden und zog daher — und zwar von Jahr zu Jahr in größerem Maße — die frühere Geschichte der von ihm beschriebenen Orte und die Sagen, die sich an sie knüpften, fleißig in seine Darstellung herein. Von seinen in Zeitungen zerstreuten Aufsätzen wurden die besten erst nach seinem Tode zu verschiedenen Sammlungen zusammengestellt: „Durch Krieg zum Frieden“ (Stimmungsbilder aus den Jahren 1870—1871), von Frd. Ratzel 1886 herausgegeben; „Aus Fremde und Heimath“ (1886); „Reisebilder aus vergangener Zeit“ (1890); „Natur- und Lebensbilder aus den Alpen“, von M. Haushofer 1890 gesammelt. Außerdem gab K. Th. Heigel 1885 eine Auslese von Vorträgen Stieler's als „Culturbilder aus Baiern“ heraus. In den meisten und wol auch besten dieser Aufsätze und Vorträge spricht der warme Freund und zugleich der vortreffliche Kenner der bairischen Bergwelt und ihrer Bewohner, dessen Liebe zur engeren Heimath aber durchweg Hand in Hand mit seiner treuen Begeisterung für die große deutsche Sache geht. Selbst ein Bürger der neuen Zeit und des neuen Reiches, ein entschiedener Anhänger alles echten geistigen Fortschritts, dringt er doch überall auf genaue Erkenntniß der früheren Zeiten und erklärt gerade die schroffen Widersprüche in den jetzigen Zuständen und Anschauungen des bairischen Alpenvolks theils aus dessen wechselnder geschichtlicher Entwicklung, theils aus dem steten Verhältniß der Aelpler zur ewig gleich bleibenden, Kraft lehrenden und Muth fordernden Natur. Den wärmsten Antheil nimmt er an der künftigen Entwicklung dieses Alpenvolkes, an dem Reifen seiner politischen Einsicht, aber auch an seinem materiellen Gedeihen, wie an allem, was zur Bergwelt gehört. So erhebt er z. B. laut die Stimme für den Schutz der bairischen Wälder. Es ist ein ziemlich enger Kreis, in dem sich diese Schriftstellerei Stieler's bewegt, so daß Wiederholungen und Aehnlichkeiten unvermeidlich sind. Aber der Autor ist völlig daheim in dieser engen Welt und erblickt in ihr Tausenderlei, was andern Augen entgeht, und findet überdies immer neue Gelegenheit, sie geistig zu erweitern, indem er mannichfache Beziehungen zwischen ihr und dem, was außer ihr liegt, herstellt. Und vor allem weiß auch der Prosaiker St. diese Welt künstlerisch-lebendig zu schildern. Statt allgemeiner, theoretisch-abstracter Beschreibung bietet er einzelne Beispiele, kleine Genrebilder voll Witz und Humor, deren Inhalt sich oft mit dem seiner altbairischen Gedichte unmittelbar deckt. Mit demselben Eifer aber wendet er sich in andern Aufsätzen den Ereignissen in der künstlerisch-wissenschaftlichen oder in der politischen Geschichte Münchens, Baierns, Alldeutschlands zu. Von echtester, aus tiefster Brust kommender Begeisterung zeugen namentlich die Stimmungsbilder aus dem deutsch-französischen Kriege, von weihevollem Patriotismus durchflammt, aber ohne chauvinistische Einseitigkeit, zum Theil lyrisch-rhetorisch im Stil geartet und doch zugleich überaus anschaulich ausgemalt, spannend und durch intimen, persönlichen Reiz belebt. In diesen Aufsätzen erscheint auch St. zum ersten mal völlig frei von dem Einfluß Heine's, der seine frühere Prosa und sogar noch die meisten Abschnitte des Gedenkbuchs „Aus deutschen Bergen“ vollständig beherrschte. Haschte er früher nach äußerlichen Effecten und häufte

deshalb wohlfeile Scherze und Witze, Wortspiele und Antithesen, Ironie und leichten Spott, allenfalls auch in wirksam contrastirender Verbindung mit sentimentalen Gefühlen, zwar niemals frivol, doch oft ohne höheren Ernst und künstlerisches Stilgefühl, so waltete von nun an in seiner Prosa ein sittliches Pathos, das bisweilen leicht zur Rhetorik neigte, aber gesundem Humor keineswegs abhold war. Das kalte Feuerwerk des Witzes wurde durch die innere Wärme der phantasievollen und an echter Empfindung reichen Darstellung ersetzt. Nun nahm Stieler's Prosa auch an Wahrheit, Kraft und plastischer Fülle beständig zu; am selbständigsten und vollendetsten zeigte sie sich vielleicht in einigen Vorträgen aus seinen letzten Jahren, die gleichmäßig das Werk des mundartlichen Dichters wie des culturgeschichtlichen Forschers sind und in beiden Beziehungen bleibendes Verdienst besitzen. —

Wolfgang Kirchbach, K. Stieler (Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte. 1883, Bd. 53, S. 753 ff.). — Nekrologe von G. Chr. Petzet (Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes, 1885, Nr. 30) und Max Haushofer (Gartenlaube, 1885, Heft 5 und Deutsche Dichtung von K. E. Franzos, 1887, Bd. 1, S. 258 ff.; ebenda ungedruckte Gedichte Stieler's). — S. M. Prem, K. Stieler, der bairische Hochlandsdichter (Sonderabdruck aus dem Tiroler Boten 1889). — Karl v. Heigel, K. Stieler, ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte, nebst zwölf bisher ungedruckten Jugendgedichten und fünfzehn Briefen Stieler's an seine Mutter. Bamberg 1890. (Baierische Bibliothek, Bd. 23.) Franz Muncker.

Stieler: Kaspar (v.) St., vielseitiger Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, als dessen echten Sohn ihn die wechselvolle Laufbahn seines Lebens erscheinen läßt. Er war am 2. August 1632 zu Erfurt, wo sein Vater eine Apotheke besaß, geboren und bezog nach mehrfach unterbrochener Vorbildung 1648 die Universität Leipzig, um sie 1649 mit Erfurt und dies noch im gleichen Jahre mit Marburg resp. Gießen zu vertauschen. Von Gießen im Spätjahr 1650 relegiert, wandte er sich nach Königsberg, und hier scheint er seinem bisherigen Studium, der Medicin, den Rücken gekehrt zu haben: unter dem Professor Valentin Thilo begann er die Beschäftigung mit der Beredsamkeit, von deren Früchten er später als Schriftsteller und Lehrer so umfassenden Gebrauch gemacht hat. Eine Hauslehrerstelle auf dem Lande zwang ihm die theologischen Studien auf, die in seinen geistlichen Liedern und andern Andachtsbüchern zu Tage treten. 1654 kehrte er in die preußische Hauptstadt zurück und übernahm, rasch entschlossen, die Stelle eines Auditeurs und Kriegssecretärs bei dem Cavallerieregiment v. Wallenrodt: so brachte der Soldatenrock dem 22jährigen die Bekanntschaft mit der einzigen Facultät, die ihm bisher fremd geblieben war. St. machte den schwedisch-polnischen Feldzug mit und hat es in dessen Verlauf, die Feder gänzlich mit dem Schwerte vertauschend, in raschem Avancement zum Capitänlieutenant gebracht. 1657 quittirte er den Kriegsdienst, wandte sich zunächst nach den Hansestädten, dann nach Holland, hat unter wechselnden Umständen, aber meist in niederer Stellung, Frankreich, Spanien, Italien und die Schweiz kennen gelernt und ist erst 1661 in die Heimath zurückgekehrt. 1662 ließ er sich in Jena noch einmal immatriculiren, nahm aber schon 1663, mit seiner Verheirathung, eine Stelle als Kammersecretarius des Grafen Albrecht Anton von Schwarzburg-Rudolstadt an und trat aus ihr 1663 in die einträglichere, aber arbeitsvollere eines gemeinsamen Kammer-, Lehen- und Gerichtssecretarius der jungen sachsen-weimarischen Herzöge zu Eisenach über. Am 29. November 1668 in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, verdiente er, der mit 36 Jahren litterarisch noch völlig unbekannt war, wohl den Beinamen des „Spaten", hat aber den Spruch, den man seinem Emblem, dem Blumenkohl,

mitgab: „Uebertrifft den Frühzeitigen“, durch die staunenswerthe Fruchtbarkeit seiner zweiten Lebenshälfte glänzend gerechtfertigt. In Eisenach blieb St. länger als 10 Jahre; dann war er kürzere Zeit in Jena als Universitätssecretär, in Weimar als Lehensecretär thätig und entsagte schließlich dem Herrendienst 1689, nachdem er zuletzt noch Hofrath des Herzogs von Holstein-Wiesenburg gewesen war. Nach einem vergeblichen Versuch, in Hamburg Boden zu fassen, ließ er sich 1691 in seiner Vaterstadt Erfurt nieder und hat hier, als Schriftsteller und Rechtsberather eifrig beschäftigt, auch auf die studentische Jugend durch Privatcollegien, besonders im deutschen Stil, gewirkt. 1705 wurde er von Kaiser Joseph I. in den erblichen Adelstand erhoben, der besonders der militärischen Laufbahn seiner Söhne galt und zu gute kam; am 24. Juni 1707 ist er gestorben.

Aus dem stattlichen Verzeichniß von Stieler's Schriften bei Motschmann sind jedenfalls die Rudolstädter Festspiele auszuscheiden, wenn auch ihr Pseudonym Filidor ebensowenig auf Jakob Schwieger (s. A. D. B. XXXIII, 443) gedeutet werden darf. Stieler's echte Dramen (beide Jena 1680) sind wesentlich andern Charakters: Die Tragödie „Ballemperie“ geht durch holländische Vermittlung auf Th. Kyd's Spanish Tragedy zurück, das Lustspiel „Willmut“ mit seinen teutonisch benamsten Schattengestalten gehört in jene Kategorie allegorischer Lehrstücke, für welche der Göttinger H. Tolle der erste Repräsentant ist. Ueber Stieler's handschriftlich in Kopenhagen aufbewahrte „Dichtkunst“ (1669) und über seine in Weimar liegende Verdeutschung von F. Sbarra's „Pomo d'oro“, dürfen wir Mittheilungen Bolte's erwarten. Von den 10 Erbauungsbüchern, die St. zusammengestellt und großen Theils selbst verfaßt hat, ist mir nur „Der bußfertige Sünder“ zugänglich gewesen; viele Auflagen erlebte die „Neu entsprungene Wasserquelle“. — Das größte Ansehen verschafften dem „Spaten“ aber seine umfangreichen Lehr- und Musterbücher für den Brief- und Geschäftsstil wie für die ganze Praxis der Aemter, in denen der vielgewandte selbst thätig gewesen war: „Teutsche Secretariat-Kunst“ (1673), „Der teutsche Advocat“ (1678), „Auditeur oder Krieges-Schultheiß“ (Nürnberg 1683) und viele andere. An ihrer Spitze steht nicht nur zeitlich die „Teutsche Secretariat-Kunst“, die bis 1726 viermal aufgelegt, zwei Generationen die Normen des Briefschreibens geliefert hat: ungezählte Handbücher nähren sich aus diesen beiden Quartanten, und auch der Autor selbst hat für mehr als ein bequemeres Compendium Sorge getragen, besondere Bedürfnisse auch noch durch die Neubearbeitung von Kindermann's „Teutschem Wolredner“ (Frankfurt u. Leipzig 1688) befriedigt. Wie St. die Sprache des schriftlichen Verkehrs als Lehrer fixirt, ist es eine Umbildung des alten Kanzleistils nach französischen Vorbildern, aber unter starker Betonung der Muttersprache und voller Ausnutzung ihrer Mittel. Er ist durch die Verbreitung seiner Lehrbücher wol der einflußreichste Vertreter der Fruchtbringenden Gesellschaft geworden, deren Tendenzen kein zweites Mitglied seit Schottel gleich maßvoll, geschickt und nachhaltig verfochten hat.

Das reiche Sprachmaterial, welches St. seit langen Jahren, unter hunderten von Rubriken, im Dienste der „Beredsamkeit“ aufgesammelt hatte, faßte er schließlich auch in lexikalischer Form zusammen in dem Werke, das heute, nicht mit vollem Rechte, der einzige Träger seines Namens ist: „Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder Teutscher Sprachschatz“ (Nürnberg 1691). Es war die lexikalische Ergänzung von Schottel's Haubtsprache, das von der Fruchtbringenden Gesellschaft lang erstrebte Deutsche Wörterbuch. — St. war freilich kein Sprachgelehrter, nicht einmal im Sinne seiner Zeit: die angehängte „Kurze Lehrschrift von der Hochteutschen Sprachkunst“ bedeutet keinen Fortschritt gegen Schottel, und die Anordnung nach Stämmen verräth oft genug völlige Un-

kenntniß des historischen Verhältnisses. Aber der Verfasser, der bis zu dem Fragment gebliebenen Thesaurus von Henisch (1616) zurück keine Vorarbeiten fand und ganz auf eigensten Collectaneen aufbaute, gewinnt unsern Respect und unsere Zuneigung durch die umfassende Kenntniß der lebenden Sprache bis in ihre dialektische Färbung hinein und durch den warmen und thätigen Patriotismus, der zwar alle seine Schriften durchweht, aber nirgends zu einem so liebenswürdigen Ausdruck gelangt ist.

J. F. Feller vor der 4. Ausgabe von Stieler's Teutscher Secretariat-Kunst (1726). — Motschmann, Erfordia litterata I, 100—123. — J. H. v. Falckenstein, Analecta Nordgaviensia IV, Nachlese (Schwabach 1738) 253—280. — Gottsched's Beyträge z. Krit. Historie IV, 3—23. — Rudolphi, Kaspar Stieler der Spate. Progr. Erfurt 1872. — Goedeke III², 227. — Archiv f. d. St. d. n. Spr. 90, 193 f. — J. Grimm, Deutsches Wörterbuch I, S. XXI f. — Raumer S. 187. — Briefliche Notizen J. Schick's über „Ballemperie", J. Bolte's über Ballemperie u. Handschriftliches. Edward Schröder.

Stier: Ewald Rudolf St. ist am 17. März 1800 zu Fraustadt in Posen geboren als Sohn des königl. Stadtinspectors daselbst. Nachdem sein Vater 1810 Provinzialinspector in Stolpe geworden, besuchte er das dortige Lyceum, drei Jahre später das Gymnasium in Neu-Stettin. Philologisch mangelhaft vorgebildet, bezog er Michaelis 1815 die Universität Berlin zum Studium der Jurisprudenz, das er nach Jahresfrist mit dem der Theologie vertauschte. Für Turnerei und Burschenschaft begeistert und den Sieg des blutgoldenen Morgenrothes über die Finsterniß verkündend, ist er doch bald von diesen Idealen ab, und zum Glauben geführt worden. Als er durch den Tod eines geliebten Wesens am Grabe seines Glückes stand, brach der Tag einer ungeheuern Wiedergeburt für ihn an. Bereits als Hallischer Student (1818) redet er von dem teuflischen Geist, womit Gesenius die Kirchengeschichte behandelt, und Wegscheider wünschte er nie gesehen zu haben, „weil man ihn wegen seines Unglaubens fliehen muß wie das Feuer". In Berlin, wohin er 1819 zurückkehrte, festigten ihn Kottwitz (s. A. D. B. XVI, 765) und Jänicke (XIII, 699), Tholuck und H. Olshausen (XXIV, 323) traten ihm näher, im Blute des Lammes ward ihm die neue Unschuld und der himmlische Friede. Sich wahrhaft von der Welt frei zu machen, übergab er nicht bloß seine gedruckten Gedichte und Aufsätze den Flammen, sondern auch seinen Schiller, Shakespeare und Jean Paul. Nach zweijährigem Aufenthalt am Predigerseminar zu Wittenberg, wo er seinen Freundschaftsbund mit R. Rothe und Emil Krummacher, damals Pastor substitutus in Coswig, schloß, ist St. 1823 Lehrer am Seminar zu Karalene im Regierungsbezirk Gumbinnen, ein Jahr darauf an der Missionsschule in Basel geworden, wo ihm sein (erst 1833 gedrucktes) „Lehrgebäude der hebräischen Sprache" entstand. Im J. 1829 trat er in das geistliche Amt ein, zuerst als Pfarrer in Frankleben bei Merseburg, dann (1838—46) als Sander's (s. A. D. B. XXX, 351) Nachfolger zu Wichlinghausen im Wupperthal. Nach einem dreijährigen otium literarium in Wittenberg ward er als Superintendent und Oberpfarrer nach Schkeuditz, 1859 in dieselben Aemter nach Eisleben berufen, wo er am 16. December 1862 gestorben ist. Seit seiner Erweckung erkannte St. als seine Lebensaufgabe die Erforschung der Schrift und Entwicklung einer in die jetzige Zeit gehörenden Auslegung derselben im Sinne Olshausen's und v. Meyer's (s. A. D. B. XXI, 597), dessen Schriften ihm zur Kerze wurden, an welcher seine theologische Erkenntniß sich entzündete. Er hat sein gläubiges Schriftverständniß, die Fülle von Licht und Leben in der Propheten und des Herrn Worten in homilienartiger Sprache, mit Seitenblicken auf die „Sprachgebrauchsphilologie", die vieles Tiefbedeutsame zu Nichts macht, niedergelegt in

seiner Auslegung 70 ausgewählter Psalmen (1834), der Reden des Herrn Jesu (1846, 3. Aufl. 1865), des Briefes an die Epheser (1848), des Briefes Judä (1850). Den Wesenswahrheiten nachforschend und den Verheißungsklängen lauschend, findet er, daß der heilige Geist, der die Schrift eingab, die damaligen Leute nur als Vorbilder und Vorspiele künftiger Personen ansah. Die heiligen Autoren des alten Testamentes schauen aus der langen Nacht hinaus in den Morgen der Gnade. So ist in Melchisedek vorgebildet die ewige göttliche Natur des Verheißenen, im ägyptischen Joseph seine Erniedrigung und Erhöhung, in David und Salomo, den Fürsten des Kampfes und Sieges, sein Leiden und seine Verherrlichung. Die innersten Tiefen der heiligen Schrift erschließen nur dem sich, der sie anschaut im Lichte der in Christo geschehenen Offenbarung. Seinem Auge erscheint das Volk Gottes als Typus der ganzen Menschheit, der Zug desselben durch die Wüste als Typus des eitlen Menschenlebens, in welchem so Viele das Ziel der Ruhe Gottes nicht erreichen, der Heptalogus des Herrn als prophetischer Typus auf sieben bestimmte Perioden der Kirchengeschichte. So besteht neben dem nächsten und buchstäblichen Sinn, die dem Farbenspiel eines Diamanten vergleichbare Vielsinnigkeit, neben dem Obersinn ein Unter- oder Vollsinn, jener der Vorhof, dieser das ἄδυτον. Es hat demgemäß die grammatisch-historische Auslegung in eine pneumatisch-symbolische, und diese wieder in eine mystisch-typische überzugehen (vgl. Stier's Abhandlung „Die Stufen und das Ziel der Bibelauslegung“ in Tholuck's Litterar. Anzeiger, 1836, Nr. 57—60). Alles, was diese gläubige Erforschung des unendlichen Inhaltes der heiligen Schrift zu beeinträchtigen schien, hat St. abgewiesen, wie Calvin's Accommodationstheorie, so die Aeußerungen Tholuck's und Olshausen's, daß Christus alttestamentliche Aussprüche über deren ursprüngliche Meinung hinaus erweitere. „Es ist eine Undenkbarkeit, daß der Sohn Gottes im Fleisch irgend etwas von dem Worte, dessen Kern er selbst ist, nicht recht verstanden habe.“ Ein conservativer Kritiker, hat er die Echtheit des 2. Petribriefes, den Hebräerbrief als wenigstens mittelbar paulinisch behauptet, und einen wunderbaren Zusammenhang des ganzen Jesaia entdeckt, der alle neuere Kritik und Zerstückelung beschämt („Jesaias, nicht Pseudojesaias“. 1850). Seine Interpretationsweise schien ihm die Quelle der echten, von Steudel u. A. verkannten Gnosis. Steudel seinerseits zweifelte, ob Gott dem kindlichen Sinne das konnte offenbaren wollen, was Stier's, ihm als Erleuchtung von oben erscheinende, Weisheit zu entdecken glaubt. Tholuck nannte ihn wegen seiner Ausschau nach dem bisher verkannten Tiefsinn der Massorethen, einen obscurantisch-mystisch-kabbalistischen Interpreten. Nitzsch hielt ihm vor, daß er so vieles zuerst wissen und als ein Gewisses sagen wolle, was kein helles Schriftwort für sich hat. De Wette redete von einer alles verchristelnden Exegese. Während der Rationalismus in Stier's Exegese einen verderblichen Geist wahrnahm, nämlich den das Heil der Kirche untergrabenden Ungeist der Evangelischen Kirchenzeitung, die Orthodoxie aber ihren unkirchlichen Charakter tadelte, hat sich schließlich das Urtheil dahin abgeklärt, daß St. ein exegetisches Talent war, von eminenter Schrifterfahrenheit, wenn auch mit einer Neigung zur Theosophie und Allegorie, in Tiefsinn mächtiger als an Scharfsinn. — Dem Worte der Offenbarung immer fleißiger, völliger und unmittelbarer Bahn zu bereiten, hat er im Verein mit K. G. W. Theile die vielgebrauchte „Polyglottenbibel“ (1846, 4. Aufl. 1875, 5. Aufl. des 3. Bds. 1890), die erste wieder in Deutschland seit Reineccius' (s. A. D. B. XXVIII, 15) Biblia sacra quadrilingua (1747), herausgegeben. Die Frage: „Darf Luther's deutsche Bibel unberichtigt bleiben?“ (1836) hat er nicht nur verneint, vielmehr seine Schrift „Der deutschen Bibel Berichtigung“ (1861) mit dem Ceterum censeo geschlossen: versionem b. Lutheri funditus

esse emendandam, und eine mit Umsicht und Bescheidenheit vollzogene Verbesserung des Luthertextes bei dem immer noch verkannten v. Meyer (bei dessen Bibelberichtigung St. seit 1842 Mitarbeiter war) gefunden. Wenn er nun ob seiner „schulmeisterhaften“ Kritik Luther's, und daß er v. Meyer mehr gelten lasse, als Luther, getadelt wurde, und Hengstenberg von einer Berichtigung der Lutherbibel rationalistische Unternehmungen zur Verdrängung des Kleinods unserer Kirche besorgte, so hat er dagegen, im Einklang mit Hengstenberg, energisch für den althergebrachten Anschluß der Apokryphen an die Bibel, als zum Bibelplane Gottes gehörig, gestimmt („Die Apokryphen“, 1853). Als er das Zeugnißablegen wider die Apokryphen auf Verblendung, Fanatismus und pedantischen Unverstand zurückführen zu müssen glaubte, da kam es zu spitzigen Gegenreden (in Ph. F. Keerl's Schriften: Das Wort Gottes und die Apokryphen des A. T., 1853 und Die Apokryphenfrage mit Rücksicht der darauf bezüglichen Schriften Stier's und Hengstenberg's, 1855), als ob St. über seinem Bücherschreiben die Pflege der eignen Seele versäumt habe. — Auch auf dem Gebiete der praktischen Theologie, auf welchem St. eine reiche schriftstellerische Thätigkeit entfaltete, tritt uns überall der Schrifttheologe entgegen. So setzt er in seiner „Keryktik“ (1830, 2. Aufl. 1844) als Bedingung zur Erwerbung der rechten Predigtkunst, die eigne Wiedergeburt durch die wiedergebärende Kraft des Bibelworts, und schärft nicht bloß für den Inhalt der Predigt die Pflicht strenger Schriftmäßigkeit ein, sondern fordert auch für die Sprache der Predigt Rückkehr von der heidnischen Rhetorik zur christlichen Laletik d. h. zu der (durch Adams Fall verlorenen) ursprünglichen Reinheit und Vollkommenheit der menschlichen Rede durch Anschluß an den himmlisch-majestätischen Thron- und Cabinetsstil der Bibel. An seiner vielgebrauchten „Privatagende“ (1852, 8. Aufl. revid. von G. Rietschel, 1886) wurde zwar von den Strengen die Festigkeit kirchlicher Voraussetzung und der gesalbte Lapidarstil vermißt, aber ihre biblische Seite rühmend hervorgehoben. Ebenso hat er in seinen Predigten („Zwanzig biblische Predigten“, 1832, „Evangelienpredigten“, 1853, 2. Aufl. 1862, „Epistelpredigten“, 1837, 2. Aufl. 1855), meist nach analytischer Methode und dem Wahlspruch „durch den Verstand zum Herzen“ gearbeitet, Schrift aus Schrift erklärend, biblische Objectivität erstrebt (s. die Geschichten der Predigt von Stiebritz S. 204 u. Nebe III, 176). Wie die strengen Lutheraner den gelegentlich in seinen Predigten vorkommenden Hinweis auf Uebersetzungsfehler Luther's übel vermerkten, so noch mehr, daß er in seinen katechetischen Schriften („Luther's Katechismus in zeitgemäßer Veränderung dargeboten“, 1846 und „Leitfaden zum Confirmandenunterricht“, 1851) etliches und einzelnes im kleinen Katechismus nach der Schrift zu berichtigen für Pflicht hielt. Statt sich so über Luther zu stellen, riethen sie ihm, von Löhe demüthiges Beugen zu lernen. Auch in seinen geistlichen Liedern („Gedichte, christliche und biblische“, 1845), von denen einzelne Eingang in die kirchlichen Gemeindegesangbücher gefunden haben (z. B. „Wir sind vereint, Herr Jesu Christ“), tritt wie der Reichthum an eignen Gedanken, so der heiligen Schrift zu Tage, es kommt auch vor, daß „der Exeget den Poeten übertönt“. Als Hymnolog hat er mit Freimuth die Gebrechen der modernen Gesangbücher aufgedeckt („Die Gesangbuchsnoth“, 1838), auch ein eigenes „Evangelisches Gesangbuch“ (1835 und 1853) herausgegeben. Daß er damit die confessionelle Brandfackel in das Heiligthum eines singenden Volkes getragen, ist eine vereinzelte Meinung geblieben (G. Ch. H. Stip, Das evangelische Kirchenlied und die confessionelle Brandfackel. Ablehnung an Herrn Dr. Stier. 1854). — St., der Schrifttheologe, hat es gleichwohl nicht mit dem tödtenden Buchstaben gehalten. Er hat die Inspiration nicht in alter Weise mechanisch gefaßt, als wenn der heilige Geist den Propheten ans Ohr geflogen kam, wie Muhammed's Taube. Matthäus

verdient nach ihm den Vorzug, Lucas hat sich einmal vergriffen. Die Exegese will er nicht in symbolische Fesseln geschlagen wissen. Denn es ist eine Injurie gegen das Wort Gottes, zu behaupten, es sei der Abschluß seines Verständnisses schon in irgend einer Vergangenheit vollständig gegeben. „Geist und Gaben des Herrn, das thut's und kein altes Holz oder Papier an sich, keine Confession voriger Tage." Vilmar's Benennung der lutherischen Kirche als Kirche des schriftmäßigen Bekenntnisses, hat er als ein Hirngespinst hochmüthiger Menschengedanken bezeichnet. Was die Schrift prophetisch vorbildlich vom rechten Jerusalem, Zion, sagt, sofort für eine Specialkirche in Anspruch zu nehmen, ist ein ungeheuerer Frevel menschlicher Anmaßung. Durch und durch Unionsmann, hat er, die Kirchenspaltung als die böse Frucht aus der Saat des Fleisches achtend, an jede Kirche sich anschließen wollen, die ihm seinen Glauben nicht beherrschte. Denn die Kirche soll eine Stätte freiester und lebendigster Glaubensgemeinschaft sein. Er konnte sich denken, daß auch ein einstweilen abgesetzter Wislicenus noch mit einem ihm und uns verborgenen Faden an dem lebendigen Christus hängt. Es ist nicht verwunderlich, daß St. sich auch nicht an das Schema der Kirchenlehre gebunden achtete. Er hat allerlei singuläre Meinungen aufgestellt, z. B. daß das allerheiligste Blut des Herrn vom ersten Tropfen Blutschweiß in Gethsemane bis zum letzten Strom aus seiner Seite, gesondert und gesammelt noch im Himmel vorhanden sei; daß die Jünger das Sacrament wahrhaft noch nicht in jener Nacht empfingen, da er verrathen ward, sondern erst nach der Himmelfahrt; daß die Hölle im Innern der Erde, das Höllenfeuer, übrig vom ewigen Fall Satans, des ersten Erdbewohners, zugleich die Kraft sei, welche den Umschwung und Umtrieb des sich drehenden Erdballs hervorbringt. Weniger Gnade noch fanden in den Augen der Erzlutheraner andere, mit der Kirchenlehre wirklich collidirende Aufstellungen. So, wenn er es ein falsches Uebergreifen nannte, daß das Athanasianum die Seligkeit abhängig mache von dem Annehmen der trinitarischen Geheimnisse; wenn er nicht die Gerechtigkeit, sondern die Liebe Gottes zum obersten Grund des Versöhnungswerkes machte („ein von Satan vorgespiegelter Zorn Gottes ließ den Herrn rufen: mein Gott, warum hast du mich verlassen"); wenn er wohl das Seligwerden als Gottes Gabe ansah, nicht aber auch den Glauben, welcher für das Seligwerden verlangt wird; wenn er die Ungläubigen vom Empfange des Leibes und Blutes Christi ausschließt; wenn er die Ubiquität des Leibes Christi als wunderlich und das Specifische des Sacramentes wiederaufhebend bestreitet; wenn er auch die in Verstockung Dahingestorbenen darum nicht ewig verloren sein läßt. Es ist begreiflich, daß Stier's Beiträge zur Evangelischen Kirchenzeitung der Censur Hengstenberg's verfielen, daß in Wichlinghausen nicht bloß Weltkinder, sondern auch die Gläubigen an seinen (Lutherthum und Kirchenruhm präterirenden) Predigten sich ärgerten, und daß ihm, weil er nicht lutherische Kartoffeln bauen wollte, synkretistischer Unionismus und ein immer steigender Widerwille gegen alles, was kirchlich heißt, schuld gegeben wurde. So ist es gekommen, daß St., der in der Jugend die Rationalisten bekämpft und einen Mittelweg zwischen Orthodoxie und Neologie negirt hatte, späterhin, gleich seinen Freunden Tholuck und E. Krummacher, seine Polemik (besonders in seinen „Unlutherischen Thesen", 1854) gegen solche richtete, die das Heil der Kirche in immer schrofferem Geltendmachen der Bekenntnisse als kirchlicher Gesetze erblickten. „Ein Tropfen Christusblut in den Adern ist mehr werth, als alles orthodoxe Wissen." Halbwegs ehrliche und redlich suchende Rationalisten, denen nur der Dogmenpopanz bisher Christum zu finden gewehret hat, sind ihm lieber in jetziger Kirche, als wieder die Orthodoxen alter böser Zeiten, die durchaus Lust behalten, zu zanken in der Gemeinde Gottes.

G. und F. Stier, E. R. Stier. 2 Thle. Wittenberg 1867 u. 71. — Außerdem: K. J. Nitzsch, R. Stier als Theologe. Barmen u. Elberfeld 1865. — Tholuck in Herzog's Realencyklopädie. 2. Aufl. XIV, 706. G. Frank.

Stier: Wilhelm St., Architekt, wurde am 8. Mai 1799 zu Blonic bei Warschau geboren. Später kam er nach Glogau und dann im J. 1813 nach Berlin, wo er das Gymnasium zum Grauen Kloster besuchte. Während der Jahre 1815—1817 machte er seine Studien auf der dortigen Bauakademie. Die nächsten vier Jahre hindurch war er praktisch als Bauführer bei den Universitätsbauten in Bonn und dann unter Baurath Vagedes in Düsseldorf thätig. Von dort aus trat er seine erste größere Reise an, die ihn über Paris nach Südfrankreich und von da weiter bis Rom führte. Er hat diese Fußwanderung, die nur mit Seume's „Spaziergang nach Syrakus" verglichen werden kann, unter dem Titel „Die Pilgerfahrt" selbst erzählt. In Italien, wo er fünf Jahre verweilte, trat er in Verkehr mit Bunsen, Platner, Hittorf und Zanth, an deren wissenschaftlichen Arbeiten er sich betheiligte. Mit den beiden letzteren besuchte er Sicilien. Unter den in Rom lebenden Malern schloß er sich namentlich an Julius Schnorr v. Carolsfeld an. Ihm widmete er am 11. März 1827, bei der Feier, die Schnorr bei Gelegenheit der Vollendung seiner Rolandfresken veranstaltete, einen poetischen Glückwunsch, der sich handschriftlich unter den Papieren Schnorr's erhalten hat. Auch in späteren Jahren blieb St. mit seinem Freunde in gelegentlichem brieflichen Verkehr. Nach seiner Rückkehr in die Heimath, im J. 1828, erhielt St. eine Anstellung als Lehrer an der Bauakademie. Von heftiger Sehnsucht nach Italien geplagt, lebte er anfangs sehr einsam und zurückgezogen. Doch sagte ihm seine Lehrthätigkeit von Jahr zu Jahr mehr zu, namentlich seitdem er die Schönheit der heimischen Baudenkmäler erkannt hatte. Obwohl er die Großartigkeit der antiken Baukunst bereitwillig anerkannte, so trug er doch Bedenken, die hellenischen Formen nach Schinkel's Vorgang ohne weiteres auf den Boden der Mark zu verpflanzen. Vielmehr zeigte er sich bemüht, in seinen Entwürfen den historischen Bedingungen der Lage Rechnung zu tragen, und die malerischen Gesichtspunkte nicht aus dem Auge zu lassen. Unter seinen großartig angelegten Projecten ragt namentlich sein Entwurf für einen monumentalen protestantischen Dom in Berlin hervor. Er wollte diesen Dom zu einem Nationalheiligthum machen und ihn in Bezug auf Form, Größe und Material so gestalten, daß er zugleich als ein Gotteshaus und als ein Ehrentempel der Nation und ihrer Fürsten erscheinen könnte. Als Grundform dachte er sich einen durch Abschneidung der Kreissegmente in ein Achteck verwandelten Kreis, der durch einen gewaltigen Kuppelbau überdacht werden sollte. Seine Ideen hatte er in mehreren Projecten, von denen eines gothisch, ein anderes romanisch gehalten war, ausgeführt. Er legte sie der ersten Versammlung deutscher Architekten, die im September 1842 zu Leipzig tagte, vor, und erläuterte sie durch einen eingehenden Vortrag. Aehnliche umfassende Projecte entwarf er für ein Ständehaus in Pest (1846), für das Hamburger Rathhaus und für die Votivkirche in Wien. In weiteren Kreisen wurde St. zum ersten Male bekannt, als er im J. 1851 den von König Maximilian II. ausgeschriebenen Preis für ein „Athenäum" in München erhielt. Er war bei seinem Entwurf auf den von dem König aufgestellten Gedanken der Erfindung eines neuen Baustils eingegangen, da dieser seinen eigenen Ideen über eine selbständige moderne Architektur entsprach. Wenn auch sein Entwurf wegen seiner Kostspieligkeit nicht ausgeführt wurde, so gab er doch fruchtbare Anregungen, die namentlich von der Münchener Schule aufgegriffen wurden. Uebrigens wurden alle diese Pläne nach seinem Tode von seinem Sohne Hubert veröffentlicht. Gebaut hat St. in Berlin außer seinem eigenen Wohnhause nichts. In der technischen Litteratur genießen seine „mit

erstaunlicher Sorgfalt und Erfindungsgabe ausgeführten" Vorlegeblätter für Bauhandwerker großen Ruf. Seine poetische und schriftstellerische Begabung erkennt man am besten aus den von Lübke nach seinem Tode veröffentlichten „Hesperischen Blättern" (1857). Sie enthalten die bereits erwähnte Schilderung seiner „Pilgerfahrt", dann Briefe aus der „Villegiatura" und eine größere Anzahl italienischer Künstlernovellen. St. starb zu Berlin am 19. (12.?) September 1856 und wurde auf dem Friedhof zu Schöneberg beerdigt, wo sich über seinem Grabe ein von Stüler entworfenes Denkmal erhebt. St. war, wie Lübke in seinen Lebenserinnerungen bemerkt, „eine jener phantasievoll angelegten Naturen, die mehr durch geniale Entwürfe, als durch praktische Ausführung hervorragen. Auf dem Katheder wußte er die Zuhörer durch die sprühend geistvolle Art, wie er die kunstgeschichtlichen Denkmäler erklärte und aus den Zeitströmungen dem modernen Verständniß näher zu bringen suchte, zu fesseln. In ihm lebte noch der ganze Feuereifer einer hochidealen Zeit, welcher die Flamme der Vesta zu pflegen und dem modernen Leben einen romantischen Hauch großer Vorzeit mitzutheilen bestrebt war".

Vgl. Kunstblatt 1842. Nr. 87. 88. S. 346—350. — Ernst Förster, Geschichte der deutschen Kunst V, 340. Leipzig 1860. — J. Sighart, Geschichte der bildenden Künste in Baiern S. 765. München 1862. — Der Bär. Illustrirte Berliner Wochenschrift. Jahrgang XI. S. 25. 26. Berlin 1885. — Julius Schnorr v. Carolsfeld, Briefe aus Italien S. 325. 326. Gotha 1886. — Wilhelm Lübke, Lebenserinnerungen S. 216. 217. Berlin 1891. H. A. Lier.

Stifel: Michael St., Theologe und namentlich Mathematiker, geboren 1486 oder 1487 in Eßlingen, † am 19. April 1567 in Jena. Er war der Sohn von Konrad St., von welchem man nichts weiter weiß, als daß er eine nahe Kirchenverbesserung verkündete und darum von den Schriftstellern des Reformationszeitalters unter die testes veritatis eingereiht worden ist. St. trat frühzeitig in das Augustinerkloster seiner Vaterstadt. Gleich die ersten Schriften Luther's gaben ihm das Gefühl „das Müncherey für Gott ein grewel were", und insbesondere der Zwang des täglichen Messelesens bedrückte sein Gewissen, während die Zweifel „wie ich mich außer dem Kloster erneren künte" ihn dort fesselten. In dieser Gemüthsstimmung las St. wiederholt in der Apokalypse, welche bald, nebst dem Buche Daniel, zu seinen liebsten Büchern aus der heiligen Schrift gehörte. Immer mehr vertiefte er sich in die Mystik jener Werke, immer deutlicher wurde es seinem grübelnden Geiste, daß das Thier im 13. Capitel der Offenbarung Johannis den Papst Leo X. bedeuten müsse, „vnter welchem das Evangelium ist auffgangen". Als er im J. 1520 vollends in den Zahlenbedeutung besitzenden Buchstaben der Worte Leo De CIMVs X, die Summe 666 erkannte, nur um M vermehrt, welches darum hier nicht als tausend, sondern als Mysterium gelesen werden mußte, da schwanden alle früheren Scrupel, und er warf sich mit Entschiedenheit in den entbrannten Kirchenstreit. Im Frühjahr 1522 erschien seine erste Streitschrift „Bruder Michael Styfel Augustiner von Eßlingen, Von der Christfermigen rechtgegründten leer Doctoris Martini Luthers, ain überauß schönkunstlich Lied, sampt seyner nebenaußlegung. In Bruder Veyten Thon". War es schon kühn für einen Mönch, wenn auch für einen Ordensgenossen des Wittenberger Reformators, seinen Namen auf ein solches Titelblatt drucken zu lassen, so blieb der Inhalt keineswegs an Kühnheit zurück. Gleich die Vorrede bekennt laut, daß St. Luthern für einen von Gott zur Enthüllung des Truges des Antichrist Auserwählten halte, daß das Verbot des Lesens Lutherscher Schriften deshalb nicht zu beachten sei. Dann folgt die Ausführung dieser Meinung in 4zeiligen Reimstrophen, denen jeweil eine längere

Erläuterung in Prosa angefügt ist. Die erste Strophe knüpft an die Offenbarung Johannis XIV, 6 an:

Johannes thut uns schreiben von einem Engel klar,
Der Gottes wort soll treiben ganz luter offenbar.
Zu vns thut sich auch schieben, es fält nit vmb ein hor.
Daruff will ich belieben, das sag ich euch fürwor.

Und nun wird auseinandergesetzt, der Engel, der mitten durch den Himmel fliege, der ein ewiges Evangelium halte, welches er den Bewohnern der Erde verkündige, sei Doctor Martinus Luther, eine Deutung, welche von da an in unzähligen Wiederholungen breitgetreten worden ist. St. sieht im Geiste des Dichters, an welchen er fortwährend, auch stilistisch, sich anlehnt, den jüngsten Tag herannahen. Aber auch Sagen aus der Vergangenheit der letzten Jahrhunderte müssen ihm dienen. So sieht er Kaiser Friedrich, der das heilige Grab gewinnen werde, in Friedrich dem Weisen, Kurfürst von Sachsen (s. A. D. B. VII, 779 ff.). Das wiedergewonnene heilige Grab sei die aus dem Grabe erstandene Wahrheit des göttlichen Wortes. Das Lied erschien in drei Auflagen, von welchen die beiden ersten 36 Strophen zählten, während in der dritten 14 weitere Strophen hinzutraten, in welchen ganz besonders von dem Herannahen des jüngsten Tages die Rede ist. Gegen Stifel's Verherrlichung Luther's trat kein geringerer Gegner als Thomas Murner (s. A. D. B. XXIII, 67 ff.) auf. Der elsasser Satyriker, dem Spottsucht so eigen war, daß er sogar seinen eigenen Ordensgenossen, den Franciscanern, die Epigramme nicht ersparte, und welcher schon mit Luther selbst angebunden hatte, wandte sich in einem Gegenliede „Ain new lied von dem vndergang des Christlichen glaubens in Bruder Veiten thon“, gegen den eßlinger Augustiner. St. antwortete, indem er Murner's Lied wiederholt zum Abdruck bringend, dasselbe erläuterte und bekämpfte „Aller glerten Murr Narr must du sein“, redet er jenen an, ein damals schon häufig benutztes Wortspiel gebrauchend, welches durch den Gebrauch nicht gerade besser wurde. Nun folgte von seiten Murner's „Antwort, Entschuldigung und Clag wider Stiefeln“, von seiten Stifel's „Antwort Michel Stysels vff Doctor Thoman Murnars murnarrische phantasey, so er wider yn erdichtet hat u. s. w.“ Letztere Schrift trägt schon die Angabe: „Geben zu Wittenberg 1523.“ In der Zwischenzeit, welche zwischen dem Erscheinen dieser verschiedenen Streitschriften lag, hatte demnach St. sein heimathliches Kloster verlassen.

Wie es sich mit dieser Flucht verhielt, hat St. zu Anfang der zuletzt genannten Antwort erzählt. Das Kloster Eßlingen stand bis zu einem gewissen Grade unter dem Weihbischofe von Konstanz, welcher insbesondere „das gelt des sündzols“ für die Freisprechung von etlichen Gattungen von Sünden sich vorbehalten hatte. St. aber absolvirte ein Beichtkind unter Mißachtung dieses Rechtes. Schon darüber stellte der Weihbischof ihn zur Rede; zugleich ließ er ihn über sein Lied befragen, ob er geständig sei, es verfaßt zu haben. Das wolle Gott ewiglich nimmer, antwortete St., daß ich das Büchlein verleugne; es enthält die Wahrheit, und ich habe es gemacht. Er wußte wohl, daß dieser Freimuth für ihn die gefährlichsten Folgen haben konnte. Karl V. hatte am 7. Februar 1522 von Brüssel aus seinem Bruder, Erzherzog Ferdinand (nachmalig Kaiser Ferdinand I.), neben anderem Landbesitze, auch das Herzogthum Württemberg verliehen, und im Mai des gleichen Jahres nahm der neue Regent einen kurzen Aufenthalt in Stuttgart. Man warnte St., der Herzog werde gegen ihn vorgehen, und wenn auch die Bürgerschaft von Eßlingen bereit schien, sich auf Stifel's Seite zu stellen, so ließ er es auf die Probe nicht ankommen, und floh. Schon im September 1522 war er Prediger der neuen Lehre bei

Hartmuth v. Kronberg, dem nahen Verwandten von Franz v. Sickingen, und wohnte auf dessen Stammschlosse Kronberg bei Frankfurt a. M. „Er hat sein kütlein vßgeschwenckt vnd an einen baum gehenckt, und laufft jetzunder rumpliren und mit der welt furt trumphiren.“ So lauten die Spottverse Murner's auf den Flüchtling. Wieder etwa ein halbes Jahr später, gegen Ende März 1523, wurde er Prediger beim Grafen Albrecht von Mansfeld, wohin er durch Luther's Vermittlung berufen wurde.

Während des Mansfelder Aufenthaltes entwickelte sich mehr und mehr eine Geistesrichtung Stifel's, von der wir schon gesprochen haben, die aber jetzt aufs lebhafteste hervortrat. Wir meinen die Neigung zu halbwegs mathematischen Grübeleien über die Zahlen in der Offenbarung Johannis und in dem Buche Daniel. Versiegle, was die sieben Donner geredet haben, heißt es in der Offenbarung Johannis X, 4, und diese versiegelten Worte können nach Stifel's Ueberzeugung nichts anderes sein, als der geheimnißvolle Sinn der genannten Zahlen, vor allem also der Zahlen 666 und 1260 in der Offenb. Joh., der Zahlen 1290, 1335, 2300 im Buche Daniel. Den Sinn zu enthüllen, bedarf es einer Wortrechnung, und zwar genügt es nicht, aus einer Wortverbindung diejenigen Buchstaben herauszuziehen, welche Zahlenbedeutung haben, wie es St. 1520 mit Glück an Leo decimus X versucht hatte, jeder Buchstabe vielmehr muß einer Zahl entsprechen. Wie St. auf diesen Gedanken kam, ist unbekannt. Keinesfalls kann er von der Zahlenbedeutung der griechischen und der hebräischen Buchstaben ihm eingeflößt worden sein, da diese beiden Sprachen ihm fremd waren und blieben. Jedenfalls ersann ferner St. nicht später als 1524 seine Wortrechnung, denn an Cantate dieses Jahres war er schon wieder in Wittenberg als Gast im Lutherischen Hause; an einen Einfluß eines 1525 gedruckten Werkes, von welchem wir nachher zu reden haben, ist also auch nicht zu denken. Sei dem nun, wie da wolle, Stifel's Wortrechnung fußt auf der Gleichsetzung der Buchstaben mit den auf einander folgenden Dreieckszahlen. So nannte man die Anzahl von Punkten, welche, untereinander gereiht, mit je einem Punkte mehr, in jeder folgenden Zeile das Bild eines gleichseitigen Dreiecks abgeben. Die Zahl 1 wird uneigentlich als erste Dreieckszahl, die Summe der Zahlen 1 und 2 oder 3, als zweite Dreieckszahl benannt. Dritte Dreieckszahl ist die Summe von 1, 2, 3 oder 6, vierte demnach 10, dreiundzwanzigste 276, und somit bedeutet a=1, b=3, c=6, d=10, . . . z=276 (k wird als 10. Buchstabe mit der Zahl 55 versehen, v als 20. Buchstabe mit der Zahl 210, u und w kommen in dem Zahlenalphabete nicht vor). Wie St. auf Anwendung der Dreieckszahlen geführt wurde, ist wieder nicht klar; vielleicht geschah es durch Herumtasten an der Zahl 666, welche selbst eine Dreieckszahl, und zwar die 36 ist, wie St. wußte. („Es ist aber 666 ein Trigonal zal vnd jr trigonal würtzel ist 36“, heißt es in Stifel's Wortrechnung von 1553, der einzigen Quelle für alle diese Dinge.) Eines lernen wir aus Stifel's Bemühungen mit aller Gewißheit: daß er um 1524 so viel von den Eigenschaften der Zahlen wußte, daß ihm der Begriff der Dreieckszahlen geläufig war, ein Begriff allerdings, den er im klösterlichen Unterrichte bereits sich angeeignet haben mochte, da er bei Boethius vielfach vorkommt, und Schriften dieses Verfassers noch immer zu den häufig gebrauchten gehörten. Das Alphabet, welchem, wie wir zeigten, St. die Dreieckszahlen zutheilt, ist das lateinische, jedenfalls deshalb, weil er mit anderen Sprachen nicht Bescheid wußte, wenn er selbst auch vier andere Gründe nennt, weshalb „die lateinische rechnung mehr gelte in dieser sach denn die Grichische oder Hebraische“. Erstens seien die Geheimnisse der Offenb. Joh. in der lateinischen und nicht in der griechischen Kirche vollbracht; zweitens haben sie sollen unter der lateinischen Kirche erklärt werden; drittens dienen die Rechnungen in lateinischer Sprache viel mehr Leuten, als im Griechischen; viertens

erfreue die lateinische Sprache sich einer beständigeren Rechtschreibung als die griechische. St. zeigte seine Rechnung seinem Gastfreunde Luther. Der aber meinte, es wäre nichts gewisses daran, und so „ließ ichs (sagt St.) gar fallen bis auff das Jar 1532“.

Stifel's Aufenthalt wechselte bis dahin wiederholt. Am 3. Juni 1525 geht St. wieder mit einer Empfehlung Luther's nach Oesterreich. Er wird Prediger bei einem oberösterreichischen Edelmanne, Christoph Jörger v. Tollet und Kreusbach. In dieser Stellung wird er mit einem Glaubens- und Amtsgenossen, Leonhard Kayser (s. A. D. B. XV, 435), bekannt, der 1527 in Scherding auf dem Scheiterhaufen endete. St. schrieb ihm einen Nachruf, welchen Luther mit einer Vorrede versah und in Wittenberg zum Druck beförderte, aber Stifel's Bleiben war nun nicht mehr in Oesterreich, er kehrte aufs neue zu Luther zurück. Im September 1528 wurde in Lochau, in der Nähe von Wittenberg, eine Pfarre frei. Luther verschaffte sie seinem Freunde, führte ihn am 25. October in sein Amt ein und traute ihn zugleich mit der Wittwe seines Amtsvorgängers, mit welcher St. fortan in glücklichster Ehe lebte. Auch die Beziehungen zur Lutherschen Familie blieben gleich freundschaftlich. Ein kleiner Brief z. B. hat sich erhalten, in welchem Luther sich und seine Kinder bei St. zum Kirschenessen anmeldet. Inzwischen führte das verhältnißmäßig unthätige Leben auf dem kleinen Pfarrorte St. zu erneuten Zahlengrübeleien, welche 1532 zu Wittenberg ohne Verfassernamen gedruckt erschienen unter dem Titel „Ein Rechenbüchlin Vom End Christ. Apocalypsis in Apocalypsin.“ Den Weltuntergang weissage die heilige Schrift. Zwar setze das Evangelium (Marcus XIII, 32) der Weissagung hinzu, von dem Tage und der Stunde wisse niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater, aber dieses Nichtwissen habe nur Geltung für jene Zeit, als die Weissagung ausgesprochen wurde. Jetzt stehe der jüngste Tag unmittelbar bevor, und jetzt sei es gelungen, aus den Zahlen des Buches Daniel Tag und Stunde genau zu ermitteln. Darauf rechnet der Verfasser „ungeschickt und ungereimt“, wie St. 1553 eingestand, bis „die Zalen Danielis misbrauchet waren“, und findet den 19. October 1533 früh 8 Uhr, als den Zeitpunkt der Offenbarung des Herrn. Ein Augenzeuge hat in einem im Drucke erhaltenen Briefe beschrieben, wie jener Tag in Lochau vorüberging. St. hatte zu seiner Veröffentlichung Luther um eine Vorrede gebeten und, als dieser sich weigerte, ihn brieflich mit Schmähungen überhäuft. Der Geist, der sonst in ihm gewohnt habe, sei erloschen, ein Pilatus, ein Herodes sei aus ihm geworden. Luther ließ den Tadel ruhig über sich ergehen, aber Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige war nahe daran, den Schwärmer ins Gefängniß werfen zu lassen, und beruhigte sich nur auf Luther's Fürbitte mit Stifel's Versprechen, wenigstens in der Kirche der aufregenden Weissagung nicht ferner zu gedenken. Unter der Hand freilich verbreitete sich die wundersame Mähre in immer weiteren Kreisen. Die Bauern verkauften Haus und Feld und verpraßten den Ertrag, um sich vor Untergang der Welt noch einmal gütlich zu thun. St. selbst verschenkte Hausgeräthe und Bücher, weil er sie nicht mehr nöthig haben werde, als wenn die Beschenkten nicht das gleiche Schicksal mit ihm zu erleiden bestimmt gewesen wären! Die letzten Tage vor dem 19. October hatte St. nur Beichte zu sitzen. Bis aus Schlesien und aus der Mark kamen Leute, die in Lochau untergehen, vorher noch einmal durch den Propheten erbaut sein wollten. Am 19. October selbst hielt St., der am jüngsten Tage an sein Gelöbniß zu schweigen sich nicht mehr gebunden glaubte, von frühester Morgenstunde an Gottesdienst ab, zu welchem er durch das Horn des Kuhhirten — von manchen, die es hörten, für die Posaune des jüngsten Gerichtes gehalten — die allenfalls Schlafenden wecken ließ. In erschütternder

Predigt beweist St. den Gläubigen nochmals, daß die letzte Stunde nahe sei. Darob großes Wehklagen insbesondere der anwesenden Frauen. Gegen 9 Uhr entläßt St. die Gemeinde nach Hause, ihnen die Trostworte noch zurufend: Erschrecket nicht, er kommt als ein Bruder und nicht als ein Feind! Als aber 9 Uhr vorüber war, kamen statt des jüngsten Gerichtes Abgesandte des Kurfürsten, welche den Propheten in einen Wagen setzten und nach Wittenberg führten, wo er versprechen mußte, vom Amte entfernt das Urtheil des Fürsten erwarten zu wollen. Luther berichtete darüber an die Jörgerische Herrschaft in Tollet mit den kurzen Worten: Er Michel hat ein kleines Anfechtlein bekommen, aber es soll ihm nicht schaden, gottlob, sondern nütze sein.

Luther's Worte erwiesen sich zum Segen der mathematischen Wissenschaften als durchaus wahr. Das „Anfechtlein" vertrieb St. auf lange, wenn auch nicht auf immer, die Lust an mystischen Zahlenübungen. Sein zahlengewohnter und zahlengeübter Geist suchte dafür Beschäftigung in der Coß Christoph Rudolff's (s. A. D. B. XXIX, 571—572). Wohl wurde St., namentlich auf Melanchthon's warmes Eintreten zu seinen Gunsten, bereits 1535 oder gar schon Ende 1534 wieder als Pfarrer in Holzdorf bei Wittenberg angestellt, aber die nächsten zehn Jahre haben weder theologische noch der Wortrechnung angehörende Schriften von St. entstehen sehen, während seine „Arithmetica integra" der Vollendung entgegen reifte, in welcher sie 1544 bei Petreius in Nürnberg im Drucke erschien. Im Manuscripte war das mit Recht hochberühmte Werk schon mindestens 1540 vollendet, verschiedene Umstände aber, Ueberarbeitung einzelner Theile, Einschiebung neuer Capitel, Herstellung schwieriger Figuren u. s. w. verzögerten das Erscheinen fast bis zur Ungeduld des Verfassers.

Die große Ausführlichkeit, in welcher die Geschichte der Mathematik verpflichtet ist, über die „Arithmetica integra" zu berichten, muß in dieser Darstellung, wo einem Eingehen auf einzelne Aufgaben der Rahmen der Allgemeinen Deutschen Biographie sich widersetzt, umgekehrt einer ganz knapp gehaltenen Schilderung weichen. Die Lebensbeschreibungen von Heinrich Grammateus (s. A. D. B. IX, 578), Jakob Köbel (s. A. D. B. XVI, 345—349), Adam Riese (s. A. D. B. XXVIII, 576—577), Christoph Rudolff (s. A. D. B. XXIX, 571 bis 572) bieten Gelegenheit, in aller Kürze die Ueberzeugung zu gewinnen, daß, wenn Deutschland in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts reich, ja überreich an Rechenmeistern und Cossisten war, wenn manche von diesen eines weitverbreiteten Ruhmes sich erfreuten, doch die Eigenleistungen derselben diesen Ruhm nur in geringem Maaße rechtfertigten. Das Rechnen mit Rechenpfennigen oder auf der Linie, das Rechnen mit Ziffern oder auf der Feder, die mit Dutzenden von Namen versehenen Einzelfälle, welche im kaufmännischen Geschäftsleben sich darbieten, waren längst überkommenes Erbe. Nicht anders verhielt es sich mit der Regel des falschen Ansatzes. Die wälsche Praktik, die darauf hinaus läuft, Brüche, mit welchen zu rechnen ist, in Summen anderer Brüche von kleinerem Nenner zu verwandeln, die womöglich wieder untereinander das Verhältniß einfacher Vervielfachung aufweisen, giebt in ihrem Namen den italienischen Ursprung zu erkennen. Die Coß oder Algebra trägt desgleichen einen fremdländischen Namen, Coß von dem italienischen Worte la cosa = die unbekannte Sache, Algebra aus dem Arabischen und zwar, wie man wähnte, von einem alten arabischen Gelehrten Algebras. So war, wenn nicht alles, doch bei weitem das meiste, was jene deutschen Rechenmeister und Cossisten lehrten, alte, oftmals sehr alte Erfindung, und es war eine, wenn auch nicht ganz leichte, doch lösbare Aufgabe für die geschichtliche Forschung, die Quellen zu ermitteln, welche dem einen, dem anderen Schriftsteller geflossen waren. Und nun trat die „Arithmetica integra" des Michael Stifel in die Erscheinung, ein Werk, wie

es in Deutschland mindestens seit drei Jahrhunderten, seit den Zeiten des Jordanus Nemorarius (s. A. D. B. XIV, 501—504), nicht geschrieben worden war! Daß nicht alles in ihr neu war, versteht sich von selbst; wie hätte der Name einer vollständigen Arithmetik, den der allseitig gebildete Professor der Medicin Milichius (s. A. D. B. XXI, 745) in Wittenberg dem Werke beilegte, sich nur halbwegs rechtfertigen lassen, wenn nicht aufgenommen gewesen wäre, was sonst als Arithmetik bezeichnet wurde? Aber kräftig war unter dem Althergebrachten aufgeräumt. Das eigentliche Rechnen war auf das engste zusammengedrängt, das Linienrechnen ganz entfernt. Die zahllosen Einzelregeln werden mit dem einen Worte beseitigt, sie seien Menschenquälerei (vexationes populi), die 8 Fälle der Coß, welche bei manchen Schriftstellern auf 24 sich ausgedehnt hatten, werden in eine einzige Vorschrift zusammengedrängt. Und neben diese alten Dinge in wesentlich neuer Form stellt nun St. seine eigenen Untersuchungen auf dem Gebiete der Zahlenlehre. Es verschlägt nicht viel, daß das meiste ohne wesentliche praktische Verwendbarkeit ist, daß z. B. die Reste, welche bei Theilung einer Geheimzahl durch zweierlei Divisoren übrig bleiben, nur zur Auffindung dieser Geheimzahl, mithin zu einer Spielerei benutzt werden, daß die Herstellung von Zauberquadraten ohne Nutzen geblieben ist u. s. w. Es waren doch neue Aufgaben, welche gestellt und gelöst wurden. Es hatte der erfinderische Geist eines Zahlentheoretikers, wie die heutige Mathematik diese Richtung nennt, sich zu erkennen gegeben. Und manches war auch fruchtbar. Der Zusammengehörigkeit einer arithmetischen und einer geometrischen Progression legte St. einen höheren Grad von Nützlichkeit bei, als es seine Vorgänger gethan hatten, und er machte damit einen weiteren Schritt auf dem Wege zur Erfindung der Logarithmen. Die Binomialcoefficienten aber und ihre Bildungsweise aus einander entdeckt zu haben, ist vollends Stifel's unbestreitbares Verdienst. Wir haben früher gesagt, daß St. an dem Studium von Rudolff's Coß sich zum Mathematiker ausbildete, aber das war nicht das einzige Werk, mit welchem er sich vertraut machte; auch Schriften von Riese, von Campanus, dem Uebersetzer der euklidischen Elemente, ja ein Werk des Italieners Cardano, welches gleichzeitig mit der „Arithmetica integra“ bei Petreius in Nürnberg gedruckt wurde, hat St. in der „Arithmetica integra“ benutzt und genannt.

Ein Jahr später, also 1545, erschien wieder bei Petreius eine „Deutsche Arithmetica, inhaltend die Haußrechnung, die deutsche Coß, die Kirchrechnung. Alles durch Herr Michael Stifel auff ein besondere newe und leichte weis gestellet.“ Sie ist nicht „sollichen geübten leuthen“ geschrieben, sondern für die große Menge, welche nicht einmal der lateinischen Sprache kundig ist, und darum ist auch die deutsche Coß in ihr enthalten, worunter St. versteht, er wolle sich ausschließlich deutscher Ausdrücke bedienen, nicht fremdländischer, von welchen Rudolff's Coß wimmle, und durch dieses Bestreben tritt St. auch in die Reihe der Verbesserer unserer Muttersprache. Es ist vielleicht bemerkenswerth, daß er, der sonst so leicht über das Ziel Hinausschweifende, hier die richtigen Schranken beachtet und die Wörter addiren, subtrahiren, multipliciren, dividiren beibehält, welche schon nicht mehr fremdländisch seien. Ueber den mathematischen Inhalt der „Deutschen Arithmetica“ berichten wir nur, daß hier auf das Linienrechnen das Hauptgewicht gelegt ist, und daß St. sogar bis zur Ausziehung von Kubikwurzeln mittelst Rechenpfennigen sich versteigt, was weder vor noch nachher jemals versucht worden ist. Die allgemeine Regel zur Ansetzung und Auflösung von Gleichungen hat aus der „Arithmetica integra“ hier Eingang gefunden, ebenso die Tafel der Binomialcoefficienten, wodurch die Behauptung sich belegen lassen dürfte, daß St. diesen beiden Neuerungen eine große Bedeutung zuschrieb. Die letzte Abtheilung enthält einen von St. verfaßten deutschen Cisiojanus. Es war

von Wichtigkeit in einer Zeit, wo jährlich erscheinende Kalender noch zu den Seltenheiten gehörten, durch Gedächtnißverse die Anzahl der in jedem Monate enthaltenen Tage und die Hauptfeste sich merken zu können. Ursprünglich waren es lateinische Gedächtnißverse, und weil Circumcisio Domini auf den 1. Januar fiel, zog man beide Wörter zusammen in Cisiojanus, wie alsdann die Gesammtheit der Verse hieß. Solche hat nun St. in deutscher Sprache verfertigt.

Die nächste mathematische Veröffentlichung Stifel's ist aus dem Jahre 1553, aber inzwischen hatte die wissenschaftliche Ruhe des Holzdorfer Aufenthaltes bereits wieder aufgehört, und wir müssen zur eigentlichen Lebensgeschichte zurückkehren. Der schmalkaldische Krieg war am 24. April 1547 durch den von Moritz von Sachsen auf der Lochauer Heide bei Mühlberg errungenen Sieg beendet, und dem Sieger war als Preis die Kurwürde zugefallen. Nach Stifel's eigener Erzählung vertrieben damals die spanischen Schaaren ihn mit allen seinen Pfarrleuten, und er floh zunächst nach Frankfurt an der Oder, dann nach Preußen, wo er bei Herzog Albrecht freundliche Aufnahme fand. Die Angabe, daß nach einem Berichte über eine Holzdorfer Kirchenvisitation von 1551 St. damals noch dortiger Pfarrer gewesen und um Gehaltsaufbesserung eingekommen sei, muß daher auf einem Irrthum in der Jahreszahl beruhen. In jenen Nöthen des Jahres 1547 erwachte in St. die alte Neigung zur Wortrechnung. Die Coß Rudolff's, mit welcher er sich, wie wir wissen, seit October 1533 anhaltend beschäftigt hatte, enthielt selbst eine Wortrechnung. Die Buchstaben A bis Z, mit Einschluß des W und alleinigem Ausschluß des U, waren, als der natürlichen Zahlenreihe von 1 bis 24 entsprechend, mit deren Werthen versehen, und nun waren Rechnungen, wenn auch nicht weissagender Natur, wie St. sie liebte, angestellt, was einen Anstoß, um nicht zu sagen den Anstoß, zu abermaligen Deutungsversuchen gegeben haben mag. Eines Tages, im Bade, kam ihm, auch hierfür besitzen wir Stifel's eigene Erzählung, die Lust an, die Worte, welche er damals fortwährend im Munde führte „Vae tibi Papa, vae tibi", nach ihrem Zahlenwerthe, jeder Buchstabe wie früher als Dreieckszahl aufgefaßt, zu untersuchen. Er ließ durch seinen herbeigerufenen Knaben die Einzelzahlen, welche er ihm angab, mit Rechenpfennigen anlegen. Als Summe entstand 1260, eine Zahl, die zweimal in der Offenb. Joh. (XI, 3 und XII, 6) genannt ist. Da sprang St. aus dem Bade, sah die Zahl an und fand, daß der Knabe richtig gelegt hatte. „Und, fährt St. in seiner Erzählung fort, als mir das gwissen kommen wolt, das ich widerumb vmbgangen wer mit einer verworffnen Rechnung, fieng ich an zu bedencken, wie es nicht der rechnung schuld were, sonder die schuld were mein, das ich sie vbel gebraucht vnd vnrecht appliciret het. Vnd fieng also die rechnung widerumb an zutreiben." Dabei blieb es auch, die Wortrechnung begleitete St. überall hin, und er beharrte bei ihr bis zu seinem Lebensende. Schreibt doch Osiander in einem Briefe vom 19. Februar 1549, St., der in Memel Anstellung gefunden, treibe es mit seinen Ausrechnungen toller als je, so daß man sich erbrechen möchte (rediit ad vomitum cum sua supputatione .... et delirat multo ineptius quam antea). Von Memel kam St. 1550 nach Eichholz, von da kurz darauf nach Haffstrom (Haberstro) bei Königsberg, und von letzterem Aufenthalte aus überwachte er 1553 den in Königsberg sich vollziehenden Druck des dritten Werkes, um dessen willen die Geschichte der Mathematik sich ihm dankbar zu erweisen hat.

Die Coß des Christoff Rudolff, im J. 1525 erstmalig gedruckt, war etwa 25 Jahre später schon zu einer buchhändlerischen Seltenheit geworden, so daß man sie um den drei- und vierfachen Preis nicht zu kaufen bekam. Da entschloß sich St., eine neue Ausgabe dieser Coß mit reichen Zusätzen zu veranstalten und zugleich auch seine Wortrechnung, von welcher wir zum Ueberflusse oft gesprochen

haben, beizufügen. Ja in einer Vorrede bittet er darum, gerade den Druck des Anhangs zu beschleunigen, so lange er noch in der Nähe weile. Seine alten Pfarrkinder in Sachsen begehrten seiner, und es sei leicht möglich, daß er überraschend schnell sich zu ihnen zurückbegebe. Die Zusätze zur Coß enthalten neben vielerlei anderen Dingen auch wieder die allgemeine Gleichungsregel und die Binomialcoefficienten. In der Wortrechnung sind ganze Seiten voll Sätze, deren Buchstabensummen den räthselhaften biblischen Zahlen gleich kommen. Der Sinn der Sätze ist stets ein gegen das Papstthum gerichteter. So ist 666 die Summe von „Sed ecce Leo Papa", von „Ecce bestia magna", von „Leo et draco"; 1260 ist „En ex Ecclesia dei Papa fiet" oder „Sed fidem odit Papa, fidem hanc" u. s. w.

Wenn und auf welche Veranlassung hin St. die Stellung in Haffstrom wieder niederlegte ist nicht bekannt. Vielleicht folgte er wirklich einer an ihn ergangenen Berufung, wenn auch nicht zu seiner alten sächsischen Gemeinde. Vielleicht vertrieben ihn theologische Streitigkeiten, an welchen es damals nirgend in Deutschland fehlte. Die reformatorischen Gedanken, welche allerwärts sich Bahn zu brechen suchten, waren nur durch ihren Gegensatz gegen die lange Zeit alleinherrschende Lehre, aber nicht in ihren neuen Glaubensbehauptungen in Uebereinstimmung. Neben den großen Schlagworten, in denen Luther und Zwingli sich trennten, gab es kleinere, welche aber nicht minder haßerfüllte Spaltungen veranlaßten. So die Spaltung zwischen Osiander und seinen Freunden auf der einen, der Wittenberger Schule auf der andern Seite, welche von der Reformationsgeschichte unter dem Namen der osiandrischen Streitigkeiten erzählt wird, und welche noch über Osiander's am 17. October 1552 in Königsberg erfolgten Tod sich hinauszog. An der Spitze von Osiander's Gegnern stand bald Mörlin, ein geborner Wittenberger, der anfangs zu vermitteln gesucht hatte. Aus der Ferne schrieb Flacius gegen den Osiandrismus, wiewohl er selbst wegen anderer Fragen mit den Wittenbergern in Fehde lag. Auch von St. wird berichtet, daß er auf Mörlin's Seite trat, und bei dem großen Einflusse, den Osiander am Hofe des Herzogs Albrecht besessen hatte, ist es nicht unmöglich, daß jene Parteinahme St. seine Stelle kostete. Jedenfalls war St. im Januar 1557 Pfarrer in Brück bei Treuenbrietzen und noch immer in nahen Beziehungen zu Mörlin, welcher ihn beauftragte, den Frieden zwischen Flacius und Melanchthon zu vermitteln.

Noch ein Aufenthaltswechsel Stifel's ist bekannt. In der Matrikel der Universität Jena für 1559 ist eingetragen „Michael Stieffel, Senex, Artium Magister, et Minister verbi divini". Dort also hat St. die acht letzten Lebensjahre zugebracht. Zur Universität hat er vermuthlich nicht in amtlicher Verbindung gestanden ohne mit Sicherheit in Abrede stellen zu können, daß er ab und zu mathematischen Unterricht ertheilte, wie er es ganz gewiß von Holzdorf aus in Wittenberg gethan hat. Seit 1557 war Flacius, von welchem oben die Rede war, Professor der Theologie in Jena. Dieser, mit drei anderen Collegen, fühlte sich gewissermaßen zum Ketzerrichter unter den Glaubensgenossen berufen. Auch St. entging ihren Anfeindungen nicht und wurde von der Kanzel herunter geschmäht, als „Antinomer, Gesetzschänder, wie sie es verdeutschen, deß mich Gott der Herr unschuldig weiß", wie der alte Mann in einer Klagschrift an Herzog Johann Friedrich sich beschwert. Diese letzten Händel veranlaßten noch zwei ausgedehnte Streitschriften Stifel's, in lateinischer Sprache die eine, die andere in deutscher Sprache. Der Druck derselben unterblieb aber, vielleicht mit Rücksicht auf die Verjagung des Flacius aus Jena 1562. Auch eine deutsch geschriebene Auslegung der Apokalypse hat St. nicht mehr durch den Druck veröffentlicht. Er vermachte sie bei seinem 1567 erfolgten Tode seinem Freunde,

dem Professor der Theologie Selnecker in Jena, welcher dann seinerseits die Handschrift der Thomasbibliothek in Leipzig schenkte.

Vgl. außer Stifel's mathematischen Schriften, welche jedenfalls als die sichersten Quellen zu betrachten sind und hier hauptsächlich benutzt wurden, noch: G. Th. Strobel, Neüe Beiträge zur Litteratur, besonders des sechzehnten Jahrhunderts. Ersten Bandes erstes Stück. S. 5—89. Nürnberg und Altdorf 1790 und den Artikel „Stiefel" von G. Kawerau in der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. 2. Auflage. XIV, 702—706. Leipzig 1884. Cantor.

Stifft: Andreas Joseph Freiherr v. St., berühmter österreichischer Arzt, ist am 30. Nov. 1760 zu Röschitz in Niederösterreich geboren. Er studirte in Wien, erlangte hier 1784 die medicinische Doctorwürde und ließ sich darauf als Arzt in Wien nieder, wo er sehr bald eine ebenso ausgedehnte wie vornehme Clientel gewann. Nachdem er gleich zu Beginn seiner ärztlichen Thätigkeit ein zweibändiges Werk „Praktische Heilmittellehre" (Wien 1790—92) geschrieben hatte, gewann er 1795 mit einer weiteren Arbeit über die zweckmäßigste Reorganisation der medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie eine Preismedaille und lenkte hierdurch die Aufmerksamkeit der damaligen ärztlichen Koryphäen der Residenzstadt, besonders des kaiserlichen Leibarzies v. Stoerck auf sich, sodaß er zum 2. Wiener Stadtphysikus und Sanitäts-Magister ernannt wurde. Diese Stellung verwaltete er mit so großem Erfolge, daß er bereits 1796 zum Hofarzt, 1798 zum wirklichen k. k. Leibarzt ernannt und ihm 1802 der Hofrathscharakter verliehen wurde. Nach Stoerck's Tod (1803) wurde St. sein Nachfolger als Leibarzt, Director des medicinischen Studiums an der Universität, Büchercensor im medicinischen Fache, Protomedicus und Präses der Facultät, gab jedoch 1808 das Amt als Director des medicinischen Studiums und des Sanitätswesens wieder auf. 1813 zum wirklichen Staats- und Conferenzrath ernannt, begleitete er den Kaiser auf den Feldzügen von 1813—15, wo er ununterbrochen an dessen Seite blieb und wiederholt das Glück hatte, ihn von lebensgefährlichen Erkrankungen zu heilen. 1826 wurde er in den niederösterreichischen Ritterstand erhoben, erhielt 1834 auf Ansuchen seinen Abschied und feierte am 21. Aug. desselben Jahres sein 50jähriges Doctorjubiläum, wobei ihm Ovationen verschiedener Art bereitet wurden. Sein Tod erfolgte am 16. Juni 1836 zu Schönbrunn bei Wien. St. spielt in der Geschichte der Universität Wien sowie des österreichischen Sanitätswesens eine bedeutende Rolle. Sein Hauptverdienst besteht darin, eine gründliche Reform des Medicinalwesens durchgeführt zu haben. Durch das Vertrauen des österreichischen Kaisers mit großer Macht ausgerüstet gelang es ihm, wesentlich nach seinen Entwürfen eine Neugestaltung des medicinisch-chirurgischen Studiums an allen Lehranstalten der Monarchie vorzunehmen, neue Lehrstühle zu errichten, eine Studien-Hofcommission zu organisiren und andre Reformen vorzunehmen, sowie vermöge seines Vorsitzes im Studien-Departement überhaupt auch auf Aenderungen im Studium der Rechts- und polytechnischen Wissenschaften hinzuwirken. St. machte sich ferner durch Einführung der Kuhpockenimpfung verdient, impfte selbst zunächst mehrere Mitglieder der kaiserlichen Familie, sorgte für eine Erweiterung und Vervollkommnung des Thierarznei-Instituts, das auf seine Veranlassung der Oberaufsicht des Hofkriegsraths entzogen und der Studien-Hofcommission unterstellt wurde, und bewirkte die Errichtung eines eigenen Militär-Sanitätscorps. Beim ersten Erscheinen der Cholera 1831 gelang es ihm noch als 70jährigem Greise durch sein energisches Auftreten bei dem allgemeinen Chaos den gesunkenen Muth der Bevölkerung zu heben. Als Nicht-Contagionist sorgte er für Aufhebung aller Sperren und stellte damit den freien gesellschaftlichen Verkehr wieder her. —

Weniger verdienstvoll ist Stifft's Wirken in rein wissenschaftlicher Beziehung. Zwar war er vom 17. Bande an zusammen mit seinem Collegen J. N. v. Raimann Mitherausgeber der „Medicinischen Jahrbücher der k. k. österreichischen Staaten", auch hat er noch einige kleinere Arbeiten geschrieben, im übrigen aber ist er nicht frei von dem Vorwurf, „daß er in seiner unbeschränkten Herrschaft über alle Theile des öffentlichen Sanitätswesens" vielfach willkürlich und nach persönlichen Interessen verfuhr, manches Talent eher unterdrückte als förderte und nur Strebern, Schmeichlern und solchen wohlwollte, die für seine Institutionen blindes Lob hatten, sodaß Männer wie P. Frank und J. N. Rust sich seiner Protection nicht zu erfreuen hatten und Wien verlassen mußten.

Vgl. Puschmann, Die Medicin in Wien während der letzten 100 Jahre (Wien 1884). — Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte V, 538 und die daselbst angegebenen Quellen. Pagel.

Stifft: Andreas Freiherr v. St., österreichischer Schriftsteller, wurde am 10. Mai 1819 als Sohn des späteren Unterstaatssecretärs Freiherrn v. Stifft in Wien geboren und erhielt dem Stande seiner Eltern entsprechend, eine sorgfältige Erziehung seit der frühesten Jugend. Er vollendete die Mittelschulstudien und begann 1835 das Studium der Rechtswissenschaft an der Wiener Hochschule, worauf er 1840 als Rechtsauscultant eintrat und im J. 1842 den juridischen Doctorgrad erlangte. Bis 1848 diente er in der angegebenen Stellung als Justizbeamter, von jenem Jahre an aber wandte er sich plötzlich der Journalistik zu, wurde Mitarbeiter der „Allgemeinen österreichischen Zeitung", später des regierungsfeindlichen Blattes „Der Radikale" und erlangte durch seine in vielen Kreisen der Bevölkerung damals begeistert aufgenommene Sprache große Beliebtheit, so daß er auch in den Wiener Gemeinderath gewählt wurde, nachdem er seine amtliche Stellung aufgegeben hatte. St. zeigte gleichzeitig einen eigenthümlichen frömmelnden Hang, hatte sich lange Zeit auch mit Hellseherei und dergleichen abgegeben und wirkte nach der Revolutionszeit als einfacher Journalist insbesondere in dem Tagesblatte „Der Wanderer". Uebrigens beschäftigte sich St. auch mit selbständigen litterarischen Arbeiten, ohne jedoch zunächst etwas davon zu veröffentlichen. Erst seit 1861 erschienen Einzelwerke aus seiner Feder und zwar sowol auf dramatischem Gebiete als auch auf demjenigen des Romans. Später war St. immer weniger publicistisch thätig, betrieb aber fortwährend litterarische Studien und vollendete verschiedene größere Romane, deren Manuscripte sich in seinem Nachlasse vorfanden. Er starb am 13. December 1877 zu Wien.

Von Stifft's Werken ist das geistvolle Buch: „Culturstudien. Kunst- und Reisebriefe aus der Schweiz und Deutschland" (Berlin 1865) insbesondere hervorzuheben, es enthält fesselnde Reiseberichte und biographische, litterar- und kunsthistorische Skizzen. Außerdem erschien schon 1863 ein ähnliches Werk: „Nord und Süd. Kunst- und Reisebriefe". 1863 gab St. den Roman: „Drei Bücher vom Geiste" heraus, diesem folgte ein Jahr später der Roman: „Im Sturm des Lebens" (2 Bde.), ferner die Romane: „Modernes Leiden" (2 Bde., 1867) und „Renaissance und Romantik" (2 Bde., 1869). Im J. 1861 erschienen „Dramatische Schriften" in 3 Bänden. Die Erfindung in diesen Romanen Stifft's zeigt den gewandten Geist, die Durchführung in vielen Capiteln den überaus begabten Schriftsteller. Allerdings erscheint Vieles darin von der eigenthümlichen Lebensanschauung des Verfassers überwuchert.

Wurzbach, Biogr. Lexikon XXXIX. — Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter des 19. Jahrh. A. S.

Stifft: Christian Ernst St., Montanist und Geologe, wurde am 26. August 1780 in Dillenburg geboren und durchlief nach Beendigung seiner

cameralistischen Studien die verschiedenen Stellungen des Bergfachs in nassauischen und z. Th. großh. bergischen Diensten bis 1816 zum herzogl. Oberbergrath in Wiesbaden. Er trat dann von 1829—42 in k. niederländische Dienste, machte eine mineralogische Reise nach den Inseln Curaçao und Araba und wirkte zuletzt als Geh. Rath im Ministerium für das Großherzogthum Luxemburg. Seit 1847 außer Dienst lebte derselbe in Biebrich, wo er am 5. April 1855 starb. Außer seiner amtlichen, außerordentlich erfolgreichen Thätigkeit als Bergbeamter machte sich St. noch besonders verdient durch das sehr inhaltsreiche und gediegene Werk: „Geognostische Beschreibung des Herzogthums Nassau in besonderer Beziehung auf die Mineralquellen des Landes" (1831), welches die Grundlagen unserer Kenntniß von der mineralogisch-geognostischen Beschaffenheit dieses Landes bildet. Auch lieferte er in Moll's Ephemeriden 1808 eine „Beschreibung des Fürstenthums Corvey" (Jahrb. d. Ver. für Naturk. in Nassau X. 1853). v. Gümbel.

Stifter: Adalbert St., deutsch-österreichischer Dichter, Maler und Pädagoge, wurde am 23. October 1805 zu Oberplan im Gebiete des Böhmerwaldes geboren, den er in seinen Schriften später so vielfach verherrlichte. St. verlebte die erste Jugend bei den Eltern, sein Vater war Leinweber und Flachshändler im eigenen Hause zu Oberplan. Die Eltern, die Großmutter Ursula, der Großvater Augustin und wenige andere Personen des Hauses wirkten zunächst auf das Gemüth des Knaben ein und brachten wol auch die Keime des Talentes, welches in ihn gelegt war, zur ersten Entwicklung. Die Großmutter erzählte Märchen, Geschichten und Sagen der Heimath, an denen sich der Kleine nicht satt hören konnte und die sich tief in seine Seele einprägten, daneben wirkte die Schönheit der Natur mächtig auf den Knaben ein, der ja frühzeitig den Böhmerwald mit seinen prächtigen Forsten und Wässern kennen lernte, dessen Höhenzüge sich vor dem Heimathsorte erstreckten. Frühzeitig verrieth St. eine überaus rege Phantasie und besondere Aufmerksamkeit für malerische Gegenstände. Als er mit dem sechsten Jahre die Schule zu besuchen begann, welche unter der Leitung des Schulmeisters Jenne stand, zeigte der Knabe gute Entwicklungsfähigkeit und hübsche Begabung auch für Musik und Gesang, sehr bald fand er an Büchern naturwissenschaftlichen oder erzählenden Inhaltes großen Gefallen. Bezeichnende Züge, welche dem Dichter St. bis zu seinem Lebensende verblieben, traten auch damals schon hervor, so die Abneigung gegen Unwahrheit und Lüge, gegen Rohheit und Gemeinheit der Gesinnung, schon im Knabengemüthe zeigte sich damals die Hinneigung zum Edlen und Schönen und die Vorliebe für gewaltige Erscheinungen in der Natur. Seinen Vater verlor St. leider frühzeitig und infolge eines großen Unglückes, das ihn betroffen hatte. Derselbe war nämlich eines Tages mit einer Ladung Flachs ausgefahren, der Wagen stürzte um und erschlug den Mann. Dies geschah im November des Jahres 1817 und die zurückgebliebene Wittwe hatte nun keine leichte Aufgabe mit der Ernährung und Erziehung von fünf Kindern. Der Knabe Adalbert zeigte sich begabter und obgleich der Kaplan von Oberplan nicht viel von dessen Talenten hielt, als letzterer lateinischen Vorunterricht erhalten sollte, bestand der Großvater, welcher sich die Begabung des Enkels nicht ausreden ließ, doch darauf, den Knaben studiren zu lassen und führte ihn selbst nach Kremsmünster, wo sich die berühmte Abtei und deren ausgezeichnete Schule befindet. St. wurde in der That nach kurzer vollkommen befriedigender Prüfung daselbst aufgenommen und betrieb nun mit großem Eifer seine Studien, in welchen er schöne Erfolge aufwies. Daneben bot sich ihm auch Gelegenheit, seinem Triebe nach dem Lesen von Dichtungen zu folgen, wobei er auch Schiller's Räuber kennen lernte. So bildete sich der Jüngling unter der Leitung der vortrefflichen geistlichen Lehrer

des Stiftes in den Lehrgegenständen tüchtig aus, auch die Musik und körperliche Uebungen, wie insbesondere das Schwimmen wurden eifrig betrieben, endlich wendete er dem Zeichnen und Malen große Aufmerksamkeit zu, wofür er besondere Begabung verrieth. In das Studium der Werke Schiller's, Goethe's und der übrigen Classiker unserer Litteratur wurde zu Kremsmünster St. durch den Professor P. Ignaz Reischl eingeführt, seine deutschen Arbeiten — es wurden insbesondere auch solche in Versen aufgegeben — zeichneten sich durch treffliche Anlage und Durchführung aus, eine solche Arbeit, die Gründung von Kremsmünster behandelnd, hatte einen erheblichen poetischen Werth und ist nach Stifter's Tode veröffentlicht worden. Damals dichtete der Jüngling auch schon aus eigenem Antriebe, und Manches von diesen Poesieen ist handschriftlich erhalten. Nachdem die sechs Gymnasialclassen und die sog. zwei „philosophischen Jahrgänge" absolvirt waren, sollte der junge Mann das Studium für seinen Lebensberuf wählen.

Er entschied sich für die rechtswissenschaftlichen Studien und bezog im J. 1826 die Universität in Wien. Allerdings zogen den jungen Wissensdurstigen Fächer wie Mathematik, Physik und Naturwissenschaften mehr an als die juristischen Disciplinen, er verwandte daher viel mehr Zeit auf jene Gegenstände und besuchte auch Vorlesungen ausgezeichneter Lehrer wie Ettingshausen, Littrow u. s. w., welche dieselben behandelten. Der schönen Litteratur und der Kunst wurde daneben ebenfalls viel Zeit gewidmet und es entstanden manche Landschaftsbilder Stifter's, von denen jedoch wenige erhalten blieben. Seine Lieblingsstudien und der Verkehr mit Künstlern und Schriftstellern sowie der Eintritt in die Häuser hervorragender Familien, welcher ihm durch das Ertheilen von Unterrichtsstunden leicht gemacht wurde, veranlaßten St., nachdem er die juristischen Studien auch schon vollendet, vorläufig kein eigentliches Amt, das ihn gefesselt hätte, aufzusuchen, zumal ihm die erwähnten Privatstunden für seinen Lebensunterhalt genügendes Erträgniß abwarfen. In Wien hatte St. während der Studienzeit auch Gelegenheit das Theater, und zwar die beste deutsche Bühne des Burgtheaters, mit den ausgezeichneten Künstlern wie Anschütz, La Roche ꝛc. kennen zu lernen, ein Umstand, der für seine innere Entwicklung von nicht geringem Einflusse blieb. Zur Zeit der Ferien besuchte der junge ins Leben tretende Mann gewöhnlich seine schöne Heimath und den Böhmerwald und es ist wol anzunehmen, daß die ersten prächtigen Naturschilderungen aus dessen Gebiete den Anschauungen und Beobachtungen jener Zeit entstammen. Die vortrefflichen Erfolge auf pädagogischem Gebiete, welche Stifter's Methode aufwies, veranlaßte, daß derselbe als Erzieher und Lehrer sehr gesucht wurde und verschiedene seiner damaligen Schüler haben in der Folge hohe Stellungen bekleidet, so war auch Fürst Richard Metternich, der Sohn des mächtigen Staatskanzlers, ein Zögling des Dichters, welcher in den Häusern Metternich's, der Fürstin Schwarzenberg und anderer hervorragender insbesondere geistige Bestrebungen hochschätzenden Adelsfamilien aus- und einging. Bei Frau v. Collin, der Wittwe des Dichters, wo stets geistige Größen Wiens zusammentrafen, war St. ebenfalls ein gern gesehener Gast. Diese Dame gab sich überhaupt alle Mühe um den jungen Mann, dessen Begabung sie sofort erkannt hatte, dem Kreise ihrer Bekannten zu empfehlen. Bei der Fürstin Schwarzenberg, woselbst St. als Gesellschafter und Vorleser sich ebenfalls großer Schätzung erfreute, verkehrte er auch mit Friedrich Schwarzenberg, dem Sohne der Fürstin und bekannten Verfasser der „Lanzknechtbücher", in anregender Weise.

Verhältnißmäßig spät geschah es, daß St. sein großes Talent als Dichter erkannte und er vor die Oeffentlichkeit trat, obgleich aus seinen Briefen vom J. 1832—1836 hervorgeht, daß er sich vielfach mit litterarischen Plänen be-

schäftigte, auch Gedichte, die er damals verfaßte, blieben erhalten und wurden später veröffentlicht. St. schwärmte zu jener Zeit insbesondere für seinen Lieblingsdichter Jean Paul, dessen wilde Leidenschaftlichkeit und mächtige poetische Sprache ihn vor allem anzog. Stifter's Briefe an Adolf Frhrn. v. Brenner vom J. 1832 und 1834 lassen den Einfluß, welchen Jean Paul damals auf ihn ausübte, überaus deutlich erkennen. Dieser Einfluß tritt übrigens auch in einzelnen der allerdings erst später veröffentlichten „Studien“ hervor. Immer noch glaubte St., daß er berufen sei als Maler hervorragenderes zu leisten und legte seinen poetischen Entwüfen durchaus keine größere Bedeutung bei. Allerdings hatte er wirklich zu jener Zeit Bilder geschaffen, welche „durch die einheitliche und echt poetische Stimmung, welche in denselben zu Ausdruck gebracht ist, wirklichen Kunstwerth besitzen“.

In Friedberg, dem freundlichen Städtchen am Böhmerwald, hatte St. auch zum erstenmale ein Herzensbündniß geschlossen, zart und innig, der Naturanlage des feinfühlenden Mannes entsprechend, in der lieblichen Gestalt Nataliens im Nachsommer hat viele Jahre später der Dichter das Ideal seines Herzens gezeichnet. Aber da der junge Mann noch keine feste Anstellung besaß, so verweigerten die Eltern Fanni's zur Verbindung ihre Einwilligung und als St. in Wien dem Bannkreise der Geliebten entrückt war, erfuhr er eines Tages, daß diese mit einem anderen Manne vermählt erschien. Lange Zeit übte der Schlag seine Nachwirkung auf das Gemüth des Poeten, bis dieser sich in das Unabänderliche zu fügen wußte. Die Beschäftigung mit der Malerei und Poesie, der Verkehr mit den hervorragendsten Dichtern und Künstlern der Residenz und häufige Besuche in den erwähnten Gesellschaftskreisen, zu welchen St. gewissermaßen genöthigt war, stellten schließlich die Ruhe in seinem Innern wieder her, ja es kam sogar dazu, daß er wieder Neigung zu einem Mädchen, Amalie Mohaupt, welches er an einem Unterhaltungsabende kennen gelernt hatte, faßte und sich am 15. November 1837 mit der Geliebten vermählte. Dieselbe war die Tochter eines im Ruhestande lebenden Artillerieofficiers und besaß kein Vermögen. St. mußte nun darnach trachten eine feste Stellung zu gewinnen, er richtete sein Augenmerk insbesondere auf eine Stelle im Lehrfache. Die Aussicht jedoch auf eine Professur an der Forstlehranstalt zu Mariabrunn, zu welcher er sich durch eigene Studien vorbereitet, schwand mit der Besetzung des Postens durch einen andern Bewerber wie schon früher im Jahre 1836 eine Assistentenstelle der Physik, welche St. angestrebt hatte, trotz mancher Protection ebenfalls einem Andern verliehen worden war.

Im J. 1840 war's als Stifter's Dichtertalent durch ein ihm entfallenes Manuscript, das er beim Besuche einer ihm befreundeten Familie in der Rocktasche getragen hatte, entdeckt wurde. Es war die Handschrift des „Condor“ und auf Andrängen der Freunde entschloß sich St. zur Veröffentlichung, welche in demselben Jahre in der vortrefflichen „Wiener Zeitschrift“ Witthauer's erfolgte. Der Redacteur Witthauer hatte ein ausgezeichnetes Urtheil und die Begabung Stifter's sofort erkannt; bald darauf trat auch Graf Majlath, der Herausgeber des im Verlag von Gustav Heckenast in Pest erscheinenden Taschenbuches „Iris“ mit St. in Verbindung und sowol in der „Wiener Zeitschrift“ als auch in der „Iris“ erschienen seit 1840 und 1842 regelmäßig novellistische Beiträge des Dichters, welche nicht nur vom österreichischen sondern vom gesammten deutschen Publicum mit Begeisterung aufgenommen wurden. Wie sich St. zu jener Zeit als Erzieher gab und wie er pädagogisch zu wirken verstand, wie einfach er in den ersten Jahren seiner Ehe lebte, wie er im Verkehre erschien und welche hohe Beachtung alle Gesellschaftskreise zunächst in Wien seiner Persönlichkeit schenkten, darüber hat Em. Ranzoni im Wiener „Concordia-Kalender“ für 1869 einen

anziehenden vortrefflichen Aufsatz veröffentlicht. Im J. 1844 erschien der 1. und 2. Band der „Studien“ in Heckenast's Verlage zu Pest, welchen Bänden bis 1850 noch vier weitere sich anreihten. War auf St. schon nach der Veröffentlichung der ersten Erzählungen in Zeitschriften und Taschenbüchern die besondere Aufmerksamkeit der litterarischen Kreise gelenkt worden, so wurde er nach dem Erscheinen der „Studien“ bald ein in ganz Deutschland und darüber hinaus berühmter Schriftsteller. Er lebte zu jener Zeit ausschließlich in Wien, und im Sommer machte er das eine oder das andere mal Besuche in Oberösterreich oder in seiner schönen von ihm dichterisch verherrlichten Waldheimath. Mit dem Verleger der „Iris“ und seiner „Studien“ verknüpfte ihn bald ein geistiges Band, das sich immer mehr zum wahren Freundschaftsbunde gestaltete. Beredtes Zeugniß für das innige Verhältniß zwischen Dichter und Verleger legen die zahlreichen Briefe Stifter's an Heckenast in der von J. Aprent herausgegebenen Sammlung der „Briefe“ (3 Bde., 1869) ab. Ein eigenartiges vortreffliches Unternehmen, welches St. und Heckenast damals gemeinsam begründeten, ist das 1844 erschienene Buch „Wien und die Wiener“, dessen eigentliche Redaction St. führte, wie er auch eigene Arbeiten über Wiener Verhältnisse und Oertlichkeiten dazu beitrug, die heute noch als mustergültig dastehen. In den äußeren Verhältnissen des Dichters änderte sich Jahre lang nichts, der Ertrag seiner litterarischen und pädagogischen Thätigkeit bot ihm die Mittel zum Leben, zumal seine Ehe nicht mit Kindern gesegnet war. Er verkehrte mit Dichtern wie Zedlitz, Grillparzer, auch mit Betti Paoli u. A. und wegen seiner gediegenen Art des Vortrages und des Vorlesens wurde er in manchen Häusern des Wiener Adels eingeladen sich auch auf diesem Gebiete zu bethätigen, insbesondere finden wir ihn als Vorleser in Gesellschaften bei der schon oben erwähnten feingebildeten Fürstin Schwarzenberg. Einmal dachte St. selbst daran öffentliche Vorlesungen ästhetischen Inhaltes zu halten, es trat aber eigenthümlicher Weise die Studien-Hofcommission dem Plane, welchen er ausgearbeitet vorlegen mußte, entgegen. So mußte er diesen Plan aufgeben, von welchem er in seinen Briefen mit großer Vorliebe spricht und der auch in vielen Kreisen, wo er verkehrte, großen Anklang fand. Des Dichters Wunsch das Meer und Italien zu sehen sollte zwar vorläufig nicht in Erfüllung gehen, dagegen zog es ihn immer mehr nach Oberösterreich, wo er insbesondere in der ruhigen schön gelegenen Stadt Linz am Donaustrom gern weilte, schon im J. 1847 lebte er längere Zeit daselbst. Das J. 1848 mit seinen gewaltigen Ereignissen traf ihn wieder in Wien, der Dichter war dem Drange nach freiheitlicher Gestaltung der Verhältnisse, welche gerade für den Schriftsteller bisher unerträglich waren, durchaus nicht abhold, aber tiefe Betrübniß ergriff den zartfühlenden Mann, als er sah, welche Wendung die Bewegung nahm und wie Rohheit und Gemeinheit ihre Herrschaft ausübten. Er verließ betrübten Herzens im Mai des genannten Jahres sein geliebtes Wien und übersiedelte nach Linz. Wie er über die Bewegung jener Zeit dachte zeigt ein Brief an Heckenast vom 25. Mai 1848 (Briefe I, 150 ff.), in welchem St. seine Ansicht über die Zustände in der Residenz in ausführlicher Weise darlegt. Er schreibt u. A. darin: „Ich bin ein Mann des Maaßes und der Freiheit — beides ist jetzt leider gefährdet, und Viele meinen, die Freiheit erst recht zu gründen, wenn sie nur sehr weit von dem früheren System abgehen, aber da kommen sie an das andre Ende der Freiheit. — Erst wenn die Anzahl Männer, die sich selbst zügeln können, und die ihnen im Uebermaaße zuströmende Gewalt als Gleichgewicht in irgend eine andre Schale zu legen vermögen, sehr groß wird, ist das constitutionelle Leben fertig. Und das ist schwerer, als man denkt.“ Mehrfach finden wir in den Briefen jener Zeit seine Gesinnung und seine klare Beurtheilung der Ereignisse der Jahre 1848 und 1849

ausgesprochen. Sein Glaube an die Menschheit erlitt aber auch durch die vielfachen Greuel, welche zu Tage traten, einen harten Stoß und damals schon senkte sich eine trübe Anschauung des Menschenthums in seine Seele. „Als die Unvernunft", schreibt er (Briefe I, 178 ff.), „der hohle Enthusiasmus, dann die Schlechtigkeit, die Leerheit und endlich sogar das Verbrechen sich breit machten . ., da brach mir buchstäblich das Herz." — „Alles Schöne, Große, Menschliche war dahin, das Gemüth war zerrüttet, die Poesie gewichen." Lange dauert es, bis in Stifter's Gemüth wieder mehr Ruhe eingetreten war. Selbstverständlich hatten die Wirren der Zeit auch auf den Erwerb und das äußere Leben Stifter's wesentlichen Einfluß, der Verkehr mit Ungarn und mit seinem Verleger war eine Zeit lang unterbrochen, die „Iris" hörte auf zu erscheinen, die Zeitschriften boten für die schönsten Blüthen der Dichtung wenig Raum. Trotzdem entwarf St. damals schon Pläne für größere Romane. Man war übrigens im J. 1848 auf des Dichters pädagogische Thätigkeit aufmerksam geworden, berief ihn in das Unterrichtsministerium und als er ablehnte, wurde ihm vom Unterrichtsminister Leo Graf Thun die Stelle eines Schulrathes für Niederösterreich angeboten. Jetzt wollte sich aber der Dichter von Linz und Oberösterreich nicht trennen, er erbat sich einen ähnlichen Posten für Oberösterreich und derselbe wurde ihm auch wirklich im Juni 1850 verliehen. St. führte vorläufig als Schulrath die Inspection der Volksschulen im Lande und seinem Einflusse sind in der That zahlreiche Verbesserungen und Einrichtungen zu verdanken, welche zeigen, daß sich St. auch als praktischer Schulmann bewährte. Insbesondere lenkte er seine Aufmerksamkeit auf die Schulgebäude und deren Räumlichkeiten. Allerdings hatte die von ihm so sehr herbeigewünschte nunmehr feste Anstellung auch ihre Nachtheile, vorwiegend dadurch, daß man dem von den besten Absichten beseelten auf pädagogischem Gebiete so erfahrungsreichen Manne von Seite der vorgesetzten Behörde durchaus nicht entgegenkam und sich seinen besten Vorschlägen und Anträgen gegenüber ablehnend verhielt, wodurch der für seine edle Thätigkeit begeisterte zartfühlende Dichter empfindlich berührt und verletzt wurde. Im J. 1850 hatte St. mit den Vorarbeiten zur Gründung der Realschule in Linz zu thun, welche die Regierung ins Auge gefaßt hatte. Mit vorzüglicher Sachkenntniß führte er diese Arbeit durch, am 4. Decbr. 1851 wurde die Anstalt feierlich in Anwesenheit des Statthalters eröffnet, wobei St. die Festrede hielt, welche Zweck und Einrichtung der Realschulen überhaupt und die Bedeutung dieser Art von Mittelschulen erklärte. Der Verkehr Stifter's zu jener Zeit beschränkte sich auf wenige Personen, Statthaltereirath Fritsch, der Unterrichtsreferent und später auch dessen feingebildete Gattin, die Schriftstellerin Franziska v. Fritsch konnten sich rühmen, Stifters besonderes Vertrauen zu genießen, gerne besuchte er auch das Haus dieses Paares. Es ist leicht erklärlich, daß der Dichter mit vielen Persönlichkeiten in brieflicher Verbindung stand, leider dürften noch manche seiner Briefe aus jener Zeit nicht an die Oeffentlichkeit gekommen sein und Aprent's Sammlung weist manche Lücke auf. Eine wahre Freundin wurde ihm zunächst durch brieflichen Verkehr Luise Baronin v. Eichendorff, die Schwester des Dichters, mit den Künstlern Josef Axmann, J. N. Geiger, August Piepenhagen, Heinrich Bürkel, mit der Dichterin Mariam Tenger, verkehrte St. zu jener Zeit und später brieflich und vorübergehend auch persönlich. Welche Geltung er als Pädagoge hatte beweist auch der Umstand, daß, als unter Mithülfe der Regierung die „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" gegründet wurde, auch St. zum Mitredacteur neben den Redacteuren J. G. Seidl, H. Bonitz und J. Mozart beigezogen wurde. Seine mitredactionelle Thätigkeit erstreckte sich über die Jahrgänge 1850 und 1851 dieses heute noch bestehenden Unternehmens. Zu Arbeiten auf pädagogischem Gebiete gehört auch das von

St. im Vereine mit J. Aprent herausgegebene „Lesebuch zur Förderung humaner Bildung“ (Pest 1854), eine vortrefflich geordnete Mustersammlung, deren trotzdem nicht erfolgte Approbation von Seite der obersten Unterrichtsbehörde dem Dichter großen Aerger bereitete. Stifter's Begeisterung für die Kunst weisen seine Briefe im hellsten Lichte, er begründete mit den Linzer Kunstverein und schrieb selbst kenntnißreiche Berichte über die dortigen Kunstausstellungen, die Gewinnung manches trefflichen Gemäldes, welches die Ausstellung zierte, war seinem Einflusse zu verdanken, junge tüchtige Künstler förderte er in der gütigsten Weise und ebnete ihnen die Bahn zu weiterem Wirken. So war es der junge Maler Heinrich Löffler, auf dessen eigenartiges Talent St. aufmerksam machte und mit dem er später auch im brieflichen sowie in persönlichem freundschaftlichem Verkehre stand. Die Kunst war ihm stets das Höchste, auch die Dichtkunst pflegte er als etwas Heiliges, Erhabenes, deshalb arbeitete er täglich, selbst auf Reisen, ruhig und ernst, aber voll hingebender Begeisterung an seinen Manuscripten, welche er immer und immer wieder neuerlicher Durchsicht und Verbesserung unterzog. Die nächste größere Veröffentlichung waren die „Bunten Steine“ (Pest 1853, 2 Bde.), welche er, ohne daß diese Novellen gerade Kindererzählungen sind, ein „Festgeschenk“ nannte und für die Jugend bestimmte.

Die letzten zehn Lebensjahre des Dichters brachten manches Leid und viel des Bittern, wenn auch schöne Momente hier und da einen helleren Lichtstrahl in Stifter's düster gestimmte Seele warfen. So machte er im J. 1857 eine Reise nach den südlicheren Provinzen Oesterreichs, berührte dabei auch einen Theil Italiens und sah zum ersten male, was immer der heißeste Gegenstand seiner Sehnsucht gewesen, das Meer, ein Anblick, dessen großartigen Eindruck er in verschiedenen Briefen schildert. Nachdem das Stifter'sche Ehepaar kinderlos blieb, hatte es eine Nichte Juliane Mohaupt und später eine Muhme Josephine bei sich im Hause aufgenommen. Diese Muhme, welche, wie auch die heitere Juliane St. und seine Gattin überaus liebgewannen, starb im März 1859 zu Wien plötzlich am Typhus, nachdem schon ein Jahr früher des Dichters geliebte Mutter vom Tode ereilt worden war. Noch war des Unglückes kein Ende. In demselben Monate März 1859 erlag auch Juliane einem grausamen Geschick, sie hatte sich wahrscheinlich in einem Anfalle von Geistesverwirrung in die Donau gestürzt, von welcher ihr Leichnam ausgeworfen wurde. Solche Schicksalsschläge, wie sie diesen edlen Mann getroffen, hätten eine andre Natur der Verzweiflung in die Arme getrieben, St. aber schöpfte seinen Trost aus der tiefen religiösen Ueberzeugung, welche in ihm lebte und aus seiner innigen Hingabe zur wahren Kunst, die ihn stets über Trübes und Trauriges hinweggeholfen hatten. Es dauerte allerdings lange bis er sich zu fassen und zu ermannen wußte.

Im J. 1857 war Stifter's erster Roman „Der Nachsommer“ in 3 Bänden erschienen, ein Werk, an dem der Dichter Jahre lang gearbeitet, in welches er die Summe reicher Kenntnisse und Lebenserfahrung niedergelegt, worin er zahlreiche Anklänge an Ereignisse seines eigenen allerdings stillen einfachen Lebens geboten hat. Neben seiner poetischen Beschäftigung traf den Dichter so manche Stunde bei der Staffelei, auch oblag er der Sammlung von Bildern und Kunstwerken und dem Studium derselben — insbesondere schöne alte geschnitzte Möbel erregten sein Interesse, wie jener schöne Kasten und der Schreibtisch, welche Stücke er in seinen Dichtungen beschreibt, Stifter's Eigenthum waren. Eine besondere Neigung hegte er für eine eigenthümliche Gattung von Blumen, nämlich für die Cacteen, deren er immer zahlreiche verschiedene Arten in seinem Zimmer unter sorgsamer Pflege aufgestellt hatte, groß konnte die Freude des Dichters sein, wenn eine der sehr großen märchenhaften Blumen zum blühen kam und

er lud auch wol Freunde ein zu deren Betrachtung im Momente des Aufblühens, wenn es sich um ein ganz besonders seltenes Stück handelte. Einen Theil seiner Arbeit bildeten für St. nun auch die Vorstudien für mehrere größere historische Romane, diese Romane sollten Gestalten aus der böhmischen Geschichte, welche in der Heimath Stifter's gelebt und gewirkt, zum Mittelpunkte haben und das Leben Böhmens aus jener Zeit in Krieg und Frieden schildern, sie bedurften also gründlicher Vorarbeiten, welche der Dichter auch wirklich eifrig betrieb. Blieb ihm daneben noch Zeit, so füllte die Lectüre eines Bandes von Goethe dieselbe aus, welchen Dichter er stets als den höchsten unseres deutschen Schriftthums bewunderte. Es ist begreiflich, daß es dem Dichter der „Studien“ nicht an reichlicher Ehre und Anerkennung fehlte, die Zuschriften von Verehrern seiner Schriften aus allen Ländern mehrten sich alljährlich, die Studien erschienen in verschiedenen Sprachen übersetzt, 1850 wurde er durch Verleihung der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet, 1854 erhielt er von dem kunstsinnigen Großherzog von Sachsen-Weimar den Falken-Orden und in demselben Jahre vom Kaiser von Oesterreich das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens. Viele hervorragende Persönlichkeiten nahmen an dem Geschicke des Dichters und an dessen Persönlichkeit warmen Antheil. Eine dieser Persönlichkeiten war der Freiherr Adolf v. Kriegs-Au, Hofrath bei der Statthalterei in Linz, mit welchem geistvollen Staatsmann den Dichter freundschaftliche Bande verknüpften. Die Reisen, welche St. zu jener Zeit unternahm, führten ihn zumeist nach München oder nach Wien, das er nie vergessen konnte und mit dem ihm so viele Fäden verknüpften oder in das wald- und bergreiche Gebiet seiner engeren Heimath, die ja von Linz leicht zu erreichen war. Zu Anfang der sechziger Jahre fühlte er sich nicht mehr so wohl wie früher, zu Ende des Jahres 1863 trat das Uebel heftiger auf, es trug einen grippenartigen Charakter, auch Leber und Magen waren angegriffen. Ein Sommeraufenthalt bei einem Freunde, dem Landwirth Rosenberger, welcher in der Gegend des durch St. berühmt gewordenen Dreisesselberges im Waldgebiete ein Haus besaß, wo der Dichter schon früher gerne geweilt hatte, that ihm wohl, aber als die bösen Wintertage in Linz einbrachen, wurde auch Stifter's Leiden schlimmer und unerträglicher. Vergeblich kämpfte der Kranke dagegen an, ärztlicherseits wurde ihm Karlsbad zur Kur verordnet, wohin er sich begab, was in der That für ihn von guten Folgen begleitet war; noch machte er eine Reise nach Prag zum Behufe seiner Studien für den historischen Roman „Witiko“, dessen ersten Band er bereits vollendet hatte. Zur Nachkur wählte er sich wieder das Haus Rosenberger's als Aufenthaltsort und auch den Winter über verweilte er in der Gebirgsgegend statt in Linz, er bezog eine Wohnung in dem hochgelegenen Orte Kirchschlag, woselbst Luft und Wasser vortrefflich waren und dem Leidenden that der Aufenthalt daselbst überaus wohl. Freiherr v. Kriegs-Au war inzwischen ins Staatsministerium berufen und mit der Leitung des Unterrichtswesens betraut worden. Dieser nahm dem leidenden Dichter eine große Sorge ab, welche denselben bedrückte, er erwirkte ihm, der ja bloß 13 Jahre gedient hatte, im J. 1865 die Pensionirung mit dem vollen Gehalte und die Auszeichnung des Hofrathstitels. St. lebte durch diese Wendung seines Geschickes geistig neu auf. Das körperliche Leiden wollte freilich nicht ganz weichen; er begab sich im J. 1866 wieder nach Karlsbad, sodann zum Dreisesselberge. Aber der unheilvolle Krieg von 1866 machte auf den für sein theures Oesterreich so patriotisch fühlenden Mann einen überaus drückenden Eindruck. Er zog sich im Winter leidend an Körper und Geist wieder nach Kirchschlag zurück, und ein Schneesturm, der Tage lang mit unerhörter Heftigkeit wüthete, verhinderte ihn seine erkrankte Gattin in Linz aufzusuchen, wodurch sein Gemüth in noch erhöhter Weise gepeinigt wurde. Es

scheint, daß St. zu jener Zeit noch viel mehr gelitten als er überhaupt aussprechen wollte, um seine Gattin und seine Freunde nicht zu kränken. Auch sein Aeußeres war sehr verändert, er, der sonst kräftige Mann, war abgefallen und eine gelbliche ungesunde Gesichtsfarbe wies auf Erkrankung der Leber und der damit in Verbindung stehenden Organe. Im J. 1867 besuchte der Dichter im Frühjahr zum letzten male Karlsbad. Sein letztes Werk war inzwischen auch erschienen, der Roman „Witiko“ (Pest 1865—1867) in drei Bänden, eine jene größeren Darstellungen, deren einige zusammengehörig ein umfangreiches Ganze aus der Vorzeit Böhmens bilden sollten. Aber das Erscheinen dieses Werkes sollte des Dichters letzte Freude sein, verdüstert und grämlich machte er noch im Herbste 1867 Besuche in Kirchschlag und Oberplan, in seinem Vaterhause und wiewol er sich mitunter besser fühlte, trat eine Art Grippe zu seinem Leiden und St. mußte sich, da auch Fiebererscheinungen auftraten, zu Bett legen. Er sollte nicht wieder aufstehen. Neben seinem Manuscripte der „Mappe“, das er sich noch kurz vorher hatte geben lassen, welche Erzählung er umzuarbeiten vorhatte, starb der Dichter am 28. Januar 1868 nach ärztlichem Gutachten an Atrophie der Leber. Stifter's Leiden waren in der letzten Zeit jedenfalls groß und peinigten ihn physisch wie geistig außerordentlich. Diesem Umstande entstammt wol auch das Gerücht, der Dichter der Studien sei nicht natürlichen Todes gestorben, von dem übrigens Aprent, der vertrauteste Freund und beste Biograph Stifter's, nichts erwähnt.

Ein sinniges und gewaltiges Denkmal wurde im J. 1877 durch die Anregung des Landsmannes Stifter's, Jord. Caj. Markus, im Böhmerwalde auf der hohen Felswand am Blöckensteiner See „dem Dichter des Hochwald“ errichtet, es ist dies ein 15 Meter hoher Obelisk mit Inschriften, welche Stellen aus des Dichters Werken wiedergeben. Das Grab Stifter's auf dem Friedhofe in Linz ist nun ebenfalls mit einem schönen Denkstein versehen. Die Gattin Stifter's lebte noch eine Reihe von Jahren, sie ruht nun an seiner Seite.

Adalbert St. ist als Dichter eine so hervorragende und bedeutende Gestalt, daß seine übrige Thätigkeit, z. B. als Pädagoge oder als Maler, jedenfalls an Bedeutung dagegen weit zurücktritt, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß der Maler St. ebenfalls Beachtung verdient. Des Talentes auf dem Gebiete der Malerei, welches sich bei ihm in früher Zeit äußerte, wurde schon erwähnt, er malte zumeist Landschaften, zuerst in Wasserfarben, später in Oel, und hatte auch einige seiner Bilder in Wien ausgestellt. Besonders Alpenlandschaften und Mondstudien wählte er gerne als Vorwurf für seinen Pinsel. So erhielten sich mehrere Gebirgslandschaften, ein „Königssee“, einige Ansichten von Gegenden aus dem Böhmerwalde, insbesondere die „Ruine Wittingshausen“, ein Seestück bei Mondbeleuchtung, eine Herbstlandschaft u. a. m. Verschiedene begonnene Mondbilder, welche, vortrefflich angelegt, von eingehenden Studien zeugen, vollendete er leider nicht. Einiges davon ist noch erhalten. In Wien sind mehrere Bilder Stifter's im Privatbesitze zu finden, einige wurden dem Verfasser vorliegender Zeilen selbst bekannt. Die meisten Gemälde des im Urtheile über sich selbst strengen Mannes dürften aber unwiederbringlich verloren sein, denn gar viele Bilder verbrannte St. nach der Vollendung, weil sie ihm nicht gefielen.

Die eigenthümliche, bedeutende Stellung, welche sich St. als Dichter nicht nur Deutsch-Oesterreichs, sondern überhaupt errungen, ist insbesondere durch jene Sammlung von Erzählungen begründet, welche er unter dem Titel „Studien“ — schon dieser Titel verräth den Maler — von 1844—1850 veröffentlicht hat. Einzelne Erzählungen aus jenen Bänden, die später Joh. Aprent aus dem Nachlasse Stifter's herausgegeben, sind den „Studien“ ebenfalls beizu-

zählen, denn sie weisen alle Vorzüge derselben und alle Mängel auf, die man dem Dichter oft mehr als nothwendig zum Vorwurfe gemacht hat, unbekümmert darum, durch wie herrliche Stücke er unsere Litteratur bereichert hat. Die Darstellung des Schönen, Edlen und Bedeutenden war dem Dichter Adalbert St. der erste Zweck bei Abfassung seiner Erzählungen, nie huldigte er dem Zeitgeschmacke, ja als derselbe eine andere, unedlere Richtung einschlug, trat St. mit seinen späteren Werken „Der Nachsommer“ und „Witiko“ sogar in Gegensatz zu demselben und mußte sich die herbste Beurtheilung dieser Werke gefallen lassen, was ihn freilich durchaus nicht abhielt, den einmal eingeschlagenen Weg beizubehalten; er machte dem geänderten Geschmacke nicht das geringste Zugeständniß, wie er so oft in verschiedenen Briefstellen versichert, mit bewußter Absicht, obgleich es ihm ein Leichtes gewesen wäre, Packenderes und Fesselndes auf erzählendem Gebiete zu schaffen. Die „Studien“ sind und bleiben nun allerdings Stifter's bedeutendste Arbeit, welche ihm unvergänglichen Ruhm auf dichterischem Gebiete sichert. Da man sie Erzählungen oder Novellen nicht eigentlich nennen kann, so hat damit St. gewissermaßen eine neue Gattung erzählender Dichtung in unsere Litteratur eingeführt. Es fehlt den meisten der Stücke durchaus nicht an einer geschlossenen Handlung, wie man dem Dichter auch wol zum Vorwurf machte, vielmehr ist die Handlung in manchen derselben sogar überaus reich. Einen besonderen, den Hauptvorzug, aber bilden die glänzenden Naturschilderungen und Landschaftsbeschreibungen, welche diesen Dichtungen einen ganz eigenthümlichen Reiz verleihen und den Leser veranlassen, immer wieder zu der meisterhaften Darstellung zu greifen, zumeist entsprechen den Schilderungen der Natur auch die dargestellten Charaktere, und so wird in zwar engbegrenztem Rahmen ein Bild geboten, das nur einem von so feinem Gefühl und inniger Empfindung für die Kunst durchdrungenen Geiste, wie dies St. ist, gelingen kann. Diese Beobachtung drängt sich schon im „Condor“ mit der duftigen Zeichnung der Mondnacht und der Beschreibung des gewaltigen Anblicks des Himmelsgewölbes während der Luftschifffahrt auf. Ebenso zart ist die malerische Schilderung der Haide im „Haidedorf“ mit der anmuthigen Gestalt des Haideknaben. Im „Hochwald“ läßt St. die ganze herrliche Waldpoesie in erhaben düsterer Schönheit auf den Leser einwirken und fügt dazu eine zu Herzen sprechende Erzählung von den lieblichen zwei Töchtern des Wittingshausers; diese „Studie“ ist wol, wenn auch an manchen Stellen von Schwermuth durchweht, die schönste von allen. In der Erzählung „Der Hagestolz“ bewundern wir die feine Charakterzeichnung eines mit der Welt zerfallenen, vergrämten Mannes, den die Gesellschaft eines edelherzigen Jünglings, seines Neffen, mit sich selbst und mit dieser Welt wieder versöhnt, in der „Narrenburg“ die phantasievolle Erfindungsgabe und feine Detailzeichnung der Seltsamkeiten eines alten Schlosses in Verbindung mit merkwürdigen Familiengeschichten eines alten Geschlechtes. Mit glühenden Farben des Orients entworfen, erscheint der Schauplatz der Geschichte des in der Wüste wohnenden Juden „Abdias“, den so trauriges Geschick verfolgt, und die Gluth der ungarischen Haidesonne fühlen wir in der „Brigitta“, worin uns ein Stück von Land und Leuten Ungarns und dabei jene eigenartige, stolze und doch wieder weiche Frauenerscheinung Brigitta's vorgeführt wird, welche der Dichter so lebenskräftig zu entwerfen verstand. Die Stimmung der Landschaft weiß St. überall den darin auftretenden Personen in vortrefflicher Weise anzupassen, dies zeigt auch in den „zwei Schwestern“ das schön ausgeführte Landschaftsbild des Rivasees mit der malerischen, so anschaulich entworfenen Umgebung, und St. hatte den italienischen Boden zu jener Zeit noch gar nicht betreten. Ueberall aber wo er das Waldland und sein Gebiet schildert, wie etwa auch im „Waldsteig“ oder im „beschriebenen Tännling“ nimmt er sich die prächtige, heimische

Waldgegend zum Vorwurfe und bietet im Verlaufe der Erzählung manche Sage und sinnige Mythe daraus, welche dem Volksmunde abgelauscht ist. Die seltsam schüchterne Gestalt des jungen Mannes im „alten Siegel“ der Geliebten Coeleste gegenüber, sei hier nur deshalb angeführt, weil diese Erzählung in ganz eigenthümlichem Gegensatze zu der üblichen Darstellungsweise Stifter's steht und jener junge Mann eine schier übermenschliche Reinheit aufweist.

Die im J. 1853 erschienene Sammlung „Bunte Steine“ kann nicht dieselbe Bedeutung beanspruchen wie die „Studien“, sie ist eigentlich als eine Jugendschrift geboten, übersteigt aber an dichterischem Werthe alle Gattungen von Jugendschriften in hohem Grade, auch der reifste Leser wird wahre Goldkörner der Poesie in den „bunten Steinen“ noch genug finden. Die großartige Schilderung des eisigen Gebirges zur Winterszeit, welches zwei Kinder durchziehen, in der „Bergkrystall“ überschriebenen Erzählung, gehört vor allem zu dem bedeutendsten, was mit einfach scheinenden Mitteln von einem deutschen Erzähler geschaffen worden, die Geschichte des einfachen Pfarrers im Gebirge (Turmalin) rührt nicht minder durch edle Einfachheit.

Die erste große Erzählung Stifter's, „Der Nachsommer“, erschien 1857 in drei Bänden, der Dichter hielt dieses Werk für sein bestes und reifstes, aber leider entbehrt das Ganze einer fesselnden Handlung, die Gestalten der wenigen auftretenden Personen sind allerdings schön und fein herausgearbeitet, sie zeigen jene vornehme Ruhe und Lebensheiterkeit, welche dem Dichter als Ideal des menschlichen Lebens vorschwebte. Ein hochgebildeter rüstiger Staatsmann lebt auf seinem Landgute und genießt hier, mit Landbau, Gartenwirthschaft, mit der Pflege von Kunst und Wissenschaft beschäftigt, den Nachsommer seines Lebens, das ihm manches Trübe geboten. In freundlichem Verkehr mit ihm steht eine alte Dame, welche er einst geliebt, die zu ehelichen aber ein ungünstiges Geschick ihm nicht gestattete. Reiches Wissen, feinsinnige Kunstanschauung hat St. in diesem Werke niedergelegt, das eine große Zahl von Schönheiten enthält, ohne daß man es jedoch einen Roman im modernen Sinne des Wortes nennen kann, zudem das, wenn auch edle gedankentiefe Beiwerk, die Haupthandlung überwuchert. Es ist 1877 eine gekürzte Ausgabe des „Nachsommer“ in einem Bande erschienen, wie sie der Dichter selbst noch bei seinen Lebzeiten geplant hatte.

Jahre langen fleißigen und eingehenden Geschichtsstudien ist das letzte Werk Stifter's, die historische Erzählung „Witiko“ (3 Bände, 1865—1867), zu verdanken. Es erzählt in chronikartiger Darstellung die Geschichte des ersten Rosenberger's, des Erbauers von Witikohaus (Wittingshausen) im Böhmerwald, und die Schicksale dieses Helden, und spielt somit in ferner Vorzeit. Viele Mängel wurden auch diesem Werke vorgeworfen, das freilich noch immer ein bedeutsames genannt werden kann, aber dennoch Stifter's am wenigsten bedeutende Arbeit genannt werden muß. Zur Vervollständigung seien noch die „Erzählungen“ (1869) und „Vermischte Schriften“ (1870) aus dem Nachlasse des Dichters von J. Aprent herausgegeben, hier angeführt. Erstere enthalten Stücke, welche an schöner Ausführung manchen Studien zur Seite gestellt werden können, letztere Abhandlungen pädagogischen Inhalts, sowie solche über Kunst und Poesie 2c., auch die vortrefflichen Skizzen über Wien und die Wiener.

Es erübrigt noch, auf die feine und sorgfältige stilistische Darstellung hinzuweisen, welche St. allen seinen Werken zu theil werden ließ. Jede seiner Veröffentlichungen wurde von ihm oft und oft gefeilt und umgearbeitet, um die Glätte und Reinheit zu erlangen, welche dieselben so sehr auszeichnet. Nicht nur auf die Handschrift erstreckte sich diese Umarbeitung, sondern die zuerst in Taschenbüchern, Zeitschriften 2c. veröffentlichten Stücke unterscheiden sich gar sehr von den in die „Studien“ oder „Bunten Steine“ aufgenommenen gleichen Stücken.

Es ist keine Verbesserung des Textes allein, vielmehr eine zumeist vollständig geänderte Wiedergabe desselben. Insbesondere hat der Dichter später häufig Fremdwörter, welche dem Geiste und der Reinheit unserer Sprache nicht entsprechen, getilgt und durch anderes ersetzt, und glaubte in dieser Beziehung nie genug gethan zu haben, man wird daher auch selten bei einem deutschen Schriftsteller eine so klare und mustergültig reine Darstellungsweise finden.

Stifter's Persönlichkeit war nach dem Urtheile noch lebender Zeitgenossen und nach den vorliegenden Schilderungen, eine überaus liebenswürdige. Edle Ruhe drückte sich in den freundlichen Zügen des Mannes aus, der ein feines Benehmen und würdevolles Auftreten mit inniger Gemüthlichkeit zu verbinden wußte. Offenheit und Ehrlichkeit stellte er über alles, jede Art von Lüge war ihm verhaßt, auch die Nothlüge. Talentvollen litterarischen Bestrebungen brachte er stets Nachsicht und Wohlwollen entgegen und empfahl gerne Werke, die er selbst als schätzenswerth erkannte, war er mit denselben nicht einverstanden, so gab er in freundlicher, nie verletzender Weise, vielmehr mit schonender Zartheit, sein zurückweisendes Urtheil ab. Seines Werthes als Dichter war sich St. bewußt, nie aber zeigte sich Ueberhebung bei ihm oder gar Neid. Er kannte auch seine Fehler und betonte dies oft, aber er anerkannte nicht alles als Fehler, was ihm von der Kritik als solcher angerechnet wurde.

Die beste Lebensbeschreibung Stifter's hat dessen Freund, J. Aprent in Linz, verfaßt und dem 1. Bande der 1869 von ihm herausgegebenen, schon erwähnten Briefsammlung vorgesetzt. Mir wurden auch noch briefliche und persönliche überaus dankenswerthe Mittheilungen noch lebender Freunde Stifter's (J. Aprent, F. v. Fritsch, C. Löffler, F. Rosenberger, A. Frhr. v. Helfert) zu theil. Einige Briefe Stifter's an Axmann hat Prof. Axmann im 41. Jahresber. der k. k. Staatsoberrealschule III. Bezirk in Wien (1892) veröffentlicht. — Wurzbach, Biogr. Lex. XXXIX, 13 ff. behandelt St. eingehend. Zu vergleichen wären noch: Die Litteraturgeschichten von H. Kurz, 4. Bd.; Julian Schmidt, 3. Bd.; Rud. v. Gottschall, 6. Aufl., 4. Bd. u. a. m.; die Lexika von Brümmer, Kehrein u. a., sowie die Conversationslexika. — R. v. Gottschall, Litterarische Charakterköpfe I. Leipzig 1870. — E. Kuh, Zwei Dichter Oesterreichs: Franz Grillparzer und Adalbert Stifter. Pest 1872. — J. C. Markus, Adalbert Stifter (Eine Festschrift). Wien 1877. — Im. Weitbrecht, Adalbert Stifter. Leipzig 1887, zugleich als Einleitung der 1887 erschienenen Volksausgabe der „Ausgewählten Werke" des Dichters. — Karl Pröll, Adalbert Stifter (Prager Samml. gemeinnütz. Vorträge Nr. 161). 1891. — Höchst beachtenswerth sind die biograph.-litterar. Aufsätze im Wiener Concordiakalender f. 1869 (von E. Ranzoni); in den Mitth. des Vereins f. Gesch. der Deutschen in Böhmen VII. Jahrg. 1868; in der Oesterr. Revue, Jahrg. 1863 (v. F. J. Bratranek); in der Augsb. Allg. Ztg. 1868, Beil. Nr. 31 u. 46; in den hist.-polit. Blätt. Bd. 66 u. 68; in der Litterar. Beil. d. Wiener Montags-Revue 1881, Nr. 5 u. 43 (von A. Frhrn. v. Helfert) und an vielen andern bei Wurzbach zumeist angeführten Orten. In der k. k. Wiener Zeitung (Februar 1893) und im „Heimgarten" von Rosegger (8. Heft von 1893) habe ich einige Auszüge bisher nicht veröffentlichter Briefe Stifter's geboten. — Die früheren Ausgaben von Stifter's Werken sind zumeist vergriffen. — Eine würdige, neu revidirte Ausgabe derselben wäre überaus zu wünschen und würde jedem Verleger zur Ehre gereichen. Der Verfasser dieser Zeilen hat eine ausführliche, neues Material bietende Arbeit über St. in Vorbereitung. Anton Schlossar.

Stigel: Johann St., lateinischer Dichter, Professor in Wittenberg (1515—1562). Geboren am 13. Mai 1515 zu Gotha (nicht im Dorfe Frimar, wie Sagittarius behauptet), wurde er Schüler der Lateinschule seiner Vaterstadt, welche damals Basilius Monner, der spätere Jenenser Jurist, leitete.

Er hat dem Lehrer ein dankbares Andenken bewahrt, den er auch als „Zierde der frommen Musen" poetisch begrüßte. Dem berühmten Humanisten Konrad Muth (Mutianus), der als Kanonikus in Gotha lebte und 1526 daselbst gestorben ist, dichtete er eine pietätvolle Grabschrift. Vom Rufe Luther's und Melanchthon's angezogen, bezog St. die Hochschule Wittenberg, woselbst er den 15. October 1531 als Johannes stigel de Gota in das Album der Universität eingetragen wurde. Anfangs entschlossen, Rechtswissenschaft zu studiren, wandte er sich bald sprachlichen Studien zu, wobei neben Melanchthon besonders Franz Burchart (A. D. B. III, 569), der damals Lehrer des Griechischen in Wittenberg war, bestimmend auf ihn einwirkte. Dabei beschäftigte er sich auch mit Medicin, Physik und Astronomie. Seine poetische Begabung gewann ihm, abgesehen von Melanchthon, die Liebe Luther's, den er vielfach in seinen lateinischen Gedichten gefeiert hat. Außerdem verkehrte er mit Georg Sabinus, dem späteren Schwiegersohn Melanchthon's, Kaspar Bruschius, Paul Eber, Petrus Lotichius Secundus u. A. Als 1535 Wittenberg von der Pest heimgesucht wurde, wanderte er mit Melanchthon und anderen Wittenbergern nach Jena. In der Begleitung von Fr. Burchart, der in den Dienst des Kurfürsten von Sachsen getreten, hat er mehrfach an diplomatischen Reisen theilgenommen. Von Kaiser Karl V., an den er im J. 1541 eine „Epistola gratulatoria" in Versen gerichtet hat, wurde er zum Poeta laureatus ernannt. Durch die Fürsprache Melanchthon's erhielt er die Professur der lateinischen Sprache in Wittenberg. Zu dem vom Fiskus der Universität bezogenen Gehalte von 150 Gulden gab der Kurfürst noch weitere 50 Gulden aus seiner Casse, so daß St. 1544 einen Hausstand mit Barbara Künhold zu gründen vermochte. Aus dem bei diesem Anlaß gedichteten Epithalamium von Toxites erfahren wir, daß Melanchthon, Ziegler und der Mathematiker Rhetus zu der Hochzeit gebeten wurden. Nachdem der schmalkaldische Krieg die Universität Wittenberg zerstreut hatte, folgte er 1547 einer Einladung nach Jena zur Aufrichtung einer Lateinschule. Als der damals noch gefangene unglückliche Johann Friedrich im J. 1548 eine neue Hochschule zu Jena eröffnen ließ, wurde auch St. als Lehrer für dieselbe gewonnen. Wie der Melanchthonianer Strigel, hielt auch St. eine lateinische Rede bei der Eröffnung der Universität, wobei er das Thema behandelte: De utilitate studiorum eloquentiae. Schwere Zeiten mußte er durchmachen, als in Jena allmählich die Melanchthon feindliche Flacianische Richtung zur Herrschaft gelangte. Er selbst blieb seinem Wittenberger Lehrer treu, wofür ihm dieser auch dankte, wenngleich er auch Beziehungen zu den Flacianern Jo. Fr. Coelestinus und Joachim Stigel von Eisenach unterhielt. Der zu Jena 1561 abgehaltenen Untersuchung über die Flacianer wohnte er als Ankläger bei. Die Vertreibung der Flacianer von der Hochschule Jena hat er nicht lange überlebt. Er starb daselbst am 11. Februar 1562 und wurde in der St. Michaelskirche beigesetzt. Mehrere Freunde haben St. durch lateinische Epitaphien gefeiert. Sein Charakter wird allgemein gerühmt, obgleich er gelegentlich auch heftig aufbrausen konnte. Besonders war er ein herzlicher und treuer Freund. Seine Freundschaft mit Melanchthon war so innig, daß er dessen Feinde wie seine eigenen ansah und gelegentlich auch die Gegner seines Lehrers litterarisch bekämpfte. Den großen Kreis seiner Freunde lernt man auch aus seinen Gedichten kennen, mit denen er sie auszeichnete. Seiner poetischen Begabung, die er übrigens fast nur in lateinischer Sprache geübt hat, spenden schon die Zeitgenossen hohe Anerkennung. Joachim Camerarius nennt ihn einen zweiten Eobanus Hessus. Das früheste von ihm im Druck erschienene Gedicht scheint die 1536 veröffentlichte „Elegia de discessu ab urbe Jena" zu sein. Erst nach seinem Tode erschienen die acht Bücher seiner Gedichte (1566—69), denen 1572 ein neuntes Buch folgte. Eine vermehrte Ausgabe derselben besorgten Georgius Monethius und Jacobus Rose=

feldus. Doch fehlen auch in dieser Sammlung noch viele Gedichte. Dieselben geben schöne Einblicke in die Zeitverhältnisse, indem eine große Anzahl historisch oder litterarisch bedeutender Persönlichkeiten darin gefeiert wird. Die Stoffe sind theils religiös (z. B. zahlreiche Psalmenparaphrasen), theils weltlich. Unter den Formen sind die Distichen bevorzugt. Zahlreiche Briefe Melanchthon's an St. stehen im Corpus Reformatorum (vgl. Registerband), leider ist ebendaselbst nur ein einziger Brief Stigel's an Melanchthon aufgenommen. Einige Briefe Stigel's sind in der unten erwähnten Arbeit Göttling's abgedruckt.

Car. Guil. Goettling, Vita Johannis Stigelii Thuringi (opusc. acad. hrsg. von K. Fischer) p. 1—64, Wiederabdruck der Festschrift d. Universität Jena 1858. Einige Ergänzungen dazu bei Ad. Horawitz, Casp. Bruschius. Prag u. Wien 1874. — G. Kawerau, s. v. Stigel (Realencyklopädie f. protest. Theologie u. Kirche XIV, 727). — Ein Verzeichniß der poetischen Schriften bei K. Goedeke, Grundriß der deutsch. Dichtung II², 94.

Karl Hartfelder.

Stiglmayer: Johann Baptist St., Bildhauer, Medailleur und Erzgießer, geboren am 18. October 1791 zu Fürstenfeldbruck (Oberbaiern) als der Sohn eines Hufschmieds, zeichnete schon frühzeitig nach den Holzschnittbildern in Konrad Geßner's Naturgeschichte, wovon ein Exemplar unter den wenigen Büchern des Vaters sich befand. Von seinen Eltern täglich in das (von Herzog Ludwig dem Strengen gestiftete) Kloster geschickt, um dort den Hausbedarf an Milch zu holen, wurde er mit dem Klosterverwalter Pfeifer bekannt, welcher gute Kupferstiche besaß und den Knaben mit den Elementen des Zeichnens bekannt machte. Um ein Handwerk zu lernen, kam St. dann nach München zu dem Silberarbeiter Streißl, einem tüchtigen Meister in getriebener Kirchenarbeit, wo er große Geschicklichkeit erlangte und den Unterricht in der Feiertagsschule mit solchem Eifer genoß, daß er daselbst den ersten Preis zu hundert Gulden errang. Dadurch erregte er die Aufmerksamkeit des Münzdirectors Leprieur, welcher das junge Talent anzueifern verstand und seine Aufnahme in die Akademie erwirkte, 1810. Neben dem Modelliren und der Bildhauerei versuchte sich St. auch im Graviren, wozu eine antike syrakusische Münze mit dem Bilde der Proserpina als Muster diente; auf die Rückseite setzte er die Figur eines bogenspannenden Mannes nach einer kretischen Münze. Die Arbeit erschien nebst einem nach der Natur vollendeten Basrelief und etlichen Zeichnungen nach Antiken schon 1814 auf der Münchener Kunstausstellung. St. modellirte jetzt in Wachs und Thon, insbesondere ein selbstcomponirtes Relief mit der Darstellung wie Moses aus dem Felsen eine Quelle schlägt. Das Werk kam 1817 auf die Münchener Kunstausstellung, dazu der „Abschied des Tobias", die Statue einer „Clio", eine weibliche Figur zu einem Grabmal, eine Porträtbüste des damaligen Hofcapelldirectors v. Streber und drei Medaillen (auf die Vermählung der Kaiserin Karoline, eine mit dem Bildniß des Grafen v. Preysing und des Akademiedirectors v. Langer). In rühmlicher Anerkennung erhielt St. durch König Maximilian (1818) eine Stelle als Münzgraveur und zugleich ein Reisestipendium nach Italien, mit dem besonderen Auftrage, sein Augenmerk auf die Bronceſculptur zu richten. Dazu ergab sich erwünschte Gelegenheit, als gerade zu Neapel durch den Römer Francesco Righetti in der am Fuße des Vesuv gelegenen Villa San Chario die Vorbereitungen getroffen wurden zum Guſſe des von Canova modellirten colossalen Pferdes für das nach Neapel bestimmte Standbild Karl's III. (modellirt und gegossen von dessen Sohn und Gehülfen Luigi Righetti). Der Künstler nahm den wohlempfohlenen deutschen Collegen anfangs in zuvorkommender Weise auf, wurde aber bald, als er Stiglmayer's besonderes Interesse bemerkte, rückhaltender und erschwerte ihm schließlich den Zutritt in seine Gußhütte. St. aber hatte doch schon Manches gesehen und

erbaute muthig in einem Kellergewölbe des Palazzo Caniati zu Neapel mit dem Bildhauer Beccali, welcher schon mehrere Gegenstände für den König Joachim gegossen hatte, einen Ofen, um Versuche nach der von Righetti beibehaltenen älteren Wachsmethode zu machen. Es gab aber von seiten des Hausbesitzers und der Polizei Schwierigkeiten, Untersuchungen und Klagen ob der drohenden Feuergefährlichkeit, bis der deutsche Künstler nicht bloß geschmolzenes Erz aus dem Ofen, sondern auch reines Gold aus seiner Hand fließen ließ. Zwar mißlangen die ersten Versuche, da aber St. den Fehler entdeckt hatte, wagte er sich abermals ans Werk und dieses Mal, am Weihnachtsabend 1820, glückte der Guß mit einer von dem Bildhauer Haller (1792—1826) modellirten kleinen Phidias-Statue, welche heute noch in der Erzgießerei zu München gezeigt wird. Die ganze Genesis dieses ersten Gusses nach Stiglmayer's eigenem Tagebuch berichtete Ferdinand v. Miller in einem am 18. Februar 1869 gehaltenen Vortrage über die „Geschichte der Münchener Erzgießerei" (vgl. Beil. 13 Augsburger Postzeitung vom 2. März 1869). Weitere Versuche, darunter eine Büste des Kronprinzen Ludwig (nach Thorwaldsen) hatten den gleich günstigen Erfolg. Außerdem besuchte St. die reichen Sammlungen zu Rom und Neapel, sammelte Skizzen und Studien, verlor aber eines seiner werthvollsten Notizenbücher in den Abruzzen durch eine Räuberbande, die ihn vollständig ausplünderte. — Nach vierjähriger Abwesenheit kehrte St. 1822 zurück und schnitt nun in München die Stempel sowol zu gewöhnlichen Münzen wie zu besonderen Medaillen, z. B. auf die Vermählung der Prinzeß Elisabeth Ludovike mit dem preußischen Kronprinzen (1823). Im J. 1824 ging St. nach Berlin, wo eben durch die aus Paris verschriebenen Erzgießer Lequin und Coué die Vorbereitungen zum Gusse des von Rauch modellirten colossalen „Blücher" im Gange waren und sah hier die neuere französische Formenmethode, welche ihm der Broncegießereidirector Reisinger bereitwillig erklärte. Die erste Nutzanwendung davon machte St. bei einem Grabmal, das die Königin Karoline den von Spix und Martius nach München überbrachten brasilianischen Kindern „Isabella, vom Stamme der Maranhas und Johannes, vom Stamme der Juris", welche in München 1822 ihr junges Leben beschlossen hatten, errichten ließ. Dasselbe befand sich bis 1892, im Auftrage der hohen Stifterin wohlgepflegt und alljährlich zu Aller-Heiligen mit Blumen geschmückt, in der Nähe des mittleren, vor dem Leichenhause gelegenen Brunnens. In die Steinwand des Denkmals ist eine Bronceplatte (48 cm Breite und 40 cm Höhe) eingelassen, worauf die beiden „Wilden" in ganzer Figur und Porträtähnlichkeit, von St. modellirt und gegossen, dargestellt sind; diese für die Geschichte der Erzgießerei hochinteressante Platte wurde jetzt in das Museum der Stadt München versetzt. Für die Decken- und Gewölbeverzierungen der Glyptothek lieferte St. viele Reliefarbeiten, z. B. eine „Proserpina" (nach Cornelius) für den „Göttersaal" und die zwölf olympischen Götter für den „Römersaal" (Förster, Cornelius 1874 I, 320). Auch eine Büste Königs Max I. goß St. noch kurz vor dessen Ableben. Darauf begann mit der Thronbesteigung König Ludwig's I. eine ganz neue Aera für die Künste und somit auch für den Erzguß. Es wurde in der jetzt noch darnach benannten Straße, damals weit ab von der Stadt, mitten in den Neuhauser Feldern, ein Gußhaus gebaut und St. zum Inspector der Erzgießerei mit einer Besoldung angestellt, deren geringe Ziffer heute unser Erstaunen erregt. Dieselbe ging später auch auf Stiglmayer's Neffen und Nachfolger, F. v. Miller, über und wurde schließlich aus kleinlicher Ersparung von einem Landtage sogar gestrichen und die Anstalt in Herrn v. Miller's Privatbesitz übergeben, nachdem daraus eine fast unübersehbare Reihe von Werken hervorgegangen war, welche den Ruhm dieser Anstalt wirklich über die ganze gebildete Welt trugen. Diese Kunsttechnik war gleich der Glasmalerei seit dem Herzoge Wilhelm V. und dessen Sohne, dem Kurfürsten Maximilian, durch mehr

als zwei Jahrhunderte völlig vergessen. Der erste Guß am 16. October 1826 bestand in einem 4 Meter hohen Candelaber auf der vom Grafen v. Schönborn in Gaibach errichteten Constitutionssäule. Als bedeutendste Leistung aber ergab sich die Errichtung des Obelisken am Karolinenplatz zu München. Schon 1813 und 1816 war die Idee aufgetaucht, den dreißigtausend Baiern, welche im „russischen Winter“ geblieben, ein Denkmal zu setzen. Das Project bestand in einer monolithen Säule, wozu das Fundament in der Ludwigsstraße herausgemauert wurde; doch verschob sich die Angelegenheit abermals, bis König Ludwig 1827 die Errichtung eines in Bronce zu gießenden Obelisken beschloß, wozu Leo v. Klenze die Zeichnungen lieferte. Der Guß der Spitze am 29. November 1829 mißlang, da man auf die Einziehung der Metallwände nicht gerechnet hatte, kam aber dann am 30. Januar 1830 glücklich zustande. Nun folgten in rascher Arbeit 14 weitere Theile; als am 12. April 1833 das Piedestal in der Gußgrube stand, gab es bei dem 15 700 Pfund erheischenden Guß einen unerwarteten Rumor im Innern der Form, ohne daß das Werk zu Schaden kam. Dasselbe hatte im ganzen einen Metallaufwand von 61 874 Pfund und einen Kostenbetrag von 50 000 Gulden bei fünfjähriger Arbeitszeit erfordert (Nr. 12 Kunstblatt 1834); die Inauguration erfolgte am 18. October 1833. Während diesen großen Arbeiten fand der unermüdliche Mann noch Zeit für viele weitere Kunstleistungen. So goß St. nach eigenem Modell das Denkmal für König Max I. zu Kreuth, aufgestellt am 13. Juli 1828 (lithographirt von Heinzmann 1828; eine Abbildung und Beschreibung im Sulzbacher Kalender für 1853, S. 45 ff.), ebenso das lebensgroße Ebenbild der auf ihrem Sarkophage ruhenden, schönheitsberühmten Karoline v. Mannlich (in den Arkaden des südlichen Friedhofs); dann im Auftrage des Herrn v. Weichs das Ehrengedächtniß zu Sendling für die daselbst (1705) gefallenen Oberländer; das Denkmal bei Aibling, errichtet an der Stelle, wo die Königin Therese von ihrem nach Griechenland ziehenden Sohne, dem König Otto, Abschied nahm (enthüllt am 1. Juni 1835; vgl. Nr. 60 Kunstblatt 1835); ferner mehrere Büsten der Königin Therese, des Herzogs Maximilian in Baiern, des Grafen v. Törring-Jettenbach, des Weihbischofs v. Streber; eine Medaille auf Minister v. Zentner (Nagler, Monogrammisten, 1879, V, 70, Nr. 340). Dazu kamen die ehernen Thore für die Glyptothek und die Walhalla. Naturgemäß bot jedes neue Werk neue Probleme und brachte neue Erfahrungen; deshalb hatte auch jede Statue eine eigene, oft sehr merkwürdige Geschichte. Eine epochemachende Leistung war das nach Rauch's Entwurf (von Sanguinetti u. A.) modellirte Denkmal für König Max I., welches die Bürger der Stadt München errichten ließen. Das gewaltige Unternehmen machte den Bau eines neuen Gußhauses mit einem neu construirten Ofen und einer tiefer liegenden Gießgrube nothwendig; trotz aller dabei aufgewendeten Umsicht und Sorgfalt mißlang doch der erste Guß am 9. August 1832. St. wollte die sitzende Figur des Königs mit dem reichen Thronmantel in einem Stücke gießen. Er hatte aber keine Ahnung von der furchtbaren Wucht der dazu nöthigen flüssigen Erzmasse, welche in unverhältnißmäßig kurzer Zeit in die wohlbereitete Form strömt. Als nun die etwa 150 Centner schwere Metallfluth einfloß, sprengte ihre Gewalt den sorgfältig gemauerten Boden der Gießgrube: die Fundamente wichen und das kochende Erz explodirte mit gewaltiger Detonation, zerriß die mühevoll bereitete Form, die Arbeit achtzehn Monate langen Fleißes (A. Lewald, Panorama von München, 1835, I, 230 ff.). Damit war aber auch das letzte Lehrgeld bezahlt. Mit unermüdlicher Ausdauer ging St., nachdem der Boden der Gießhütte für künftige Eventualitäten gewölbt worden, an die Herstellung der neuen Form und der neue Guß der Statue vollzog sich in glücklicher Weise, worauf auch das Piede-

stal mit den Reliefs und den vier an den Ecken sitzenden, massiven Löwen (deren jeder 130 Centner Erz erforderte) folgte; J. B. Bückens ciselirte das Ganze, dessen Enthüllung am 15. October 1835 gefeiert wurde. Eine neue, gewaltige Aufgabe war der Guß jener für den Thronsaal bestimmten, von Schwanthaler modellirten, zwölf colossalen Statuen Wittelsbacher Fürsten, wozu St. einen treuen Gehülfen gewann an seinem Neffen Ferdinand Miller. Diesen (geboren am 18. October 1813 zu Fürstenfeldbruck) hatte St. rechtzeitig vom Uhrmachergewerbe weg auf die Akademie geschickt, dann in seine Werkstätte genommen, tüchtig geschult und nach Paris gesendet, wo derselbe frischweg wieder in die Blouse fuhr und in Sojer's Atelier bei den Gußarbeiten für die Julius-Säule wacker mitarbeitete, dann aber im Etablissement des innig befreundeten Meisters selbständig den Guß einer „Diana von Gabä" vollzog. Weil damals schon bei König Ludwig I. der Entschluß feststand, diese Fürstenbilder nicht allein in Erz gießen, sondern auch im Feuer vergolden zu lassen, erhielt Miller die Weisung, sich auch in dieser Technik zu unterrichten. Miller sammelte während einer dreimonatlichen Beschäftigung als Arbeiter in einem einschlägigen Geschäfte alle nöthigen Erfahrungen, um nicht nur eine schöne Metallfärbung zu erzielen, sondern auch die Mattirung in der Hand zu haben und lieferte dann mit dem Guß und der Vergoldung einer Statuette des Kurfürsten Max I. (nach Schwanthaler) einen vielversprechenden Beweis seiner Fertigkeit und Sicherheit. Aber auch in Paris hatte man bisher nur kleinere Gegenstände gegossen; als nun Miller davon sprach, daß es sich um Vergoldung von drei Meter hohen Statuen handle, bezeichnete sein Principal ein solches Unternehmen für geradezu unmöglich und im höchsten Grade für lebensgefährlich; eine derartige Arbeit könne man nur durch Züchtlinge wagen. Auch Manfredini in Mailand erklärte auf eine Anfrage des Königs, er setze seinen Kopf zum Pfande, daß jede Statue zum mindesten zweien Arbeitern das Leben koste. Dadurch ließen sich jedoch St. und Miller nicht abschrecken, sondern construirten in einem eigenen Bau einen sinnreichst ausgedachten Vergolderheerd, der alle Befürchtungen gründlich widerlegte. Die beim Abdampfen des Quecksilber-Amalgam gefährliche Operation wurde auf einem durch Glasfenster völlig abgeschlossenen Heerd vorgenommen, wobei die Arbeiter nicht allein durch eine sorgfältig berechnete Ventilation, sondern auch durch Glasmasken und nasse Schwämme, welche sie unter denselben vor den Mund hielten, hinreichend geschützt waren, während die zu vergoldenden, oft sehr ansehnlichen Theile ganz beliebig gedreht und durch einen Schienenweg augenblicklich und leicht in den Ofen zurückgebracht werden konnten (vgl. die Abbildungen in Nr. 102 und 104 der Illustr. Ztg., IV. Bd. S. 413). So erlebten der Meister und sein Neffe einen hohen Triumph. Nicht ein einziges Opfer kostete die Arbeit und kein Geselle erkrankte. Deshalb ließ denn auch König Ludwig, so oft wieder eine der zwölf Statuen vergoldet war, an Manfredini melden, er werde nun wieder um einen Kopf kürzer gemacht. — Zwischen die Reihe dieser Fürstenbilder drängten sich aber immer wieder neue, ebenso interessante Aufträge, welche den ganzen Scharfsinn des Künstlers herausforderten. So kam im August 1836 Thorwaldsen's Reiterstatue des Kurfürsten Max I., welche verhältnißmäßig rasch vollendet und am 12. October 1839 enthüllt wurde (Nr. 89 Kunstblatt 1839 und Abbildung in Nr. 13 ebendas. 1840); im Leib des Pferdes hatten, nachdem der Kern herausgeschlagen war, 19 Arbeiter Platz gefunden, welche zur Ueberraschung der zufällig in der Gußhütte Anwesenden anfangs schnell, dann immer langsamer dem Sitze des Reiters entstiegen! Neben solchen Leistungen entstanden die Schiller-Statue für Stuttgart (1837—39), wobei sowol Thorwaldsen wie St. auf Honorar verzichteten; das Denkmal für den Markgrafen Friedrich von Brandenburg in Erlangen; eine Büste F. v. Schill's

für Braunschweig (beide im Auftrag König Ludwig's I.), dann ein Crucifix (nach Schwanthaler) für Bamberg, ein großer Schwan (in Zinkguß) für Hohenschwangau. Unausgesetzt aber ging die Arbeit an den Statuen für den Thronsaal weiter, welche auch in kleinem Maßstabe copirt wurden, ebenso wie die 24 Malerstatuen auf der Pinakothek für den russischen Kaiser. Dazu waren die Vorarbeiten zum Koloß der Bavaria (wozu 17 Flöße den nöthigen Thon aus dem baierischen Oberlande brachten) vollauf im Gange. Auch entstanden die Bilder der Götter und Nornen für die Walhalla (1840), das Mozart-Standbild (wofür Schwanthaler und St. das Ehrenbürgerrecht der Stadt Salzburg erhielten) und jenes Jean Paul Richter's für Baireuth (gegossen am 8. April 1841; vgl. Nr. 37 Kunstblatt 1842), die Kandelaber für den Thronsaal der Residenz, die colossalen Statuen der Großherzoge Ludwig von Hessen und Ludwig von Baden u. s. w. Besonderes Augenmerk verwendete St. auch auf die damals auftauchende Galvanoplastik; Ferdinand Miller ging deshalb nach Paris und veranstaltete nach seiner Rückkehr sehr glückliche Versuche mit einer kleinen Reiterstatue nach Thorwaldsen und dem von Schwanthaler nach Hesiod componirten „Schilde des Herakles“; man kam aber bald zur Einsicht, daß von dieser Technik kein Surrogat für den Erzguß zu erwarten sei. — Im J. 1842 zeigten sich die ersten, gefahrdrohenden Vorboten von Stiglmayer's Krankheit. Man munkelte natürlich alsbald von einer Vergiftung infolge der Vergoldungen. König Ludwig sendete dem kranken Künstler seinen eigenen Leibarzt, Dr. v. Breslau, welcher die Krankheit als unheilbaren Magenkrebs diagnosirte. Es gelang den Mitteln der Kunst eine kurze Frist dem verzehrenden Uebel abzudingen; doch zu eigentlicher frischer Thätigkeit kam St. nicht mehr. Er benutzte diese Zeit um seinen Neffen Ferdinand Miller, welcher im Namen und unter der Obhut des Oheims schon seit zwei Jahren die Arbeiten in der Gießerei vollständig leitete, als seinen ebenmäßigen Stellvertreter heranzubilden. Die Statuen von Tilly und Wrede für die Münchener Feldherrenhalle waren in Arbeit, die Standbilder des Königs Ferdinand von Neapel und Bolivar's für Bolivia (beide nach Tenerani's Modellen) schritten vorwärts, auch das Haupt der riesigen Bavaria war gegossen, und der Guß für das Frankfurter Goethe-Denkmal auf den 2. März 1844 festgestellt. Aber St. lag todkrank darnieder und erhielt nur stündlich vom weiteren Gange der Arbeit neuen Bericht. Endlich stieß Miller „in Gottes Namen“ den Zapfen hinein, das Erz verlief sich in die angewiesenen Gänge; der Guß war vollständig gelungen. (Das 50 Centner schwere Material dazu ergaben türkische Kanonen aus der Seeschlacht von Navarin. Vgl. Nr. 43 Kunstblatt vom 29. Mai 1845, mit einer Abbildung in Steingravüre von Herwegen.) Die Freudennachricht verklärte die letzten Stunden des Meisters, welcher noch am Abend des 2. März 1844 ruhig von seinem Tagewerk scheiden konnte, da er seine Schöpfung getrost in den besten Händen wußte. (Vgl. den Bericht über den Guß des Goethe-Denkmals und Stiglmayer's Ableben in der Münchener Polit. Ztg. und in Nr. 67 Allgem. Ztg. vom 7. März 1844.) St. wurde in der von ihm schon seit geraumer Zeit bereiteten und mit dem von ihm selbst gemeiselten Relief einer Madonna geschmückten Grabstätte im benachbarten (neuestens der Stadt einverleibten) Neuhausen zur letzten Rast gelegt. Er zählte zu jenen seltenen Menschen, welche die fernsten Gegensätze ohne Härte, ohne den mindesten Nachtheil ihres Charakters zu verbinden wissen. „Von niederer Herkunft, war er doch ein Mann der feinsten Bildung, die ihn den höchsten und geistig ausgezeichnetsten Persönlichkeiten gegenüber sich frei, leicht, anmuthig bewegen ließ; mit seinen Leuten den altbaierischen Dialekt redend, sprach er gegen Andere das gewählteste Hochdeutsch, und mit gleicher Gewandtheit das Italienische und Französische, unterstützt durch eine äußerst

wohlthuende, reine Sprachstimme. Ernst, fest, entschlossen und entschieden in allen Anordnungen bei seinem Beruf, war er doch in jedem Worte, das er zu seinen Untergebenen sprach, die Milde selbst. Endlos beschäftigt, fand er immer Zeit zu Gefälligkeiten gegen Andere; gesucht von Allen, war er durchaus bescheiden, uneigennützig und freigebig und ohne eine entschiedene Abneigung gegen irgend Einen, war er doch von dem Gefühl der Freundschaft tief durchdrungen und trug ein volles, warmes Herz für Alle, die er liebte. Eine beglückende Harmonie verband sein Denken, Empfinden und Thun, eine liebliche Heiterkeit sprach aus jedem Wort und Blick“ (Nr. 49 Illustr. Ztg. 1844 S. 364). Ebenso schön schildert seinen Charakter auch der Nekrolog in der Allgem. Ztg.: „Hervorgegangen aus der gesunden Wurzel des baierischen Volksstammes, hatte er sich, eingetreten in die Kreise der höheren Bildung, die ganze Fülle natürlicher Empfindung, rückhaltloser Offenheit, unverbrüchlicher Rechtschaffenheit und Treue bewahrt. Ernst und streng in der Ausübung seiner Pflichten, mild und freundlich in Wort und Benehmen gegen Jeden, gleich freudefähig wie freudegebend, Herz und Gedanken in übereinstimmender Bewegung, Künstler und Mensch aus einem Guß, rief er unwillkürlich bei Allen, die ihm nahe kamen und nahe standen, einen unermüdlichen Wetteifer von Liebe und Achtung hervor. Niemand konnte ihn kennen, ohne ihm anzugehören.“ — St. hatte sich 1825 mit einer Nichte des Weihbischofs v. Streber vermählt; sein einziger Sohn, Heinrich St., welcher bei dem Tode des Vaters noch das Gymnasium frequentirte, widmete sich der Landwirthschaft, kaufte die Insel im Staffelsee, machte unglückliche Versuche in der Oekonomie, und starb am 21. April 1886. — Zum bleibenden Andenken des hochverdienten Mannes erhielt der „Stiglmayer-Platz“ (an der Kreuzung der Dachauer- und Briennerstraße), nahe der Stätte seines Wirkens, den Namen. Eine von Joh. Bapt. St. modellirte Madonnen-Statue stiftete sein dankbarer Neffe und Nachfolger, Ferdinand v. Miller, auf einen Seitenaltar der Ludwigskirche (Stahlstich von Ad. Schleich); der besondere Anlaß zu dieser Stiftung ist in Nr. 44 Ueber Land und Meer 1876 S. 874 in der Biographie F. v. Miller's berichtet.

Vgl. Raczynski, 1840, II, 507 und die Nekrologe in Beil. 68 Allgem. Ztg. vom 7. März 1844, Nr. 95 Kunstblatt 1844 S. 394 ff., Illustr. Ztg. Leipz. 1. Juni 1844 S. 363 ff. (mit Porträt), Kunstvereins-Bericht für 1844 S. 55 ff. — Vincenz Müller, Universal-Handbuch von München, 1845, S. 189 ff. — Nagler, 1847, XVII, 354 ff. — F. v. Miller, Gesch. der Münchener Erzgießerei (Vortrag, München 1869), woselbst die frühere und neuere Manipulation beim Erzguß geschildert wird (vgl. dazu Söltl in Frhr. v. Zu Rhein „Deut. Blätter“, 1840, S. 325—32 und in dessen „Bildende Kunst“ 1842). — Stumpf, Denkwürdige Bayern, 1865, S. 459 ff.

Hyac. Holland.

Stilicho (Steliko), Feldherr und Staatsmann des weströmischen Reiches, geboren etwa 359, ermordet 408, war vandalischer Abstammung; vermuthlich zählten seine Vorfahren zu den von Constantin dem Großen (332—334) in das Reich aufgenommenen Vandalen; er ward wohl als römischer Bürger geboren, da sein Vater bereits unter Valens (365—378) in römischem Dienst germanische Reiterei befehligte. Früh gewann der an Geist und Körper Ausgezeichnete die Gunst des Kaisers Theodosius, der ihn schon 385 zum dux erhob, dann zum magister equitum, zum comes domesticorum und 392—93 zum magister militum, wenigstens des Heeres des Westreichs, nachdem er ihm 388 seine an Tochter Statt angenommene Nichte Serena vermählt hatte: so war St. dem Hause des großen Herrschers auf das nächste — wie ein Eidam („pro-gener“) — verbunden, also dessen Söhnen Honorius und Arkadius verschwägert: sterbend empfahl

Theodosius diese seine jungen Erben Stilicho's Schutze (395); jedoch Arkadius, der Beherrscher des Ostreiches, stand völlig unter dem Einfluß eines bittern Feindes Stilicho's, des Rufinus. Im Frühjahr 395 bereiste St. die Rheingrenze, die Friedens- und Bündnißverträge mit den Franken und Alamannen zu erneuen. Inzwischen forderte Arkadius von Honorius jene zahlreichen Scharen des oströmischen Heeres wieder, die auch nach des Theodosius Tode noch von St. im Abendlande zurückbehalten waren, wo sie das weströmische Heer bei Vernichtung des Anmaßers Eugenius (394) unterstützt hatten: der Westgothenkönig Alarich (s. A. D. B. I, 173), der vorher schon Byzanz bedroht hatte, heerte jetzt in Griechenland. St. führte selbst das weströmische Heer und jene Theile des byzantinischen zu Schiff nach Epirus: er wollte als Retter des Ostreiches auftreten, sich dadurch auch hier herrschenden Einfluß sichern: das vollberechtigte Bewußtsein, daß er allein helfen konnte, und der Ehrgeiz des Helden und des Staatsmannes wirkten hiebei wohl gleich mächtig in ihm. Aber eben deshalb setzte Rufinus durch, daß Arkadius so entschieden von St. verlangte, er solle sein Reich räumen und die oströmischen Truppen nach Byzanz entsenden, daß St. nur die Wahl zwischen Gehorsam oder offner Empörung blieb. Er gehorchte und wich mit dem weströmischen Heere bis in den nächsten Hafen seines Reichstheiles (Aulon) zurück (395). Allein im folgenden Jahre mußte Arkadius den einzigen Retter in der Noth selbst wieder herbeirufen, die Fortschritte des unwiderstehlichen Balthen zu hemmen. Abermals erschien St. mit Flotte und Heer, landete bei Korinth und drängte durch überlegene Feldherrnschaft die Gothen in das Gebirge Pholoë und in eine Lage, in der dem zahlreichen Volke nur Verschmachtung oder Ergebung übrig zu bleiben schien. Indessen scheint später durch Sorglosigkeit und Ueppigkeit der Unterfeldherrn Stilicho's dessen Siegessicherheit erschüttert worden zu sein: er ließ im Wege des Vertrages den Gothenkönig nach Epirus abziehen, wo dieser nun alsbald das hülflose Ostreich zur Gewährung aller seiner Forderungen zwang. Der innere Zusammenhang dieser Vorgänge ist bei dem Stande der Quellen nicht aufzuklären: man vermuthet, St. habe nicht gewünscht, durch Vernichtung des Westgothen Byzanz von diesem Feinde für immer zu befreien: jedesfalls riefen ihn auch Gefährdungen der Rheingrenze in das Westreich ab. Die Vermuthung, umgekehrt habe Rufinus lieber mit Alarich abgeschlossen, als daß er St. nach vollem Sieg alsbald vor Byzanz gesehen hätte, stößt auf das Bedenken, daß St. schwerlich lediglich auf des Rufinus Befehl hin den Feind entkommen ließ, wenn er ihn vernichten konnte und wollte. St. kehrte nach Italien zurück, durch einen ihm sehr ergebenen gothischen Befehlshaber der Byzantiner ward Rufinus bald darauf vernichtet. Im J. 398 vermählte St. den vierzehnjährigen Honorius mit seiner etwa zehnjährigen Tochter Maria, also eine Scheinehe, die bezweckte, die Beherrschung des Knaben für die Dauer zu sichern. Während St. in den nächsten Jahren (399—400) beschäftigt war, Gallien und Rhätien zu schützen, rüstete Alarich zum Einbruch in Italien, wo er im Spätherbst des Jahres 400 erschien und rasch Erfolge gewann gegen die Unterfeldherren Stilicho's, während dieser selbst in Rhätien und in Gallien Rüstungen betrieb, ja, die Rheinfestungen sehr stark der Besatzungen entblößte, um diese zur Rettung Italiens heranzuziehen. Aber erst im Frühjahr des Jahres 402 fühlte St. sich stark genug, die Entscheidung herbeizuführen: er griff am Osterfest die an diesem Tage keiner Schlacht gewärtigen (längst christlichen) Westgothen an bei Pollentia in Ligurien am Fluß Urbis (heute Polenzo bei Brá) und erfocht den Sieg, so daß Alarich auf das linke Ufer des Po zurückweichen mußte. Entscheidend aber war der Schlag nicht: bald erschienen die Gothen wieder auf dem rechten Ufer des Stromes. Unbekannte Gründe, vielleicht Abfall einzelner seiner Scharen, zwingen Alarich

abermals über den Po zurück: er weicht gegen die Alpen hin, bedroht Verona, das gerade noch zu rechter Zeit durch St. entsetzt wird, geräth wieder, wie vor sechs Jahren, in schwere Bedrängniß durch die Feldherrnschaft des Vandalen und wieder wird vertragsmäßige Verständigung mit St. vereinbart, wonach er unverfolgt nach Illyrien abzieht: die geheime Absicht Stilicho's, ihn zu schonen, für künftige Pläne, zumal als Waffe gegen das oströmische Reich, zu gewinnen, hat hiebei schwerlich ganz gefehlt. Bald darauf erwarb sich St. um die Rettung Italiens vor Einbrüchen der Barbaren abermals hohes Verdienst. Radagais, wahrscheinlich gothischer Abstammung, nicht ein König an der Spitze eines Volkes, sondern ein abenteuernder Gefolgsherr, an den sich zahlreiche Gefolgsherren mit ihren Gefolgschaften, dann einzelne Söldner in furchtbarer Menge, meist aus gothischen Völkerschaften, geschlossen hatten, drang mit gewaltigen, in drei Heere gegliederten Massen, die im geringsten Anschlag auf 200 000 Mann geschätzt werden, in Oberitalien ein. Stilicho's Staatskunst gelang es, zwei von diesen Heeren im Rücken des Radagais durch Verhandlungen zum Abzug aus Italien nach Gallien zu bewegen, das dritte Heer aber, unter Radagais selbst, durch überlegene Feldherrnschaft bei Fiesole, nahe Florenz, derart einzuschließen, daß den ungezählten Mengen nur Ergebung übrig blieb: Radagais ward gefangen und hingerichtet; die Zahl der verknechteten Gefangenen, die zum Verkauf ausgeboten wurden, war so groß, daß der Kaufpreis für einen solchen Sklaven auf einen Goldsolidus (12 Mark) herabsank. 12 000 gefangene Gothen nahm St. als Söldner in römischen Dienst. Gleich darauf finden wir den Sieger und Erretter in Verhandlung mit seinem alten Gegner Alarich. Gewiß nicht war es hiebei der Zweck Stilicho's, seinen Sohn Eucherius durch Alarich zum Imperator des Ostreichs erheben zu lassen oder auch nur Ostillyrien den Byzantinern zu entreißen. Immerhin aber wollte St. die Macht des Westgothenkönigs dem Dienst für das vielfach feindselige oströmische Reich entziehen und für das weströmische gewinnen. Damit aber steht noch ein anderes im Zusammenhang. Seit Jahrhunderten spielten die Germanen im römischen Reich als Krieger und als Beamte eine Rolle, welche, unzweifelhaft mit dem altrömischen Staatswesen unvereinbar, die Barbarisirung und folgeweise die Auflösung des Reiches zur Folge haben mußte. Schon im 4. Jahrhundert waren Ausbrüche des römischen Nationalgefühls gegen diese Vorherrschaft der Barbaren erfolgt, nicht nur in Reden, wie etwa des Synesius, auch in blutigen „Vespern", indem die römischen Provincialen über die bei ihnen einquartierten Germanen in Einer Nacht herfielen und sie ermordeten, wie z. B. in Kleinasien geschah. Es fragte sich nur, ob diese massenhafte Aufnahme von Germanen in allen möglichen Rechtsformen, die Jahrhunderte lang günstig gewirkt hatte, solange das Römerthum stark genug gewesen war, diese barbarischen Kräfte sich lediglich dienstbar zu machen, sie aufzusaugen, ohne durch sie barbarisirt zu werden, — ob diese Aufnahme von Germanen noch jetzt entbehrt werden konnte? Der Erfolg hat gelehrt, daß die Fernhaltung nicht mehr möglich war. Gegen eine starke „römische" Partei am Hof und im Senat, die das Germanische in Heer und Staat und deshalb besonders auch den Vandalen St. bekämpfte, stützte sich dieser begreiflichermaßen gerade auf seine germanischen Stammesgenossen. Und im Zusammenhange mit diesen Strebungen stand es gewiß auch, daß er den Westgothenkönig in den Dienst des Westreichs ziehen wollte, um vor allem das verlorene Gallien einem Anmaßer, Constantin, zu entreißen; für diesen Feldzug verlangte Alarich vierzig Centner Silber. Nicht leicht gelang es St., dem widerstrebenden Senat und der „römischen" Partei am Hof die hiefür erforderlichen Zugeständnisse an den Balthen abzuringen, obwol es der klugen Serena gelungen war, nach dem Tode ihrer kinderlos und — wie man sagte — jungfräulich verstorbenen Tochter

Maria ihre zweite Tochter, Thermantia, dem Imperator Honorius zu vermählen. Schließlich zwar drang St. mit der Forderung jener Geldsumme für den Westgothen durch. Allein gerade die enge Verbindung mit Alarich ward von Stilicho's Feinden dazu benutzt, den Argwohn des mißtrauischen Honorius zu wecken: man bezeichnete diese Jahrgelder — seit Jahrhunderten schon hatte Rom solche bezahlt! — plötzlich als schimpflichen Tribut, man sprach von der Auslieferung des Reiches an die Germanen, und endlich gelang es den Gegnern, zumal einem Heerführer, Sarus (selbst ein Gothe, aber ein alter Feind des Balthen), bei dem Imperator die Ermordung des Mannes durchzusetzen, der allein das sinkende Reich gestützt hatte. Am 23. August 408 ward St. zu Ravenna ermordet, nachdem man ihn arglistig aus der gewonnenen Zufluchtsstätte einer Basilika gelockt: sein Sohn Eucherius, seine treuen, meist germanischen Leibwächter theilten sein blutiges Ende. Die Ehe mit Thermantia ward gelöst. Das nun sofort erlassene Verbot, Arianer oder Heiden in römische Dienste zu nehmen, kennzeichnet die Richtung der jetzt siegreichen Bewegung: sie war christlich, römisch-senatorisch. St. selbst zwar war dem römischen Götterdienst entgegengetreten: er hatte die sibyllinischen Bücher verbrennen lassen, die man in der Angst vor Radagais wieder hervorgeholt und befragt hatte: allein sein Sohn Eucherius ward der Hinneigung zu dem römischen Heidenthum bezichtigt. Dieses ganze Aufflackern des „Römergeistes“ war ein Anachronismus, wie schon die nächsten Ereignisse zeigten. Die verfolgten Germanen verstärkten massenhaft die Scharen Alarich's, der nun, von keinem St. mehr abgewehrt, alsbald in Italien erschien und — zweimal — Rom eroberte. Der schwarze Undank gegen große Staatsmänner wird leider nicht nur von ihren schuldigen Fürsten, — auch von den schuldlosen Völkern gebüßt. — Gewiß war St. nicht der offenherzige Held, als den ihn sein Verherrlicher, der ausgezeichnete Dichter Claudianus, schildert: seine zweimalige Verschonung Alarich's war nicht die That bloß eines Feldherrn, sondern eines geheime Absichten verfolgenden Staatsmannes. Allein gegenüber den bösartigen Ränken seiner Feinde an beiden Höfen war kluge Staatskunst nothwendig. Und man kann nicht behaupten, daß diese Staatskunst andere Zwecke als die Wohlfahrt des Reiches verfolgte: auch die Behauptung und Befestigung seiner Macht diente diesem Zweck. Am wenigsten ist der Vorwurf begründet, St. habe das Reich den Germanen ausliefern oder sich oder sein Haus durch sie auf den Kaiserthron erheben wollen: dieser Gedanke kam ihm sowenig wie Arbogast oder Rikimer oder Odovakar oder Theoderich, keinem Germanen vor Karl dem Großen (abgesehen von dem Franken Silvanus, der unter Constantius II., um sein Leben zu retten, nach dem Purpur gegriffen hatte).

Quellen: Cassiodorii Chronicon ed. Th. Mommsen (1861). — Claudiani carmina ed. Birth (1892). — Jordanis, Romana et Getica, ed. Th. Mommsen, Monumenta Germaniae historica (1882). — Olympiodorus, Fragmenta ed. Niebuhr (1829). — Orosius, Historiarum libri VII ed. Haverkamp (1857). — Prudentius (contra Symmachum) ed. Dressel (1860). — Philostorgius, Historiae ecclesiasticae libri XII ed. Gothofredus (1643). — Rutilius Namatianus, Itinerarium ed. Lucian Müller (1870). — Sozomenos, Historia ecclesiastica ed. Valesius (1677). — Zosimus, Historiae ed. Bekker (1837).

Litteratur: Aschbach, Geschichte der Westgothen (1827) S. 70 f. — Bessel, Gothen, Encyklopädie von Ersch und Gruber Sect. I Bd. 75, S. 189 f. — Buse, Sanct Paulin von Nola (1857). — Clinton, Fasti Romani (1845) p. 551. — Dahn, Die Könige der Germanen V (1870) S. 33 f. — Ders., Urgeschichte der germanischen u. romanischen Völker I (1881) S. 339 f. — Fauriel, Histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérants

Germains I (1836) p. 20 f. — Gibbon, History of the decline and fall of the Roman empire (2. ed.) 1821, p. 200 f. — Köpke, Deutsche Forschungen (1859) S. 139 f. — Luden, Geschichte des Teutschen Volkes II (1825) S. 345 f. — Pallmann, Geschichte der Völkerwanderung I (1863) S. 230 f. — Reitemeier, Notae in Zosimum (in der Bonner Ausgabe: siehe „Quellen", Zosimus) p. III. — Reumont, Geschichte der Stadt Rom I (1867) S. 715 f. — Richter, De Stilichone et Rufino (Halis 1860). — Rosenstein, Alarich und Stilicho. Forschungen zur Deutschen Geschichte III (1863). Vgl. denselben I (1860) über das Verhältniß zwischen Olympiodor und Sozomenos. — Simonis, Versuch einer Geschichte Alarich's I (1850) S. 30 f. — Vogt, De Claudiani carminum quae Stiliconem praedicant fide historica (1863). — Volkmann, Synesius von Kyrene (1869) S. 34 f. — Volz, De Vesegotharum cum Romanis conflictionibus post mortem Flavii Theodosii exortis (1861). — v. Wietersheim-Dahn, Geschichte der Völkerwanderung II (1881) S. 110 f.

Dahn.

Stilke: Hermann St., Historienmaler, wurde am 29. Januar 1803 [nach anderen Angaben erst im J. 1804 (?)] zu Berlin geboren. Anfangs beabsichtigte er sich der Landwirthschaft zu widmen, trat aber, als sich die Lust am Zeichnen in ihm regte, zur Kunst über, wobei er an der Berliner Akademie von dem Historienmaler Karl Wilhelm Kolbe die erste Anleitung erhielt. Er wandte sich hierauf nach Düsseldorf, wo er als einer der ersten Schüler an Cornelius sich anschloß. Seine Leistungen müssen dem Meister sehr gefallen haben, da er ihm und Karl Stürmer die Ausführung eines großen, das jüngste Gericht darstellenden Deckengemäldes im Assisensaal zu Coblenz übertrug, das aus Mangel an Mitteln und wegen Intriguen der Coblenzer Geistlichkeit unvollendet bleiben mußte. Die dazu nöthigen Kenntnisse der Freskotechnik hatte er von Cornelius erlernt, dem er im J. 1821 nach München gefolgt war, um ihm bei der Ausführung der Fresken in der Glyptothek zu helfen. In jenen Jahren abwechselnd in Düsseldorf und München thätig, malte er an letzterem Orte unter den Arkaden des Hofgartens die „Krönung Ludwig's von Baiern" und die „Zerstörung von Godesberg". Von München aus besuchte er im J. 1827 Oberitalien und reiste im folgenden Jahre über die Schweiz nach Rom, wo er zwei Jahre blieb, bis ihn Krankheit nöthigte, die Stadt zu verlassen. Nach der Rückkehr einige Zeit in Berlin ansässig, ließ er sich im J. 1833 in Düsseldorf nieder, wo er sich ausschließlich der Oelmalerei widmete und noch einmal bei Schadow in die Schule ging. Die Stoffe, die er seitdem in seinen Bildern behandelte, waren durchweg romantischer Natur, und auch ihre Ausführung, die sich in einer übertriebenen Glätte gefiel, läßt erkennen, daß ihm die Düsseldorfer Romantik weit mehr zusagte, als der Classicismus seines früheren Lehrers Cornelius. Mit Vorliebe wählte er Episoden aus der Geschichte der Kreuzzüge zum Vorwurf. Er malte z. B. „Kreuzfahrer auf der Morgenwacht" (1834), einen „verwundeten Kreuzritter, aus dem Kampfe mit einem todten Saracenen zurückkehrend" (1837) und „Kreuzritter im Hospitium der Ordensbrüder". Der Geschichte der Jungfrau von Orleans gehören zwei weitere Gemälde des Künstlers an. Als sein bestes Werk aus jener Zeit werden die im J. 1834 entstandenen „Pilger in der Wüste" bezeichnet. Einst im Besitz des Grafen Raczynski, ist dieses Gemälde heute in der Berliner Nationalgalerie zu sehen, die noch ein zweites Werk von seiner Hand, „Der Raub der Söhne Eduard's IV. von England" (1852 ?), aufbewahrt. Im J. 1842 erhielt St. von König Friedrich Wilhelm IV. den Auftrag, den Rittersaal der Burg Stolzenfels am Rhein mit Freskogemälden zu versehen. Er entledigte sich dieses Auftrages bis zum Jahre 1846, indem er die deutschen Tugenden der Tapferkeit, der Treue, der Minne,

des Gesanges, der Gerechtigkeit und der Beharrlichkeit durch sehr figurenreiche Historienbilder zu symbolisiren suchte. In der Zwischenzeit lieferte er im Auftrage des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen ein Kaiser Heinrich III. darstellendes Oelbild für den Kaisersaal im Römer zu Frankfurt a. M. Nach Vollendung der Bilder für Stolzenfels lebte St. wiederum eine Zeit lang in München. Seit dem Jahre 1850 finden wir St. in Berlin, wo er Mitglied der Akademie der Künste war und im J. 1854 den Professortitel erhielt. Er malte dort im J. 1855 unter anderen Bildern die Plafondgemälde für das herzogliche Hoftheater zu Dessau, in welchen er auf zehn kreisrunden Feldern die Leistungen des Theaters und die geistigen und künstlerischen Quellen, aus denen sie hervorgehen, darstellte. Auch für das königliche Schloß in Berlin hatte er Bilder zu liefern. Im Kuppelsaal des Neuen Museums rührt das die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion darstellende Wandgemälde von ihm her. Nebenbei lieferte er für die Cotta'sche Buchhandlung Zeichnungen zur Illustration verschiedener Classiker. Sein bedeutendstes Illustrationswerk aber wurde der 1851 vollendete „mecklenburgische Landesvergleich", in dem alle historischen und allegorischen Darstellungen von ihm herrühren. Er starb zu Berlin am 22. September 1860. St. war seit dem Jahre 1835 mit Hermine Peipers, einer vorzüglich als Blumenmalerin berühmt gewordenen Künstlerin, verheirathet. Geboren am 3. März 1808 (1803?) zu Stolberg bei Aachen, war sie schon als junges Mädchen in nahe Beziehung zu St. getreten, der ihr in Düsseldorf den ersten künstlerischen Unterricht ertheilt hatte. Ursprünglich, wie ihr Gatte, der Historienmalerei zugewandt, erkannte sie doch bald die Grenzen ihrer Begabung und widmete sich seitdem mit solchem Erfolge der Initialen- und Blumenmalerei, daß sie, als sie am 30. Mai 1869 in Berlin starb, in dem Ruf, eine der bedeutendsten Künstlerinnen dieses Faches zu sein, stand. Ihre Aquarelle wurden vom Kunsthandel in Chromolithographien verbreitet und dienten mancher Sammlung lyrischer Dichtungen zum Schmuck. Nach ihrem Tode wurde ihr gesammter Nachlaß von der Schneider'schen Buch- und Kunsthandlung zur Ausstellung gebracht.

Vgl. A. Fahne, Die Düsseldorfer Maler-Schule in den Jahren 1834, 1835 und 1836. Düsseldorf 1837. S. 98 und 148. — H. Püttmann, Die Düsseldorfer Malerschule. Leipzig 1839. S. 67—69, 89, 90, 192, 238. — Wolfgang Müller von Königswinter, Düsseldorfer Künstler. Leipzig 1854. S. 78—83. — R. Wiegmann, Die kgl. Kunst-Akademie zu Düsseldorf. Düsseldorf 1856. S. 155—159. — Illustrirte Zeitung 1856, Nr. 697 und 1869, Nr. 1372. — Ernst Förster, Geschichte der deutschen Kunst. Leipzig 1860. V, S. 302—305. Vgl. auch das Register. — Max Jordan, Katalog der kgl. National-Galerie zu Berlin. Berlin 1880. II, S. 203, 204. — Hermann Becker, Deutsche Maler. Leipzig 1888. S. 167—168. — Deutsches Kunstblatt hrsg. von F. Eggers. 1852. Nr. 10. S. 82, 83. — Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1869, Nr. 343, 9. December. H. A. Lier.

Stille: Christoph Ludwig v. St., nach Gleim's Briefe vom 20. April 1748 der beste und „größte Mignon" Friedrich's II. Der Name lautet auch Still und keineswegs bloß in den casibus obliquis auch Stillen. Die in Folio gedruckte „Standrede" auf Christoph Ludwig's Vater, Ulrich Christoph (s. u.), der 1728 in Magdeburg starb, besteht zur Hälfte aus Spielereien mit den Wörtern still und stillen. Friedrich nennt den Sohn Still, Pauli und Denina ebenfalls. Lange singt:

Horatz soll mir sein Spiel einst leihen,
Das will ich Dir, mein Stille, weihen,

aber auch wenigstens „Und Still ist Mäcen". Christoph Ludwig wurde am 13. September 1696 zu Berlin geboren. Sein Vater war um jene Zeit unter

anderem in Italien beschäftigt, und diesem Umstande dankte der Sohn es vielleicht, daß er später außer der lateinischen, französischen und englischen Sprache auch der italienischen mächtig wurde. Einige Jahre vor König Friedrich's I. Tode machte derselbe den Vater zum Commandanten von Magdeburg. Dort in der alten Bischofstadt konnte sich die Familie wol erst recht eng verbinden. Noch war es Zeit, um den Söhnen daselbst in dem hochbedeutsamen Mittelpunkte der beiden Universitäten des Elb- und Wesergebietes eine treffliche Erziehung zu theil werden zu lassen. Pauli sagt mit Bezug auf die Hauslehrer Christoph Ludwig's, da sonst die Verschiedenheit derer, die „unsern Verstand bessern und unsern Willen verschönern sollen", ein Hinderniß für uns zu sein pflege, so sei „solches doch nicht von solcher Wirkung bei ihm" gewesen. Alle seien insgesammt Wege nach demselben Orte gegangen. Er aber habe dies erkannt und ihre Meinungen verbunden. Er habe den längeren, gebahnten Umweg „mit Hurtigkeit" abgelaufen, sei jedoch auch „mit einer besonderen Dreistigkeit" demjenigen gefolgt, der ihm „durch Gebüsche" die Bahn brach und einen kürzeren Weg führte, welchen man aber „mit mehr Behutsamkeit wandeln mußte". So wurde er denn bald fähig, die hohe Schule in dem nahen Helmstedt zu beziehen. Die Lehrer dieses Musensitzes beeiferten sich, „mit Lust ihm alle Schätze zu öffnen". 1715 wurde der Student „Junker" beim Regiment seines Herrn Vaters. Er war bei der damaligen Belagerung von Stralsund und kehrte als Fähnrich aus dem Feldzuge zurück. Am 19. October 1718 wurde er Lieutenant bei des Herrn Vaters Regimente. Als die Umstände es erlaubten, ging es nochmals auf die hohe Schule, diesmal nach Halle. Die dortige fromme Richtung blieb nicht ohne Einfluß auf ihn. Er glaubte indessen, daß der Ringkragen keine Brust besser ziere als die des Weisen. Doch versäumte er nichts bei seinem Regimente. Sogar zu Werbungen ließ er sich gebrauchen. Ganz wie später Ewald v. Kleist, trat er mit Vorliebe besonders in der Schweiz als preußischer Werbeofficier auf. In der That war das 18. Jahrhundert so voller innerer Widersprüche, daß wir uns diese von Geburt und Gesinnung edlen Fremden trotz ihres heikeln Geschäftes, recht gut als Freunde unter einem Hirtenvolke denken können, wie uns noch Bonstetten in seiner kleinen Schrift die Schweiz beschrieben hat. Die Laufbahn unseres patriotischen Officiers war eine sehr schnelle. 1732 wurde er als Major „bei das Marggraf-Friedrich'sche Regiment schwerer Reuter" versetzt. Nur seiner Studien wegen wohnte er der Belagerung von Danzig in den Streitigkeiten der Polen mit den Russen bei. König Friedrich II. war entzückt über einen Edelmann seines Landes, der eine für die damaligen Verhältnisse so ungewöhnliche Bildung besaß. Am 23. Juni 1740 erhob er ihn zum Generaladjutanten und Oberst, ohne daß er Oberstlieutenant gewesen war, und machte ihn zum Hofmeister seines Bruders, des Prinzen Heinrich. Auch geschah es ohne Zweifel auf Veranstaltung des Königs, daß die Akademie St. zu ihrem Pfleger wählte. War er doch „in allen den verschiedenen Wissenschaften" bewandert, welche diese gelehrte Gesellschaft beschäftigen sollten. 1742 war St. mit dem Könige in Mähren. Seit dem 22. November 1743 war er Inhaber eines Regimentes schwerer Reiter als Generalmajor. Dann folgte bis 1745 der eigentliche Höhepunkt seines Daseins. Wie St. Großes leistete und sich gewissermaßen selbst übertraf in seinem Auftreten gegen Nadasdy und bei Hohenfriedberg, wo er an der Hand verwundet wurde, tritt auch in den neuesten abschließenden Darstellungen, wie in der von Koser, hervor, ebenso freilich, daß immer noch ein Abstand bleibt zwischen St. und den eigentlichen Feldherren der drei schlesischen Kriege, selbst zu Winterfeld, dessen Verhältniß zu König Friedrich mit der früheren Stellung von St. eine Zeit lang noch die meiste Aehnlichkeit hatte.

In der Schlacht bei Kesselsdorf that sich Stille's Regiment unter dem alten Dessauer hervor. Zur Belohnung machte der König St. zum Amtshauptmann in Cartzig und Himmelstedt. 1750 erhielt er das Gut Schwabach, welches in den Oderbrüchen angelegt war. Der König richtete sogar an St. die „epitre sur l'emploi du courage et sur le vrai point d'honneur". Eine sorgfältige Uebersetzung dieses Gedichtes in guter deutscher Prosa, die Pauli abdrucken läßt, macht es anschaulich, daß Friedrich nicht bloß (offenbar auf Stille's Antrieb) eine Anregung zur Belebung der später so sehr vertieften, classischen Studien in Preußen gab, sondern daß auch seine französischen Verse damals zuweilen denselben Römergeist athmen, wie die von ihm hervorgerufenen Uebersetzungen aus dem Lateinischen. Kurz nach den beiden ersten schlesischen Kriegen wurde Aschersleben, wo späterhin Karl August sein Nachfolger war, Stille's Wohnort. Indessen kehrte er namentlich zu Anfang eines jeden Jahres auf längere Zeit an den Hof zurück. So hat ihm Adolf Menzel aus dieser Zeit auf einem berühmten Gemälde den Platz zwischen Friedrich und Voltaire angewiesen, wie denn auch sein Name auf der Bildsäule Friedrich's des Großen Unter den Linden am Sockel nach der Universität zu, sich findet. Um St. für den Mangel des Rauchens in Friedrich's Nähe zu entschädigen, ließ ihn dieser auf seinem Zimmer mit Pfeifen und trefflichem Canaster versorgen. Vielleicht wegen zu starken Rauchens litt er während seiner letzten drei Lebensjahre an einem schlimmen Husten. Denina sagt, daß er während der letzten beiden Lebensjahre am Asthma gelitten habe. Als Friedrich bei der Revue im J. 1752 bemerkte, daß die von St. befehligten Reiter nicht gut manövrirten, rief er ihm zu: „Ce n'est pas tout que d'étudier, il faut avoir soin de son régiment"! Wegen dieser Worte verschied der schon kranke General einige Monate später an gebrochenem Herzen, jedoch mit dem Ausdrucke der größten Zufriedenheit, welche den „Vorschmack einer zuversichtlich geglaubten Herrlichkeit nach diesem Leben anzeigte", als ihm schon die Sprache versagte und die Familienglieder nebst dem Gesinde laut schrieen. Er starb, 56 Jahre alt, am 19. October in Aschersleben, wo er in der schönen Marktkirche begraben liegt. Seine Gemahlin, die Tochter des Präsidenten v. Huß in Magdeburg, überlebte ihn mit der Hälfte der zwölf Kinder, welche sie ihm geboren hatte. In der „éloge du Général de Still", die Friedrich nun verfaßte und in der Akademie der Wissenschaften vorlesen ließ, heißt es unter anderen: „Il étoit de ce petit nombre de gens, qui ne devroient jamais mourir". Die éloge dürfte als eine um so mehr berechtigte Sühne anzusehen sein, da der König über Stille's strategische Schriftstellerei gewiß näher unterrichtet war als wir. Droysen forschte derselben nach, und selbst in dem Büchlein über St. von Richard Fisch ist, wie dieser dem Unterzeichneten mittheilt, noch nicht erwähnt Stille's 1762 erschienene Schrift „Les campagnes du roi, avec des causes des réflexions sur les causes des évènements" (deux parties, un vol.). Die Vorarbeiten, die St. während seiner letzten Lebenszeit zu einem Werke über die Cavallerie gemacht hatte, wurden von allen Seiten gerühmt. Pauli vergleicht ihn wegen seiner gleichen Tüchtigkeit als Fußsoldat und Reiter mit Tarquinius Priscus. Indessen paßt auch für seine spätere Lebenszeit Pauli's Wort, daß er lieber einen Gelehrten habe reden als einen Hengst wiehern hören. Friedrich selbst aber war es, der in der éloge daran erinnerte: „Son penchant le portait aux belles lettres". Wirklich waren die schönen Wissenschaften seine eigentliche Mission bei dem Könige gewesen. Niemand konnte es anfänglich so leicht werden, seine Ansichten über deutsche Litteratur dem Könige mitzutheilen, als diesem „Generaladjutanten", der die flûte traversière so ausnehmend schön blies, daß es bei seinen Concerten schien, als wenn die Musen sich im Tempel des Mars versammelt hätten. Wenn nun aber trotzdem Friedrich's Mißverhältniß zu den vaterländischen Bestrebungen

auch durch diesen Berufenen nicht beseitigt wurde, so lag der Grund zunächst darin, daß bei gleich vielseitiger Begabung Friedrich's Talent doch immer das überlegene war, weshalb denn auch Friedrich oft als genial und St. nicht selten als pedantisch erschien. Selbst auf die bei Beiden vielleicht nur dilettantischen Anlagen für Poesie hatte dies einen gewissen Einfluß. Daß St. in den schönen Wissenschaften mit größerer Regelmäßigkeit ausgebildet war, konnte ihm kein Uebergewicht über Friedrich geben, welcher mit der größeren Entschiedenheit den Franzosen anhing, denen die damaligen sogenannten deutschen Anakreontiker Ramler, Gleim, Lange selbst die größten Anregungen verdankten. Nun war es allerdings St. (denn von dem lockeren und ausdrücklich wieder beseitigten Herrn v. Bielefeld kann gar keine Rede sein), der am entschiedensten zu der Ueberzeugung gelangte, daß die Betheiligung an der vaterländischen Litteratur in der richtigen Form, trotz der Ueberlegenheit der französischen Litteratur, eine Sache des Gewissens für den preußischen Hof sei. Aber eben aus einer solchen gewissermaßen religiösen Auffassung der Sache mußten sich neue Schwierigkeiten im Verkehr mit Friedrich ergeben, denn die ersten schwachen Mitglieder der hallischen Dichterschule, Pyra und Lange, waren fromm, St. selbst aber hatte zwar 1740 Friedrich auf seiner Heimreise nach Straßburg begleitet, haßte aber Voltaire, lobte auch bei Hofe „einen dreieinigen Gott und nahm gläubig einen göttlichen Erlöser an". Stille's eigene deutsche Poesien konnten aber seine Bemühungen zu Gunsten der vaterländischen Litteratur bei dem Könige auch nicht unterstützen. Zwar ist sein „Lerchenkrieg" noch immer nicht wieder aufgefunden worden. Aber seine Idee, die Singlerchen als Korndiebe auszurotten, erregte schon damals Widerwillen. Gleim rieth ihm in einem Gegengedichte, aus welchem er in seinem Briefe an Kleist vom 31. Januar 1748 einige Verse anführt, die Sperlinge und die Ratten zu verfolgen, auch dies aber lieber den Katzen zu überlassen. Nach seinem Briefe vom 20. April 1748 hatte Gleim den guten Gedanken, Ewald v. Kleist durch St. dem Könige dringend empfehlen zu lassen. Einen Augenblick konnte es scheinen, als trüge St. doch Bedenken, sich so möglicherweise einen Nebenbuhler in der Gunst des Königs zu bereiten, allein bald mußte Kleist diesen Verdacht in Bezug auf den edlen St. selbst weit wegweisen. Wenn nun aber trotzdem kein Verhältniß zwischen dem Könige und dem Sänger des Frühlings hergestellt werden konnte, so war die Hauptursache jedenfalls, daß St. ebensowenig als der König einen Dichter ganz zu würdigen vermochte, welcher die Grenze, bis zu welcher hin die deutsche Litteratur ihnen ganz unbedingt verständlich war, schon überschritten hatte, obgleich besonders das Verständniß des Königs die französische Litteratur in einem viel weiteren Umfange umfaßte. Anders konnte sich das Verhältniß, zunächst von St., zu Lange gestalten. Er regte Lange an, den „Geselligen" herauszugeben, wurde Mitarbeiter desselben und zuletzt von Lange in der Fortsetzung „der Mensch" unter den Namen Telamon und Coelestin als Vorbild der feinen gesellschaftlichen Bildung und der Tugend verherrlicht. Was bei Kleist mißglückt war, gelang bei Lange: Friedrich trat durch St. zu ihm in Beziehung, jedoch nur in einer beschränkten Weise, die von der Consequenz und dem Nachdenken des Königs zeugt. Nicht der Originaldichter Lange nämlich war es, den der Monarch begünstigte. Es wurde vielmehr ein Plan entworfen, wonach Lange als Uebersetzer den Horaz, St. den Maecen und Friedrich den Augustus vorstellen sollte. Der König sollte also nach diesem doch jedenfalls von ihm nicht zurückgewiesenen Plane beim Worte genommen werden, um indirect durch Beförderung der am wichtigsten erscheinenden Uebersetzung aus dem Lateinischen auf die deutsche Litteratur einzuwirken. Am 15. Mai 1748 schrieb St. an Lange: „Der große Friedrich hat mir vor ein paar Posttagen eine neue Edition des Horaz im Französischen überschickt, welchen Sie (Friedrich) selber

besorgt haben, wie der Titel édition royale besaget. Man hat in dieser Edition die Uebersetzungen des Dacier, Sannadon und Tartaron zu Hülfe genommen und das Beste ausgesuchet, auch die Oden, welche jene nicht haben übersetzen wollen, hinzugethan, daß es ein vollkommenes Werk ausmacht". Dieses Exemplar der édition royale mit handschriftlichen Bemerkungen befindet sich jetzt im Besitze von Fisch, von dem eine Mittheilung darüber zu erwarten ist. Zweierlei scheint ihm gewiß: zunächst daß St. den Lange'schen Horaz durchsah und dann, daß ein oder der andere Fehler, den Lessing Lange vorwirft, aus dem Französischen der édition royale in die deutsche Uebersetzung hineingekommen ist. Nicht ohne Grund war Lessing von dem Professor Nicolai in Frankfurt a. O. davor gewarnt worden, diese Uebersetzung mit dem preußischen Adler auf dem Titelblatte anzugreifen. Lessing konnte die Warnung nicht ganz verstehen. In der Voss. Ztg. vom 4. Dec. 1749 tadelte er auch eine Uebersetzung aus dem Französischen ins Deutsche, ohne zu wissen, daß sie von St. herrührte. Jedenfalls hat das Vademecum, vielleicht auch die St. betreffende Recension, ohne daß dieser selbst ihn angeklagt zu haben braucht, Lessing bei dem Könige geschadet. Von Stille's Verdiensten um die deutsche Litteratur bleibt kaum etwas übrig, als daß durch St. (abgesehen von Bielefeld) bis zu dessen Tode der König in Bezug auf die damalige litterarische Richtung, die anakreontische oder hallische Dichterschule, immer äußerlich auf dem Laufenden erhalten wurde. In der dann bald folgenden Sturm- und Drangperiode fiel auch das fort. Bis nach dem Erscheinen seiner Schrift De la littérature allemande fehlten ihm mitunter die einfachsten Nachrichten. So wußte er, daß Goethe, aber nicht daß Wieland sich bei Karl August in Weimar aufhalte. Indessen sagte Nicolai die Unwahrheit, als er behauptete, er würde gern vor dem Könige von Preußen Zeugniß ablegen für die deutsche Litteratur, müsse aber fürchten, deshalb nach Spandau geschickt zu werden. Wahr ist es dagegen jedenfalls, daß der König (wie die Kriegslieder der Anakreontiker) Nicolai's Roman Sebaldus Nothanker gelesen hatte. Allein diese gut geschriebene Schilderung der ersten friedericianischen Zeit ist verbunden mit der Geschichte der Familie Säugling (Jacobi), welche dem Könige nur als eine Denunciation der beginnenden Sturm- und Drangperiode vorgelegt werden konnte. Nicht Nicolai hat daran gedacht, den König wieder etwas mehr für die deutsche Litteratur zu gewinnen, aber doch ist der Versuch nach Stille's Tode noch einmal gemacht worden und zwar abermals von einem Officier des Königs: von Knebel. Diese kleine Episode, ob auch hinlänglich aufgeklärt, ist jedenfalls durch die Folgerungen zu sehr ausgebeutet worden, wenn man ohne Einschränkung daraus schließt, daß Friedrich doch eigentlich auch einen Johann Heinrich Voß und einen Goethe zu würdigen vollkommen fähig gewesen sein würde. Was in Bezug auf Friedrich's Verhältniß zur deutschen Litteratur zu seiner Rechtfertigung oder doch Entschuldigung gesagt werden kann, ist zuerst öffentlich ausgesprochen von Goethe, jedoch nur nach den Auseinandersetzungen, die Gleim darüber mit guter Ueberlegung zunächst in einem Briefe an Wieland nach Weimar hatte gelangen lassen.

Pauli, Leben großer Helden der preußischen Kriege (1764). Danach: Biograph. Lex. aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preuß. Diensten berühmt gemacht haben (1790 und 1791) und Denina, La Prusse littéraire sous Fréd. II. (1790), wo sich aber zuerst das Nähere über Stille's Tod findet. — S. G. Lange, Briefwechsel. — H. Pröhle, Fr. d. Gr. und die deutsche Litter. Vgl. Suphan in Zacher's Zeitschrift V, S. 238—247, und H. Pröhle, Klotz und Nicolai in der Nationalztg. vom 17. Nov. 1887. — Fisch, General Stille und Fr. d. Gr. contra Lessing. Fisch über Bielefeld in Nr. 51 und 52 der Voss. Ztg. von 1891. — Der obenerwähnte Brief

Gleim's an Wieland über Friedrich's Verhältniß zur d. Litter. schon vom 30. Juli 1770 bei H. Pröhle, Lessing, Wieland, Heinse S. 229, 230.

H. Pröhle.

Stille: Ulrich Christoph v. St., kgl. preußischer Generallieutenant, ein Sohn des mecklenburgischen Kammerraths und Oberziesemeisters der Altmark v. St. auf Fretzdorf bei Wittstock in der Ostpriegnitz, am 15. October 1654 geboren, trat in seinem sechzehnten Lebensjahre als Pikenier bei der kurfürstlichen Leibgarde zu Fuß in das brandenburgische Heer und that seine ersten Kriegsdienste 1672 und 1673 in dem Feldzuge gegen Frankreich am Rhein und in Westfalen. Als der große Kurfürst 1673 durch den Frieden von Vossem von dem Bündnisse gegen Ludwig XIV. zurückgetreten war, erhielt St., um sich im Waffenhandwerke weiter zu bilden, die Erlaubniß in niederländische Dienste zu treten, in denen er unter dem Prinzen von Oranien 1674 an der denkwürdigen Belagerung von Grave theil nahm. Er wurde dabei verwundet. Im folgenden Jahre begann der Krieg Brandenburgs gegen Schweden. St. wurde in den vaterländischen Dienst zurückgerufen, focht bei Fehrbellin, sowie demnächst in Pommern und Preußen, erhielt 1681 eine Compagnie, mit welcher er nach Magdeburg in Garnison kam, gehörte zu den Truppen, welche 1686 unter Schöning dem Kaiser zu Hülfe nach Ungarn marschirten, und ward bei Ofen durch einen Pfeilschuß und einen Steinwurf verwundet. 1689 ward er Major, erhielt den Auftrag, ein Dragonerregiment, das Sonsfeldsche, zu errichten, dessen Commandeur er 1690 wurde, kam aber, nachdem er 1691 Oberstlieutenant geworden, auf den Wunsch des Markgrafen Karl Philipp von Brandenburg-Schwedt, zum Regiment Kurfürstin zu Fuß, dessen Chef der Markgraf war. Mit diesem ging er nach den Niederlanden, befehligte am 29. Juli 1693 in der Schlacht bei Landen oder Neerwinden ein Bataillon jenes Regiments, zeichnete sich beim Rückzuge durch standhaftes Festhalten eines Ueberganges über die Geete aus und wurde zur Belohnung im nächsten Jahre Commandeur des Regiments. Dann führte er vier Bataillone, dem Herzog von Savoyen zu Hülfe, nach Italien, nahm an der Belagerung von Casale theil, kehrte aber 1696, als der Herzog sich von dem Bündnisse losgesagt hatte und zu seinen bisherigen Gegnern, den Franzosen, übergetreten war, mit den brandenburgischen Truppen an den Rhein zurück, wo er bis zum Frieden von Ryswyk blieb; 1696 war er Oberst geworden. 1698 marschirte er mit seinem Regimente nach Pommern, um zur Hand zu sein, wenn Polen die preußische Herrschaft über Elbing, welche Stadt der Kurfürst auf Grund seines Pfandrechtes in Besitz genommen hatte, gefährden sollte. Im J. 1701 zog St. in den spanischen Erbfolgekrieg. 1702 wurde er bei der Belagerung von Kaiserswerth verwundet, 1703 nahm er an der Einnahme von Geldern theil, 1704 focht er an der Donau. In der Schlacht bei Höchstädt, am 13. August, befehligte er 5 Bataillone im zweiten Treffen. Dann führte er 4 Bataillone zur Belagerung von Landau, denen von vornherein die Vergünstigung zugestanden wurde, daß sie nur Grenadierdienste leisten sollten, dafür zeichneten sie sich bei der Ende November unternommenen Erstürmung aus. St. ward in Anerkennung ihrer Leistungen zu Anfang des folgenden Jahres zum Generalmajor befördert. Als während des Winters Fürst Leopold von Anhalt-Dessau das Heer verlassen hatte, befehligte St. die preußischen Truppen, und führte darauf zum zweiten Male 8 Bataillone und 10 Schwadronen nach Italien, deren Commando in Tirol Fürst Leopold antrat. Sie nahmen dann an den Feldzügen jenseits der Alpen theil. Prinz Eugen von Savoyen lobte den Uebergang über den Gardasee, welchen St. von Laciso und San Viglio nach Maderno ausführte. Im August 1705 schlug letzterer unter großen Gefahren und heftigem Gefechte eine Brücke über die Adda bei San Paradiso, welche er hinterher, da

sie nicht benutzt werden sollte, unter mißlichen Verhältnissen wieder abbrechen mußte. Der folgende Tag, der 16. August 1705, an welchem die Schlacht bei Cassano geschlagen wurde, war für St. ein Ruhmestag. In der Schlacht bei Turin, am 7. September 1706, hatte er mit des Markgrafen Karl Philipp Regimente den ersten Sturmangriff auf die französischen Verschanzungen auszuführen. Hierbei zerschmetterte ein Schuß ihm eine Hand. Die Wunde zwang ihn, bis zum Jahre 1708 dem Kriegsschauplatze fern zu bleiben. Erst im Winter 1707 auf 1708 konnte er an Stelle des abwesenden Fürsten Leopold das Commando der preußischen Truppen in Italien führen. 1709 kehrte er, von König Friedrich I. zurückgerufen, in die Heimath zurück, ward Commandant von Magdeburg und im J. 1715 zum Generallieutenant befördert. In dieser Stellung starb er am 9. December 1728.

Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben (vom Ordensrath König), 4. Theil, Berlin 1791. B. Poten.

Stillfried: Rudolf Maria Bernhard Graf v. St.-Alcantara, kaiserlicher Oberceremonienmeister und Schriftsteller, † 1882. Geboren am 14. August 1804 zu Hirschberg in Schlesien, wo er auch den ersten Unterricht empfing, der dann im Sommer auf dem Schlosse zu Rückers in der Grafschaft Glatz fortgesetzt wurde. Vom 15. Jahre an hat er dann das Matthias-Gymnasium zu Breslau 1818, die Ritterakademie zu Liegnitz 1819 und das katholische Gymnasium zu Coblenz besucht und von dem letzteren aus 1824 die Universität zu Breslau bezogen, um dem Studium der Rechte obzuliegen, wenn ihn gleich seine Neigungen mehr zur Mathematik und der Kunstgeschichte hinzogen und auch eine nicht gewöhnliche Anlage zum Zeichnen Pflege und Ausbildung heischte. Aber schon 1830 gab er die Universitätsstudien auf, um, früh vermählt, auf Gütern in dem schönen Berglande der Jauer'schen Gegend das Leben eines Landedelmanns zu beginnen. Hier ward es nun von entscheidender Bedeutung, daß er in Fischbach am Hoflager des Prinzen Wilhelm dem damaligen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., vorgestellt wurde. Der Letztere fand in dem jungen Edelmann verwandte Neigungen, und Stillfried's Aufenthalt in Berlin im Winter 1833/34 führte dazu, daß ihm die Herausgabe von Werken für die Geschichte des preußischen Königshauses, für die sich der Kronprinz interessirte, anvertraut ward, und unter seinem Namen erschien von 1838 an das prachtvoll ausgestattete Werk „Alterthümer und Kunstdenkmale des Hauses Hohenzollern", sowie auch die urkundlichen „Monumenta Zollerana" (1840—42), welche letztere später in Gemeinschaft mit T. Märker noch einmal in ungleich reicherer Form herausgegeben worden sind. Besonders schätzte Friedrich Wilhelm IV. Stillfried's genealogische und heraldische Kenntnisse und übertrug ihm sogleich nach seiner Thronbesteigung die stilvollere Gestaltung der preußischen Staatssiegel und Wappen. Ceremonienmeister seit 1843, ward er 1853 zum Oberceremonienmeister ernannt, 1854 Vorstand der für Adels- und Standessachen neu gegründeten Behörde des Heroldsamtes und 1856 Mitglied der General-Ordens-Commission. Auch das 1852 als selbständige Behörde ins Leben gerufene königliche Hausarchiv hat unter seiner Leitung bis 1868 gestanden. St. hat dann auch an mehreren Restaurationen alter Bauwerke, welche der kunstsinnige Friedrich Wilhelm IV. ausführen ließ, theilgenommen, so an der Wiederherstellung der Burg Hohenzollern bis 1856, wo St. bei der Einweihung der Burg und der Uebergabe der Burgschlüssel an den König die Ansprache gehalten hat, desgleichen an dem Neubau des Münsters zu Heilsbronn in Franken, als eines Mausoleums des brandenburgischen Hauses, und der Kirche auf dem Petersberge bei Halle.

Die von St. gepflogenen Verhandlungen bezüglich des Baues der Burg Hohenzollern mit den Fürsten von Hohenzollern, in deren Gebiet die Burg lag, hatten eine Verbindung auch mit diesen Fürsten herbeigeführt, und St. durfte sich rühmen, der Urheber und Träger des Gedankens der freiwilligen Abdication der beiden Fürsten von Sigmaringen und Hechingen gewesen zu sein, ja er vermochte des Ersteren Gunst in solchem Maaße zu gewinnen, daß er von demselben als Ministercommissar zum Geleit für die dem König von Portugal vermählte Prinzessin Stephanie von Hohenzollern nach ihrer neuen Heimath 1859 erkoren und infolge davon als Graf von Alcantara zum Granden von Portugal ernannt ward. Der Gunst seines Herrschers hatte er sich auch unter Wilhelm I. zu erfreuen, für dessen feierliches Krönungsfest zu Königsberg am 18. October 1861 er alle Veranstaltungen zu treffen hatte. Der Monarch hat es St. hoch angerechnet, daß derselbe, obwol er sich allezeit als guten Katholiken bekannte, doch auch in schwierigen Verhältnissen, wie z. B. bei den Verhandlungen über den Johanniter- resp. Malteserorden und in den Zeiten des Kulturkampfes seine Staatstreue immer bewährt hat. Der höchste Orden der Monarchie, der Schwarze Adlerorden, ward 1879 St. zu theil, und als mit vorrückendem Alter derselbe von seinem Hofamte entbunden zu sein wünschte, lehnte Kaiser Wilhelm das stets ab. So waltete St. denn im Winter zu Berlin seines Amtes, im Sommer vornehmlich auf seinem schön eingerichteten Schlosse Silbitz bei Nimptsch verweilend und unablässig mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, denen er stets eine glänzende und dabei geschmackvolle Ausstattung zu geben beflissen war. So erschienen 1864 „Beiträge zur Geschichte des schlesischen Adels“ (hauptsächlich für die Adelsgeschichte des Glatzer Landes bedeutsam); 1869/70 eine reich illustrirte Stillfried'sche Familiengeschichte (2 Bände in Quart, deren zweiter ein Urkundenbuch enthält); 1873 eine ausführliche Darstellung des Krönungsfestes von 1861; von 1875 an eine in prachtvollstem Buntdrucke ausgeführte Vervielfältigung des Wappenbuches von Konr. Grünenberg aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts; 1877 Kloster Heilsbronn mit zahlreichen Illustrationen. Ueber einem neuen Prachtwerke u. d. T. „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland“, das er im Vereine mit Prof. Kugler von 1881 an herauszugeben begonnen, hat ihn der Tod ereilt am 9. August 1882 auf dem Heimwege von Wildungen, wo er vergeblich Heilung von beschwerlichen Leiden gesucht hatte.

Trotz mancher Ausstellungen, zu welchen die Art seiner litterarischen Production Anlaß gegeben, wird man ihm auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus nicht geringe Verdienste zusprechen dürfen. Er hat in einer Zeit, wo man in den obersten Gesellschaftskreisen für wissenschaftliche Arbeiten weder Interesse noch Geldmittel hatte, das eine zu erwecken und die anderen flüssig zu machen verstanden. Mit seinem schönen Prachtwerke „Alterthümer und Kunstdenkmale des Hauses Hohenzollern“ hat er für Werke dieser Art erst die Bahn gebrochen, und sein Interesse für derartige Arbeiten war ausgiebig genug, um ihn selbst zu Geldopfern zu veranlassen. Das schlesische Siegelwerk edd. A. Schultz und Pfotenhauer (2 Bände, 1871 und 1879) hat er nicht nur angeregt, sondern auch selbst die ansehnlichen Kosten getragen.

Nachrichten über seinen Lebensgang hat er selbst im ersten Bande seiner Familiengeschichte gegeben. Grünhagen.

Stilling: Benedict St., berühmter Anatom und Wundarzt, wurde am 22. Februar 1810 zu Kirchhain (im Kurfürstenthum Hessen) geboren und starb als königlich preußischer Geheimer Sanitätsrath am 28. Januar 1879 zu Cassel. Er studirte von 1828—32 in Marburg, wo er im letztgenannten Jahre mit der Inauguralabhandlung „De pupilla artificiali in sclerotica conformanda“ (Deutsch, Marburg 1833) die Doctorwürde erlangte und 1833 Assistent an der

chirurgischen Klinik von Ullmann wurde. Schon während dieser Zeit veröffentlichte er seine berühmt gewordenen Aufsätze über „Gefäßdurchschlingung“ unter dem Titel: „Die Bildung und Metamorphose des Blutpfropfs oder Thrombus in verletzten Blutgefäßen“ bezw. unter folgendem Titel: „Die natürlichen Processe bei der Heilung durchschlungener Blutgefäße mit besonderer Rücksicht auf den Thrombus“ (Eisenach 1834), sowie: „Die Gefäßdurchschlingung. Eine neue Methode Blutungen aus größeren Gefäßen zu stillen. 1. Abth.: Monographie der Operation“ (Marburg 1835). Ende 1833 zum Landgerichtswundarzt in Cassel ernannt, verblieb er seitdem in dieser Stadt, da ihm aus confessionellen Rücksichten die akademische Laufbahn versagt war. 1840 nach Eiterfeld versetzt weigerte er sich dorthin zu gehen und nahm seine Entlassung als Gerichtsarzt. 1843 machte er eine wissenschaftliche Reise nach Paris, wo er bereits 1836 längere Zeit in befreundetem Verkehr mit Magendie und Amussat verweilt und von letzterem speciell Unterweisungen über die Operationen bei Krankheiten der Harnwege erhalten hatte. Bei seinem diesmaligen zweiten Aufenthalte in Paris unterhielt er regen wissenschaftlichen Umgang mit Claude-Bernard, Brown-Séquard, Rayer, Charcot u. a. Weitere wissenschaftliche Reisen folgten 1858 nach Italien, 1869 nach Paris, London, Edinburg, 1873 nach Wien. Im übrigen verblieb St. bis an sein Lebensende in Cassel hervorragend litterarisch wie praktisch thätig. Er war nicht nur ein bedeutender anatomischer Forscher, sondern auch ein ausgezeichneter Operateur. In letzterer Beziehung ist er namentlich dadurch bemerkenswerth, daß er Jahre lang der einzige in Deutschland war, welcher die Ovariotomie machte. Bereits 1837 hatte er seine erste Operation dieser Art (zur Vermeidung der Gefahren der inneren Blutung extraperitoneal) vollzogen und als wissenschaftliches Ergebniß darüber die „Geschichte einer Exstirpation eines krankhaft vergrößerten Ovariums nebst einigen Bemerkungen über diese Operation. Allgemeine und physiologische und pathogenetische Erörterungen über Erbrechen ꝛc.“ niedergeschrieben (veröffentlicht in Holscher's Hannöverschen Annalen der gesammten Heilkunde, N. F., Jahrg. I, 1841). Dieser Aufsatz fand leider nicht die gebührende Beachtung, so daß zehn Jahre später der Engländer Duffin diese Methode als eigene Erfindung ausgeben konnte. 1840 folgte Stilling's berühmte Publication betitelt: „Physiologisch-pathologische und medicinisch-praktische Untersuchungen über die Spinal-Irritation“ (Leipzig), worin zum ersten male die Bezeichnung „vasomotorische Nerven“ gebraucht wird. Von da ab wandte er sich in classischen und ewig denkwürdigen Arbeiten ausschließlich dem Studium des anatomischen Baues des Centralnervensystems zu und publicirte successive als die Resultate fast 40jähriger Forschungen eine große Zahl von Schriften und Abhandlungen, von denen wir nur nennen wollen: „Untersuchungen über die Textur des Rückenmarks“ (zusammen mit B. F. Wallach, Leipzig 1842; Heft 2: „Ueber die medulla ablongata“, Erlangen 1843 von S. allein bearbeitet); „Untersuchungen über den Bau und die Verrichtungen des Gehirns, I: Ueber den Bau des Hirnknotens oder der Varolischen Brücke“ (nebst 22 Kupfertafeln, auch in lateinischer Sprache, Jena 1840); „Anatomische und mikroscopische Untersuchungen über den feineren Bau der Nerven und Primitivfasern und der Nervenzelle“ (Frankfurt a. M. 1856); „Neue Untersuchungen über den Bau des Rückenmarks mit einem Atlas mikroscopischer Abbildungen von 30 lithographirten Tafeln nebst einer großen Wandtafel“ (gr. Fol. 5 Lieferungen, Cassel 1857—59); „Untersuchungen über den Bau des kleinen Gehirns des Menschen. I. Band: Untersuchungen über den Bau des Zügelchens und seiner Hemisphären-Theile mit Atlas von 9 Tafeln“ (Ebd. 1864); Band II: „Untersuchungen über den Bau des Centralläppchens und der Flügel mit 5 Tafeln“ (Ebd. 1867); Band III: „Untersuchungen über

den Bau des Bergs und der vorderen Oberlappen, sowie über die Organisation der centralen weißen Marksubstanz des Cerebellum und ihrer grauen Kerne und über die centralen Ursprungsstätten und Bahnen der Kleinhirnschenkel, nämlich der Bindearme, der Brückenarme und der strickförmigen Körper“ (Ebd. 1878). Auch zahlreiche Monographieen und kleinere Aufsätze über Themata chirurgischen Inhalts speciell aus den Gebieten der Harnröhren-Operationen (bei Stricturen, Urethrotomieen u. dgl.) und Ovariotomien haben St. zum Verfasser.

Vgl. Biograph. Lexikon hervorr. Aerzte, herausgegeben von Hirsch und Gurlt V, 541 und die daselbst angegebenen Quellenschriften.

Pagel.

Stintzing: Johann August Roderich v. St., geboren zu Altona am 8. Februar 1825, stammt aus ursprünglich fränkischer Familie, welche sein Großvater nach Rendsburg verpflanzt hatte. Sein Vater Johann Wilhelm († 1859) war Arzt zu Altona und verehelicht mit Wilhelmina Elisabeth, Tochter des Kieler Professors der Staats- und Forstwissenschaften Aug. Niemann. — St. besuchte die Gymnasien zu Altona und zu Hamburg, sodann 1843—1848 die Universitäten Jena, Heidelberg, Kiel, Berlin; besonderen Einfluß auf ihn gewannen Vangerow in Heidelberg, v. Madai in Kiel und Stahl in Berlin. Der Schluß seiner Studienzeit, während welcher er an der burschenschaftlichen Bewegung theilgenommen hatte, fiel mit den schleswig-holsteinschen Wirren zusammen; er trat in das Studenten-Freicorps ein; trotzdem bestand er bereits 1848 sein juristisches Staatsexamen, das damals sog. Amtsexamen, beim Oberappellationsgerichte Kiel mit Auszeichnung. Er ließ sich in Plön als Advocat nieder und wurde dort nach zweijähriger Praxis daneben Notar. Dort auch, am 1. Mai 1850, schloß er die Ehe mit Franziska Karoline, der jüngeren Tochter des ehemaligen dänischen Ministerresidenten Geh. Legationsrathes Bokelmann, eine Ehe, welche als das Glück und der Segen seines ganzen Daseins durch selten harmonischen Zusammenklang der Eheleute in Verstand und Gemüth, in Lebensauffassung und Lebensführung sich während freudiger und während trauriger Tage bewährt hat. Den jung Vermählten bewog, nach eigener Angabe, 1851 die Auslieferung Schleswig-Holsteins an Dänemark dazu, die eingeschlagene praktische Laufbahn zu verlassen und nach Heidelberg zu wandern, wie sich denn seine entschieden Augustenburgische Gesinnung noch in den sechziger Jahren in zwei zu Erlangen gehaltenen Vorträgen äußerte; gewiß aber ist dieser politische nur der äußere Anlaß gewesen, welcher einem lebhaften, längst vorhandenen Triebe zu rein wissenschaftlicher Thätigkeit zum Durchbruch verhalf, während gleichzeitig ein solcher Schritt durch Consolidirung der materiellen Verhältnisse ermöglicht wurde. In Heidelberg ward St. am 5. Januar 1852 Doctor der Rechte und bald darauf Privatdocent; bereits Ostern 1854 wurde er als ordentlicher Professor nach Basel gezogen; Herbst 1857 nahm er einen Ruf nach Erlangen an, schlug dort 1861 einen solchen nach Kiel, 1868 einen weiteren nach Gießen an Ihering's Stelle aus, ließ sich aber Sylvester 1869 bestimmen, das Anerbieten der Universität Bonn anzunehmen, welche ihm einen Lehrstuhl des Römischen Rechts neben Böcking antrug. Außer der Vergrößerung des Wirkungskreises, welche er hierdurch gewann, mag St. gerade diese Aussicht, an der Seite des von ihm besonders hoch verehrten Böcking wirken zu können, nach Bonn gezogen haben. Kaum war er jedoch Frühling 1870 hier angelangt, als (3. Mai) Hochschule und er den Tod Böcking's zu beklagen hatten, dessen Nachfolge damit St. zufiel, da Ad. Schmidt gleichzeitig Bonn verließ. In dieser Stellung ist St. von da ab verblieben; er hat das Rectorat in Bonn 1875/76 bekleidet, wie er mit derselben Würde 1856 in Basel, 1864/65 in Erlangen betraut war; den persönlichen Adel erhielt er durch den ihm

verliehenen bairischen St. Michael- und Civilverdienst-Orden; er war preußischer Geheimer Justizrath, und, seit 1875, Ordinarius im Spruchcolleg seiner Facultät; auch dem Bonner Gemeinderath und der Repräsentation der protestantischen Kirchengemeinde zu Bonn hat er als thätiges Mitglied angehört. Obgleich von zarter Gesundheit, welche ihn zu steter Rücksicht und besonderer Lebensweise zwang, und obschon schwer getroffen durch den Verlust des jüngsten seiner Söhne, schien St. noch auf eine lange Arbeitszeit rechnen zu dürfen, als am Nachmittage des 13. September 1883 zu Oberstdorf gelegentlich eines Spazierganges der Sturz von einem Abhange seinem Leben ein erschütternd jähes Ende bereitete.

Die wenigen dogmatischen Arbeiten Stintzing's, welche alle dem Gebiete des Römischen Rechts angehören, zeichnen sich dadurch aus, daß sie jedesmal für eine scharf gestellte Frage von nicht geringem Interesse in energisch kurzer Behandlung eine ebenso scharfe neue Antwort geben; sie beziehen sich auf das Wesen von bona fides und titulus in der Usucapionslehre (Habilitationsschrift, Heidelberg 1852), auf die Präsumption der ehelichen Vaterschaft (Dogm. Jahrbücher 1868) und auf die Gefahrtragung beim Genus-Kauf (ebenda 1871). Ihnen zu gesellen ist die Untersuchung von 1853 über das Verhältniß der legis actio sacramento zu dem Verfahren durch sponsio praejudicialis, die einzige Schrift des Verfassers über den von ihm als Kunstwerk so hoch bewunderten und eifrig studirten Römischen Civilproceß. Denn geringer Umfang der Production spricht bei St. nicht für geringe Beschäftigung mit den Stoffen; nur war er der Hypertrophie der romanisirenden Jurisprudenz gegenüber litterarisch doppelt zurückhaltend, fast ängstlich bedacht, nur da hervorzutreten, wo er wesentlich einzuschneiden rechnen konnte: was ihm, namentlich mit den älteren seiner genannten Schriften, zweifellos gelungen ist. Jedoch soll keineswegs geleugnet werden, daß es denn doch das allmähliche Zurücktreten des dogmatischen Interesses selbst gewesen ist, welches in letzter Reihe dem dogmatischen Verstummen zu Grunde liegt; dieses Interesse schwand St. nicht bloß Mangels der körperlichen Arbeitskraft, welche ihm nothwendig gewesen wäre, um neben seiner Hauptthätigkeit dem breiten Strome der neuesten Litteratur ganz zu folgen; sondern auch, und weit mehr, aus tieferen Gründen.

Denn eine so streng conservative, in Religion, Ethik und Politik positiv gerichtete Persönlichkeit er auch war, — dem juristischen Dogma stand er mit einem eigenen Skepticismus gegenüber. Ihm waren die verschiedenen Meinungen im wesentlichen nur Ergebnisse der zur Zeit gerade herrschenden wissenschaftlichen Richtung, einander ablösend im Wechselgange der „Wendungen und Wandlungen der deutschen Rechtswissenschaft“ (Rede, 1879, Bonn) und gleich kurzsichtig die einen wie die anderen in dem jedesmal wieder erhobenen Anspruch, die endgültige Lösung zu bieten; in der Unmöglichkeit einer solchen, in dem so gegebenen Bedürfniß stets neuer Nachprüfung und Umprägung erblickte er den wissenschaftlichen Charakter der Jurisprudenz. Das Wesentliche, woraufhin sein an der Betrachtung der dogmengeschichtlichen Vergangenheit geschärftes Auge die Gegenwart prüfte, war ihm demnach nicht die einzelne Leistung, sondern ihre symptomatische Bedeutung für einen gesunden, ununterbrochenen Entwicklungsgang. Falls er sprunghaftes, unhistorisches, etwa gar ausschließlich 'geistreiches' Vorgehen bemerkte, so konnten alle sonstigen Vorzüge die unerbittliche Schärfe seines verurtheilenden Erkenntnisses nicht mildern; wo er dagegen wahren geschichtlichen Geist, sorgsame Arbeit und besonnene Methode fand, da hielt er ebenso wenig mit der Anerkennung zurück, wie dort mit dem Tadel. Höchstes Mißtrauen brachte er, der echte Sproß der alten historischen Schule, den neueren philosophirenden Bestrebungen innerhalb der positiven Rechtswissenschaft entgegen.

Diese Geistesrichtung war in St. ausgebildet durch seine umfassende litterargeschichtliche Thätigkeit, diejenige, mit welcher er sich bleibenden Ruhm erworben und um die Wissenschaft in hervorragendem Maaße verdient gemacht hat. Zu ihr schossen seine verschiedenen Anlagen central zusammen. Ausgerüstet mit einer an die Liebhaberei, ja an die Feinschmeckerei grenzenden Freude an allem bibliographischen und biographischen Detail — eben von dieser Seite hatte ihn Böcking so sympathisch berührt —, von dem Vergnügen über ein vornehm gebundenes seltenes altes Buch ab bis zum Behagen beim Aufstöbern irgend welchen Datums durch vielverschlungene Gänge und staubige Winkel der Litteratur hindurch; besaß er eine Gabe liebevoller Vertiefung in die Persönlichkeit, innerlicher Erfassung ihres Wesens und ihres wissenschaftlichen Strebens, lebendiger Versetzung in ihre Verhältnisse und in ihren Geist, welche jede seiner Biographieen zu einem plastisch abgerundeten Kunstwerk gestaltet. Darüber hinaus aber hatte er den weiten historischen Blick, welcher den Zusammenhang mit der allgemeinen politischen und Culturgeschichte erfaßt, über dem Einzelnen die großen Linien und Gruppen nicht aus dem Auge verliert, im Einzelnen das Glied des Ganzen erkennt und ausprägt. Hinzu kommt sein durchsichtig klarer, anschaulicher und doch vornehmer Stil, damit er als Meister der Kunst noch mehr als der Wissenschaft der Geschichtschreibung erscheine. — Das große Werk, in welchem alle diese Vorzüge zur vollen Verwerthung kamen, und welchem seine Bonner Zeit fast ausschließlich gewidmet war, die im Auftrage der historischen Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München unternommene „Geschichte der Rechtswissenschaft in Deutschland“ ist Torso geblieben. Zu des Verfassers Lebzeiten, 1880, ist von ihr bloß erschienen der erste Band, welcher bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts reicht; aus des Verfassers Nachlaß habe ich, 1884, den zweiten Band herausgegeben, welcher das folgende halbe Jahrhundert behandelt. Will man den Werth der Leistung beurtheilen, so darf man vor allem nicht vergessen, daß es bis dahin kein Werk gegeben hat, welches auch nur entfernt, in den Grundzügen oder für einzelne Theile, eine wahre, heutige Ansprüche befriedigende Geschichte unserer Wissenschaft, sei es im allgemeinen, sei es in Deutschland, böte; Stoffsammlungen genug, aber keine Verarbeitung; so hat St. ohne Vorgänger gearbeitet und im ersten Anlaufe das Ziel erreicht. Des weiteren wird man dann aber scharf zwischen dem ersten und dem zweiten Bande scheiden müssen; der zweite zeigt in seinen Lücken, in dem häufigen Mangel der Verbindung zwischen den einzelnen Biographieen, endlich in der durch den Ausschluß des Naturrechts entstandenen Einseitigkeit allzudeutlich, daß er nur eine Sammlung der einzelnen, von dem Verfasser bis zu seinem plötzlichen Ende fertig gestellten Stücke ist; als voll ausgereiftes und allseitig abgeschlossenes Werk darf nur der erste Band betrachtet werden. Grundmotiv desselben ist die Geschichte der wissenschaftlichen Reception des Römischen Rechtes in Deutschland; die Variirung ergibt sich aus den verschiedenen Gestaltungen, welche dieser Proceß annimmt, je nachdem er sich mehr im Anschluß an die italienisch-scholastische Praxis, oder an die französisch-humanistische Theorie oder schließlich in beginnender Selbständigkeit der deutschen Juristen vollzieht. Die Berücksichtigung aller hierbei sich ausbildenden Verschiedenheiten im einzelnen, während sich gleichzeitig, anscheinend mühelos und selbstverständlich, größere Gruppen abschließen, bildet den besonderen Reiz des Buches. Mit Recht ist St. die Geschichte der Rechtswissenschaft in Deutschland bis 1650 im wesentlichen nur die Geschichte des Privatrechts und der ausländischen Einwirkungen auf dasselbe. Dagegen von da ab haben wir eine unabhängige deutsche Rechtswissenschaft, welche gleichberechtigt neben das private das öffentliche Recht stellt; diese beiden wesentlichen

Punkte festgelegt, den Ursprung dieser Veränderung und ihre Bedeutung nachgewiesen zu haben ist das Hauptverdienst des zweiten Bandes; allein schon deshalb war die Veröffentlichung geboten, von dem Werthe der Einzelbiographieen, z. B. eines Conring, eines Carpzov nicht zu reden. — Das Gesetz dieser Stelle gebietet Beschränkung auf diese ganz allgemeine Würdigung des Stintzing'schen Meisterwerkes, dessen Vollendung in demselben Stile eine für jeden anderen unlösbare Aufgabe wäre; daß neue Erscheinungen seit dem 18. Jahrhundert neue Aufgaben stellen und veränderte Behandlung verlangen, darf ich deshalb wol eine glückliche Fügung heißen.

Die hier gepriesenen Vorzüge kehren sämmtlich wieder in den zahlreichen juristischen Biographien, welche wir aus Stintzing's Feder sonst besitzen; namentlich zeigt sich die Meisterschaft darin, daß regelmäßig die Schicksale und Leistungen des einzelnen Mannes im Lichte weiterer Zusammenhänge erscheinen. Die breitest angelegte solcher Lebensschilderungen ist die des Zasius, die erste Arbeit, mit welcher St. überhaupt an dieses sein Fach herantrat; er erhielt zu ihr die Anregung in Basel; sie erschien dort 1857 unter dem Titel: „Ulrich Zasius, ein Beitrag zur Geschichte der Rechtswissenschaft im Zeitalter der Reformation" und gibt ein allseitiges, gründliches, auf sorgsamsten und umfassenden Specialstudien beruhendes Bild des Juristen und Menschen, seiner Beziehungen zu näheren und weiteren Kreisen, seiner Stellung zu den Bewegungen der Zeit, und der Wirkung dieser Bewegungen auf ihn. Wesentlich kürzer, aber kaum minder bedeutend ist die 1869 über den Aufenthalt des Hugo Donellus in Altorf veröffentlichte Studie, welche dem Wesen und Werth des großen Systematikers wol zum ersten male vollständig gerecht wird, ebenso wie Stintzing's Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern, 1862, anerkanntermaßen zu dem besten gehört, was über den großen Historiker, Friedrich Karl v. Savigny, geschrieben worden ist. Den größten Schatz an kürzeren Biographieen von ihm bergen jedoch diese Bände. St. ist an dem Unternehmen der A. D. B. von vornherein betheiligt gewesen, hat bei der Aufstellung der Liste zu besprechender Juristen wesentlich mitgewirkt, geeignete Bearbeiter für die einzelnen Artikel ermittelt und gewonnen, namentlich aber selbst zahlreiche Aufsätze angefertigt. Es sind deren in den 16 ersten Bänden im ganzen 53, von welchen etwa die über Böcking, Gentilis, Heineccius hervorgehoben sein mögen. Stintzing's frühes Hinscheiden ist auch für die A. D. B. ein schwerer, ja unersetzlicher Verlust gewesen.

Für denjenigen, der, wie St., den individualisirenden kleinen Ereignissen stiller Gelehrten-Existenzen mit Eifer und Spürsinn nachzugehen liebt, liegt es nahe, Briefschaften ihren Inhalt an unmittelbar aus dem Leben geschöpften Notizen abzugewinnen. Solchen Bemühungen verdanken wir seine Ausgabe der Briefe des Joh. Ulrich Zasius (Basel 1857) und des Georg Tanner (Bonn 1879), welch letztere er als einen „Beitrag zur Geschichte der Novellen-Editionen" bezeichnet. Der Geschichte der Ausgaben des Corpus jur. civ. und seiner Bestandtheile legte er überhaupt große Bedeutung bei und hat ihr deshalb in der „Geschichte der Rechtswissenschaft in Deutschland" einen verhältnißmäßig starken Raum gewährt.

Wie er es verstand, zahlreiche Daten über einen besonderen Punkt aus der Masse der Litteratur zu gewinnen, diese Daten zu einer fortlaufenden Kette zu verbinden und die so festgestellte Sonderentwicklung mit allen Ereignissen des großen Ganges der Rechtsgeschichte derartig zu verweben, daß beide einander gegenseitig beleuchten: das hat St. in knappstem Rahmen und in reinster Form in der Bonner Rectoratsrede von 1875 an den Tag gelegt, welche das Sprichwort „Juristen, böse Christen" erörtert. Das Wort mochte für seine strenge

Religiosität etwas besonders Verletzendes haben; charakteristisch für ihn aber ist, wie er dem banalen Spott jenes Wortes nicht pathetischen Widerspruch entgegensetzt, sondern es durch historische Vertiefung, durch Nachweis des ihm zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Parteien beigelegten verschiedenen Sinnes von selbst überwindet.

Eine Sonderstellung unter Stintzing's großen Werken, zwischen Zasius und dem ersten Bande der Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, beansprucht seine 1867 veröffentlichte „Geschichte der populären Litteratur des römisch-canonischen Rechts in Deutschland"; obwol ihr mit den beiden anderen Schriften die Orientirung des Interesses auf das große Problem der Reception gemeinsam ist. Das biographische Element fällt hier ganz fort; ein rein rechtshistorischer Gedanke liegt zu Grunde: der Gedanke, daß die Reception der ausländischen Rechte in Deutschland undenkbar wäre, falls nicht Gelehrte und Halbgelehrte eine weitesten Kreisen zugängliche populäre Litteratur derselben geschaffen und so eine gewisse Kenntniß des fremden Rechtsstoffes, wennschon eine vielfach sehr rohe, im Volke verbreitet hätten. Diese Litteratur, welche ja thatsächlich kaum wissenschaftlichen Werth in sich selbst besitzt, war bis dahin ganz unbeachtet geblieben; um sie zu sammeln und um ihre Ausdehnung nachzuweisen, bedurfte es einer unendlich sorgsamen und minutiösen bibliographischen Forschung; jedoch sichert dem Buche seinen wesentlichen Werth, über die Frage nach Richtigkeit und Vollständigkeit der so gewonnenen Ergebnisse hinaus, jener Grundgedanke. — Im Laufe dieser Arbeit stieß St. u. a. auf Petri Exceptiones und ließ sich durch sie zu einer für die Wissenschaft fruchtbar gewordenen Abschweifung bestimmen, von der bloß deutschen Rechtsgeschichte hinweg auf die allgemeine europäische Frage nach der juristischen Bildung und Litteratur während der dunkeln Jahrhunderte des früheren Mittelalters; eine Frage, welche trotz ihrer augenfälligen Bedeutung seit den ersten Bänden von Savigny's Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter liegen geblieben war. Mit seinem historischen Scharfblick erkannte St. hier nicht nur eine schwierige aber lohnende Aufgabe, sondern auch schon im wesentlichen die Methoden und Mittel, deren man sich zu ihrer Lösung zu bedienen hat; und seiner ganzen Geistesrichtung entspricht es, wenn er dabei diese Lösung nach der Seite ununterbrochenen Zusammenhanges zwischen Antike und Glossatorenzeit hin suchte. Seinen Bemühungen um diesen Punkt war schon ein 1866 in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte erschienener Aufsatz über „Formeln des Justinianischen Processes" entsprungen, an dessen Anschauungen er festgehalten hat, trotz des ihnen von Mommsen und Jaffé entgegengesetzten Widerspruches. Es muß heute freilich als zweifelhaft betrachtet werden, ob irgend eines der Ergebnisse noch ganz aufrecht steht, welche St. auf diesem Felde gewonnen zu haben meinte; aber der Ruhm bleibt ihm, durch seine Anregung einen Zweig specieller Studien fast neugeschaffen zu haben, welcher sich jetzt auch über Italien und Frankreich ausdehnt.

Derselbe Sinn für die Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen, dieselbe Neigung mehr Andere zu beurtheilen als selbst zu dogmatisiren, führen, auf die Vergangenheit angewendet, zur Litterärgeschichte, auf die Werke der Gegenwart angewendet, zur Tageskritik. So ist es wol zu erklären, daß St. sich dieser mehr gewidmet hat, als sonst Gelehrte seines Ranges zu thun lieben. Namentlich war er an der Gründung der „Heidelberger Zeitschrift" (1853) betheiligt, in deren Redaction er 1865 eintrat und welcher er zahlreiche Recensionen geliefert hat, so schon für den ersten Band eine verständnißvoll anerkennende über Ihering's Geist des Römischen Rechts. Unter späteren ähnlichen Arbeiten ist die Besprechung von Seuffert, Zur Geschichte der obligatorischen Verträge, in der „Krit. Vierteljahrschrift", Bd. 23, S. 419 flg., hervorzuheben, der werth-

vollen Fingerzeige wegen, welche sie aus überlegenem Wissen zur Sache selbst gibt. Aber auch sonst pflegten Stintzing's selbst kürzere Anzeigen weit über das gewöhnliche Maaß hinaus wahrhaft wissenschaftliche Leistungen zu sein, wie er denn stets und bis in die geringfügigsten Einzelheiten hinab an sich selbst die strengsten Ansprüche gestellt und mit peinlichster Selbstkritik aufrecht erhalten hat.

Dieser hohe Ernst, die Achtung gebietende Festigkeit der Grundsätze, die eiserne Strenge ihrer Durchführung durchzogen Stintzing's ganzes Leben; sie verliehen seiner Haltung eine Würde, seinen Worten einen Nachdruck, seiner ganzen Persönlichkeit eine Hoheit, welche mehr noch als der Schliff seines logisch scharfen und klaren Vortrages auf die große Schar seiner Hörer unmittelbar ergreifend wirkten. Nicht durch die Künste der Popularität, im Gegentheil durch sein vornehm strenges Wesen, welches als das Resultat zäher Lebensarbeit und idealen Strebens dem jungen Manne entgegentrat, fesselte St. Um so bezaubernder war er dann, wenn in engerem Kreise, ihm näher Getretenen gegenüber edle Menschlichkeit und freundliches Wohlwollen zum milden, versöhnlich beruhigenden Ausdruck gelangten. So hat St. eine Zahl von persönlichen Schülern herangezogen, zu welchen ich stolz bin, mich rechnen zu dürfen. Niemand kann mehr als ich bezeugen, wie jener es verstand, sachlich und methodisch zu fördern, bald anzuregen, bald zu hemmen, je nachdem es noth that, immer aus dem vollen Verständnisse für wissenschaftliche Fähigkeit und Charakter desjenigen, welcher eben vor ihm stand. Auch nachdem die Tage des eigentlichen Studiums vorbei waren, ist mir St. stets der sichere Förderer gewesen, dem ich einen wesentlichen Theil meiner juristischen Bildung und Schulung verdanke; und dasselbe werden zahlreiche meiner Commilitonen, welche heute nicht unbedeutende Stellungen, sei es in der Theorie, sei es in der Praxis, einnehmen, von sich bestätigen. Aber auch bei vielen seiner Schüler, welche ein solches wissenschaftliches Verhältniß zu ihm nicht gewonnen hatten, ist doch die Anhänglichkeit an St., selbst im späteren Leben, eine ungewöhnlich lebhafte geblieben, eine so lebhafte, daß es nach seinem Tode gelungen ist, seinem Andenken lediglich aus Ehrengaben der Schüler eine Marmorbüste zu stiften, welche jetzt die Bonner Universitätsbibliothek ziert. Stintzing's für die kleine, nervös-zierliche Gestalt etwas mächtiges Haupt, mit der starken Nase und Stirne, den buschigen Brauen und den schmalen feinen Lippen, um welche unter dem Bart ein leichtes Lächeln spielt, hat die Kunst des Bildhauers, Professor Küppers in Bonn, vortrefflich wiedergegeben. Bei der Einweihung, am 11. Februar 1885, gelangte Stintzing's Wesen und Wirken von zwei Seiten zu beredter und warmer Würdigung: von seiten der Schüler durch denjenigen unter ihnen, dessen rastlose Bemühungen die Feier dieses Tages ermöglicht hatten, den jetzigen Rechtsanwalt Alfons Scheiff zu Köln; von seiten der Facultät durch ihr ältestes Mitglied, Hugo Haelschner, dessen Verlust sich seither dem seinigen gesellt hat. An der Spitze der Liste der Zeichner zu jener Büste aber steht, wie die anderen ein Schüler des zu Ehrenden, unser heutiger Kaiser.

Autobiographie in v. Schulte, Die Gesch. d. Quellen u. Litteratur d. Kanonischen Rechts, Bd. 3, Th. 2, S. 245 fg. — Nekrologe in der Kritisch. Vierteljahrschr., Bd. 26 (1884), S. 161—178, mit vollständiger Angabe aller litterarischen Arbeiten Stintzing's S. 178—180, von Adolf Wach; und in der Allgemeinen Zeitung, Beilage zu Sonntag, dem 14. October 1883, Nr. 286, S. 4209 u. 4210. — Erinnerung an die stattgehabte feierliche Enthüllung der Stintzing-Büste zu Bonn, 1885.

Ernst Landsberg.

Stirm: Karl Heinrich St., geboren zu Schorndorf (Württemb.) am 22. September 1799, † zu Stuttgart am 24. April 1873, evangelischer Theologe, entstammte einer ehrbaren aber mittellosen Schorndorfer Familie. Sein Vater Johann Heinrich St. war Spitalküser in Schorndorf und hinterließ bei seinem Tode (30. Aug. 1809) seine Frau (Maria Agnes geb. Zündelin) und seine fünf Kinder, unter welchen Heinrich der einzige Sohn war, in der bittersten Armuth. Der Knabe besuchte die Volksschule, aber seine Lehrer, Geistliche und Gönner, aufmerksam gemacht auf seine hervorragende Begabung ermöglichten ihm bald den Besuch der Lateinschule; um seine treffliche Mutter, welche ihre Kinder sehr gut erzog, zu unterstützen, gab er damals schon anderen Kindern Unterricht, die Stunde um 1 Kreuzer (3 Pfg.). Mit 14 Jahren kam er zu Pfarrer Gaab nach Faurndau (O.-A. Göppingen), um dessen Kinder zu beaufsichtigen, während der Pfarrer ihn in seinen Studien fördern sollte. Mit allem Eifer eines strebsamen, willensstarken, für die Wissenschaft begeisterten Jünglings warf sich St. auf das Studium der classischen Sprachen, oft trieb er bei Mondschein in seinem ungeheizten Dachstüblein Latein und Griechisch, bis er sein Ziel erreichte und 1815 nach überstandenem Landexamen in das Seminar zu Schönthal eintrat, um dort sich auf das Studium der Theologie vorzubereiten. 1817 kam er nach Maulbronn und 1819 in das Seminar zu Tübingen. Hier blieb er, was er schon im niederen Seminar gewesen war, stets der Erste seiner Promotion. Drei Preise — für die philosophische, die theologische und die homiletische Aufgabe, welche er von der Universität heimbrachte — ein vorzügliches Abgangszeugniß (Ia) legten das rühmlichste Zeugniß ab von seinem eisernen Fleiße und seinen trefflichen Kenntnissen. Eine willig getragene Sparsamkeit und eine Bedürfnißlosigkeit, wie man sie in der jetzigen Zeit nicht mehr kennt, machten ihm möglich, in der Seminar- und Universitätszeit seine Mutter zu unterstützen, aber wenn auch des Lebens Noth und Sorge so frühe und lange auf ihm lastete und als Nachklang davon ein gewisser Ernst ihn das ganze Leben hindurch begleitete, so nahm er doch, soweit seine Mittel erlaubten, an dem fröhlichen Studentenleben theil, ein Kreis treuer talentvoller Freunde (Grüneisen, Eisenlohr, Wurm, Stälin, W. Hauff) umgab ihn; universell gebildet bewahrte er sein Leben hindurch einen offenen Sinn für die öffentlichen Angelegenheiten, für das Wohl des weiteren und engeren Vaterlandes, musikalisch beanlagt trieb und hörte er auch gerne Musik. — Im Herbst 1823 verließ er die Universität, wurde Vicar, dann Repetent im Seminar Schönthal, im J. 1824 unternahm er, der allgemeinen Sitte folgend, unterstützt von einem vermöglichen Freunde, seine theologische Reise nach Berlin; dort blieb er mehrere Monate, trat in persönlichen Verkehr mit Schleiermacher und Neander (gerne erzählte er später von den Besuchen in Schleiermacher's Hause), und kehrte dann über Wittenberg, Leipzig, Bonn und Heidelberg nach Schwaben zurück, wo ihm sogleich eine Repetentenstelle in Tübingen zu theil wurde. Im J. 1828 wurde er Pfarrer in dem Dorfe Unterensingen (O.-A. Nürtingen), 1835 nach Stuttgart berufen als Hofcaplan und Oberconsistorialrath. Die erstere Stelle legte er im J. 1850 nieder, in der letzteren blieb er bis zu seinem Tode, ein hochangesehenes einflußreiches Mitglied, das mit den wichtigsten Referaten betraut wurde; er war lange Jahre Mitglied der theologischen Prüfungscommission und nahm theil an der Commission für die Bearbeitung eines neuen Gesangbuches, für welches er die Leidensgeschichte ganz vortrefflich bearbeitete. Aber besonders war seine Wirksamkeit der Volksschule zugekehrt; alle die wichtigen Verbesserungen und Veränderungen, welche das evangelische Volksschulwesen in Württemberg bis zum J. 1873 erfuhr, sind unter seiner eifrigen Mitwirkung entstanden, so besonders die beiden Schulgesetznovellen vom 6. Nov. 1858 und 25. Mai 1865,

die Einführung des Normallehrplans (1870) und das Gesetz vom 18. April 1872; der ökonomischen Besserstellung der Schullehrer, der Vorbereitung der Schulamtscandidaten durch Gründung neuer Seminare und Voranstalten, überhaupt allen das Schulwesen betreffenden Verhältnissen widmete er seine volle Aufmerksamkeit, wie er auch lange Jahre der Prüfungscommission für dasselbe angehörte. Dem Volksschullesebuch gab er seinen religiösen Gehalt; denn eine Trennung von Kirche und Schule konnte er sich nicht recht vorstellen. Ein eiserner Fleiß, eine staunenswerthe Arbeitskraft machten dem ruhigen, besonnenen und nüchternen Mann möglich, seinen umfangreichen Geschäften stets gerecht zu werden. Seinem eigenen Geständniß nach hing sein Herz aber doch an der Theologie. Von 1836 an übernahm er die Redaction der „Studien der evangelischen Geistlichkeit von Württ." und führte sie bis zum Eingehen des Blattes (1848) fort. 1836 erschien sein theologisches Hauptwerk „Die Apologie des Christenthums für gebildete Leser", hervorgerufen durch ein Preisausschreiben einer Gesellschaft positiv gesinnter Geistlicher und Laien; sie ist in Briefform abgefaßt und behandelt klar, umfassend, von orthodoxem aber nicht einseitigem Standpunkte aus alle einschlagenden Fragen; eine gewisse Nüchternheit ist allerdings nicht zu verkennen (1856 neu aufgelegt). 1838 verlieh ihm die Tübinger theologische Facultät dafür die Doctorwürde. 1829 gab er zum Besten seiner Gemeinde Unterensingen „Zwölf Predigten" heraus; auch kleinere theologische und pädagogische Aufsätze entstammten seiner Feder, so besonders die größere treffliche Abhandlung über das württembergische Volksschulwesen in: Encyklopädie des Erziehungswesens von Schmid X, 1875, seine letzte Arbeit. — Im November 1828 hatte er sich mit Auguste Weishaar vermählt, der Tochter des württ. Ministers J. Fr. v. Weishaar, der in Köngen seinen Sommeraufenhalt hatte; 3 Söhne und 2 Töchter entstammten dem glücklichen Bunde, welchen der allzufrühe Tod der Gattin (19. Septbr. 1852) löste; eine Tochter war der Mutter schon ins Grab vorangegangen. Im Kreise seiner übrigen Kinder, später von fröhlich heranwachsenden Enkeln umgeben, brachte St. die letzten 20 Jahre seines Lebens zu, die unermüdliche Thätigkeit nur durch die Prüfungsreisen und Ausflüge in die Nachbarstaaten, häufig nach Frankfurt, unterbrechend; einmal führte ihn sein Weg bis Genua. Zurückgezogen lebend, im Umgang mit wenigen vertrauten Freunden stellte St. das Bild eines ebenso hochgebildeten als bedürfnißlosen ehrwürdigen württembergischen Theologen dar, dem seine Arbeit fast seine ganze Welt bildet. Bis in sein Alter blieb er gesund an Leib und Seele, im April 1873 ergriff ihn eine Lungenentzündung, welche dem rastlos thätigen Leben nach wenigen Tagen ein jähes Ende bereitete, er starb am 24. April 1873.

Quellen, außer mündlichen Mittheilungen von der Familie: die beiden Nekrologe im Schwäbischen Merkur, 1873, und in: Die Volksschule, 1873.

Theodor Schott.

Stirnbrand: Franz Seraph St., Porträtmaler, geboren um 1788 (nicht um 1794, wie Wurzbach sagt), unbekannt wo, † am 2. August 1882 zu Stuttgart, ein kroatisches Soldatenkind (?), erhielt seinen Namen von einer Brandwunde auf der Stirne, die er sich als Knabe im Hause seines Pflegevaters, des Rentamtmanns Joh. Bapt. Röser in Zellhof bei Linz, zuzog. Den ersten Unterricht gab dem zeichenlustigen Jungen in Enns, wohin ihn eine Schwester seines Pflegevaters nahm, deren Tochter, und vorübergehend der württembergische Maler Phil. Friedr. Hetsch, der sich auf der Rückreise von Rom krankheitshalber einige Zeit im Hause ihrer Mutter aufhielt. Aber mittellos, wie St. war, mußte er im J. 1805 Lehrling bei einem Zimmermaler in Linz werden; doch konnte er daneben wenigstens eine Sonntagszeichenschule besuchen. Eine ihm von dem durchreisenden Kaiser Franz angebotene Freistelle auf der Wiener Akademie

konnte er aus Mangel an Unterhalt nicht annehmen und blieb als Geselle in dem Hause seines Lehrherrn. Nachdem er einige Zeit noch Kunstunterricht bei dem Maler Anton Hitzenthaler genossen, kam er auf der Flucht vor militärischer Aushebung in Frankfurt a. M. zu einem Blechwaarenfabrikanten, dessen Geschäft er durch Bemalung von Dosen, Tassen ꝛc. mit den Bildnissen Napoleon's, der Kaiserin Marie Luise, Hofer's, Schill's u. a. emporbrachte. In einer vom Fürstprimas v. Dalberg im Englischen Hof errichteten Ausstellung fand der bald mit dem doppelten Wochenlohn bezahlte Geselle, der nun zu Hause arbeiten durfte und sich bei dem bekannten Sprachlehrer Meidinger einmiethete, Gelegenheit zum Sehen und Copiren von alten Gemälden und Kupferstichen. Dort lernte er auch den kunstfreundlichen französischen Gesandten, Graf Hetteauville, kennen, der sich von ihm malen ließ. Das gelungene Bildniß verschaffte ihm Kundschaft bei den französischen Officieren; aber durch den russischen Feldzug gingen die Geschäfte flauer und sein Fabrikherr mußte ihn entlassen. Er ging nach Stuttgart, faßte dort als Porträtmaler Boden und erwarb so viel, daß er im J. 1816 eine Reise nach seiner österreichischen Heimath machen konnte. Unterwegs überall Bildnisse malend, blieb er den Winter über in Linz, und ließ sich dann, nach vorübergehendem Aufenthalte zu Karlsruhe, wieder in Stuttgart nieder. Hier fand er jetzt an der Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Württemberg eine treue Gönnerin. Auch deren Söhne, Graf Alexander, der Dichter, und Graf Wilhelm, der nachherige Herzog von Urach, und ihr Schwiegersohn, Graf v. Taubenheim, beehrten ihn später zeitlebens mit ihrer Freundschaft und mit Aufträgen. Ein gelungenes, von ihm 21 Mal copirtes Bildniß der im J. 1819 verstorbenen Königin Katharina von Württemberg, wozu ihm Dannecker seinen Rath lieh, brach ihm vollends Bahn in den Stuttgarter Kreisen. Von hier aus gut empfohlen, machte er im J. 1820, überall wieder viel porträtirend, eine Reise nach Belgien und Paris, und von da über Luxemburg und Trier nach Karlsruhe, wo er, mit mannigfachen Aufträgen von der großherzoglichen Familie betraut, vier Jahre verweilte. Im J. 1824 ging er nach Rom, malte Leo XII. für das Stift St. Florian bei Linz und fand im Umgange mit dem alten „Schwabenvater" Jos. Ant. Koch und einigen Württembergern, dem kunstsinnigen Diplomaten Kölle, dem Kunstforscher Grüneisen, dem Maler Gegenbaur und dem Architekten Knapp u. a. mancherlei Genuß und Förderung. Nachdem er im Frühjahr noch Neapel und Sicilien besucht hatte, kehrte er über Venedig und Wien nach Karlsruhe zurück. Aber Mathilde, die Wittwe König Friedrich's, berief ihn bald nach Ludwigsburg, von wo er erst im J. 1830 nach Stuttgart übersiedelte. Er baute sich dort ein eigenes Haus, in dem er Dichtern, wie Lenau, Geibel, Dingelstedt, Hackländer, Malern, Musikern, Schauspielern und Kunstfreunden aus allen Ständen eine edle Geselligkeit bot, unterstützt seit 1838 durch seine liebenswürdige Gattin, eine Tochter des Arztes und Naturforschers Dr. Hartmann in Göppingen, welche als Wittwe des Triester Kaufmanns und Consuls Guther in Stuttgart lebte. Seine echt österreichische Gemüthlichkeit, sein prächtiger Humor und seine zuverlässige Gesinnung gewannen ihm Freunde unter den Schwaben in einem Umfange, wie dies sonst selten einem Fremden gelungen ist.

Als Porträtist entfaltete St. eine sehr ausgedehnte Thätigkeit im königlichen Hause, dessen Haupt, König Wilhelm, er unzählige Male verewigte, in den Familien des Adels, in den Kreisen des Theaters und der höheren Beamtenschaft, stets sicher im Treffen, warmherzig in der Auffassung und von naiver Frische in den Farben. Der Mängel seiner autodidaktischen Kunstbildung blieb er sich wohl bewußt und wagte sich deshalb nur selten an Compositionen. Durch

gute Lithographien von Edinger waren einst viel verbreitet seine „Jahreszeiten", dargestellt als vier schwäbische Landmädchen. Zwei Schlachtenbilder aus dem Jahre 1848: „Hauptmann Heintzmann im Gefecht bei Gernsbach", und „Hauptmann Lipp im Gefecht bei Dossenbach" erwarb König Wilhelm. Der neu eingerichteten katholischen Kirche in Cannstatt schenkte er einen h. Martin und eine Madonna als Altarbilder. Ein gutes Selbstporträt von ihm ist im Besitze von Stuttgarter Verwandten.

Vgl. die Nekrologe von J. H.(artmann) in der Schwäb. Chronik, Jahrg. 1882, S. 1299 (mit Erweiterungen abgedr. in dessen Mayer-Hartmannschen Erinnerungen S. 6 ff.) und von M. Blanckarts im (Stuttgarter) Neuen Tagblatt, Jahrg. 1882, Nr. 188 ff. — L. Schorn im Kunstblatt, Jahrg. 1821, S. 135. — Hackländer, Der Roman meines Lebens I, 284 ff. — Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Theil 39, S. 57 ff.

Wintterlin.

Stirner: Max St. (Pseudonym), mit seinem wahren Namen Johann Caspar Schmidt, wurde am 25. October 1806 als Sohn eines Instrumentenmachers in Baireuth geboren, besuchte 1818—1825 das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich, nach gut bestandenem Abiturientenexamen, an den Universitäten in Berlin, Erlangen und Königsberg dem Studium der Theologie und Philologie. Er übernahm sodann in Berlin, nachdem er kurze Zeit Gymnasiallehrer gewesen war, eine Lehrerstelle an einer höheren Töchterschule, gab jedoch diese Stellung bald wieder auf, um als Privatgelehrter und Journalist wissenschaftliche und schriftstellerische Arbeiten zu betreiben. Nach einem sehr still und im Kampfe mit der Noth geführten Leben starb er in Berlin am 26. Juni 1856. — Sein litterarisches Hauptwerk ist die extreme Schrift „Der Einzige und sein Eigenthum" (Leipzig 1845), die in der aufgeregten vormärzlichen Zeit ein meteorartiges Aufsehen gemacht und vorübergehend lebhafte Polemik hervorgerufen hat. Dazu kommen von größeren Publicationen die Uebersetzungen von Say's Lehrbuch der praktischen politischen Oekonomie (4 Bde., Leipzig 1845—46) und von Smith's Untersuchungen über den Nationalreichthum (2 Bde., Leipzig 1846); ferner eine „Geschichte der Reaction" (2 Bde., Berlin 1852).

Was das einst vielbesprochene Buch „Der Einzige und sein Eigenthum" betrifft, so hat es, bei seinem gewaltsam paradoxen, die Moralgesetze im Interesse eines unbeschränkten Egoismus aufhebenden Standpunkt, begreiflicherweise sehr verschiedene Beurtheilungen erfahren. Während es von einigen als muthwillige Persiflage und Parodie der Religionsphilosophie Ludw. Feuerbach's aufgefaßt wurde, erschien es anderen als durchaus ernsthaft gemeinte Ausgeburt einer krankhaft gesteigerten und zugleich sophistischen Oppositionssucht. In sehr lebendigem, farbenreichen und leidenschaftlichen Stil geschrieben, theilt es mit Ludw. Feuerbach die entschiedene Verwerfung aller Theologie, geht aber hierüber noch weit hinaus, bis zu der mit cynischer Offenheit gepredigten Lehre, daß Recht, Sittlichkeit, Gesellschaft und Staat, überhaupt alle angeblich höheren Interessen und über den Häuptern der Individuen schwebenden Mächte, sich dem Willen der concreten Einzelperson zu fügen hätten. Pflichten, Gesetze, moralische und rechtliche Gebote, sofern sie von außen als höhere Autorität an das individuelle Ich herantreten und Unterwerfung verlangen, sind für diese auf rücksichtslose Emancipation des Individuums abzielende Theorie des Egoismus, nichts weiter als fixe Ideen und unmotivirte, nur dem Schwächling zwingend erscheinende Einschränkungen der angeborenen individuellen Freiheit. „Findet man", sagt St., „das Haupterforderniß des Menschen in der Frömmigkeit, so entsteht das religiöse Pfaffenthum; sieht man es in der Sittlichkeit, so erhebt das sittliche Pfaffenthum sein Haupt. Mensch und Gerechtigkeit sind Ideen, Gespenster. Eine freie Grisette

gegen tausend in der Tugend grau gewordene Jungfern!“ Das (objective) Recht ist „ein Sparren“; die von Ludw. Feuerbach an Stelle des transcendenten Gottesbegriffs auf den Thron erhobene Gattungsidee des Menschen ist, wie überhaupt alles, was sich über den individuellen Egoismus des souveränen Ich erheben will, ein Hirngespinnst und „Spuk“. „Mir, dem Egoisten, liegt das Wohl dieser „menschlichen Gesellschaft“ nicht am Herzen, Ich opfere ihr nichts, Ich benutze sie nur; um sie aber vollständig benutzen zu können, verwandle Ich sie vielmehr in mein Eigenthum und mein Geschöpf, d. h. Ich vernichte sie und bilde an ihrer Stelle den Verein von Egoisten.“

Diese, an den Sophisten Kallikles bei Plato erinnernden Paradoxieen, entwickelt St. mit jener zugleich tumultuarischen und spielenden Dialektik, die, in junghegelianischen Kreisen allgemein üblich, zum damaligen Modeton gehörte. Sein höchst willkürliches Umspringen mit psychologischen und ethischen Begriffen, sowie mit culturgeschichtlichen Thatsachen und Zuständen artet vielfach in buntschillernde Wortspielerei aus. Begreiflich wird das sonderbare Buch aus dem energischen Bedürfniß nach Abwehr des auf freidenkenden Geistern jener Zeit schwer lastenden polizeilichen und politischen Druckes; einem Abwehrbedürfniß, welches sich bei St. bis zu dem Grade gesteigert hatte, daß er auch die von communistischen Starkgeistern, wie Proudhon, für „Socialpflicht“ erklärte und geforderte Unterordnung des Einzelnen unter das Gemeinwohl, als unerträglichen Zwang empfand. Daß das Buch jedenfalls den relativen Werth eines Zeichens der Zeit besitzt, wird sich kaum bestreiten lassen. O. Liebmann.

Stisser: August St., braunschweigischer Generalsuperintendent, † 1741. St. wurde am 13. September 1671 zu Oebisfelde im Herzogthum Magdeburg geboren, studirte zu Erfurt und Leipzig Philosophie und Theologie, und erwarb sich auf letztgenannter Universität die Magisterwürde. Nachdem er durch Reisen nach Wittenberg, Berlin und Halle die bedeutendsten Theologen und Kirchenmänner kennen gelernt hatte, kam er 1699 durch Familienbeziehungen ins Braunschweigische und wurde 1702 Prediger in der Auguststadt, zu St. Johannis, zu Wolfenbüttel. 1712 siedelte er als Generalsuperintendent und Pastor primarius nach Gandersheim über, 1723 wurde er von da als Superintendent der braunschweigischen Kirchen und Schulen und als erster Beisitzer des geistlichen Gerichtes nach Braunschweig berufen. 1726 wurde er erster Generalsuperintendent von Braunschweig und den drei auswärtigen Inspectionen zu Campen, des Gerichts Eich und der Stadt- und Phaldörfer. 1734 rührte ihn der Schlag und lähmte ihn. Er starb am 21. Mai 1741. — Seine Wirksamkeit in Wolfenbüttel fiel in die Zeit, als die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, die spätere Kaiserin, 1708 katholisch wurde. St. hat sich in dieser, für die evangelische Geistlichkeit des Landes recht schweren Stellung mit protestantischer Charakterfestigkeit betragen und in seinen Aemtern ernstlich beigetragen, daß die braunschweigische Kirche aus dem katholikenfreundlichen Fahrwasser der calixtinischen Theologie und Kirchenpolitik, wieder in entschieden lutherische Bahnen gelenkt wurde. Mit besonderer Sorgfalt hat er deshalb auch in der unten zu erwähnenden Schrift die 200jährige Feier der Einführung der Reformation in Braunschweig beschrieben. In derselben gab er unter anderem auch die Lebensbeschreibungen der braunschweigischen Prediger bis auf seine Zeit. Ein Exemplar dieses Werkes hat später der im J. 1791 verstorbene Stadtsuperintendent Friedr. Wilhelm Richter handschriftlich fortgesetzt, indem er die Biographien des geistlichen Ministeriums bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts fortführte. Dieses Exemplar hat er der geistlichen Bibliothek in Braunschweig mit der Bedingung vermacht, dasselbe bei jeder eintretenden Veränderung zu ergänzen. Das ist bis jetzt geschehen. (Vgl. Joh. Beste S. 515.) Veröffent-

lichungen Stisser's: „Dissertatio de quaestione morali an liberis contra parentes injustos vitae eorum aggressores cum parentum morte se defendere liceat" (1696). — „Inthronisationspredigt". Gandersheim 1713. — „Christus als der rechte Altar der Christen". (Predigt, Braunschweig 1722.) — „Augustum Reformationis Brunsvicensis Mnemosynon oder vollständige Acta des Special-Jubiläi der Stadt Braunschweig" (Braunschweig 1728, 4°). — „Programma de causis infamiae qua premuntur hodie plerumque scholae" (Braunschweig 1733). — Leichenpredigten, ihrer etwa zehn, einzeln gedruckt. — Sein Bild befindet sich in dem eben citirten Reformationsgedächtniß der Stadt Braunschweig (1728).

Zu vgl. Zedler, Universallexikon Bd. 40, Sp. 204—207. (1744, Folio.) — Johannes Beste, Geschichte der braunschweigischen Landeskirche S. 328 f. Wolfenbüttel 1889, und an vielen andern Stellen dieses Werkes. Vgl. S. 729 daselbst sub voce Stisser. P. Tschackert.

Stißer: Friedrich Ulrich St., Jurist und Cameralist, geboren am 24. Juni 1689 zu Quedlinburg, † am 26. November 1739 zu Stettin; Sohn eines braunschweigisch-lüneburgischen Secretärs. Nachdem er das Gymnasium zu Quedlinburg absolvirt hatte, bezog er 1708 die Universität Jena, um Jurisprudenz und Philosophie zu studiren. 1712 wendete er sich behufs Fortsetzung seiner Studien nach Halle, jedoch rief ihn die Krankheit seines Vaters schon nach kurzer Zeit wieder in das Elternhaus zurück. Vom Herbst 1712—1714 beschäftigte er sich in Berlin mit dem Cameralwesen, welchem er mit Vorliebe zugethan war; 1714—1716 privatisirte er in seiner Heimath. Hierauf begab er sich ins Anhaltische, übernahm zunächst die bei Ballenstedt gelegenen Güter des Oberhofes in Pacht und wurde dann von dem Fürsten Victor Friedrich zu Bernburg als Vorstand auf das dortige Amt berufen. In den Jahren 1728 bis 1734 fungirte er als braunschweig-lüneburgischer Amtmann zu Heimburg (im Fürstenthum Blankenburg). Vom Wintersemester 1734/35 ab hielt er mit Erlaubniß der philosophischen Facultät an der Universität Jena Vorlesungen über die ökonomischen Wissenschaften sowie über das Forst- und Jagdwesen der Deutschen. Durch eine „Einladungsschrift an die studirende Jugend von der Möglichkeit, daß die Oeconomischen Wissenschaften in eine Lehr-Art gebracht werden können" (1734), führte er sich bei den Studirenden sehr vortheilhaft ein. 1735 folgten die weiteren Schriften: „Einleitung zur Land-Wirthschaft der Teutschen, nach dem Oeconomie-, Policey- und Kammer-Wesen eingerichtet" und „Entwurf eines Collegii über das Forst- und Jagdwesen der Teutschen." Sein — dem König Friedrich Wilhelm von Preußen gewidmetes — Hauptwerk ist aber entschieden „Forst- und Jagd-Historie der Teutschen" (1737), vermehrt und verbessert 1754 von Heinrich Gottlieb Francke. Diese von großer Gelehrsamkeit und seltener Belesenheit zeugende Darstellung der geschichtlichen Ausbildung der Forst- und Hoheitsrechte, mit zahlreichen Urkunden ausgestattet, muß als die erste deutsche Forstgeschichte bezeichnet werden. Sie verschaffte ihm 1737 einen Ruf als königlich preußischer Kriegs- und Domänenrath an die pommersche Kammer nach Stettin. Ein ihm bei seiner Abreise dorthin (am 16. Mai 1737) von vier Freunden gewidmetes lateinisches Carmen gedenkt u. a. auch seiner hervorragenden Leistungen als Verwaltungsbeamter und bekundet, daß Stißer's Name in dem Herzogthum Magdeburg und Braunschweig rühmlich bekannt war.

Gottlieb Stolle's Gantz neue Zusätze und Ausbesserungen der Historie der Philosophischen Gelahrtheit. Jena, 1736, S. 262. — Hallische Beyträge zu der Juristischen Gelehrten-Historie, 2. Band, 7. Stück. Halle, 1757, S. 442. — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft S. 112 u. 488. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. I, S. 229; II, S. 33; Be-

merkung 5. — Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland, 1879, S. 567. R. Heß.

Stobaeus: Johann St., auch Stoboeus, ein der Königsberger Tonschule angehörender Componist, geboren am 6. Juli 1580 zu Graudenz, † am 11. September 1646 zu Königsberg i. Pr. Sein Vater hieß Jakob und die Mutter Agnes Koffnatzia. Er besuchte zunächst die Schule seiner Vaterstadt, ward aber 1595 nach Königsberg geschickt in die Schola parochialis zum Rector Valentinus Raschius, dessen Hausgenosse er war. 1600 bezieht er in Königsberg die Universität und kommt zugleich in das Haus Bernhard Tegius', um dessen Sohn zu unterrichten. Schon seit dem Jahre 1599 war er ein Schüler Johann Eccard's geworden, da die Neigung zur Musik immer stärker in ihm wurde. Vielleicht befand er sich auch unter den Chorsängern, die Eccard als herzogl. Capellmeister leitete und dieser lernte dadurch die Fähigkeit Stobaeus' kennen. 1601 war St. angestelltes Mitglied der herzogl. Capelle und zwar als Bassist, 1602 wurde er zum Cantor an der Domkirche und Schule berufen, und bekleidete dies Amt bis er 1626 Capellmeister des Kurfürsten wurde; doch scheint es als wenn er beide Aemter vereinte, denn nach den Titeln seiner Werke nennt er sich 1627 noch Cantor und am 25. Februar 1627 zeichnet er als kurf. brandenburg. preuß. Capellmeister. Scheinbar war dies überhaupt nur ein Titel, denn eine Hofcapelle wird in Königsberg nicht mehr bestanden haben. Was sollte auch eine Hofcapelle ohne Hof, der seit dem Jahre 1608, als Johann Sigismund Kurfürst von Brandenburg wurde, nach Berlin verlegt war. St. war drei Mal verheirathet. 1604 hatte er die Wittwe Esther Möllerin zur Frau genommen, mit der er zwei Kinder zeugte, welche jedoch noch vor dem Vater starben. 1606 starb die Frau und er geht schon 1607 eine neue Ehe mit Elisabeth Hausmann ein, zu der ihm sein Lehrer Eccard den Hochzeitsgesang schreibt, wie v. Winterfeld im evangel. Kirchengesange II, 104 angiebt. Der Gesang ist bisher nicht wieder aufgefunden. Er zeugte mit ihr vier Kinder, 3 Töchter und 1 Sohn. Nur der Sohn überlebte ihn. 1616 starb die zweite Frau und am 10. Juli 1617 geht er eine dritte Ehe mit der Wittwe Regina Möller ein, wozu ihm kein Geringerer als Sweelinck in Amsterdam den Hochzeitsgesang übersendet. (Exemplar in der Univ.-Bibliothek in Königsberg.) Die Ehe war kinderlos und ward 1640 durch den Tod der Frau gelöst. Stobaeus' letzter Gesang trägt das Datum, den 7. Mai 1646. Noch sei eines Gedichtes von Christoph Wilkan erwähnt, welches sich im 2. Theile der preußischen Festlieder von 1644 befindet; es ist an St. selbst gerichtet und enthält die Verse:

> Dir Herr allein sei Lob! daß wir versteckte Preußen
> In dieser Winckelwelt, Friedhalber, Selig heißen,
> Und dir als unsern Gott, durch diesen Lobgesang,
> Den uns Stobaeus lehrt, erweisen Ehr und Danck.
> Viel tausend Christen jetzt in Deutschen Landen leben,
> Die täglich, wie die Schaaf, den Halß zur Schlachtbank geben,
> Und hören ängstlich der Kriegs-Trombetten Schall,
> An stat des Kirchen-Lieds, Cartaunen Donnerknall ꝛc.

Am Schluß heißt es:

> Ich fürchte, wo der Todt uns diesen Mann wegrafft,
> So bleibt in Preußen wol die Music abgeschafft.

Eccard und Stobaeus sind die Begründer des norddeutschen Choralgesanges, sowie Haßler ihn für Süddeutschland bearbeitete. Alle drei Meister waren weniger bestrebt neue Melodien zu erfinden, als die besten auszuwählen, dieselben mit einem würdigen, dabei einfachen harmonischen Schmucke zu umgeben und sie in der Weise der Gemeinde zugänglich zu machen. St. lebte in einer trüben Zeit und in gedrückten Verhältnissen, und Winterfeld glaubt, daß daher auch die

ernste und oft klagende Stimmung in seinen Compositionen herrühre. Man kann sich dieser Meinung nicht ganz anschließen, denn die Ausübung der Kunst hebt den echten Künstler über alles Erdenleid und läßt ihn während der Stunden des Schaffens seine Umgebung völlig vergessen. Er schwelgt während der Zeit nur in seiner Kunst und empfindet das größte Glück. Wenn sich daher St. einer mehr ernsten und klagenden Stimmung hingab, so lag dies in seinem Charakter, der dem Fröhlichen abgeneigt war. Man denke nur an Mozart und Beethoven. Mozart, stets in Geldnöthen und von Schuldnern und der Kränklichkeit seiner Frau bedrängt, schrieb die heiterste, fröhlichste Musik, während Beethoven, ein freier, selbständiger, wohlgestellter Mann, sich mit Vorliebe einer düsteren Stimmung hingab. Wir besitzen von St. eine Sammlung Motetten (Cantiones sacrae) zu 4 bis 10 Stimmen, denen sich 4 Magnificats anschließen, gedruckt in Frankfurt a. M. 1624 bei Aubrios und Schleich, in 6 Stimmbüchern mit 33 Gesängen (Exemplare in Elbing und Danzig, eine moderne Partitur in der kgl. Bibl. zu Berlin, Ms. T 115). Dann in Gemeinschaft mit Compositionen seines Lehrers: „Geistliche Lieder auff gewöhnliche preußische Kirchen-Melodeyen mit 5 Stimmen. Dantzigk 1634 bei Georg Rheten", 5 Stb. mit 102 Liedern, von denen 57 von Eccard herrühren. Dies ist eine 2. Ausgabe der von Eccard 1597 herausgegebenen Sammlung, von St. mit seinen eigenen Liedern vermehrt. (Exemplare besitzen die Bibliotheken in Königsberg, Elbing, Kopenhagen und in Berlin defect.) Ferner „Preußische Festlieder mit 5, 6 und 8 Stimmen von Eccard und Stobaeus", 2 Theile. Gedruckt zu Elbing 1642 bei Bodenhausen und der 2. Theil gedruckt in Königsberg 1644 bei Reusner, mit 26 und 35 Liedern, davon 14 von Eccard. 1653 besorgte Reinhard eine neue Ausgabe, vermehrt mit 3 Liedern von Heinrich Albert und verringert um 6 Lieder. Eine neue Partitur-Ausgabe gab G. W. Teschner 1858 bei Breitkopf & Härtel heraus. Außerdem schrieb er aber noch eine große Anzahl Gelegenheitsgesänge zu Trauer- und anderen Festlichkeiten, von denen die Bibliothek in Königsberg allein 282 aus den Jahren 1604—1658 besitzt, denen sich noch 6 Gesänge handschriftlich anschließen (siehe den Katalog von Jos. Müller). Die Berliner Bibliothek besitzt deren 8 im Druck. An St. ging die in Italien sich ausbildende Monodie und der Gesang mit einem begleitenden Baß spurlos vorüber. Warum sollte er davon nicht Kunde gehabt haben? Die handelführende Welt war damals die beste und schnellste Verbreiterin alles Neuen im praktischen und geistigen Leben, dennoch verschmähte es St., auch nur einen Versuch zu machen, sondern blieb bei seinem mehrstimmigen Gesangsatze mit contrapunktischer Führung der Stimmen, wie ihn das 16. Jahrhundert gepflegt hatte. Er hatte sich dermaßen in den protestantischen Choral vertieft, daß es ihm wohl undenkbar schien, ohne ihn überhaupt einen Tonsatz zu Stande zu bringen. Die Cantiones und Magnificats von 1624 scheinen überhaupt das einzige Werk zu sein, was außerhalb des deutschen Chorals steht. Wenn der Titel des Werkes mit Namen, Geburtsort und Amt nicht so genau verzeichnet wäre, so könnte man fast glauben, daß es nicht von ihm herrühre, besonders da es noch dazu in einer so entfernt liegenden Stadt erschien. Doch auch die Dedication rührt von ihm selbst her. Ein Verzeichniß seiner neu erschienenen Werke findet man in meinem Verzeichniß neuer Ausgaben alter Musikwerke. Biographische Quellen sind abgedruckt in Monatshefte für Musikgeschichte 3, 130. 15, 67. 16, 89. Winterfeld II, 103 behandelt ihn sehr umständlich, auch G. Döring in der Geschichte zur Musik in Preußen, Elbing 1852, widmet ihm einen besonderen Abschnitt. Rob. Eitner.

Stobbe: Johann Ernst Otto St., Jurist, wurde zu Königsberg i. Pr. am 28. Juni 1831 geboren; sein Vater Johann Gottlieb St. war dort städtischer Beamter und gleichzeitig Lehrer an einer Mädchenschule. Von Ostern 1840 an

besuchte er das altstädtische Gymnasium und erhielt am 21. März 1849 das Abgangszeugniß. Auf der heimischen Universität zunächst in der philosophischen Facultät immatriculirt, warf er sich mit Eifer auf das Studium der classischen Philologie; nur allmählich wanderte er, am 22. December 1849 in das Album der juristischen Facultät übernommen, zur Rechtswissenschaft hinüber, welche ihn erst von seinem fünften Semester ab ganz fesselte; für die romanistischen Disciplinen schloß er sich dabei vorzugsweise an Sanio, für die germanistischen an Merkel an. Als er am 18. März 1853, auf die gelehrte Dissertation „De lege Romana Utinensi" hin, zum Doctor promovirt wurde, da stand sein Plan bereits ganz fest dahin, sich der akademischen Laufbahn und zwar besonders der Erforschung des deutschen Rechts zu widmen. Er hat an diesem Plan mit der ihm stets eigenen Zähigkeit und Sicherheit festgehalten, nie etwas anderes sein noch werden wollen als gelehrter Forscher auf dem Gebiete des deutschen Rechts und seiner Geschichte, und hat es so innerhalb dieses Gebietes zur Meisterschaft gebracht. Demgemäß verläuft sein Leben, einzig nach diesem Ziele orientirt, auch weiterhin in den einfachsten Linien. Mit einem Stipendium und einer ihm von seinem würdigen Lehrer Sanio vertrauensvoll vorgeschossenen Vervollständigung desselben begab sich der junge Doctor auf die peregrinatio academica, zuerst nach Leipzig, wo er am 7. Mai 1853 immatriculirt wurde; besonders bedeutsam wurden hier für ihn die Beziehungen zu Albrecht, welcher wol als derjenige Germanist gelten muß, der auf St. den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck, litterarisch und persönlich, gemacht hat; in einer „Im neuen Reich", 1876, III Nr. 27 und 28 erschienenen Biographie Albrecht's mit ihrer so feinen, individualisirenden Charakteristik des Gelehrten und Menschen, hat St. diesem Verhältnisse ein dauerndes, beider Männer würdiges Denkmal gesetzt, aber auch in seinen Vorlesungen verfehlte St. niemals, die im Verhältniß zu dem geringen Umfange seiner Schriften so hervorragende Bedeutung Albrecht's warm zu würdigen und so den gelehrten Ruf seines Lehrers und Vorbildes der heutigen Generation zu übermitteln. — Im Mai 1854 wandte sich St. nach Göttingen, wo er sich zu Waitz in die historische Schule begab, gleichzeitig aber, wie er an Albrecht schrieb, immer lebhafter das Bedürfniß empfand, „Jurist zu werden", d. h. sich der Dogmatik zuzuwenden. Eine Reihe seiner ersten Arbeiten entstammen diesen Leipziger und Göttinger Jahren, auch das Werk „Zur Geschichte des deutschen Vertragsrechts", mit welchem er bald nach seiner in Königsberg Januar 1855 erfolgten Habilitation hervortrat. Der Erfolg dieser Arbeiten war der, daß er in seiner Vaterstadt am 20. Februar 1856 zum außerordentlichen Professor mit vierhundert Thaler Gehalt ernannt wurde; nach Ablehnung eines Rufes nach Erlangen ward er ebendort, fünfundzwanzigjährig, unter Verdoppelung des Gehaltes am 3. December 1856 mit dem Ordinariate belohnt. Eine abermalige Berufung nach Erlangen und eine andere, 1858 an ihn gelangte, nach Rostock schlug er aus; dagegen siedelte er im Herbst 1859, als Nachfolger Gaupp's, nach Breslau über, wo er am 7. August 1862 sich mit der ältesten Tochter Margarethe seines ihm enge befreundeten Collegen Eberty verehelichte. In Breslau lehrte und wirkte er, von allen Verhältnissen seiner Umgebung vollbefriedigt, bis ihm 1871 durch den Ruf nach Leipzig derjenige Lehrstuhl angeboten wurde, welcher vor ihm von Albrecht und Gerber eingenommen worden war; hatte er 1865 ein Tübinger Anerbieten abgelehnt, so konnte er diesem nicht widerstehen und trat sein neues Amt zu Ostern 1872 an, um ihm erst durch den Tod, am 19. Mai 1887, entrissen zu werden; eine geliebte Tochter und zahlreiche Verwandte waren vorangegangen. Wie weit sein Wirkungskreis sich innerhalb dieser letzten fünfzehn Jahre ausdehnte, mit welchem Erfolge, welcher Würde und Stetigkeit

er seine Stellung als der ersten einer innerhalb des bewährten und berühmten Kreises Leipziger Rechtslehrer ausfüllte, lebt frisch in aller heutiger deutscher Juristen Gedächtniß. Und in jedes deutschen Juristen Handbibliothek, in ihren Stammbestand, gehören die beiden umfassenden Werke, in welchen St. die Summe seines Wissens und Könnens niedergelegt hat; die „Geschichte der deutschen Rechtsquellen“ (Band I, Braunschweig 1860, Band II, 1864) und das „Handbuch des deutschen Privatrechts“ (Band I in 1. Aufl. Berlin 1871, ebenso Band II 1875 und Band III 1878, Band I 2. Aufl. 1882, Band II 2. Aufl. 1883, Band IV 1884, Band III 2. Aufl. und Band V 1885). In der Quellengeschichte beruht die Großartigkeit der Leistung nicht nur auf dem unendlichen Wissen und der Masse des sorgfältig gesichteten Materials, sondern namentlich auf der Art und Weise, wie die Aufgabe erfaßt und in dieser Auffassung gelöst ist. Die Geschichte der Entwicklung des deutschen Rechts, des Rechts in Deutschland selbst gibt uns St. an der Hand der Geschichte seiner Quellen. Nicht bloß jedem, der über irgend eine deutsche Rechtsquelle von der Zeit der Volksrechte bis auf die jüngste Territorial-Gesetzgebung hinab Belehrung gewinnen möchte, ist das Buch ein mustergültiges, weil vollständiges und sicheres Nachschlagewerk in chronologischer Ordnung; sondern es ist eben eine wirklich innerlich geschichtliche Darstellung des deutschen Rechtslebens, wie es sich in der Hervorbringung von Rechtssatzungen äußert. Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch die Reception des Römischen Rechtes in Deutschland, mit ihren Ursachen, Begleiterscheinungen, Wirkungen in den Kreis der Darstellung gezogen; und für diese Vorgänge hat das Buch sowol durch den Reichthum an mitgetheiltem Material wie durch die Tiefe und Unparteilichkeit der Auffassung geradezu Epoche gemacht. Auf gleicher einzigartiger Höhe steht die Zusammenfassung der Codificationen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart zu einem umfassenden Gesammtbilde. — Was hier für die Geschichte, das ist für das Dogma gethan in dem „Handbuche des deutschen Privatrechts“. Es zeichnet sich zunächst aus durch die reiche Fülle, in welcher es den Stoff darbietet und derentwegen es nicht als Lehr-, sondern als Handbuch betitelt ist; diese Fülle beruht auf der Vollständigkeit des Systems und dem mächtigen Umfang des Materials. Das System umfaßt nicht nur alle regelmäßig von der Wissenschaft des deutschen Privatrechts behandelten Rechtslehren, sondern dehnt sich auf die oft vernachlässigten Stoffe der neuesten Rechtsentwicklung aus, so im Vereinsrecht, im Rechte an immateriellen Gütern, und im Vertragsrecht (Ordre- und Inhaber-Papiere, Versicherungsvertrag u. s. f.): alle diese Materien werden bis in ihre Einzelheiten hinein entwickelt, stets mit gründlicher, häufig sehr weitgehender rechtsgeschichtlicher Fundamentirung. Als Material sind sämmtliche älteren und neueren Rechtsquellen, namentlich die Particulargesetzgebung, im umfassendsten, bis dahin kaum erreichten Maaße herangezogen. Einen weiteren Vorzug des Werkes bildet seine durchsichtige Klarheit. Musterhaft in dieser Beziehung sind schon die ersten Paragraphen, welche die oft behandelte Frage nach der Existenz eines gemeinen deutschen Privatrechts mit unbestechlicher Selbstkritik im wesentlichen verneinend beantworten und die Divergenz zwischen der nothwendigen Praxis (Ausfüllung von Lücken in Particularrechten aus allgemein deutschrechtlichen Normen) und dem theoretisch Rechtfertigbaren offen zugeben. Dieselbe Klarheit waltet im Aufbau des Systems und, im wol noch höheren Maaße, in der Durchbildung der Einzelheiten ob. Sie ergibt sich als unmittelbare Folge daraus, daß St. kein Freund kühner theoretischer Construction, geistreicher Zusammenstellungen ist, sondern überall den Quellen sich in bescheidener Würdigung unterordnet. Philologisch geschult und durch die von den Germanisten der ihm vorangehenden Generation wol an den

Tag gelegte Uebereilung zurückgeschreckt, hat er von seinen ersten Arbeiten ab diese Besonnenheit und Principien-Festigkeit sich gewahrt, wie sie z. B. so deutlich in seinem Artikel über Gewere in Ersch und Gruber's Encyklopädie, Bd. 56, von 1857, ausgeprägt ist. Wenn er deshalb auch manches mal der Trockenheit sich nähert, so entgeht er ihr doch schließlich stets durch die Weite des Blickes und gediegene Tiefe. Seine vorzüglichste Abrundung aber erfährt Stobbe's Deutsches Privatrecht durch die Stellung, welche der Verf. dem Römischen Recht gegenüber einnimmt; diese Stellungnahme scheint mir, neben dem ungeheuren Fleiß und der überlegenen Klarheit, den entscheidenden Zug zur wissenschaftlichen Charakteristik des Mannes und den Grund seiner Ueberlegenheit über einseitige Germanisten zu geben. Freilich versucht auch er gerne den Nachweis, daß dieses oder jenes Rechtsinstitut, dieser oder jener Rechtsgedanke „mehr in dem älteren Deutschen, als in dem Römischen Recht seine Wurzel habe", wie denn dem Zwecke eines solches Nachweises die beiden Artikel über Gerichtsstand und Statutencollision in Bekker und Muther's Jahrbüchern, Bd. 1 und 6, gewidmet sind: aber in dem großen Grundgedanken hat ihn nichts irre zu machen vermocht, daß unsere gesammte juristische Begriffsbildung, namentlich im Privatrechte unwiderruflich durch die romanistische Schulung festgelegt und darum auch für die Germanistik, wo es ohne Verzerrung möglich, die Einordnung in romanistische Methode und Denkart geboten ist. Daher tritt St. nirgends als Gegner von römischen Rechtssätzen als solchen auf, es ist ihm nicht, wie so vielen Germanisten, allein schon der römische Ursprung Grund, einen Rechtssatz zu tadeln; auch beansprucht er nicht, Alles, was bis zum Aufblühen der germanistischen Schule dieses Jahrhunderts in Deutschland geleistet worden war, umzuwerfen und an Stelle scharfer Begriffe Bilder zu setzen, deren nationale Färbung den Mangel an sicheren Umrißlinien verdecken soll. Sondern sein Deutsches Privatrecht will Hand in Hand gehen mit der Pandekten-Wissenschaft, ein echt historisches Product des großen Verschmelzungsprocesses zwischen deutschem Rechtsstoff und römischer Rechtsform. Daher gewinnt es diejenige feste Fügung, welche sonst nur romanistischen Werken eignet, und vermeidet das unstät Schillernde in der Dogmatik, welches sich da so leicht einstellt, wo mehr mit Rechtsströmungen und der Geschichte abgelauschten Grundmotiven, als mit positiv geordneten Rechtsinstituten gearbeitet wird; daher kann aber auch kein noch so einseitiger Romanist mehr ohne Berücksichtigung dieses Deutschen Privatrechts auskommen zu können wähnen. Diese Stellung Stobbe's ist so nicht bloß seinen Werken, sondern der ganzen deutschen Rechtswissenschaft zu gute gekommen. Sie hat wesentlich dazu beigetragen, das erbitterte und unerfreuliche Streiten zwischen Germanisten und Romanisten, bei welchem keine Seite der anderen irgend welche Vorzüge zuerkennen noch irgend welches Verständniß entgegenbringen wollte, in ein fruchtbares wissenschaftliches Ringen überzuleiten, indem an die Stelle des Kampfes um die Existenz eine Grenzauseinandersetzung getreten ist.

Die bedeutendsten juristischen Schriften Stobbe's dürften hiermit besprochen oder wenigstens angeführt sein. Genannt seien außerdem noch die Artikel über Miteigenthum und gesammte Hand (Zeitschr. f. Rechtsgesch. IV, 209—250); über die Salmannen (ebdenda VII, 405—438); über die Geschichte der Inhaberpapiere (in Goldschmidt's Zeitschr. f. Handelsrecht XI, 397—429) und über die Auflassung des deutschen Rechts (in Ihering's Jahrbüchern XII, 137 bis 272). Mehrere Aufsätze, zu einem Buche gesammelt, erschienen in Braunschweig 1865 unter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte des deutschen Rechts". — Ein litterargeschichtlicher Beitrag von centraler Bedeutung ist die Biographie Hermann Conring's vom J. 1870. — Vielfach auf das culturhistorische Gebiet

greifen über Stobbe's eben so gründliche, wie in knappster Fassung von tiefster Humanität zeugende Schriften zur Geschichte und Rechtsstellung der Juden in Deutschland, zuerst in Form populärer Artikel in den „Grenzboten" 1859, Nr. 17, sodann ausgedehnter und mit reichem gelehrten Material selbständig, Braunschweig 1866, erschienen; sie füllen eine bis dahin vorhandene Lücke in der juristischen Litteratur in classisch abschließender Weise aus. — Von Stobbe's Beiträgen zur Urkunden-Kenntniß sind namentlich die „Mittheilungen aus Breslauer Signaturbüchern" aufzuführen, welche sich in mehreren Jahrgängen der Zeitschr. f. Gesch. Schlesiens finden. — Außerdem hat er zahlreiche, ausführlichere oder kürzere, Bücherbesprechungen an verschiedenen Stellen, am meisten seit 1853 in Zarncke's literarischem Centralblatt geliefert.

Als Lehrer war St. nicht mächtig ergreifend, großartig bewegt, ja kaum beredt; schlicht und ernst floß sein, an einige dictirte Sätze sich anreihender, Vortrag dahin. Er verlangte Aufmerksamkeit mehr als er sie fesselte, er lohnte das Interesse des Zuhörers mehr, als er es weckte. Wer aber lernen wollte, der fand hier eine geistige Nahrung von solcher Solidität und gesunden Stofflichkeit, geboten mit solch heiterer Ruhe und in so durchdachter Form, wie selten. Auf diese Weise beeinflußte St. nicht nur die für ihre Wissenschaft, sondern auch die für ihren Beruf eifrigen Studirenden derartig, daß von dem einmal gesichteten Kreise selten mehr jemand ausschied. Und schließlich nahm man nicht bloß das Gelernte, sondern den zugleich eingeathmeten Geist der Besonnenheit, der Sachlichkeit, der Liebe zum Stoffe um des Stoffes, nicht um ihn umrankenden geistreichen Gedankenspiels willen, mit nach Hause.

Wie es sich dem Leser in seinen Schriften und uns Zuhörern in seinem Hörsaal zeigte, so war das ganze Wesen Stobbe's. Eiserner Fleiß, stete Beharrlichkeit, besonnene Klarheit, peinliche Gewissenhaftigkeit im größten und im kleinsten eigneten ihm; sie zogen ihm die Belastung mit zahlreichen Ehrenämtern zu, sie bezeichneten ihn zum allseitig angegangenen Schlichter und Vermittler. Jedoch würde sich täuschen, wer annähme, diese Eigenschaften seien bei St. hervorgegangen aus finsterem Ernste des Gemüthes, aus Starrheit der Lebensanschauung; im Gegentheil, sie erwuchsen aus reichem, allem Menschlichen weit geöffneten Herzen, aus einer gesunden, Scherz und Lebensgenuß nicht abgeneigten Stimmung; die Freude an guter Musik hat ihn von der Jugend bis in die letzte Lebenszeit begleitet. Darin, daß unter dem strengen Zug der Lebensführung fortwährend diese robuste Frische, diese Güte des Charakters durchleuchtete, lag der Zauber, welchen St. so weithin äußert. Tritt diese Verbindung doch dem Beschauer schon aus dem echt ostpreußischen Charakterkopfe entgegen, dessen Züge mir eine vortreffliche Porträt-Radirung frisch in die Erinnerung zurückruft: breit, mächtig, knorrig, mit hoher Stirn, starker Nase, starken Lippen, starkem Kinn ruht das Haupt gedrungen auf den breiten Schultern; ernste Furchen durchziehen die Stirn, ernst blicken unter den Brillengläsern die Augen, ein kurzgehaltener, straffer Bart bedeckt die unteren Theile des Gesichts; und dennoch liegt über dieser ganzen Physiognomie ein Schimmer, es lauert in den Tiefen der Augen, in den Winkeln des Mundes, ja bis in die eingezogenen Nasenflügel hinein ein Zug starkgemuther Zuversicht, frischen Humors und edlen Wohlwollens, ohne welchen wir uns St. nicht vorzustellen vermögen.

Otto Stobbe, Rede, gehalten bei d. akad. Gedächtnißfeier d. Leipziger Juristenfacultät am 28. Juni 1877 von Emil Friedberg, mit einer Porträt-Radirung. Berlin 1887. Hier auch im Anhang: ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher Schriften Stobbe's, mit Ausnahme der erst posthum erschienenen: Zur Geschichte d. älteren deutschen Konkursprocesses, Berlin 1888.

Ernst Landsberg.

Stöber: Adolf St., geboren zu Straßburg 1810, seit 1840 in Mülhausen i. E. Pfarrer der reformirten Gemeinde, später auch Präsident des Consistoriums, † 1892, hat sich durch seine geistliche Wirksamkeit die Verehrung aller, die ihn kannten, und als Dichter einen Ehrenplatz in der elsässischen Litteraturgeschichte erworben. Seine Dichtungen stehen, wie die seines Bruders, in geistiger Verwandtschaft mit denen der schwäbischen Schule: er selbst nennt Uhland, welcher die Brüder in Mülhausen besuchte, als sein Vorbild, wie dies auch besonders in seinen erzählenden Gedichten deutlich hervortritt. Ad. Stöber's „Gedichte" erschienen zu Hannover 1845, in 2. Auflage Straßburg 1893. Die herzliche Frömmigkeit des Dichters findet in Natur und Kunst die Bestätigung ihrer milden Gedanken. Aber ebenso fest und kraftvoll tritt sein „heiliger Zorn" dem Unrecht und der Gemeinheit entgegen. Auch später gab er, schildernd oder erzählend, ähnliche Eindrücke seiner Reisen, seiner geschichtlichen Studien wieder: „Reisebilder aus der Schweiz" (St. Gallen 1850); „Neue Reisebilder" (ebd. 1857); „Reformatorenbilder" (Basel 1857). Noch in seinen letzten Tagen dichtete er einen „Spiegel deutscher Frauen, Bilder aus Geschichte und Legende" (Straßburg 1892). Dem Andenken seiner verstorbenen Gattin weihte er den „Epheukranz auf das Grabmal einer Heimgegangenen" (Mülhausen 1884). In flüssigen Versen, und in reiner, edler Sprache gibt sich überall eine warme Empfindung, eine reiche Gedankenfülle zu erkennen. Doch den Kenner der elsässischen Mundart muthen noch ganz besonders, schon wegen des hier eingemischten feinen Humors, die Dialektdichtungen Ad. Stöber's an, welche z. Th. in dem von ihm bevorworteten „Elsässer Schatzkästel" (Straßburg 1877) erschienen, z. Th. auch noch später im „Jahrbuch des Vogesenclubs", im Familienkalender „Vogesengrün" und sonst. In Prosa veröffentlichte St. mehrere gedankenreiche Predigten, auch „Evangelische Abwehr katholischer Angriffe" (Straßburg 1859); sowie 1872, zu Basel und Straßburg, gegen die Drohungen der französischgesinnten Liga „Einfache Fragen eines elsässischen Volksfreundes", worin er seine aufrichtige Hingabe an das deutsche Reich aussprach. E. Martin.

Stöber: Daniel August Ehrenfried St., elsässischer Dichter und Forscher. Als der älteste Sohn von Ehrenfried St. (s. u.) 1808 zu Straßburg geboren, verlebte er seine Jugend unter dem Einfluß der poetischen und politischen Bestrebungen seines Vaters, welcher die gleichen Neigungen bei seinen Kindern begünstigte. In seine Studienzeit (1828—34) fiel die Julirevolution. August St. hatte schon als Schüler des protestantischen Gymnasiums eine Sammlung für die Kinder des freisinnigen Generals Foy veranstaltet; 1830 trat er mit seinem Bruder Adolf und mit ihrem gemeinsamen Lehrer Eduard Reuß, dem erst 1891 verstorbenen Theologen, in die Nationalgarde ein. Noch die Februarrevolution begrüßte er begeistert in einem „Briefe an den Vetter Lienhard von Gradaus dem Jüngeren" (Straßburg 1848) und suchte durch ein Volksblatt „Der Freiheitsbaum" die gleichen Ansichten zu verbreiten, wurde aber bald durch die weiteren Ereignisse von jeder politischen Thätigkeit abgewandt. Seine Universitätsstudien hatte er 1834 mit seiner Thèse „Essai sur la vie et les sermons de Geiler de Kaisersberg" abgeschlossen, worauf er einige Jahre in Oberbronn als Hauslehrer zubrachte, gelegentlich auch als Prediger auftrat. 1838 übernahm er die Oberlehrerstelle an der Mädchenschule in Oberbronn, und erwarb sich hier wie später als Lehrer vollste Anerkennung. 1841 folgte er einer Berufung an das Collège zu Mülhausen, wo sein Bruder Adolf bereits als Geistlicher eine Anstellung gefunden hatte und wohin auch die Mutter und die anderen Geschwister übersiedelten. In der Familie Adolf's fand August, welcher unverheirathet blieb, die Heimstätte seines Gemüthes. Ein Freundeskreis, welcher sich in der litterarischen Gesellschaft Concordia auch zu heiterer

Geselligkeit zusammenfand, und die Verbindung mit den Baseler Professoren, insbesondere mit Wilhelm Wackernagel, gewährten ihm auch die Befriedigung geistiger Bedürfnisse, die sonst in der „Kattunstadt“ Mülhausen schwer zu finden war. Die Bürgerschaft nahm für ihre Vereine seine dichterischen Gaben in Anspruch; die reichen Fabrikherren folgten seinen Anregungen zur Sammlerthätigkeit, welche zuletzt in dem ansehnlichen Museum der Industriellen Gesellschaft ihren Mittelpunkt fand. Als Vorstand dieses Museums und als Stadtbibliothekar war St. bis zu seinem Tode am 9. März 1884 thätig, nachdem er die mühevolle Lehrthätigkeit (er gab zeitweise 40 Stunden wöchentlich, z. Th. Privatstunden) 1873 mit dem Ruhestand vertauscht hatte. Seiner Schulstelle war er treu geblieben, auch als 1852 ein lockender Ruf an eine weit bessere in Basel ihm zugekommen war. Er sah seine Lebensaufgabe darin, das altelsässische Wesen, welches seit Napoleon's III. Regierung doppelt schwer durch die französische Sprache und Sitte bedrängt war, zu erhalten und namentlich litterarisch festzustellen. Um nur seine Schriften dieser Art erscheinen zu sehn, gab er lieber dem Verleger seine Schulbücher, deren Absatz ja gesichert war, für ein geringeres Honorar. Gerne verband er sich mit Gleichgesinnten zu dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten, welche in den von ihm herausgegebenen Zeitschriften erschienen: zumeist mit L. Schneegans, Mühl, Zetter, von denen besonders der letztgenannte, in Mülhausen als Geschäftsmann lebend, unter dem Dichternamen Otte mit ihm als Lyriker wetteiferte und ihn bei der Herausgabe des „Samstagblattes“ 1856—66 unterstützte, ja dem Namen nach diese selbständig leitete; später schlossen sich jüngere, mehr auf dem historischen Felde thätige Heimathgenossen an St. an: Rudolf Reuß, X. Moßmann u. a. In Deutschland hatte St. die Häupter der schwäbischen Dichterschule durch einen Besuch bei Gustav Schwab 1836 kennen gelernt. 1846 traf er auf der Germanistenversammlung zu Frankfurt mit Uhland und den Brüdern Grimm zusammen; sein Briefwechsel, besonders mit Jakob Grimm, zeigt, wie nahe er sich diesem auch persönlich anschloß und wie er den Dank für dessen wissenschaftliche Belehrung durch zahlreiche Beiträge zum deutschen Wörterbuch abzutragen suchte. 1856 besuchte er Nürnberg als Mitglied des Gelehrtenausschusses für das Germanische Museum; auch dem Freien Hochstift zu Frankfurt gehörte er an. Dann führten ihm die Ereignisse von 1870 die meisten der deutschen Gelehrten zu, welche an seine historischen Arbeiten anknüpfend der Geschichte des elsässischen Geisteslebens ihr Augenmerk zuwandten: er kam ihnen freundlich entgegen, pflegte aber vor allem sorgsam die Beziehungen zu den alten Freunden im Lande. An seinem 70. Geburtstage ernannte ihn die philosophische Facultät in Straßburg zum Ehrendoctor; 1864 hatte er von der französischen Regierung die Palmen des officier de l'académie erhalten.

Die dichterischen Anfänge August Stöber's sind von Hölty und Schiller, dann von Amadeus Hoffmann und Fouqué beeinflußt. Noch als Schüler ließ er mit seinem Bruder Adolf zusammen Gedichte drucken unter dem Titel: „Alsatisches Vergißmeinnicht“ (Straßburg 1825). Dann zog ihn die stammverwandte schwäbische Dichterschule in ihre Kreise: es sind hauptsächlich Romanzen nach diesem Vorbild, welche er wieder mit dem Bruder zusammen als „Alsabilder. Vaterländische Sagen und Geschichten“ (Straßburg 1836) herausgab und Gustav Schwab und dem Lehrer seiner Kinderzeit, dem Historiker Adam Walther Strobel gemeinsam widmete. Mit dieser erzählenden Dichtung verbindet sich die Lyrik des Gefühls in den „Gedichten“ (Straßburg 1842). In der 2. Auflage (Mülhausen 1867) ist auch ein größeres Gedicht in trochäischen Vierfüßlern eingereiht: „Weinblüthphantasien auf Hohkönigsburg“ (1845), worin die Weine der Heimath persönlich auftreten in ähnlich romantischer Auffassung

wie sie später in Roquette's: Waldmeisters Brautfahrt so viel Beifall gefunden hat. Dem Heimathsgefühl gibt einen ebenso innigen Ausdruck die Sammlung „Drei-Aehren im Oberelsaß“ (1873, 2. Aufl. Straßb. 1877), welche diesen schönen Aussichtspunkt, den regelmäßigen Sommeraufenthalt des Dichters in seiner späteren Zeit, anmuthig schildert. Der reiche Humor Stöber's entfaltet sich mehr in den dialektischen Gedichten, von denen die älteren, lyrischen, mehr die Straßburger Mundart, die späteren, umfangreicheren die von Mülhausen gebrauchen: so stellt „E Firobe im e Sunggauer Withshüs“ (Mülhausen 1865, in 2. Aufl. 1868 erschienen und mit Musikbegleitung mehrmals zur Aufführung gebracht) das Bauernleben in seiner Naivetät und Derbheit dar, während die solide und kluge Bürgerwelt der ehemaligen freien Stadt Mülhausen in der Erzählung mit Illustrationen „D'Geschicht vom Milhüser un Basler Sprichwort: d'r Fürsteberger v'rgesse“ höchst anschaulich geschildert wird. Hieran schließen sich auch zahlreiche Erzählungen in Prosa, durch welche St., abgesehen von einigen selbsterfundenen Stoffen, mit besonderer Vorliebe die guterzählten Novellen und Schwänke, wie sie das Elsaß im 16. Jahrhundert zahlreich hervorgebracht hat, wieder auffrischte. Er sammelte sie als „Erzählungen, Märchen, Humoresken, Phantasiebilder und kleinere Volksgeschichten“ (Mülhausen 1873), einzelne waren schon in seiner ältesten Zeitschrift „Erwinia“ 1838—39 erschienen. Damals war gegen das Bestreben Stöber's, diese altelsässische Litteratur in deutscher Sprache fortzusetzen, L. Spach in seinem Album Alsacien heftig aufgetreten; darauf erwidernd hatte Eduard Reuß in seinem Aufsatz „Wir reden deutsch“ das scharf ausgesprochen, was St. in seiner milden Art stillschweigend übte. Mehr und mehr wandte sich St. der philologischen Arbeit zu, der Erneuerung elsässischer Ueberlieferung in Sage und Sitte, in Sprache und Litteratur, immer strebte er dabei durch eine allgemeinverständliche Darstellung die Heimathliebe in weiteren Kreisen zu wecken und zu nähren. Sein „Elsässisches Volksbüchlein“ (Straßb. 1842) sammelte, von den Wiegenliedchen beginnend, Sprüche und Reime der Kinder, der Bauern und Handwerker. Die Sammlung wurde von Anderen vielfach benutzt und nachgeahmt und erfuhr 1859 eine neue Auflage. Sie sollte ursprünglich ein Anhang sein zu Stöber's „Oberrheinischem Sagenbuche“ (St. Gallen 1842), welches in der von ihm und Anderen herrührenden poetischen Form die Elsässer Sagen zusammenstellte und durch J. Klein noch eine illustrirende Beigabe erhielt. Den Deutschen Sagen der Brüder Grimm näherte sich mehr eine spätere Sammlung Stöber's: „Die Sagen des Elsasses, zum ersten Male getreu nach der Volksüberlieferung, den Chroniken und anderen gedruckten und handschriftlichen Quellen gesammelt und erläutert“ (St. Gallen 1852, 2., Titelauflage 1858; eine neue Ausgabe, von Kurt Mündel besorgt, hat zu Straßburg 1892 zu erscheinen begonnen). Mit dem Studium der Volksüberlieferungen verband sich naturgemäß das der Mundart. Schon 1846 ließ St. Proben aus einem elsässischen Idiotikon drucken und zeichnete seitdem sowol aus dem Volksmund wie aus älteren Schriftwerken die Alsatismen auf. Zur Vollendung des über die Kräfte eines Einzelnen hinausgehenden Unternehmens gelangte er nicht, wol aber sind seine zahlreichen Notizen von seinen Verwandten mit dankenswerther Bereitwilligkeit für ein Wörterbuch der elsässischen Mundarten zur Verfügung gestellt worden, welches der Unterzeichnete in Verbindung mit Dr. Hans Lienhart und mit Unterstützung der Landesbehörden in einigen Jahren fertig zu stellen hofft. St. selbst hat aus seinen Sammlungen mehrmals Erläuterungen zu elsässischen Schriftstellern gegeben, insbesondere zu Adam Maeder, „Die letzten Zeiten der ehemaligen eidgenössischen Republik Mülhausen“ (1876); er hat auch eine Reihe einzelner Erscheinungen in Frommann's Zeitschrift „Die deutschen Mundarten“ behandelt. Noch mehr verdankt

die elsässische Litteraturgeschichte ihm zahlreiche Aufklärungen. Geiler's „Emeis“ gab er auszugsweise zu Basel 1856 heraus unter dem Titel „Zur Geschichte des Volksaberglaubens im Elsaß zu Anfang des 16. Jahrhunderts“. Ueber „Jörg Wickram, Volksschriftsteller und Stifter der Meistersängerschule zu Colmar im 16. Jahrh.“ schrieb er 1866. Aus der neueren Litteraturgeschichte zog ihn besonders der blinde Dichter Pfeffel an, sein Pathe, dessen „Epistel an die Nachwelt“ er mit Erläuterungen und ungedruckten Briefen versehen zu Colmar 1859 herausgab; über dessen Kriegsschule er in demselben Jahre einen französischen Bericht veröffentlichte; dessen Verdienste um Erziehung, Schule, Kirche u. s. w. er (Straßb. 1878) darstellte. Die Errichtung des Pfeffeldenkmals zu Colmar 1859 war von ihm angeregt, und das bei dieser Feier erscheinende „Pfeffel-Album“ auch von ihm unterstützt worden. Nicht weniger aber fesselte ihn Goethe und sein Straßburger Kreis. „Der Dichter Lenz und Friederike v. Sesenheim“ (Basel 1842), brachte zuerst über die tragische Geschichte des ersteren eingehende Nachrichten, welche theilweise ebenso wie die über den „Actuar Salzmann“ (Mülhausen 1855) und über „J. G. Roederer und seine Freunde“ (Colmar 1874), aus jetzt nicht mehr vorhandenen Urkunden geschöpft waren. Werthvoll durch persönliche Erinnerungen waren die biographischen Notizen über elsässische Freunde und Mitforscher, insbesondere über J. G. Stoffel (Straßb. 1881). Mit diesem zusammen hatte St. auch das antiquarische Gebiet durchforscht; seine Ergebnisse veröffentlichte er in der Schrift „Der Hünerhubel, ein gallisches Grab bei Rixheim“ (Mülh. 1859), womit er eine ähnliche Studie verband: „Der Weiler Ell, das gallorömische Hellelus“. So lieferte er auch eine Reihe von historisch-topographischen Darstellungen, wobei er als rüstiger Fußwanderer überall aus eigener Anschauung reden konnte. Diese Arbeiten waren zum Theil für sich erschienen, wie „Der Kochersberg im Unterelsaß“ (Mülh. 1857), zum Theil auch Sonderabdrücke aus seinen historischen Zeitschriften, denen mehrere der litterarhistorischen Schriften ebenfalls eingereiht waren. 1843—48 gab er zu Straßburg, später zu Basel „Elsässische Neujahrsblätter“ heraus, worin sich noch die mehr litterarischen Beiträge mit den historischen vermischten; diesen letzteren allein war der „Neujahrsstollen für 1850“ und weiterhin die „Alsatia“ gewidmet, welche mit dem Nebentitel „Jahrbuch (oder Beiträge) für elsässische Geschichte, Sage, Alterthumskunde, Sitte, Sprache und Kunst“ 1850—76 in 11 Bänden zu Mülhausen erschien und einen Abschluß fand durch die „Neue Alsatia . . ausgewählt aus 50 Jahren litterarischer Thätigkeit“ (Mülh. 1885). Die Beilage hierzu, „Analytisches Verzeichniß der Schriften des Verfassers über das Elsaß 1834—84“ ist auch den „Recherches sur le droit d'asile de Mulhouse“ (Mulh. 1884) angefügt, womit die besonders in der Revue d'Alsace und im Bulletin du Musée historique de Mulhouse veröffentlichten französischen Schriften Stöber's beschlossen wurden. Dieses Verzeichniß führt zwar noch manche der kleineren Arbeiten Stöber's nicht an, gewährt aber die beste Uebersicht über seine ausgebreitete litterarische Thätigkeit, welche, wie er mit Recht bemerkt, von dem einen Gedanken durchdrungen ist, von der Erhaltung und Neubelebung des alteinheimischen, wir dürfen sagen, des deutschen Geisteslebens im Elsaß.

Vgl. E. Martin, Aug. Stöber, im Jahrbuch des Vogesenclubs I, Straßburg 1885. Den hier benutzten litterarischen Nachlaß theilt noch vollständiger mit: Henri Ehrismann, Auguste Stœber (Extrait du Bull. du Musée hist.), Mulhouse 1887. Danach und auf Grund persönlicher Beziehungen: R(athgeber) in der Beilage zur Allg. Zeitung, 18. und 20. October 1890, 6. und 7. Februar 1891. Martin.

Stoeber: Daniel Ehrenfried St., elsässischer Dichter. 1779 zu Straßburg geboren, folgte er zwar seinem Vater in der Wahl seines Berufes als Notar, ließ aber in seiner Geistesart mehr den Einfluß seiner Mutter, einer geborenen Ziegenhagen aus Hamburg, auf sich wirken, welche Klopstock 1775 in Karlsruhe gesehen, Lavater und Jung-Stilling persönlich kennen gelernt hatte, und noch ihren ersten Enkel mit einem frommen Taufgedicht begrüßte. Ehrenfried's Großonkel, der Professor der Theologie Elias Stöber, brachte ihn auch in Verbindung mit F. D. Ring, dem ehemaligen Prinzenerzieher in Karlsruhe. Schon als Schüler dichtete er kleine Stücke und führte sie mit seinen Kameraden auf; dann durfte er 1793 die Begeisterung der Jugend über die große Revolution vor dem Deputirten Denzel aussprechen, und von Eulogius Schneider dafür Lob empfangen. Als die gelehrten Anstalten durch die Schreckensherrschaft unterdrückt wurden, nahm ihn sein Vater in die Schreibstube auf; später besuchte er die Privatvorlesungen einiger Professoren und 1801 auf 1802 die Universität Erlangen. In Paris verkehrte er 1803 hauptsächlich mit Elsässern und Deutschen, unter diesen mit Stolberg, Wilhelmine v. Chezy, Seume. 1806 ward er in Straßburg Licentiat der Rechte und Notar, vertauschte dies Amt jedoch 1821 mit der Advocatur. 1807 verheirathete er sich mit Dorothea Luise Küß, der Tochter eines Pfarrers von Rheinbischofhausen bei Kehl, welche in der Pension zu Straßburg seine Vorträge über deutsche Litteratur gehört hatte. Gleichzeitig trat er dem Dichter Pfeffel in Colmar nahe und dieser übernahm die Pathenschaft bei Stöber's erstgebornem Sohne August. Durch Pfeffel knüpfte er auch mit überrheinischen Dichtern, wie Georg Jacobi in Freiburg, Verbindungen an; und sein Haus, am alten Weinmarkt gelegen und wegen eines alten, noch jetzt vorhandenen Hauszeichens „zum Drescher" genannt, nahm Tieck, Voß, Jakob Grimm u. a. gastlich auf. Besonders folgenreich ward für Stöber's dichterische Entwicklung seine Bekanntschaft mit Hebel, der gern in Straßburg weilte, und hier einige seiner besten Freunde fand. St. ging zur Dialektdichtung über, in welcher er freilich auf dramatischem Gebiet an seinem Freunde Arnold einen überlegenen Mitbewerber hatte, so daß er sich wesentlich auf Lied und Schilderung beschränkte. Eine Dichtergenossin, beiden etwa gleichalterig (1781 geboren, wie Arnold 1780), war Charlotte Engelhardt, geborne Schweighäuser, deren mundartliche Romanze vom Ritterfräulein auf Niedeck von Jakob Grimm und dadurch auch von Chamisso benutzt worden ist. Ein kleines Streitgedicht von ihr an St. über die richtige Behandlung der Mundart, hat Rabany in der Band XXXIII, 357 angeführten Schrift veröffentlicht. St. vereinigte seine Dichtungen und die seiner Freunde zuerst im „Alsatischen Taschenbuch" 1806 bis 1808; 1817 gab er eine Monatsschrift „Alsa" heraus, konnte sie aber nur bis zur Mitte des Jahres etwa fortsetzen. Seine „Kurze Geschichte und Charakteristik der schönen Litteratur der Deutschen", Paris und Straßburg 1826, erlebte allerdings eine 2. Auflage. Stöber's eigene Gedichte sind zum großen Theil in Einzeldrucken erschienen; seine „Lyrischen Gedichte" sammelte er zu Straßburg 1811; eine 2. Auflage erschien zu Basel 1814, eine dritte bei Cotta 1821. Auch eine vierte: „Ehrenfr. Stöber's sämmtliche Gedichte und kleinere prosaische Schriften", welche 1836 in drei Bänden zu Straßburg erschien und im dritten eine Biographie von Stöber's Schüler Leser enthielt, ist nicht ganz vollständig. Namentlich fehlen viele politische Gedichte, z. B. „Scenen aus dem Leben der Straßburger Nationalgarde" o. O. u. J. (1830). Zum Lyriker machte St. sein Temperament, das sich den Eindrücken der Freundschaft und Geselligkeit, der Naturschönheiten und der geschichtlichen Erinnerungen ganz hingab. Eine große Leichtigkeit in der Versbildung befähigte ihn auch, Lieder zu vorhandenen Melodien glücklich neu zu dichten. Refrains in der Manier Beranger's gelangen ihm

ebenfalls. Dazu kam die geschickte, gelegentlich etwas derbe Verwendung der Mundart. So waren seine Lieder der echte Ausdruck der Verstandeshelle und der Zechfröhlichkeit des Elsässers und gewannen eine rasche Verbreitung und dauernde Beliebtheit, wie z. B. das „Lob Straßburgs“: „I bin e hiesis Burjerskind“ oder das „Tischlied“, welches er in sein kleines Drama „Daniel oder der Straßburger auf der Probe“, Straßburg 1823, einlegte. Weniger gelangen seine Romanzen, die er noch spät der schwäbischen Schule nachahmte. Vortrefflich dagegen wieder einzelne Bilder aus dem Volksleben. Von dramatischen Arbeiten ist eine erst weit später von seinem Sohne August herausgegeben worden: „Feodor Polsky oder eine Nacht in Polens Wäldern“, Mülhausen 1872. Anderes ist Uebersetzung nach Rousseau, Madame de Staël, Raynouard. So hat er auch in Prosa Schriften von Chateaubriand, Duras, Lamennais wiedergegeben. Diese Form benutzte er ebenfalls für mundartliche Gespräche, Auslegung von Sprichwörtern u. a. Ein „Neujahrsbüchlein in Elsasser Mundart“ hatte er Straßburg 1818 herausgegeben. Hier nannte er sich Vetter Daniel, unter dem Namen „Gradaus“ schrieb er mehrere „Volksschriften in Gesprächen“ nach der Julirevolution, hochdeutsch, aber mit mundartlicher Färbung. Er suchte den Freisinn der Revolutionszeit mit der Ordnungsliebe des Elsässers zu verbinden: er trat auch persönlich für General Foy, für Benjamin Constant ein, und lobte Ludwig Philipp. Als freisinniger Protestant hatte er schon früher den Jesuitismus der Restauration bekämpft. Das Leben des trefflichen Pfarrers Oberlin, dem das Steinthal seine Cultur verdankt und dem er früh durch seine Mutter näher getreten war, schilderte er in der Vie de J. J. Oberlin. Paris, Strasbourg et Londres 1831. Immer hatte er treu zu Frankreich gehalten und in diesem Sinne schon 1814 „Bemerkungen über das Elsaß, veranlaßt durch deutsche Zeitungsartikel“ geschrieben. Seine politische Stellung aber gereichte ebensowenig zu seinem geschäftlichen Vortheil als seine litterarische Thätigkeit. Noch mitten in litterarischen Entwürfen starb er 1835. Immer hat er Jüngere anzuziehen gesucht, und Leser, Kneiff, Theiler strebten ihm nach; am meisten aber seine Söhne.

Außer der Biographie in den Schriften ist besonders die von Otte (Zetter) in den Elsässischen Neujahrsblättern August Stöber's, 1846, durch die Familiennachrichten ausgezeichnet. Martin.

Stoeber: Elias St., geboren am 19. September 1719, war der Sohn eines protestantischen Geistlichen, der von 1706—1720 die Pfarre in dem Dorfe Bischheim (oder Bischofsheim) bei Straßburg verwaltete, in dem letztgenannten Jahre als Helfer (d. i. zweiter Prediger) an die Kirche Alt-Sanct-Peter zu Straßburg berufen wurde und in dieser Stellung bis zu seinem Tode im J. 1725 verblieb. Nachdem St. das protestantische Gymnasium seiner Vaterstadt durchlaufen hatte, bezog er, wie manche von seinen Straßburger Zeitgenossen, bereits mit 14 Jahren die dortige Universität, um sich zunächst philologischen, später auch theologischen Studien zu widmen. Im J. 1737 wurde er zum Magister der Philosophie promovirt und schon 1739 veranstaltete er von dem damals viel gebrauchten Compendium der römischen Alterthümer des Holländers Nieupoort eine neue Ausgabe. Zwei Jahre später unternahm er in Begleitung des ihm befreundeten Grafen v. Henneberg eine gelehrte Reise, die ihn nach Gießen, Marburg, Kassel, Hannover, Helmstedt, Magdeburg, Berlin, Wittenberg, Jena, Leipzig und Halle führte und ihn mit vielen bedeutenden Gelehrten in Verbindung brachte. In Leipzig verweilte er mehrere Monate, um den Vorlesungen dortiger Professoren beizuwohnen. Dasselbe that er nachher in Halle, wo vor allen der Philosoph und Mathematiker Christian v. Wolf, sowie der Theologe und Historiker Sigmund Jakob Baumgarten, ihn anzogen. Nach der Rückkehr

in seine Vaterstadt setzte er seine gelehrten Studien fort, beschäftigte sich aber auch mit Predigen, wurde 1744 ordinirt und erhielt 1745 die Stelle eines Abend- oder Vesperpredigers an Alt-Sanct-Peter. Wenige Jahre darauf führte ihn eine zweite wissenschaftliche Reise nach Paris und nach England. In Oxford benutzte er besonders Handschriften der Bodleyanischen Bibliothek, doch kam seine Absicht, die Ergebnisse seiner Forschungen zu einer Ausgabe der griechischen Grammatiker Phrynichus, Moeris Atticista und Thomas Magister zu verwenden, nicht zur Ausführung. Seine Vorarbeiten sind später von Bernard und Pierson für ihre 1757 und 1759 zu Leiden erschienenen Ausgaben des Thomas und Moeris verwerthet worden. Auf späteren Reisen hat St. dann noch Basel und Zürich, Holland und das nordwestliche Deutschland besucht, und dabei besonders mit den Schweizern Breitinger, Bodmer und Salomon Geßner, sowie mit dem Göttinger Humanisten Joh. Matth. Gesner, Freundschaft geschlossen. Von 1763—1766 wirkte er an dem protestantischen Gymnasium zu Straßburg als Lehrer der griechischen Sprache, vertauschte aber 1766 diese Stelle mit der eines sogenannten Freipredigers, die ihm die Pflicht auferlegte, in den verschiedenen Gemeinden der Stadt Aushülfsdienste zu leisten. Daneben verwaltete er seit Juli 1768 eine außerordentliche theologische Professur an der Universität, wurde auch durch die Würde eines Doctors der Theologie ausgezeichnet. Er starb am 9. Mai 1778. Er selbst war nicht verheirathet. Sein älterer Bruder, der Notar Johann Daniel St., ist der Großvater von Daniel Ehrenfried St. († 1835), und der Urgroßvater von August St. († 1884) und Adolf St. († 1892). St. wurde wegen seines Fleißes und seiner Gelehrsamkeit, sowie namentlich auch wegen seines liebenswürdigen, gefälligen und dienstbereiten Wesens allgemein geschätzt und verehrt. Der Historiker A. W. Strobel sagt von ihm in seiner Geschichte der Alt-Sanct-Peterkirche auf S. 42: „Ein vortrefflicher Mann, der helle (d. i. aufgeklärte) Religionseinsichten und ein sanftes, wohlwollendes Herz besaß.“ Als Eigenthümlichkeit wird von ihm erzählt, er habe niemals Feuer im Ofen geduldet, sondern sich vor der Kälte auch im Zimmer durch Pelze geschützt, da er der Ansicht gewesen, die Pflanzenwärme sei dem Menschen nicht so natürlich und weniger zuträglich als die thierische Wärme. Seine Studien beschäftigten sich hauptsächlich mit der altclassischen Litteratur, doch erfuhr sein Hauptwerk, eine Ausgabe des Astronomen Manilius, in der er den Text von Rich. Bentley mit Anmerkungen begleitete (Argentorati 1767, 8°) keine allgemein günstige Beurtheilung. Größeren Beifall fand sein Communionbuch: „Der Buß-übende und von Gott begnadigte Sünder ꝛc.“, das zuerst 1755 in 16°, sodann 1768 und 1784 in 8° erschienen ist. In dem Verzeichniß seiner Schriften bei J. G. Meusel, Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller XIII, 412 f., fehlen einige Werke, die in der Straßburger Universitätsbibliothek vorhanden sind. Ein in Oel gemaltes Bildniß Stöber's, das sich auf der Straßburger Stadtbibliothek befand, ist, wie die ganze Bibliothek überhaupt, bei der Beschießung Straßburgs am 24. August 1870 ein Raub der Flammen geworden.

Vgl. J. G. Meusel a. a. O. — Harles, Vitae philolog. IV, 99—114. — Sax, Onomast. liter. VII, 66. — Hamberger, Germ. erud. S. 764. — C. M. Fritz, Leben Dr. J. L. Blessig's, T. I, S. 14. Straßburg 1818. — A. W. Strobel a. a. O. und die dort angeführten Schriften. — Ehrenfried Stöber's sämmtliche Gedichte, Th. 3, S. VIII. Straßburg 1836. — Haag, La France protestante, t. IX, S. 317. Paris 1859. — O. Berger-Levrault, Annales des Professeurs des Académies et Universités Alsaciennes 1523 à 1871, S. 233. Nancy 1892. — Außerdem verdankt der Verfasser Mit-

theilungen aus handschriftlichen Quellen der Güte des Herrn Stadtbibliothekars Rud. Reuß zu Straßburg. F. Koldewey.

Stöber: Franz St., Kupferstecher, geboren am 20. Februar 1795 in Wien, † am 11. April 1858 daselbst, Sohn des Kupferstechers Joseph St. Unter der Anleitung seines Vaters zeigte sich sein Talent schon als Knabe, und mit 13 Jahren, während des Schulunterrichts, führte er den ersten Kupferstich aus. Er erhielt seine Ausbildung an der Akademie der Künste, wo er die unter H. Maurer stehende Copir- und Zeichnenschule besuchte, und nach dieser zum Antiken- und Modellzeichnen übertrat. Infolge seiner, von besonderer Begabung zeugenden Arbeiten, erhielt St. schon im zweiten Jahre seines Besuches der Akademie für das Actzeichnen den ersten Preis, darauf zweimal den zweiten Preis, und für das Modellzeichnen den Sonnenfelsschen Aufmunterungspreis. Nachdem er einige Jahre im Hause seines Vaters sich in der Kupferstecherkunst geübt hatte, lenkte er zuerst im J. 1815 die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde durch seine Blätter für das in Wien erschienene Werk Mythos alter Dichter, von denen einzelne durch ihre Wärme, Kraft und Schönheit Aufsehen erregten, auf sich. Von diesem Zeitpunkte an erhielt St. Aufträge zur Ausführung von Modenbildern für Withauer's Wiener Zeitschrift, für Hormayr's Taschenbuch für vaterländische Geschichte, für Hell's, Clauren's, Castelli's und Tromlitz' Taschenbücher und Almanache, von welchen ein großer Theil Aufnahme in den Jahresausstellungen der Akademie fand. Erst vom Jahre 1828 an zeigte er sich auch als Meister in größeren Arbeiten, zu welchen die vorzüglich ausgeführten Porträts des Infanten Don Miguel und der Erzherzogin Henriette und ihrer Tochter gehörten. Seine Geschicklichkeit fand Anerkennung im J. 1835 durch seine Ernennung zum Mitgliede der Akademie, 1842 zum Hofkammer-Kupferstecher und 1844 zum Professor der Kupferstecherschule. St. war nun ein vielgesuchter und vielbeschäftigter Künstler. Der Verein für bildende Künste ließ von 1835 an durch mehrere Jahre Verloosungsblätter nach Gemälden von Waldmüller, Kraft, Danhauser und Kinder ausführen. Für ein Künstleralbum radirte er nach Zeichnungen von Danhauser die Bildnisse der Künstler Amerling, Ender, Fendi, Fischbach, Gauermann, Waldmüller u. a. Außerdem rühren von ihm die Stiche zahlreicher berühmter österreichischer Dichter und Gelehrter her. Aus seinen letzten Lebensjahren stammen auch die Porträts des Kaisers Franz Joseph I. und der Kaiserin Elisabeth, ausgeführt nach Oelgemälden von Schrotzberg. Die Gesammtzahl seiner Blätter überschreitet die Zahl von 2500. St. war auch im Besitze einer kostbaren Dosensammlung; jede der Dosen war mit dem Originalbilde eines Künstlers geschmückt. Diese Sammlung, 571 Stück umfassend, kam im J. 1862 zur Versteigerung. Zu seinen Schülern zählen K. Post, L. Schmidt und Zitek.

Vgl. Wurzbach, Oest. biogr. Lexikon XXXIX. K. W.

Stöber: Karl St., ein beliebter Volkserzähler, wurde am 30. November 1796 zu Pappenheim an der Altmühl in Baiern als der Sohn eines Apothekers geboren. Die schon in der Jugend oft geübte Beschäftigung, für seinen Vater medicinische Kräuter zu sammeln, führte ihn selbst in die entlegensten Theile des Altmühlthals, so daß er dieses mit seinen Bewohnern und deren Sitten gründlich kennen lernte und in seinen späteren Erzählungen naturgetreu zu schildern vermochte. Nachdem St. seit 1811 das Gymnasium zu Ansbach besucht hatte, studirte er von 1814—1818 in Erlangen Theologie und übernahm dann im folgenden Jahre die Stelle eines Pfarradjuncten und Subrectors in seiner Vaterstadt. Hier schrieb er, zunächst für seine Schüler berechnet, seine „Lieder und Erzählungen für die reifere Jugend“, welche er dem Pfarrwaisenhaus in Windsbach als Geschenk überließ und die von diesem (1837) durch den Druck veröffentlicht

wurden. Durch diese Erzählungen wurde der bekannte Missionsfreund, Dr. Christ. Barth in Calw, auf den Verfasser aufmerksam und gewann ihn als einen fleißigen und einflußreichen Mitarbeiter für die von ihm herausgegebenen Jugendblätter (Stuttgart, Steinkopf). Inzwischen war St. 1834 als zweiter Pfarrer und Senior des Capitels nach Weißenburg a. S. versetzt worden, kehrte aber 1842 als Stadtpfarrer, Decan und Districtsschulinspector nach Pappenheim zurück und übernahm hier auch wieder die schon früher geführte Leitung der Lehrer-Fortbildungsanstalt des dortigen Bezirks. In allen diesen Aemtern wirkte er bis zu seinem Tode, der am 6. Januar 1865 erfolgte. — Bereits im J. 1841 war die Zahl der „Erzählungen“ Stöber's so angewachsen, daß er eine Gesammtausgabe veranstalten konnte, die, mit Zeichnungen von Professor Richter geschmückt, 3 Bände umfaßte (4. Aufl. in 2 Bdn. 1876); eine Volksausgabe in 12 Bdchn. erschien 1870—1871. Diesen Erzählungen folgten: „Kalendergeschichten für alles Volk und alle Zeit“ (1847), „Geschichten und Erzählungen“ (1846), „Der Erzähler aus dem Altmühlthale“ (1851), „Möhren“ (1852), „Der Marsch nach Dänemark“ (1852), „Der Mühlarzt“ (1852), „Sabina, die Bleicherin“ (1853), „Winterabende“ (1858), „Waldblumen“ (1860), „Die barmherzigen Steine“ (1862). Den Stoff zu allen diesen Erzählungen entnahm St. zumeist den Lebensgewohnheiten der Bewohner seiner Heimath und den anmuthigen Sagen der letzteren; doch wählte er ihn auch aus Erfahrung und Leben, selbst aus dem Gebiet der Fabeln und Märchen. Er erzählt mit sprudelnder Laune und köstlichem Humor, oft mit etwas zu großer Breite, aber immer mit überraschenden Wendungen. Die Tendenz seiner Arbeiten ist entschieden auf ein praktisches Christenthum und die Gewinnung einer kirchlichen Frömmigkeit gerichtet, die er als den wahrhaften Grund eines christlichen Lebens voraussetzt. Ein großer Theil der Geschichten Stöber's eignet sich in erster Linie für Kinder, und sie sind darum auch ein Schmuck vieler Lesebücher geworden.

J. B. Heindl, Galerie berühmter Pädagogen u. s. w. II, 493. München 1859. — A. Merget, Geschichte der deutschen Jugendlitteratur. 3. Aufl. S. 69. Berlin 1882. Franz Brümmer.

Stobwasser: Johann Heinrich St., Lackwaarenfabrikant, wurde zu Lobenstein im sächsischen Voigtlande am 16. November 1740 geboren, † am 31. August 1829. Sein Vater Georg Sigismund St. (ursprünglicher Familienname Stowasser) war Glasermeister gewesen, hatte aber 1732 bei einem Brande Haus und Hof eingebüßt und betrieb seitdem einen kleinen Hausirhandel mit Kurzwaaren, während die Frau mit den Kindern für Tuchmacher um kärglichen Lohn Wolle spann. So wuchs St. in drückender Armuth auf, die für die Zeit seines Lebens eine gewisse Unsicherheit des Benehmens bei ihm zurückließ. Doch wurde er insbesondere von seiner Mutter, Christine Elisabeth geb. Fichte, einer wackeren und tüchtigen Frau († am 19. Mai 1792 im fast vollendeten 80. Jahre) zu streng religiösem Leben angehalten. Er zeigte gute Gaben des Geistes und des Herzens und zumal eine große Anlage zum Zeichnen und zum Coloriren. Da ihre Pflege jedoch die kümmerliche Lage der Familie nicht gestattete, so mußte er schon früh den Vater auf seinen weit ausgedehnten Wanderungen begleiten. Er kam so jung in die Welt und auf sein empfängliches Gemüth machten die fremden Städte, die er besuchte, Ansbach, Augsburg, München, Stuttgart, Mainz, Frankfurt a. M., vor allem aber das an Kunstschätzen reiche Nürnberg einen tiefen Eindruck. Sein einnehmendes Wesen verschaffte ihm unterwegs verschiedene Anerbietungen, die ihm die angenehmste Zukunft sicher gestellt hätten, aber er konnte sich nicht entschließen, die Eltern zu verlassen. In Ansbach versah sich der Vater für die fremden Märkte mit lackirten Waaren, deren Verfertigung damals noch ein Geheimniß war. Diese

erregten die Aufmerksamkeit des Sohnes im höchsten Grade und sein Sinnen und Trachten ging von da ab unabläßig darauf, hinter jenes Geheimniß zu kommen. Lange Zeit war sein Streben ohne Erfolg; auch die Versuche, die er in Verbindung mit einem ehemaligen Ansbacher Apotheker Eberlein anstellte, der unter dem Vorgeben das Arcanum zu kennen, die geringe Baarschaft Stobwasser's aufzehrte, führte zu keinem Ergebnisse. Wieder ging der Sohn mit dem Vater auf die Reise, von der er schwer erkrankt zurückkehrte. Kaum genesen nahm er mit erneutem Eifer die alten Versuche wieder auf und schließlich gelang es ihm einen Lack herzustellen, der in bezug auf Glanz und Haltbarkeit allen Wünschen und Anforderungen völlig entsprach. Jetzt galt es nach Art der lackirten japanischen Waaren die eigenen Erzeugnisse mit Figuren und Landschaften zu schmücken. Ohne Anleitung machte er sich an die Arbeit, aber seiner künstlerischen Beanlagung und seinem unermüdlichen Fleiße gelang es die Schwierigkeiten glücklich zu überwinden. Anfangs arbeitete er nach Vorbildern, dann aber auch nach eigener Erfindung. Er schuf verzierte Trinkbecher und Dosen, die guten Absatz fanden. Die Malerei gefiel dem Markgrafen von Baireuth so gut, daß er 1760 St. in seiner Malerakademie ausbilden lassen wollte, um ihn ganz für diese Kunst zu gewinnen. Doch er blieb bei seinem Vater, wenngleich sich die Verhältnisse in Lobenstein keineswegs glänzend für die Familie gestalteten. Es fehlte an Betriebscapital; ein Versuch, mit einem begüterten Nachbar das Geschäft gemeinsam zu betreiben, schlug gänzlich fehl und auch die Vertrauensseligkeit des Vaters hatte beträchtliche Einbußen zur Folge. Sie sehnten sich aus Lobenstein fort und sahen es wie einen Wink des Himmels an, als sie um das Ende des Jahres 1762 in der Zeitung eine Bekanntmachung des Herzogs von Braunschweig lasen, durch die Künstler jeder Art aufgefordert wurden, unter großen Begünstigungen in sein Land zu kommen. Auf eine im Mai 1763 gestellte Anfrage erfolgte von Braunschweig aus ein sehr allgemein gehaltener Bescheid, der die Familie aber doch sogleich bewog Haus und Hof zu verkaufen, ihre Habe aufzupacken und nach Braunschweig zu ziehen, wo sie am 3. August 1763 eintrafen. Die Familie bestand damals aus Joh. Heinr. St., Vater und Mutter, drei Schwestern und zwei Arbeitsleuten. Der Anfang in Braunschweig war nichts weniger als leicht noch ihren Erwartungen entsprechend. Denn um den guten Willen, Gewerbe und Handel zu heben und die Landeswohlfahrt zu fördern, wirksam zu bethätigen, fehlten der Regierung leider nur zu sehr die materiellen Mittel; es war gerade damals bei Beendigung des siebenjährigen Krieges eine bedenkliche Ebbe in den öffentlichen Cassen eingetreten. Ein dem Herzoge Karl I. überreichtes Probestück, eine schön verzierte Tischplatte, fand zwar dessen vollen Beifall, aber sonst blieb es zunächst bei allgemeinen Versprechungen. Ein im Februar 1764 eingereichtes Gesuch um Beihülfe wurde ruhig ad acta gelegt. Schon überlegte die Familie, ob sie in Berlin neue Unterhandlungen anknüpfen sollte, als im März d. J. eine von St. bei dem Geheimrath Schrader v. Schliestedt persönlich vorgebrachte Bitte eine kleine freie Wohnung erwirkte. Hier wurde nun die Fabrik eröffnet und Unterofficierstöcke u. A. hergestellt. Der Versuch, einem Soldaten des Leibregiments Gewehr und Patronentasche zu lackiren gefiel dem prachtliebenden Herzoge außerordentlich, so daß er diese Neuerung sogleich für das ganze Regiment einführte und für St. zu Michaelis eine größere Wohnung beim Hospitale am damaligen Wendengraben anweisen ließ. Als auch diese nicht mehr genügte — 1768 bestand das Arbeitspersonal mit der Familie aus 24 Personen — wurde ihm auf ein paar Jahre das Geld für eine von ihm zu miethende Wohnung gezahlt, am 4. November 1771 aber ein herrschaftliches Haus an der Echternstraße eingeräumt. Ein daneben stehendes Hirtenhaus wurde ihm am 4. Juni 1774 vom Herzoge

erb- und eigenthümlich geschenkt und im folgenden Jahre auch das andere Gebäude unter der Bedingung, daß die Fabrik darin fortgeführt würde. Da St. aber glaubte, daß diese Beschränkung dereinst seinen Erben bei dem von ihm geplanten Neubau eines Fabrikgebäudes von großem Nachtheile sein könnte, so erreichte er 1782 auf seine Bitte, daß auch das herrschaftliche Haus sein unbeschränktes Eigenthum werden sollte, wenn er die Fabrik noch 20 Jahre darin fortsetzen würde. Dennoch hat sich der Neubau noch längere Zeit verzögert; erst im J. 1787, wo St. das Bauholz von der Regierung geschenkt erhielt, scheint er in Angriff genommen zu sein. Diese ihm gewährten Vortheile, sowie eine wunderbare Anhänglichkeit an die Stadt Braunschweig, die ihm — so schien es seinem pietistischen Sinn — als Aufenthaltsort gleichsam durch höhere Schickung bestimmt war, hielten ihn auf immer in dieser Stadt fest und ließen ihn günstige Anträge ausschlagen, die von anderen Orten, wie aus Dresden durch den Grafen Lindenau, aus Kassel durch den Generaladjutanten v. Stirnberg, aus Berlin durch den Geh. Finanzrath Tarrach an ihn ergingen. Denn der Ruf seiner Fabrik und die Nachfrage nach deren Erzeugnissen war in stetigem Wachsen. Letztere bestanden in der Hauptsache aus Kaffee- und Präsentirbrettern, Tischplatten, Kästchen und Büchsen der verschiedensten Art, Schnupftabaksdosen, aus Pfeifenköpfen, die bis nach Rußland und der Türkei als „Braunschweigische Pfeifenköpfe“ ausgeführt wurden u. s. w. Die meisten dieser Gegenstände waren aus Papiermaché, einzelne auch aus Blech, Holz oder dergleichen hergestellt. Sie wurden in besonderer Weise lackirt und dann mit mehr oder weniger kunstvoller Malerei versehen. Auf diese letzte Arbeit legte St. ganz besonderes Gewicht; sein Streben ging dahin, hier wirklich Kunstmäßiges zu stande zu bringen. Er legte zu dem Ende in seiner Fabrik eine Malerschule an und beschäftigte Künstler wie F. G. Weitsch, den Rafaelcopisten Joh. Christ. Bäse und den Isländer Hialtalin (s. A. D. B. XII, 383), denen man doch höhere als nur locale Bedeutung zuerkennen muß. Diese Arbeiten, insbesondere die sehr beliebten Dosen, die noch jetzt von Kunstliebhabern geschätzt und gesammelt werden und auch damals keineswegs billig (beste Stücke zu je 5—6 Louisdor) verkauft wurden, haben Stobwasser's Namen bis heute lebendig erhalten und sichern ihm für immer einen Platz in der Geschichte des deutschen Kunstgewerbes. Mancherlei Anekdoten zeigen, mit welchem Stolze man daheim die Ueberlegenheit der Stobwasser'schen Erzeugnisse gegenüber den englischen empfand. Auch der Gunst des Hofes, vorzüglich der der Herzogin Philippine Charlotte, erfreute sich St. in vollem Maaße.

Mannichfacher Eintrag geschah St. durch die Errichtung ähnlicher Fabriken, die sogar ganz in seiner Nähe in Braunschweig (Stockmann) und Wolfenbüttel (Evers) entstanden, wenn diese auch inbetreff des Kunstwerths ihrer Erzeugnisse sich mit St. nicht im entferntesten messen konnten. Ein ausschließliches Privilegium hatte St. nicht erlangen können; es war ihm unterm 3. October 1769 nur zugestanden, daß Niemand ohne obrigkeitliche Genehmigung lackirte Waaren anfertigen und feil halten und daß nur nach Vorlegung eines genügenden Probestückes eine Concession ertheilt werden sollte. Noch gefährlicher war die Concurrenz außerhalb des Braunschweiger Landes, das ihm so wie so kein ausreichendes Absatzgebiet bot. Um ihr namentlich in Preußen zuvor zu kommen, entschloß sich die Familie in Berlin eine gleiche Fabrik wie in Braunschweig anzulegen. Dies geschah insbesondere auf Betreiben von Stobwasser's Schwester Luise Dorothee, die sich am 19. Febr. 1767 mit Joh. Guérin, einem Musketier des Leibregiments, verheirathet hatte, der schon als solcher in der Fabrik gearbeitet hatte, dann aber ganz in sie eingetreten war. Man nennt ihn als Erfinder einer neuen Art von Tischplatten aus Karton. Da Joh. Heinr. St.,

der die technische und künstlerische Leitung der Fabrik ganz allein in der Hand hatte und durch den Vater nur den Verkauf der Waaren besorgen ließ, unter keinen Umständen aus Braunschweig fortziehen wollte, so willigte er ein, daß die Guérins 1772 in Berlin eine neue Fabrik eröffneten.

Am 25. April 1776 starb der alte St. und nun übernahm Joh. Heinr. St. die Fabrik in Braunschweig, die bis dahin immer noch den Namen des Vaters geführt hatte, selbständig; zur Besorgung des kaufmännischen Theiles wählte er sich einen geeigneten Gehülfen. Schon etwa anderthalb Jahre vorher hatte er ein eigenes Hauswesen gegründet, indem er sich am 3. November 1774 mit Sophie Elisabeth Gersting, der Tochter eines Hoftischlers in Hannover, verheirathet hatte. Von den acht Kindern, die diese ihrem Gatten schenkte, sind fünf in zarter Kindheit gestorben. Nur zwei Söhne und eine Tochter wuchsen heran. Sie wurden der Geistesrichtung des von aufrichtiger Frömmigkeit beseelten Vaters gemäß Erziehungsanstalten der Brüdergemeinde übergeben. Diese hatte St. im Winter auf 1768 in Berlin kennen gelernt und er bildete von da an den Mittelpunkt einer Gemeinde gleichgesinnter Freunde in Braunschweig, für deren Versammlungen er 1771 in seinem Hause einen Betsaal herrichten ließ. Die Kinder folgten dem Vorbilde des Vaters. Seine Tochter (Juliane Marie) Henriette (geboren am 24. Nov. 1778), die für das Erziehungsfach bestimmt wurde, vermählte sich mit Phil. Röntgen, der in Gnadenfeld in Oberschlesien im Geiste der Brüdergemeinde zwei Erziehungsanstalten gegründet hatte. Sein jüngerer Sohn, Joh. Heinr. Ludwig (geboren am 21. Juli 1785), wirkte längere Zeit als Missionar in Westindien und wurde dann als Prediger der Brüdergemeinde in Berlin angestellt. Auch der ältere Sohn, Christian Heinr. (Eustachius), der in das väterliche Geschäft eintrat, war von derselben Sinnesrichtung; er war die Seele der 1815 in Braunschweig ins Leben gerufenen Bibelgesellschaft, deren eigentliche Gründung in Stobwasser's Hause geschah. Die von den Guérins in Berlin begründete Fabrik war stark in Verfall gerathen, so daß sich Frau Guérin wegen der Krankheit des Gatten um Hülfe nach Braunschweig wandte. Joh. Heinr. St. leistete diese und brachte es, nachdem der Versuch, mit dem Kunsthändler Bremer das Geschäft gemeinsam zu übernehmen, mißglückt war, durch seine und seines Sohnes unermüdliche Thätigkeit während eines vierjährigen Aufenthalts in Berlin dahin, daß auch diese Fabrik, der 1797 ein königliches Privileg ausgestellt war, in guten Zug kam. Im J. 1808 nahm St. seinen Sohn als Gesellschafter in sein Geschäft auf und zwei Jahre darauf übergab er ihm beide Fabriken für seine alleinige Rechnung. Der Verlust der Gattin († am 5. Juni 1809) hat ihn wohl hauptsächlich zu diesem Schritte bewogen. Trotz seines hohen Alters trat er am 4. Juni 1812 in eine zweite Ehe mit der Mutter seines Schwiegersohnes, der Wittwe des Geh. Commerzienraths Röntgen in Neuwied, Katharine Dorothee Scheurer, der Tochter des Predigers Emanuel Scheurer in Colmar. Auch diese zweite Gattin, die am 25. Mai 1825 im 76. Lebensjahre starb, hat er überlebt. Mit der größten Gottergebenheit hat er die Plagen des Alters — er verlor neben dem Sinne des Gehörs 1826 auch das Gesicht — ertragen und ruhig und gefaßt ist er am 31. August 1829 an den Folgen eines Schlagflusses gestorben. Sein Grab auf dem Michaeliskirchhofe zu Braunschweig hat sein Enkel G. St. 1882 mit seiner Broncebüste schmücken lassen. — Sein Sohn Chr. H. St. war schon 1818 mit seiner Familie nach Berlin übergesiedelt, wo seine in eine Actiengesellschaft umgewandelte Fabrik in gänzlich veränderter Form noch jetzt besteht; die Fabrik in Braunschweig kam 1832 in den Besitz der Firma Meyer und Wried und ging um das Jahr 1856 ganz ein.

C. H. Stobwasser, Die merkwürdigsten Begebenheiten aus der Lebens-

geschichte von Joh. Heinr. Stobwasser (Braunschw. 1830). — Ch. Scherer, Stobwasser u. seine Lackwaarenfabrik in Braunschweig, in d. Bayr. Gewerbe-Ztg. 1892, Nr. 20. — Beste, Gesch. d. Braunschw. Landeskirche. — Acten d. herzogl. Landeshauptarchivs in Wolfenbüttel. — Kirchenbücher in Braunschweig.

P. Zimmermann.

Stock: Christian St. ward am 1. Januar 1672 zu Camburg in Sachsen-Meiningen geboren, war in Gera auf dem Gymnasium, studirte zu Jena, habilitirte sich dort 1698 und ward Professor der orientalischen Sprachen zu Jena, † am 4. Februar 1733. (Winer, Handb. der theol. Litt. II, 791.)

Seine Arbeiten gehören dem Gebiete der biblischen Lexikographie an. Seine „Clavis linguae sacrae aditum aperiens etc.“ 1717 (s. den vollst. Titel bei Meyer, Gesch. der Schrifterklärung IV, 88), enthält nicht eine Ordnung des hebräischen Wortschatzes nach der alphabetischen Reihenfolge, sondern führt nach der Anordnung der einzelnen Bücher des Alten Testaments, die in jedem Capitel vorkommenden Worte an, deren Formen er analysirt und nach seinem Gutdünken auf eine Radix zurückführt. Eine 2. Aufl. erschien 1727, zuletzt ist das Buch 1753 von J. F. Fischer neu bearbeitet herausgegeben. Ueber die Stellung dieser Arbeit innerhalb der Geschichte der hebräischen Lexikographie s. Hetzel, Gesch. der hebr. Sprache S. 294; Gesenius, Gesch. der hebr. Sprache S. 125 f. — Seine „clavis linguae sanctae N. Ti.“ erschien zuerst 1725 und ist mehrfach neu bearbeitet, zuletzt in der 5. Ausgabe, 1752, von J. F. Fischer. Das ungünstige Urtheil, welches Meyer a. a. O. IV, 117 über diese Arbeit fällt, muß doch nach W. Grimm's Charakteristik derselben in den theologischen Studien und Kritiken 1875, H. 3, S. 491 f., 1877, H. 3, S. 513, sehr eingeschränkt und theilweise gradezu umgestoßen werden. Richtig ist, daß mit der logischen Anordnung und Distinguirung der Wortbedeutungen zu viel Raum verschwendet, und daß seine Exegese confessionell gebunden ist, aber in ihrer Art und mit Rücksicht auf den Bildungsstandpunkt der Zeit darf diese Arbeit als eine gründliche anerkannt werden. Verzeichniß seiner anderweiten Schriften s. bei Jöcher s. v.

C. Siegfried.

Stock: Johanna Dorothea St., geboren zu Nürnberg am 6. März 1760 (?), † zu Berlin (laut Todtenschein) am 30. (nicht 26.) Mai 1832, verdankt, obschon sie als Pastellmalerin treffliches geleistet hat, die Berühmtheit ihres Namens doch weniger ihrer Kunstfertigkeit, als ihren Beziehungen zu den großen Männern ihrer Zeit und ihrer Stellung in dem Hause Christian Gottfried Körner's, dessen Gattin ihre Schwester war. Ebenso ist ihr Vater, der Kupferstecher Johann Michael Stock, der am 30. Jan. 1773 in jugendlichem Alter zu Leipzig starb, vornehmlich als Lehrer Goethe's und durch dessen dem 8. Buche von Dichtung und Wahrheit eingefügte Schilderung seiner Persönlichkeit und Häuslichkeit bekannt geworden. In einem noch heute erhaltenen Notizbuche, worin Johann Michael Stock über seine künstlerischen Arbeiten Buch und Rechnung geführt hat, findet man den Eintrag, daß er am angegebenen Tage 35 Jahre alt gestorben sei; einer anderen Nachricht zufolge ist er nur 34 Jahre alt geworden. Dasselbe Notizbuch macht es auch zweifelhaft, ob Dorothea St. wirklich 1760 und nicht vielmehr im Jahre zuvor geboren wurde; denn in einem, ihre Geburt betreffenden Eintrage ist anscheinend von des Vaters eigener Hand die Jahreszahl 1760 nachträglich in 1759 verbessert. — Johann Michael Stock ließ sich um das Jahr 1764 in Leipzig nieder, nachdem er den ersten Theil seines Lebens in Nürnberg verbracht hatte, wo er sich mit einer jungen Wittwe, Marie Helene Endner, geborener Schwabe, verheirathete. Die Arbeiten, mit denen er sich beschäftigte, waren vorzugsweise von Buchhändlern ihm aufgetragene. Man kennt von ihm: Porträts des Rechtsgelehrten A. F. Rivinus, gestochen nach

Hausmann 1771; des Mathematikers Heinsius, nach ebendemselben; Madai's, nach eigener Zeichnung; Klotzens, nach Rosenberg; ein Bildniß J. J. Schwabe's, das Endner nach ihm geliefert; ferner Blätter zu Thümmel's Wilhelmine, Landschaften u. s. w. Goethe lobt die saubere Art seines Radirens, bei der die Arbeit aus dem Aetzwasser beinahe vollendet herausgekommen und mit dem Grabstichel, den er sehr gut geführt habe, nur weniges nachzuhelfen geblieben sei. — Dorothea St. blieb unverheirathet; ihr Bräutigam, Ludwig Ferdinand Huber, verließ sie. Daher verbrachte sie ihr Dasein ganz als die treue, wegen ihrer Anmuth geliebte und wegen der glänzenden Eigenschaften ihres Geistes hochgeschätzte Hausgenossin und Freundin der Freunde ihres Schwagers Körner. So durchlebte sie die schicksalsreichen Erlebnisse, die dem Körnerschen Hause beschieden waren, ganz als ihre eigenen und fand unter der berühmten Eiche zu Wöbbelin, neben ihren Anverwandten, auch ihre letzte Ruhestätte. Ihre künstlerischen Leistungen übertrafen weit das Maaß des Dilettantischen. 13 werthvolle Pastellgemälde von ihrer Hand bestimmte sie letztwillig dem preußischen Königshause. Andere Kunstwerke von ihr, außer zahlreichen kleinen Aquarellmalereien unter anderem ein Selbstporträt und ein Bildniß von Emma Körner, befinden sich in dem Körner-Museum zu Dresden, welches auch ein von Graff gemaltes Bildniß besitzt, das uns ihre Züge wiedergibt.

Füßli, Allgem. Künstlerlexikon Th. 2, Abschn. VIII, S. 1744 f. — Gustav Parthey, Jugenderinnerungen Th. 2, S. 48 ff. — Fr. Förster, Kunst und Leben, herausg. von Kletke, S. 102 ff. — Briefe der Familie Körner (1804—1815), herausg. von Albr. Weber, in der Deutschen Rundschau 4. Jahrg. 1878, Heft 9 und 10. — Fritz Jonas, Christian Gottfried Körner S. 12 ff., 146 ff., 369 f. — Das oben erwähnte Notizbuch ist Eigenthum des Körner-Museums zu Dresden (S. 233, Nr. 42 des I. Hauptkatalogs).

F. Schnorr v. Carolsfeld.

Stock: Simon Ambros Edler v. St., katholischer Geistlicher, geboren am 2. Januar 1710, † am 22. December 1772 zu Wien. Er stammte aus einer ungarischen adeligen Familie. 1725—1732 war er Zögling des Collegium germanicum zu Rom. Der Lehrer, der in Rom den größten Einfluß auf ihn ausübte, war der Dominicaner Selleri, später Cardinal. 1732 kam er als Doctor der Philosophie und Theologie zurück, verweilte einige Zeit bei dem Pfarrer von Probstdorf, dem Grafen Ferdinand v. Hallweil, den er in Rom kennen gelernt hatte (er wurde 1741 Bischof von Wiener-Neustadt), und erhielt dann 1734 ein Kanonikat an der Domkirche St. Stephan in Wien. Später wurde er dort Domcantor und als solcher Prälat und zugleich Propst von St. Peter, dann Titularbischof von Rosone. — St. wurde unter Maria Theresia Director der theologischen Facultät zu Wien (an Stelle des Jesuiten Debiel, 1759), Mitglied der Studiencommission und des Censurcollegiums und des außerordentlichen Consessus in publico-ecclesiasticis, und war in dieser Stellung in Verbindung mit G. van Swieten eifrig und erfolgreich thätig für die Umgestaltung des Unterrichts im sogenannten josephinischen Sinne. Auf sein Betreiben wurden die Lehrstühle der Dogmatik in Wien 1760 mit dem Dominicaner Gazzaniga und dem Augustiner Gervasio (nach ihm 1770 Bertieri), und auch an anderen österreichischen Universitäten mit Gegnern der Jesuiten besetzt. Auf eine weitergehende Beschwerdeschrift gegen die Jesuiten vom Jahre 1761 resolvirte Maria Theresia 14. August: „Die Schrift von Stock ist zu hitzig ausgefallen, und ist mit großer Sorgfalt aller Animosität in Religions- und Doctrinarsachen, auch allem, was nur einen Anschein von Verfolgung gegen die Jesuiten hat, auszuweichen.“ — Im J. 1753 wurde verordnet, daß das Kirchenrecht nicht mehr von einem Professor der theologischen, sondern von einem Professor der

juristischen Facultät, — in Wien von P. J. Riegger (s. A. D. B. XXVIII, 351), — vorgetragen und auch von den Theologie studirenden bei diesem gehört werden solle. St. stellte im Auftrage der Regierung 1769 aus dem Lehrbuch von Riegger hundert „Normalthesen“ für die Disputationen zusammen: „Synopsis doctrinae, quam candidati ad supremam in theologia lauream aspirantes in praestituto ex jure ecclesiastico tentamine propugnabunt“ (nicht zu verwechseln mit der 1776 von dem Abt Rautenstrauch verfaßten Synopsis juris ecclesiastici etc., s. A. D. B. XXVII, 460). Der Erzbischof von Wien, Cardinal Migazzi remonstrirte dagegen ohne Erfolg bei der Kaiserin. — St. förderte die Verbreitung französischer „jansenistischer“ Schriften. 1764 erklärte er sich als Mitglied des Censurcollegiums, im Widerspruch gegen van Swieten, gegen die Gestattung des öffentlichen Verkaufes eines deutschen Auszuges aus dem Buche des Febronius, „weil dieses Buch in deutscher Sprache bei den gemeinen und unerfahrenen Leuten anstößig sein könnte“.

Nekrolog (mit Benutzung der von dem Decan der theologischen Facultät, Prof. Hillmair, 27. März 1773 bei der von Maria Theresia angeordneten Trauerfeierlichkeit gehaltenen Rede) in den (Utrechter) Nouvelles ecclésiastiques 1774, p. 41—46. Auszug daraus bei Picot, Mémoires (3), IV, 473. — Kink, Geschichte der Wiener Universität I, 494. — Wolfsgruber, Cardinal Migazzi S. 342. 390. Reusch.

Stockade: Nicolas de Helt-Stockade, Maler und Radirer, geboren in Nymwegen 1614 (nach Houbraken 1613). Er war ein Schüler des älteren Daniel Ryckaert, dessen Tochter er ehelichte. In der Kunst beschäftigte er sich vor der Hand mit Landschaftsmalerei; da er aber nicht lange in seinem Vaterlande blieb, sondern zeitig nach Venedig und Rom übersiedelte, so ging er bald zur Historienmalerei über. Seine Werke kamen selten in sein Vaterland; wenn solche aber zufällig dahin übertragen wurden, da lernte man bald die künstlerische Höhe des Malers zu beurtheilen. Eine weitere Erhöhung seines Kunstcharakters erwarb St., als er Italien verließ und über Paris zurückkehren wollte. Hier hielt ihn Sandrart zurück und bewog ihn, in Vereinigung mit ihm verschiedene Bilder für König Ludwig XIII. in Arbeit zu nehmen. Seine Thätigkeit wurde vom König sehr geachtet und auch durch verschiedene andere Kunstfreunde, wie die Königin Christine von Schweden, Karl von England, den Prinzen von Oranien wurde ihm Achtung entgegengebracht und Arbeiten bestellt. Endlich verließ St. Paris und siedelte sich in Amsterdam an. Ob er hier blieb und auch starb, ist unbekannt; er lebte da noch 1662, sein Tod wird in das Jahr 1668 oder 1669 (Immerzeel) gesetzt. Nach Houbraken's Ansicht, die allgemein getheilt wird, waren seine Figuren sicher gezeichnet, zart, üppig und gefällig gemalt. Seine Werke kommen selten vor. Aus seiner früheren Zeit werden zwei kleine Bilder, mit Darstellungen von Schlachten genannt; in Prag fand man zwei männliche Bildnisse. Besonders hoch lobend erwähnt Houbraken sein Bild mit Andromeda, die mit der Farbe des Todes auf den Lippen, wehklagend ihren Blick zu dem Seeungeheuer herabsenkt. Geschätzt wird auch das Bild Joseph's, dem sein Vater Jakob wegen seiner Träume Vorwürfe macht. — Der Künstler hat auch einige Radirungen herausgegeben, die geschätzt werden, aber selten zu finden sind. Wir erwähnen „Susanna im Bade“, „Amor und Cephalus“, einige Bildnisse, wie von Lesdiguières, van Opstal, Herzog von Geldern und sein eigenes Porträt. Letzteres wurde auch von P. de Jode gestochen.

S. Houbraken. — Immerzeel. — J. Ph. van der Kellen. Wessely.

Stöckel: Christian Gottlob St., schlesischer Dichter, wurde am 22. Mai 1722 zu Neobschütz im Fürstenthum Münsterberg als Sohn des Pastors Gottfried St. geboren; nach dessen frühem Tode kam er 1737 zu Verwandten nach

Breslau, besuchte das Magdalenäum und studirte 1742—1744 in Frankfurt a. O. die Rechte. Er befand sich damals in sehr dürftigen Verhältnissen, da ein Verwandter sein väterliches Erbtheil veruntreut hatte. Aber die Liebe zur Dichtkunst hielt ihn aufrecht. Er hatte sie vom Vater ererbt, und sie war durch illustrirte Ausgaben vom Theuerdank und Reineke Fuchs, die der Vater den Kindern zum Spielen gab, früh genährt worden. Schon als Knabe versuchte er sich in Versen, als Gymnasiast veröffentlichte er einige Gedichte. Die Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen begeisterte ihn zu poetischer Verherrlichung seiner Siegesthaten. Als er, von Frankfurt zurückkehrend, zunächst beim General v. Derschau in Breslau Hofmeister wurde, und dort den Minister Graf Münchow kennen lernte, regte ihn dieser zu einem größeren patriotisch-epischen Gedichte an, „Das befreyte Schlesien“, das 1745 und 1746 in drei Abschnitten erschien und binnen Jahresfrist viermal aufgelegt worden sein soll. Es entbehrt jedoch aller epischen Gestaltung, es ist „ein fortwährender Lobpsalm“. Münchow's Gunst verschaffte dem Dichter 1746 das Amt eines Stadtsecretärs in Brieg, worauf er sich mit seiner alten Liebe, Leonore geb. Winkler, vermählte. Seiner Frau verdankte man 1748 die Veröffentlichung seiner Gedichte, die im ersten Theil „Das befreyte Schlesien“, jetzt in sechs Bücher eingetheilt, im andern seine Oden, Elegien, Briefe und Cantaten enthalten. Auch sie erheben sich selten zu höherem Schwung, wenn sie auch eine glatte Handhabung der Sprache zeigen. Diese erzielte St. aber nur durch großen Fleiß. Als der Fleiß vom Amte in Anspruch genommen wurde, verstummte die Muse. Der Beginn des 7jährigen Krieges begeisterte ihn noch zu einem Nachtrag zum befreyten Schlesien: „Der Schlaf des Königs auf der Wahlstatt bei Sorr“, in zwei Stücken. 1761 folgten vier Oden auf den König. Auch als derselbe 1765 nach Landeck ins Bad ging, sang er ihn an. Eine Umarbeitung des befreyten Schlesiens hinterließ er im Manuscript. Er trieb sonst neben dem Amte noch rechtsgeschichtliche Studien. Seine „Abhandlung über die Mittheilung des Hallischen Schöffenrechts nach Neumarkt von 1235“, ist eine sorgfältige Arbeit. Im J. 1752 war er Syndikus in Brieg geworden, erlangte auch 1764 das Waisenamtspräsidium und die erste Beisitzerstelle beim dortigen Handels- und Stadtgericht. Er starb im September 1774.

Breslauische Nachrichten von Schriften und Schriftstellern auf das Jahr 1774 S. 303. — Streit, Alphab. Verzeichniß der 1774 in Schlesien lebenden Schriftsteller S. 129. — Kahlert, Schlesiens Antheil an deutscher Poesie S. 83, und die Schriften Stöckel's selbst. Markgraf.

Stöckel: Leonhard St., protestantischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Aus Bartfeld in Ungarn gebürtig, bezog er im Winter 1531—32 die Wittenberger Universität, kehrte dann in seine Vaterstadt zurück und wurde 1539 Rector des dortigen Gymnasiums. In dieser Stellung, die er bis zu seinem Tode im J. 1560 bekleidete, führte er das protestantische Schuldrama in Bartfeld ein. Zwar erwähnen die 1540 von ihm verfaßten Gesetze des Gymnasiums noch nichts davon; aber 1553 wurde von seinen Schülern der terenzische Eunuchus lateinisch und ein deutsches Spiel von Kain und Abel (Chnustinus 1539) dargestellt; 1554 verzeichnen die Bartfelder Stadtrechnungen eine deutsche comoedia incontinentis et per legem Mosis damnati filii, in der wir Culman's Drama von 1539 wiedererkennen, 1555 und 1558 ein Josephdrama (Greff oder Betulius?), 1556 eine germanica comoedia vidue (vielleicht Greff's Judith), endlich 1559 eine deutsche Susanna. — Das letztgenannte Stück war eine eigne Dichtung Stöckel's, der es auch alsbald im Druck erscheinen ließ: „Historia von Susanna in Tragedien weise gestellet“ (Wittenberg, H. Lufft, 1559. 8°). In der am 7. Februar unterzeichneten Widmung an den Breslauer Rathsherrn

J. Mornberger erzählt er, wie seine Schuljugend „jr zu jrer vbung furgenomen hette, auf dis jar die geschicht von Susanna zu handeln, vnd mir etlicher Scribenten Composition furbracht,“ wie er sich aber selber im Dichten habe versuchen wollen; im Prologe entschuldigt er sich, daß die Aufführung nicht in lateinischer Sprache stattfinde. In der Composition und auch in Einzelheiten lehnt er sich durchaus an die lateinische Susanna des Betulius (1537) an; wo er von seinem Vorbilde abweicht, wird er fast immer geschmacklos. Der erste Act verliert an dramatischer Wirkung, weil St. aus einer an sich löblichen Scheu vor dem anstößigen Eindrucke den Ueberfall im Bade nicht vorführt, sondern nur die Heldin ihren Mägden davon erzählen läßt; auch die beiden Alten rufen nicht sofort Zeter und klagen sie des Ehebruchs an, sondern treten erst im folgenden Acte als Ankläger auf. Die Gerichtsverhandlung wird sehr breit ausgeführt; für Susanna antwortet ihr Advocat. Ungeschickt ist auch, daß die überführten Sünder sich ihrem früheren Charakter zuwider als durchaus verstockt zeigen und den Priester, der sie zur Reue mahnt, verspotten. Die Sprache ist leidlich fließend; Stichomythie und Versbrechung sind öfter verwandt, dagegen fehlen ganz die Chorlieder. Ein beigefügtes Epigramm von G. Purkircher deutet Susanna auf die vom Papst und Türken bedrohte Kirche um.

Goedeke, Grundriß² II, 405. — Pilger, Zeitschrift f. deutsche Philologie XI, 175 f. — E. Abel, Ungarische Revue IV, 670 f. — Album academiae Vitebergensis ed. Förstemann S. 141. J. Bolte.

Stöckel: Mathes St., erster Hofbuchdrucker des Kurfürsten August, Sohn des ersten Dresdener Buchdruckers Wolfgang St. (s. u.), scheint erst ein Jahrzehnt nach dem Tode seines Vaters dessen Druckerei übernommen zu haben. Aus dem Jahre 1553 kann ich den ersten Druck, die Dresdener Apothekertaxe, nachweisen. 1555 wurde St. Bürger, seit 1589 saß er im Rathe. 1568 wurde er als Hofbuchdrucker verpflichtet. Seine Werkstatt befand sich in dem 1567 gebauten kurfürstlichen Kanzleihause. Seit 1571 druckte er in Gemeinschaft mit Gimel Bergen; später erscheint er wieder allein. Er war namentlich mit dem Drucke der kurfürstlichen Verordnungen beschäftigt, für die er 1572 ein Privilegium erhielt. Er war dadurch in einer Zeit sehr in Anspruch genommen, wo die Reform der Verwaltung größere Veröffentlichungen nöthig machte. So ist die Concordienformel und das Concordienbuch in seiner Werkstatt gedruckt worden. Daneben wurde er vom Dresdener Rathe vielfach beschäftigt; unter andern druckte er die Kleiderordnung vom Jahre 1595. Aus seiner Officin gingen ferner die Predigten der Hofprediger Philipp Wagner, Lysthenius, Jenisius, Mirus, Selnecker, Hoë von Hoënegg, auch die von Jakob Andreä während seines sächsischen Aufenthaltes hervor. Mehrere Schulcomödien wurden von St. gedruckt, z. B. 1555 „Johannes Krüginger's Historie vom reichen Mann und armen Lazarus“ (Goedeke, Grundriß II², 361 Nr. 147, 373). Vielfache Privilegien schützten ihn gegen den Nachdruck. Im J. 1604 wird er als gestorben erwähnt. Sein gleichnamiger Sohn führte das Geschäft fort, starb aber bereits 1605.

H. Klemm, Zur Gesch. der Typographie und des Buchhandels in Dresden (Sammlung der Dresdener Stadtbibliothek, Hist. Dresd. 153ᵃ) S. 91. — Chr. Schöttgen, Historie der Dreßdnischen Buchdrucker. Dreßden 1740. S. 8, 9. — J. A. Gleich, Annales Ecclesiastici I. Dresden und Leipzig 1730. — Ueber Stöckel's Buchdruckerzeichen s. Schöttgen a. a. O. S. 9. — Im kgl. Hauptstaatsarchive zu Dresden befinden sich zahlreiche Nachrichten über St. Georg Müller.

Stöckel: Wolfgang St. (Stöcklin, eigentlich Müller), angesehener sächsischer Buchdrucker des 16. Jahrhunderts, war in München geboren. Als er im Sommersemester 1489 die Universität Erfurt bezog, wurde er als Wolfgangus

Molitoris de Monaco immatriculirt. Er bezahlte die ganze Aufnahmegebühr, kam also nicht mittellos. Er erwarb sich hier die Würde eines Baccalaureus. 1495 eröffnete er in Leipzig eine Druckerei, die bald mit den dortigen leistungsfähigen Officinen in erfolgreichen Wettbewerb trat. Mit besonderer Vorliebe druckte er Schriften, die auf einen größeren Leserkreis rechnen durften. So erschien 1505 ein Bericht „Von den nawen Insulen vnnd Landen so itzt kurtzlichen erfunden sint durch den Konigk von Portugal“. Später folgten u. a. auch Schriften zur sächsischen Geschichte. Seit 1518 druckte er eifrig Luther'sche Bücher. Die Angabe, daß er sich nach Wittenberg gewendet habe, beruht wol auf einer Verwechselung mit Melchior Lotther. Dagegen siedelte er im J. 1523 nach Dresden über, wo er den Druck der Veröffentlichungen und Ordnungen der herzoglichen Regierung übernahm. Auch der Rath übergab ihm die Vervielfältigung seiner Erlasse. Aber diese Thätigkeit konnte den unternehmenden, an größere Aufgaben gewöhnten Mann nicht befriedigen. Auch in Dresden begann er sofort die Veröffentlichung von Flugschriften. Hatte St. nebenbei in Leipzig die Bücher von Gegnern Luther's gedruckt, so gingen jetzt aus seiner Werkstatt alle die Schriften hervor, mit denen Herzog Georg der Bärtige und sein theologischer Generalstab, Emser, Cochläus, Franz Arnoldi, Alveld, Amnicola, Schwederich, Petrus Sylvius u. a. m., die Bekämpfung Luther's und der Reformation unternahmen. Auch auswärtige Gegner Luther's sind vertreten, z. B. der Minorit Michael Hoffmeister. Dazu kam die Flugschriftenlitteratur über die Türkenfrage, z. B. von dem Pfarrer Paul Anderbach. Stöckel's größte Leistung war 1527 der Druck der Emser'schen Uebersetzung des Neuen Testamentes, zu der Herzog Georg selbst eine Vorrede schrieb. Es scheint, als ob dieser Druck den Erwartungen der Herausgeber nicht völlig entsprochen habe. Denn die zweite Auflage erschien in wesentlich schönerer Ausstattung mit einer zweiten Vorrede des glaubenseifrigen Fürsten bei Valentin Schumann in Leipzig (s. A. D. B. XXXIII, 57—59). Als nach Herzog Georg's Tode 1539 die Reformation in Dresden eingeführt wurde, ließ der Rath die antireformatorischen Schriften („Schmähbüchlein“) aufkaufen und verbrennen. St. druckte nun im Auftrage Herzog Heinrich's die neue Ausgabe vom Unterricht der Visitatoren, sowie die neue Kirchenordnung. Kurz darauf scheint er gestorben zu sein.

Chr. Schöttgen, Historie derer Dreßdnischen Buchdrucker. Dresden 1740. S. 4—7. — H. Klemm, Zur Geschichte der Typographie und des Buchhandels in Dresden, S. 89 f. (Sammlung der Dresdener Stadtbibliothek, Hist. Dresd. 153ª). — Chr. A. Freyberg, Von den allerersten und ältesten Buchdruckern zu Dresden. Dresden 1740. — Derselbe, Reliquien von der Dresdener . . . Buchdruckerhistorie. Dresden 1741. — O. Richter, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Stadt Dresden. Dresden 1885 ff. I, 160; II, 150. — Wustmann, Quellen zur Geschichte Leipzigs. Leipzig 1890. S. 105. — Seidemann, Beiträge I, 7, 8. — J. C. H. Weißenborn, Acten der Erfurter Universität. Halle 1881. I, 426 (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen VIII, 1). — Joh. Soffner, Der Minorit Fr. Michael Hillebrant. Breslau 1885. — Briefwechsel des Beatus Rhenanus, hrsg. von A. Horawitz und K. Hartfelder. Leipzig 1886. S. 252. — Ein Verzeichniß der von St. in Dresden gedruckten Schriften versuchte Schöttgen a. a. O. Es ist zu ergänzen aus den bibliographischen Hülfsmitteln von Hain, Panzer, Weller u. s. w., sowie aus den Lebensbeschreibungen Luther's, Emser's, Cochläus' u. a. m.

Georg Müller.

Stökken: Christian v. St. (meistens jetzt Stöcken) wurde am 15. Aug. 1633 zu Rendsburg geboren als Sohn des königlichen Zolleinnehmers und Senators Heinrich v. St.; seine Mutter war Abelia, geb. Gude. Nachdem er

in Leipzig und Rostock Theologie studirt hatte und an dem letzteren Orte auch am 12. Mai 1655 zum Magister promovirt war, ward er Hauslehrer bei einer Wittwe v. Rumohr auf Röst bei Cappeln und sodann im J. 1656 auf die Pfarre zu Trittau berufen. Hier verheirathete er sich am 9. Februar 1657 mit der Wittwe seines Vorgängers. Im J. 1666 ward er Hofprediger und Superintendent in Eutin, darauf 1677 Propst zu Rendsburg, mit welcher Stellung er dann später noch die Generalsuperintendentur über Schleswig und Holstein und andere Aemter und Titel verband. Im J. 1674 war er von Kiel zum Dr. theol. ernannt. Nach dem Tode seiner Frau im J. 1682 verheirathete er sich im Jahre darauf zum zweiten Mal, starb aber schon im J. 1684, am 4. September, erst 51 Jahre alt. — St. hat sich seit seiner Studienzeit mit der Anfertigung von lateinischen und deutschen Liedern beschäftigt und stand bei den zunftmäßigen Dichtern seiner Zeit, die nach den Opitz'schen Grundsätzen reimten, in Ansehen; Philipp v. Zesen nahm ihn im J. 1669 in die Lilienzunft seiner deutsch gesinnten Genossenschaft auf, der er als Erzschreinhalter angehörte und in der er „der Andächtige“ hieß. Auch geistliche Lieder hat er in großer Anzahl gedichtet, die vom J. 1656 an in verschiedenen Sammlungen erschienen (die Titel derselben nennen Moller und Bode; vgl. unten). Großes Aufsehen erregte das unter dem Titel „Kleines holsteinisches Gesangbuch“ von ihm im J. 1680 (Rendsburg, gedruckt bei Tobias Schmidt) mit königlichem Privileg vom 14. Juli 1679 herausgegebene Gesangbuch. Hier erlaubte sich St. an den alten Kirchenliedern Aenderungen vorzunehmen, durch welche dieselben in Ausdruck und Rhythmus den neuen Grundsätzen in der Poesie gemäß, „nach jetziger poetischer Zierde“, „durchgehends verbessert“ und „verständlicher eingerichtet“ werden sollten. Er setzte zwar in diesem für den Gemeindegebrauch bestimmten Gesangbuche seine verbesserte Gestalt der alten, bekannten Kirchenlieder nur neben die Lieder in ihrer ursprünglichen Form, wie zur Auswahl, während er bei neueren Liedern ohne Umstände seine Veränderungen anbrachte; aber wenn seine Bearbeitungen wirklich den Werth hatten, den er ihnen zuschrieb, so mußte die alte Form bald durch die neue völlig verdrängt werden, obschon er selbst dagegen protestirte, daß er die Lieder in seiner Bearbeitung in die Kirche einführen wolle. In Wahrheit sind aber seine angeblichen Verbesserungen Verschlechterungen der schlimmsten Art; um die Form zu glätten, wird der Gedanke seiner Kraft beraubt und der Sinn oft völlig entstellt, wie denn St. ausgesprochenermaßen auch solches geändert hat, was dogmatisch anstößig sein könnte. Einige der von ihm eingeführten Aenderungen erinnern an die schlimmste Zeit der Liederverwässerung, so, wenn er zu singen empfiehlt: „Ein festes Schloß ist unser Gott, auf den wir Christen hoffen“, und „Das Wort sie sollen lassen gehn und keinen Dank nicht haben; der Herr wird standhaft bei uns stehn mit seines Geistes Gaben“. St. hat auch viele eigne Lieder in das Gesangbuch aufgenommen; unter den 648 Liedern desselben, bei denen die in doppelter Form gegebenen auch doppelt gezählt sind, befinden sich 66 eigene. Das Gesangbuch wurde als erstes holsteinisches Landesgesangbuch in den Kirchen königlichen Patronats officiell eingeführt, und so erklärt es sich, daß trotz des Widerspruches, den es fand, schon im J. 1681 eine zweite, mit mehr als hundert (meist eignen) Liedern vermehrte Auflage herauskommen konnte. Er hat mit seinen Verbesserungen schon bei den einsichtsvollen Zeitgenossen wenig Dank geerntet — es erschien eine Reihe von abfälligen Beurtheilungen seines Gesangbuchs, und der litterarischen Fehde, in die ihn dasselbe brachte, entzog ihn nur der Tod —, und sein Gesangbuch ist dann bald vergessen worden. Dagegen haben einige seiner eignen Lieder in Gemeindegesangbüchern sich längere Zeit erhalten.

Moller, Cimbria literata I, pag. 658 bis 660. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., III, S. 466 ff. — Bode, Quellennachweis S. 157 f. — Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte XVII (1887) S. 173 bis 178. — Blätter für Hymnologie 1885, S. 68 ff. — Goedeke[2] III, 186, Nr. 149. Bertheau.

Stockfisch, s. **Spencer** Bd. XXXV, S. 39.

Stockfleth: Heinrich Arnold St., deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, wurde am 17. April 1643 zu Alefeld bei Hildesheim im Hannöverschen geboren, gelangte nach Absolvirung seiner Studien in Altdorf, durch die Vermittlung des ihm geneigten Baireuthischen Generalsuperintendenten Caspar Lilien zu einer Pfarrstelle in Equarhofen. Von hier kam er 1668 als Prediger und Decan nach Bayersdorf, vertauschte diese Stelle 1679 mit der eines Superintendenten in Neustadt an der Aisch, und folgte endlich einem Rufe als Oberhofprediger und Generalsuperintendent in Baireuth mit den Nebenämtern des Directorats des Baireuther Gymnasiums und der Specialsuperintendentur in Mönchsberg, wo er am 8. August 1708 starb.

Stockfleth's litterarisches Schaffen war nicht das Ergebniß eines inneren dichterischen Triebes, sondern eine oberflächliche geistige Bethätigung, wie sie bei den nach äußeren dichterischen Ehren strebenden Pastoren jener Zeit üblich war. Predigtsammlungen, geistliche Lieder und einige weltliche „Lyrika“ hatte im 17. Jahrhundert fast jeder geistig rege protestantische Geistliche veröffentlicht, und in gleichen Grenzen bewegt sich auch Stockfleth's geistiges Schaffen. Das einzige von diesem Schema abweichende Werk, sein 1669 erschienener Roman „Die Kunst- und Tugendgezierte Macarie“, ist nur zur Hälfte sein geistiges Eigenthum, da der zweite Theil, der unter dem Titel „Der bekehrte Schäfer“ 1673 erschien, seine Gattin zur Verfasserin hat. Die „Macarie“ ist übrigens ein höchst dürftiges Werk, in welchem nach Art der damaligen „Schäfereien“ die kümmerliche Handlung in einem Wust von allegorischen und emblematischen Spielereien und anderen poetischen Nichtigkeiten, in der Manier der Pegnitzschäfer, denen St. unter dem Namen „Dorus“ angehörte, ganz erstickt wird. Von seinen geistlichen Liedern sind nur zwei bekannt, das eine noch heute nicht ganz vergessene „Wunderanfang herrlich's Ende“, das 1691 in Müller's „geistlichen Erquickstunden“ und das andere „Nun, so geh' ich hin zu schlafen“, das 1718 im Gesauer Gesangsbuch abgedruckt wurde. Sein Interesse für das Kirchenlied bekundet er hauptsächlich durch das 1690 herausgegebene Reformgesangbuch, in dem er die Kernlieder der evangelischen Kirche nach den metrischen und sprachlichen Sonderbarkeiten der Pegnitzschäfer umzumodeln versuchte. Der Erfolg war jedoch so ungünstig, daß er von jedem weiteren Versuche ablassen mußte. Von seinen übrigen Schriften ist neben einer Dissertation „De sacrificio Caini et Abelis“, mit der er 1679 die Licentiatenwürde in Tübingen erlangte, seinen einzeln gedruckten Casualreden und den in Sulzbach 1677 erschienenen „Sonntäglichen Andachten“ nur noch sein 1686 zu Mönchsberg veröffentlichtes „Curiöses Reisegeschenke“ zu nennen, das nach Wetzel's Aeußerung bezeugt, daß St. „wohl gereiset habe“. Im Curiösen Reisegeschenk handelt er auch über eine damals viel erörterte Toilettenfrage „über die aufgedeckte Brüste des Frauenzimmers, welche heut zu Tage, auch sogar bei Priesters-Töchtern, grand mode werden wollen“. Seine 1690 in Plauen erschienenen „Orationes synodales“, die ganz unbekannt geblieben sind, haben ihm von einem lobbereiten Zeitgenossen den Ehrenbeinamen des „Chrysostomus alter“ verschafft.

J. C. Wetzel, Historische Lebensbeschreibung der berühmtesten Lieder-Dichter III, 263 f. M. v. Waldberg.

Stockfleth: Katharina Maria St., deutsche Poetin des 17. Jahrhunderts, Gattin von H. A. St., ist eine geborene Frisch. Geburtsort und Jahr ließen sich nicht ermitteln. Im J. 1668 wurde sie, die kaiserlich gekrönte Poetin, unter dem Namen „Dorilis“ in den Nürnberger Blumenorden aufgenommen, wo sie mit den üblichen Lob- und Widmungsgedichten vor den Werken ihrer dichtenden Genossen am litterarischen Treiben der Pegnitzschäfer theilnahm. Zu dem Romane ihres Gatten, „Die Kunst- und Tugendgezierte Macarie“, hatte sie den zweiten Theil beigesteuert. Nach Herdegen, dem Geschichtschreiber der Pegnitzschäfer, soll sie den größten Antheil an diesem Werke haben. Außerdem sind von ihr einige geistliche Dichtungen in Müller's Erquickstunden gedruckt. Sie starb 1692.

Amarantes (Herdegen), Historische Nachricht von des löbl. Hirten- und Blumen-Ordens Anfang und Fortgang, Nürnberg 1744, S. 337—40.

v. Waldberg.

Stöckhardt: Gerhard Heinrich Jacobjan St., Pastor Secundarius in Bautzen, wurde am 28. März 1772 zu Schwepnitz bei Königsbrück als Sohn des dortigen Ortspfarrers Johann Gottrau St. geboren. Von seinem Vater vorgebildet, kam er in seinem fünfzehnten Jahre, zu Ostern 1787, auf das Gymnasium zu Bautzen, das damals unter der Leitung des Rectors Christoph Jeremias Rost stand. Rost, wie sein Nachfolger, der bekannte Archäologe Karl August Böttiger, nahmen sich des begabten Jünglings mit besonderem Eifer an; vor allem aber wußte ihn der Conrector Cober für das Studium des Italienischen zu begeistern, das später die Lieblingsbeschäftigung Stöckhardt's bilden sollte. Zu Ostern 1791 bezog er die Universität Leipzig, um dort Theologie, Philosophie und Philologie zu studiren. Im J. 1793 ließ er dort seine Erstlingsschrift „De poesi cum philosophia arctissime conjuncta“ erscheinen. Er gedachte sich in Leipzig als Privatdocent für Philosophie, Sprachwissenschaft und Kunsttheorie zu habilitiren, wurde aber, noch bevor er sein Vorhaben ausführen konnte, im J. 1794 von dem Grafen Karl Heinrich v. Schönburg nach Glauchau als Lehrer seiner einzigen Tochter berufen. Da er mit der gräflichen Familie alljährlich längere Zeit in Dresden lebte, benutzte er die Gelegenheit, um hier mit Italienern zu verkehren und so seine Kenntnisse der italienischen Sprache zu erweitern. Als er im J. 1794 seine erste italienische Schrift, die „Scelta delle migliori novelle di Boccaccio con annotazione“ (Leipzig) erscheinen ließ, war er bereits durch Vermittelung des berühmten Tiraboschi Mitglied der „società de' Volschi“ geworden. Im J. 1798 erhielt er die Stelle eines Archidiakonus in Glauchau, die er jedoch bereits im J. 1804 mit der eines pastor secundarius und Mittagspredigers an der Kirche St. Petri in Bautzen vertauschte. Er entwickelte in Bautzen eine weitverzweigte Thätigkeit als Kanzelredner, Dichter und Gelehrter, und verstand es, sich in allen Kreisen der Stadt durch sein opferwilliges Verhalten gegen Jedermann allgemein beliebt zu machen. Außer einer Anzahl theologischer Abhandlungen und Aufsätze für Fachzeitschriften verfaßte er namentlich Arbeiten über die italienische Sprache, unter denen sein mehrfach aufgelegter „Nuovo dizionario portatile italiano-tedesco e tedesco-italiano“, der zuerst im J. 1801 erschien, hervorgehoben zu werden verdient. Seine Zeitgenossen bewunderten namentlich seine Gabe, „in italienischer Sprache wahrhaft classisch zu dichten“. Er hat sie wiederholt angewendet, um Festlichkeiten der sächsischen Königsfamilie durch seinen Gesang zu verherrlichen. Für Bautzen erwarb er sich ein besonderes Verdienst durch die Ausarbeitung und Einführung des neuen Bautzner Gesangbuches, das den Titel: „Sammlung alter und neuer geistlicher Lieder“ (Budissin 1826) führt. Ebenso war die neue Organisation des Oberlausitzischen Predigercollegiums sein Werk. In Anerkennung dieser seiner

Leistungen wurde er im J. 1826 von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede ernannt. St., der seit dem Jahre 1829 infolge eines gefährlichen Falles gekränkelt hatte, starb zu Bautzen am 28. October 1830.

Vgl. den Nekrolog im Neuen Lausitzischen Magazin IX, 435—443, dem ein allerdings unvollständiges Verzeichniß von Stöckhardt's Schriften beigegeben ist; ferner den Neuen Nekrolog der Deutschen, 8. Jahrg., 1830, 2. Theil, Ilmenau 1832, S. 780—783. — Die kgl. öffentliche Bibliothek zu Dresden besitzt drei noch unveröffentlichte Briefe Stöckhardt's an seinen ehemaligen Lehrer Karl August Böttiger. H. A. Lier.

Stöckhardt: Adolf St., Professor der Chemie an der Akademie für Forst- und Landwirthschaft zu Tharand, wurde in dem zwischen Dresden und Meißen gelegenen Orte Röhrsdorf, wo sein Vater Christian Gottlieb St. Pfarrer war, am 4. Jan. 1809 geboren; er starb in Tharand am 1. Juni 1886. Wie die meisten Chemiker jener Zeit, so ist auch St. aus der Apotheke hervorgegangen; mit einer ausgezeichneten humanistischen Vorbildung, welche er dem Unterrichte seines Vaters, sowie dem Lehrinstitute des Pfarrers von Schönfeld verdankte, namentlich mit einer vorzüglichen Kenntniß der lateinischen Sprache ausgerüstet, trat er mit fünfzehn Jahren in die Apotheke von Lederer in Liebenwerda als Lehrling ein. Nach vier Jahren bestand er daselbst das Gehilfenexamen und conditionirte dann in Berlin und an der königl. Hofapotheke in Potsdam als Receptarius. Hier vermißte er jedoch die wissenschaftliche Anregung seiner Berliner Mußestunden so, daß er im Herbst 1832 zu seiner gründlichen Ausbildung dahin zurückzukehren beschloß. Mit Eifer hörte er die Vorlesungen von Mitscherlich, H. Rose, Hermbstädt, Link und Steffens, sodaß er schon im folgenden Jahre die Staatsprüfung als preußischer Apotheker erster Classe glänzend bestehen konnte. Nach kurzer Zurückgezogenheit bei seinem Bruder in Röhrsdorf ergreift er den Wanderstab. Nachdem er ein halbes Jahr in der Adlerapotheke zu Coblenz thätig gewesen, unternimmt er im Frühjahr 1834 eine längere Reise, um die chemische Industrie und die wissenschaftlichen Lehrinstitute des Auslandes kennen zu lernen. Sein Weg führt ihn durch Belgien, England, Frankreich und die Schweiz und bringt ihn in persönliche Verbindung mit bedeutenden Gelehrten, wie Faraday, Dumas, Gay-Lussac u. A. Die Vielseitigkeit seines Charakters, auf welcher wesentlich die Erfolge seines späteren Lebens beruhen, spricht sich schon in einem Tagebuch jener Reisezeit aus: eine glückliche Verbindung von wissenschaftlichem Ernst und Streben mit heiterem Humor, von offnem Blick für Ereignisse und Erlebnisse mit einer tiefen, ja, poetischen Innigkeit des Gemüths, von freier naturwissenschaftlicher Weltanschauung mit streng religiösem Gefühl kennzeichnet sein Wesen.

Die Reise, welche noch nach dem ersehnten Italien ausgedehnt werden sollte, fand durch die Nachricht vom Tode seines Bruders nach fast einem Jahre ihr Ende. Um sich in seinem Vaterlande niederlassen zu können, absolvirte er nach seiner Rückkehr auch das sächsische Staatsexamen mit dem ersten Grade; allein damit schließt auch seine pharmaceutische Laufbahn ab. Das Gebiet der technischen Chemie hat mehr und mehr sein Interesse in Anspruch genommen. Eine zweijährige Thätigkeit im Laboratorium der berühmten Mineralwasserfabrik von Struve in Dresden bildet den Uebergang zu dieser zweiten Periode seines Lebens und als Secretär des Dresdner Gewerbevereins hat er reichliche Gelegenheit, auch mit andern Zweigen der Technik bekannt zu werden.

Die ungemein erfolgreiche Lehrthätigkeit, welcher er nun sein Leben widmet, beginnt er am Blochmann'schen Pädagogium; seine Anschauungen über den Unterricht und das Studium der Naturwissenschaften legt er in einer lateinischen Dissertation nieder, womit er sich nicht nur den Doctorgrad der Leipziger

philosophischen Facultät erwirbt, sondern zugleich eine Professur an der Staatsgewerbeschule in Chemnitz (1838). Eine Arbeit über die Erkennung der Giftfarben, welche er im Programm der Schule veröffentlicht, veranlaßt die Regierung, ihn mit den Functionen eines gerichtlich-chemischen Sachverständigen zu betrauen, und ein kurz gefaßtes Lehrbuch, seine „Schule der Chemie", trägt schnell seinen Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus. Neunzehn Mal hat St. dieses äußerst praktisch angelegte Buch von neuem aufgelegt, in nicht weniger als sieben fremde Sprachen wurde es übertragen.

Im Jahre 1840 vermählte sich St. mit Rosalie Liebscher, die er 1872 durch den Tod verlor; dieser Verbindung entsprossen vier Kinder, von denen drei den Vater in glücklichen Verhältnissen überlebt haben.

Das Jahr 1840 war aber für ihn noch in andrer Hinsicht von großer Bedeutung: wie mit dem Erscheinen von Liebig's epochemachendem Werke, „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie", eine neue Aera in der Geschichte der Landwirthschaft beginnt, so beginnt damit auch in Stöckhardt's Leben eine neue Periode. Jedermann kennt die Schwierigkeiten, welche der praktischen Verwerthung einer von der Wissenschaft erkannten Wahrheit entgegenstehen, wenn diese — und sei sie von noch so einschneidender Wichtigkeit, — von den hergebrachten Traditionen abweicht; wie sollte dies nicht bei dem ältesten und conservativsten aller menschlichen Gewerbe der Fall sein, bei der Landwirthschaft, deren verknöcherte Dogmen, aus Irrthum und Vorurtheil zusammengesetzt, den auf dem sicheren Boden des Versuchs gewachsenen Lehren geopfert werden sollten. Das eminent werthvolle Geschenk, welches Liebig der Menschheit in seinem Werke gereicht hatte, für die Menschheit nutzbar anzulegen, das war die Aufgabe, welcher St. sein ganzes Leben und seine ganze Kraft widmete. Diese Aufgabe hat er glänzend gelöst. Mit der ganzen ihm eignen Begeisterung stürzte er sich in die reformatorische Bewegung; seine überzeugende und dabei humorgewürzte Vortragsweise, unterstützt von einer ausgezeichneten Experimentirkunst, riefen Jung und Alt in seine Vorlesungen, und zumal seine allwöchentlichen „chemischen Colloquia" wurden alsbald zu einer reichen Quelle der Belehrung. In der That, einen sachkundigeren Interpreten der neuen Lehre, einen überzeugenderen Agitator konnte die Regierung nicht finden, als sie, den Zeitverhältnissen Rechnung tragend, im Jahre 1847 einen neuen Lehrstuhl für Agriculturchemie und landwirthschaftliche Technik an der Akademie zu Tharand errichtete. St. wurde zugleich mit der Einrichtung eines neuen Laboratoriums betraut und übernahm bald auch die Vorlesungen über reine Chemie und Bodenkunde. Ein große Reihe wichtiger Arbeiten und Untersuchungen, theils von ihm selbst, theils von seinen Schülern und Mitarbeitern unter welchen die Namen Hellriegel, Dietrich, Peters, Handtke, v. Jarriges, Sachs, v. Bose, Alb. Bayer, Ulbricht, Karsten, v. Schröder hervorgehoben werden sollen, sind aus diesem Laboratorium hervorgegangen. Die Arbeiten sind im Tharander Jahrbuch und in den unten genannten Zeitschriften Stöckhardt's veröffentlicht; die bis 1866 erschienenen hat St. beim 50jährigen Tharander Akademiejubiläum in einem „Rückblick" zusammengestellt. Einen weit größeren Wirkungskreis aber gewann St. durch Wort und Schrift. Der geist- und humorvolle Redner wurde auf seinen „chemischen Abenden" in Tharand, wie auf den Wanderversammlungen der Forst- und Landwirthe stets gern gehört und jeder landwirthschaftliche Verein schätzte sich glücklich, ihn für einen Vortrag gewinnen zu können. Das fruchtbarste Feld seiner Thätigkeit aber lag doch auf dem litterarischen Gebiete. Seine „Chemischen Feldpredigten für deutsche Landwirthe," Leipzig 1851—53, welche vier Auflagen erlebten und in mehrere

Sprachen übersetzt worden sind, und sein „Guanobüchlein,“ Leipzig 1851, leisteten der Landwirthschaft gerade in jener Uebergangszeit durch ihre zündende Wirkung außerordentliche Dienste; der „Tharander Feldprediger“ war allen Landwirthen eine bekannte Persönlichkeit.

Schon 1847—49 hatte sich St. an der Herausgabe des chemischen Centralblattes betheiligt, 1850—59 gab er mit Schober die Zeitschrift für deutsche Landwirthe heraus, mit seinem Vetter, Ernst St. den „Angehenden Pächter,“ und im Jahr 1855 gründete er mit einer Auflage von 5000 die Vierteljahrsschrift „Der chemische Ackersmann,“ welche er 21 Jahre hindurch selbst geleitet hat.

Daß St. bei der Begeisterung, mit der er seine Aufgabe erfaßt hatte, viele Gleichgesinnte mit sich fortriß, braucht kaum gesagt zu werden; so konnte es nicht fehlen, daß er genug tüchtige, wissenschaftlich und praktisch gebildete Männer fand, welche sich gern in den Dienst seiner organisatorischen Ideen stellten. So sehen wir denn in St. den intellectuellen Begründer der nun über alle Culturstaaten verbreiteten Versuchsstationen, in denen sich Theorie und Praxis die Hand reichen. Die Verdienste Stöckhardt's haben, das bedarf kaum der Erwähnung, durch Ehrenbezeigungen aller Art von Seiten fürstlicher Personen deutscher und fremder Lande, von Seiten zahlreicher Vereine und Institutionen reichliche Anerkennung erfahren; der schönste Dank aber, den ihm die deutschen Landwirthe gezollt haben, war die Ueberreichung einer Stöckhardt-Stiftung, welche dem Begründer der ersten landwirthschaftlichen Versuchsstation zu Möckern bei der festlichen Begehung ihres 25jährigen Bestehens im J. 1877 gewidmet wurde. Die Erträgnisse derselben hat St. zu Reisestipendien für Assistenten sächsischer Versuchsstationen bestimmt. Die sächsische Regierung verlieh ihm bei dieser Gelegenheit das Prädicat eines „Geheimen Hofraths“, nachdem er schon seit 1854 den Rang eines Hofrathes bekleidete.

Einer so angestrengten und ausgebreiteten Thätigkeit, wie sie St. in gesunden Tagen ununterbrochen ausgeübt hatte, zu welcher auch noch die Obliegenheiten mancher Staatsämter kamen, wie die Mitgliedschaft des Landesculturrathes, die langjährige Apothekenrevision im zweiten Bezirke Sachsens, vermochten doch seine Kräfte auf die Dauer nicht Stand zu halten; so trat er im Alter von 74 Jahren in den wohlverdienten Ruhestand, welchen er noch einige Jahre hindurch in Behaglichkeit und liebevoller Pflege genießen konnte. Er starb am 1. Juni 1886.

F. Nobbe. Stöckhardt's Nekrolog in „Landwirthsch. Versuchsstationen,“ Bd. XXXIII, S. 424. 1887, mit Porträt. B. Lepsius.

Stockhausen: August Wilhelm Ernst v. St., königlich preußischer Generallieutenant, 1791 in Thüringen geboren, trat 1805 als Gefreiter-Corporal beim Feldjägerregimente in den preußischen Heeresdienst, wurde am 4. Januar 1808 zum Secondlieutenant ernannt und am 25. December des nämlichen Jahres in das Gardejägerbataillon einrangirt. In diesem machte er die Feldzüge von 1813 und 1814 mit. Die Geschichte des Bataillons von v. Rentzell (Berlin 1884) kennzeichnet ihn als einen jungen Officier, welcher mit Geschick und Muth die ihm gewordenen Aufträge ausführte. Er erhielt das Eiserne Kreuz 2. Classe und blieb beim Bataillon bis er, am 24. März 1824 zum Major aufgerückt, am 30. März 1830 in den Generalstab versetzt wurde. Diesem hat er in verschiedenen Stellungen, so vom 26. Januar 1840 bis zum 2. November 1843 als Chef des Generalstabes bei dem damals vom Prinzen von Preußen (später Kaiser Wilhelm I.) befehligten Gardecorps, angehört. Im Herbst 1840 begleitete er den Prinzen zu den zwischen Schwetzingen und Heilbronn stattfindenden großen Uebungen des VIII. deutschen Bundesarmeecorps. Am 22. März 1845 zum Generalmajor befördert, ward er bald nachher zum Inspecteur der Besatzungen

der Bundesfestungen ernannt, dessen Garnison Mainz war. Am 11. April 1848 ward befohlen, daß er das Commando der 9. Infanteriebrigade in Posen übernehmen solle. Es war dies insofern eine Auszeichnung, als die in der Provinz bestehenden Verhältnisse schwierig waren und man für die dortigen Stellungen besonders tüchtige Leute auszuwählen bemüht war. Bevor er aber seinen Dienst antreten konnte, erhielt er schon am 24. jenes Monats die Bestimmung, dem mit dem Obercommando in Schleswig-Holstein betrauten General v. Wrangel als Chef des Stabes zur Seite zu stehen. Als St. auf dem Kriegsschauplatze anlangte, hatte der Feind bereits seinen Rückzug auf die Inseln bewerkstelligt, größere Unternehmungen kamen kaum noch vor. Auf Wrangel's militärische Entschließungen hat St., nach dem Zeugnisse des unter diesem im Felde stehenden späteren Generalfeldmarschalls v. Steinmetz keinen Einfluß geübt (3.—6. Beiheft zum Militär-Wochenblatte, Berlin 1878). Solchen habe Wrangel nur dem ihm beigegebenen königlichen Flügeladjutanten, Major Graf Oriola († zu Breslau am 18. October 1865 als Generallieutenant und Divisionscommandeur) gestattet; Steinmetz nennt St. einen praktischen Mann. M. Duncker behauptet in seiner ohne Angabe des Verfassers erschienenen Flugschrift „Vier Monate auswärtiger Politik" (Berlin 1851), St. habe Wrangel vermocht, die Ausführung der ersten mit Dänemark getroffenen Abmachungen, weil sie zu schmählich gewesen, zu verhindern, und kann des Ersteren spätere reactionäre Haltung als Minister und seine Nachgiebigkeit gegen Oesterreich mit seinem damaligen Auftreten nicht in Einklang bringen. Bevor die Feindseligkeiten gegen Dänemark durch den Waffenstillstand von Malmö beendet wurden, ward St., welcher zur Beförderung an der Reihe war, am 25. Juli 1848 zum Commandeur der 1. Division in Königsberg i. P. ernannt. Er hatte aber den dringenden Wunsch, eine bedeutendere Rolle zu spielen und gedachte, Kriegsminister zu werden. Zu diesem Ende kam er nach Berlin, wo er alle Wege kannte und einflußreiche Verbindungen aus der Zeit unterhielt, in welcher der mit ihm verschwägerte, 1837 verstorbene General Job v. Witzleben eine maßgebende Persönlichkeit gewesen war, als das Ministerium Brandenburg sich bildete (Aus dem Leben des Generals von Brandt, III, Berlin 1882). Da seine Erwartungen nicht in Erfüllung gingen, bat er um seinen Abschied, welcher ihm am 16. November 1848 mit dem Charakter als Generallieutenant und mit Pension bewilligt wurde. Bald aber war allen Wissenden klar, daß General v. Strotha (s. d.), welcher damals Kriegsminister geworden war, den Posten nicht allzulange bekleiden würde. Als seinen Nachfolger nahmen einflußreiche Kreise St. in Aussicht (1. Beiheft zum Militär-Wochenblatt, Berlin 1892: „Erinnerungen aus dem Leben des Generals von Holleben", S. 42). Diese verschafften ihrem Candidaten zunächst einen Sitz im Abgeordnetenhause, zu dessen Mitgliede er in einem Berliner Wahlkreise gewählt wurde. Als solcher hat er seit 1849, bis er am 9. Mai 1851 sein Mandat niederlegte, an den Sitzungen theilgenommen. Ohne einer Partei beizutreten, stimmte er mit der äußersten Rechten. Nach Strotha's am 27. Februar 1850 erfolgtem Rücktritte von der Leitung des Kriegsministeriums ward diese St. übertragen. König Friedrich Wilhelm IV. setzte große Hoffnungen auf ihn, Gerlach (Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Ludwig v. Gerlach, I, Berlin 1891) sagt, der König habe ihn überschätzt und nennt ihn einen Feind des Pietismus, „d. h. des Christenthums", die Königin habe von vornherein gefürchtet, daß er sich mit dem Könige nicht vertragen werde. So war es in der That. Noch im Juli 1850 dachte Letzterer daran, ihn, wenn Brandenburg ginge, zum Ministerpräsidenten zu machen, bald aber traten Meinungsverschiedenheiten hervor, welche zunächst aus der von Strotha ebenfalls vertretenen Anschauung entsprangen, daß auch diejenigen königlichen Cabinetsordres,

welche die persönlichen Verhältnisse der Officiere beträfen, wie Beförderungen, Verabschiedungen u. dgl., der verfassungsmäßigen Gegenzeichnung des Kriegsministers bedürften. Als Radowitz am 27. September 1850 das Portefeuille des Auswärtigen übernommen hatte und die Gegensätze im Ministerium Brandenburg, bei denen es sich darum handelte, ob man sich Oesterreich fügen solle oder nicht, immer schärfer wurden, stellte St. sich auf die Seite Manteuffel's und that sein Möglichstes, um den Ausbruch eines Krieges zu verhindern; seine Gegner gingen so weit, ihn zu beschuldigen, daß er die Vorbereitung auf den Kampf absichtlich vernachlässigt habe, um, wenn die Frage der Mobilmachung zur Entscheidung gestellt werden würde, sagen zu können, daß das Heer nicht schlagfertig sei. Eine ruhigere Beurtheilung der Verhältnisse hat ihn von solcher Anklage freigesprochen und hat nachgewiesen, daß Preußen damals in der That nicht in der Lage war mit Aussicht auf Erfolg den hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehmen zu können, daß es dazu vielmehr einer vollständigen Aenderung der Wehrverhältnisse bedürfe; daß aber Stockhausen's Anordnungen im ganzen wenig zweckmäßig gewesen sind, ist die allgemeine Ansicht der meisten unter den Kennern der damaligen preußischen Heereszustände. Die Erfahrungen, welche man 1850 machte, fielen wesentlich in die Wagschale, als es sich um ihre Neugestaltung handelte. Als nach Brandenburg's Tode Manteuffel an dessen Stelle trat, blieb St. im Amte, sein Verhältniß zum Könige aber wurde nicht besser und veranlaßte ihn mehrfach, um seine Entlassung zu bitten; daß seinem Gesuche nicht sofort gewillfahrt wurde, lag nur daran, daß es an einem passenden Ersatze fehlte. Die Veranlassung zu seinem Ausscheiden war schließlich, daß er sich nicht dazu verstehen wollte, die Gewährung höherer Geldbezüge an die Officiere des 1. Garderegiments zu Fuß und des Regiments der Gardes du Corps vor den Kammern zu vertreten; es kam hinzu, daß er leidend und der Mühen und Lasten seines Dienstes müde war. Am 31. December 1851 wurde ihm der von neuem erbetene Abschied bewilligt. Er bekleidete dann vom 1. Januar 1852 bis zum 27. Februar 1855 die Stelle des Präses der General-Ordens-Commission und starb zu Berlin am 31. März 1861. Eine scharfe, vielleicht nicht in allen Stücken aufrecht zu erhaltende Beurtheilung von Stockhausen's Amtsführung als Minister enthält die obengenannte von Max Duncker im Januar 1851 veröffentlichte Schrift „Vier Monate auswärtiger Politik“.

B. Poten.

Stockhausen: Florian v. St., wol aus dem hessischen Geschlechte des Namens stammend, ließ in dem jedenfalls pseudonymen Verlage ‘zu Freudenberg bey Urban Fröligen’ 1677 einen ‘Stets wehrenden Gesundheit- Schertz- oder Fastnacht-Kalender’ erscheinen, der für die zwölf Monate allerlei sehr dürftige sanitäre, wirthschaftliche und Jagd-Regeln giebt und ihnen vier Anekdoten über gute und schlechte Ehen anreiht, offenbar dem Leben entnommen. Der matte, satirische Anlauf, den St. in den ersten Monaten namentlich gegen die Gelehrten und die Frauenzimmer nimmt, geht bald in trockne, kurze Didaktik über; vom August an läßt der ungewöhnlich flüchtige Praktikschreiber alle diese entbehrlichen Excurse über Stände und Sitten fort. Zu welchem Zweck das leere Büchelchen zusammen geschrieben wurde, weiß ich nicht: jedenfalls zeigt es, welchen stumpfen Blödsinn sich die ‘Curiosen Liebhaber’ der Zeit bieten ließen. R.

Stockhausen: Johann Friedrich St., geboren am 11. November 1718 in Gladenbach in Hessen, † am 30. Juni 1776 in Kirdorf. Er war Prediger in Kirdorf in Oberhessen und gab verschiedene theologische Schriften heraus, deren Titel in Meusel's Lexikon der von 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller angegeben sind. Mit mathematischen Studien hat St. sich aus Liebhaberei beschäftigt und geschichtliche Notizen über diese Wissenschaft ge-

sammelt, welche 1752 bei den bekannten Verlegern Haude und Spener in Berlin im Drucke erschienen. Der Titel lautet: „Historische Anfangsgründe der Mathematik, worinnen der Ursprung, Wachsthum, mancherley Veränderung und heutiger Zustand sowohl der Mathematik überhaupt, als auch aller und jeder Theile derselben insonderheit gezeiget wird“. Das Büchelchen hat dadurch ein gewisses Interesse, daß in ihm von Berühmtheiten des 17. und 18. Jahrhunderts die Rede ist, die heute kein Mensch mehr kennt, während wirklich hervorragende Mathematiker kaum genannt sind. Cantor.

Stockhausen: Johann Christoph St., Sohn des Anton Daniel St. († 1746 als Metropolitan in Kirtorf), geboren am 20. Oct. 1725 zu Gladenbach bei Marburg, studirte in Gießen (seit 1741) und Jena (seit 1744) Philosophie und Theologie. 1752 wurde er 2. Lehrer und 1761 Rector des Johanneums in Lüneburg, 1767 Rector des Pädagogiums in Darmstadt, 1769 am 6. August Superintendent und 1. Stadtpfarrer in Hanau, woselbst er am 1. September 1784 starb. — Seine Schriften sind anfänglich meist Programme und Reden (pädagogischen, philosophischen und rhetorischen Inhalts), später Predigten. 1778 gründete er das Hanauer Magazin, von dem er die ersten 6 Bände (bis 1783) redigirte.

Strieder, Hess. Gelehrtengesch. XVI, 16. — Hanauer Mag. 1784, S. 337 ff. Kretzschmar.

Stockhorner: Karl Freiherr v. St. und Starein, großherzoglich badischer Generallieutenant, wurde am 5. September 1773 zu Kirchberg, wo sein Vater als Geheimer Rath und Hofmarschall in fürstlich-hohenlohischen Diensten stand, geboren und trat 1788 in das markgräflich badische Leibinfanterieregiment. Im J. 1809 war er Oberst und Commandeur der Leibgrenadiergarde; als solcher befehligte er eine aus letzterer, einem Jägerbataillone, 3 Escadrons und 2 Geschützen (1540 Mann) bestehende badische Abtheilung, welche, mit Württembergern vereint, zuerst unter dem Commando des württembergischen Generals Graf Scheler, dann des Kronprinzen von Württemberg auf Napoleon's Gebot im Mai jenes Jahres zur Bekämpfung der für Oesterreich aufgestandenen Vorarlberger und Tiroler in das Feld rückte. Es fand eine Reihe von Gefechten statt, deren Schluß die Einnahme von Bregenz bildete. Am 25. November kehrte St. mit seinen Truppen nach Karlsruhe zurück. Während des russischen Feldzuges von 1812 blieb er mit seiner Garde in Karlsruhe, aber schon am 29. März 1813 wurde er an der Spitze der 1. Infanteriebrigade auf den Kriegsschauplatz nach Sachsen entsendet, wo er bis zum Waffenstillstande mit der Division Marchand des III. französischen Armeecorps unter Marschall Ney gegen das Hauptheer der Verbündeten focht. Als nach Beendigung des Waffenstillstandes die Feindseligkeiten von neuem ihren Anfang nahmen, gehörte seine Brigade, im Verbande des III. Armeecorps belassen, zu den dem Marschall Macdonald unterstellten Truppen. St. nahm mit jener an den Schlachten an der Katzbach, bei Dresden und bei Leipzig, sowie an einer Reihe weiterer Kämpfe theil; bei Leipzig half er die Dörfer Holzhausen und Probstheyda und am 19. October auch noch die Stadt selbst vertheidigen. Damit endete die Theilnahme der badischen Truppen am Kampfe auf Seite Napoleon's. St. kehrte mit ihnen in die Heimath zurück. Im nächsten Jahre wurde er im Felde nicht verwendet, sondern befehligte zu Hause die Kriegsreserve. Als 1815 der Krieg von neuem ausbrach, commandirte er zuerst das badische Reservecorps, welches, während Straßburg blokirt wurde, das gegenüberliegende Kehl einschloß, dann ward er als Bevollmächtigter in das große Hauptquartier der Verbündeten entsendet. Nach Friedensschluß wurde ihm zunächst das Commando der 1. Militärdivision übertragen, daneben hatte er mancherlei diplomatische Aufträge an deutschen Höfen auszuführen, 1821 aber kam er als commandirender General

nach Mannheim, wurde 1836 Commandeur der Infanteriedivision und befehligte im J. 1840, als zum ersten Male ein deutsches Bundesarmeecorps (das VIII., welchem die badischen Truppen angehörten) zu gemeinsamen Uebungen zusammengezogen wurde, die eine der gegen einander fechtenden Parteien. Neben seinen militärischen Posten bekleidete er längere Zeit das Amt eines Hoftheaterintendanten. Er starb am 8. September 1843 zu Guntersblum in Rheinhessen. St. war auch Chef des 4. Infanterieregiments; seine Gemahlin war eine Gräfin Leiningen.

F. v. Weech, Badische Biographien, 2. Band, Heidelberg 1875. — Badischer Militäralmanach der Jahre 1854 bis 1863, bearbeitet unter Leitung des Generalstabschefs v. Renz. B. Poten.

Stockmann: Erasmus St., geboren zu Hamburg am 21. Mai 1544, studirte seit Ostern 1562 zu Rostock, erwarb 1569 den Magistergrad und wurde im Jahre darauf als Docent in die philosophische Facultät aufgenommen. Im J. 1579 erhielt er an Stelle des verstorbenen M. Christoph Gertner (Hortensius) die Professur der Physik, verheirathete sich im selben Jahre mit Elisabeth, der hinterlassenen Tochter des bekannten Mediciners Gerhard Nennius, bekleidete im Wintersemester 1587/88 das Rectorat der Universität, und starb am 26. Februar 1608. Von seinen Schriften ist nur eine „Dissertatio de mundo“ (Rostock 1582) bekannt geworden; außerdem besorgte er 1604 eine neue Ausgabe der 1570 zuerst erschienenen drei Bücher De motu primo des Rostocker Professors der Medicin Heinr. van dem Brock (Brucaeus).

Moller, Cimbria literata I, 661. — Etwas 1737, 415; 1739, 826. — Krey, Andenken an die Rostockschen Gelehrten, 7. Stück, S. 25. — Krabbe, Universität Rostock S. 734. — Lexikon der hamburgischen Schriftsteller VII, 314.

Joachim St., berühmter Arzt, Sohn des vorigen, geboren zu Rostock am 21. Februar 1592, studirte in Rostock, Leipzig und Marburg, wurde Magister am 27. April 1615 zu Rostock, Dr. med. am 16. November 1619 ebenda, Professor der Physik und Metaphysik 1622, Professor der Medicin 1640, verwaltete fünfmal das Rectorat, und starb am 6. Juni 1653. Seine Schriften sind verzeichnet bei Blanck, Mecklenburgische Aerzte S. 27.

Blanck a. a. O. — Krey, Andenken, 7. Stück, S. 25. — Etwas 1737, 263; 1740, 263; 1741, 454.

Paul Joachim St., Sohn des vorigen aus zweiter Ehe, promovirte 1665 in Greifswald, verheirathete sich 1666 mit Anna Margaretha, der ältesten Tochter des bekannten Theologen Aug. Varenius, von der er zwei Töchter hatte, und lebte noch 1680 als praktischer Arzt zu Rostock.

Blanck a. a. O. S. 38. — Baeder, Familien-Nachrichten S. 347.

Ludolf St. aus Hildesheim, der sich 1593 im Hagen zu Braunschweig als Steinschneider niederließ, wird genannt von Mithoff, Künstler und Werkmeister Niedersachsens, 2. Aufl.

Rudolf St. aus Antwerpen erbaute 1588 die steinerne Kanzel der St. Petrikirche zu Rostock. (Scheffers, Deutsche Renaissance, Rostock, Blatt 35/36.) Ad. Hofmeister.

Stockmann: Ernst St., Sohn des Pastors zu Lützen, Paul St. (vgl. unten), wurde am 18. April 1634 a. St. zu Lützen geboren, studirte in Jena, woselbst er im J. 1658 Magister wurde. Er wurde darauf Pastor in Beyernaumburg bei Sangerhausen. Nachdem er hier an 24 Jahre segensreich gewirkt hatte, ward er im J. 1682 als Superintendent nach Allstedt im Herzogthum Weimar berufen, wo er am 1. Advent (3. Dec.) seine Antrittspredigt hielt. Als im J. 1691 das geistliche Untergericht in Allstedt errichtet ward, ward er Assessor

desselben. Im J. 1709 ward er weimarischer Oberconsistorialrath und Kirchenrath. Er starb in Allstedt (nicht in Eisenach) am 28. April 1712 n. St. — St. war ein tüchtiger Prediger und praktischer Geschäftsmann, der für die Hebung des kirchlichen Lebens und die Besserung der Zustände in seiner Gemeinde viel gethan hat. Als Dichter geistlicher Lieder ist er noch bekannt. Er dichtete hauptsächlich Madrigale und wird hinsichtlich seiner Beherrschung dieser Form schon von Neumeister als derjenige genannt, der Caspar Ziegler am nächsten stehe. Er gab im J. 1660 zu Leipzig den ersten Theil einer Liedersammlung unter dem Titel: „Poetische Schriftlust oder hundert geistliche Madrigalien“ heraus; der zweite Theil erschien Leipzig 1668. In der zweiten Auflage dieser Sammlung, die Leipzig 1701 erschien, befindet sich auch sein Lied: „Gott, der wird's wohl machen, dem ich meine Sachen“; dieses hat, nachdem es im J. 1704 von Freylinghausen in sein Gesangbuch aufgenommen worden, von allen Liedern Stockmann's die größte Verbreitung gefunden. Er gab außerdem heraus: „Lob des Landlebens“ (Jena 1681), „Lob des Stadtlebens“ (Jena 1683), beide in Alexandrinern, beide wieder mit abgedruckt in der zweiten Auflage der poetischen Schriftlust; außerdem erschien von ihm: „Hodegeticum pestilentiale sacrum sive quaestiones theoretico-practicae de peste“ (1666, 2. Aufl. 1681). In seinem Todesjahre ist noch von ihm herausgekommen eine Allstedtische kleine Chronik, auch in Alexandrinern (Stolberg 1712).

Wetzel, Hymnopoeographia III, 264. — Rambach, Anthologie IV, 117. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f. III, 409 f.; u. hierzu die Anmerkungen in: Blätter für Hymnologie 1886, S. 124 f. — Goedeke² III, 282, Nr. 10. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, 219ª. l. u.

Stockmann: Paul St., lutherischer Prediger, † 1636. St. wurde zu Lauchstädt (1602 oder 1603) geboren. Er fungirte erst als Feld- und Schiffsprediger des Königs Gustav Adolf von Schweden, sodann als deutscher Pastor zu Norrtelge, einer Seestadt in Upland. Da er aber das nordische Klima nicht vertragen konnte, ging er nach Deutschland zurück, hielt sich fünf Jahre in Wittenberg und ein Jahr in Leipzig auf, wurde Pfarrer auf dem Neumarkt vor Merseburg und nicht lange darauf Pastor und Senior des Kirchenministeriums zu Lützen. Hier starb er am 9. September 1636, im 33. Jahre seines Alters, an der Pest.

Von seinen Veröffentlichungen verdienen die Trauerreden erwähnt zu werden, welche er auf den Tod des Königs Gustav Adolf von Schweden und andere in der Lützener Schlacht (1632) gefallene Helden gehalten hat; sie erschienen unter dem Titel „Lamentationes Lutzenses“ 1635 in 4° in Leipzig. Auch ist er der Dichter des Passionsliedes „Jesu Leiden, Pein und Tod“ u. s. w. (Passionsgeschichte in 34 Strophen. Erster Druck in „Der Christen Leibstücke ꝛc.“ von Paulo Stockmannen. Leipz. 1641. [Göttg. Bibl.]) und des Liedes „Der frömmste Mann und Gottes Sohn ist schon am Kreuz verschieden“. Dagegen wird das Lied „Verzage nicht, o Häuflein klein“, welches Gustav Adolf vor Beginn der Schlacht von Lützen am 6. Nov. 1632 singen ließ, sowohl von Koch, Gesch. des Kirchenliedes III. Bd., 3. Aufl. 1867, S. 116 als auch von Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, 1879, S. 300 ff. dem Michael Altenburg zugeschrieben.

Zu vgl. (Zedler,) Universal-Lexikon Bd. 40 (1744) Sp. 260 ff.; ferner Koch a. a. O. III. Bd., S. 85; Fischer a. a. O. I, S. 376.

P. Tschackert.

Stockmar: Christian Friedrich Freiherr v. St., deutscher Staatsmann. Nach einer in der Familie von Geschlecht auf Geschlecht vererbten Nachricht kam ein Stockmar aus seiner Heimath Schweden mit Gustav Adolf nach Sachsen und nahm hier nach dem Tode des Königs dauernden Wohnsitz. Auf ihn führen

sich die Stockmars zurück, welche während des 18. Jahrhunderts in Sachsen und Thüringen theils im Staatsdienst, theils in Industrie, Landwirthschaft und Handel thätig waren. Der wissenschaftlich und litterarisch gut gebildete Rittergutsbesitzer Johann Ernst Gotthelf Stockmar (1760—1825) auf Obersiemau bei Coburg und seine Frau Johanne Christiane geb. Sommer sind bemerkenswerthe Erscheinungen in jener Zeit, der erstere wegen des aus strengstem Rechtlichkeitsgefühl erwachsenen zähen Widerstandes, den er der Willkürherrschaft des coburgischen Ministers v. Kretschmann entgegensetzte, letztere wegen eines natürlichen Verstandes und urwüchsigen Humors, wie er ähnlich uns bei Frau Rath Goethe entgegentritt. Als zweites Kind und erster Sohn entsproß dieser Ehe am 22. August 1787 Christian Friedrich St. Unter den Augen der von dem Geiste der Aufklärung erfüllten Eltern verlebte der mit einem zarten Körper, aber trefflichen Geistesgaben ausgerüstete Christian theils auf dem Lande, theils in der Stadt Coburg eine glückliche Jugend. Früh zeigte sich bei ihm ein Streben nach großen Verhältnissen: „Bei mir muß das Eßgeschirr einmal von Silber sein“, vertraute der kecke, lebhafte Knabe seiner Mutter an, worauf sie trocken entgegnete: „Wenn du's kannst, mir soll es recht sein.“

Nachdem er das Gymnasium in Coburg 1805 verlassen hatte, studirte er fünf Jahre in Würzburg, Erlangen und Jena mit großem Eifer Medicin. Die tiefe Demüthigung Deutschlands durch Napoleon erweckte in ihm das glühende Verlangen nach einem einigen, mächtigen deutschen Vaterlande. Er beschäftigte sich auf der Universität eingehend mit der Geschichte seines Volkes und schöpfte daraus die während des ganzen Lebens festgehaltene Hoffnung und Ueberzeugung, daß nur der Staat Friedrich's des Großen die deutschen Stämme einer glücklichen Zukunft entgegenführen werde. Dreiundzwanzig Jahre alt ließ er sich als praktischer Arzt in Coburg nieder und gewann durch sein frisches, sicheres, menschenfreundliches Wesen und durch glückliche Behandlung schwer Erkrankter, die er „gegen alle Regeln der Kunst“ gesund machte, bald großes Ansehen, so daß er schon im J. 1812 zum Stadt- und Landphysikus von Coburg ernannt wurde. Am Krankenlager schärfte er den beobachtenden Blick, lernte er die verborgenen Ursachen schwerer Leiden ergründen, um dann bald mit kühnem Entschluß, bald mit Ruhe und Geduld die Krankheitskeime zu beseitigen und dem Körper die zur Heilung nöthigen Kräfte zuzuführen. Bei alledem aber bewahrte er sich die innige Freude an Kunst und Litteratur und empfing in dieser Richtung durch den vertrauten Freundesverkehr mit dem Dichter Friedrich Rückert vielfache Anregung.

Der große Freiheitskrieg brachte St. eine schwere Aufgabe: gegen Ende des Jahres 1812 hatte er in Coburg ein Militärlazareth einzurichten, dem er mit Aufopferung aller Kräfte vorstand. Während der Typhus aus dem Lazareth nicht zu vertreiben war, wagten nur ein alter Chirurg und er den Kranken Linderung zu bringen, bis er im November 1813 von der Krankheit ergriffen wurde und mehrere Wochen zwischen Leben und Tod schwebte. Kaum genesen ging er im Januar 1814 als Oberarzt der herzoglich sächsischen Contingente nach dem Rhein, wo er das unter der Verwaltung des Freiherrn vom Stein stehende Wormser Spital leitete. Als er deutsche Verwundete abweisen mußte, weil er einige Zeit vorher kranke französische Gefangene aufgenommen hatte, kam es zu einer heftigen Begegnung mit dem hierüber erzürnten Freiherrn, in der St. seine Pflicht, als Mensch und Arzt so zu handeln, nachdrücklich hervorhob. Im Herbst 1814 kehrte er auf kurze Zeit in die Heimath zurück. Das folgende Jahr führte ihn als Regimentsarzt mit den Truppen der Herzöge von Sachsen nach dem Elsaß und erst nach dem Friedensschluß konnte er seine Pflichten als Stadt- und Landphysikus in Coburg wieder aufnehmen.

Da erging an St. vom Prinzen Leopold von Coburg, dem als Verlobten der präsumtiven englischen Thronerbin eine glänzende Zukunft bevorzustehen schien, die Frage, ob er als Leibarzt in seine Dienste treten wolle. Der Prinz hatte St. während der Feldzüge zwar nur oberflächlich kennen gelernt, aber zu dem geistvollen, witzigen und dabei doch von wissenschaftlichem und sittlichem Ernste durchdrungenen Arzte solches Zutrauen gewonnen, daß er ihm die Sorge für sein leibliches Wohl zu übertragen wünschte. Diese Sorge allein konnte St. nicht bestimmen, dem Rufe zu folgen, da die Thätigkeit eines Leibarztes ein an reiche Arbeit gewöhntes Leben nicht auszufüllen vermochte; auch die hervorragenden Eigenschaften des Prinzen waren nicht entscheidend, denn außer der persönlichen Liebenswürdigkeit waren sie von St. damals noch nicht erkannt worden. Aber es eröffnete sich ihm die Aussicht, die politischen Geschicke der Völker von begünstigter Stellung aus klar zu erkennen und, wenn das Vertrauen des Prinzen zu St. befestigt wurde, Einfluß auf ihn und durch ihn auf die Gestaltung der politischen Zukunft zu erlangen. Seine echt deutsche Gesinnung brauchte St. im Dienste des Prinzen nicht zu verleugnen, ja er konnte seinem Vaterlande in dem Verkehr mit den einflußreichsten Personen Englands mehr nützen, als in seiner Stellung als Physikus einer kleinen deutschen Residenz. So entschloß er sich, die Aufforderung des Prinzen Leopold anzunehmen, und langte am 29. März 1816 in England an.

Dem unbekannten deutschen Leibarzte war am Hofe Leopold's und seiner Gemahlin Charlotte am Hofe zu Claremont anfangs natürlich keine bedeutende Rolle beschieden; aber das glückliche Fürstenpaar lernte bald die aufopferungsfreudige Treue, das sichere Urtheil, den klugen Rath Stockmar's schätzen, und so entspann sich ein vertrautes persönliches Verhältniß beider zu ihm. Als Prinzeß Charlotte Mutterfreuden entgegensah, erklärte St. ihrem Gemahl, daß er ihr während dieses Zustandes keine ärztliche Hülfe ertheilen könne, das vielmehr ihrem Leibarzte und dem zugezogenen berühmten Accoucheur allein überlassen müsse, weil der Stolz der englischen Nation ihm im Falle des Unglücks alle Schuld zugeschoben haben würde. Seine Beobachtung, daß die englischen Aerzte durch ihre Behandlung den Organismus der Prinzessin schwächten, enthielt er ihrem Gemahl nicht vor, damit dieser Stockmar's Bedenken den Aerzten zu erwägen gebe. Erst nachdem Charlotte am Abend des 5. November 1817 von einem todten Knaben entbunden worden war und die beiden Collegen St. aufgefordert hatten, die Prinzessin zu sehen, trat er an ihr Lager, auf dem sie noch in derselben Nacht verschied. Prinz Leopold, der mehrere Tage und Nächte nicht von ihrer Seite gewichen war, hatte sich in dem Glauben, daß nunmehr alle Gefahr vorüber sei, nach der Entbindung erschöpft zur Ruhe begeben. Nun mußte St. ihm den furchtbaren Verlust mittheilen. In dieser schweren Stunde nahm der Prinz ihm als dem treuesten Freunde das Versprechen ab, immer bei ihm zu bleiben; St. erklärte, er werde ihn nicht verlassen, solange er erkenne, daß der Prinz ihm vertraue, ihn liebe, und daß er ihm nützen könne.

Die Liebe und das Vertrauen des Prinzen Leopold erloschen nie, sondern erstarkten zu einer Freundschaft, wie sie inniger zwischen zwei Männern von so verschiedener Lebensstellung nicht gedacht werden kann. Möglich war dies nur, weil St. kein Schmeichler war, weil in ihm strenge Wahrhaftigkeit, unabhängige Gesinnung, große Uneigennützigkeit sich mit bedeutenden Verstandesgaben vereinigten. Mit seinen freimüthigen oft mahnenden Aeußerungen war er keineswegs immer ein bequemer Genosse; daß Prinz Leopold die gute Absicht und die Richtigkeit der Rathschläge Stockmar's zu erkennen vermochte, daß er ihm

während des ganzen Lebens von Herzen zugethan blieb, ist ein trefflicher Beweis für die auch sonst genügend bekannte Bedeutung dieses Fürsten.

Nützen konnte St. seinem Herrn zunächst nach den verschiedensten Richtungen. Der Prinz nahm bald nach dem Tode seiner Gemahlin einen neuen Leibarzt an, um dem Freunde die Verwaltung seiner Einnahmen, seine Correspondenz und die Amtsgeschäfte eines Hofmarschalls anzuvertrauen. Wünschenswerth erschien ihm wegen des vielfachen Verkehrs mit Fürsten und der Hofgesellschaft, daß St. geadelt werde; er veranlaßte daher im J. 1821 den König von Sachsen, seinem Vertrauten den Adel zu verleihen, und im J. 1830 den König von Baiern, ihn zum Freiherrn zu ernennen. Auf Leopold's Betreiben ist es auch zurückzuführen, daß St. 1844 den österreichischen Freiherrntitel erhielt. Viel wichtiger als diese gesellschaftlich vortheilhaften Anerkennungen seines Wirkens war es für St., daß er in der Leitung des großen Haushalts, in dem Verkehr mit einflußreichen Persönlichkeiten seine Welt-, Menschen- und Geschäftskenntniß erweiterte, daß er in dem leicht zur Verflachung führenden Hofleben seinen Charakter befestigte und seine politische Bildung vertiefte. Mit scharfem Auge durchschaute er mehr und mehr die von keinem anderen Regierungssysteme übertroffenen Vorzüge der constitutionellen Monarchie und eignete sich rasch die praktische politische Auffassung der Engländer an, ohne jedoch an Menschenliebe ärmer zu werden und die Tugend ideal angelegter Staatsmänner zu verlieren, daß sie ihr Handeln stets nach den höchsten Gesichtspunkten einrichten. Er hatte unter dem Einflusse seiner gut bürgerlich gesinnten Eltern sowie in dem Verkehr mit den Landleuten auf dem väterlichen Gute und mit den Bürgern während seiner ärztlichen Praxis eine hohe Meinung von dem gesunden Sinn, dem tüchtigen Wesen, den Fähigkeiten des deutschen Volkes gewonnen und wünschte, daß dieses herrliche Besitzthum nicht durch willkürliches Gängeln von oben gemindert, sondern durch volksthümliche Einrichtungen im Staatsleben bewahrt und gemehrt werde. In England sah er eine rege Betheiligung des Volkes an öffentlichen Angelegenheiten zum Heile Aller, infolge dessen größeres Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein der unteren Classen, als man unter dem Drucke der Metternich'schen Regierungsweisheit in deutschen Landen finden konnte. Der frühere ärztliche Beruf in Verbindung mit angeborenem politischen Feingefühl befähigte St. in hohem Maaße, die Ursachen krankhafter Zustände im Leben der Völker zu erkennen und — die vornehmste Aufgabe des Arztes — vorbeugende Rathschläge zu geben; aus Fehlern, welche nach seiner Ansicht auf diesen gewaltigen Organismus einwirken mußten und nicht paralysirt wurden, vermochte er mit Bestimmtheit krankhafte Lebensäußerungen der Nationen vorherzusehen. Aber auch die rechten Heilmittel wußte St. zur Beseitigung der Leiden aus der klaren Erkenntniß ihres Grundes und der Beschaffenheit des Patienten anzurathen. Gustav Freytag und Karl Meyer haben den bedeutenden Einfluß der medicinischen Lehr- und Wanderjahre auf das glückliche politische Wirken Stockmar's so unanfechtbar nachgewiesen, daß der neuerdings in den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Coburg unternommene Versuch, Stockmar's staatsmännische Thätigkeit unter den Gesichtspunkt des politischen Dilettantismus zu stellen, so geistreich das Urtheil klingen mag, wegen der ungeschichtlichen Auffassung befremden muß. St. gab im Alter von dreißig Jahren den ärztlichen Beruf auf und lebte danach mehr als vierzig Jahre in intimer Beschäftigung mit politischen Angelegenheiten. Mit unbefangenen Augen ihn als politisch dilettirenden Mediciner zu betrachten, ist daher unmöglich.

Nach dem Tode der Prinzessin Charlotte brachten gemeinsame Reisen nach Frankreich, Italien und Deutschland frische Eindrücke in das zunächst von großen Ereignissen freibleibende Leben des Prinzen Leopold und Stockmar's zu Claremont.

Letzterer gründete im August 1821 mit seiner Cousine Fanny Sommer einen eigenen Hausstand in Coburg; aber das Glück des behaglichen häuslichen Lebens mit der Gattin und den der Ehe entsprossenen drei Kindern genoß St. nur getheilt: er brachte fast in jedem der nächsten 36 Jahre bloß sechs Monate in Coburg zu, die anderen sechs Monate widmete er seinen fürstlichen Freunden — für den von warmem Empfinden für Familienglück beseelten Mann ein großes Opfer. Dadurch aber, daß er den Mittelpunkt seines Lebens nach Deutschland verlegte, zeigte er den festen Entschluß, gut deutsch zu bleiben und, soweit sein Rath und seine Hülfe nicht von den Freunden im Ausland verlangt wurden, die ihm beschiedenen Tage unter seinen Landsleuten zu verbringen.

Den ersten Anlaß zu einem Streifzug in das Gebiet der hohen Politik bot die im J. 1829 von Seiten der Griechen an den Prinzen Leopold ergangene Anregung, ihr König zu werden. St. drang darauf, daß der Prinz nicht persönlich mit den Vertretern der Großmächte unterhandle und seine Annahme der Krone von vornherein an bestimmte, die Lebensfähigkeit des neuen Staatsgebildes verbürgende Bedingungen knüpfe. Damals beachtete Leopold die Rathschläge seines klugen Gehilfen nicht, sondern handelte ihnen in beiden Stücken zuwider; er sagte, von der Sehnsucht nach dem herrlichsten Lande des Alterthums getrieben, unbedingt zu, indem er hoffte, bei den Großmächten später noch die nothwendigen Zugeständnisse durchzusetzen. Als er sie nicht zu erreichen vermochte, mußte er sein Wort zurückziehen.

Bald darauf erhoben sich die Belgier gegen die holländische Herrschaft und suchten 1831 die Hülfe des Prinzen Leopold, um einen Staat zu gründen. Diesmal setzte St. es durch, daß der Prinz die angebotene Krone nur unter der Bedingung annahm, daß die Belgier sich den von den Großmächten aufgestellten 18 Artikeln unterwürfen. Als der Prinz ihn fragte, ob die in Brüssel beschlossene stark demokratische Verfassung eine gute Regierung möglich mache, gab St. nach eingehender Prüfung zu, daß die Macht des Königs und seiner Minister durch die Constitution gar sehr beschränkt werde. Aber er schloß daran den Rath: „Versuchen Sie es, ob sich alle diese Freiheiten mit der Ordnung vereinigen lassen, versuchen Sie es, nach dem Geiste dieser Constitution, und zwar mit der größten Gewissenhaftigkeit zu regieren. Finden Sie dann, daß mit diesem Grundgesetz eine gute Regierung unmöglich ist, so erlassen Sie nach einiger Zeit eine Botschaft an die Kammern, worin Sie Ihre Erfahrungen offen darlegen und die Mängel der Constitution nachweisen. Haben Sie in der That nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt, dann wird Ihnen das Volk sicherlich zur Seite stehen und gern alle Aenderungen vornehmen, deren Nothwendigkeit erweislich ist.“ Leopold erklärte sich hierauf mit dem Inhalte der Verfassung einverstanden, verzichtete, dem Rathe Stockmar's folgend, unter bestimmten Modalitäten auf sein englisches Jahrgeld, um völlige Unabhängigkeit gegenüber dem belgischen Volke sowie den auswärtigen Mächten zu erlangen, und traf, von seinem Vertrauten begleitet, am 21. Juli 1831 in Brüssel ein. Hier zogen sich bald drohende Wolken zusammen: während König Leopold I. sein Land bereiste und St. das Haus- und Hofwesen organisirte, brachen die Holländer von neuem in Belgien ein. St. wurde am 12. August 1831 auf dem Wege zum König bei Löwen von holländischen Soldaten gefangen genommen, rettete aber durch eine List die am Leibe verborgenen Depeschen; nach wenigen Stunden zog sich die holländische Abtheilung vor dem von Leopold I. herbeigerufenen französischen Heere zurück, ohne sich um den Gefangenen zu kümmern. Der König sandte St. nun nach London, um die officiellen Vertreter Belgiens, van de Weyer und Goblet, zu unterstützen. Im vollsten Einverständniß mit diesen benutzte St. seine guten Beziehungen zu den englischen Staatsmännern, um die

schwierige Lage der belgischen Angelegenheit auf der Conferenz der Großmächte zu verbessern. Er empfahl Leopold, alle Abdankungsgedanken aufzugeben, mit kleinen Erfolgen zufrieden zu sein, die von den Großmächten vorgeschlagenen, nicht gerade günstigen, aber doch annehmbaren Bestimmungen anzuerkennen. Nachdem der König diesem letzten Rathe am 15. November 1831 gefolgt war, konnte Belgiens Existenz als gesichert angesehen werden. Das Widerstreben Hollands brachte in den nächsten Jahren zwar noch sorgenvolle Stunden für die belgischen Staatsmänner und für St. Gelegenheit zum Eingreifen; in der Hauptsache konnte dieser sich nun aber der recht verdrießlichen Abwicklung der Vermögensangelegenheiten des Königs aus der englischen Zeit zuwenden. Endlich im April 1834 hatte er aus dem englischen Jahrgelde Leopold's gemäß dem beschränkten Verzicht alle Schulden getilgt; krank siedelte er im Mai desselben Jahres nach Coburg über. Da in dem belgischen Staatswesen eine Verwendung für den Ausländer nicht gut möglich war, übrigens auch Stockmar's selbständige Natur sich nur für eine leitende Stellung, nicht für die gewöhnliche bureaukratische Arbeit eignete, so schied St. 1834 mit Pension aus der dienstlichen Stellung zum Könige der Belgier. Der freundschaftliche, bald persönliche, bald briefliche Verkehr und die Bereitschaft, Leopold nützlich zu sein, dauerten übrigens bis an sein Ende fort.

Drei Jahre der Ruhe und Erholung verbrachte St. bei den Seinen in Coburg. Sie wurden nur durch ein in die coburgische Familienpolitik einschlagendes Geschäft unterbrochen, durch die Vermittelung des Heirathsvertrages zwischen dem Prinzen Ferdinand von Coburg und Donna Maria von Portugal gegen Ende des Jahres 1835. Merkwürdig ist, daß hieraus nicht ein näheres Verhältniß zu der Familie seines Landesherrn erwuchs. St. war aber, wie Theodore Martin aus bester Quelle mittheilt, beim herzoglichen Hause in Coburg nicht beliebt; hier gefiel sein rückhaltlos offenes, unabhängiges, eigenartiges Wesen nicht.

Und doch sollte St. diesem Hause unvergänglichen Ruhm verschaffen durch die Erziehung des jüngeren Sohnes des regierenden Herzogs zu einem Fürsten, der in musterhaftem Leben, strenger Selbstzucht, treuester Pflichterfüllung allen Hochgestellten ein Vorbild werden sollte. König Leopold hatte die Verbindung seines Neffen, des Prinzen Albert von Coburg, mit seiner Nichte Victoria, der englischen Thronerbin, ins Auge gefaßt für den Fall, daß Prinz Albert fähig werden sollte, die schwierige Stellung eines englischen Prinzgemahls gut auszufüllen. Er hatte mit St. eingehend darüber correspondirt und den Freund veranlaßt, der Prinzessin Victoria beim Eintritt ihrer Regierungsmündigkeit berathend zur Seite zu stehen, damit sie nicht von selbstsüchtigen, ehrgeizigen Leuten umgarnt werde. Wenige Wochen nach seiner Ankunft in England (26. Mai 1837) starb König Wilhelm IV. und Victoria bestieg achtzehnjährig den Thron. Für St. brach wieder eine Zeit angestrengtester Thätigkeit an, denn er allein hatte alle Geschäfte eines Privatsecretärs der Königin zu besorgen, soweit nicht der Weg directer schriftlicher oder persönlicher Verhandlung zwischen der Königin und den Ministern gangbar war. Diejenigen, deren egoistische Pläne er kreuzte, verfehlten natürlich nicht, auf den fremden, im Verborgenen lebenden „Intriguanten“ aufmerksam zu machen. Aber die maßgebenden Personen, insbesondere die Führer der beiden großen englischen Parteien erkannten damals wie späterhin das einsichtige, selbstlose Walten Stockmar's und waren daher mit seiner einflußreichen Stellung am Hofe zufrieden. Denkwürdig ist der Ausspruch des scharf urtheilenden Lord Palmerston: „In meinem ganzen Leben ist mir nur ein vollkommen uneigennütziger Mensch vorgekommen, das ist Stockmar“, nicht minder das Zeugniß Lord Aberdeen's: „Ich hab' wol Leute ge-

kannt, die grad' so klug waren, grad' so discret, grad' so brav, aber keinen, der alles dreies so mit eins war, wie er."

Nach fünfzehn Monaten eines arbeitsreichen Aufenthaltes kehrte St. von England in die Heimath zurück, von der Königin gebeten, den Prinzen Albert auf einer zu dessen Ausbildung dienenden Reise zu begleiten. Von December 1838 bis zum Mai 1839 suchte St. auf dem Zuge durch Italien in seiner frischen Weise auf den jungen Prinzen einzuwirken; er würdigte dessen gute Anlagen und edle Vorsätze, aber er bemerkte auch eine Abneigung gegen geistige Anstrengung, gegen politische Erörterungen. Er betrachtete es nun als eine Lebensaufgabe, den Geist und Charakter des Prinzen zu veredeln und zu vertiefen, ihn wieder und wieder zum Ernst und zur Strenge gegen sich selbst aufzufordern, bis das hoch gesteckte Ziel erreicht sei. Daß es erreicht wurde, ist Stockmar's Verdienst, und Prinz Albert ist dafür bis zu seinem Tode dem treuen väterlichen Freunde dankbar gewesen. Auch nachdem der Schüler Stockmar's von seinem Meister nichts mehr zu lernen brauchte, drang er immer und immer wieder in diesen, nach England zu kommen, damit sie sich über die Dinge aus der großen und der kleinen Welt aussprechen könnten. Und wenn St. fern war, berichtete Prinz Albert brieflich über seine Erlebnisse und die großen politischen Angelegenheiten, häufig ohne von dem alten Freunde, dem das Schreiben gegen sein Lebensende schwer wurde, eine Antwort abzuwarten.

Im Herbst 1839 verlobte die Königin Victoria sich mit Prinz Albert. Schwierigkeiten entstanden in den Fragen des dem Prinzen zu gewährenden Jahrgeldes und Ranges, weil die Tories sich durch die offene Begünstigung der Whigs von seiten der Königin verletzt fühlten. Vergeblich drang St., der in England für den Prinzen den Heirathsvertrag zu verhandeln hatte, darauf, daß das whiggistische Ministerium sich vor der öffentlichen Berathung mit der Opposition über diese neutralen Dinge verständige; das beantragte Jahrgeld wurde durch das Parlament wesentlich herabgesetzt und auch in der Rangfrage drohte eine peinliche Niederlage. Da setzte St. es durch, daß der den Rang behandelnde Theil des Gesetzentwurfs zurückgezogen und dem Prinzen durch Geheimrathsbefehl (order in Council) der Rang nach der Königin gegeben wurde. Nachdem die Vermählung am 10. Februar 1840 stattgefunden hatte und die Geburt eines Thronerben zu erwarten war, verhandelte St. auf eigene Verantwortung mit den Führern der Tories, um dem Prinzgemahl die etwa nothwendig werdende Regentschaft zu sichern. Er erzielte einen so durchschlagenden Erfolg, daß eine vorläufige vertrauliche Verhandlung mit der Opposition seitdem in allen die königliche Familie betreffenden Fragen geübt worden ist. Bei seinen häufigen, lange dauernden Aufenthalten in England schlug er auf Bitten der ihn treu verehrenden Königin und des Prinzgemahls Reformen für die Aenderung des Hofwesens, Maaßregeln für die geistige und körperliche Ausbildung der königlichen Kinder vor und gab in den verschiedensten häuslichen und politischen Angelegenheiten trefflichen Rath. Er war nicht ein Fremder, sondern der vertraute Hausfreund in den königlichen Schlössern Englands und als solcher von den Vorschriften der Hofetikette entbunden; so durfte er, um ein Beispiel anzuführen, in den dort nicht üblichen langen Beinkleidern erscheinen und beim Thee vor der Königin allein aufbrechen.

Dieser scharfblickende, thatkräftige, volksthümlich denkende Staatsmann hatte die beste Kraft seines Lebens den Schicksalen Belgiens und des englischen Fürstenhauses gewidmet — in Deutschland war für die Nutzbarmachung der Kräfte und Ideen eines so entschieden deutschen und liberalen Politikers kein Raum gewesen. St. hatte nur bei einer Gelegenheit sein Lieblingsproject, engere Beziehungen zwischen Deutschland und Großbritannien herzustellen, fördern können,

indem er es durchsetzte, daß die englischen Herrschaften den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen einluden, Pathenstelle bei dem Prinzen von Wales zu übernehmen. Das gewünschte intime Verhältniß der beiden großen protestantischen Mächte entstand jedoch aus dem Besuche des gekrönten Romantikers in England nicht. Wohl aber sagte St. schon im J. 1847 mit vollster Sicherheit voraus, daß in Frankreich und Preußen ein gewaltiger Sturm nahe bevorstehe, in Frankreich wegen der unehrlichen, nur scheinbar constitutionellen Politik Ludwig Philipp's, in Preußen wegen der halben Maßregeln der Regierung und der liberalen Opposition. Als dann der Sturm des Jahres 1848 von Frankreich nach Deutschland hinüberbrauste, hoffte er, daß Preußen das deutsche Volk in dieser Krise führen und schützen werde; aber Friedrich Wilhelm IV. entschloß sich zu spät, die Leitung der deutschen Bewegung zu übernehmen und gab den widerwillig gefaßten Entschluß gar bald auf. Als man noch Erwartungen auf ihn setzen konnte, entwarf St. einen Plan zur Wiederherstellung Deutschlands, der zwar sein Ideal, einen deutschen Einheitsstaat mit preußischer Spitze unter Ausschluß Oesterreichs zu bilden, des vorauszusehenden Widerstandes wegen nicht verwirklichen, aber doch unter Schonung der bestehenden Verhältnisse alsbald eine innige Einheit schaffen sollte. Er schlug einen deutschen Bundesstaat vor, den König von Preußen als Kaiser, Aufgehen Preußens und etwaigen späteren Zuwachses im Reiche, Eintreten der übrigen Bundesstaaten in den Zustand mittelbaren Reichslandes, d. h. die letzteren sollten nur in den nach der Reichsverfassung gemeinsamen Angelegenheiten dem Reiche unterworfen werden. Der Kaiser sollte durch Reichsministerium und Reichsparlament die der Centralgewalt zustehenden Rechte im ganzen Reiche und alle anderen Befugnisse im unmittelbaren Reichlande (Preußen und Zuwachs) ausüben, während die Regierungen und Repräsentativkörper der reichsmittelbaren Länder in diesen die nicht dem Reich zugetheilten Rechte wahrnehmen sollten. Seine Hoffnung war, daß allmählich die reichsmittelbaren Gliedstaaten im Reiche aufgehen möchten und der Bundesstaat sich in den Einheitsstaat wandeln würde. Oesterreich durfte nach seiner Ansicht nicht dem Reiche beitreten, um den schädlichen Dualismus zu verhindern; nur die deutschen Provinzen der Habsburger Monarchie hätten als reichsmittelbares Land aufgenommen werden können.

Auf Veranlassung des ihm von Brüssel her befreundeten preußischen Ministers Heinrich v. Arnim suchte St. am 17. Mai 1848 brieflich den König von Preußen für die Lösung der deutschen Frage zu gewinnen und übersandte hierbei seinen soeben skizzirten Plan. Am 8. und 10. Juni 1848 setzte St. persönlich dem Könige seine Ansichten über die künftige Gestaltung Deutschlands und über die Herstellung der Ordnung in Preußen auseinander. Der liberale Staatsmann hielt die Auflösung des in Phrasen schwelgenden preußischen Landtags nicht für erforderlich, um so nachdrücklichere Maaßregeln empfahl er zur Ausrottung der durch den Straßenpöbel hervorgerufenen Anarchie: Berlin solle militärisch besetzt und eine Proclamation an das Volk erlassen werden, worin diesem zu verkünden sei, daß der militärische Schutz dem Landtag die Berathung der Verfassung in Freiheit, Ruhe und Ordnung ermöglichen solle. Als St. sah, daß Friedrich Wilhelm den rechten Entschluß nicht fassen konnte, kehrte er rasch nach Frankfurt zurück und vermied es von da ab, mit dem Könige in Berührung zu kommen.

In Frankfurt vertrat er, einem dringenden Wunsche des Prinzen Albert entsprechend, die kleinen Herzogthümer Coburg-Gotha als Gesandter ohne Stimme an dem absterbenden Bundestage, konnte aber natürlich in dieser Thätigkeit keine Befriedigung finden. Seine Gesinnungen erhellen klar daraus, daß er nach dem Beschluß des Bundestags, sich aufzulösen, das Wort zu einer eindrucks-

vollen Ansprache ergriff, in der er ausführte, daß jetzt die Zeit gekommen sei, wo die Particularregierungen, insbesondere die kleinen, sich als unmöglich und überflüssig erkennen und selbst zu Gunsten eines großen Ganzen aufgeben müßten — dies sei ein letzter patriotischer Act, mit dem allein sie würdig schließen könnten.

Anfang und Mitte Juli 1848 baten die Freunde ihn, das Reichsministerium des Auswärtigen zu übernehmen. Er aber erwiderte: „Wer im 60. Jahre, mit Gicht in den Eingeweiden, noch den Krankenwärterdienst bei der am ansteckenden Fieber darniederliegenden Germania übernehmen wollte, müßte rein toll sein." Als ihm jedoch am Ende desselben Monats die weniger anstrengende Ministerpräsidentschaft angetragen wurde, erklärte er sich zur Uebernahme bereit, falls sein bei Friedrich Wilhelm IV. gut angeschriebener Freund Bunsen die auswärtigen Angelegenheiten des Reichs leiten wolle und so eine Gewähr für gute Beziehungen zwischen Frankfurt und Berlin gegeben werde. Aber Bunsen blieb im preußischen Staatsdienst. Dem Andringen Dahlmann's, unter ihm die auswärtigen Angelegenheiten zu führen, konnte St. nur ein unbedingtes Nein entgegensetzen. Ein im September 1848 auf Wunsch des Reichsministeriums von St. unternommener Versuch, durch persönliche Verhandlung mit den preußischen Ministern die deutsche Sache zu fördern, hatte keinen praktischen Erfolg. Den an ihn von Heinrich v. Gagern am 14. Februar 1849 ergangenen Antrag, das Ministerium des Auswärtigen zu leiten, konnte er ebensowenig, wie die früheren annehmen. Mehr und mehr festigte sich in ihm die Ueberzeugung, daß bei der in Berlin herrschenden Richtung das deutsche Reich von der Frankfurter Nationalversammlung nicht werde gegründet werden können. Auch an ein Gelingen des preußischen Versuchs, durch das Erfurter Parlament eine Einigung herbeizuführen, vermochte er nicht zu glauben, weil die hierzu nothwendigen Mittel nicht mit Entschiedenheit in Anwendung gebracht wurden.

Und doch zweifelte der edle Patriot nicht an der endlichen Erfüllung des deutschen Einheitstraumes. Charakteristisch sind seine Wort aus jener Zeit: „Die Deutschen sind ein gutes Volk, leicht zu regieren, und die deutschen Fürsten, die das nicht verstehen, verdienen nicht über ein solches Volk zu herrschen. Laßt Euch nicht abschrecken; Ihr Jüngeren vermögt gar nicht zu übersehen, wie groß die Fortschritte sind, welche die Deutschen in diesem Jahrhundert zu staatlicher Einheit gemacht haben; ich habe es erfahren, ich kenne dies Volk, Ihr geht einer großen Zukunft entgegen, Ihr werdet es erleben, ich aber nicht; — dann denkt des Alten!" Freilich erwartete St. die Einigung nicht mehr auf dem Wege friedlicher Verhandlung; mit prophetischem Blick sah er das zu einer Katastrophe drängende Steigen allgemeiner Noth voraus: „Dann kann es kommen, wie es schon so oft kam, die Noth erzeugt den Mann und die That." Dieser von Bismarck wahr gemachte Satz findet sich in einem Briefe Stockmar's vom 25. September 1851!

Vor dem Krimkriege hatte St. ein gemeinsames festes Auftreten Englands, Frankreichs, Preußens und Oesterreichs gegen Rußland, das trotz seiner innerlichen Morschheit auf Europa nicht die mindeste Rücksicht nahm, gewünscht, um den Krieg zu vermeiden. Nachdem aber letzterer ausgebrochen war, befürwortete er warm seinen alten Gedanken eines Zusammengehens Norddeutschlands mit England, weil dieses bei all seinem gesunden und berechtigten Egoismus doch frei von blinder Habgier, blindem Neid sei und seine Größe und Wohlfahrt nicht durch Schwächung und Niederhaltung anderer Staaten zu fördern suche. Aber die russenfreundlichen reactionären Kreise Berlins waren dieser Idee nicht geneigt. Um so größere Freude empfand St., als er noch an seinem Lebensabend dazu mitwirken konnte, ein verheißungsvolles Band zwischen den beiden

Mächten zu knüpfen durch die Verbindung seines Lieblings, der Prinzeß Royal von Großbritannien, mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. Letzterem war St. von den Berliner Conservativen als „revolutionärer Maulwurf“ geschildert worden — wie erstaunte der Prinz, in ihm einen aufgeklärten vertrauenswürdigen Staatsmann zu finden, der im Gegensatz zu den sogenannten Conservativen wirklich staatserhaltende Ideen vertrat, indem er verlangte, daß ununterbrochen und in einem fortgehenden Acte ein Theil des Alten erhalten, das Veraltete abgestoßen und dafür ein Theil neu geschaffen und angesetzt werde.

Zu der Vermählung des jungen Paares konnte St. nicht mehr nach England reisen; seit dem am 16. Mai 1856 erfolgten Tode seiner einzigen Tochter Marie, die an Professor Hermann Hettner verheirathet war, hatte er viel von seiner Frische eingebüßt; die Lasten des Alters drückten schwer auf den zur Kränklichkeit neigenden Körper und den schon in den Mannesjahren hypochondrischen Stimmungen unterworfenen Geist. Er hatte aber seinen ältesten Sohn Ernst in nahe Beziehungen zu dem englischen Königshause gebracht und so die segensreiche Wirksamkeit desselben für das junge Fürstenpaar eingeleitet. Er selbst weilte aus rein menschlichem Interesse an dem Wohlergehen des Prinzen Friedrich Wilhelm und seiner Gemahlin gegen Ende des Jahres 1858 in Potsdam und Berlin,auch von dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen durch Beweise großen Vertrauens erfreut. Dann zog er sich ganz nach Coburg zurück und schenkte politischen Fragen fast kein Gehör mehr, sondern vertiefte sich in die ewigen Räthsel des menschlichen Lebens. Im aufgeklärten protestantischen Glauben aufgewachsen, war er von jeder confessionellen Einseitigkeit, von jeder religiösen Unduldsamkeit weit entfernt. Als Grund intoleranter Gesinnung konnte er bei Anderen nur Mängel des Verstandes, des Gemüthes oder der Gesundheit erkennen. Das Wichtigste erschien ihm allezeit nicht die Gläubigkeit, sondern werkthätige, echt christliche Nächstenliebe. Diese haben nicht nur die persönlichen Freunde, sondern auch die Armen Coburgs in reichstem Maaße von St. erfahren. Der frühzeitige Tod seines großen politischen Schülers, des Prinzen Albert (14. December 1861) erfüllte ihn mit bitterstem Leid, die Krankheit König Leopold's brachte dem fast Sechsundsiebzigjährigen schweren Kummer. Aber den Tod dieses Freundes sollte er nicht mehr erleben müssen: in der Nacht vom 8. zum 9. Juli 1863 machte ein Gehirnschlag seinen Leiden ein Ende. Die fürstlichen Freunde setzten ihm auf dem Coburger Friedhof ein sie selbst ehrendes Denkmal.

St. hat fast nichts veröffentlicht; die wenigen politischen Aufsätze, welche von ihm in der Deutschen Zeitung (vom 4. Juli 1848 und 22. Sept. 1849) und in der Berliner Constitutionellen Zeitung (Jahrgang 1850, Nr. 426, Jahrgang 1851, Nr. 18, 91) publicirt worden sind, zeigen ihn als einen Schriftsteller von hervorragenden litterarischen Fähigkeiten. Der Schwerpunkt seines Wirkens hat in der Verbreitung seiner Ideen durch Mittheilung an Einzelne in vertrautem persönlichem oder brieflichem Verkehr gelegen. So ist es gekommen, daß er, wie der belgische Gesandte v. Nothomb ihm sagte, nur wenigen bekannt, „eine unterirdische, anonyme Existenz“ geführt hat. Ihm hat die bescheidene Rolle des verborgen bleibenden Berathers genügt. Erst durch den bald nach seinem Tode erschienenen anmuthenden Lebensabriß aus der Feder Gustav Freytag's und noch mehr durch die von dem Sohne herausgegebenen Denkwürdigkeiten hat das deutsche Volk erfahren, daß es an St. einen seiner weisesten Politiker und einen vortrefflichen Menschen verloren hat.

E. v. Stockmar, Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian Friedrich von Stockmar. Braunschweig 1872. — Derselbe, Der Tod der Prinzeß Charlotte. In der Deutschen Rundschau XL, 461 fg.

Berlin 1884. — Ch. Grey, Die Jugendjahre des Prinzen Albert. Uebersetzt von J. Frese. Gotha 1868. — Th. Martin, Das Leben des Prinzen Albert. Uebersetzt von Lehmann. 5 Bände. Gotha 1876—1881. — G. Freytag, Gesammelte Werke XVI, 66 fg. Leipzig 1887. — F. K. Meyer in den Preußischen Jahrbüchern XII, 328 fg. Berlin 1863. — H. Hettner, Kleine Schriften, S. 131 fg. Braunschweig 1884. — F. Nippold, Bunsen II, III. Leipzig 1869, 1871. — A. Springer, Dahlmann II, Leipzig 1872. — Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. 3 Bände. Berlin 1887—1889. — v. Roon, Denkwürdigkeiten I, Breslau 1892. — A. Sohr, H. Rückert. Weimar 1880. — H. Uhde, Erinnerungen u. Leben der Malerin Luise Seidler. Berlin 1874. — (Agnes Keßler geb. v. Schultheß,) Altfränkische Bilder und Geschichten. Coburg o. J. — A. Stern, H. Hettner. Leipzig 1885. — R. Haym, M. Duncker. Berlin 1891. — Th. Juste, Le baron Stockmar. Bruxelles 1873. — Saint-René Taillandier, Le roi Léopold et la reine Victoria. 2 Bände. 1878.

Karl A. F. Samwer.

Stockmar: Ernst Alfred Christian Freiherr v. St., Rechtsgelehrter und Geschichtsforscher. Dem bekannten Staatsmann Christian Friedrich Freiherrn v. Stockmar wurde am 7. August 1823 zu Coburg der erste Sohn, Ernst Alfred Christian, geboren. Da der Vater im Interesse seiner fürstlichen Freunde bis 1857 fast in jedem Jahre nur sechs Monate im Kreise seiner Familie zubrachte, fiel die Sorge um die erste Erziehung des Kindes der Mutter, Fanny v. Stockmar geb. Sommer, zu. In gut bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, hatte diese ernste, gescheute Frau auch nach der Verbindung mit dem an den Verkehr mit Fürsten gewöhnten Stockmar ihre Schlichtheit bewahrt. Von ihr erbte Ernst die natürliche Einfachheit des Wesens und eine, in diesem Maaße selten anzutreffende Bescheidenheit in allen Ansprüchen an Lebensgenuß; vom Vater aber gingen auf ihn der klare Verstand, der sichere Blick, das menschenfreundliche Herz und leider auch der für Krankheit empfängliche, zarte Körper über. Schon in der Jugend zeigte sich jedoch bei Ernst ein großer Unterschied vom Vater: war letzterer ein kecker Bursche gewesen, der als Mann mit frischer Thatenlust in den Lauf der Ereignisse eingriff, so besaß der Sohn eine mehr betrachtende, sehr zurückhaltende Sinnesart; er liebte lautes Treiben nicht, sondern fühlte sich bei einsamen Studien oder beim traulichen Verkehr in der Familie oder mit nahen Freunden am wohlsten. Dann traten sein reiches Gemüth, seine Herzenswärme, sein reiner, kindlicher Sinn zu Tage und offenbarten, daß die von Fremden an dem Knaben, wie später an dem Manne wahrgenommene Kälte des Wesens nur ein Schleier war, der rasch verschwand, wenn vertraute Genossen ihn ansprachen.

Eine innige Liebe empfand St. für die nur vier Jahre jüngere Schwester Marie, seinen Spielkameraden im elterlichen Hause. Nachdem die Mutter ihn in den Anfängen des Wissens unterrichtet hatte, kam die Zeit, wo Coburger Lehrer den rasch fortschreitenden Schüler unterweisen mußten. Dem Vater erschien es wünschenswerth, seinen Sohn einige Zeit im Verkehr mit fremden Knaben aufwachsen zu lassen; er brachte ihn deshalb 1835 nach Meiningen in das Privatinstitut des Dr. Bernhard. Aber schon im folgenden Jahre kehrte St. nach Coburg zurück und wurde von da ab längere Zeit von den Lehrern des dortigen Gymnasiums zu Hause weiter unterrichtet; in der französischen Sprache verdankte er das Meiste seinem Verkehr mit einem französischen Uhrmacher. Da der Vater für den ältesten Sohn die diplomatische Laufbahn ins Auge gefaßt hatte, sandte er ihn 1838 zu seinem Bruder Karl St. nach Paris, damit der Knabe im Collège Bourbon die Feinheiten des französischen Stils er=

lerne und den Gesichtskreis erweitere. Hier zeigte sich die große Begabung Stockmar's für fremde Sprachen: obschon Deutscher, wurde er nach kurzer Zeit Erster der französischen Schule. Im folgenden Jahre kehrte er nach Deutschland zurück, um von Michaelis 1839 ab die allgemeine Ausbildung auf dem durch ausgezeichnete Lehrkräfte hervorragenden Gymnasium illustre in Gotha zu vertiefen. Der rationalistische Generalsuperintendent Bretschneider, bei welchem er in Pension war, führte ihn in die Ideen des aufgeklärten evangelischen Glaubens ein und befestigte in ihm die Ueberzeugung, daß nicht das Bekenntniß, sondern das Handeln den sittlichen Menschen ausmache. Der in Gotha verbrachten Jugendzeit erinnerte St. sich stets mit großer Freude, weil ihm nicht nur die behagliche Häuslichkeit Bretschneider's zusagte, sondern auch der nahe Thüringer Wald Gelegenheit zu erfrischenden Wanderungen bot. Ende Juli 1841 verließ er die Selecta des Gymnasiums mit einem Reifezeugniß, an dessen Schluß der Director Rost aussprach, daß dieser treffliche Jüngling zu den schönsten Hoffnungen berechtige.

18 Jahre alt bezog St. zunächst die landwirthschaftliche Akademie Hohenheim, weil der Vater meinte, daß jeder künftige Staatsmann sich mit der Landwirthschaft einigermaßen bekannt machen müsse. Aber er war froh, 1842 die ihm nicht zusagenden Studien aufgeben zu dürfen, um vom Herbst dieses Jahres ab auf der Universität Berlin sich mit Rechtswissenschaft, Geschichte, Philosophie, Litteratur und Sprachen zu beschäftigen. Er hielt sich hier von allem Verbindungs- und Kneipenleben fern und verkehrte fast ausschließlich mit zwei gleichfalls ernst strebenden Freunden, Wilhelm Girtanner und Fritz v. Gülich. Von den juristischen Lehrern übte Puchta den nachhaltigsten Einfluß auf ihn, indem er zu selbständigem juristischem Denken anregte und in seinen Ausführungen das Muster knapper Darstellung bot. Persönlich wurde St. aber am meisten angezogen durch den jungen Privatdocenten Rudolf Jhering, der damals schon Gegenstände aus der Raritätenkammer des römischen Rechts in derselben geistvollen Weise vorführte, wie er sie später in seinem Buche „Scherz und Ernst aus der Jurisprudenz“, der ganzen Juristenwelt dargeboten hat. Bei dem großen Interesse Stockmar's für die Geschichte war es natürlich, daß er den von Studirenden meist vernachlässigten Vorlesungen über öffentliches Recht eifrig folgte. Er drang auch in die zu jener Zeit als das Höchste gepriesenen Geheimnisse des Hegel'schen Systems ein, ohne jedoch von dem glänzenden Scheine desselben geblendet zu werden. St. war schwer zu bewegen, die durch manche Krankheiten unterbrochenen und durch hypochondrische Stimmungen erschwerten Studien abzuschließen und sich der ersten Staatsprüfung zu unterziehen, weil er sein reiches Wissen noch nicht für umfassend genug hielt. Endlich, zu Anfang des Jahres 1847, legte er auf Drängen der Mutter und auf Zuspruch der Prinzessin von Preußen (der nachmaligen Kaiserin Augusta), die sich seiner in Berlin liebevoll annahm, die Prüfung vor dem Kammergericht daselbst ab. Daß ihr Ergebniß mit dem äußerst selten gegebenen Prädicate „Sehr gut“ bezeichnet wurde, ist ein Zeugniß für seine gründlichen Kenntnisse in der Rechtswissenschaft.

Der junge Auscultator wurde nun beim Criminalgericht Berlin in die juristische Praxis eingeführt und am 6. September 1847 zum Stadtgericht daselbst versetzt. Assessor Wolfart, welcher ihn hier anzuleiten hatte, berichtete der vorgesetzten Behörde über den „rastlosen und unermüdlichen Fleiß“ Stockmar's, über seine „ausgezeichnete Gabe der Auffassung schwieriger Sach- und Rechtsverhältnisse“, über die „bereits sehr bemerkenswerthe Kenntniß des römischen und preußischen Rechts“, auch bezeichnete er seine Befähigung zum Verhandeln mit den Parteien, zum Abfassen von Erkenntnissen und zum Decretiren als vor-

züglich. Aber die richterliche Ausbildung sollte nach dem für St. maßgebenden Wunsche des Vaters nur die Vorstufe für eine einflußreichere Thätigkeit sein, für den diplomatischen Dienst. St. nahm im Sommer 1848 Urlaub im Justizdienste und wurde vom preußischen Ministerium des Auswärtigen der Gesandtschaft in London als Attaché beigegeben. Sein Vorgesetzter Bunsen lobte die Leistungen Stockmar's sehr, dieser aber fühlte sich in der neuen Thätigkeit nicht wohl: die schwankende deutsche Politik Preußens mußte dem für ein starkes deutsches Reich begeisterten jungen Diplomaten die Beschäftigung mit auswärtigen preußischen Angelegenheiten verleiden; jedoch auch unter günstigeren Bedingungen würde er keine rechte Freude an dem Berufe gefunden haben, weil er, wie es in einem Briefe an seinen Freund Samwer vom 25. August 1849 heißt, am liebsten bei der „ordinären Ehrlichkeit" blieb. Vom Vater eignete er sich zwar das unbefangene Urtheil über politische Verhältnisse und hochgestellte Personen an, aber das Leben in der großen Gesellschaft, das dem Menschen als Menschen nichts bot und dem er sich in London nicht entziehen konnte, gefiel ihm hier so wenig, wie anderwärts früher und später. Als Gewinn sah er es an, daß er aus unmittelbarer Nähe das constitutionelle Leben des britischen Volkes betrachten konnte; auch lernte er dessen praktische Veranlagung so schätzen, daß er wünschte, etwas davon möchte auf die Deutschen übergehen. Im J. 1849 erkannte Baron Christian v. Stockmar des Sohnes heißes Verlangen, aus dem diplomatischen Dienste auszuscheiden, in Deutschland ruhig und ungestört der Wissenschaft zu leben — und da das Glück des Sohnes ihm höher stand als sein eigener Herzenswunsch, willigte er darein, daß der Sohn die akademische Thätigkeit als Lebensberuf ergreife. Im October 1849 verließ St. nun endgültig den preußischen Justizdienst, im December desselben Jahres seine Stellung in London, um sich in Jena für das Lehrfach vorzubereiten.

Dort traf er Anfang Januar des Jahres 1850 ein und trat in anregenden geistigen Verkehr mit Wilhelm Girtanner, Hermann Schulze und Friedrich v. Hahn, die sämmtlich der juristischen Facultät angehörten, sowie mit dem Geschichtsforscher Heinrich Rückert; auch pflegte er die früher angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen zu dem badischen Freiherrn Franz v. Roggenbach, dem Schleswig-Holsteiner Karl Samwer und dem Hamburger J. H. Sieveking eifrig weiter. Als ein großes Glück empfand St. es, daß sein Schwager Hermann Hettner mit Frau und Kind im Frühjahr 1851 nach Jena übersiedelte, um die akademische Jugend durch seine Vorträge für Kunst- und Litteraturgeschichte zu begeistern.

Wissenschaftlich befaßte er sich zunächst mit dem Naturrecht: im Herbst 1850 erregte er durch eine scharfe, aber nur zu sehr begründete Kritik der von dem Hallenser Professor H. F. W. Hinrichs verfaßten Geschichte des Natur- und Völkerrechts in der Gelehrtenwelt Aufsehen (Heidelb. Jahrb. XLIII, 830—836). Dann arbeitete er an der Besprechung der Girtanner'schen Bürgschaft (ebd. XLIV, 418—421, 907—915), an der Kritik über die v. Kaltenborn'sche Geschichte des Natur- und Völkerrechts (daselbst, S. 707—720), sowie an einer Dissertation über den Begriff des Völkerrechts. Zu Anfang des Jahres 1851 trug er der juristischen Facultät den Wunsch vor, sich für die Fächer des öffentlichen Rechts zu habilitiren. Man war seinem Vorhaben sehr geneigt; bevor jedoch alle Schritte zur Erfüllung geschehen waren, stellte sich bei St. ein anhaltendes Kopfweh ein, verbunden mit „gräulicher Mattigkeit" und „zeitweiliger Unfähigkeit zu gehen".

Schon vorher hatte die schwache Constitution des Körpers sich in ernsten Gesundheitsstörungen offenbart; eine volle Kräftigung wurde namentlich auch durch die überscharfe, unbarmherzige Kritik Stockmar's gegen sich selbst ver-

hindert: er wollte ein ausgezeichneter Mensch sein und marterte sich mit Selbstvorwürfen wegen jeder verlorenen Stunde; dieses fortwährende Ringen ließ seiner Seele keine Ruhe und zehrte an seinem Körper. Im Juni 1850 hatte ihn nun gelegentlich einer Anwesenheit in Berlin ein heftiger Schmerz überfallen; es war ihm „als wäre der ganze Körper mit Blei ausgegossen“. Das lange unerklärbare Leiden schien nach einiger Zeit vorüberzugehen, aber bald nach seiner abermaligen Meldung zur akademischen Laufbahn trat es in milderer Form wieder auf und blieb bei ihm das ganze Leben lang, bald weniger, bald mehr fühlbar, im großen und ganzen betrachtet aber allmählich, fast unmerkbar fortschreitend. Der Besuch vieler Bäder, die Rathschläge vieler berühmter Aerzte vermochten bisweilen kurze Zeit zu helfen. Das Leiden selbst aber, eine Lähmung des Rückenmarks, war unheilbar.

Durch seinen Zustand im Sommer 1851 zu ernster geistiger Thätigkeit unfähig gemacht, glaubte St. auf die Habilitation verzichten zu müssen und bat auf Grund seiner Dissertation nur um die Verleihung des juristischen Doctorgrades, der ihm auch am 23. Juli 1851 ertheilt wurde. Der günstige Verlauf einer langen Cur erfüllte ihn dann aber mit neuen Hoffnungen; am 18. November 1851 erklärte er dem Decan, daß er den früheren Plan wieder aufnehme, und am 6. März 1852 überreichte er der Juristenfacultät eine reiflich durchdachte kritische Untersuchung über die Frage, ob der deutsche Richter an Gesetze gebunden sei, welche ohne die nach Vorschrift der Verfassung einzuholende ständische Zustimmung erlassen sind. („An judicem teneat principis constitutio etc.“ Jenae 1852.) Er gibt darin eine Kritik der Lehren hervorragender deutscher Juristen über das richterliche Prüfungsrecht, faßt scharf ins Auge, wie die Frage zu stellen sei, und scheidet alle für die Beantwortung angeführten unwesentlichen Momente aus. Er macht auf das Widerspruchsvolle der Behauptung aufmerksam, daß der Richter an ungültige Normen nicht gebunden sei, dennoch aber die Gültigkeit der Norm nicht zu prüfen habe. Flüchtig streift St. die preußische Verfassung von 1850, nach welcher der König Gesetze nicht ohne Zustimmung der Stände erlassen darf, alle gehörig verkündeten Normen aber, also auch die mit Verletzung des ständischen Zustimmungsrechts erlassenen, gültig sind — eine Thatsache, die ihn noch später zu fruchtbaren Studien über das preußische Verfassungsrecht veranlaßte. In der lateinischen Habilitationsschrift erörterte er außerdem die praktischen Folgen der Gewährung und der Verweigerung des Prüfungsrechts, und sprach sich vom gesetzgeberischen Standpunkte dafür aus, die Richter im allgemeinen an alle ordnungsmäßig verkündeten Gesetze zu binden, einen besonderen Gerichtshof aber auf Anrufen des Fürsten, der Stände oder einer Privatperson, endgültig über die Verbindlichkeit jedes Gesetzes entscheiden zu lassen. In der deutschen Bearbeitung der Schrift (Zeitschrift für Civilrecht und Proceß. N. F. X, 18—78, 213—243. Gießen 1852) ließ er diesen Abschnitt fort, führte dafür aber andere Theile genauer aus.

Am 8. Mai 1852 vertheidigte er die Dissertation öffentlich gegen seine Freunde Girtanner und Hermann Schulze, am 17. desselben Monats hielt er eine Probevorlesung über die Geschichte des Völkerrechts vor Hugo Grotius; nun durfte der junge Privatdocent seine Vorlesungen über juristische Encyklopädie und Methode, europäisches Völkerrecht und deutsches Staatsrecht, sowie seine Seminarübungen in staats- und völkerrechtlichen Fragen beginnen. Der Vortrag Stockmar's zündete nicht wie der Ihering's, zog aber durch die Eleganz der Form, die vollendete Klarheit des Inhalts und den feinen Humor, mit dem gegnerische Ansichten widerlegt wurden, die Hörer an. Seine Vorlesungen wurden fleißig besucht, und er nahm die Vorbereitung für dieselben so ernst, daß er die ursprüngliche Absicht, in der Hauptsache publicistisch thätig zu sein, fallen lassen

mußte. Im J. 1852 finden sich nur zwei Arbeiten aus seiner Feder in den Heidelberger Jahrbüchern, eine Kritik über die Darstellung der Rechtsphilosophie des Hugo Grotius, welche der scharfsinnige Gustav Hartenstein veröffentlicht hatte (XXXXV, 375—384), und ein zweiter Feldzug gegen die Oberflächlichkeit und Unkenntniß des schreibseligen Hinrichs, welcher sich durch Stockmar's frühere Kritik nicht hatte abhalten lassen, seine Geschichte des Natur- und Völkerrechts durch einen neuen dicken Band zu vermehren (XXXXV, 536—544).

Daß das Studium der Geschichte nicht unterbrochen wurde, versteht sich bei dem Gegenstande der juristischen Vorträge Stockmar's von selbst, da das öffentliche Recht nur dem genauen Kenner der politischen Geschichte ein volles Erfassen ermöglicht. Er vertiefte sich in die Ursachen der großen französischen Revolution, um die zur neuesten Zeit überleitenden Ideen zu erkennen; auch übernahm er einen jener „Rosenvorträge", die in Jena vor gebildeten Frauen und Männern gehalten zu werden pflegen, und zwar gab er hier ein harmonisches Bild Washington's, des Lieblingshelden seines Vaters (gedruckt 1854).

Gegen Ende des Jahres 1854 trat sein Leiden beschwerlicher auf und rief trübe Stimmungen hervor; im Frühjahr 1855 mußte er auf ärztlichen Rath die Vorlesungen aussetzen, um in Begleitung des Vaters zu Franzensbad und am Rhein seine Gesundheit zu kräftigen. Den darauf folgenden Winter brachte er zu weiterer Erholung in Coburg zu — er sollte die akademische Lehrthätigkeit, die ihm innere Befriedigung und gute Aussichten bot, nicht wieder aufnehmen. Denn nachdem inzwischen im Stillen der Herzensbund des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der Prinzeß Royal von Großbritannien geschlossen worden war, wünschte Baron Christian v. Stockmar, daß sein Sohn zur Befestigung der zwischen England und Preußen angeknüpften freundlichen Beziehungen beitrage. St. fühlte sich jedoch hierzu nicht geschaffen. Noch im J. 1850 hatte er es zwar für möglich gehalten, die akademische Thätigkeit unter günstigen Voraussetzungen später mit einer politischen zu vertauschen, aber in den Jenaer Docentenjahren war er von der juristisch-wissenschaftlichen Beschäftigung innerlich so erfüllt worden, daß er sich für unfähig zu jeder praktischen Thätigkeit hielt. Der Vater erachtete jedoch diese Einwendungen nicht für begründet und vermochte ihn mit dringenden Bitten, einen ehrenvollen Antrag des Prinzen von Preußen (des späteren Kaisers Wilhelm I.), St. möge ihn während des Sommers 1856 als Secretär für politische und vertrauliche persönliche Angelegenheiten begleiten, anzunehmen. St. ging mit dem Prinzen und seiner Gemahlin nach England. Die ausgezeichnete Erledigung mehrerer Geschäfte durch St. war für den Wunsch des Prinzen entscheidend, ihn dauernd an sich zu fesseln. Da trat bei den persönlichen Verhandlungen der Eltern des jungen fürstlichen Brautpaares über dessen künftige Hof- und Haushaltung, die Ueberzeugung der Königin von England und des Prinzen Albert zu Tage, daß die jugendliche Prinzeß Victoria eines klugen, treuen Rathgebers bedürfen werde, wenn sie in den schwierigen Berliner Verhältnissen ehrenvoll bestehen solle; sie richteten ihre Blicke auf St., der ihnen persönlich genau bekannt und schon vom Vater her vertraut war. Der Prinz von Preußen verzichtete unter diesen Umständen darauf, seine Absichten auf St. weiter zu verfolgen; wie er diesem am 23. März 1857 schrieb, brachte er dem jungen Paare ein Opfer, welches dasselbe länger genießen, als er entbehren werde — denn ein Sechziger habe bald ausgespielt! St. bat zunächst um Bedenkzeit für seine Erklärung auf den Antrag der englischen Herrschaften. Diese überwanden jedoch seine Bedenken im Frühjahr 1857 soweit, daß er sich zur Annahme der Stellung bei der Prinzessin bereit erklärte, sich aber vorbehielt, jederzeit zurückzutreten, wenn er nicht genüge. Bald aber traten bei ihm starke Zweifel an sich selbst wieder auf: es schien ihm ein Unrecht, der

jungen, von ihm so hoch verehrten Prinzessin einen nicht für praktische Arbeit gemachten Secretär beizugeben, dem nach seiner qualvollen Selbstprüfung Einsicht und Geschick in den alltäglichsten Dingen mangelten. In diesem Sinne schrieb er dem Prinzen Albert am 25. September 1857, fügte jedoch hinzu, daß er, wenn der Prinz auch jetzt noch einen Versuch mit ihm wünsche, dazu bereit sei. Die Königin und der Prinzgemahl hatten St. besser erkannt, als er sich selbst: sie baten ihn, den Versuch zu machen, da er gerade die für den Privatsecretär erforderlichen Eigenschaften, Herz, Charakter und Geist, besitze. Und so kam St. am 21. October 1857 in Windsor an, um den Prinzgemahl bei der Berathung der Ehepacten zu unterstützen und der Prinzessin Victoria bei dem Eintritt in den wichtigsten Lebensabschnitt zur Seite zu stehen. Als ihr Privatsecretär siedelte er mit dem jungen Paar nach Berlin und Potsdam über und wurde von dem Prinzen von Preußen durch einen Orden und bald darauf durch die preußische Kammerherrnwürde ausgezeichnet, damit der in Preußen ungewöhnlichen Stellung eines Privatsecretärs der officielle Stempel aufgedrückt würde, und dem Liberalen ein guter Paß für den Berliner Hof zu Gebote stände.

An den äußeren Ehren, an dem glänzenden Treiben des Hoflebens, lag St. nichts; es war ein ganz uneigennütziges, warmes persönliches Interesse an Prinz und Prinzeß Friedrich Wilhelm, das ihn hier festhielt, so lange es die bald wieder auftretenden Störungen seiner Gesundheit erlaubten. Er wollte dem Fürstenpaare helfen, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche aus dessen selbständiger, volksthümlicher Gesinnung, dem unbefangenen Auftreten bald erwuchsen; er wollte es unterstützen, auf dem eingeschlagenen richtigen Wege zu beharren. Und St. war, wie der Prinzgemahl schreibt, „wahrer Priester der heiligen Flamme", die den Prinzen Friedrich Wilhelm nicht minder als seine Gemahlin durchglühte. Das Fürstenpaar erkannte die Selbstlosigkeit, den alles klar durchdringenden Verstand, die Zuverlässigkeit, die treue, aber unabhängige Gesinnung ihres Rathgebers und wurde ihm von Herzen zugethan. Beide zogen ihn in allen schwierigen Fragen, auch nach seinem Ausscheiden aus ihrem Dienste, zu Rathe.

St. war ein Privatsecretär, wie ihn nur selten Fürsten besitzen werden. Von dem größten Pflichtgefühl beseelt, behandelte er uninteressante, mehr mechanische Geschäfte mit derselben Sorgfalt und Genauigkeit, wie die großen Angelegenheiten, welche allein seinem Geiste Befriedigung gewähren konnten. Das Pflichtgefühl ging so weit, daß er z. B. an dem Tage, an welchem der älteste Sohn des prinzlichen Paares geboren wurde, nach Absendung aller Depeschen und Briefe sich und seinem Gehülfen nur kurze Ruhe gönnte, um noch Abends die unter den Vorbereitungen für dies freudige Ereigniß verzögerte Revision älterer Rechnungen vorzunehmen. Selten vereinigten sich in demselben Menschen mit solchem Pflichtbewußtsein, solcher Genauigkeit, eine so ausgezeichnete Sprach- und Rechtskenntniß, eine solche tiefe allgemeine Bildung, solch scharfer Verstand und lauterer Charakter. Ueber die verschiedensten staatsrechtlichen und politischen Gegenstände verfaßte er dem Prinzen auf dessen Wunsch Denkschriften, die in ihrer gedrungenen Kürze und Klarheit das beste Mittel zur Orientirung boten.

St. war streng constitutionell gesinnt und ganz einer volksthümlichen Politik zugethan. Er hielt im allgemeinen zu den Liberalen, hatte jedoch ein offenes Auge für die Fehler dieser Partei, welche aus Mangel an praktischem Sinn und aus ungeeigneter Führung hervorgingen. Als Liberaler an einflußreicher Stelle, und als Sohn seines am Berliner Hofe als „revolutionärer Maulwurf" und „Intrigant" verketzerten Vaters, wurde er von den damaligen conservativen Kreisen mit scheelen Augen betrachtet; er lächelte darüber, daß er eine Zeit lang das Hauptstadtgespräch bildete und von vielen Seiten hörte, er werde bald nach

England — wo er doch gar nichts zu suchen hatte — zurückkehren. Freudig begrüßte er den Anbruch der neuen Aera, aber bald vermißte er feste Ziele und Thatkraft bei dem altliberalen Ministerium. In der Zeit der Gährung suchte der preußische Kronprinz, von St. und Max Duncker berathen, den König für Zugeständnisse an die Liberalen zu gewinnen. Als aber das Ministerium Bismarck ans Ruder gekommen war und in Parlamentsreden, sowie durch die octroyirte Preßordonnanz die preußische Verfassung eigenartig auslegte, wünschte St., der Kronprinz möge jeden Anschein einer Gemeinschaft mit der herrschenden unconstitutionellen Richtung vermeiden, ähnlich wie sein Vater sich gegen Manteuffel's Regime verhalten hatte. Duncker dagegen war der Ansicht, daß der Kronprinz seine abweichenden Anschauungen nur dem König und dem Ministerium offenbaren solle, so daß draußen niemand etwas von einem Zwiespalt der Meinungen merke. Der Kronprinz folgte dem klar begründeten Rathe Stockmar's. Daß er in Danzig am 5. Juni 1863 öffentlich für die verletzte Verfassung eintrat, billigte St. sofort; er tadelte aber in einem Briefe an den Kronprinzen freimüthig die Form der Rede. St. hatte seinem fürstlichen Freunde bereits vor dessen Abreise von Berlin Ende Mai 1863 gerathen, durch Schreiben an den König und das Ministerium gegen Octroyirungen zu protestiren; nachdem dies geschehen, wünschte er, daß die Thatsache des Protestes bekannt werde, der Wortlaut jedoch nur, wenn weitere Octroyirungen folgen sollten, die aber glücklicher Weise ausblieben. Dagegen mißbilligte er die Veröffentlichung über Einzelheiten des zwischen dem König und dem Kronprinzen geführten ernsten Briefwechsels als unnütz und unrecht. Trotzdem wurde eine eidliche Vernehmung Stockmar's über den muthmaßlichen Urheber der Veröffentlichung ins Auge gefaßt; schließlich aber begnügte man sich damit, von ihm die Ableistung des üblichen Kammerherrneides, ohne jede Beziehung auf die unliebsame Publication, zu verlangen.

Die zweite wichtige politische Angelegenheit, bei welcher St. betheiligt war, betraf die schleswig-holsteinische Frage. Er betrachtete diese als eine günstige Gelegenheit für Preußen, sich die Herzen des deutschen Volks zu erobern und einen deutschen Bundesstaat unter preußischer Führung zu gründen. Er schwärmte nicht für die Entstehung eines neuen Mittelstaats im Norden, erkannte aber, daß diese Lösung einzig dem Rechte und den Wünschen nicht nur des schleswig-holsteinischen, sondern des deutschen Volkes entspreche. Eine preußische Vergrößerungspolitik hielt er für eine „Verfälschung" der besten deutschen Politik Preußens. Demnach wirkte er zu Gunsten des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein, und dies noch zu einer Zeit, als die Annexionsideen einen Theil der preußischen Liberalen angesteckt hatten. Freilich wußte niemand besser als St., daß Herzog Friedrich von Anfang an seine Hoffnung auf Preußen gesetzt, sich zur Einräumung der vom König verlangten Vortheile für Preußen freudigen Herzens bereit erklärt hatte und auch später noch weitere annehmbare Forderungen bewilligen wollte. Denn St. war es, durch dessen Hände der Briefwechsel zwischen dem preußischen Thronfolger und dem Herzog Friedrich lief und der von dem Rathgeber des Herzogs, seinem Freunde Samwer, über alles unterrichtet wurde. Daß der von echt deutschem Gefühl erfüllte Kronprinz und ein so klarer, gerechter Mann wie St. bis zum Ausbruch des deutschen Krieges das Recht Herzog Friedrich's unterstützt haben, ist eine handgreifliche Widerlegung des viel verbreiteten Irrthums, der Herzog habe engherzig particularistische Ziele verfolgt. St. hatte von der deutschen Gesinnung, dem Verstand und Charakter des Herzogs eine vortreffliche Meinung. Als jedoch durch den 1866er Krieg die Selbständigkeit Schleswig-Holsteins verloren gegangen war, änderte er zwar seine Ansicht über das, was recht und erstrebenswerth gewesen sei, nicht, aber im Interesse

der Befestigung des neu gegründeten Norddeutschen Bundes wünschte er, daß der Spruch des Schicksals über die Herzogthümer endgültig sei.

Ehe diese Frage erledigt war, hatte sich Stockmar's Befinden verschlimmert; er sah ein, daß, wenn er überhaupt wieder gesund werden könne, er dies „als alleiniges Geschäft betreiben" müsse. Schwer wurde es ihm, im Juni 1864 den Kronprinzen und dessen Gemahlin um seine Entlassung zu bitten, denn er hatte eine tiefe Zuneigung zu Beiden gefaßt, und empfand die Beweise ihres unbegrenzten Vertrauens als Sonnenstrahlen, die warm in sein einsames Leben fielen. Die beiden fürstlichen Freunde wollten jedoch von einer Trennung für immer nichts wissen, sie beurlaubten ihn vom 1. Juli 1864 ab für unbestimmte Zeit und baten, seinen Rath auch vor seinem Wiedereintritt in Anspruch nehmen zu dürfen. Berathen hat St. sie bis zu seinem Tode — wieder eintreten konnte er nicht.

Die im Süden unternommene Cur brachte keine Besserung; bei Beginn des Jahres 1865 vermochte er nur noch sehr wenig zu gehen, fühlte aber den Kopf wieder freier. Nun benutzte er seine Muße, zu der geliebten Rechtswissenschaft zurückzukehren und in seinen „Studien über das preußische Staatsrecht" (in Aegidi's Zeitschrift für deutsches Staatsrecht Bd. I, S. 179—243 und S. 477 bis 484 von 1865—67 erschienen) öffentlich-rechtliche Ausführungen zu liefern, die durch die scharf logische, auf echt wissenschaftlicher Methode beruhende Untersuchung, durch die ausgezeichnete klare Darstellung und das merkwürdige Ergebniß das größte Aufsehen hervorriefen, und den Ruhm des Verfassers als eines der besten juristischen Schriftsteller fest begründeten. Mit Ingrimm hatte St. gesehen, wie die Liberalen bei der Berathung der preußischen Verfassung von 1848 herrliche Grundsätze in den Verfassungsentwurf aufnahmen oder darin stehen ließen, ohne sich klar zu machen oder doch auszusprechen, welche rechtliche Wirkung die Verletzung dieser Grundsätze haben solle, welche Rechtsmittel zu ihrer Aufrechthaltung zu Gebote ständen. Diesem Mangel an praktischem Sinn oder juristischer Klarheit legte er es mit Recht zur Last, daß nahezu alle Hauptpunkte der auf jenen Arbeiten von 1848 fußenden preußischen Verfassung von 1850 unklar und streitig waren. Ja, er gelangte zu der Ueberzeugung und begründete dies in dem ersten Abschnitt der „Studien" unwiderleglich, obigen Mängeln sei es zuzuschreiben, daß der König von Preußen jedes Gesetz, und sogar die Verfassung selbst, durch eine Verordnung, zu welcher er nur der Gegenzeichnung eines Ministers bedürfe, rechtsgültig und verbindlich abändern könne. Trotzdem St. in seiner Arbeit selbst darauf hingewiesen hatte, daß moralische und politische Erwägungen das preußische Königthum vom „legalen Umsturz" der Verfassung abhalten würden, daß das preußische Volk sein Verfassungsleben unter keinen Umständen aufgeben könne und werde, zogen die Liberalen gegen den durch die Chiffre „E. A. Chr." verhüllten, für einen Gesinnungsgenossen des Rundschauers der Kreuzzeitung gehaltenen Autor ins Feld. H. A. Zachariä behauptete, die in dem Aufsatz ausgesprochene Meinung involvire den reinsten Absolutismus; R. John und L. v. Rönne griffen die Beweisführung mit unzureichenden Gründen an. Gegen die beiden letzteren richtete er die schlagende Replik: „Dr. E. A. Chr., Zur Entstehungsgeschichte und Auslegung des Artikels 106 der preußischen Verfassung (Hamburg 1866)". Er war befriedigt davon, in strenger Wahrhaftigkeit und ohne Rücksicht auf Parteien oder Personen den wundesten Punkt des preußischen Verfassungsrechts bloßgelegt zu haben, damit spätere Geschlechter ihn heilen und jedenfalls vor ähnlichen gesetzlichen Bestimmungen bewahrt bleiben möchten.

St. war es auch, der in diesen Studien den Gegensatz zwischen Gesetz im materiellen und im formellen Sinne, den andere vor ihm nur dunkel geahnt

hatten, mit scharfem Geiste erfaßte; er erhob die in der Wissenschaft des Staatsrechts jetzt herrschende zwiespältige Auffassung des Begriffs des Gesetzes zu einer allgemeinen und grundsätzlichen Bedeutung, wie Albert Hänel in den Studien zum deutschen Staatsrecht (II, 99 fg. 1888) treffend bemerkt.

Hatte St. bisher für andere gelebt, von seinen Freunden verehrt und geliebt, aber ohne von ihnen so viel zurückzuempfangen, wie er gegeben, weil er die umfassendste Bildung, das sicherste Urtheil, das zur Hülfe bereiteste Herz besaß, so wurde ihm jetzt noch das große Glück zu theil, eine Lebensgefährtin zu gewinnen, welche ihm reichlich alles vergalt, was er ihr entgegen brachte. Am 15. Mai 1869 vermählte er sich mit der verwittweten Frau B. v. Mitzlaff, geborenen v. Schmidthals, einer Freundin seiner Schwester, die er seit seiner Jugend innig verehrt hatte. Nun begann für St. die glücklichste Zeit des ganzen Lebens. Denn diese Frau von seltener Begabung und Liebenswürdigkeit sorgte nicht nur für möglichste Linderung der körperlichen Schmerzen, sondern nahm auch an allen seinen geistigen Interessen und Arbeiten lebhaften Antheil; sie ward seine Mitarbeiterin und Vertraute in allen Dingen.

Die Krankheit, welche ihn mit der Zeit vollständig am Gehen hinderte und seit der Mitte der siebziger Jahre ihm auch das Schreiben erschwerte, wurde von St. ohne eine Klage, ohne einen Ausdruck des Schmerzes im Antlitz, mit eiserner Selbstbeherrschung ertragen. Mit inniger Theilnahme empfing er den Besuch naher Freunde und seines um 13 Jahre jüngeren Bruders Karl zu Berlin im Winter und auf der 1872 erworbenen Friedrichrodaer Besitzung im Sommer. Oft zeigte sich dann, daß sein Leiden den feinen Humor und die Freude an liebenswürdigen Scherzen nicht zu zerstören vermocht hatte. Auch Damen besuchten ihn häufig, wurden von ihm mit herzlicher Freundlichkeit empfangen und, wenn sie der Hülfe bedurften, gern berathen. Der Verkehr mit Fremden aber, die ihn aufsuchten, wurde ihm von Jahr zu Jahr schwerer und anstrengender; gar mancher von ihnen wird sich über die dann eintretende Frostigkeit seines Wesens gewundert und den Wunsch ferneren Verkehrs ohne weiteres aufgegeben haben. Der deutsche Kronprinz und die Kronprinzessin kamen fast jeden Sonntag zu St., wenn dies in Berlin möglich war; die Kaiserin Augusta ließ sich, selbst nicht mehr des Treppensteigens fähig, in Stockmar's Haus tragen, um den von ihr ganz besonders geschätzten Mann in Angelegenheiten des größten persönlichen Vertrauens zu sprechen. Der Großherzog von Baden und seine Gemahlin, Mitglieder des englischen Königshauses und der holsteinischen Herzogsfamilie, die Kinder des kronprinzlichen Paares erfreuten ihn durch Beweise treuer Anhänglichkeit.

Auch in dieser Lebensperiode beschäftigte ihn eine wichtige politische Angelegenheit in hervorragender Weise. Als 1867 in Frage gestanden hatte, ob die echt deutsche, Preußen freundliche Haltung des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein gegen geflissentliche Entstellungen durch Veröffentlichung des urkundlichen Materials erhärtet werden solle, hatte St. entschieden davon abgerathen, weil man zu jener Zeit nur wenige bekehrt, sich gegenseitig aber gereizt haben würde. Dieser Rath sollte gute Früchte bringen. Kronprinz und Kronprinzessin wünschten, der herzoglichen Familie eine Genugthuung für das 1866 erlittene Unrecht zu geben und begünstigten daher die Neigung, welche im Frühjahr 1878 der älteste Sohn zu der Prinzessin Auguste Victoria von Schleswig-Holstein gefaßt hatte. St. verhandelte für die kronprinzlichen Herrschaften mit Samwer, dem Vertrauten der holsteinischen. Da der Kaiser und Fürst Bismarck einen Verzicht des Herzogs Friedrich forderten, dieser aber nur zu der Erklärung bereit war, daß das Wesentliche dessen, was er früher erstrebt habe, nämlich die Verbindung der Herzogthümer mit Deutschland erreicht, das nicht Erreichte aber

nicht von solcher Bedeutung sei, daß er auch nur eine Agitation zur Erreichung desselben vor seinem Gewissen rechtfertigen könne, so zogen die Verhandlungen sich hin. St. bemühte sich lebhaft, eine Fassung der Erklärung zu Stande zu bringen, deren Annahme dem schwer kranken Herzog möglichst leicht sei. Am 3. Januar 1880 hatte dieser Samwer ermächtigt an St. zu schreiben, daß er die vom Kronprinzen gestellten Amendements seines Entwurfs annehme. Ein befriedigendes Ergebniß schien gesichert. Aber ehe der Thronfolger dem Kaiser die Erklärung des Herzogs vorlegen konnte, starb dieser zu Wiesbaden am 14. Jan. 1880. St. schrieb am selben Tage an Samwer: „Venit mors velociter. Das Geschick des armen Herrn, den ich aufrichtig verehrte, rührt mich tief. Er stirbt vor einer sich vorbereitenden glücklichen Wendung, sein Leben wird durch die Schwierigkeiten dieser verkürzt und seine letzte Sorge betrifft diese Erklärung, welche eine Art Abrechnung mit der Vergangenheit enthält.“ Da die Vormünder des jungen Herzogs von Schleswig-Holstein zu einem Verzichte nicht befugt waren, erledigten sich alle Schwierigkeiten rasch; schon am 27. Januar 1880 konnte der Kronprinz der Herzogin-Wittwe die Genehmigung des Kaisers zur Werbung des Enkels mittheilen. St. wurde auch später noch in vielen mit dieser Verbindung zusammenhängenden Fragen um Rath gefragt.

In der Hauptsache aber beschäftigten ihn seit seiner Vermählung geschichtliche Forschungen, bei denen seine Gattin ihm hülfreich zur Seite stand. Vom Vater war ihm ein Schatz von eigenen Aufzeichnungen und von Documenten vererbt worden, die für die Erkenntniß der neueren politischen Geschichte Europas werthvoll waren. St. ordnete das reiche Material, prüfte mit sicherem Tact, was davon aus Rücksicht für Lebende der Mitwelt vorenthalten bleiben müsse, und verband das Andere durch einen aus seiner reichen Geschichtskenntniß oft ergänzenden, scharf beleuchtenden Bericht. Seine eigene Arbeit suchte er möglichst zu verdecken, so daß er dem oberflächlichen Blicke nur als Herausgeber erscheint; schon früh hat aber der Historiker R. Pauli (in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1872, Stück 37) Stockmar's Antheil gewürdigt und seine Arbeit als Ausfluß feinster geistiger und stilistischer Bildung bezeichnet. Man bemerkt in diesem vor dem deutsch-französischen Kriege geschriebenen Werke in den Frankreich betreffenden Partien, welcher politische Scharfblick auch dem Sohne St. inne wohnte. Im J. 1872 erschien das Buch unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian Friedrich v. Stockmar, zusammengestellt von Ernst Freiherrn v. Stockmar.“ Es wird allgemein als das Muster eines Memoirenwerks und als eine reiche, vorzügliche Quelle für die Erkenntniß der neueren Geschichte anerkannt und ist 1872 in englischer Uebersetzung (2 Bde., herausgegeben von Max Müller), sowie 1878 in französischer Verunstaltung (Saint-René Taillandier: le roi Léopold et la reine Victoria, 2 Bde.) auch weiten ausländischen Kreisen bekannt geworden. Die auf den Staatsstreich Napoleon's bezüglichen Actenstücke waren von ihm in Gemeinschaft mit F. H. Geffcken, dem die treffliche Relation in diesem Buche zu danken ist, bereits 1870 bei Duncker & Humblot unter dem Titel „Der Staatsstreich vom 2. December 1851 und seine Rückwirkung auf Europa“ anonym herausgegeben, weil er den Ursprung der Veröffentlichung verbergen wollte. Auf dasselbe Thema bezieht sich seine Mittheilung über „den Staatsstreich und die Orléans“, welche er im „Neuen Reich“ (Jahrg. 1876, Bd. 2, S. 881 fg.) aus Anlaß der damals bekannt gewordenen Palmerston'schen Aufzeichnungen machte. Auch ergriff er noch einige Male die Feder zur Abwehr ungerechter Angriffe gegen den heißgeliebten Vater (vgl. Deutsche Rundschau 1884, Bd. 40, S. 461 fg.).

Sonst aber beschäftigte er sich in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens eingehend mit der französischen Revolution, die ihn schon als Docenten in Jena zu Studien angeregt hatte. Bei seinen, mit strenger Prüfung der Quellen in

die kleinsten Einzelheiten dringenden Forschungen fand er viel neues, aber die Arbeit schritt bei dieser Gründlichkeit, zumal nach der Behinderung im Schreiben, nur langsam vorwärts. Er entwarf eine Reihe von Bildern der französischen Zustände und Personen; aber nur eins „Die Flucht des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.)“ wußte Heinrich Kruse dem Schreibfach zu entlocken, um es 1877 in Nord und Süd (IV, 66—83) dem Publicum zugängig zu machen. Die andern Schilderungen waren theils nicht abgeschlossen, theils genügten sie St. noch nicht: er war gegen sich selbst der strengste Richter und beherzigte bei seinen Arbeiten fast zu sehr das Wort, welches er seinem Freunde Girtanner 1851 öffentlich zugerufen hatte: „Klarheit ist die erste Tugend des Schriftstellers, denn ars longa, vita brevis.“ Er brachte daher nur Besprechungen über die von ihm studirten Werke in Sybel's historischer Zeitschrift an die Oeffentlichkeit. Aus Stockmar's litterarischem Nachlaß aber ist inzwischen das Gegenstück zur Flucht des Grafen von Provence, die ergreifende Schilderung „Ludwig XVI. und Marie Antoinette auf der Flucht nach Montmédy im Jahre 1791“ (Berlin 1890), von Emil Daniels herausgegeben worden.

St. fühlte in den letzten Jahren, daß die fortschreitende Lähmung ihm auch das Hören erschwere, und hoffte, daß er von hinnen scheiden werde, ehe sein klares Denkvermögen stumpf werde. Diesen Wunsch erfüllte ein gütiges Geschick: in der Frühe des 6. Mai 1886 raffte ihn ein kurzes Magenleiden dahin. Er verschied sanft, den Namen der inniggeliebten Frau auf den Lippen. Neben dem Vater ruht er in der Coburger Familiengruft.

St. hat sich in die Frage der menschlichen Willensfreiheit vertieft und hierbei die Ueberzeugung bekannt, daß der Mensch nicht sich selbst, wohl aber Andere zu bessern vermag, und daß wir deshalb „einander helfen müssen wie der Blinde und der Lahme“. Diesen Glauben im Herzen, ist er seinen Nebenmenschen mit der tiefsten Liebe, deren die menschliche Natur fähig ist, gegenüber getreten.

Quellen: Ungedruckt: Briefwechsel Stockmar's mit K. F. L. Samwer. — Jenaer Universitätsacten. — Mehrere im Besitze der verwittweten Frau Baronin v. Stockmar befindliche Schriftstücke. Gedruckt: Gustav Freytag in den gesammelten Werken XVI, 89—99. Leipzig 1887. — Heinrich Kruse in der Kölnischen Zeitung v. 25. Juli 1886, zweites Blatt. — Karl Samwer in: Die Frau im gemeinnützigen Leben, Jahrg. 1886, S. 97—102. — R. Haym, Max Duncker. Berlin 1891. — Th. Martin, Das Leben des Prinzen Albert. Uebers. von Lehmann. Bd. 3—5. Gotha 1879—81. — A. Sohr, Heinrich Rückert. Weimar 1880. — A. Stern, Hermann Hettner. Leipzig 1885. — H. Schulze, Preußisches Staatsrecht Bd. 2, Abth. 2, S. 230 fg. Leipzig 1874.

Karl A. F. Samwer.

Stockmayer: Ludwig Friedrich St. wurde geboren am 27. Septbr. 1779 in dem damals württembergischen, jetzt bairischen Weiltingen an der Wörnitz als Sohn des dortigen 1807 gestorbenen Oberamtmanns Johann Friedrich St. und Enkel des um Württemberg hochverdienten, 1782 verstorbenen Landconsulenten Johann Friedrich St. Nachdem er seit 10. October 1793 die Karlsschule besucht hatte, trat er am 12. Januar 1794 als Secondlieutenant in das württembergische Infanterieregiment v. Hügel. Er machte 1799 den Feldzug gegen die Franzosen mit, wurde am 10. März 1800 Oberlieutenant im Jägercorps, am 3. Januar 1803 Hauptmann. Für sein tapferes Benehmen im schlesischen Feldzug erhielt er am 5. Januar 1807 das Ritterkreuz des Militärverdienstordens und wurde am 26. December 1808 Major beim Jägerbataillon Koenig. In den Schlachten bei Abensberg und Eckmühl am 20. und 21. April 1809 zeichnete er sich aus und wurde mit dem Ritterkreuz der fran-

zösischen Ehrenlegion geschmückt. Wegen seiner am 17. Mai 1809 bei Linz bewiesenen Einsicht und Tapferkeit wurde er sieben Tage später Oberstlieutenant und 2. Commandant des Bataillons. Während des russischen Feldzugs 1812 übernahm er Ende Juli das Commando der leichten Infanteriebrigade und Anfang September den Befehl über das aus den drei württembergischen Infanteriebrigaden gebildete Regiment. Bei Mojaisk am 7. September 1812 erwarb er sich das Officierskreuz der Ehrenlegion. Beim Rückzug aus Rußland führte er die württembergische Infanterie an, mit deren Resten er am 12. December in Kowno anlangte. Am 29. Januar 1813 nach Württemberg zurückgekehrt, wurde er am 4. Februar von seinem Könige mit einem goldenen Ehrendegen ausgezeichnet und wurde Commandant des Jägerregiments Koenig. Zum Generalmajor wurde er am 23. Februar 1813 ernannt. Mitte April ging er nach Sachsen und commandirte in der Schlacht bei Bautzen am 20. und 21. Mai. Das Commandeurkreuz der französischen Ehrenlegion war der Lohn für seine Verdienste. Am 31. Mai wurde er bei Groß-Rosen verwundet. Ende December übernahm er das Commando der leichten Brigade, mit der er am 30. December 1813 in Frankreich einrückte. Wegen seiner tapfern Thaten bei Bar sur Aube, Brienne und Montereau wurde er von den Kaisern von Rußland und Oesterreich mit Orden ausgezeichnet. Auch erhob ihn sein Landesherr am 12. Juni 1814 in den erblichen Adelstand. 1815 nahm er theil an der Belagerung von Schlettstadt und wurde am 11. November Brigadegeneral. Am 4. Februar 1837 rückte er zum Generallieutenant und Commandant der 2. Infanteriedivision vor. Auch wurde er am 20. December 1837 Gouverneur von Stuttgart und am 21. December Stellvertreter des Kriegsministers. Sein Tod erfolgte am 23. December 1837.

Württemb. Jahrbücher 1837, S. 205—227. — Albert Pfister, König Friedrich von Württemberg, 1888, S. 309—311. — von Georgii-Georgenau, Biogr.-geneal. Blätter, 1879, S. 990—991. Theodor Schön.

Stoffel(n): Konrad v. St., Dichter in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, ist in Einzelheiten seiner Lebensumstände nicht genauer zu verfolgen; namentlich sind Laßberg's (Liedersaal II, p. LXI ff. u. LXXXX) Annahmen höchst fragwürdig. Am Ende der einen (schlechteren?) Handschrift des ihm zugeschriebenen Ritterromans „Gauriel von Montavel" heißt es: „Von Stoffel(n) maister Cůnrat Hatt daz bůch geticht Mit rimen bericht Daz was ein werder fryer man Zů Hispania er daz bůch gewann". Vermuthlich entstammte er dem alten freiherrlichen Hause von (Hohen)stof(f)eln im schwäbischen Höwgau. Eine bestimmt nachweisbare Person, z. B. einen 1279 und 1284 urkundlich genannten Domherrn zu Straßburg i. E., in ihm wiederfinden zu wollen, ist ein Verfahren ohne genügende Unterlagen; zur Datirung vergleiche man auch E. H. Meyer, Zeitschr. für deutsches Alterth. XII, 482. Jedenfalls war er, d. h. der Verfasser des genannten romantischen Epos, ein gut gebildeter, litterarisch belesener (Gottfried, Wolfram und Hartmann nennt er zu Anfang als seine Lehrer) und poetisch nicht ungewandter Mann. Er erzählt in ermüdender Breite (die längste Handschrift hat 5642 Verse) die Abenteuer des Ritters Gauriel von Montavel, der, um sich von der seltsam entstandenen Ungnade seiner Gattin zu lösen, eine langwierige und verwickelte Leidenszeit durchzumachen hat. In deren Verlauf wird dieser auch Mitglied von König Artus' Tafelrunde (nachdem er deren sämmtliche Helden besiegt hat), der er sonst nirgends angehört. Ein Ziegenbock begleitet ihn auf allen seinen Fahrten, bis Iwein, der Ritter mit dem Löwen, diesen treuen Nothhelfer erlegt. Bewußt oder unbewußt stellt dies eine Parodie auf Hartmann's von Aue Werk dar, vielleicht auch auf den „Ritter mit dem Adler". Ein Ritter mit dem Bocke nimmt in Heinrich's von dem Türlin „Krone" Ga-

wein durch Trug Zaubergürtel und Handschuhe. Die angebliche Benutzung einer spanischen Vorlage soll wohl nur die übliche Berufung auf französische Quellen modificiren. Die stoffliche Erfindung ist zwar nicht arm, aber wenig glücklich hinsichtlich des Interesses; man vergleiche dagegen Laßberg an Uhland am 11. October 1823 und Uhland's Antwort am 13. Juni 1824 (Briefwechsel S. 41 und 43). Schon Jacob Püterich von Reicherzhausen in seinem Ehrenbrief (Str. 126, 3—7) verlacht „das Puech vom Pockh das Ich von stund hinau dem Fürsten sannt von Bairn Herczog Otten das doch mit Ticht sich geleichet gar annderst nit wan geüchten vnd den sotten“ (Zeitschr. für deutsches Alterth. VI, 54 f.).

„Im Auszuge bearbeitet“ (wie in Kürschner's „Deutscher Nationallitteratur“ IV, 1, 2, S. 388 ff., Piper) hat den Roman mit Vorbemerkungen A. Jeitteles, German. VI, 385—411, in 926 Versen vorgeführt Friedr. Pfeiffer, Altdeutsches Uebungsbuch, S. 91—102, hsg. nach beiden Handschriften F. Khull (Gabriel von Muntabel, eine höfische Erzählung aus d. 13. Jahrhundert, Graz 1885), der Untersuchungen über das Handschriftenverhältniß, des Dichters (an Stoffeln zweifelt er) Heimath, Lebenszeit, Technik und Vorbilder versprach; Steinmeyer in seiner abfälligen Recension Khull's, Anz. für deutsches Alterth. XII, 261—265, hält das Material für ungenügend dazu. Goedeke, der im Grundriß zur Gesch. d. d. D.^{2} I, 140 f. eine knappe Inhaltsangabe u. Beschreibung der Handschriften giebt, hat in seiner Nachtragsnote zu Vilmar's Gesch. d. d. Nationallitt. Nr. 51 (zu S. 135) auf S. 659 (22. Aufl.) W. Wackernagel's falsche Namensform Kunhart v. Stoffel (in dessen Probe, Altd. Leseb. I^2 643 bis 650) übernommen. Vgl. auch v. d. Hagen MS. IV, 870 f. Ludwig Fränkel.

Stöffler: Johannes St., von Justingen, geboren am 10. December 1452, † am 16. Februar 1531 zu Blaubeuren, berühmter Mathematiker, Astronom und Astrologe. — Aus demselben Dorfe Justingen (kgl. württembergisches Oberamt Münsingen) stammend, wie der Humanist Heinrich Bebel und die beiden Vergenhanse (Naucleros), ist er möglicherweise mit den letzteren verwandt. Am 21. April 1472 wurde er an der Universität Ingolstadt immatriculirt. Er hat später dieselbe als eine „herrliche Hochschule“ bezeichnet, die ihm in den freien Künsten eine süße Mutter gewesen sei. Es ist ungewiß, wann er die Pfarrei Justingen bekam, doch scheint ihn der Besitz der Pfründe nicht dauernd an Justingen gebunden zu haben. 1496 stellte er in Konstanz eine Uhr im dortigen Münster auf; 1499 ist er in Ulm u. s. w. Seine Gelehrsamkeit verschaffte ihm viele Freunde, darunter Gelehrte vom höchsten Rufe, wie z. B. Johannes Reuchlin; auch wurde er von wißbegierigen Männern in seinem entlegenen Pfarrdorfe aufgesucht, so z. B. von Paul Scriptoris und Konrad Pellican im J. 1499. Auch mit Johann v. Dalberg, dem kurpfälzischen Kanzler und Bischof von Worms, dem berühmten Gönner der Humanisten, stand er in freundschaftlicher Verbindung. Er fertigte für diesen einen Himmelsglobus und hat den gefeierten Mäcenas in seinem Schlosse zu Ladenburg aufgesucht. Auf Wunsch des Herzogs Ulrich von Württemberg übernahm er 1511, schon 59 Jahre alt, die Professur der Mathematik an der Hochschule Tübingen. Die Vertreibung des Herzogs, der sich für seinen Gehalt verbürgt hatte, brachte dem betagten Gelehrten schlimme Zeiten, weil er die ihm von der Pfarrei Justingen zugesicherten 90 Gulden nicht mehr ausbezahlt bekam. Der Rechtshandel darüber beschäftigte sogar den Erzherzog Ferdinand, der in Abwesenheit des Herzogs Ulrich Württemberg verwaltete. Die Pest vertrieb St. im J. 1530 mit einem Theil der Hochschule aus Tübingen nach Blaubeuren, wo er auch gestorben ist. Begraben wurde er in der St. Georgenkirche zu Tübingen.

Die Blüthezeit seiner akademischen Thätigkeit fällt vor 1519, während

welcher Zeit (von 1512—1518) auch Philipp Melanchthon sein Schüler war. Dieser hat tiefe Eindrücke von dem großen Gelehrten empfangen, und der astrologische Wahnglaube, dem Melanchthon sein ganzes Leben huldigte, dürfte auf St. zurückzuführen sein. Zwischen beiden Männern hat sich trotz der großen Altersverschiedenheit rasch ein pietätvolles Verhältniß entwickelt. Schon 1513 begleitete Melanchthon eine Schrift Stöffler's mit empfehlenden Versen, und die erste erhaltene Rede Melanchthon's: De artibus liberalibus ist St. gewidmet. Noch in späteren Jahren pflegte Melanchthon in seinen Vorlesungen Aussprüche und Anekdoten des verehrten Tübinger Gelehrten zu erzählen.

Von seinen jetzt selten gewordenen Schriften mögen folgende genannt werden: „Almanach nova plurimis annis venturis inservientia: per Joannem Stöfflerinum Justingensem et Jacobum Pflaumen Ulmensem accuratissime supputata etc.“ (Ulm 1499); „Tabulae astronomicae. Verarum mediarumque coniunctionum et oppositionum Solis et Lunae etc.“ (Tübingen 1514); „Elucidatio fabricae ususque astrolabii etc.“ (Oppenheim 1513); „Calendarium magnum Romanum“ (Oppenheim 1518); „Expurgatio adversus divinationum XXIII anni suspitiones etc.“ (Tübingen (1523); „Ephemeridum opus etc.“ (Tübingen 1531). Erst nach dem Tode des Verfassers erschienen, bildet die Fortsetzung der Almanach nova. „In Procli Diadochi autoris gravissimi sphaeram mundi etc. Commentarius“ (Tübingen 1534). Diese Schrift wurde von L. Schrader herausgegeben. Nicht gedruckt wurden seine „Commentaria in Ptolemaei libros geographicos“, die zum Theil verbrannt sind. Die zwei erhaltenen Bücher der Handschrift befinden sich auf der Tübinger Universitätsbibliothek. Es werden noch weitere Schriften Stöffler's genannt, z. B. auch von Vossius, von denen jedoch zweifelhaft ist, ob sie wirklich erschienen sind.

Ziemliches Unheil stiftete St. durch seine astrologischen Träumereien an, indem er auf das J. 1524 eine neue Sintflut prophezeite, wodurch sich manche Menschen zu thörichten Handlungen verleiten ließen. Obgleich statt der Sintflut eine große Trockenheit eintrat, scheint er doch nichts an Ansehen eingebüßt zu haben. Zur Kalenderverbesserung machte er elf Vorschläge. Aber auch als Kosmograph und Mechaniker war er ausgezeichnet; heute noch besitzt die Gymnasialbibliothek zu Konstanz einen merkwürdigen Globus coelestis, welchen St. für den Weihbischof Daniel von Konstanz verfertigt hat. Andere ähnliche Werke seiner Geschicklichkeit, von denen die Zeitgenossen berichten, sind zu Grunde gegangen. — Von den zwei erhaltenen Bildern Stöffler's finden sich gutgelungene Reproductionen in den unten erwähnten Arbeiten Moll's und Steiff's.

J. C. A. Moll, Johannes Stöffler von Justingen. Ein Charakterbild aus dem ersten Halbjahrhundert der Universität Tübingen. Mit sechs Holzschnitten. Lindau 1877 (Separatabdruck aus dem Heft 8 der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung). — K. Steiff, Der erste Buchdruck in Tübingen (1498—1534). Ein Beitrag zur Geschichte der Universität Tübingen. 1881. Karl Hartfelder.

Stoeger: Ferdinand St., katholischer Theologe in der Zeit Joseph's II. (Datum der Geburt und des Todes nicht zu ermitteln). Er machte seine Studien als Zögling des erzbischöflichen Alumnates an der Wiener Universität, wurde Repetitor der Dogmatik in dem Alumnate, aber anfangs 1777 entfernt. Später wurde er Professor der Kirchengeschichte an der Wiener Universität, 1786 Director des neu errichteten Generalseminars zu Löwen, mußte aber schon 1787 diese Stelle aufgeben. — St. veröffentlichte 1776 eine „Introductio in historiam ecclesiasticam Novi Testamenti“ (196 S. 8°). Der Erzbischof von Wien, Cardinal Migazzi ((s. A. D. B. XXI, 717) reichte dagegen im Juni 1777 der Kaiserin Maria Theresia eine Vorstellung von 36 Folioseiten ein, in welcher

u. a. der Satz gerügt wird: „Die christliche Religion ist von der papistischen ganz verschieden; die heidnische Religion ist der christlichen ähnlicher als die katholische oder papistische.“ St. verfaßte darauf „Vindiciae“ (32 Bl. Folio). Diese übersandte die Kaiserin dem Cardinal, der darauf eine Responsio von 30 Blättern in Folio einreichte. Auch einige andere Bischöfe sprachen sich gegen das Buch von St. aus, und im November 1777 schrieb Pius VI. darüber an die Kaiserin. Der Gewissensrath der Kaiserin, Ignaz Müller, Propst von St. Dorotheen, nahm St. in Schutz. Das Buch wurde aber verboten und St. von seiner Stelle im Alumnate entfernt. Unter Joseph II. gab St. eine deutsche Bearbeitung des Buches heraus: „Einleitung in die Kirchengeschichte des N. T. Aus dem Lateinischen“ (1786). Die Beschwerde Migazzi's wurde zu Lüttich 1787 reproducirt in der „Apologie du gouvernement général des Pays-Bas relativement au renvoi du Sieur Ferd. Stœger, ci-devant Directeur du Séminaire à Louvain“.

Wurzbach XXXIX, 115. — Wolfsgruber, Cardinal Migazzi, S. 325 bis 330. — Schlözer, Staatsanzeigen 2, 5, 21; 14, 53, 29. — Nouvelles ecclésiastiques 1779, 21. Reusch.

Stöger: Michael Franz St., Professor der politischen Wissenschaften an der Universität in Lemberg, wurde am 22. September 1796 in Wien in kleinen bürgerlichen Verhältnissen — sein Vater war ein aus Böhmen eingewanderter Schneidermeister — geboren. Als das allein heranwachsende Kind der Eltern erfreute er sich aber trotzdem des Segens eines innigen Familienlebens, und dieses sowie die Einfachheit des häuslichen Kreises sind sichtlich die für die Entwicklung seines Wesens bestimmenden Jugendeindrücke gewesen. Von 1804 bis 1809 besuchte St. in seiner Vaterstadt die Normalschule (zu St. Anna), von 1809 an das Gymnasium (bei den Schotten), von 1815—1818 die philosophische, von 1818—1822 die juridische Facultät der Universität. Ein Stipendium und die Ertheilung von Privatunterricht verschafften ihm die Mittel zu dem Studium während der Gymnasialzeit; während der Universitätszeit half ihm, nach Ablegung der Privatlehrerprüfung, die Stellung als Erzieher in hervorragenden Familien Wiens über die Schwierigkeiten des Lebens hinweg, ja, er verblieb in dieser Eigenschaft im Hause des Freiherrn v. Löhr auch nach Absolvirung der Studien bis zu seinem Abgang nach Lemberg. Die reichen Verhältnisse, in welche er hierdurch trat, änderten aber nichts an der Schlichtheit seines Wesens, lockerten die Beziehungen zu seinem Elternhause nicht. „Wenn ich mich“, so lauten die charakteristischen Worte eines seiner Jugendbriefe nach einer glänzenden Unterhaltung, „in einer solchen Gesellschaft der ärmste unter allen meinen Nachbarn fühle, dann ist's, als zöge mich's weg, hinaus in die niedere, dunkle Wohnung der Eltern, als gehörte ich nicht eher in jene frohen Reihen, als bis ich ein besseres Schicksal für sie dauernd gründen würde können. Mit diesen ein enger, stiller Kreis, von mir geschaffen, mit meinen Lieben getheilt, ohne Ansprüche an die große, laute Welt, Gutes wirkend, schweigende Selbständigkeit genießend, wäre das höchste Ziel aller meiner Wünsche“. Diesen von kindlicher Liebe eingegebenen Jugendvorsätzen hat Stöger's ganze spätere Lebensführung voll entsprochen.

Nach glänzend zurückgelegten Studien hatte St. 1820 das Doctorat der Philosophie, 1824 das Doctorat der Rechte erworben, und war von 1824 bis 1826 in der Vorbereitungspraxis zur Advocatur thätig gewesen, als ihm im Herbste 1826 unerwartet die Aufforderung zukam, die durch die Suspendirung Rembold's erledigte Lehrkanzel der Philosophie an der Wiener Universität zu suppliren. Dieser Ruf entschied seine dauernde Wendung zum Lehrfache. Als Supplent unterzog er sich rasch mehreren Concursprüfungen für Universitäts-

professuren (für Philosophie in Lemberg und Innsbruck, für Statistik in Lemberg und Wien, für Politik und Statistik in Graz), und ward am 11. März 1827 zum Professor der Statistik an der Universität in Lemberg ernannt. Diese Ernennung erschloß ihm nicht nur seine amtliche Lebensaufgabe, sie machte es ihm auch möglich, seine schon erkorene Braut heimzuführen und auch den oben ausgesprochenen Wunsch seiner Jugend zu verwirklichen.

Mit lebhaftem Eifer ergriff St. sein neues Lehramt. Dieses erstreckte sich schon im nächsten Studienjahre auch auf die Supplirung der Lehrkanzel der politischen Wissenschaften und die Aufgabe blieb auch eine doppelte, als St. im October 1829 förmlich zum Professor der politischen Wissenschaften ernannt wurde, denn er hatte noch durch zwei Jahre seine ursprüngliche Lehrkanzel der Statistik als Supplent zu versehen. In den folgenden Jahren (1832—1834) war St. wol von der Supplirung der zweiten Lehrkanzel befreit, es trafen ihn aber dafür andere amtliche Pflichten, so das Decanat der philosophischen Facultät, die Mitgliedschaft der Provinzial-Handelscommission; er verblieb daher, zumal seinem Lehramte ein fruchtbares, litterarisches Schaffen parallel ging, in einer umfassenden, rastlosen Thätigkeit, welche seine Kräfte um so rascher verzehrte, als ihn in naher Folge auch schwere Schicksalsschläge erschüttert hatten.

Im J. 1832 hatte St. seinen Vater an der Cholera verloren, welche Lemberg heimgesucht hatte, sein zweites Kind war dem Leben entrissen worden, er hatte seine Frau dem Tode nahe gesehen und, selbst wiederholt von Krankheit befallen, war manchmal das Vorgefühl des Todes über ihn gekommen. Aber trotzdem war der Ausgang der Krankheit, welche ihn am 18. Januar 1834 nach vier Tagen hinwegraffte, ein unerwarteter, und aus allen Stimmen, die sein Hinscheiden beklagen, klingt die Trauer über den jähen Hintritt des 38jährigen Mannes schmerzlich hervor. In ergreifender Weise kam die allgemeine Theilnahme bei dem Leichenbegängnisse zum Ausdruck, bei welchem Studenten die Leiche bis zu dem entfernten Friedhof trugen, und aus dem Kreise seiner Collegen (Haimberger von der juridischen, Nowotny von der philosophischen Facultät) wie seiner Hörer wurde dankbarer und ehrender Nachruf laut.

Ueberblicken wir nun Stöger's litterarische Wirksamkeit, so haben wir es, obwol dieselbe nur in den fünf letzten Lebensjahren zu Tage tritt, mit einer reichen, sich sichtlich an alle Zweige seines Lehrberufs systematisch anschließenden Thätigkeit zu thun.

Nur die ersten Arbeiten in den Jahrgängen 1829 und 1830 der „Zeitschrift für österr. Rechtsgelehrsamkeit“ gehören der staatswissenschaftlichen Richtung nicht an; es sind dies drei eingehende Recensionen über civilrechtliche Schriften (von Scheidlein, Taglioni, Ascona), welche offenbar noch aus der Zeit der juristischen Praxis stammen. Alle anderen Arbeiten aber, welche sich theils in der „Zeitschrift für österr. Rechtsgelehrsamkeit“, theils in der Fortsetzung von Hormayr's „Archiv“, dann in der „Steiermärkischen Zeitschrift“ und in der Lemberger „Mnemosyne“ finden, stehen in engem Zusammenhange mit der Thätigkeit auf dem Katheder und sind außerdem fast durchwegs noch näher bestimmt durch die Beziehung zu dem Lande seines amtlichen Wirkens, zu Galizien.

In den Jahrgängen 1832—1834 der Zeitschr. f. österr. Rechtsgelehrsamkeit sind in dieser Richtung zunächst mehrere Abhandlungen aus dem Polizeistrafrechte enthalten, dessen Vertretung damals in den Händen des Professors der politischen Wissenschaften lag, sodann eine Abhandlung „über das Auswanderungspatent in seiner derogatorischen Kraft“; die übrigen Arbeiten sind aus dem Studium der Landeskunde Galiziens hervorgegangen, und zwar beginnen sie im Jahrg.

1829 der Zeitschr. f. österr. Rechtsgelehrsamkeit mit einer Abhandlung über „Die jüdische Bevölkerung in Galizien und ihre Evidenzhaltung“.

Jene Besonderheit Galiziens, welche allen Auswärtigen auffällig entgegentritt und welche deutsche Professoren auf galizischen Universitäten, so z. B. den Amtsvorgänger Stöger's, Rohrer (s. A. D. B. XXIX, 64), wiederholt zu litterarischer Würdigung angeregt, hat also auch Stöger's litterarisches Interesse in erster Linie gefesselt; diesem Thema verdanken wir zahlreiche weitere Arbeiten seiner Feder, welche sich schließlich zu dem Hauptwerke seines Lebens verdichteten. In dieser Richtung folgten nämlich in dem „Oesterreichischen Archiv“ der Aufsatz über „Die jüdische Realschule zu Brody“ (1829), „Notizen über die Lemberger und Bukowiner Judenschaft“ (1830), geschichtliche Andeutungen aus der politischen Gesetzgebung für Galizien über „Die Ackeransiedlungen der Juden in Galizien“, bis St. im J. 1833 mit seinem zweibändigen Werke „Darstellung der gesetzlichen Verfassung der galizischen Judenschaft“ (Lemberg, Przmysl, Stanislawow und Tarnow. Kuhn u. Milikowski XVI u. 280, VI u. 202 S.) hervortrat, welches seine Bedeutung in der deutschen Litteratur dauernd festgestellt hat. Das Ziel der Arbeit ward von St. selbst klar und schlicht gekennzeichnet. „Das Werk hat nicht die Absicht, das Judenthum überhaupt zu schildern oder Verbesserungsvorschläge zu machen. Neben der viel betretenen Heerstraße, die zu Vorschlägen für die Vervollkommnung des Judenthums führt, läuft ein bisher seltener besuchter Weg zur Darstellung jener Mittel, wodurch die österreichische Regierung jenen Zweck wirklich erreichen will; eine große Zahl derselben ward für Galiziens starke Judenschaft ausschließend oder vorzüglich angewiesen; — eine zusammenhängende Darstellung derselben besitzen wir aber noch nicht, und nur diese allein ist mein Zweck.“ Dieser selbstgestellten Aufgabe ist St. vollkommen gerecht geworden; formell und materiell hat er seinen Stoff beherrscht und denselben in lichtvoller und objectiver Weise zur Darstellung gebracht. Der hervorragende Fachgenosse Stöger's an der Wiener Universität, Prof. Springer, hat das Werk in der Zeitschr. f. österr. Rechtsgel. „mit Freuden als eines der gediegensten Producte“ der politischen Gesetzkunde angezeigt und neben der Bündigkeit des Urtheils und der Faßlichkeit des Vortrags ausdrücklich rühmend hervorgehoben, „es sei ihm kein Gesetz bekannt, welches in dem Werke übergangen oder nicht gehörig benützt worden wäre“.

Ist somit Stöger's litterarischer Name auch vorwiegend mit dem Werke über das Judenthum verknüpft, welches von seinen Schriften allein selbständig erschien, so ging sein litterarisches Interesse doch in diesem Thema keineswegs auf; diese Arbeit war nur eine Etappe in der Durchforschung der Gesetzgebung und der Natur des Landes Galizien. Zunächst schloß sich in naturgemäßer Erweiterung des Studiengebietes eine Reihe von bevölkerungsstatistischen Arbeiten an („Allgemeine Bemerkungen über Lembergs Sterbelisten“; „Nazionalverschiedenheit in Galizien“; „Verhältnißzahlen der Ehen in Galizien“; „Bevölkerungsverhältnisse Galiziens“; „Uebersicht des ersten Regulirungsplanes für das Kirchenwesen der nicht unirten Griechen in der Bukowina“ u. a. m. in den Jahrgängen 1832 und 1833 des Archivs), daneben blieb aber auch kaum ein Gebiet der Natur und Wirthschaft des Landes unberücksichtigt (a. a. O. von 1829—1833 „Ueber die Holz-Produkzion und Konsumzion in Galizien“; „Andeutungen über die Forstgesetze Galiziens“; „Ueber Galiziens Straßen“ u. a. m., ferner in der Steiermärkischen Zeitschrift [1834] über das sogenannte „Zur Hälfte Saën“ in Galizien). Die letzterwähnte Arbeit leitet zu jenem Gebiet hinüber, auf welchem die Studien und Sammlungen Stöger's nach der Ueberlieferung am umfassendsten gewesen sind, nämlich jenem der bäuerlichen Unterthänigkeitsverhältnisse Galiziens.

Schon in der obenerwähnten Recension hatte Springer die Aufforderung an St. gerichtet, auch das „Unterthansfach des Landes Galizien in seine Bearbeitung zu ziehen und so einem noch unbefriedigten Wunsche entgegenzukommen". An der Verwirklichung dieses Planes wurde St. durch seinen frühen Tod gehindert, ebenso an der Fertigstellung eines Handbuches der politischen Gesetzkunde, dessen Ausarbeitung er im Auftrage der Regierung unternommen hatte. Aus den inhaltreichen Vorarbeiten, welche sich in dieser Richtung in seinem Nachlasse fanden, wurde nur ein schon vollendeter Aufsatz „über den Begriff der Gutsunterthänigkeit nach österreichischen Gesetzen" in der Oesterr. Zeitschr. f. Rechtsgel. (1834) veröffentlicht; die weiteren Materialien, welche nach Haimberger's Zeugniß nur noch die letzte Feile und Ordnung erwarteten, blieben unverwerthet, obwol sie in den Besitz von Stöger's Nachfolger auf der Lehrkanzel (Nowak) gelangten.

Die litterarische Wirksamkeit Stöger's gewinnt somit ihr charakteristisches Gepräge durch die Beziehung zu dem Lande Galizien, welches die Stätte seiner amtlichen Thätigkeit war, und daß diese Wirksamkeit des in dem Lande Eingewanderten daselbst keine unbemerkte geblieben, beweist die Thatsache, daß einzelne seiner Arbeiten in polnischen Zeitschriften übersetzt wurden. St. gehört in die Reihe jener Deutschen, welche sich um Galizien wohl verdient gemacht haben, und als Schriftsteller über die Verhältnisse dieses Landes wird ihm ein ehrenvoller Platz in der deutschen Litteratur und insbesondere in der österreichischen Rechtswissenschaft stets unbestritten bleiben.

Wurzbach, Biogr. Lexikon XXXIX, und die daselbst citirten Schriften. — Ferner: Ficker, Der Unterricht in der Statistik an den österreichischen Universitäten und Lyzeen (Statistische Monatsschrift, 2. Jahrg., Wien 1876, S. 72 u. 73). — Die Vorlesungsverzeichnisse der Lemberger Universität und das Taschenbuch der Wiener Universität. — In der Lemberger Mnemosyne (1834, 21. Jänner, Nr. 6, S. 21 u. 22): Dem Andenken des Herrn Professors M. F. Stöger (4 Strophen, gez. Dr. F. X. Nowotny); Elegie am Grabe des Herrn Professors Stöger. Von den Hörern des 4. Jahrgangs der Rechte (4 Strophen, gez. Alex. Schädler); Nachruf in das Grab unsers unvergeßlichen Lehrers. — Mittheilungen des Sohnes von M. F. Stöger, Dr. Josef Stöger, Hof- und Gerichtsadvocat in Wien. Hugelmann.

Stöhrer: Emil St., geboren am 25. September 1813 zu Delitzsch bei Leipzig, Provinz Sachsen, als Sohn eines Arztes, † am 25. August 1890. St. besuchte die Landesschule in Pforta und trat nach abgelegtem Abiturientenexamen bei dem namhaften Leipziger Mechaniker Johann Gottlieb Wießner in die Lehre, dessen wissenschaftliche Instrumente großen Ruf genossen. Nach erfolgter technischer Ausbildung ging er auf die Wanderschaft; Paris vollendete seine praktische Bildung. Er kehrte sodann nach Leipzig zurück, wo er eine Tochter Wießner's als Gattin heimführte und in das Geschäft seines Schwiegervaters eintrat, das er nach des letzteren Tode (20. December 1842) allein übernahm. 1863 übergab er dieses seinem Sohne Emil (geboren am 1. März 1840 in Leipzig). Er selbst gründete in Dresden ein zweites Geschäft, speciell für elektrotherapeutische Apparate, das er 1880 ebenfalls seinem Sohne übergab. Nach dem Tode des letzteren (26. December 1882) mußte er beide Geschäfte wieder übernehmen. Im J. 1859 hatte ihm die Universität Jena honoris causa die Doctorwürde verliehen.

St. construirte weit verbreitete Batterien und Inductionsapparate. Den Elektro-Magnetismus verwendete er praktisch, indem er sich eine Maschine baute, auf der er nach Connewitz fuhr. 1844 vervollkommnete er die magneto-elektrischen Maschinen, indem er mehrere sogenannte magnetische Magazine, meist

drei oder vier, in einen Kreis aufstellte und diesen ebenso viele Elektromagnete gegenüberbrachte, die an eine gemeinschaftliche Achse befestigt, mit derselben drehbar waren. Diese Stöhrer'sche Maschine ist in Deutschland lange für die geeignetste zur Erzeugung starker Ströme angesehen worden und hat für die aufgehende Sonne im „Propheten“ auf deutschen Bühnen vorzugsweise die Kraft geliefert. 1846 construirte er den ersten mit Wechselströmen eines Magnetinductors betriebenen Zeigertelegraphen, auch einen elektro-chemischen und elektromagnetischen Doppelschreiber. In seinen Mußestunden beschäftigte sich St. gern mit Musik und mit dem Bau musikalischer Instrumente; in dieser Beziehung ist besonders hervorzuheben ein Pianino mit Harmonium und ein höchst originelles Saiteninstrument in Pianinoform mit Klaviatur; dasselbe ersetzte ein vollständiges Streichorchester und wurde von verschiedenen Besuchern der Ausstellungen in Paris und Wien als das Vollkommenste seiner Art gerühmt.

In der letzten Zeit seines Lebens war Stöhrer's Geist umnachtet. Er starb am 25. August 1890. Abhandlungen in Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie LXI, 1844: „Einige Bemerkungen über die Construction magneto-elektrischer Maschinen, und Beschreibung der zusammengesetzten magneto-elektrischen Maschine“; ibid. LXIX, 1846: „Einige Versuche, diejenige Kraft, welche die elektrische Spirale auf einen in derselben befindlichen Magnet ausübt, zu rotirender Bewegung anzuwenden“; ibid. LXXVII, 1849: „Beiträge zur Vervollkommnung des magneto-elektrischen Rotations-Apparates; mit Bezug auf ähnliche Beiträge des Hrn. Dr. Sinsteden“ (vgl. hierzu Band 76, S. 29 u. 195); „Ueber Anwendung der magneto-elektrischen Maschinen und constanten Säulen zur Elektrotelegraphie“; ibid. XCVIII, 1856: „Ueber einen verbesserten Induktionsapparat.“

Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch. — Rosenberger, Geschichte der Physik. — Orig.-Mittheilung. R. Knott.

Stoke: Melis St., holländischer Dichter. In seiner Reimchronik von Holland nennt er sich in der Zueignung am Schlusse des X. Buchs den armen clerc des Grafen Wilhelm III.; der Eingang des I. Buches wendet sich an Graf Florens V. Durch das ganze Werk zieht sich die innige Verehrung des Grafengeschlechts, doch nicht ohne ein freies Urtheil über die Thaten der Einzelnen. Die ersten Theile, welche bis ins III. Buch hinein auf der Egmonder Chronik beruhen, dann aber sehr flüchtig über die Ereignisse hingehn, sind etwa 1284 bis 1286 verfaßt; die letzten, welche bis 1305 reichen, erzählen auf Grund eigner Erinnerung, und hier erhält die Chronik den Werth einer Originalquelle. Uebereinstimmungen mit Maerlant's Spieghel historial sind so zu erklären, daß dieser St. benutzte. Doch kannte St. seinerseits Maerlant's ältere, romanhafte Gedichte von Alexander, Merlin und wohl auch seinen Trojanerkrieg; er entlehnte ihnen manche Wendung, manchen Reim. Er selbst erzählt im ganzen einfach und trocken, doch nicht ohne Antheil, z. B. wo er von der Ermordung Florens' V. (1296) spricht. Gelegentlich wirft er auch einen Blick auf die deutsche Reichsgeschichte, wozu bei König Wilhelm von Holland besondere Veranlassung war. Seine historische Bedeutung zog ihm früh die Aufmerksamkeit der Herausgeber zu: 1591 erschien ein Druck in Folio zu Amsterdam, von H. L. Spieghel veranstaltet, von Janus Dousa bevorwortet; von den späteren Ausgaben hat die von Balth. Huydecoper, Leiden 1772, 3 Bände 8°, durch den sprachlichen Commentar sich ein vorzügliches Verdienst um die Kenntniß des Mittelniederländischen erworben. 1885 hat W. G. Brill in den Werken van het hist. Genootschap eine neue Ausgabe besorgt, nachdem er bereits früher auf historische Irrthümer des Chronisten hingewiesen hatte.

Litterarhistorische Würdigung am besten in W. J. A. Jonckbloet, Geschiedenis der nederlandsche Letterkunde, 3. uitg. Groningen 1885 2, 153 fg. — Vgl. Louis D. Petit, Bibliographie der middelnederlandsche Taal-en Letterkunde, Leiden 1888, Nr. 544. Martin.

Stokhem: Joannes St., auch Stocken, Sthoken und Stokem geschrieben, ein niederländischer Componist des 15. Jahrhunderts, der nach den neueren archivalischen Quellenstudien des Herrn Haberl im J. 1487 im Februar in die päpstliche Capelle als Sänger eintrat und 1488 oder 1489 wieder geschieden sein muß (Vierteljahrsschrift III, 244). Ambros (III, 258) rechnet ihn nicht zu den bedeutenderen Componisten, jedoch scheint er dies Urtheil nur nach einem einzigen Tonsatze gefaßt zu haben und das scheint doch zu voreilig geurtheilt zu sein. Wir kennen bisher von Stokhem's Compositionen 8 Gesänge zu 3 und 4 Stimmen in den Drucken von Petrucci aus den Jahren 1501 bis 1505, darunter nur einen einzigen geistlichen, während die übrigen weltliche Gesänge sind. Außerdem befindet sich noch im Archive des St. Peter zu Rom ein Codex in 4° im Manuscript, der 107 Chansons von verschiedenen Componisten enthält, unter denen sich auch obiger Autor befindet. Robert Eitner.

Stolberg: Botho der Aeltere, Graf zu St., Sohn Graf Heinrich's XVI. und der Elisabeth geb. Gräfin v. Hohnstein, geboren etwa 1375, † 15. März 1455. Ueber seine Erziehung wissen wir nichts bestimmtes; nur mit einiger Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß er an einem schwarzburgischen Hofe, wol in Sondershausen, vorbereitet wurde. Daß es sich bei ihm nicht nur, wie es in älterer Zeit Sitte war, um eine bloß höfische, noch weniger um eine kriegerische Ausbildung handelte, geht aus seinem Thun und den von ihm eingenommenen Stellungen zur Genüge hervor. Anfangs mit seinem älteren Bruder Heinrich regierend, der gegen 1416 starb, tritt er seit 1403 selbständig handelnd hervor und zwar in einer Thätigkeit, durch welche er der eigentliche Begründer der stolbergischen Hausmacht geworden ist. Im Jahre 1403 wird das Reichslehn Rosperwende, 1413 gemeinschaftlich mit Schwarzburg, zunächst pfandweise, dann dauernd Amt und Schloß Kelbra erworben, zu derselben Zeit theils durch Kauf, theils durch Erbschaft, Burg und Amt Hohnstein, seit 1417 ebenfalls mit Schwarzburg, kürzere Zeit auch noch mit zwei weiteren Mitbesitzern das reiche Amt Heringen. Dazu kommt, zunächst wiederkäuflich, im J. 1430 vom Landgrafen Friedrich von Thüringen Schloß Questenberg. Endlich gelangte er noch 1448 zunächst mit Graf Heinrich von Schwarzburg in den Pfandbesitz der gräflich beichlingschen Herrschaft Frohndorf. Andere Besitzungen, Rechte und Anwartschaften besaß er nur vorübergehend; dauernd waren noch seine Besitzungen und Rechte zu Harzgerode und Güntersberge. Seine Aufwendungen an Kaufgeldern und Vorschüssen werden auf rund 94,000, seine Bürgschaften auf 68,000 Gulden berechnet — Summen, welche für die damalige Zeit sehr erheblich waren und umsomehr für sein treffliches Wirthschaften zeugen, als seine hinterlassenen Schulden verhältnißmäßig gering waren. Es ist anzunehmen, daß neben den gewöhnlichen Gefällen die mit Eifer von ihm betriebenen Bergwerksunternehmungen etwas erkleckliches einbrachten.

Zeugen seine übrigen Erwerbungen für den sicheren Blick, mit welchem er die Mehrung und Abrundung seines Hausbesitzes betrieb, der beim Ende seiner Regierung wohl mehr als das dreifache betrug, als er ihn überkommen, so scheint es, als ob dieser weite Ueberblick ihm bei der bedeutendsten Erwerbung, die ihm zufiel, nicht in gleichem Maaße eigen gewesen sei. Infolge einer Erbschaft, deren Grund kaum genau festzustellen sein wird, hatte B. sich schon 1417 in der Stadt Wernigerode huldigen lassen; etwa zwölf Jahre später fiel mit dem Tode des letzten Grafen von Wernigerode dann die ganze Grafschaft und

zugleich das erzreiche Amt Elbingerode auf dem Harz an ihn und sein Haus. Wohl drückt sich das außerordentliche dieser Erwerbung darin aus, daß er sich alsbald — schon im August 1429 — Graf zu Stolberg und Herr zu Wernigerode nannte, eine Vermehrung des Titels, wie sie bei keinem andern Erwerbe geschah. Aber schon seit dem J. 1438 sehen wir den Grafen Wernigerode bald halb, bald ganz an Schwarzburg verpfänden und mit ihm theilen, ja als Herzog Wilhelm der Aeltere von Braunschweig für seinen Sohn um die noch im zarten Kindesalter stehende Tochter Graf Botho's — natürlich aus politischen Gründen — wirbt, da verschreibt ihr der Vater halb Wernigerode als Mitgift; Elbingerode aber wird mit Schulden beschwert. Kurfürst Friedrich von Brandenburg, der nach 68jähr. Lehnrührigkeit Wernigerodes vom Erzstift Magdeburg im Nov. 1449 durch den Vergleich von Zinna Oberlehnsherr dieser Grafschaft wurde, nöthigte den Grafen, die Pfandsumme, womit dieselbe beschwert war, abzulösen, und ihm wird es auch zu danken sein, daß Braunschweig die Verschreibung von halb Wernigerode wieder herausgeben mußte, an deren Stelle nun eine sehr hohe Mitgift an Geld trat.

Eine seiner wichtigsten Unternehmungen war Graf Botho's Erbverbrüderung mit den Häusern Schwarzburg und Hohnstein. Da die harzisch-thüringischen Grafen und Herren es nie zu einer so festen allgemeinen Verbindung brachten, als es in andern Gegenden Deutschlands geschah, so suchte Graf B. sich mit den nächstgesippten und benachbarten Grafenhäusern möglichst fest zusammenzuschließen. So kam es am 24. Juni 1418 zu einer Erbverbrüderung mit den Grafen von Schwarzburg und Wernigerode, und als letztere ausgestorben waren, zu einem Landfriedensbündniß und Erbeinigung zwischen den Häusern Stolberg, Schwarzburg und Hohnstein am 18. August 1433, als deren Vorläufer schon ein zehn Jahre älterer Schutzvertrag zwischen denselben Häusern betrachtet werden kann. Es kam besonders für Graf B. nicht nur auf eine gesicherte Erbfolge an, oder auf die Niederhaltung unruhiger Ritter und Knappen, wider die man sich z. B. 1411 verband, es galt auch ein festes Zusammenhalten gegenüber den Zunöthigungen der damals immer mächtiger werdenden fürstlichen Gewalten. In einem erweiterten Bunde verpflichteten sich die Genossen im J. 1424 einander einträchtig behülflich zu sein, wenn die Lehns- und Erbherren sie 'homutigen', hochmüthig behandeln und ihnen 'Gedrenknisse' thun sollten, auch sie von hergebrachten Ehren und Würden brächten.

Solche Zunöthigungen kündigten sich wol schon an, wenn Graf B. im J. 1428 mit anderen Grafen und Herren, freilich noch in milder Form zu einer Art landständischer Versammlung bei den Herzögen von Sachsen in Gotha erscheinen mußte. Von jener Zeit an sehen wir ihn auch oft als 'heimlichen', als vertrauten Rath beim Kurfürsten von Sachsen; zwischen 1429 und 1440 aber ist er dauernd 'Hofmeister' bei dem Landgrafen Friedrich d. J. von Thüringen. Bei der Regierungsunthätigkeit jenes Fürsten war die Stellung an und für sich eine recht bedeutsame und einflußreiche, aber weniger vortheilhaft vom Gesichtspunkte der gräflichen Hoheit. — In der unruhigen fehdereichen Zeit will es etwas sagen, wenn wir von keiner einzigen vom Grafen veranlaßten Fehde wissen, vielmehr ihm das Zeugniß geben müssen, daß er den Frieden nach Kräften zu erhalten suchte. Daß bei der Niederlage der Halberstädter bei Ufstrungen im November 1437 auch stolbergische Mannschaft während seiner Abwesenheit betheiligt war und daß bei einer durch die schwarzburgische Erbfolge hervorgerufenen Fehde 1448 Graf B. mit Graf Heinrich von Schwarzburg plündernd in die Herrschaft einfiel, war eine nothwendige Folge der festen Verbindung der erbverbrüderten Grafen. Sonst leistete er nur durch seinen Namen oder durch Hülfsmannschaften in Kriegen und Fehden Dienste, besonders den

Erzbischöfen von Magdeburg und den Herzögen von Braunschweig gegen die Städte Magdeburg, Halle und Braunschweig. Mit Nordhausen waltete dagegen trotz der sich nahe berührenden und daher auch leicht kreuzenden Interessen meist ein gutes Verhältniß, mehr noch mit Erfurt. Durch den sog. Bruderkrieg wurde Graf B. in sehr unerwünschter Weise in die Wirren des sächsischen Hauses hineingerissen. Von 1445—1448 war er auf Seiten des Kurfürsten, neigte sich aber seit dem letzteren Jahre infolge des bei der schwarzburgischen Erbtheilung entstandenen Streits dem Herzoge Wilhelm zu. Der enge, feste Bund mit den benachbarten Grafen, insbesondere mit dem Hause Schwarzburg, war also auch hier bestimmend. Ueberhaupt steht der feste, während eines halbhundertjährigen Regiments nie ernstlich gestörte Freundschaftsbund Graf Botho's mit seinen schwarzburgischen Vettern, die ihrerseits auch stets zur Hülfe bereit waren, in der unruhigen fehdereichen Zeit einzig da. — Von dem großen persönlichen Ansehen und Vertrauen, welches Graf B. genoß, zeugen seine häufigen Vormundschaften, Bürgschaften, Theilnahme bei Nachlaßordnungen und Schiedsgerichten. Im J. 1451 steht er an der Spitze von elf vornehmen Räthen bei einem Austrägalverfahren zwischen Herzog Wilhelm von Sachsen und Friedrich von Witzleben. Inbetreff seiner Stellung als Reichsstand ist zu bemerken, daß er nach der Matrikel vom J. 1431 gleich den Grafen von Mansfeld mit 10 Gleven angesetzt ist, während die Grafen von Gleichen mit 8, die von Hohnstein-Clettenberg mit 6 Gleven nach ihm folgen. Eine besondere Beachtung verdient des Grafen Verhalten in kirchlichen Dingen. Durch Schenkungen an auswärtige Klöster zeichnete er sich nicht aus, vielmehr ist durchaus eine Rücksicht auf das nahe gelegene und persönliche zu bemerken, daher denn besonders S. Martins Kirche und die Capellen zu Stolberg sich seiner Gunst zu erfreuen hatten. Wenn er aber besonders den Bettelmönchen gewogen war und innerhalb seiner Lande das Augustiner-Einsiedlerkloster Himmelpforten bei Wernigerode das einzige ist, welchem er noch letztwillig etwas vermachte, so ist wol mit Recht daran erinnert worden, daß hier das herkömmliche große Interesse seines Hauses an der Predigt bestimmend war. Zu beachten ist sein entschiedenes Bemühen um die Reformation von Klöstern und Stiftern. Unter seinem Schutz konnte der aus Osnabrück fliehende Heinrich Zolter die Reformation der Augustiner-Einsiedlerklöster um 1430 in Himmelpforten beginnen. Unter ihm that der bedeutende Fortsetzer dieses Unternehmers Andreas Proles in demselben Kloster Profeß. In Ilsenburg wurde die Reformation 1452 durchgeführt. Den geistlichen Herren des gräflichen Familienstifts in Wernigerode gegenüber trat er im October 1451 sehr entschieden auf, verwies ihnen ihr unsittliches Leben und ihre Beschäftigung mit Berg- und Waldwerk. Da ihm die völlige Durchführung dieses Reformationswerks nicht mehr möglich war, so legte er dasselbe noch in seinem letzten Willen dem einzigen Sohne ernstlich ans Herz. Schaurig waren allerdings die von ihm und seinem Sohne hinsichtlich des weltlichen Arms geleiteten Ketzergerichte der Dominicaner zu Stolberg und Lorenzrieth im J. 1454, wobei an ersterem Orte nach entsetzlicher Kerkerhaft 30 Personen, Männer, Weiber und Kinder, an letzterem ein Mann und Weib verbrannt wurden. Wenn aber der erlauchte Verfasser der stolbergischen Familiengeschichte Graf Botho's d. Aelteren Geschichte gern von diesem Flecken reinwaschen möchte, so ist zu bemerken, daß die römische Kirche zwar die Strafe dem weltlichen Richter überließ, daß aber dieser mit dem eigentlichen Gericht, als einem geistlichen, und dem Urtheil über die durch die Folter erpreßte Schuld nichts zu thun hatte. Eine Verweigerung des weltlichen Arms gegen solche gerichtet wäre ein verdammungswürdiger Ungehorsam gegen die Kirche gewesen.

Graf B. war nur einmal vermählt und zwar im Juni 1431 mit Anna,

Tochter Graf Heinrich's von Schwarzburg. Damals schon in den fünfziger Jahren stehend wurde er von seiner Gemahlin gegen 1433 und 1434 mit einem Sohne Heinrich und einer Tochter Elisabeth beschenkt. Ersterer wurde sein Nachfolger und starb 1511, letztere, dem Herzoge Wilhelm dem Jüngeren vermählt, wurde Stammutter des mittleren Hauses Braunschweig und ging in einem noch höheren Alter nach 1520 heim.

Nachdem Graf B. am 15. März 1455 gestorben war, wurde er zwei Tage später in der Gruft seiner Väter in der Herrencapelle zu St. Martini in Stolberg beigesetzt.

Botho, Graf zu Stolberg-Wernigerode, Gesch. des Hauses St.-W., herausgegeben von G. A. v. Mülverstedt. Magdeburg 1883. S. 171—289.

Ed. Jacobs.

Stolberg: Botho (der Glückselige), Graf zu St., Sohn Graf Heinrich's des Aelteren zu Stolberg und seiner ersten Gemahlin Mechtild, Tochter Graf Volrad's von Mansfeld, geboren als jüngerer Zwillingsbruder Heinrich's des Jüngeren (s. u. S. 333 ff.) auf Schloß Stolberg am 4. Jan. 1467, † das. am 22. Juni 1538. Einen Theil seiner frühesten Jugendjahre verlebte er in Süddeutschland, wo er am Hofe des Grafen, dann Herzogs Eberhard im Bart von Württemberg, des Bruders seiner Stiefmutter, eine sorgfältige Erziehung genoß. War dieselbe auch vorzugsweise eine ritterlich-höfische und keine gelehrte, so war doch seine Unterweisung in den Elementen des Wissens und der Fertigkeiten eine gute und gründliche. Obwol er im J. 1493 übers Meer nach Jerusalem fuhr und in jüngeren Jahren mehreren Fürsten Ritterdienste leistete, so war doch in seinem weiteren Leben sein Sinn weder auf Wallfahrten und beschauliches Leben noch auf Waffendienst gerichtet. Er entwickelte vielmehr ein großes Geschick für das Praktische und für friedliches Walten und Unterhandeln. Schon ums Jahr 1491/92, d. h. in der frühesten Zeit seiner Wirksamkeit am Harz, erlebte er eine durch das Schuldenwesen gebotene außerordentliche Umwandlung der Verwaltung, in welcher auf einer einheitlichen Leitung der Finanzen durch die Rentmeister der Nachdruck ruhte und studirte, geschulte Beamte in den Vordergrund traten. Für diese neue Einrichtung war Botho's Wesen wie geschaffen, und ihm gelang es, die Finanzen des Hauses, die zur Zeit seines beschaulichen Vaters in eine verzweifelte Lage gekommen waren, in solche Ordnung zu bringen, daß er in seinen besseren Jahren für bedeutende Erwerbungen Ueberschüsse hatte, daß er bei den großen Fürsten des Reichs als einer der am besten creditirten Herren galt und daß nach seinem Ableben die Söhne sagen konnten — was damals bei Fürsten und Herren etwas Seltenes war —, ihr Vater habe in seinem ganzen Leben nur Wenige durch Bürgschaften bemüht. Wegen seiner Tüchtigkeit als Wirthschafter und Unterhändler wurde er auch in außerordentlichem Maaße von Kaiser und Reich, weit mehr aber noch von seinen Lehnsherren und größeren Ständen in Anspruch genommen, sowol durch Anleihen als durch Uebertragung von Aemtern und Geschäften. Zuerst geschah dies durch den Herzog Georg von Sachsen, dem er von 1501—1505 als Hauptmann zu Coburg diente, der aber, seine Forderungen als Lehnsherr weiter ausdehnend, als das bisher üblich war, ihn auch zu den Landtagen und zu manchen besonderen Geschäften aufbot. Aber nicht hierin und nicht in den vielen einzelnen Diensten, die der Vielbeschäftigte diesem oder jenem Fürsten leistete, liegt des Grafen geschichtliche Bedeutung, sondern in erster Reihe in dem Verhältniß, das er zu dem größten Prälaten im Reiche, dem Erzbischof und Cardinal Albrecht, einnahm. Vom Jahre 1515 bis an das Ende seines Lebens war er des Cardinals Rath oder Hofmeister für die Stifter Magdeburg und Halberstadt, d. h. er war sein Vertreter oder Verweser in den überaus vielen und bedeutsamen Angelegen-

heiten, welche dem Cardinal anvertraut waren. Es ist nur an die gesammte reformatorische Bewegung von der Bestellung Tetzel's an bis zum Jahre 1538 zu erinnern. Der Graf trat hierbei, seiner Natur und auch der seines Herrn entsprechend, meist milde und vermittelnd auf. Er genoß so unbedingt das Vertrauen des Cardinals, daß dieser ihn immer aufs neue mit freundlichen Worten, auch wol durch Geschenke, zum Verbleiben in seiner Stellung nöthigte, während der Graf schon ein paar Jahre nach seiner ersten Bestellung um Enthebung von seinem Amte bat. Da aber sein allzu anhaltender Dienst bei Hofe und dem entsprechend die lange Abwesenheit von seiner Familie, Land und Leuten ihm auf die Dauer zu viel wurde, so bestand er im J. 1524 auf der Entlassung aus seinem ursprünglichen Dienstverhältnisse und beschränkte sich von da ab auf die Stellung eines Rathes von Haus aus.

Hinter seiner anstrengenden Arbeit für den Cardinal Albrecht traten seine Dienste als Rath der Kaiser Maximilian und Karl V. zurück, wenngleich auch diese Anerkennung und Dank in besonderen Verleihungen im J. 1518 und 1521 fanden. Das ehrenvolle Ansinnen Karl's V., in dem letzteren Jahre die Stelle eines der vier Räthe im Reichsregiment zu Nürnberg anzunehmen, lehnte er ab, nicht ohne gegen seinen Schwager Eberhard zu Königstein offen daran zu erinnern, daß diese arbeitsreiche Stelle eine wenig einträgliche sei.

Da Graf B. in der Person des Kaisers Karl V., Cardinal Albrecht's und Herzog Georg's von Sachsen den drei der Reformation gegenüberstehenden Hauptmächten diente, so wird man von vornherein nicht erwarten dürfen, daß unter ihm die Reformation in seinem eigenen Lande aufkommen konnte. Und dennoch, obwol er selbst bis an sein Ende innerhalb der alten Kirche blieb und die Mandate des Kaisers und Herzog Georg's wider die Reformation in seinem Lande gewissenhaft veröffentlichte, auch noch 1537 den Rath zu Halberstadt aufforderte, die martinischen (lutherischen) Prediger von sich zu thun, so bewahrte ihn sein Gewissen davor, den ihm Anbefohlenen in Glaubenssachen Gewalt anzuthun. Daher fand im Stolbergischen die Reformation sehr frühzeitig Eingang, seine eigenen Söhne und Töchter, sein erster Rath Reiffenstein, der Pfarrer D. Tileman Plathner, seine rechte Hand in Schul- und Kirchensachen, der Rector Johann Spangenberg waren entschiedene Bekenner der Reformation. Sehr schwer wurde er durch die Münzer'sche Bauernbewegung im J. 1525, die ihn persönlich bedrohte, heimgesucht. Er mußte die Artikel der Bürger und Bauern in Stolberg unterschreiben, während in Wernigerode der Rath selbst der Bewegung einen Riegel vorschob. Nach der Unterdrückung des Aufstandes bewies er im allgemeinen Milde und Mäßigung, doch wurde in Stolberg neun Rädelsführern der Proceß gemacht. Die Folgen des Aufstandes waren sehr wichtige, indem der Graf in den Jahren 1525 und 1526 in Verträgen mit einzelnen Klöstern und Stiftern seinen Einfluß als Schutz- und Oberherr in ausgedehnter Weise geltend machte, den von den Stiftern unmittelbar in Verwaltung genommenen Besitz beschränkte und das Aussterben der Convente in Aussicht nahm. Das Kloster Himmelpforten ging sofort ein. Eine eifrige Freundin des Klosterwesens, die sich dem Einfluß der Reformation entschieden verschloß, war Graf Botho's Gemahlin Anna, geb. Gräfin zu Königstein-Eppstein, die er im J. 1500 heimführte. Wegen der stattlichen Mitgift, mehr aber wegen der reichen, von väterlicher und mütterlicher Seite erheiratheten Erbansprüche erwarb sich Graf B. schon früh den Beinamen des Glückseligen. Aber nicht nur Geld und Gut und die Aussicht auf Land und Leute führte seine Gemahlin ins Haus, sie schenkte ihm auch dreizehn Kinder, von denen fünf Söhne und fünf Töchter die Eltern überlebten. Bei der Sorge für die Kinder war die wirthschaftliche Frage die entscheidende. Da er mit seinem Schwager Graf Eberhard von König-

stein fast ein gemeinsames Haus bildete, so sorgten sie gemeinsam für das Fortkommen der Söhne und Töchter. Mit Ausnahme Anna's, der ältesten, welche mit päpstlicher Altersdispensation bereits 12jährig Aebtissin zu Quedlinburg wurde (siehe A. D. B. I, 469), suchte man letztere möglichst früh und vortheilhaft in die Ehe zu bringen, was auch durch Verbindungen mit den Häusern Hanau, Nassau, Leiningen-Westerburg, Regenstein und Henneberg gelang. Von den Söhnen wünschte der Vater eigentlich nur den gewitztesten weltlich zu behalten, die andern suchte er mit soviel geistlichen Pfründen als nur möglich auszustatten und schonte trotz seiner Wirthschaftlichkeit hierbei keine Kosten bei Würdenträgern, Capiteln und besonders in Rom. Auf strenge Erziehung und tüchtiges Lernen hielt der Graf, doch wurden die akademischen Studien wesentlich mit Rücksicht auf die in Aussicht genommenen oder bereits zugesicherten geistlichen Stellungen betrieben.

Bei all seinem wirthschaftlichen Geschick war es dem Grafen nicht vergönnt, sein Erbe ohne eine ansehnliche Schuldenlast den Söhnen zu hinterlassen. Ebenso waren seine überaus großen Bemühungen, den Stammbesitz seines Hauses zu vermehren und abzurunden, schließlich nur von geringem Erfolge gekrönt. Am wichtigsten war im J. 1518 die Erwerbung der v. Hoym'schen Besitzungen auf dem Anhaltischen Harze, wo er ansehnliche wirthschaftliche Anlagen machte und den Grund zu der neuen Ansiedelung Bärenrode und dem Dorfe Neudorf legte, auch für Verkehrswege sorgte und hierbei im J. 1521 durch ein kaiserliches Privilegium unterstützt wurde. Den Walkenrieder Klosterhof Schauen brachte er 1530 in seinen Pfandbesitz mit der Aussicht, denselben beim Aufhören des alten Klosterwesens bei der Grafschaft zu behalten.

Von Graf Botho und seiner Gemahlin finden sich um die Wende der Jahre 1537 und 1538 gemalte, anscheinend naturwahre Porträts im herrschaftl. Besitz. Ueber des Grafen Botho Person und Wirksamkeit ist zu vgl. in der gedruckten Litteratur: Zeitfuchs, Stolb. Chron. S. 43—51; Stolb. Familienwerk. Magdeb. 1886. S. 537—544 (bis z. J. 1511). Die Familie Plathner 1866, 1874; Manches in der Harzzeitschr., bes. den Bauernkrieg betr.; vgl. auch Seidemann, Neue Mittheil. d. Thür.-Sächs. Ver. XIV; Pfitzner, Tileman Platner (1883); Jacobs, Juliana v. Stolberg; über die Magdeb. Hofmeisterstelle Magdeb. Geschichtsblätter 1869. Urkundenbb. Wernigeröd. Klöster. Nur genealogisch sind: Boto (!) Graf zu Stolb., Ahnherr der Fürsten Europas (Jugendarbeit von Delius) und Wendt, Stemma, sistens imperatores, reges cet.

Ed. Jacobs.

Stolberg: Heinrich IV., Bischof von Merseburg, 1341—1357. Es ist bemerkenswerth, wie weit in deutschen Landen Glieder des Hauses Stolberg, besonders Söhne, im 13. und 14., dann wieder in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts in theilweise gehäuftem Besitze geistlicher Stellungen und Pfründen lebten, nicht nur im thüringischen Stammlande und in der meißnischen und harzisch-niedersächsischen Nachbarschaft, sondern auch im baltischen Pommerlande, selbst dem Ordenslande Preußen sowol, wie im Frankenlande und Unterpfalz an Main und Neckar und in Mainz, wozu dann im 16. Jahrhundert noch Köln, Straßburg und andere Orte in den Rheinlanden kamen. Ihre Aussichten auf die Erlangung von Bisthümern gingen mehrfach nicht in Erfüllung, so bei Friedrich II., der 1314 zum Bischof von Würzburg, Heinrich VII., der 1327 zum Erzbischof von Magdeburg, Heinrich XV., der nach 1400 zum Coadjutor von Merseburg, endlich bei Christoph, der 1552 von einer Minderheit des Domcapitels zum Bischof von Halberstadt gewählt wurde. Nur zwei Brüdern Heinrich und ihrem gleichnamigen Großneffen gelang es, im 13. Jahrhundert den Bischofsthron in Merseburg zu besteigen oder als Dompropst zu Magdeburg in bewegter Zeit eine einflußreiche Stellung einzunehmen. Der älteste unter

ihnen, Heinrich VI., als Bischof von Merseburg Heinrich IV., war der Sohn des vor 1297 gestorbenen Grafen Heinrich's III. zu St. und wahrscheinlich einer Gräfin v. Hohnstein. Er wird um 1275 geboren sein, denn im März 1290 finden wir ihn unter den Domscholaren in Würzburg und am 1. Februar 1293 erlangt er daselbst die 20. Präbende im Domstift. Im October 1317 providirt ihn, der damals bereits Domherr zu Bamberg und Besitzer der Pfarre Beinsank oder Bosang im Würzburgischen war, Papst Johann XXII. mit dem Archidiakonat zu Würzburg, zehn Jahre später mit einem Personat ohne Seelsorge daselbst, obwol er schon in Würzburg und Camin Kanonikate und Präbenden und die Pfarrkirche zu St. Ulrich in Magdeburg besaß. Im J. 1326 verleiht ihm Papst Johann XXII. auch ein Kanonikat in Magdeburg. Neben all diesen Stellen ist er aber auch schon 1313 Domherr, 1320—1327 Scholaster zu Merseburg. Hier wird er durch einheitliche Wahl des Capitels nach Gebhard von Schraplau vor dem 11. Juli 1341 auf den Bischofsthron erhoben und vom Papste bestätigt. Er soll als der erste Merseburger Bischof sich das Pallium selbst von dem damals in Avignon residirenden Haupt der abendländischen Kirche geholt haben. Heinrich gehört zu den tüchtigsten Oberhirten des Merseburger Bisthums. Er hatte eine schwere Aufgabe zu lösen, da infolge des üblen Regiments und der fortwährenden Fehden seiner beiden Vorgänger die größte Unordnung und Geldnoth herrschte und die meisten Güter und Einkünfte des Stifts verpfändet waren. Um die Einlösung dieser Güter bemühte er sich unablässig und mit bestem Erfolge. Er suchte aber auch des Stifts Besitz zu befestigen und zu erweitern und brachte Burgliebenau und Skopau zunächst wiederkäuflich in seine Hände; auch den Zoll an der langen Brücke bei Merseburg löste er ein. Aber auch für den Gottesdienst sorgte er durch Stiftung von Capellen und Altären, Mehrung des Ornats, Herstellung neuer Meßbücher. Besonders viel that er für die Domkirche, aber auch für andere Kirchen in und außerhalb Merseburgs. Er scheint auch Münzthätigkeit geübt zu haben und die Oberhoheitsansprüche der Markgrafen von Meißen und Osterland traten zu seiner Zeit noch nicht hervor. Wenn der Papst in den Jahren 1317 und 1326 wiederholt Gelegenheit hat, seines frommen, rechtschaffenen, edeln Wesens und sonstiger Tugenden und Verdienste zu gedenken, durch welche Heinrich ihm aufs beste empfohlen war, so hat er sich auch in der geschichtlichen Erinnerung seines Stifts ein gutes Gedächtniß gestiftet. Er starb zwischen dem 30. April und 21. October 1357, da am letzteren Tage bereits sein Nachfolger urkundet. Am 12. Februar des nächsten Jahres gedenkt eine in Avignon ausgestellte päpstliche Urkunde seiner bereits als eines Verstorbenen.

Chronica episc. Merseb. Pertz SS. X, 196—198. — Brotuff, Chronica des Stifts u. s. f. Marsburg B. Ciiij—Dj. — Botho, Graf zu Stolb.-Wern., Gesch. des Hauses Stolb.-Wern. S. 69—83, wo er jedoch mit seinem jüngeren gleichn. Bruder theilweise verwechselt wird. Quellensammlung zum vorigen Werke von Nr. 199 an. — G. Schmidt, Päpstl. Urkunden u. Regg. Bd. 1 u. 2.

Ed. Jacobs.

Stolberg: Heinrich VII., Graf zu St., Dompropst und Erwählter (zum Erzbischof) in Magdeburg, jüngerer Bruder des Vorigen, wurde 1319, damals bereits Domherr zu Merseburg, zum Domherrn in Würzburg befördert. Als im J. 1323 Gerhard v. Schraplau, bis dahin Dompropst zu Magdeburg, Bischof von Merseburg wurde, folgte er diesem in der ersteren Würde und zwar zu einer für das Erzstift besonders kritischen Zeit. Erzbischof Burchard von Magdeburg nämlich, der in rücksichtsloser Weise die weltlichen Besitzthümer und Rechte des Erzstifts zu mehren suchte, ebenso wie zu derselben Zeit die benachbarten Bischöfe von Halberstadt, war dadurch mit Fürsten, Herren und Städten, besonders dem

mächtig emporstrebenden Magdeburg, in schwere Zerwürfnisse gerathen. Im J. 1324 kam es zu einem Bündnisse Herzog Otto's von Braunschweig, mehrerer Harzgrafen und -herren und der Städte Magdeburg, Halle und Calbe wider den Erzbischof, und am 13. October wurde zu Barleben ein Vergleich gestiftet, worin letzterer bündige Erklärungen abgab, Magdeburg und die anderen Städte von Bann und Interdict zu befreien, womit sie belegt waren, allen Schaden zu ersetzen, keine neue Festen in der Nähe von Magdeburg zu bauen und die Städte bei ihren Rechten zu lassen. Diesem Vertrage stimmte das Domcapitel, der Dompropst an der Spitze, zu und verbürgte sich dafür, daß die Städte binnen vier Monaten aus dem Banne gelöst würden. Heinrich, dem es übrigens jedenfalls zu danken war, daß unter den wider den Erzbischof verbündeten Harzgrafen die Stolberger fehlten, hatte die Beschlüsse des Capitels auszuführen. Da nun der Erzbischof den Zusagen des Vergleichs nicht nachkam, so sahen Dompropst und Capitel sich veranlaßt, unterm 16. Juli 1325 sich von ihrem Oberherrn loszusagen und Verpflichtungen gegen die Verbündeten zu übernehmen. Vom Erzbischof getrennt, nahmen sie ihren Sitz zu Neuhaldensleben. Bald darnach wurde Erzbischof Burchard in der Stadt gefangen und erst in seinem Palaste, dann in einem Kellerraume des Rathhauses bewahrt und bewacht und von den Wächtern ermordet. Als das Gerücht von dieser Blutthat, an der der Rath jedenfalls die moralische Schuld trug, zum Domcapitel drang, forderte dieses Rechenschaft über des Erzbischofs Schicksal und als letzteres offenbar wurde, belegten Papst und Kaiser die Stadt mit Acht, Bann und Interdict. Als nun durch des Erzbischofs Tod das Zwischenregiment an das Domcapitel gelangt war, schloß dieses am 25. Juli 1326 mit dem Domcapitel zu Brandenburg einen Vergleich, durch welchen es Heinrich von Barby als Bischof anerkannte, während Brandenburg sich einer Visitation von seiten Magdeburgs unterwarf. Den ersten Theil dieses Vergleichs stieß der Papst später um. Nicht lange darnach wählte das Domcapitel den Domdechanten Heidenreich v. Erxleben, und als dieser auf dem Wege zum Papste in Eisenach gestorben war, einmüthig den Dompropst Heinrich zum Erzbischof, was anfangs Sommer 1327 geschah. Man wählte ihn seiner vornehmen Herkunft wegen und weil er ein kluger, verständiger Herr war und man sich zu ihm versah, daß er das Erzbisthum wieder zur Blüthe bringen werde. Alsbald wandten sich nun die Bürger Magdeburgs an ihn mit der Bitte, ihnen dazu zu verhelfen, daß sie wieder beim Papst zu Gnaden kämen. Aber ohne vorherige Sühne konnte er einem solchen Ansinnen nicht entsprechen und lehnte dasselbe kurz ab. Mittlerweile hatte sich nun aber Landgraf Otto von Hessen mit seiner Gemahlin zum Papste Johann XXII. nach Avignon begeben und diesen vermocht, das deutsche Erzbisthum seinem 23jährigen Sohne Otto zu verleihen. Wie die Schöppenchronik berichtet, machte Heinrich erst den Versuch, auf die Stadt Magdeburg gestützt, mit der er Gutes und Böses theilen wolle, die auf ihn gefallene freie Wahl des Domcapitels zu behaupten. Aber der Schützling des Papstes, dem ansehnliche Mittel zur Verfügung standen, war ihm zuvorgekommen, hatte durch vorausgesandte Briefe sowol die Bürger für sich zu gewinnen gewußt, als auch einen Theil des Domcapitels auf seine Seite gezogen. Dadurch sah Heinrich sich veranlaßt, um einem unsichern Kampfe auszuweichen und den Frieden im Stifte zu erhalten, freiwillig auf das durch die Wahl ihm zugefallene Recht zu verzichten. Zu bemerken ist jedoch, daß noch am 15. Juli 1328 der Papst sich an das Magdeburger Domcapitel, den Propst Heinrich an der Spitze, mit der Aufforderung wendet, dem Könige Ludwig und seinen Anhängern entgegenzutreten. Zwischen 1329 und 1340 sehen wir den Magdeburger Dompropst auch den Kirchen seines Stammsitzes Stolberg, besonders der Capelle der 11000 Jungfrauen, seine Fürsorge

und Liebe zuwenden. Vor dem 24. August 1344, wahrscheinlich schon im vorhergehenden Jahre, in welchem Ludwig, Graf von Henneberg, als Dompropst zu Magdeburg auftritt, ist Dompropst Heinrich, der im Januar 1342 noch urkundlich erscheint, verstorben.

Gesta archiepisc. Magd. Pertz SS. XIV, 431 f. — Magd. Schöppenchron. herausgeg. von Janicke, S. 198. — Botho, Graf zu Stolb., Gesch. d. Hauses Stolb. S. 71—78; Ders., Quellensammlung dazu S. 105 f., 113—156. — G. Schmidt, Päpstl. Urkk. u. Regesten I, Halle 1886, S. 191 ff. Nr. 256, 257; S. 217 Nr. 337. — G. Hertel, Urkundenb. d. Stadt Magdeburg 1. Bd. — Durch leicht erklärlichen, schon vom Verf. der Magd. Bischofschronik begangenen Irrthum ist der Dompropst Heinrich früher mit seinem gleichnamigen älteren Bruder, Bischof Heinr. IV. von Merseburg, zusammengeworfen worden, so in der Stolb. Hausgesch. u. bei Schmekel, Hist.-topogr. Beschreib. d. Bisth. Merseb. S. 153 f. Erst die Urkunden, besonders die vom 24. Aug. 1344, Quellen-Samml. Nr. 457 haben hier Licht und einen festen Anhalt gebracht.

Ed. Jacobs.

Stolberg: Heinrich V., Bischof von Merseburg, 1384—1393, als Graf zu Stolberg Heinrich XIII., zweiter, um 1325 geborener Sohn Graf Heinrich's IX. und der Agnes, Tochter Graf Burchard's von Mansfeld und der Gräfin Oda von Wernigerode. Als eines Minderjährigen wird seiner 1334 und 1341 gedacht. Vermuthlich brachte ihn bereits sein Großoheim, Bischof Heinrich IV., vor 1357 ins Merseburger Domcapitel, in welchem er urkundlich zuerst 1360 erwähnt wird, drei Jahre später auch als Propst des Stifts St. Sixti, welche Prälatur stets mit einer Domherrnstelle verbunden wurde. Und während im J. 1365 bereits Dietr. v. Dassel jene Propstei innehat, ist er damals, und dann noch wenigstens im J. 1379, Propst zu Sulza im Ilmthale, ohne jedoch seinen Sitz in Merseburg aufzugeben. Bischof Friedrich v. Hoym, der ihm besonderes Vertrauen geschenkt zu haben scheint, bestellte ihn 1373 bei Errichtung seines Testaments mit Albrecht v. Arnsberg zum Salmannen. Im April 1381 ist er bereits zum Dompropst in Merseburg emporgestiegen. Als Bischof Burchard, geb. von Querfurt, am 8. Juni 1384 gestorben war, wählte das Domcapitel auf Grund einer Uebereinkunft Heinrich einstimmig zum Bischof, der noch an demselben Tage den Eid leistete, worin er versprach, daß er alle geistlichen und weltlichen Rechte des Capitels aufrecht erhalten und gewisse Ansprüche desselben erfüllen wolle. Der neue Bischof hatte aber einen schweren Stand, indem Kaiser Wenzel einem Günstling, der für eine solche Stellung durchaus unwürdig war, dem Andreas Berka, Edeln Herrn v. Duba, das Bisthum zugedacht und Papst Urban VI. demselben die Bestätigung ertheilt hatte. Aber Papst und Kaiser gegenüber behauptete sich Heinrich in seiner Würde und weigerte sich, das Pallium von dem Ersteren zu erbitten. Hierbei berief er sich auf eine ältere kaiserliche Verordnung, welche den deutschen Bischöfen gebot, sich dessen zu enthalten, aber auch auf das hergebrachte Recht des Stifts, das er kräftigst zu schützen für seine Pflicht erkannte. So ging er ruhig seinen Weg weiter, hierbei auch unterstützt von seinen Stolbergischen Vettern und anderen Harzherren, auch durch Markgraf Wilhelm den Einäugigen von Meißen. Andr. v. Duba, der sich, von etlichen Fürsten und Herren unterstützt, in Eilenburg festgesetzt hatte, machte von dort aus verheerende Raubzüge in das Stift Merseburg. Nach längerem Widerstande des kaiserlichen und päpstlichen Günstlings gelang es einer ansehnlichen Kriegerschar Heinrich's, die Stadt zu überrumpeln, die dann theilweise Plünderung und Einäscherung erlitt. H. und sein Stift hatten aber fortan vor diesem Gegenbischof Ruhe. Acht Jahre hatte er in Treuen seines Bischofsamtes gewaltet, als Papst Bonifacius IX., der schon im November 1389 den päpstlichen Stuhl

bestiegen hatte, im J. 1392 nicht umhin konnte, ihm in Würdigung seiner Beständigkeit und erprobten Regierung die Investitur zu ertheilen. Während H. nur den Werken des Friedens oblag und im J. 1385 von den jüngeren Markgrafen von Meißen zum Richter über den Landfrieden, besonders den westfälischen, bestellt wurde, kam er in jener fehdenreichen Zeit doch in die Lage, dem Erzbischof Albrecht von Magdeburg, 1391—1393, bei seinen Fehden mit der Mark, den Grafen von Regenstein und den Städten des Stifts Halberstadt als Suffragan mit Geld und Mannschaft Hülfe zu leisten. In derselben Weise wie sein Großoheim, suchte er die kirchlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse in seinem Stifte zu heben. So gelang es ihm durch wiederholte Darlehen an den Erzbischof von Magdeburg, Lauchstedt so fest in den Pfandbesitz seines Stifts zu bringen, daß es dauernd bei demselben geblieben ist, ebenso brachte er Skopau und Liebenau mit demselben in festere Verbindung. Auch von einzelnen kirchlichen Ordnungen und von Zuwendungen an Stifter und Kirchen haben wir Nachricht. Die Angabe, daß er und sein Großoheim sich der Einführung des seit Mitte des 13. Jahrhunderts von den Päpsten beförderten Fronleichnamsfestes in ihrem Stifte widersetzt hätten (Gesch. d. Hauses Stolb. S. 108), bedarf noch näherer Prüfung. Wohlbetagt entschlief H. am Ambrosiustage 1393, dem 7. December, dem Tage der Bischofsweihe, da eine Urkunde Bischof Heinrich's von Merseburg — sein Nachfolger hieß auch Heinrich — vom 14. September noch auf ihn zu beziehen ist. Zu einer Zeit allgemeiner Unruhe herrschte Ordnung und Frieden im Merseburger Lande, als die sterblichen Reste des Bischofs, dessen angeborene Mannhaftigkeit, Rechtlichkeit und Klugheit die Stiftschronik rühmt, vor dem Altar St. Kilian's in der Vorhalle des Doms neben denen seines Großoheims in die Gruft gesenkt wurden.

Chronica episc. Merseburgens. Pertz SS. X, 201, 202. — Brotuff, Chronica d. Stifts Marsburg Dij. — Botho, Graf zu Stolb.-Wern., Gesch. d. Hauses Stolberg, herausgeg. von G. A. v. Mülverstedt, S. 103—108; Quellensammlung dazu besonders zw. S. 216 u. 231. Ed. Jacobs.

Stolberg: Heinrich der Jüngere, Graf zu St. und Wernigerode, geboren am 4. Januar 1467, † als Statthalter von Westfriesland am 16. December 1508 zu Köln. Als der ältere von zwei Zwillingssöhnen Graf Heinrich's des Aelteren und seiner Gemahlin Mechtild, geb. Gräfin von Mansfeld, hatte Graf H. d. J. die nächste Aussicht, des Vaters Nachfolger im Regiment zu werden und genoß deshalb, wie sich aus der erworbenen Geschäftstüchtigkeit ergibt, eine sorgfältige Vorbildung. Genaueres wissen wir aber darüber nicht, wenn wir auch Grund haben, anzunehmen, daß er diese Ausbildung besonders am sächsischen Hofe erhielt, zu welchem wir ihn schon 1489, dann besonders seit 1491 in Beziehung sehen. Aber auch in den stolbergischen Landen sehen wir ihn schon seit dem ersteren Jahre an Regierungshandlungen theilnehmen. Ende 1497 wird ihm sogar unter schwierigen Verhältnissen das stolbergische Regiment auf drei Jahre übertragen, dann am 11. Dec. 1499 auf vier Jahre zugleich mit seinem Bruder Botho (s. o. S. 327). Dieser Aufgabe unterzog er sich mit großem Eifer; es ist dabei aber auch die zarte Rücksichtsnahme auf Vater und Bruder zu bemerken. Mehr hervortretend ist aber seine Wirksamkeit für das Haus Sachsen, dem er seine ganze Lebensthätigkeit widmete, allermeist dem Herzoge Georg. Hierbei sehen wir ihn nicht nur an den Hof gefesselt, demselben nach Dresden, Leipzig, Torgau, Naumburg oder auf Zügen nach Ungarn, Preußen (1498), nach dem gelobten Lande (Frühjahr bis Sommer 1493), mit Vater und Bruder nach Mastricht (1499) folgen, sondern auch als Unterhändler, Zeugen oder Vertreter in allerlei Geschäften thätig. Aber nicht diese ihn von einem Ort zum andern ziehende mannichfache Wirksamkeit würde seinen Namen zu einem ge-

schichtlich denkwürdigen gemacht haben, wenn ihm nicht eine selbständige Aufgabe zugefallen wäre. Bekanntlich hatte sich Kaiser Maximilian veranlaßt gesehen, dem Herzoge Albrecht dem Beherzten von Sachsen für seine Bemühungen bei Bezwingung von Friesland und wegen geleisteter Vorschüsse dieses Land als Gubernator zu überlassen; aber alle aufgewandten Mittel und siegreichen Kämpfe hatten im Lande es zu keinem sicheren Regimente kommen lassen. Da entschloß sich Herzog Albrecht, den Grafen Heinrich zu St., dessen Tüchtigkeit er erkannt und den er im Juli 1504 auch schon auf friesischem Boden zu Apingadam an seiner Seite gehabt hatte, zu seinem Statthalter in Friesland zu ernennen, um das Land mit einer guten Regierung zu versehen. Dies geschah am 14. April 1506. Als er dort mit anderen sächsischen Bevollmächtigten ankam, überließ er dem Grafen Edzard bis zu näherer Entscheidung die Regierung in dem von ihm bezwungenen Groningen und Ommelanden bis zur Ems unter gewissen Bedingungen, er selbst aber wurde am 6. Juli 1506 auf einem Landtage zu Leeuwarden durch den Obermarschall Heinrich v. Schleinitz feierlich an die Stelle der abtretenden sechs Regenten als herzoglicher Regent oder Statthalter des Landes zwischen Vlie und Lauwer (Westfriesland) verkündet, was auf einem neuen Tage zu Adwerd bald darnach erneuert wurde.

Sobald dem Grafen sein bestimmter Wirkungskreis angewiesen war, bemühte er sich, hier den Frieden herzustellen, was ihm auch bei dem großen Vertrauen, das er sich von Anfang an zu gewinnen wußte, in überraschender Weise gelang. Sein Bestreben war auf die Hebung der wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes ebenso wie auf eine einheitliche geordnete Verwaltung und ganz besonders auf eine unparteiische gerechte Rechtspflege gerichtet. In ersterer Beziehung nahm er sofort mit allem Eifer die Herstellung der Hauptverkehrsader des Landes, des Wasserweges zwischen Harlingen, Franeker, Leeuwarden und Groningen, in die Hand. Schon 1456 war das Werk geplant, aber wegen Uneinigkeit liegen geblieben. Er aber wußte die thatkräftigen Leute zu vereinigen und kleine Anstände zu beseitigen. Im J. 1507 waren die Arbeiten in geregeltem Gange. Betrafen Bestimmungen über Salzkauf und -Maaß noch die materielle Frage, so konnten sich doch die besten und innerlichen Eigenschaften des Grafen erst reicher entfalten in dem Erlaß und der Durchführung einer neuen Landes- und Gerichtsordnung. Auch hier schloß er sich an eine vorhandene Ordnung an und war nur bestrebt, die Mängel derselben abzuschaffen, besonders aber dahin zu wirken, daß keine Klagen über die mangelhafte Ausführung bestehender Satzungen mehr nöthig seien. Er ließ daher die Leute zu Worte kommen und sich gewissenhaft über bestehende Mißstände unterrichten. Es wird berichtet, daß er Bevollmächtigte ins Land geschickt habe, um sich über etwa vorkommende Bedrückungen Kenntniß zu verschaffen. In seiner neuen Landesordnung werden nun die Gerichtsleute an ihre Pflicht erinnert, Armen wie Reichen gutes Recht zu gewähren, die Unterthanen von den Beschwerungen durch die Säumigkeit des geistlichen Gerichts zu befreien, keine Gerichtskosten zu eigenem Vortheil festzusetzen, die Strafen öffentlich bekannt zu machen, niemals die Parteien selbst als Zeugen zum Beweise zuzulassen. Ferner sollen alle Unordnungen in der Proceßführung, über die sehr geklagt werde, abgeschafft und soll darauf gesehen werden, daß namentlich nicht von den Priestern nach den bisherigen alten Satzungen den Leuten Strafen auferlegt werden; die Unmündigen sollen überall Vormünder erhalten, die Todtschläger möglichst schnell zur Strafe gezogen werden. Der Instanzengang beim Gericht wurde geregelt. Freudig begrüßt wurde gewiß auch die Bestimmung, daß bei Unglücksfällen durch Wasser für schleunige Hülfe gesorgt und für eine gerechte Vertheilung der Abgaben Sorge getroffen werden solle. Des Grafen eigenes Thun und Beispiel

verlieh solchen heilsamen Bestimmungen Werth und Nachdruck. So geschah es denn, daß nach kaum zwei Jahren das den Friesen bis dahin verhaßte sächsische Regiment von dem Volke als ein Segen empfunden wurde und Graf Heinrich zu St. sein Liebling geworden war. Von dem gleichzeitigen Jancko Douwama an, den man für einen geworbenen Lobredner halten könnte, wenn seine Angaben nicht zu bestimmte und mit anderen Zeugnissen übereinstimmende wären, sind alle friesischen Schriftsteller einig in dem Lobe des Grafen, der als ein aufrichtiger Christ, der Gott, seine Pflicht und das Land lieb hatte, anerkannt, dessen Lindigkeit und unparteiische Gerechtigkeit gerühmt wird. Auch Herzog Georg wußte, was er an dem Statthalter besessen und bekannte bald nach seinem Ableben, daß durch sein Ausscheiden des Herzogs Regiment in Friesland 'etzlichermaßen zerrüttet'. Er stiftete Seelenmessen für den Dahingeschiedenen und setzte aus Dankbarkeit seinen Erben eine ansehnliche Summe aus. Schon kurz vor Pfingsten 1508 war nämlich der Graf kränklich nach dem Harz zurückgekehrt, hatte dort Schlackenbäder genommen und sich dann im August nach Bad Ems begeben. Zu Köln am Rhein, wo er um Michaelis ferner ärztliche Hülfe suchte, verschied er am 16. December und wurde am 4. Januar 1509 in der Familiengruft zu Stolberg beigesetzt.

Botho, Graf zu Stolberg-Wernigerode, Gesch. des Hauses Stolberg vom Jahre 1210 bis zum Jahre 1511, herausgeg. von G. A. v. Mülverstedt. Magdeb. 1883. S. 503—537. Ed. Jacobs.

Stolberg: Heinrich, Graf zu St., geboren zu Stolberg am 2. Januar 1509, † daselbst am 12. November 1572. Dieser vierte Sohn Graf Botho's zu St. (s. o. S. 327 ff.) und der Anna, geb. Gräfin zu Königstein-Eppstein, erhielt seinen im gräflichen Hause althergebrachten Rufnamen nach seinem Oheim Heinrich d. J. (s. o. S. 333 ff.), dessen aus Köln herübergeführte Leiche am Tage nach seiner Geburt in Stolberg ankam. Nach der ersten Unterweisung im Vaterhause wurde er mit etwa 8—10 Jahren zu seinem Oheim, dem Grafen Eberhard, nach Königstein am Taunus geschickt und hier mit seinen Brüdern Philipp und Eberhard von besonderen Hauslehrern streng und gewissenhaft unterwiesen und erzogen. Ums Jahr 1524 werden seine und seines Bruders Eberhard Lehrer, Mag. Valentin Gotfrid und Kaspar Grain, von Dr. Johann Caesarius als über das gewöhnliche Maaß unterrichtet und tüchtig bezeichnet. Neben ihnen unterwies dann der zuletzt genannte Humanist zu Köln den Grafen ein paar Jahre in den Grundlagen der Grammatik. Im November 1525 bezog H. mit seinem Bruder Albrecht Georg die Leipziger Hochschule. Wenn diese statt Wittenberg gewählt wurde, wo die älteren Brüder studirt hatten, so ist darin eine Rücksichtnahme auf den Herzog Georg zu erblicken, der den Vater dringend aufgefordert hatte, die Seinigen von den angesteckten Universitäten abzuberufen, auch geschah es wegen seines geistlichen Charakters, denn er hatte sein Biennium als Domherr in Mainz (und Köln) zu absolviren. Wie wenig aber daraus ein Schluß auf das kirchliche Bekenntniß des Studenten gezogen werden darf, ersehen wir daraus, daß der Reformator D. Plathner ihn als Studienleiter begleitete, ebenso neben seinem bisherigen Mag. Valentin auch Dr. Caesarius, der Freund und Gesinnungsgenosse Melanchthon's, sowie daß sie alle bei einem entschiedenen Anhänger der Reformation, Melchior Lotter dem Aelteren, wohnten. Mittlerweile hatte ihn aber der Vater bereits als achtjährigen Knaben zum geistlichen Stande bestimmt und demselben in so zartem Alter die erste Platte scheren lassen, für den zwölfjährigen aber vom Papst Leo die Gestattung zum Empfang aller möglichen Präbenden in Kathedral- und Metropolitankirchen und die Befreiung vom satzungsmäßigen Alter hierzu erwirkt. Ebenso wie in diesen Entscheidungen über des Sohnes zukünftigen Stand, wobei dieser lediglich gehorsamte, für den Vater

politische und Hausinteressen, besonders wirthschaftliche, bestimmend waren, in demselben Sinn und Interesse wurde auch Jahrzehnte lang eine wahre Jagd auf geistliche Pfründen an den verschiedensten Orten gemacht, wobei der Vater allen Kostenaufwand bei geistlichen Herren und besonders in Rom, als vortheilhaft gekaufte Rente ansah. Besonders wurde H. Domherr zu Mainz und zu Köln, wo man ihn schon 1517 als Edelkanonich aufnahm. Wie wenig H. sich zum geistlichen Stande hingezogen fühlte wußte man wohl, denn als im Sommer 1525 sein Bruder Philipp für den weltlich-ritterlichen Stand bestimmt wurde, hielt es sein Pflegevater, Graf Eberhard, für gerathen, H. eine Zeit lang von dessen Seite wegzunehmen, 'weil es sonst Verdruß und Unlust beim Grafen Heinrich gebären möcht'. Die geistlichen Stellen, die für ihn erlangt oder erstrebt wurden, können hier nicht aufgezählt werden. Wenn ihm unter den letzteren die Hildesheimer Dompropstei wünschenswerth erschien, so war hierbei sein kräftiges Heimathsgefühl bestimmend. Während ihm diese entging, war er fünf Jahre später, 1538, als sein Bruder Wolfgang seiner Geschäfte halber die Halberstädter Dompropsteistelle resignirte, freudig bereit, diese Stelle anzunehmen, wodurch er in die nächste Berührung mit seiner Heimath kam, und zugleich den Interessen des Hauses diente. Erst 1540 hatte er sich hier und auf dem dompropsteilichen Hauptgut Dardesheim häuslich eingerichtet, als ihm zwei Jahre später, um Ostern — jedenfalls vor dem 14. Juni — 1542, die bisher von dem Grafen Friedrich v. Beichlingen bekleidete Prälatur eines Domdechanten beim Kölner Hochstift übertragen und damit sein Sitz wieder an den Rhein zurückverlegt wurde. Kurze Zeit bevor er dieses wichtige Amt antrat, war sein neuer geistlicher Herr, Erzbischof Hermann von Köln, einer der edelsten Charaktere seiner Zeit, der bis dahin der Kirche in ihrer überkommenen Gestalt mit Ernst und Eifer gedient hatte, mehr und mehr zu den Ueberzeugungen der deutschen Reformation durchgedrungen und hatte zu Ende des Jahres 1541 den Reformator Bucer zu sich behufs einer Besprechung beschieden. Erzbischof Hermann war in den Grundfragen durchaus mit Bucer und Melanchthon einig, wollte nur die hierarchische Gestalt des Erzbisthums und die Ceremonien möglichst unverändert bestehen lassen. Dieses große und schwierige Unternehmen seines Herrn machte der neue Dechant von vorn herein mit ganzer Hingebung zu dem seinigen, und nahm nicht nur die Gedanken des Erzbischofs, der ihn bei allem zu Rathe zog, auf, er regte ihn auch zu seinem Werke an und setzte ihm, wie Bucer bezeugt, mit beständigem Eifer zu. Daß H. bereits innerlich der Reformation anhing, als er nach Köln kam, ist zwar nicht unmittelbar bezeugt, läßt sich aber aus guten Gründen annehmen. Seine ganze Vorbildung und sein Studium unter einem Plathner und Caesarius, die innige Uebereinstimmung mit seinen sämmtlich zur Reformation sich bekennenden Geschwistern, mußten ihn der Reformation zuführen. Dazu kommt die beachtenswerthe Thatsache, daß er, der nur aus Gehorsam und aus Gründen, die nicht in ihm lagen, sich den geistlichen Würden unterzog, es trotz seiner Prälaturen vermied, sich zum Priester weihen zu lassen. Sehen wir auf die Erklärung, die er bei Uebernahme seiner Würde dem Domcapitel gab: „Ich will fürder meinen getreuen Gott bitten, daß er mich wolle in diesem Amt, dazu ich mich nicht genugsam erkenne, allenthalben nach seinem göttlichen Willen erhalten, daß ich gläubig als ein Christ bleibe, und das ich nicht bin oder verstehen werden lasse und mirs eröffne," so ist diese so gethan, als ob er mit großer Vorsicht vermieden hätte, irgend etwas zu geloben, was gegen sein Gewissen wäre. Endlich erklärt aber Bucer im Januar 1543 dem Landgrafen von Hessen ausdrücklich, daß H. seine Glaubensüberzeugung vorläufig geheim gehalten zu wissen wünschte — da man ihn aus dem Capitel zu bringen suche. Lange konnte natürlich sein Glaube nicht als Geheimniß seines Gewissens bewahrt

bleiben, und zu Ostern (25. März) 1543 that er sammt seinem Mitkanonikus, Herzog Richard von Baiern, den wichtigen Schritt, durch Genuß des h. Abendmahls nach Christi Einsetzung unter beiderlei Gestalt sich öffentlich als Glied der evangelischen Kirche zu bekennen. Darüber wütheten, wie Bucer an Landgraf Philipp von Hessen schreibt, die Kölner Theologen und Mönche nicht wenig, und derselbe schreibt dem Landgrafen von der Gefahr, der der Dechant sich aussetze. Wie sehr St. sich selbst auf einen schweren Kampf gefaßt machte, dürfen wir daraus schließen, daß wenige Wochen nach jenem offenen Bekenntniß der 34jährige seinen letzten Willen aufzusetzen sich gedrungen fühlte. Wies doch Papst Paul III. verständlich genug auf Ausgang und Ende so mancher Ketzereien hin. Der Dechant unterstützte des Erzbischofs Werk nicht nur durch seinen Rath und Stimme, er wirkte auch mit Eifer und der Macht des Worts und der Ueberzeugung auf seine Mitkanoniker. Zwar gelang es ihm nicht, die Mehrheit für die Reformation zu gewinnen, aber ihrer sechse gaben sich auf sein überzeugendes Zureden in Worms das Treugelöbniß, in dem Kampf um die kirchliche Reformation treu zusammenzustehen und nicht davon zu lassen. Dieser Kampf war ein ungleicher. Nicht durch die Macht der Ueberzeugung, sondern durch das Widerstreben der Mehrheit im Capitel, der Universität und des Secundärclerus, die sich an Kaiser und Papst anlehnten, und durch die siegreiche Politik des Kaisers, gegen den Erzbischof Hermann jeden bewaffneten Widerstand als seinem Gewissen zuwider erkannte, wurde das Reformationswerk ganz wider das Erwarten eines Bucer, Melanchthon und der schmalkaldischen Abgesandten schließlich unterdrückt. Uebrigens bewirkte es St., daß das Domcapitel es ablehnte, sich zu der pöbelhaften Abfertigung des Kölner Reformationswerks zu bekennen. Als nämlich jene unwürdigen Schriften gegen das Kölner Reformationswerk die schmalkaldischen Bundesverwandten zu einer Beschwerde bei dem Kölner Capitel veranlaßten, empfing der Dechant diese Gesandtschaft und berief sofort auf den 22. Juli 1543 eine Capitelsversammlung, in welcher die durch den Secundärclerus und die Universität verstärkte Versammlung erklärte, die anstößigen Stellen in dem Gegenbericht richteten sich nicht gegen die evangelischen Stände, sondern nur gegen Bucer. Vergeblich suchte St. die Kanoniker, welche wider den Erzbischof Berufung eingelegt hatten, zu gütlichen Verhandlungen mit demselben zu gewinnen. Die Stimmung der Gegner wurde immer erbitterter und der Kölner Pöbel ließ sich vernehmen, es werde nicht besser werden, bis man die reformatorischen Kanoniker mit Keulen todtschlage. Der Dechant sah sich daher veranlaßt, die Capitelsversammlungen zeitweise außerhalb der Stadt anzuberaumen. Höchst merkwürdig ist es, daß, während fast die ganze Geistlichkeit der Reformation widerstrebte, die weltlichen Stände, bis man ihnen energisch mit äußerer Gewalt drohte, ihr anhingen, treu zu ihrem geistlich-weltlichen Oberherrn standen und dessen muthigem Helfer alle Anerkennung zollten. Auf dem Landtage zu Bonn am 9. December 1545 erklärten sie das Verhalten Heinrich's und seiner Genossen im Capitel als ehrlich, löblich und rühmlich. Daß er die vollste Anerkennung Bucer's und Melanchthon's fand, bedarf kaum der Hervorhebung. Um so entschiedener war er aber damit der Verurtheilung von römisch-päpstlicher Seite verfallen. Infolge eines gegen ihn in Rom eingeleiteten Processes citirte ihn der Erzbischof von Rossano durch Cardinal Hieron. v. Verallo vor den Papst, und da der Dechant protestirte, so verhängte der päpstliche Nuntius am 8. Januar 1546 wider ihn und drei seiner Genossen im Capitel die Strafe der Suspension von allen geistlichen Würden, und erklärte ihn aller Rechte und kirchlichen Einkünfte für verlustig. Alle Verwahrungen und Gegenvorstellungen in Rom waren vergeblich, denn so gern man eine so tüchtige Persönlichkeit wie St. es war, gehalten und gefördert hätte, so war dies doch nur durch Widerruf und Buße im römischen

Sinne möglich. Aber St. fragte, was resipiscentia sei? Er habe seinem Glauben und Gewissen gemäß und christlich gehandelt. Wegen dieser Gewissenhaftigkeit war er auch nicht in der Lage, die ihm winkende Stelle eines hohen Prälaten und Fürsten im Reich anzunehmen. Als im J. 1545 das Ende des Cardinals Albrecht nahe bevorstand, erkannten es viele christlich und deutsch gesinnte für hochwichtig, daß eine solche Stelle einer vertrauenswürdigen Persönlichkeit übertragen werde. Eine private Versammlung von Mainzer Domherren kam darin überein, daß ihr, damals noch nicht suspendirter Mitkanonikus Graf Heinrich zu Stolberg die geeignete Persönlichkeit für diese Stelle sei; der Fehler sei nur, daß er lutherisch und wohl nicht geneigt sei, bei ihnen zu wohnen. Von dieser ihm so günstigen Vorwahl machte der Secretär Mag. Zachar. Tampucher dem Grafen Mittheilung und rieth ihm, er möge sich eine Zeit lang nach Mainz begeben, da ihm das sehr förderlich sein werde. „Man muß zu Zeiten,“ setzt er hinzu, „etwas weniges vor etwas wagen thun.“ Aber das Große am Grafen war eben, daß er das, was ihm als etwas Geringes angesonnen wurde, nicht für etwas Geringes erkannte, es vielmehr mit seinem Gewissen nicht vereinbar hielt. Zu bemerken ist, daß Papst Paul III. unterm 7. März 1547, als die Sachen Kaiser Karl's V. unsicher standen, erklärte, die Entsetzung des Dechanten Grafen Heinrich sei unberechtigt und voreilig geschehen, und die Erzbischöfe von Mainz und Trier hätten eine neue Untersuchung anzustellen. Seit der Schlacht von Mühlberg war aber an eine Restitution des Grafen nicht mehr zu denken, auch waren alle Bemühungen, die Capitel zu einer billigen Versorgung und Entschädigung zu vermögen, vergeblich.

Graf Heinrich's weitere Geschicke können hier nur kurz angedeutet werden. Da er nach des Vaters Wunsch schon in jüngeren Jahren, als Prälat, am 16. März 1528 auf alles väterliche und mütterliche Erbrecht verzichtet, und später nur geringere Zuschüsse aus dem Stammbesitz des Hauses zugesichert erhalten hatte, so war er seit 1546 von den übrigen Brüdern zu unterhalten, was bei dem schweren Schuldenwesen und wegen der Schwierigkeiten, die ein selbstsüchtiger Bruder machte, zu um so größeren Unzuträglichkeiten führte, als St. an kein eingezogenes Leben gewöhnt war, vielmehr an Jagd und Rossen, Prunkwaffen, Geschmeide und herrschaftlicher Wohnung seine Freude hatte. Diese Lage der Dinge und diese Lebensrichtung brachten den Grafen in peinliche Verlegenheiten. Ein Glück aber wurde ihm zu theil, das ihm manches bittere versüßte, das war sein Hauswesen. Er war bereits ins 47. Jahr getreten, als er, vorher durch geistliche Aemter und durch Bemühen um Versorgung mit geistlichen Pfründen davon ausgeschlossen, noch unvermählt war und es zweifelhaft erschien, ob er zu einer ehelichen angemessenen Verbindung noch Lust und Gelegenheit finden werde. Da war es seine ältere Schwester, die Aebtissin zu Quedlinburg, die sich aller ihrer Geschwister, besonders auch ihres Bruders Heinrich treu annahm, die ihn auch in dieser wichtigen Frage berieth und ihre Decanissin Elisabeth, geborne Gräfin zu Gleichen-Schauenforst-Remda, für ihn gewann und die unter ihren Augen im J. 1556 vollzogene Eheberedung vermittelte, worauf dann am 8. Mai 1557 und den folgenden Tagen die Heimfahrt oder Hochzeit in Stolberg erfolgte. Zur Kennzeichnung der Umstände, unter denen Graf St. seine Hochzeit feierte, mag erwähnt werden, daß es der Aebtissin alle Mühe kostete, ihren Bruder Albrecht Georg zu vermögen, zu der anfänglich auf den 2. Mai d. J. angesetzten Heimfahrt zu erscheinen. Er willigte erst ein „nachdem Graf St. aufs bündigste urkundlich versichert hatte, daß durch jene Heimfahrt und durch Graf Albrecht Georg's Erscheinen bei derselben dem Ersteren und seinen männlichen Erben nicht das Geringste an Rechten zuwachsen und daß Albrecht Georg's auf dem Wege Rechtens auszutragenden Ansprüchen dadurch nicht der geringste Eintrag geschehen solle. Die Gräfin Elisabeth, in welcher die Kraft des sonst zum Niedergang sich

neigenden alten thüringiſchen Grafengeſchlechts ſich noch einmal geſammelt hatte, ſchenkte ihrem Gemahl eine Tochter, Anna, und drei Söhne: Botho, Ludwig Georg und Chriſtoph. In der treuen, gewiſſenhaften Erziehung dieſer Kinder war Eliſabeth die treue Gehülfin ihres Gemahls und konnte dieſelbe noch 6 Jahre nach deſſen Ableben bis zu ihrem Ende fortführen. Chriſtoph, der jüngſte der Söhne, erlebte das Ausſterben des übrigen Stolbergiſchen Mannesſtamms im J. 1631 und ſetzte denſelben von da ab allein fort.

Ueber Heinrich's Charakter und Weſen gibt uns Matth. Götze (Gothus) in einem auf Anregen ſeines Lehrers Mich. Neander gleich nach des Grafen Ableben verfaßten Gedicht, ſchätzbare Angaben. Als Erzieher ſeiner Söhne war er Haus- und Tiſchgenoſſe in Heinrich's letzter Lebenszeit. Das Lobgedicht fordert als ſolches zu vorſichtiger Benutzung auf, doch fehlt es nicht an gleichzeitigen Quellen zur Prüfung ſeiner Angaben. Wenn Götze des Grafen ſanftes, freundliches und leutſeliges Weſen hervorhebt, ſo ſpricht dieſer ſelbſt gegen einen Bruder den Grundſatz aus: „Sanftmuth und freundliches Bezeigen findet allewege eine gute Statt." Auch die Liebe, welche er bei Schweſtern und Brüdern fand — obwohl bei letzteren die ſchwierige Verſorgung zu Mißverſtändniſſen ſehr leicht Anlaß geben konnte — bewahrheitet Götze's Ausſage. Die große Güte, Mildthätigkeit und Freundlichkeit bezeugt der Hauslehrer aus eigener Erfahrung.

Beſonders bemerkenswerth iſt der Nachdruck, mit welchem er des Grafen vorwiegendes und herrſchendes Intereſſe für die religiöſen und heiligen Dinge hervorhebt, und daß er dieſen bei allen Aufgaben und Geſchäften die ihm oblagen, ſtets den Vorzug gegeben habe. Bei ſeiner unverkennbaren Neigung für ein herrſchaftliches Leben, Jagd und Roſſe iſt das um ſo mehr zu beachten, ebenſo ſeine Bemerkung über Heinrich's eifriges Forſchen in den heiligen Schriften, und ſein lebhaftes Intereſſe an den Dienern der Kirche. Auch hier fehlt es in den Quellen nicht an Belägen. Bemerkt ſei wenigſtens, daß er auch in ſpäterer Zeit die Sache der Reformation im Kölniſchen nicht aus den Augen verlor und im J. 1570 dem Kurfürſten Friedrich von der Pfalz die Lage der Religionsverwandten ans Herz legte. Noch in ſeinem Todesjahre proteſtirte er entſchieden gegen die Vergewaltigung der Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten im Hennebergiſchen durch den Biſchof von Würzburg, entgegen den Reichstagsbeſchlüſſen und dem Augsburger Religionsfrieden. Ein für den Grafen Heinrich angeſehenes Gemälde in herrſchaftlichem Beſitz (Bruſtbild) ſtellt denſelben mit etwas ſtarkem Körper bereits in höheren Jahren dar.

Eine Darſtellung ſeines Lebens fehlt noch in der gedruckten Litteratur. Die vorliegenden, meiſt auf archivaliſchen Quellen beruhenden Mittheilungen, ſind der Auszug aus einer größeren Arbeit. Vgl. auch Zeitfuchs' Chronik S. 69—77. — Varrentrapp, Hermann v. Wied. — Lenz, Briefwechſel M. Bucer's mit Landgraf Philipp von Heſſen. — M. Götze (Gothus), Epicedium in obitum Henr. senioris, com. in Stolb. — Harzzeitſchr. 19, 445—477.

Ed. Jacobs.

Stolberg: Ludwig, Graf zu St., geboren am 12. Januar 1505 zu Stolberg, † am 1. September 1574 zu Wertheim. Als der dritte Sohn Graf Botho's (ſ. o. S. 327) und der Anna, gebornen v. Königſtein-Eppſtein, verlebte er die erſten Kindheitsjahre zu Stolberg und wurde dann, wie die meiſten ſeiner Geſchwiſter, ſchon frühzeitig ſeinem Oheim, Grafen Eberhard zu Königſtein am Taunus, zur Unterweiſung und Erziehung unter einem beſonderen Lehrer übergeben, und nach der Eltern Willen ernſtlich zu den Studien angehalten. Ohne daß der Vater dieſen Sohn endgültig für den geiſtlichen Stand beſtimmt hätte, ſuchte er demſelben ſchon als zartem Knaben und Jüngling mehrere geiſtliche Pfründen in Mainz und Köln zu ſichern und erwirkte vom Papſt deſſen Dispenſirung wegen des Alters zur Uebernahme verſchiedener geiſtlicher Stellen. Von

dem evangelischen Prediger Dr. Tileman Plathner, dem eigentlichen Studienleiter der gräflichen Söhne begleitet, bezog L. mit seinem älteren Bruder Wolfgang im Sommer 1520 die Universität Wittenberg und war auch mit demselben auf dem Reichstage zu Worms. Noch ein paar Jahre lebte er nach seiner wissenschaftlichen Vorbildung in Mainz, dann trat er durch Vermittlung Graf Wilhelm's v. Nassau-Dillenburg und Graf Eberhard's v. Königstein, mit Walpurg, Tochter Graf Johann's v. Wied, im J. 1528 in die Ehe. Von da an lebte er meist als Stütze seines alternden Oheims in Königstein. Derselbe setzte um die Zeit von Ludwig's Verlobung ein Testament auf, in welchem er diesen an erster Stelle zum Erben der Grafschaft Königstein und seiner Antheile an Dietz, Münzenberg und Breuberg bestimmte. Als Graf Eberhard am 25. Mai 1535 das Zeitliche gesegnet hatte, trat L. das selbständige Regiment an, wurde aber in der ersten Zeit von Mainz, Hessen und Trier heftig angefochten. Nachdem es ihm gelungen war, sich hier zu behaupten, suchte er sich auch das in Aussicht stehende von der Mark-Rochefortische Erbe zu sichern, was auch, als der Erbfall 1544 eintrat, allerdings nicht ohne Opfer, gelang. Mehr als alles andere machten ihm die Verhältnisse der Stolbergischen Stammbesitzungen am Harz zu schaffen. Er war hier Mitregent, und seit dem Ableben seines Bruders Wolfgang im J. 1552 Hausältester. Bis zu seinem Todesfalle war hier ein geeigneter Verwalter und eine persönliche Einheit im Regiment vorhanden. Daß diese hinfort fehlte war um so schlimmer, als die Schulden des Hauses zu einer bedenklichen Höhe stiegen, seit 1546 auch der Bruder Heinrich, der bis dahin die Einkünfte geistlicher Prälaturen genossen hatte, zu versorgen war, und weil endlich die selbstischen Sonderbestrebungen des Bruders Albrecht Georg meist ein allgemeines Uebereinkommen vereitelten. So wurden ihm schließlich die erfolglosen Bemühungen in den eigentlichen Hausangelegenheiten sehr verleidet. Wie ernst er die Stolbergischen Hausinteressen zu wahren suchte, bewies er in der brüderlichen Erbeinigung vom 19. März 1548. Da es ihm an einem Sohne fehlte, und ein solcher um jene Zeit kaum noch erwartet wurde — ein im Mai 1543 ihm geschenkter verstarb bald wieder — so erschien die Bewahrung der zunächst von ihm ererbten Besitzungen beim Stamme Stolberg gefährdet. Daher wurde nun jene brüderliche Erbeinigung geschlossen, welche auf die gegenseitige Beerbung sämmtlicher Brüder und ihres Mannesstamms gerichtet war: alle Brüder sollen Titel, Namen, Schild und Wappen aller Graf- und Herrschaften führen und die entsprechenden Rechtsansprüche auf dieselben haben; alle Lehen und Anwartschaften sind gemeinsam. Der Kaiser kam diesem Bestreben durch einen am 17. Mai 1548 zu Augsburg ertheilten Wappenbrief zu Hülfe, worin das gemeinsame Wappen durch die neuesten Erwerbungen gemehrt und der Anspruch des gesammten Mannesstamms auf die Königsteinischen und Rochefortischen Lande anerkannt war. Während L., trotz wiederholter Reisen an den Harz, seine dortigen Interessen meist durch Stellvertreter versehen ließ, war seine Hauptthätigkeit als Landesherr meist auf das Königsteinische, seit 1544 auch auf Rochefort gerichtet. Die wichtigste Frage der Zeit war die kirchliche, die der Reformation. Ihr war L. von Jugend auf zugethan. Die Wittenberger Reformatoren standen ihm nahe, am meisten wohl Melanchthon, an den er sich im J. 1522 in der Frage wegen der Bilder in den Kirchen wandte. Aber Namens seines Freundes Philippus beantwortete Luther, der sich für den Grafen interessirte, diese Frage, und richtete am 25. April d. J. einen Brief an ihn, dessen Mittelpunkt das herrliche Wort ist: „Fürwahr, der rechte göttliche Dienst liegt inwendig im Vertrauen und Lieben.“ Im Königstein'schen führte er die Reformation mit Weisheit und Mäßigung ein. Ein Anfang war schon zur Zeit seines Oheims von Königstein-Eppstein gemacht, der zwar selbst bei der alten Kirche verblieb, aber den Geist nicht dämpfte und es nicht wehrte, daß seine

Neffen mit Bekennern der Reformation, wie den Reiffenstein, Micyll u. a. verkehrten. Größere Rücksicht hatte L. auf Kaiser Karl V. zu nehmen, und obwohl Männer wie Melanchthon, Jakob Sturm, Michael Meyenburg, seine Berather waren und namentlich der Rheinländer Joh. Meinerzhagen, dem er eine Zuflucht zu Königstein gewährt hatte, ihn aufs dringendste vor dem Interim warnte, und sein eigener Bruder Wolfgang, als eifriger Gegner des Augsburger „Rathschlags“ an ihn schrieb, mit der Seele sei nicht zu scherzen, weil der Teufel so scharfe Klauen habe und das Feuer so heiß (15. Oct. 1548), bei ihm sogar sehr verständlich anfragte: ob sie draußen Gott noch kennten oder nicht, da hier (am Harz) allerlei geredet werde (9. Jan. 1549) — trotz alledem gab L. nach. Nach langem Warten und Sträuben erklärte er in einem aus Rochefort am 8. März 1549 ausgegangenen Schreiben: „Da Gott den Kaiser als einzigen zeitlichen Herrn, dem er zu gehorsamen schuldig, bestellt habe, so füge er sich in den Rathschlag, den dieser als in Gottes Wort begründet ansehe.“ Das Interim wurde im Königstein'schen durchgeführt. Der Graf hatte aber, wie andere Stände in gleicher Lage, die leidige Erfahrung zu machen, daß trotz dieses Opfers die Königstein'schen Geistlichen bei der Mainzer Synode nicht anerkannt, sondern als Ketzer zurückgewiesen wurden. Jene Unterwürfigkeit gegen den Kaiser bedeutete aber keineswegs ein Aufgeben der Reformation, die vielmehr im Königstein'schen erhalten blieb. In den Erblanden des Kaisers freilich, im wallonischen Rochefort, blieb das Menschenalter, in welchem L. hier waltete, für die Reformation ganz erfolglos und noch zu Weihnachten 1573 mußte er sich, um mit den Seinigen sich am evangelischen Gottesdienst zu erbauen, einen Geistlichen aus Schleiden von seinem Schwiegersohn von Manderscheid erbitten. Eine merkwürdige Erscheinung war es, daß er, der bis in die ersten fünfziger Jahre seines Lebens ganz zu Melanchthon gestanden hatte, durch einen im J. 1557 zu Oberursel angestellten Geistlichen, Eberhard Haberkorn, ganz und gar für Melanchthon's Gegner und für den Flacianismus gewonnen wurde. Diese Parteinahme war von nicht geringen Folgen, indem in des Grafen Lande und unter seinem Schutze zu Ursel eine ungemein fruchtbare Druckerei errichtet wurde, aus der neben andern Schriften besonders das litterarische Kampfrüstzeug des Flacianismus bis zu einer Zeit ausging und verbreitet wurde, als diese Richtung anderswo bereits überwunden war. L., aus dessen Lande 1557 auf der Flacianischen Zusammenkunft in Frankfurt zwei Superintendenten erschienen, gab seinem Lande auch eine eigene Kirchenordnung, wobei er die Pfalz-Zweibrückische zu Grunde legte, und sie mit einer Vorrede vom 1. Septbr. 1563 in Oberursel drucken ließ. Gegen Melanchthon's Person hegte aber der Graf bis an dessen Ende die größte Verehrung. Mit den Interessen für die Kirche hingen bei L. die für Schule und Wissenschaft eng zusammen. Melanchthon, Michael Neander, Rhodeman und andere Zeitgenossen erkennen des Grafen Eifer für das Schulwesen an. Bei der Einrichtung der Klosterschulen zu Ilfeld, Walkenried und Ilsenburg war er betheiligt; bei der zu Hirzenhain im Königstein'schen war er der Urheber, wenn auch Ysenburg dabei betheiligt war. Sein litterarisches, allerdings zunächst auf das kirchlich-theologische gerichtetes Interesse bekundete er schon durch die Förderung der Druckerei zu Ursel. Er war aber auch der erste Graf zu Stolberg, von dem wir wissen, daß er Büchersammlungen zu Königstein und Wertheim anlegte. Der Stamm der letzteren geht allerdings auf seinen Schwiegersohn Grafen Michael v. Wertheim zurück.

Bei seiner Nachgiebigkeit dem Interim gegenüber wurde L. durch sein Verhältniß zu Kaiser Karl V. bestimmt, der diesen Vermittlungsversuch als sein eigenstes Werk betrachtete. Bei des Kaisers entschiedener Feindschaft gegen die Reformation war das Verhältniß des lutherischen Grafen zu ihm ein sehr schwieriges. Als er im J. 1544 im Begriff stand, sich zum Kaiser aufzumachen,

erklärte er seiner Gemahlin Walpurg, er werde berichtet, der Kaiser werde ihm eine wüste Lection des Glaubens halber lesen; Gott geb' Beständigkeit, wie ich hoffe, setzt er hinzu. Da der Kaiser wohl wußte, daß das gesammte grüne Holz in Deutschland zur Reformation stand und er tüchtige Männer brauchte, so konnte er sich allerdings eine Persönlichkeit, wie die Graf Ludwig's, wohl gefallen lassen, von dem sein jüngerer Bruder, Kaiser Ferdinand, als er ihn zu Passau am 5. August 1552 zum Mitglied des zu ernennenden Reichsraths empfahl, mit Recht sagen konnte, daß er ein sehr wohl berufener Graf und trotz seines Lutherthums durchaus nicht aufsässig sei. So bekannt war im Reich das Vertrauen, welches L. beim Kaiser genoß, daß verschiedene Reichsstände, die beim schmalkaldischen Bunde betheiligt gewesen waren, ihn um sein Fürwort bei demselben baten. Zur Zeit des markgräflichen Krieges widerstand er allen Versuchungen, sich an einem Bündniß, das wider den Kaiser gerichtet war, zu betheiligen. Wenn nun aber auch Karl V. ihn schätzte, so ist doch schon von den Zeitgenossen bemerkt, daß er seinem Bruder Ferdinand näher stand. Wir wissen von verschiedenen Aufträgen, die ihm dieser ertheilte, von gnädigen Zuschriften, die er an ihn richtete. Hervorzuheben ist eine Gesandtschaft, die er auf Grund eines vom Augsburger Reichstage gefaßten Beschlusses vom November 1559 bis in den Winter 1560 mit dem Cardinal Madruzzi, Bischof von Trient, an den Hof des Königs Franz I. von Frankreich wegen Herausgabe der dem Reiche entrissenen Bisthümer Metz, Toul und Verdun unternahm. Ein bestimmtes Ergebniß hatte allerdings dieses Unternehmen nicht; im Februar 1560 trat der Graf noch mit einer Frau v. St. Remy, gebornen von Savigny, zu Paris in Verbindung, welche ihm ihre Vermittlung bei einem Bündnisse des Kaisers mit dem König von Navarra, dem Herzog von Nevers und dem Prinzen von Condé zur Eroberung Frankreichs anbot. War das Verhältniß des Grafen zu Kaiser Ferdinand I. schon ein engeres, so wurde es vollends bei Maximilian II., der auch in der religiösen Frage sich nahe mit ihm berührte, ein geradezu freundschaftliches, wie das nicht nur aus sehr gnädigen amtlichen, sondern auch eigenhändigen Zuschriften des Kaisers unzweideutig hervorgeht. Für diesen geliebten Herrn war L. denn auch bis in seine letzten Lebenstage mit größter Hingebung thätig. Die größte Unternehmung, die er für ihn ausführte, war eine Gesandtschaft an die Königin Elisabeth von England, die etwas über ein Vierteljahr in Anspruch nahm, nämlich die Zeit vom 24. April bis Ende Juli 1567. Sein eigentliches Mandat führte er in einer längeren lateinischen Rede aus, die er vor der Königin hielt und welche diese zu großer Bewunderung hinriß. In dem schriftlichen Auftrage an ihn ist nur von einer in England gesuchten Türkenhülfe die Rede. In des Grafen Schreiben an den Reichshofrathspräsidenten gedenkt L. aber auch des Projects einer Heirath mit der jungfräulichen Königin. Kaum aus England zurückgekehrt, wurde er vom Kaiser durch ein aus dem ungarischen Feldlager zu St. Gangloff an ihn gerichtetes Schreiben zu einem Tage nach Erfurt entboten. Nur augenblickliche Krankheit hinderte den Grafen daran, „für seinen geliebten Herrn und Kaiser“ sofort wieder auszuziehen. Aber nicht lange durfte er rasten, denn am 28. November 1567 ertheilte ihm Kaiser Maximilian wieder den Auftrag, in seinem Namen den nach Fulda ausgeschriebenen Kurfürstentag zu besuchen, wo „unsere und des heiligen Reichs Teutscher Nation gemeine Ruhe und Wohlfahrt betreffende hochwichtige Sachen“ vorgelegt werden sollten. Es handelte sich vorzugsweise um die niederländischen Dinge, Egmond und Hoorn, und um eine Intervention bei König Philipp II. Als er bis Ende Januar 1568, wie der Kaiser erklärte, eben „das beste gethan hatte“, erhielt er von seinem Herrn im April wieder neue Arbeiten aufgelegt. Auf das besonders große Vertrauen, das er zu ihm habe, fordert der Kaiser ihn auf, sich sobald als möglich nach Trier zu begeben, um den Conflict zwischen der Stadt und

ihrem erzbischöflichen Oberherrn Jakob III. v. Elz beizulegen. Er sei seiner als eines „viel erfahrenen, ansehnlichen und verständigen Grafen des Reichs höchlich bedürftig“. Dem sehr gnädigen amtlichen Schreiben fügt der Kaiser noch eine eigenhändige angelegentliche Bitte hinzu. Natürlich ließ der alte Graf es nicht an sich fehlen, und bis zu Ende des Jahres 1573, also bis nahe an sein Ende, übernahm L. ähnliche kaiserliche Aufträge. Und in all diesen Geschäften für Kaiser und Reich lag des überaus thätigen Grafen öffentliche außerordentliche Thätigkeit keineswegs ganz beschlossen. Seine geschickte und nach Vermögen bereite Hülfe wurde von verschiedenen Ständen des Reichs, von Nassau-Dillenburg, Kurpfalz, Mainz, Fulda, seinen Vettern von Hohenlohe u. a. in Anspruch genommen. Dem von ihm innigst verehrten Erzbischof Hermann von Köln war er nicht nur bei seinem Reformationswerke, sondern auch nach seiner Absetzung bis an sein Ende zu Diensten. Besonders aber ist noch der Förderung zu gedenken, die er dem nahe verbundenen Hause Nassau-Dillenburg und Oranien nicht nur in einzelnen Dienstleistungen, sondern in seinem unbedingten Eintreten für den Prinzen Wilhelm, den Sohn seiner Schwester, bei Kaiser und Reich leistete. Als derselbe auf dem Frankfurter Deputationstage heftig angegriffen wurde, verließ er denselben, wandte sich in einer energischen Erklärung unmittelbar an den Kaiser und gewann diesen vollständig für den Prinzen. Mit allem Nachdruck wies L. auf die Interessen des Reichs in den Niederlanden hin, empfahl ein energisches thatkräftiges Einschreiten, und nicht an ihm hat es gelegen, wenn dies nicht geschah. Von Ludwig's Staatsschriften sind nur einzelne von 1552 im Druck erschienen (Arnoldi, Denkwürdigkeiten 1817 S. 236 ff.).

So viel Arbeiten und Verpflichtungen auch schon auf ihm lasteten, so fiel dem Grafen doch durch ein unerwartetes Geschick in der Fülle seiner Jahre noch eine ansehnliche weitere Aufgabe zu. Durch den am 14. März 1556 erfolgten Tod seines in der Mitte der zwanziger Jahre stehenden Schwiegersohns Grafen Michael III. v. Wertheim fielen dessen Besitzungen zunächst an die Wittwe Katharina, die ihr Erbrecht zu Gunsten ihres Vaters resignirte. Dieser trat sein Regiment am 18. März 1557 an und wußte sich, von kaiserlicher Gunst gestützt, trotz aller Anfechtungen zu behaupten. L. war nun zu gleicher Zeit Senior des Hauses Stolberg, Herr der Königstein-Eppstein'schen, von der Mark-Rochefortischen Besitzungen und Regent der Grafschaft Wertheim, und nahm so eine Stellung ein, wie niemals ein Graf zu Stolberg vor und nach ihm. In Wertheim, wo er sich auch das Gedächtniß eines gerechten und friedsamen Herrn stiftete, war es, wo L. am Mittage des 1. September 1574 im siebzigsten Lebensjahre aus der Zeitlichkeit schied, und wo ihm seine Tochter Katharina und deren zweiter Gemahl, Graf Philipp von Eberstein, in der Stadtkirche ein von dem Bildhauer Hans Rodlein in Würzburg ausgeführtes Denkmal setzten, das prächtigste, welches das Grab eines Grafen zu Stolberg schmückt. Da auf diesem und in der Wertheim'schen Chronik, abweichend von den gleichzeitigen Correspondenzen, der 24. August als Sterbetag angegeben ist, so ist diese Angabe in die Ueberlieferung übergegangen. L. ist ohne Zweifel eine der denkwürdigsten Persönlichkeiten des Hauses Stolberg. Mit seinen unmittelbaren Besitzungen mitten „im Reich“ gesessen, hat ihrer keiner in solcher Weise sich den Angelegenheiten von Kaiser und Reich gewidmet, wie er. Seinen Brüdern erklärte er wol gelegentlich, wenn sie ernstlich an seine persönliche Betheiligung an den Hausangelegenheiten erinnerten, er müsse zunächst dem Könige, als seinem einigen Oberherrn, Gehorsam leisten (Wertheim, 13. Januar 1558). Auch sein Vater hatte dem Kaiser und den ersten Ständen im Reich erhebliche Dienste geleistet, er suchte diese Last aber thunlichst zu Gunsten seiner Hausangelegenheiten von sich abzuwälzen. Der Sohn dagegen widmete sich den Reichssachen als Stand und Rath von Kaiser und Reich aus Pflichtgefühl und innerem Triebe. Er war

von den politischen und Reichsangelegenheiten fortwährend so unterrichtet, daß der ihm befreundete bekannte Staatsmann Lazarus v. Schwendi gelegentlich erklärt, er könne ihm — vom Hofe in Brüssel aus — kaum etwas neues schreiben, da der Graf täglich von vielen Personen Kundschaft von dem, was sich zutrage, erhalte (27. December 1548). Ebenso wendet sich der Prinz von Oranien, wo er sich über die Stimmung bei Hofe und in den Niederlanden über sich und über die politische Lage der Dinge zuverlässige Auskunft verschaffen will, an seinen Oheim Ludwig in Königstein. Wir sehen wohl, wie der kaiserliche Kanzler Heß v. Lauffen ihm Bericht über die neuesten Ereignisse in Frankreich und die französischen Kriegspläne in Bezug auf Metz und Bar ertheilt (Zinstag n. Mart. 1546). Und da er das alte und das neue verband und mit anerkanntem Interesse für die vaterländische Geschichte in seinen Büchersammlungen alte Chroniken von Barbarossa, von Franck, Münster u. a., neben Schriften zum deutschen Schriftthum bewahrte, so war es gar anziehend für einen gebildeten Mann, mit dem geistvollen Grafen zu verkehren. Der eben erwähnte Lazarus v. Schwendi bezeugt es aus Erfahrung, er habe „aus seiner Kundschaft und Conversation so viel Frommen und Freud empfangen, daß er dieselbe billig noch ferner wünsche und begehre" (27. December 1548).

Seine Rede war, wie auch die mancherlei Sprüchwörter und treffenden Bilder in den Briefen zeigen, mit Geist gewürzt, und aus letzteren weht uns oft eine wohlthuende Wärme entgegen, zumal im Verkehr mit den Geschwistern, eine Wärme, die in seinem innersten Wesen ihren Grund hatte. Dieses Wesen war maßvoll und friedsam: „Alles mit Maß" (ne quid nimis), und seine Grabinschrift: „Recht, Fried hielt ich im Land", ist bezeichnend für sein Thun und Lassen. Die aufrichtige Herzensgüte und Leutseligkeit, die Dr. Caesarius bereits an dem Jünglinge rühmt, gewann ihm viele Freunde. Sie erklärt auch die besondere Vorliebe der Königstein'schen Pflegeeltern zu ihm. Seinem jungen Schwiegersohn Graf Dietrich v. Manderscheid gibt er am 8. Nov. 1560 einen dreifachen Rath, erstlich, einen Gefangenen (Ludolf von Enschringen) loszugeben, mit seinen Brüdern und Geschwistern in brüderlichem Einvernehmen zu bleiben und von vornherein sorgfältig darauf zu achten, daß nichts dieses gute Verhältniß störe. „Ueber alles dieses," schließt er, „ist mein treuer Rath, E. Liebden wollen die alten Diener wohl in Ehren halten." Er möge ihnen sagen, wie er sein Vertrauen auf sie setze, 'und sie also mit Gemüth an sich ziehen'. Von der geschwisterlichen Liebe zu ihm ließen sich aus dem Briefwechsel viele und schöne Beispiele sammeln, besonders mit den Schwestern Anna und Juliana, die ihn gewöhnlich mit hergebrachtem Kosenamen nennen. Erstere erklärt ihm gelegentlich: obwohl sie eigentlich gar nichts besonderes zu bemerken oder ihm mitzutheilen habe, so könne sie nicht anders, als an „ihren herzlieben Lotzen" schreiben, um ihm zu versichern, wie lieb sie ihn immer gehabt habe und noch habe, wenn er dies auch schon wisse (17. April 1567).

Seit seinen Lebzeiten haben das Haus Stolberg und dessen Freunde den Grafen Ludwig, den Rheinländer, „den Ruhm und die hohe Zier des Rheinlands" wie M. Gothus ihn nennt, hochgehalten. Und wenn seine geschichtliche Stellung für die Wahrung und Befestigung des Hausbesitzes auch keineswegs den Erfolg gehabt hat, wie er ihn selbst längere Zeit hoffte und erstrebte, so war dies mehr in der außerordentlichen Lage der Dinge, als in seinem Wollen und Vermögen begründet.

Veröffentlichte Bildnisse des Grafen, der selbst ein lebhaftes Interesse an Porträts offenbarte, sind uns, von Münzen und der Darstellung auf seinem Grabdenkmal abgesehen, nicht bekannt geworden.

Eine gedruckte Gesammtbiographie fehlt noch. Mehreres dazu bietet Zeitfuchs, Stolberg. Chronik S. 59—66, über seine Reformationsbestrebungen

A. Nebe im Herborner Seminarprogramm von 1867, über seine litterar. Interessen meine Schrift: Die Büchersamml. Graf Ludwig's, Werniger. 1867 u. Harzzeitschrift 6 (1873), S. 336 f., auch Jahrg. 12 (Gnadenpfennige). — K. Wibel, Stadtkirche zu Wertheim. 1888. — F. Wibel, Zur Kunstgeschichte der Grafschaft Wertheim u. a. Vorzugsweise gründet sich unsere Darstellung auf handschriftl. archivalische Quellen. Ed. Jacobs.

Stolberg: Wolf Ernst, Graf zu St., geboren am 30. Nov. 1546, † am 10. April 1606 auf Schloß Wernigerode, der Begründer der fürstlichen Bibliothek daselbst. Da sein Vater, Graf Wolfgang, schon am 8. März 1552 auf Schloß Allstedt starb, auch seine Mutter Genoveva, geborne Gräfin v. Wied, die mit dem fünfjährigen Sohne und dessen jüngeren Geschwistern erst nach Wernigerode, dann nach Stolberg zog, dem Gemahl bereits am 26. Juni 1556 folgte, so wurde unter manchen Schwierigkeiten die weitere Erziehung und Unterhaltung von wechselnden Vormundschaften geleitet. Von seinen nächsten Verwandten war es besonders sein Oheim Graf Ludwig, den er als Vater verehrte, während er in dessen Gemahlin Walpurg eine zweite Mutter fand, der sich seiner annahm, ihm auch zeitweilig zu Königstein und Wertheim längeren Aufenthalt gewährte. Von Bedeutung für seine Weiterentwicklung war in den ersten sechziger Jahren seine Erziehung mit den Söhnen Pfalzgraf Wolfgang's in Zweibrücken, mit denen er auch Reisen, besonders nach Schweden, machte. Seine Reiselust, sein Lerneifer und Wißbegier finden bereits in Jugendbriefen an den Oheim einen rührenden Ausdruck, zugleich seine Abkehr von dem auf bloß äußeren Genuß und das Kriegshandwerk gerichteten Streben seiner meisten Standesgenossen in damaliger Zeit. Kaum 24 Jahre alt, wurde er auf Grund einer am 1. Juni 1566 vom Reichstage zu Augsburg in den damals obschwebenden Streitigkeiten des Hauses getroffenen Entscheidung, von Michaelis 1570 bis dahin 1572 „regierender Herr und Haushalter" der stolbergischen Lande. Auch als dann — zunächst bis 1574 mit dem älteren Grafen Ludwig — sein Oheim Albrecht Georg das Regiment führte, wurde er nach des Kaisers Anordnung dessen Mitregent — seit 1577 auch zu Schwarza im Hennebergischen, und dann auch zu Ortenberg und Gedern in der Wetterau. Seinen Aufenthalt behielt er meist in Wernigerode, wenn wir ihm auch zuweilen in andern stolbergischen Landestheilen, so 1579 in Königstein, oder für seinen brandenburgischen Oberlehnsherrn 1594 als Abgesandten zum Reichstage nach Regensburg oder 1596 zur Krönung König Christian's IV. von Dänemark in Kopenhagen auf der Reise begegnen. Wohl hatte auch schon Graf Albrecht Georg sein Interesse besonders Wernigerode zugewandt, aber dessen Aufgaben brachten einen häufigeren Ortswechsel mit sich; in W. E. sah aber Wernigerode zum ersten Male dauernd und auf eine längere Zeit einen Landesherrn vom stolbergischen Stamme an Ort und Stelle walten. Hier auf dem alten Grafenschlosse, an dem er selbst fleißig baute, in dessen Nähe er auch einen Lustgarten pflegte, war es nun, wo der litterarisch regsame Herr jenen Bücherschatz sammelte, der den Ausgangspunkt und Grundstock der jetzt über hunderttausend Bände zählenden öffentlichen Bibliothek zu Wernigerode bildete. Spuren seines litterarischen Sammeleifers lassen sich beim Grafen W. E. bis über die ersten wernigerödischen Regierungsjahre hinaus verfolgen, treten aber von da ab erst deutlicher hervor, mehren sich dann bedeutend, seit er im J. 1587 durch das Ableben seines Oheims Grafen Albrecht Georg Hausältester, und durch die Theilung der Harzlande 1589 Herr der Grafschaft Wernigerode geworden war, während seinen Brüdern Johann und Heinrich Stolberg und Hohnstein zugetheilt waren. Beim Ausbau seiner Sammlung brachte der Graf die größten Opfer, die zuletzt über seine Mittel hinausgingen. Selbst auf Reisen begleitete ihn der Büchersack für die unterwegs zu lesenden, besonders aber anzuschaffenden Bücher. Diese gehörten fast allen Fächern der

damals blühenden Wissenschaft an. Eine Vorliebe offenbarte er für Geschichte und Erdkunde, daher auch Männer wie Henninges, Chytraeus, Crusius, Peckenstein mit ihm in Verbindung standen. Dazu kam sein Interesse für die Heilkunst, die er auch in milder Weise zum Wohl seiner Unterthanen nutzbar zu machen suchte. Aber auch die Theologie, Rechtswissenschaft, die Musik, die er sehr liebte, die Hymnologie und deutsche Litteratur wurden nicht vernachlässigt. Förderung erfuhr der Graf bei der Mehrung seines Bücherschatzes durch unmittelbar persönlichen und schriftlichen Verkehr mit wissenschaftlich tüchtigen Männern, wie seinem Leibarzt Johann Thal, dem bekannten Pflanzenforscher, und dessen Nachfolger — seit 1581 — Anton Machold, dem Gräcisten in Helmstedt Joh. Chessel (Caselius) und dem Schulmann Michael Neander, dessen mannigfaltige schriftstellerische Thätigkeit nur mit Hülfe der wernigerödischen Bibliothek möglich war. Es konnte nicht fehlen, daß des Grafen reges geistiges Streben sich auch für Wernigerode fruchtbar erwies. Von Männern, die am Orte die größte Unterstützung für ihr litterarisches Schaffen fanden, durch deren Bemühen dann aber auch die Bibliothek manche Förderung erfuhr, sind zu nennen der unermüdliche Mag. Joh. Fortman, von 1596—1598 Erzieher an des Grafen Hofe, dann Conrector, Rector und Geistlicher zu Wernigerode, der Conrector Balthasar Vogt der Aelt., seit 1593 Prediger zu Wasserleben, der litterarische Junker Barthold v. Gadenstedt und besonders auch seit 1589 der fleißig schriftstellernde Oberprediger M. Andreas Schoppe (Schoppius). Unter solcher Förderung konnte sich in der kleinen Harzstadt das bunte farbenreiche Leben der Renaissance zu einer bemerkenswerthen Blüthe entfalten: Geistliche Schauspiele, theilweise von Wernigerödern, einem B. Vogt d. Ae. und Barth. v. Gadenstedt gedichtet, wurden auf dem Markte und im Rathhause, auch wohl in der Kirche aufgeführt, Gesang und Musik gepflegt, die Lateinschule gehoben und auch von auswärts besucht. Auch in dem von 1589—1594 bei Herzog Heinrich Julius von Braunschweig am Hofe zu Wolfenbüttel verwalteten Statthalter- und Hofrichteramte diente W. E. der Wissenschaft durch erfolgreiches Bemühen um die junge Universität Helmstedt. Sonst hinderten ihn an bedeutender auswärtiger Wirksamkeit seine beschränkten Mittel. Für kirchliche Dinge interessirte er sich sehr, wovon der Entwurf einer Kirchenordnung vom Jahre 1592 Zeugniß gibt; in kirchenpolitischer Beziehung wurde er stark durch Sachsen bestimmt. Durch Hochzeits-, Kindtaufs- und Begräbnißordnungen, durch Hofordnungen aus den Jahren 1593 und 1604, durch die 1598 erlassene Berg- und Hüttenordnung suchte er nach verschiedenen Richtungen zu wirken. Uebrigens war er ein Meister in der Jägerei. Nach 35jährigem Regiment ging W. E. im 60. Lebensjahre heim und wurde in der gräflich-wernigerödischen Begräbnißkirche zu St. Silvester bestattet. Die äußere Erscheinung des Grafen führt uns ein wahrscheinlich zu Wolfenbüttel von einem niederländischen Meister ausgeführtes Gemälde vor Augen. Das Wohlwollen, das aus seinen Zügen leuchtet, wird auch durch übereinstimmende Angaben von Zeitgenossen bezeugt. Ziemlich gleich alt wie jenes Gemälde ist auch eine Schaumünze vom Jahre 1590 mit dem Brustbilde des Grafen und seinem von Jugend auf geführten Wahlspruch: „Wie's Gott fügt, mir genügt."

Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde 6 (1873), S. 345—379; vgl. daselbst 12, S. 619—623; 19, S. 233—235.

Ed. Jacobs.

Stolberg-Gedern: Gustav Adolf Prinz zu St.-G., kaiserlich königlicher Generalfeldwachtmeister, am 6. Juli 1722 zu Gedern geboren, trat zunächst in den Dienst der Krone Frankreich, gehörte im Winter 1742/43 zu den Vertheidigern von Prag unter dem Marschall Belleisle und machte dessen berühmten Rückzug nach Eger mit, ging dann in das österreichische Heer über, stand mit dem Infanterieregimente Aremberg, dessen Commandeur er später wurde, in den

Niederlanden und rückte von hier zum Zwecke der Theilnahme am siebenjährigen Kriege im November 1756 nach Böhmen. In der Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757 befehligte er eine Infanteriebrigade, gehörte darauf zur Besatzung der Stadt, focht mit besonderer Auszeichnung am 7. September im Treffen bei Moys und fiel am 5. December in der Schlacht bei Leuthen. Seine Tochter war die mit dem Prätendenten Karl Eduard Stuart vermählte Gräfin Luise von Albany, die Freundin des Dichters Alfieri (s. A. D. B. I, 176).

Neue genealogisch-historische Nachrichten, 97. Theil, S. 603. Leipzig (Heinsius) 1758. B. Poten.

Stolberg-Gedern: Christian Karl Prinz zu St.-G., kaiserlich königlicher Generalfeldzeugmeister und Generalmajor des Oberrheinischen Kreises, Gouverneur zu Philippsburg, ward am 14. Juli 1725 zu Gedern geboren und erhielt schon 1742 durch den Einfluß des Generals Fürst Karl Waldeck, eine Compagnie in holländischen Diensten; 1745 stellte er für die Generalstaaten ein eigenes Infanterieregiment auf, welches er in den nächsten Feldzügen des österreichischen Erbfolgekrieges gegen die Franzosen befehligte. Am 12. August 1745 wurde er in einem Scharmützel bei Asche verwundet und 1746 bei der Einnahme von Brüssel gefangen genommen, aber bald ausgewechselt, 1747 that er sich bei der Vertheidigung von Bergen op Zoom hervor, wo er abermals verwundet wurde. Als nach Abschluß des Aachener Friedens (18. October 1748) sein Regiment abgedankt wurde, nahm er unmuthig ebenfalls seinen Abschied und trat 1751 beim Infanterieregimente Graf Wartensleben in österreichische Dienste. Nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges erbat und erhielt er am 21. Januar 1758 eine Generalfeldmarschallieutenants-Stelle bei der Reichsarmee, welche er in den Winterquartieren in Franken traf. Oberbefehlshaber war der Prinz Christian von Pfalz-Zweibrücken; unter ihm machte St.-G. in diesem Jahre den Krieg in Sachsen mit, wohin er beim Einmarsche des Hauptheeres mit einem Corps vorangegangen war; während des Winters führte er von Culmbach aus den Oberbefehl. Bei Beginn des neuen Feldzuges erhielt er den Charakter als kaiserlicher Generalfeldmarschallieutenant; am Kriege nahm er wiederum unter Zweibrücken in Sachsen theil. Als im August General Kleefeld Torgau belagerte ward St.-G. zu seiner Unterstützung ebenfalls dahin entsandt, schloß am 18. die Capitulation mit dem preußischen General v. Wolffersdorf ab, mit welchem er bei dieser Gelegenheit einen durch seine Schuld herbeigeführten unangenehmen Streit hatte, wohnte am 5. September der Einnahme von Dresden, am 21. dem Treffen bei Colditz bei und nahm dann am 19. November an der Gefangennahme des Generals v. Fink bei Maxen theil. Auch 1760 war er wieder unter Zweibrücken in Sachsen thätig und that sich am 18. August in einem Treffen bei Strehla hervor. Im J. 1761 erhielt er an Zweibrückens Stelle auf sein Bewerben das Commando der Reichsarmee, am 9. Mai wurde er zum Generalfeldzeugmeister, im November auch zum Gouverneur der Reichsfestung Philippsburg ernannt; kriegerische Ereignisse von Bedeutung hatte der Feldzug überhaupt nicht aufzuweisen, der Oberbefehlshaber Serbelloni erwies sich als wenig thätig. Im Frühjahr 1762 stand St.-G. wiederum an der Spitze der Reichstruppen und rückte mit ihnen im Mai aus ihren thüringischen Winterquartieren nach Sachsen ein, ließ sich bald, da die Vereinigung des Reichsheeres mit den Oesterreichern nicht gelungen war, nach Franken zurückmanövriren, ging nochmals dahin vor, mußte jedoch abermals weichen, bis Ende August an Serbelloni's Stelle der unternehmendere Haddik trat. Dieser zog St.-G. durch Böhmen an sich; am 6. September erfolgte bei Dresden ihre Vereinigung, sie drängten nun durch verschiedene Kämpfe, unter denen ein am 15. bei Freiberg vorgefallenes Gefecht der wichtigste war, den ihnen gegenüberstehenden Prinzen Heinrich von Preußen bis über Freiberg hinaus zurück und St.-G. bezog hier eine Stellung, welche er zur Ver-

theidigung einrichtete, während Haddik nach Dresden zurückging. St.-G. hatte 49 Bataillone und 68 Schwadronen, im ganzen etwa 30000 Mann, Reichstruppen und Oesterreicher, unter seinen Befehlen. In dieser Stellung wurde er in der Frühe des 29. October von etwa 13000 Preußen unter Prinz Heinrich angegriffen und nach kurzer aber tapferer Gegenwehr entscheidend geschlagen, der Mangel an Verfolgung ermöglichte ihm jedoch einen geordneten Rückzug. Es war das letzte bedeutende Ereigniß des siebenjährigen Krieges. St.-G. ging durch Böhmen nach Franken zurück und nahm sein Hauptquartier in Nürnberg. Am 27. November 1762 machte eine Convention wegen der Winterquartiere den Feindseligkeiten ein Ende, am 15. Februar 1763 folgte der Friede von Hubertusburg. St.-G. entließ seine Truppen, ging nach Wien, legte sein Commando in die Hände des Kaisers nieder und begab sich dann nach Gedern, wo er am 21. Juli 1764 starb. St.-G. war ein tapferer und einsichtiger Mann, aber von etwas hitziger Gemüthsart, welche zuweilen ruhiger Ueberlegung im Wege stand; daß er als Feldherr nicht mehr leistete, lag sowohl in den politischen Verhältnissen wie an der Beschaffenheit der ihm unterstellten Truppen. Handschriftliche Aufzeichnungen über seine kriegerische Laufbahn bewahrt die Bibliothek zu Gedern.

Sein „Ruhmreiches Leben“ beschrieb der fürstliche Rath Danz (Frankfurt a. M. 1764). — Fortgesetzte neue genealogisch-historische Nachrichten, 37. Theil, S. 743 ff. Leipzig (Heinsius) 1765. B. Poten.

Stolberg-Stolberg: Christian, Graf zu St.-St., Dichter und Uebersetzer, wurde am 15. October 1748 zu Hamburg geboren und erscheint bis 1776 als Trabant seines jüngeren, ungleich schwungvolleren Bruders Friedrich Leopold, so daß zunächst auf den Artikel über diesen verwiesen werden muß. Der Jüngling hat geschrien „dir mich weihen? ich dir? stygische Furie, Afterthemis?“ und eingestimmt in die Tiraden des Göttinger Bundes, für Bürger geschwärmt, die griechische Poesie gründlicher, aber trockener ergriffen, in der Schweiz den Cultus Tell's mitgemacht und noch 1787 an einem dramatischen Denkmal dieses Freiheitshelden gearbeitet, Klopstock gehorsam verehrt, aber fast überall die zweite Rolle gespielt, auch als unproductiver Dichter die hohe Ueberlegenheit des vielgeliebten Bruders willig anerkannt. Eigenthümliche Weisen auf der „Zwillingsleyer“ zu spielen war ihm versagt. Schon seine Jugend trieb spärliche lyrische Blüthen. Einige Paralipomena bewahrt das Bundesbuch, drei Gedichte vom Frühjahr 1773 hat Schüddekopf aus Ebert's Nachlaß hervorgezogen (Zeitschr. für deutsche Philologie 18, 481). Er dichtet 1775 „An die Unbekannte“: „An's Mägdlein sei dies Lied gericht't, Die mich nicht kennt, und ich sie nicht,“ also eine der seit Klopstock nicht seltenen Liebeserklärungen ins Blaue — doch spricht er im gleichen Jahr von „einer ersten, heftigen, unglücklichen Leidenschaft“ (Hennes S. 58), und im Juli 1774 (Strodtmann I, 208) so bestimmt von seinem „gar zu übergöttlichen Mädchen“, daß gewiß nicht nur an Hölty'sche Nebelbilder zu denken ist; schwerlich aber schon an seine spätere Gattin. Greifbarer ist die Ode „Die Blicke. An Dora“. Die Gedichte der Brüder, 1779, bringen von Chr. nur wenige Nummern, überwiegend Gelegenheitscarmina, sechs Stücke aus dem Griechischen: Idyllen und Anakreontea, zwei Balladen: „Elise v. Mansfeld“ (eine an das Stammschloß angeknüpfte langathmige Entführungsgeschichte in 52 Gleim'schen Strophen) und „Der wahre Traum“ (der „Büßenden“ Friedrich Leopold's verwandt). Ihm fehlt die jugendliche Andacht für der Väter Vorzeit, die dann in Katharina Stolberg's Erzählung „Rosalia“ zerfloß. Erst 1814 folgt „Die weiße Frau“, ein stilloser, auf den Umfang einer Epopöe erstreckter Cyclus mit spaßhafter Würze und ganz persönlicher Wendung an Schwester Auguste. Tüchtig und herzlich zeigen den Grafen so manche Familienverse, bis zum „Hänschen im Keller“. Neben hübschen Distichen stehen mühsame Sonette. Die eigne Silberhochzeit feierte er mit einer Anleihe bei Ausonius. Er übersetzte, der römischen

Poesie (Horaz) nur flüchtig zugewandt, leidlich correct, aber steif und metrisch ungelenk Anakreon, Theokrit, Bion, Moschos, Musaios, Homerische Hymnen, die Batrachomyomachie, und ließ diesen kleineren Arbeiten 1787 seinen deutschen „Sofokles“ folgen. Mit Friedrich Leopold dilettirte er selbst im Drama („Schauspiele mit Chören“, 1787). „Otanes“ nach Herodot stellt die Frage: Königthum oder Republik? und führt die Losung οὔτε ἄρχειν οὔτε ἄρχεσθαι (vgl. auch die auf England deutende Anm. W. 4, 311) trotz allem Mord unter milchblütigen Männern ohne Wucht und dramatischen Abschluß aus. Der „Belsazer“, ein biblisches Trauerspiel, wie Katharina 1788 einen klopstockisirenden Moses brachte, stellt in dürrer Sprache Belsazer, Cyrus, Daniel nach einander hin, verläuft ins Epische, mischt in den Chören Antikes und Psalmen, flicht viele alttestamentliche Worte ein und gibt lyrische Wechselgesänge gegen den Tyrannen und Lüstling. Das spöttische Xenion „König Belsazer schmaust“ ... ist ganz richtig, denn des Königs erstes Wort gilt den „Genossen meines Mahls“, beim zweiten Auftreten heißt es „nichts soll stören unser Freudenmahl“, beim dritten: „Das Gastmahl, der Tanz und der Gesang dauern fort“, die Kebsweiber, die anfangs seltsam Klopstockisch singen, stimmen ein Trinklied an. Uebrigens hat Chr. ein Bündel eigener Xenien vernichtet (W. 2, 340). Friedrich Leopold bewunderte den Otanes mehr als irgend ein Stück der Welt: das könne ihm die klarste aristarchische Welle nicht benetzen.

Christian's Leben verlief nach der Schweizer Reise sehr einfach. 1776 zum dänischen Kammerjunker (1800 zum Kammerherrn) ernannt, heirathete er im Sommer 1777 die Oberjägermeisterin Friederike Luise v. Gramm, geborne Gräfin Reventlow aus der dänischen Linie (geboren am 21. August 1746, vermählt 1761, verwittwet 1768, † am 29. November 1824) und blieb von 1777 bis 1800 Amtmann in Tremsbüttel, in regem Verkehr mit adeligen Freunden und Verwandten, wie den Emkendorfer Reventlows, aber auch mit Boie (Weinhold S. 92 f.), oft vom Bruder besucht, den sie 1784 nach Weimar und Karlsbad begleiteten. Seine glückliche Ehe, die einen Herzenswunsch der Gräfin Bernstorff erfüllte, blieb kinderlos. Gräfin Luise war eine ungemein gebildete, kluge, kritische Frau, die dem Gatten auch bei seinen litterarischen Arbeiten half, wie er für den „Otanes“ bemerkt, und, selbst des Lateinischen mächtig, Voß zur Uebersetzung der Georgica antrieb. Scharfer Verstand, aber zugleich gewinnende Liebenswürdigkeit sprechen aus ihren Briefen. In der französischen Revolution war das Paar lange geneigt, sogar der Zerstörung der alten Stammbäume zuzujubeln (Herbst 2, 295), und Friedrich Leopold schrieb an Jacobi (17. Februar 1793): „Mein Bruder ist viel zu spät, doch ist er von seiner Verblendung zurückgekommen.“ Der Uebertritt Friedrich Leopold's wurde von ihnen schwer empfunden, wie auch Luisens Correspondenz mit Herder und Jacobi, und Christian's peinliche Verhandlungen mit Voß bezeugen (z. B. Zöppritz 2, 243), während bei den Emkendorfer Reventlows der Katholicismus gehegt wurde. Indeß siegte über alles die warme Brudertreue. Seit 1805 ist auch bei der dogmenlosen Gräfin Luise eine Wendung zum positiven Glauben zu verzeichnen, nicht aber zur römischen Kirche, der die Schwägerin Katharina 1803 nur zu kurzer Einkehr beitrat. 1800 siedelte Chr. auf das neuangekaufte Gut Windebye bei Eckernförde über, wo er — seit 1806 auch Rath am Schleswig'schen Landgericht — bis zum 18. Januar 1821 lebte, ein fester Patriot, ein guter Preußenfreund (vgl. Menge 2, 352. 355) in den Kriegsjahren, die seine Lyrik gegen das Drachennest Babel und Elbas Augustulus, zu überladenen Siegesliedern und bardischer Mahnung: „An die deutsche Rathsversammlung in Wien“ aufriefen. 1805 schrieb er anonym ein Heft zu Gunsten des wegen reactionärer kirchlicher Maßregeln befehdeten Reventlow, Curators der Kieler Universität (siehe A. D. B. XXVIII, 336). Sein Letztes ist der in tiefer Empörung gegen Voß

(vgl. Herbst II 2, 186), aber unwirksam gegebene Schluß der „Abfertigung“ von dem verstorbenen Bruder. (Nachträglich sei citirt Bobé, Gräfin L. Stolberg. Eine Studie nach ungedr. Briefen, Die Nation 1893, Nr. 33.) Erich Schmidt.

Stolberg-Stolberg: Friedrich Leopold, Graf zu St.-St., Dichter, stammte aus der alten reichsgräflichen Linie Stolberg-Stolberg. Sein Vater, Christian Günther, geboren zu Stolberg 1714, war Gutsbesitzer im holsteinischen Bramstedt (wo später F. L. W. Meyer hauste), ein stiller, ernster, gläubiger und humaner Edelmann, der in seinem engeren Bezirk und im ganzen seeländischen Amte Hirschholm (vgl. Werke II, 104; Janssen I, 390) die Leibeigenschaft brechen half. Seit 1756 Hofmarschall der Königin-Wittwe Sophie Magdalene, verbrachte er mit den Seinen die Winter in Kopenhagen, die Sommer auf dem Lande. Er hatte 1745 die fränkische Gräfin Friederike Christiane v. Castell-Remlingen geheirathet und die beiden „sehr reizbaren“ Menschen, er in sich gekehrt, sie überaus lebhaft und aufgeschlossen, lebten in gesegneter glücklichster Ehe. Die Gräfin, vom Pietismus angeweht, war eine getroste Beterin, sie glaubte an Ahnungen und Visionen, däumelte im Schatzkästlein und vererbte eine Fülle von Empfindung und Phantasie auf ihre Kinder, die ihr auch die schöne Gabe, so leicht Freunde herauszufinden, danken. Von elf Kindern war F. L. das dritte: er ist am 7. November 1750 in Bramstedt geboren. Vor ihm stehen Henriette („Puletchen“, seit 1763 Gräfin Bernstorff) und Christian. 1751 folgte Katharina, die unvermählt blieb und im Alter einen absonderlichen Lebensbund mit Schönborn pflegte (s. A. D. B. XXXII, 280); 1753 Auguste, Goethe's nie gesehene Jugendcorrespondentin, seit 1783 Bernstorff's zweite Gemahlin. Sie wuchsen zwanglos auf „in Gegenden, welche einen Charakter von Größe und Freiheit durch Meer, Wald, Seen, hügligen Boden haben und so schön sind, wie man sie in nordischen Gegenden selten findet“. Da war das herrliche Königsschloß, dann das „Haus am Meer“ mit dem freien großen Garten, dem „Hain Mamre“. Sie genossen eine „schöne frohe Jugend“, allen Segen des Landlebens, und mit der ritterlichen Geistes- und Körperbildung des Adels verband sich herzliche Hausfrömmigkeit. Das Gesinde erzählte Märchen vom Däumling, Robinson wurde gelesen, Lichtwer's Fabeln, Gleim's Kriegslieder in Verbindung mit soldatisch-preußischen Spielen (W. IX, 465). Geßner's Idyllen nicht ohne Nachwirkung auf eigene Jugendprosa. Die Mutter versenkte sich mit „Lebbäus“ Christian und „Purrhahn“ F. L. in die Bibel, in den verdeutschten Milton, in Fénelon's Mentorweisheit, — aber einen französischen Cicero beseitigte Klopstock. Vor diesem Abgott verschwand auch J. A. Cramer, und vornehmlich als Genosse Klopstock's wurde später Ebert besucht, geliebt und im Austausch von Episteln besungen. Für den „ewigen Jüngling, den heiligen Sänger, den Göttlichen“, den Messiasdichter wie den reisigen Reiter hegte F. L. eine grenzenlose Bewunderung bis ans Grab, die sich selten einen schüchternen Zweifel über Schweres und Dunkles erlaubte; während Lessing als Sohn der Aufklärung nur flüchtig wirkte und von Katharina nach dem Nathan ein „böser“ Mensch gescholten ward. Dieser norddeutsch-protestantische Adel hatte zwar empfindliche Grenzen in seiner Bildung, aber kein anderer kam ihr von fern gleich. Es war ein reiches schwungvolles Leben. Früh erkennt F. L., ein feuriger Knabe, in der Poesie die erhabenste Leidenschaft, im Dichter ein heiliges Wesen: „Ich habe von Kindheit an die Poesie mit Leidenschaft geliebt, denn lebhaft empfinden schien mir immer der süßeste Genuß, dessen ein Mensch sich erfreuen kann“. Früh auch schied er stolz Verehrung und Nachahmung eines Großen; ein Sohn der Natur, mochte er nicht copirend auf Klopstock's Spur gehen. Als er des eigenen Könnens sicher war, schalt er den Recensenten einen „Esel“, der ihn „Klopstock's Zögling“ genannt hatte. Natur und Freiheit waren die Losungsworte dieser ländlichen Jugend, nicht Arbeit und Zucht; ein Segen, aber auch eine Gefahr. — Eines der ersten erhaltenen Ge-

dichte gilt dem Tode des Vaters: fromme Reimverse, worin der „Taumelbecher buhlender Lust“ und die „linde Mondnacht“ doch schon den späteren Göttinger verkünden. Der Vater war am 22. Juni 1765 in Aachen einem Schlaganfall erlegen. Stille Jahre in Rungsted folgten. Dann geleitete der brave Hauslehrer Clauswitz die beiden Grafen auf die Universität.

Von den Studien in Halle 1770—1772 ist wenig bekannt. F. L. hatte keinen Beruf zur Wissenschaft. Der hitzige Dilettant und Klopstockschüler verachtet die „fühllosen Gelehrten“, denn „ohne den warmen Antheil des Herzens sind die Wissenschaften fast nichts“, aber er liest Milton und Goldsmith begeistert, während er Wieland „Buße“ wünscht. Seine Lyrik regt sich, greift auch zu antiken Maaßen und feiert schon 1770 die „Freiheit“ (umgearbeitet im Alm. 1775, S. 221). Sie umfängt die Lieben daheim (z. B. ungedruckt „An eine meiner Schwestern, welche Lavaters Kriegslieder las“).

In Göttingen Mitte October 1772 eingetroffen, wurden die Brüder am 20. immatriculirt und verblieben bis zum 12. September 1773. Sie fanden rasch adelige Genossen wie Haugwitz und die Reventlows, wurden in den ersten Professorenhäusern gern gesehen und verkehrten mit Engländern. Die Brücke zu den jungen Dichtern half C. F. Cramer schlagen. Ende November lernten sie Bürger kennen, den „ganzen Biedermann“, den sie öfters aufsuchten und namentlich Christian in forcirten Briefen voller „Krähkräh“ als großen Condor begrüßte. Am 5. December führte Boie sie im Bund ein. Die Weihe Klopstock's ruhte verheißungsvoll auf ihnen, und wenn besonders des Jüngeren Schönheit, Liebenswürdigkeit, lyrische Begabung ohne weiteres herzgewinnend wirkte, so imponirte den Pastoren-, Beamten-, Bauernsöhnen trotz allem Rousseauthum auch die Kameradschaft mit Reichsgrafen, obgleich diese neuen Hainbrüder nie unter die heilige Eiche traten, im Duzcomment zurückhaltend blieben und ihre Zimmer für keine Bundestage öffneten. Schon am 12. December wurde Fritzens Ode „Mein Vaterland“ vorgelesen, rasch folgte die Mittheilung von Neuem und Altem (auch eine Prosaidylle „Meine Ruhe“), 1773 brachte F. L. 17 Gedichte dar, die, obgleich „An die Fürsten“ verworfen wurde, solchen Erfolg ernteten, daß Boie prophezeite: „Nächst Klopstock wird er unser größter lyrischer Dichter.“ In seinem Kreise kann ihm kein, damals so überschätzter, Miller den Preis bestreiten; ihm und Hölty stand F. L. im Grunde doch näher als den Polterern Hahn und Voß. Natur, Freundschaft, Tugend, Vaterland waren auch seine sanften oder stürmischen Accorde, der Freiheit auch er zugeschworen mit dem Kriegsruf In tyrannos; aber was bei den Andern demokratische Wurzeln hatte, entsprang hier aristokratischem Vollgefühl und dem edlen Stolz auf die „Väter“ des altberühmten Geschlechts. Welch ein Triumph, daß Klopstock ihren Namen in seiner „Weissagung“ (Alm. 1774, S. 231) verewigte. F. L. trat mit Voß in lyrischen Austausch und besang Miller. Er bewunderte den grimmen dumpfen Hahn, den er einmal mit hundert Thalern unterstützte, wie er sich später für Bürger bemühte, erfolgreich für Voß, und pietätvoll als Herausgeber Hölty's mit vor die Welt trat. Er nahm von den Sangesbrüdern manche innern und äußern Motive an, ohne sich zu verlieren und bloße Moden mitzumachen. Seine reiche Lectüre wurde ganz intensiv betrieben: Milton und Klopstock von neuem, täglich das „Buch der Bücher“, die „sanfte Melancholie“ Ossian's, Percy's Reliques, der „bezaubernde“ Shakespeare, die Griechen, voran die „moralischen Colosse“ Plutarch's — freilich nur im verhaßten Französisch — und Homer. Er konnte kein B sehen, ohne an Brutus, kein H, ohne an Homer zu denken. Seine entzückenden Briefe nach Hause sind voll davon. Und bis dahin selbst des Alphabets so unkundig, daß F. L. den geliebten Namen in Majuskeln ΟΜΡΟΣ gelesen zu haben scheint (vgl. auch Cramer's „Parodie“, Strodtmann I, 83), warfen sich die Grafen im Januar eifrig aufs Griechische.

Die juristischen und historischen Vorlesungen, Pütter's Colleg und die „Pandektenwüsten" einer unfreien, undeutschen Themis wurden nun völlig gemieden. Starke dichterische Eindrücke bewegten die letzten Göttinger Tage: am 11. September ist der gemeinsame Lenorenbrief an Bürger geschrieben, am 12. verklärten elegische Freundesklänge den berühmten thränenreichen Abschiedsabend, den uns Vossens Briefe vergegenwärtigen. Die Grafen zogen in ihr „sklavisches Land".

In Hamburg empfing sie Klopstock. Claudius, Gerstenberg, Schönborn traten ihnen näher. Durch Toby Mumssen ließ sich auch F. L. in die Loge ziehen, doch blieb ihm das Freimaurerthum ein „eitler Name" und nur conventionsmäßig steuerte er einige Verse bei.

Die Mutter war zu Bernstorffs nach Kopenhagen gezogen, starb aber schon am 22. December 1773 (Cramer's Elegie, Alm. 1775, S. 69). Alle Geschwister hielten in treuer Herzlichkeit zusammen, die über ihre poesievollen Briefe eine so anheimelnde Wärme spreitet. F. L. hat eine seltene Gabe unmittelbarer Mittheilung bis an sein Ende behalten, schwärmerisch, häuslich, launig. Von jungen Liebesleiden ist nichts Näheres bekannt. Eine erste Neigung blieb stumm, in peinlichen Erinnerungen zu wühlen hatte er keine Lust (W. X, 363), 1775 jedoch sagt er: „Meine erste Liebe war stark, aber nur ein Schatten von dieser". Mumssen wol hatte ihn im Hause Hanbury zu Hamburg eingeführt. Er warb um Sophie, die „Selinde" seiner Gedichte, nicht abgekühlt durch verständige Mahnungen Henriettens. Diese Leidenschaft begleitete ihn auf die berühmte Schweizer Reise. Im April 1775 ging's über Hamburg und Göttingen nach Frankfurt, wo die Brüder etwa am 9. Mai den Gefährten Haugwitz trafen und mit Goethe, dem „Genie voll Geist und Flamme", sogleich Herzensfreunde wurden. Der Almanach hatte eine Verbindung zwischen Nord und Süd angebahnt, der „Werther" F. L. und Augusten entzückt. Beim „Tyrannenblut" aus „Frau Ajas" Keller wurde der Bund besiegelt, am 11. in Mainz auch Klinger freudig begrüßt, wie dann in Straßburg Lenz; von Darmstadt aus, wo der Badesport ihnen Ungelegenheiten schuf, gab der „brave" Merck das Geleit, den „Dichtung und Wahrheit" vielleicht zu scharf als Gegner der improvisirten Theilnahme Goethe's an dem Geniezug bezeichnet. Uebrigens war es noch im Elsaß unsicher, ob Goethe nicht bloß bis Basel mitgehn, dann aber allein nach Italien oder zurück nach Frankfurt, zu Lili fahren sollte. Am Karlsruher Hofe, wo Luise weilte und Carl August eben eintraf, wurden die „Reichsgrafen" sehr „fetirt". Sie blieben mehr als eine Woche in Straßburg, bekümmert über das fremde Regiment („Das Herz im Leibe thut mir weh," sagt F. L. mit einer seiner Lyrik gemäßen Wendung, „beim Anblick des bezwungenen, nun französischen Ufers"), F. L. (25. Mai) erschüttert durch eine Absage Mumssen's: Sophie fühle für ihn nur Freundschaft. Sie hat sich 1777 verheirathet. Ihn tröstete nun die wechselreiche Fahrt, der Genuß der Natur, die Poesie, der Segen bedeutender Menschen. Goethe war über Emmendingen nach Zürich vorausgereist; Cornelien sahen sie nicht, knüpften aber mit Schlosser eine nachhaltige Verbindung. „Sei versichert, daß die Schweiz auf mich wirken wird. So lange ich lebe, werde ich die Natur fühlen", hatte F. L. angekündigt. Am 7. Juni stand er am Rheinfall, am 10. trafen sie in Zürich ein, fanden Goethe und wurden hingerissen von Lavater, ihrem „Malegys", gegen den die Pfenninger, Heß, der flüchtig begrüßte Geßner in Schatten traten, während Bodmer halb geschmeichelt, halb mißtrauisch später eine Ode empfing (W. I, 120; Goethe-Jahrbuch V, 196). Von Lavater heißt es: „Es ist Schande der Menschheit, daß der Mann Feinde hat." Im Juli wurden ihm Verse geweiht, einen verzückten Brief an Claudius zu seinem Preise brachte das Deutsche Museum 1776 I, 41. Lavater schilderte enthusiastisch in der „Physiognomik" (wiederholt in „Dichtung und Wahrheit") die „unbeschreiblichen Menschen", deren größte

Herzenseinfalt, deren gänzliches Nichtgefühl des äußeren Adels unerschöpflich sei. Sie führten im Sihlwald bei einem Landmann ein patriarchalisches Dasein am Busen der Natur und versenkt in die Bibel, in Ossian, in den „alten, kindlichen, süßschwatzenden Homer“. Goethe brachte „viele Manuscripte, die alle würdige Brüder des Götz v. B. sind“, scheint aber den Faust erst in Weimar (Janssen I, 63) mitgetheilt zu haben. Am 15. Juni fuhren sie mit ihm und Passavant in voller Jugendlust über den See und blieben nach seiner Gotthardtour noch einige Tage vereint, um am 3. Juli die Reise in die „unumschränkt freien“ katholischen Kantone anzutreten. Diesen Schwärmern war Helvetia die ideale Heimath heldenhafter Freiheit und reiner Sitte. Ihre Tagsatzungen wie ihre Spiele, ihre Greise wie ihre Jugend, ihre Hütten und Berge und Seen fanden überschwängliche Bewunderung, am ergiebigsten in zwei großen Berichten an Gerstenberg gebucht. Wie der Rheinfall an den Seelenschwung der Lyrik gemahnt hatte, so rauschten die Felsenströme Dithyramben, Burgruinen vom Wind umsaust weckten ossianische Klänge, auf Schlachtfeldern gedachte man der Ilias, am Tische der Sennen der Odyssee. Die eine Tour führte nach Zug, Luzern, Altdorf, Gotthard, Unterwalden. Die große zweite ins Appenzell, Glarus, Graubünden, von Marschlins aus mit Salis an den Comer See, dann nach Lugano, Locarno, den Borromeischen Inseln (die sie kalt lassen), ins „Despotenland“ Savoyen, nach Genf. Ja sie treten mit hessischen Herrschaften vor Voltaire und vergessen beinahe über die Liebenswürdigkeit des Greises ihren Göttingischen Haß gegen den „alten Sünder“ und seine „verfluchte Profanation“. Idyllische Rast und Gletscherbesteigungen — „das Felsenklimmen ist uns Harzern doch angeboren“ — wechselten. Tiefen Eindruck machte das Rüsthaus in Bern. Ueber Basel und Bern ging's nach Freiburg, Lausanne, Vevay, wo die Weinlese genossen wurde, und am 2. November waren die Grafen wieder in Zürich. Der Musikus Kayser und J. M. Miller, der dann im „Burgheim“ diese Tage beschrieb und F. L. „jämmerlich vorritt“, kamen herbei und der Siegwartdichter machte auf der Rückreise den Freunden mit Schubart, dem rasch erglühenden, die Honneurs seiner Vaterstadt Ulm. Sie besuchten Franken, das mütterliche Land, und gingen nach all der Schweizer Freiheit als vornehme Reisende an die kleinen Höfe, ließen sich aber in Gotha lieber von Ekhof Scenen aus der „Emilia Galotti“ vortragen. Von Erfurt (Dalberg) kamen sie am 26. November nach Weimar, das nun unter dem Sterne Goethe's stand. Sie wurden auch mit Wieland sofort versöhnt. Harmlos lustige Hoffeste und Ritterspiele fanden statt. Karl August gewann ihr Herz. Erst im folgenden Jahr, als Klopstock dem Geträtsch sein Ohr und seine Feder lieh, schlug das Urtheil seiner gehorsamen Jünger um (vgl. auch Redlich, Im neuen Reich 1874 II, 337), F. L. sprach ein bisher leises Grauen vor Goethe's vermeintem starrköpfigen Titanismus wider Gott empört aus (Janssen I, 70) und lehnte die angetragene Stelle als weimarischer Kammerherr ab. 1775 zogen die Grafen über Dessau (begeistert für Basedow, mehr noch durch eine „überherrliche Schweinsjagd“) in die leidige Soldatenstadt Potsdam und das „Sodom und Gomorrha“ Berlin, die Residenz des trockenen Rationalismus, des „zum Ausspeien fatalen“ Nicolai. Ein Aufenthalt in Hamburg und Besuche bei schleswig-holsteinischen Freunden schlossen im Januar 1776 die Geniereise ab.

Im August wurde F. L., dem beschränkte Finanzen ein ganz ungebundenes Leben versagten, dänischer Kammerjunker, 1777 fürstbischöflich-oldenburgisch-lübischer Oberschenk und Gesandter in Kopenhagen. Für die „Kloaken der Stadt“ mußte ihn häufige Flucht zur Natur, für die „klirrende Fessel“ und die Langeweile der rege Verkehr mit den Verwandten, mit adeligen und dichterischen

Freunden entschädigen (Klopstock, Claudius, Schönborn, Gerstenberg, Sturz). Er blieb bis 1780 in dieser Stellung. Dann kamen äußere und innere Krisen. 1780—82 wirkte der Tod Emiliens v. Schimmelmann, das tödtliche Duell des jüngsten Bruders Magnus, das Abscheiden Henriettens tief auf seine Seele. Er sah something rotten in the state of Denmark. 1780 stürzte das Ministerium A. P. Bernstorff. Stolberg forderte seinen Abschied und erhielt von dem ausgezeichneten Holmer einen langen Urlaub, der in Kopenhagen, Tremsbüttel, Borstel, Eutin u. s. w. verbracht wurde. Erst im November 1781 erfolgte die formelle Entlassung als Gesandter. Er blieb Oberschenk und Vicehofmarschall in Eutin. Ein neues Leben war ihm inzwischen aufgegangen durch die Verlobung mit der alle Welt durch ihre körperliche und geistige Anmuth entzückenden Agnes v. Witzleben, die sein Mädchenideal erfüllte (über die schleierhafte Neigung zu einer „Lyda“ 1779—81 vgl. Keiper, S. 50) und ihm keine äußern Glücksgüter, aber einen reichen Schatz natürlichster Lieb' und Güte, Frische und Frömmigkeit, sonniger Kindlichkeit und schmiegsamer Poesiefreude zubrachte, durch keinen „Schneiderscherz“ an Leib und Seele verdorben und als junge Hofdame in nichts verkünstelt. Sie ist am 9. October 1761 geboren (über die Familie vgl. auch die als Mscr. gedruckten Mittheilungen von Lotte Hegewisch: „Caroline Hegewisch“, Kiel 1892). Unter vielen verwaisten Geschwistern war das blonde, blauäugige Mädchen auf dem oldenburgischen Landgute Hude aufgewachsen. In Briefen und Gedichten preist St. seiner Agnes Kindersinn und Taubeneinfalt, und auch ihre sichere Klugheit darf er rühmen. Vor ihrer „anmuthigsten Gegenwart“ und ihrem „frei-heitern persönlich-harmonischen Uebergewicht“ — wie Goethe auf Grund der einzigen Begegnung im Mai 1784 später sagt — schwiegen alle Mißklänge. Einstimmig wird ihr Lob von Alt und Jung, Männern und Frauen gesungen. Die Verlobung fand Anfang November 1781, die Hochzeit am 11. Juni 1782 auf dem Eutiner Schlosse statt. Aus Otterndorf schickte Voß einen Hymenäus. Seine Bewunderung für die Gräfin blieb sich immer gleich, „sie war ein Engel“ betheuerte noch der Greis, in den Anblick ihres Bildes versunken. Sie vermochte alles über ihn, schlichtete als lieblicher „Engel-Grazioso“ (Goethe) jeden Streit der Männer und bewirkte, daß kein „fürchterliches Schreiben“ eine friedenbringende Aussprache hinzögerte, mochten die Griechen oder Religion und Politik die ungleichen Freunde entzweit haben. An der Spitze seines Aufsatzes „Ueber die Fülle des Herzens“ hatte St. vorweg die ersten Vatergefühle geschildert — am 31. Juli 1783 jubelte er: „Victoria, der Bub' ist da!“ Agnes sang mit süßer Stimme Wiegenlieder für den kleinen Christian Ernst und stimmte selbst dichtend ein in die Hauspoesie des Gatten, von der ihre bescheidene Lyrik (Weinhold, Schnorr's Archiv VII, 204) ein Echo ist. 1784 reiste das Paar über Weimar (Hellinghaus S. 106), wo St. den Frieden des Goethe'schen Gartenhauses schön empfand, nach Karlsbad. Während eines längeren Ferienaufenthaltes in Kopenhagen ward am 4. Mai 1785 eine Tochter Maria (Mariagnes) geboren. Im Herbst 1785 mußte St. den Tod des Herzogs in Petersburg melden und wurde dort sehr ausgezeichnet, aber die Bekanntschaft mit Hamann, auch mit Hippel unterwegs war ihm werthvoller als das „übertünchte Hofgepränge“. Liebreiche Sehnsucht athmet aus seinen Briefen nach Neuenburg, das der feste Wohnsitz der Familie geworden war und wo nun St. — schon im Sommer 1783 ernannt — vier Jahre lang das „Gerichtsjoch“ trug. Sein Eheglück, die fortströmende Poesie, neuerdings auch die enthusiastische Beschäftigung mit Platon spülten den Actenstaub rasch hinweg. Am 6. November 1786 gebar Agnes einen Sohn (Andreas), am 20. Februar 1788 eine Tochter (Henriette), aber sie erholte sich sehr langsam und erlag, scheinbar wieder „wie eine Rose blühend“, am 15. November einer plötzlichen

Krankheit. Zahlreiche Briefe schildern den Schmerz Stolberg's und der Seinen. Er konnte, damals auch eines hülfreichen Collegen in der „schweren Civiljurisprudenz" beraubt, ohne die Wonne seines Lebens nicht freundlos und freudenarm in Neuenburg fortleben und erbat seine Entlassung (an den Herzog, 2. März, Hennes S. 388). Bernstorff hatte ihn schon vor einigen Wochen bestimmen wollen, als dänischer Gesandter nach Berlin zu gehen.

Der Tod seiner Agnes schneidet tiefer in Stolberg's Leben ein als der durch so manches Jahr vorbereitete Uebertritt zur katholischen Kirche, der ihn zwar aus Norddeutschland entrückte und auf seine persönlichen Beziehungen mächtig einwirkte, aber sammt allen Folgen längst vorauszusehen ist. Jener plötzliche Schlag dagegen theilt Stolberg's Mannesjahre in zwei scharf geschiedene Perioden, deren erste menschlich und dichterisch einen Abschluß bildet, höchstes Liebesglück und letzte umfassende Poesie darbietend, deren zweite von der neuen Ehe und der Verbindung mit dem katholischen Adel an auf die Conversion unaufhaltsam hinsteuert.

Nur in rascher Skizze soll hier der Dichter gewürdigt werden. Die Werke der Brüder, Eignes und Angeeignetes, Poesie und Prosa, füllen ohne die Hauptarbeit der letzten Epoche zwanzig Bände. Lebendig geblieben sind nur manche Lyrica der Jugend, aber auch viele andre der Nation nie vertraut gewordene Blätter wecken über ein historisches Interesse hinaus unsere warme persönliche Antheilnahme gleich den Briefen. St. hat als Schriftsteller stets seine Individualität abgedrückt. Einem in Empfindung und Phantasie webenden, im besten und im üblen Sinne dilettantischen Naturell, das für mühsame Arbeit verloren war, die Kunstform des Dramas nicht von fern bewältigte und überhaupt keinem größern Kaliber genügte, entspringt Stolberg's Poetik des freien Genius. „Der Geist des Herrn den Dichter zeugt, Die Erde mütterlich ihn säugt, Auf deiner Wogen blauem Schoß Wiegt seine Phantasie sich groß" ruft er dem Meer zu (vgl. auch X, 342), und am Gängelbande der süßen heiligen Natur will er sich kindlich leiten lassen. Der Dichter ist Liebhaber und Liebling der Natur. Es dichtet in uns: est deus in nobis. Das κυεῖν, wie er es dann in seinem Platon geschildert fand, ist alles, das stimmungsvolle wogende Empfangen die Hauptsache, nicht das Gebären, Darstellen und Fortbilden; Sätze, die Gervinus überscharf gegen St. gewandt hat. Des Gottes voll, ein echter Enthusiast verachtet er als Frommer den Rationalismus, als Poet „mit empfangender, schwangerer, gebärender Seele" (III, 104) Regel und Feile (vgl. II, 54). Nicht diese schleife, sondern der Strom der Begeisterung runde die Kiesel der Sprache. Er verachtet prosodische „Theoreteleyen" und den „Pedanten" Ramler, mag nicht mit Voß corrigiren und collaboriren, nicht „putzen, schneidern, leimen" (XVII, 168). Immer wieder verkündet er das Genieevangelium vom „ersten Wurf", besonders in Briefen an den langsam hämmernden Freund. Lange Mühe schaffe nur mittelmäßige Redner oder gar Dichter (XVII, 167); „Edle Schriften entwickeln sich von innen aus, aus dem lebendigen Genie in der Seele des Verfassers," und das Herz berge immer mehr als die unausgiebige Schrift. Nur die heißen ihm Dichter, deren Werke weniger die Frucht des Nachsinnens als der Begeisterung sind (XVII, 318), im Unterschied von den reflectirenden „Tichtern". „Die Begeisterung mißleitet nie" (IX, 363), denn sie ist Geschenk von oben. Das höchste Beiwort für einen Dichter, Seher, vates ist „göttlich". Dichterische Stimmung ist Rausch. Man muß sich trunken hingeben und „gängeln" — sein Lieblingswort — lassen. Der Dichter weiß selbst nicht, was die Kraft der Inspiration in ihm sei und schaffe. Verhaßt ist ihm das Geschwätz von „Mustern" und „Lesung der Dichter" (III, 245). Mit Gerstenberg und Herder ist ihm Lyrik Sang (Janssen I, 82), mit Hamann

„Prose in jedem Volke die jüngere Schwester der Poesie“ (X, 245) und die Prosa — anders als Klopstock es meinte und übte — den freiesten Inversionen, z. B. eines Ossian, offen. Er erkennt auch nur die Philosophie an, wo die Flügel der Poesie nahe rauschen und will mit Platon's Jon und Phädrus schwärmen, nicht mit Kant kritisiren, will ahnend fühlen, nicht scharf schauen. Noch als Greis predigt er von den Urdichtungen, Hiob und den Psalmen, und sucht den Ursprung der Poesie da, wo seine Jugend sie gefunden: in der Sehnsucht, ist doch *Μοῦσα* die Verlangende; „ein Schrei der Sehnsucht, dem die Leidenschaft Rhythmus gab, war die erste Poesie“ (XX, 342). Er verwirft als Jünger der vagen und gesetzlosen Begeisterung „regelfeste Verse“ (XVII, 305) und feiert über alles die freieste Form dieser Begeisterung: „Keine Versart scheinet mir der höchsten Begeisterung würdiger, als die dithyrambische“ (XVII, 143). Die schönsten Empfindungen sind ihm der schwellende Enthusiasmus und die „Ruhe nach dem Genuß“, die er in einem besonderen Aufsatz (XX, 382) wie in einem Brief an Katharina (Janssen I, 154) überschwänglich malt. Seine zügellose Genielehre, deren Verbindungsfäden mit Young und Wood, Hamann und Herder, Gerstenberg und Goethe, St. selbst wol unbewußt, leicht zu finden sind, hat sich nie geändert, zum Zeichen der unreifen Jugendlichkeit dieses Propheten, ihren reinsten Ausdruck aber gefunden: in dem Museumsaufsatz von 1777 „Ueber die Fülle des Herzens“ (W. X, 355), einer Predigt gleichsam über das vielberufene Wort des Götzischen Franz, die auch an Shaftesbury's Naturhymnen anklingt und Stolberg's eigene Gesänge an die Natur, die Schweiz, das große, hehre, unermeßliche Meer andächtig umschreibt. Ferner in dem Aufsatz „Vom Dichten und Darstellen“ 1780 (X, 375), einem Commentar zu den Verszeilen über den Idealzustand des Dichters, der bezeichnend genug, kein Beschwörer Faust, sondern ein beglückter Endymion sein möchte: „Wenn schon die Seelen werdender Lieder mir Das Haupt umschweben, eh das nachahmende Gewand der Sprache sie umfasset.“ Dann in der Rhapsodie „Ueber die Begeisterung“ 1782 (X, 397), ein paar Blättern zu ihrer Verherrlichung und zum Preise Homer's, Shakespeare's, Klopstock's, mit einem Ausfall gegen forcirte Kraftgenialität und einem ganz jugendlichen Schlußtrumpf gegen akademische Schriften in Folio. St. schwört auf die Ueberzeugung, die unser weimarischer Classiker so fein in dem Pentameter ausdrückte: „Spricht die Seele, so spricht ach schon die Seele nicht mehr.“ Das Original liegt ihm im Herzen, das Papier gibt nur eine schwache Uebersetzung. Er selbst würde nach seinem Leben, seinen Worten, seinen Briefen als ein „Begeisterter“ fortleben auch ohne gedruckte Gedichte. Ein Programm der Lyrik gibt die Ode W. II, 103.

Uebersieht man die 1779 von Boie — zur Eifersucht des schon die Feile wetzenden und neue Almanachsredactordienste anbietenden Voß — herausgegebene Sammlung der Gedichte, so verklingen die antikisirenden Oden am meisten im hallenden Chor Klopstock's und der Göttinger, weicher als Vossens Gebilde trotz manchem teutonischem Trutz- und Hohnwort, formloser als die kunstvollen Perioden des Meisters, nur durch einen glücklichen Instinct geregelt. „Gesetzlos, Pindar's Gesängen gleich“ hatte Klopstock Dithyramben beschert. Die Jüngeren überboten das: Schönborn, allen voran Goethe, von den Göttingern St., der seiner ganzen Anschauung nach die einfachste Strophe und die ungebundensten Systeme bevorzugen mußte. Nicht ohne Einwirkung Goethe's gipfelt seine Dithyrambik in der Schweiz: an „Mahomet's Gesang“ erinnert der „Felsenstrom“, der in hohen Wogen der Begeisterung geht, aber an Bildern und Gedanken zurückbleibt; eigentlich 1774 als Glied eines Cyclus gedacht (Hellinghaus S. 17), Klopstock's und Vossens Kriegswort „Tyrannenblut“ aufnehmend (Hellinghaus S. 29) wird der „Freiheitsgesang aus dem 20. Jahrhundert“ in

Zürich vollendet (Janssen I, 46), das theils erhabene, theils fast unwillkürlich-komische, von Klopstock's „Hermann" inspirirte Gemälde einer zukünftigen Männerschlacht, mit ungeheuren Worthäufungen und Blutströmen, aber versöhnlichem Ende. Als Hs. gedruckt machte diese gräßliche Prophezeiung großen Effect bei den Freunden. Auch Boie und Bürger waren begeistert; einen „Göttergesang" nannte es Klinger; „päanisch lallen" sagt später St. selbst von diesem Taumel des „Lieblings meiner Kinder", der harmlos genug auch am Weimarer Hofe vorgelegt, dort in Knittelversen Amaliens Oheim, Friedrich dem Großen, auf Karl August's parodistischen Vorschlag gewidmet wurde (Janssen I, 64) und ausgesprochener Maßen nicht die Fürsten der Gegenwart treffen sollte. Unendlich reiner als dieses noch dazu als Rückblick eingekleidete Kriegsorakel für die Enkeljahre wirkt Stolberg's Versenkung in die Vorzeit, die Zeit der „Väter", die ihm nach Goethe's Wort heilig war wie eine zweite Natur. Er betont, daß sein Geschlecht (vgl. „Mansfeld's Trümmer" W. II, 260) schon vor Karl dem Großen ruhmvoll lebte. „Unser Familiendämon raunt mir manche Namen ins Ohr, deren das Alterthum sich nicht schämen sollte" (4. März 1773). Stets erscheint ihm „etwas Poetisches, die Empfindung Ansprechendes im Adel", dem „sichtbaren Repräsentanten edelmüthiger Gesinnung" (1819), der, wie St. halb liberal, halb feudal begründet, keinen Handel treiben dürfe (1791). Vgl. besonders Janssen II, 354, 358 über Wesen und Pflichten des modernen Adels. Er feiert das „werthe Cheruskerland" des Harzers Hermann. Stolze Liebe erfüllt „Mein Vaterland, an Klopstock". Aber wenn seine Oden eine Menge von Motiven, Wendungen und rhetorischen Figuren des Meisters fortführten, so mied St. die bardische Mummenschanz und den spielerigen Minnesang, obgleich auch er das deutsche „Frauenlob" Walther's anschlug, und wußte nicht bloß gegen Lutetia zu donnern, sondern durch einfache Strophen zu zeigen, daß ihm die abschätzige Unterscheidung zwischen der Chansonette und dem herzlichen deutschen Lied mehr als Phrase sei. Im adeligen Hochgefühl wetterte er gegen die Tyrannen, und tauchte „in den Born der Vorzeit, der so oft in sein stärkendes Bad mich genommen", romantisch anhebend „In der Väter Hallen ruhte Ritter Rudolf's Heldenarm", ließ den deutschen Knaben bitten „Mein Arm wird stark und groß mein Muth, Gieb Vater mir ein Schwert" und den schwäbischen Ritter des 12. Jahrhunderts antworten „Sohn, da hast du meinen Speer, Meinem Arm wird er zu schwer". So trat er ins Rüsthaus zu Bern (vgl. W. XII, 438): „Das Herz im Leibe thut mir weh, Wenn ich der Väter Rüstung seh". Er sang das „Lied eines Soldaten in der Ferne". Schlichte Weisen ohne jedes Bramarbasiren. Wie den trauernden Liebhaber in der Schweiz das Liedchen „Es ist nit lang, daß g'regnet hat" entzückte, so gelang es ihm eine ehrwürdige Aufschrift zum Ruhme Tell's alterthümlich, nicht alterthümelnd nach- und fortzudichten, worin ihm noch W. Schlegel folgte. Archaismen blieb er stets geneigt (W. XVII, 157). „Ich hab ein Bächlein funden" setzt wie ein Volkslied ein und schlägt seine anakreontischen Tändeleien. Die Liebeslyrik der Jugend bleibt anfangs in ziemlich conventionellen Spielen, Klagen über Flattersinn, elegischer Resignation befangen. Sein weiches „Lied in der Abwesenheit" (Ach, mir ist das Herz so schwer) möchte Scherer ein männliches, aber gewiß nicht mannhaftes Pendant zu Gretchen's Monolog „Meine Ruh ist hin" nennen. Wahrhaft fordert er 1775 vom Liebeslied das Erlebte, die besondere Situation. Aus der Fülle des Herzens kommen manche Familiengedichte, deren eines, den „Traum" (W. I, 376) auch Goethe ein „recht himmlisch Familienstück" nannte, und dann die Verse an Agnes, die ihm gab, was seine reine Sinnlichkeit in den Liebesarmen eines deutschen Weibchens auf dem Lande zu genießen gehofft und eine sehnsüchtige Lyrik vorher ausgemalt

hatte. Liebe und Natur gehen Hand in Hand. „Er sei mein Freund nicht, welcher die göttliche Natur nicht liebet.“ „O die Natur! Alles hab' ich von ihr, alles weihe ich ihr!“ „Aus deiner Fülle möcht' ich nun schöpfen, o du, die ich als Mutter ehre, die ich liebe als Braut; Natur! Natur! . . . Dir dank' ich, Natur, die seligsten Augenblicke meines Lebens!“ (W. X, 364 f.) .. Am brausenden Rheinfall hatte er keinen Dithyrambus wie den „Felsenstrom“ hingewühlt, sondern das Blümchen „Süße, heilige Natur, Laß mich gehn auf deiner Spur“ gepflückt. Mit vollen Athemzügen sog er, nirgends Stubenpoet, ihre Erquickungen, des jungen Tages froh und im Mondschein andächtig, doch ohne Miller'sche Empfindsamkeit wallend (vgl. Janssen I, 49), im wiegenden Kahn auf dem Wasser, dessen Wellentakt er melodisch einem Schubert zu überliefern weiß, kühn auf Atalante's Rücken über die Ebene fliegend, ausschauend und Homer's, Ossian's gedenkend „am Ufer des wogenrauschenden Meeres“: „Die Meere“, „Hellebeck“ (Janssen I, 93, 100), eines seiner schönsten Gedichte und mit feierlichen Hymnen an die Sonne, die Erde, die Schönheit zu vergleichen, wilder „Kain am Ufer des Meeres“. Die freien Systeme, des Rheins „felsenwälzenden Wellen“ gemäß, weichen in Seeland (vgl. Janssen I, 102) dem wogenhaften Hexameter. St. ist der erste neuere Deutsche, der das Meer poetisch entdeckt hat, und zwar die ruhigere Ostsee; der Nordsee widmete dann Heine seine bewegten Rhythmen. Das Meer ist die große Stimme in der vollbesaiteten und vollstimmigen Natursymphonie (1779). „Du heiliges und weites Meer, Wie ist dein Anblick mir so hehr“ betet er, ein „Oceanist“, kein „Pfützenbewohner“, und sein Ruf verhallt ihm nicht im Leben: „Natur, du wirst mir nimmer alt In deiner wechselnden Gestalt! Natur, so groß und wunderbar! Und doch so traut! und doch so wahr!“ Solche Klänge sind das Eigenste der Stolberg'schen Poesie, wie das Homergedicht an Bodmer nicht Stand hält der aus innigster Jugendliebe entsprungenen Werbung um den Gruß des „guten, alten, blinden Mannes“, des „Halbgottes“, dem der Schenke Kapwein kredenzt („Bei Homer's Bild“; vgl. auch Janssen I, 82).

Ein Werk der rasch zufahrenden Begeisterung ist seine 1778 erschienene „Ilias“, sportsmäßig hingeworfen, klangvoll, aber ohne sichere metrische Grundsätze, manchmal mit Klopstock'schen oder Ossianischen Wendungen behaftet, keineswegs nach der Reihe verdeutscht, sondern beim 20. Gesang angepackt, ein paar Anmerkungen beigefügt, deren eine den burschikosen Rath gibt, der liebe Leser möge Griechisch lernen und die Uebersetzung in die Ecke werfen. Für Homerforschung (vgl. VII, 386) und für die in Vossens erster Odyssee so wohlbelohnte, dann freilich ausgeartete Sisyphosarbeit eines dienenden Dolmetsch hatte dieser Liebhaber keinen Sinn. Von neueren Kritikern hat M. Bernays billig abwägend gesprochen, A. Schröter hitzig für St. gegen Voß geeifert. Bürger wollte zu Gunsten seiner Jamben 1776 den Freund zurückhalten, der öffentlich herausgeforderte „Fritz“ erwiderte die Bravade mit herzlichen Hexametern: wir wollen den gleich geliebten Göttlichen beide übersetzen. Auch eine Vereinigung dieser Ilias, deren Ertrag Voß zufiel, mit der Vossischen Odyssee wurde bedacht, Revision des Werkes unter Vossens raspelnder Hülfe später abgelehnt, da St. derlei nie vermochte, neidlos, wie immer, dem Genossen das ganze homerische Reich überließ und fortan die Ilias, während Christian beim Deutsch des Bruders blieb, nach Voß citirte.

Die eigene Poesie war 1779 vorläufig abgeschlossen. Chodowiecki'sche Kupfer schmückten den Band und eine Vignette stellte die Brüder dar ceu duo nubigenae . . . Centauri. Die Gedichte, siebzig von F. L., sind nach Klopstock's Muster chronologisch geordnet, manche Göttingische schon von Voß gefeilt, dem St. willig oder unwillig nur für den Almanach freie Hand ließ, einiges vom

Herausgeber Boie etwas geglättet. Die Sammlung ist unvollständig, und der Ausfall von Nummern, wie „An die Natur“, kann nur unabsichtlich sein. Sie war in Pyrmont rasch veranstaltet worden, um drohendem Nachdruck zuvorzukommen. Ueber diesen Band hinaus greifen Stolberg's Balladen (s. F. L. V. Schmidt 1827, Keiper S. 53 ff.), die, sichtlich von Bürger angeregt, dessen Klingklang und Rohheiten vermeiden, aber auch seine Fülle und Wucht nicht erreichen und in unepischen Strophen wallend, zu keiner straffen Handlung dringen, gern lyrisch ausschwärmen, ohne Zudringlichkeit eine sittliche Tendenz verfolgen und, fern vom Ungeschmack der ältern Romanze, trotz den Mängeln die Gattung in Deutschland vor den Weimaranern und Schwaben bereichern. Nach schwachen ritterlichen Anfängen behandelt St. den crassen Stoff der ungetreuen „Büßenden“ (Heptameron der Königin von Navarra), vor Bürger's satirischem „Lied von der Treue“ erweichend „Schön Clärchen“ (Tressan), idealisirend den „Bayard“ (Histoire de Bayard 1772), friedlich den „Grafen von Gleichen“. Auch von den Romanzen gilt sein Wort: „O es ist doch Gottes Gabe, daß unsere Herzen so aufwallend, unsere Seelen stürmend und dann wieder so sanft sind“.

Den Stürmer und Streiter fand Deutschland 1784 in den „Jamben“, Göttinger Nachklängen, die mit Ausdrücken wie „fauler Bauchpfaff“ an die Manier Vossens, der schwerlich Eigenes interpolirt hat (Hellinghaus S. 403), streifen und den verhaßten Hauptpastor Goeze persönlich treffen. St. will dem Archilochos nachgehen. „Der strengen Jamben schneller Geißelschwung“ fällt auf Despoten und das Ungezieser der Schranzen, auf Dichterlinge, Empfindler, Schulweise, Pfaffen, Neologen, ohne daß ein eigener fester Standpunkt des auch auf schwärmerische Pfade abschwenkenden Satirikers klar würde und die Rügedichtung die rechte Zielsicherheit, Prägnanz und Schärfe gewänne. — Ein großes Gedicht „Die Zukunft“ in Hexametern und voll Klopstockscher Reminiscenzen gedieh 1779—81 (vgl. Hellinghaus S. 73 f.) auf vier Gesänge, ein fünfter kam im Juni 1782 hinzu, dann blieb das planlos taumelnde Werk liegen, das letzte des „freien“ Stolberg, der hier unverkennbar manche Fäden der anfangs einheitlich, dann cyklisch gedachten „Freiheitsgesänge“ wieder aufnahm. An Christian Jan. 1781: „zu wallen auf dem Zauber der Phantasey oder am Strom der Vorzeit oder auf den Höhen der Zukunft, bald geleitet an der Erinnerung und bald an der Hoffnung Hand“. Aus einer Abschrift theilte der Archäolog L. Roß 1832 und 1850 Stücke mit, das ganze Fragment druckte erst 1885 O. Hartwig (Archiv XIII). „Mich entflammen Bilder der Zukunft“ ruft St. und feuert seine Siona refrainmäßig an: „Fleug von Gipfel zu Gipfel, Gesang“, aber diese, auch apokalyptisch eingekleideten, vagen Gesichte der Vergangenheit und des Künftigen, diese Allegorien, diese trunkne Geschichtsphilosophie, diese rhetorischen Gleichnisse, diese Bilder von Meer und Mond und Wolken gleiten gestaltlos hin und her. Der 2. Gesang überfliegt den Orient, die Antike, Germanien, die doppelte Götterdämmerung, das Christenthum, den Islam, die römische Kirchenentartung und verherrlicht Luther, Friedrich den Großen, Klopstock, endlich Tell's Land der nervigen Tugend. Der dritte malt, einzelne Adelsnamen auszeichnend, „gekrönte Verräther“ brandmarkend, einen künftigen Freiheitskrieg und einen Idealstaat, worin die Religion blüht ohne „heuchelnde Priester“, die Künste gedeihen und der Eid der Freiheit über alles gilt. Der vierte schildert alttestamentlich das Ländergericht der himmlischen Wage, die Ernte des Todesengels in Spanien; der fünfte springt von Maria Theresia zur Befreiung Amerikas, aber im Eingang flötet die Nachtigall am Eutiner See und „meine Agnes mit Taubenaugen und goldenen Locken“ erscheint. St. war nicht gereift. Müde, den Strom des Gesangs durch ferner Zukunft Gefilde zu rollen

„bis ihm der Ewigkeit Thore sich öffnen", nahm er nur ein paar Verse in ein utopistisches Sammel- und Mischwerk, „Die Insel", auf (1788), das in blühender Prosa, mit manchen persönlichen Zügen ausgestattet, als „Träume eines Wachenden" ungemein jugendlich, halb hellenisch-platonisch, halb schwäbisch-modern irgendwo an der Donau Idealzustände entfaltet, wie man einst von einem Bundeseiland fabulirt und eben erst der verachtete Heinse rein sinnlich die glückseligen Inseln gemalt hatte. Auch die „Gelehrtenrepublik" blickt gelegentlich noch durch. Die Dialoge sind einem ausgewachsenen Manne kaum zuzutrauen. Platonische Motive fließen mit Felsenburger Patriarchaden und Rousseauscher Culturfeindschaft zusammen. Das dichterische zweite Buch bietet Liebesidyllen: Agnes waltet darin als Psyche, und ihr eigner, gewiß von St. überarbeiteter Beitrag „Aura" ist die sanfteste, unkörperlichste Erzählung eines weiblichen Dilettantismus. Feierliche religiöse Chöre machen den Schluß. Auch dieser Tragelaph meidet noch confessionelle Kämpfe.

Die studentische Freiheitsschwärmerei treibt endlich in einigen als Kunstwerke unqualificirbaren Dramen; eine „Laura" (W. I, 315) ist nicht auf uns gekommen. Klopstock's Undramatik wird mit einer namentlich in langen Chören antikisirenden Weise aufgemischt, Architektonik, Handlung, Motivirung, Consequenz nie gesucht. Die Schöpfung dieser Declamationen geschah aus dem Handgelenk, so daß schon Voß mit Recht über solche cavaliermäßige Hast murrte. „Der Säugling" gibt nur die Götter- und Musenweihe des kleinen Homeros, den aber Ate blendet. Politischen Inhalt haben „Theseus" und „Timoleon" (vgl. W. IX, 182), maßvoll antityrannisch nach Plutarch, und nach Livius und Dionys der „Servius Tullius" mit dem Lobe des göttlichen Brutus. Was den Dramatiker herausfordert, wird nur erzählt. Bequeme Prologtechnik, Mangel an sichtbarem Stoß und Gegenstoß, lange Reden und Gesänge laufen durch diese hie und da an die griechischen Tragiker, V, 124 leis an Shakespeare's Richard anklingenden Rhetorstücke. „Apollons Hain" ist eine Art Satyrspiel zum Preise des Musenlieblings Jon gegen den Gecken Theopomp; die humoristischen Reden eines alten und eines jungen Faun können zwar keinen Vergleich mit Aristophanes, mit Goethe oder Müller aushalten, aber dithyrambisch schwungvoll klingen die Weiheverse V, 100 ff. F. L. war, doppelt bemüht mit Christian „das wahre alte Trauerspiel wieder aufleben zu machen", getrost an den Aischylos herangetreten. Im Sommer 1780 stärkte er sich jeden Morgen mit solchem griechischen Wein (Janssen I, 115). 1783 waren vier Stücke fertig (gedruckt erst 1802), im Fluge genommen, denn der titanische Grieche trieb ihn heiß von Gipfel zu Gipfel und er fuhr mit schnaubenden Rossen, wenn aller Ausleger Ochsen am Berge standen (Janssen I, 135). Manchmal half Voß beim Prometheus, den Sieben, den Persern, den Eumeniden. Dann verflog der Paroxysmus, denn mit dem Agamemnon des alten Marathonkämpfers zu ringen, schien gar zu schwer. Die Uebersetzung (in fünffüßigen Jamben und freien Chorsystemen) ist Dilettantenarbeit, immerhin vornehmer und stilvoller als was sonst griechisch-deutsch zu Markte kam, klarer als Vossens späteres Cyclopenwerk, auch Schillern willkommen. Gegen diesen erhob St., Liebhaber der Griechen und Anbeter Christi zugleich, im Deutschen Museum 1788 Protest: „Gedanken über Herrn Schiller's Gedicht: Die Götter Griechenlands" (W. X, 424): das sei Mißbrauch der Poesie, denn echte Begeisterung führe zu Gott, der verirrte Sänger des rührenden Rundgesangs an die Freude erinnere nun mit einer schrecklichen Alternative geradezu an Blumauer; daran fügt St. — und es ist die erste Regung einer Umkehr — die Ablehnung freimüthig sein sollender Ausfälle von Wienern gegen den Papst. Er wurde im Laufe der achtziger Jahre religiös immer positiver. Vorgreifend müssen wir seiner Uebersetzung Platonischer Ge-

spräche (1796 f., W. XVII—XIX) gedenken, die Hand in Hand mit Schlosser's platonischer Gefühlsphilosophie gegen Kant's Kritiken den „vornehmen Ton“ der Ahnung und Empfindung anschlug und in Einleitung wie Noten allerdings das furchtbar höhnische Prädicat der Xenien „Graf und Poet und Christ“ herausforderte. Auch bei Goethe, der im „Neuesten aus Plundersweilern“ der brüderlichen Harfenisten lustig gedenkt, hatte der Jugendfreund ausgespielt. Er wetterte über das gräfliche Gesalbader. Der Almanach auf 1797 überschüttete die bekehrten Centauren, die sterblichen Dioskuren, den Teleologen, den christlichen Archäologen, den Platondolmetsch rücksichtslos mit einem Pfeilregen (vgl. auch Hennes[2] S. 490). F. L. stand im Zeitalter Kant's, Goethe's, Schiller's fremd und fremder da. Nach Agnes' Tod war noch herzlicher Zuspruch aus Weimar gekommen; auch sollte das Band zwischen den alten Gefährten trotz allen Trennungen nicht ganz zerreißen (Goethe-Jahrbuch III, 300). 1822 endlich machte Auguste Bernstorff einen Versuch zu Goethe's Bekehrung, den dieser ernst und würdig beantwortete. —

Am 19. April 1789 traf St. als dänischer Gesandter in Berlin ein, wo ihm Katharina Haus hielt. Aber wie die gebeugtesten Wittwer am schnellsten zu einer neuen Ehe schreiten, so konnte auch St. nicht ohne Gattin leben. Er lernte die Gräfin Sophie Charlotte Eleonore v. Redern (geb. am 4. November 1765) bei ihrer Schwester Fontana kennen und entschloß sich, ihrer tiefen Neigung sicher, um sie anzuhalten, als im Herbst 1789 die Abreise der jüngst Verwaisten nach Spanien in Frage stand, nicht ohne heftige Conflicte im Gedanken an die todte, über Alles geliebte Agnes, in Briefen bemüht sich und Andere zu überreden, daß die Sorge für die Erziehung der Agneskinder diesen Schritt gebiete. Seine erste strahlende Leidenschaft und sein erstes idyllisches Glück konnten nicht wiederkehren. Die Lyrik schwieg. Sophie war auch ganz anderer Art als Agnes: eine strengere, selbständigere und vornehmer zurückhaltende Natur, nach freudloser Jugend ernst gestimmt, religiös hartnäckiger, ohne anmuthigen poetischen Schwung und Kunstsinn, aber innerlich warm, fest im Thun. Ihre Briefe an die Schwägerinnen zeigen, daß sie Stolberg's Liebe verdiente. Sie ist eine treue Gattin und Mutter geworden. Die Hochzeit erfolgte in Berlin am 15. Februar 1790. Man bezog ein Landhaus in Martiniken und gewann in Nicolovius einen trefflichen, bald befreundeten Hauslehrer. Sophie hatte ein für jene Zeit ansehnliches Vermögen in die Ehe gebracht. Berlin aber bot in keiner Weise eine bleibende Stätte, so daß St. im Juni 1791, auf den neapolitanischen Gesandtenposten verzichtend, freudig eine Berufung als Lübischer Kammerpräsident in Eutin mit bedeutendem Einkommen und Urlaub bis zum Herbst 1792 annahm (Hennes[2] S. 433). Die Freiheit wurde zu einer großen italienischen Reise benutzt, der Urlaub unterwegs verlängert. In Münster nahm die Fürstin Galyczin die Reisenden auf. Sophie duzte sich sogleich mit der „engelreinen Adeodata“ und verabredete eine Gevatterschaft; ein folgenschwerer Lebensbund wurde geknüpft. In Pempelfort schloß sich Jacobi's zweiter Sohn, Georg, an, der 1796 seine primanerhaften Briefe nach Hause in zwei Bänden herausgab, während Nicolovius mit seinen Schilderungen nicht vor das Publicum trat. St. correspondirte eifrig mit den Lieben daheim und schickte rasche Skizzen, Homerisches, Virgilisches, Theokritsches sammt Abbildungen alter Pflüge an Voß. Seine Reisebeschreibung erschien in vier Bänden 1794. Unbegreiflich, wie Graf Schack sie dem Monument Goethe's vorziehen kann. Noch betrachtet der Mann die Schweiz mit Jünglingsaugen und läßt den Kunstwerken gegenüber eine gründliche Vorbereitung und Verarbeitung vermissen. Was ihn nicht sofort ergreift, bleibt liegen. Vieles in Kunst und Natur, Geschichte und Gegenwart ist begeistert aufgefaßt, aber die

allmähliche Eroberung des classischen Bodens und die ernste Schulung Goethe's fehlt. Mehr als Rom fesselt die Landschaft Neapels. Der breiteste Raum mit vielen historischen Excerpten ist Sicilien gewidmet, das die Männer besuchten, während Sophie auf Ischia blieb, wo ein in Neapel geborenes Töchterchen starb. St., naiv den Spuren Homer's folgend, gibt sich keineswegs als Gegner der Antike, der er nie werden konnte, aber sein Christenthum tritt im rechten Widerspiel zu Goethe's Heidenthum stark hervor, er sieht die Häupter der Olympier mit dem traurigen Stempel der Vergänglichkeit bezeichnet und beginnt sacht eine antiprotestantische Ansicht der römischen Kirche zu nähren. Nicht umsonst waren zwei Droste-Vischering lang seine Begleiter. In Wien wurde Haugwitz noch einmal vor politischer und menschlicher Trennung begrüßt. Am 28. Januar 1793 erschien St. wieder in Eutin, machte aber noch die Runde bei Verwandten und trat sein Amt, „nie ein starker Jurist und in Kameralsachen unerfahren", erst am 1. März an. Er verließ es häufig und empfing viele Besuche. In Eutin lebte Gerstenberg verschuldet und verbittert. Schlosser, Jacobi schlugen hier in den Kriegswirren eine Zeit lang ihren Sitz auf. Das Verhältniß zu Voß, das der hitzig auflodernde, aber nachgiebige St. trotz allen Reibungen zu wahren suchte, war auf die Dauer unrettbar (Goethe, Annalen 1820, „Voß und Stolberg" XXXVI, 283). Der schwärmerische Christ und der klotzige Rationalist und Pfaffenfeind, der stolze Adelige und der bäurische Aristokratenfresser, der einen „Junker Kord" dichtete, die Edelleute als Bastarde von Hund und Wolf carikirte und solchen Schelmen den höchsten Galgen wünschte („nicht fein genug", so lautet Stolberg's sanfter Tadel dieses Gepolters), konnten den Bund der Jugend nicht halten. Voß jubelte über die Zertretung des Adels durch die Revolution; St. ging aus flüchtiger Begeisterung für die Sache der Menschheit zum Haß gegen die Stürme aus Frankreich über. Oden, wie „Die Westhunnen" — den Namen Neufranken verbot St. naiv den Umstürzlern, den „Teufeln", mit Berufung auf seine fränkische Mutter — und „Kassandra" las Voß als reactionäre Proteste gegen seine eigene Weltansicht. Ueber Lavater waren sie schon längst an einander gerathen, als Anfang 1787 St. und Schlosser den Zürcher Gottesmann im Deutschen Museum vertheidigten, so wie ihm Jung-Stilling ans Herz wuchs. Nun rief keine Agnes mehr ihr beschwichtigendes „Vossi". Zwar schlug Gräfin Sophie gegen Ernestine einen freundschaftlichen Ton an, aber die rechte Vertraulichkeit fehlte, im Hause herrschte ein den einfachen Agnestagen mit ihren Eierkuchenschmäusen fremder Glanz und neue Gäste schienen den knorrigen Rector zu verdrängen, den St. so viele Jahre durch begrüßt: χοῖε πέπον. Vornehme Emigranten, besonders Frauen, kamen als Intime. Daß St. ohne adeligen Dünkel sei, hätte Voß nie verkennen dürfen; die Beziehung zu Münster hat er äußerlich richtig, innerlich grob als eine planmäßige Machination der Galyczin und ihres Anhangs zum Fang des widerstandslosen St. beurtheilt. 1793 machte die Fürstin ihren Gegenbesuch und im Herbst folgten die Brüder Droste-Vischering, deren einer im nächsten Frühjahr den hochbegabten Geistlichen Katerkamp mitbrachte; 1797 erschien die Fürstin wieder; Stolbergs verweilten den ganzen November 1794 in Münster, auch von Fürstenberg mächtig angezogen. Immer stärker ergriff der Katholicismus, keineswegs bloß durch die Wirkung bedeutender und geliebter Menschen, diese Seelen. Ein „Erzmystiker", möchte St. 1794 die augustinische Wahrheit Tu fecisti nos ad te, et cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te in einem Herzensroman darstellen, wie er ihn selbst anfangs ohne klares Bewußtsein, dann lang und ernst mit sich ringend erlebte. In derselben Zeit fleht er die Gesegnete des Herrn lyrisch an, ihn auf Schwingen zur ewigen Sonne emporzuheben. Eine schwere Krankheit 1797 in Petersburg, der Tod Bernstorff's,

der Verlust mehrerer Kinder und andere Erlebnisse, das politische Elend drückten ihn. Er entzog seine Söhne dem irreligiösen Unterricht Vossens und berief einen Abbé Pierrard ins Haus. Der „elende Zustand des Lutherthums", das zum Deismus und Atheismus führe, der krebsartig um sich fressende, alle mystischen Wurzeln zerstörende neologische Rationalismus, die Kantische Philosophie (über einen Besuch bei Kant 1797 vgl. Janssen I, 403), die ganze Aufklärung stießen ihn ab. Schon 1781 hatte er sich lieber „mit unsern Brüdern, den Katholiken, verbinden, als mit diesen Kirchenräubern eine Gemeinde ausmachen" wollen, 1783 eine Gährung verkündet. Er betrieb eine ausgedehnte katholische Lectüre und kehrte von dem „Chamäleon" Herder und den andern Modernen sehnsüchtig zu den frommen Vätern zurück. 1800 (Menge II, 537) sagt er brieflich vom Protestantismus, dessen streitbarer Name schon ihm leidig wurde: Il s'écroulait sans choc en suivant sa propre pente; il se corrompait par un germe de corruption qui lui était propre — dagegen erschien die römische Kirche seit 1800 Jahren inébranlable, inaltérable und so voll von praktischer Tugend. Das alte Bedürfniß „Führe mich an deiner Hand wie das Kind am Gängelband" schwoll in ihm. Seine Gemahlin war 1797 oder früher schon ganz mit sich fertig; St. glaubte noch alle Controversen wägen, das „Heimweh" dämmen zu können, ja, er nahm noch Anstoß an manchen katholischen Dogmen und prüfte sich 1798 in Herrnhut, da er doch innerlich der „Mutterkirche" gehörte („um unter dem Schatten der Flügel jener großen Gluckhenne Ruhe für mich und die Meinigen zu finden"). Aber wie Goethe einmal sagt: Abfall bleibt verhaßt; so wurde der letzte Schritt, obgleich das Bedürfniß einer unfehlbaren Kirche ihn unwiderstehlich fortriß, peinlich aufgeschoben. Münster brachte die nothwendige Lösung, ohne welche St. zu Grunde gegangen wäre. An einem Tage heftiger Reaction gegen den Uebertritt wenden die Fürstin und Overberg ein äußerstes Kraftmittel an, indem sie communicirende Kinder für St. beten lassen — das überwältigt den Gefühlsmenschen, die nur gewähnte Prüfung ist beendet, am 1. Juni 1800, im Todesjahr des Jahrhunderts der Aufklärung, tritt das gräfliche Paar, von Overberg geweiht, in der Galyczin'schen Capelle zum Katholicismus über, bald alle Kinder nachziehend, von denen der ersten Ehe nur Mariagnes nicht, die Braut des Grafen Stolberg-Wernigerode. Zunächst blieb der Uebertritt auch ihnen tiefes Geheimniß, die Wernigeröder Eltern wurden mündlich eingeweiht, dann gingen einige vertraute Briefe zu den nächsten Angehörigen und Freunden. Aus Karlsbad am 17. Juli reichte St., da er nicht „Präsident eines lutherischen Consistorii" bleiben könne, sein Entlassungsgesuch ein, das nach ernsten Briefen hin und her vom Herzog am 21. August genehmigt wurde. Sehr scharf spricht sich der Herzog der Kaiserin von Rußland gegenüber aus (Hennes S. 524). Stolberg's Uebertritt erregte ungeheures Aufsehen und erschien, von den Katholiken jubelnd begrüßt und bis heute tendenziös ausgebeutet, vielen Protestanten nicht als ein individuell zu behandelnder Fall, sondern als ein Zeichen allgemeiner Verfinsterung. Ruhig und billig äußerte sich Herder; Goethe sagte, er habe St. längst für katholisch gehalten; Claudius und andere Stillen im Lande wurden an ihrem St. nicht irre; F. H. Jacobi kündigte ihm tief erschüttert auf, gab aber, als seine Briefe 1802 widerrechtlich gedruckt worden waren, einer besonderen Schrift sehr freundschaftliche Worte an den Menschen mit. Man begreift Vossens Ingrimm und wird ihm nach all den Eutiner Conflicten mit dem immer noch geliebten Freund selbst die furchtbar plumpe „Warnung. An Stolberg" (am 8. August geschmiedet) nicht zu streng vorhalten — aber auch wer in dem ganzen Handel mit dem Kopf auf Seiten des Protestirenden ist, muß sich mit dem Herzen empören, daß Voß 1819 im Sophronizon des Erzrationalisten Paulus den

Fehdebrief „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier“ erließ, dadurch andere Leute links und rechts ins Gewehr rief, 1820 eine große „Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe“ vorlegte und bitterbös alles ausschüttete, was von kleinen Verstimmungen früherer Jahre an bis in die Eutiner Krisen hinein sich gegen den Jugendfreund angestaut hatte, der doch den Sohn Heinrich Voß aufs schönste von allem Hader ausschloß und nie ein schnödes Wort über den alten Isegrim verlauten ließ. Goethe empfand den Streit wie „ein Capitolo aus Dante's grauser Hölle“.

Der protestantische Norden konnte nicht länger Heimath bleiben. Es war natürlich, daß St. Münster wählte, das ihm vertraut war und wo man den Geretteten liebte. Die Sommer wurden seit 1803 in Lütjenbeck verbracht, mit der alten Lust am Reiten und Baden. In der Nähe residirte die Diotima Galyczin, aber vielbeweint starb sie schon 1806. 1812 bezogen Stolbergs das Gut Tatenhausen bei Bielefeld, 1816 die Osnabrücker Domäne Sondermühlen. Das glückliche Stillleben unterbrachen manche Reisen: 1806 nach Holstein und Hamburg, 1808 nach Stolberg, 1812 nach Karlsbad und in Sophiens lausitzische Heimath, 1816 wieder zu Christian und Reventlows. 1815 wurden die Brüder gleich Gerstenberg und Schönborn Ehrendoctoren der Universität Kiel. Zwanzig Jahre verkehrte St. intim mit dem streng katholischen Adel Westfalens, den Droste-Vischering und Meerveldt, den Haxthausen u. s. w., und über die Erziehung der Annette Droste-Hülshoff hat er sein Votum abgegeben (Janssen II, 147). Seine eigenen Kinder, deren Schar — die drei ersten zweiter Ehe waren rasch gestorben — von 1796—1810, als St. schon auf Enkel schauen konnte, sich mehrte und blühte, hatten in dem spätern Bischof Kellermann einen frommen Lehrer und Hausgeistlichen. Der Vater selbst leitete einen Theil des Unterrichts und gönnte der antiken Welt, dem „göttlichen Homer“ und anderen Lieblingen den gebührenden Raum, sowie alle ländlichen Freuden und gymnastischen Spiele der eigenen Jugend nun, unter frischer Theilnahme des schönen, reisigen Mannes, das neue Geschlecht stärkten. Das Theater aber und was mit diesem Pfuhl zusammenhing, blieb verschlossen, von den Schätzen unserer classischen Dichter drang wenig in den frommen Weltwinkel. St. hat schon am „Tasso“ kein Gefallen gefunden, aus dem verhaßten „Wilhelm Meister“ nur das religiöse Buch der schönen Seele herausgeschnitten, 1812 in Karlsbad mit Goethe bloß die Erinnerung lang verflossener Zeit überströmen lassen (Janssen II, 208), zwar „Dichtung und Wahrheit“ lebhaft interessirt gelesen, doch mit heftigen Einwürfen gegen den „Einzigen“ (S. 224), die „Wahlverwandtschaften“ als der Erschlaffung des vornehmen Lesepublicums dienend verworfen und eifrig bedacht, ob nicht dem „durch Goethe und Wieland fast heidnisch gewordenen Weimar“ ein katholischer Geistlicher frommen könne. Schiller hatte ihm anfangs als Historiker imponirt, als Dichter bald den Werth eingebüßt. Ob die Pfeile der höhnischen Xenien wirklich Stolberg's Haut nicht ritzten (Niebuhr), bleibe dahingestellt. Neben seinen Klagen um das Abscheiden Gleim's, des „größten Dichters“ Klopstock, später dem schlichten Nachruf auf Claudius (W. II, 326) oder der für St. wol begreiflichen Ueberschätzung des zum Freunde gewonnenen Ritterdichters Fouqué, der ihm den „Thiodolf“ widmete, der Andacht für Chateaubriand nimmt sich das Briefwort häßlich aus: „Schiller ist also todt! Gott habe ihn selig. Für die Philosophie, Religion und den Geschmack des Wahren und Schönen ist sein Tod Gewinn. Er hatte Talent zum glänzenden Falschen, nicht genug fürs Wahre“ (Janssen II, 111). Aber solche lieblose Aeußerungen stehen bei St. sehr vereinzelt. Er beklagte den Protestantismus, doch er beschimpfte ihn nicht und wollte 1809 aus dem Lutherthum wenigstens für die katholisch Gebliebenen Vortheile folgern: „Wider die Person Luther's, in welchem

ich nicht nur einen der größten Geister, so je gelebt haben, sondern auch große Religiosität, die ihn nie verließ, ehre, werde ich nie einen Stein aufheben". In seiner ausgedehnten Correspondenz als Gewissensrath besonders für höhere Conversionsbegierige waltet keinerlei jesuitische Proselytenwerbung, doch sehen wir ihn lieber mit dem edlen Sailer, Chr. Schlosser, Windischmann in Verbindung, als mit Adam Müller und seinem Recensenten F. Schlegel, bei dessen Stiefsohn Ph. Veit er Pathenstelle vertrat; und Graf St. 1813 betend und dichtend am Bette des wunderbar stigmatisirten „Nönnchens" Kath. Emmerich macht eine üblere Figur, als in angeregten Gesprächen mit ihrem Herold, dem Pilger Clemens Brentano, der 1815 seines Freundes Christian Stolberg Soldatentod schön besang (vgl. Diel-Kreiten II, 7, Görres-Briefe II, 468 und Brentano's anschauliche, wichtige Schilderung Sondermühlens 1818, Ges. Schr. VIII, 266, auch S. 285 an die von ihm treffend charakterisirte Gräfin). Stolberg's Briefe werden oft Jeremiaden über den Baalsgeist der Zeit, wie unter den späten Aufsätzen neben Wiederholungen seiner Jugendevangelien von Poesie und Sprache eine in A. Müller's Staatsanzeigen 1818 gedruckte Anklage gegen diesen „Zeitgeist" steht. Ihn freute das Auftreten von Harms, aber die Union war ihm als „Holter und Polter geschehende Vereinigung" ein Aergerniß. Unversehrt war in den Napoleonischen Kriegen sein Nationalgefühl geblieben und auch gegen die „empörende Felonie" des Rheinbundes aufgelodert. In den Freiheitskriegen hielt er brieflich und lyrisch Gericht über die Westhunnen und die neue Babel und sah 1815 außer zwei Eidamen vier Söhne, deren einer bei Ligny fiel (vgl. noch Janssen II, 328), zu Felde ziehen. Dann galt ihm freilich „Gottlosigkeit" als Wurzel aller politischen Mißstände.

Seine Altersschriftstellerei steht, von kleineren Abhandlungen, Gedichten (ohne specifisch katholisirende Art), dem Ossian (1806), dem „Alfred" abgesehen, im Dienste christlich-apologetischer Erbauung, ein wortreiches Maranatha. Er übersetzt aus dem Augustin. Er verherrlicht die Heiligen Franciscus und Vincenz. Aus einem Vermächtniß für die Kinder erwächst auf Droste-Vischering's Zureden der Plan, in der katholischen Weltgeschichte den Gang der leitenden, offenbarenden Vorsehung darzulegen und erst die alttestamentliche Erwartung des Heilandes, dann das Wirken des Erlösers und seiner Kirche zu beleuchten. So förderte er mit Gehülfen und Revisoren 1806—1819 im Verlag des protestantischen Freundes Perthes seine fünfzehnbändige, durch reichen Absatz nicht bloß bei Katholiken und den lauten Beifall der F. Schlegel, J. v. Müller, de Maistre ausgezeichnete „Geschichte der Religion Jesu Christi" zu Tage, das Werk eines strenggläubigen Schwärmers, eine beredte Urkunde für den Verfasser und seine Zeit, voll herzlicher Stellen in dem eintönigen, ungeschickten Ganzen, ohne dreuendes Zelotenthum und directe Polemik, kritisch gemessen aber der bare Dilettantismus, wie von vornherein Plan und Absicht zeigt. St. war ein unwissenschaftlicher, durchaus kritikloser Kopf; freie Forschung heißt ihm wilder Hypothesengeist, Sophistik. Er liebte die Historiker, welche die sinnvollen Fabeln des Alterthums gelten ließen und keine Mauer zwischen dem Wald der Geschichte und dem Hain der Poesie aufrichteten (W. VIII, 203, 438), weshalb er zu Freund Niebuhr's Hauptwerk ziemlich scheel sah (Janssen II, 200). Schon 1796 hatte ihn Prideaux' Buch auf die Bahn der göttlichen Kirchengeschichte gebracht. Jetzt sammelte er ohne zu sichten, schrieb mit fliegender Feder ohne planvoll zu componiren (vgl. III, 4). „Nicht nur docendo, auch scribendo discimus. Man kann nicht leicht unwissender sein, als ich es über einen großen Theil des Inhalts meiner Religionsgeschichte war" (Janssen II, 342). Die vier ersten Bände geben nur eine Paraphrase des Alten Testaments, buchstabengläubig von der Schlange und der Sündfluth an, mit ein bischen compilatorischer Weisheit, ge-

hobener bei den Psalmen und anderer althebräischer Poesie, nur halbmystisch für das Hohelied. Große Beilagen — zwei hat ein französischer Freund, Jarry, geliefert — ergehen sich gern, wie man früher überall Elemente der „natürlichen" Religion gefunden hatte, in wirrer Mythenvergleichung bis Indien und China, um die Sehnsucht der Creatur nach dem Heil, die frühe Andeutung christlicher Religionsgeheimnisse bei anderen Völkern, die heilige Dreizahl, die Gesetzgebung von oben, die kindliche Pietät der Chinesen, die Identität Noah-Menu-Fohi, aber auch Greuel des Götzendienstes im Orient und in der Antike zu beleuchten. St. citirt oft genug unbefangen seine Griechen und Römer, doch verdammt er den „Mißbrauch" (III, 562) und steigert (III, 565) sein italienisches Urtheil über den Todesausdruck der Götterbilder. Der fünfte Band führt in die „Fülle der Zeit": eine „Harmonie der Evangelien", gottselig, aber so unkritisch wie möglich (s. besonders die Auferstehung und den Excurs über die Geschlechtsregister). „Aber wer bin ich, um etwas über den Inhalt dieser Worte zu lallen", ruft der alte Klopstockschüler, als er den Anfang Johannis citirt. Persönlich spricht er über das Sacrament der Ehe und die Revolution (III, 370). Der Fürstin Galyczin wird in der Geschichte Jesu ein Denkmal errichtet. Dann winden sich zehn Bände bis zum Tod Augustin's im J. 430. St. selbst gesteht, das Zeitalter der wachsenden Kirche umfänglich darzustellen sei zu schwere Mühe für seinen grauen Kopf. Er kann nicht prüfen, nicht in größerem Stil darstellen. Seine Charakteristik eines Tertullian, Origenes, Clemens, Augustin ist unbedeutend; man vergleiche das Gemälde der Antonine mit Gibbon! Ein „Dem sei wie ihm wolle" schneidet Controversen ab, die Musterung urchristlicher Secten ist mit dem bequemen Wort erledigt: „Es bedarf nicht, daß man Schild und Speer gegen unlautre Schatten der Vorzeit erhebe". So kommt dem Leser immer wieder das alte Xenion „Zur Erbauung andächtiger Seelen" . . . in den Sinn. Wissenschaftlich hebt sich Katerkamp hoch über St.; diesen ziert ein milder Geist, eine starke Empfindung. St. war darin kein ganz sicherer Katholik, daß er rückhaltlos dem freien Bibellesen das Wort redete und auch das vertraute Deutsch Luther's nicht fahren ließ. 1819 f. erschienen noch, ebenfalls seinen Kindern gewidmet, Stolberg's „Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift" (vgl. die Analyse in F. Schlegel's Concordia S. 231—295).

Der politisch-religiösen Geschichte vornehmlich gilt, den Söhnen zugeeignet und dichterisch eingeleitet, sein schlicht, aber reizlos geschriebenes, von ältern und neuen englischen Quellen sehr abhängiges „Leben Alfred des Großen, Königes in England" (1815), das Bild eines vielseitigen Musterfürsten, ohne Haller'sche Umbildung zum Roman (W. X, 226), mit kleinen Winken des „alten Landsmannes" an seine Deutschen und einer letzten Abschweifung über den Dithyrambus im 17. Capitel. Endlich gab er sein an Bibelsprüchen reiches, friedenvolles „Schwanenlied": „Ein Büchlein von der Liebe" (1819); einer Liebe, die Timoleon und Achill, Porcia und Andromache wie vormals umfängt, weil diese Helden und Frauen schön und gut sind. Die Gläubigen „führt die Liebe an der Hand"; XX, 344 „Sehnsucht der Liebe soll uns gängeln zur Urliebe". Ein Büchlein von dem Hasse, nämlich den maßlosen Angriffen Vossens, mußte leider Stolberg's letzte Arbeit sein; Bruder Christian hat „Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des Herrn Hofraths Voß wider ihn" zornig vollendet. Längeres Siechthum blieb St. erspart. Glaube und Familienliebe verklärten seine letzten Stunden und auch protestantische Choralverse trösteten ihn. Der Bericht seiner Tochter Julie erschien als Zugabe zum Neudruck des „Büchleins von der Liebe". Am Abend des 5. December 1819 ist er entschlafen, überlebt von seiner Gattin Sophie und zwölf Kindern.

Die Litteratur von und über St. verzeichnet Redlich in Goedeke's Grundriß, 2. Aufl., IV, 393. Die Eutiner Zeit und alle Beziehungen zu Voß hat Herbst eingehend behandelt, die Briefe an Voß Hellinghaus herausgegeben (Münster 1891). Tendenziös sind die Werke von Menge, Hennes, Janssen, aber reich an Briefen, deren Abdruck von Hennes mit einer unerhörten Büchermacherei betrieben worden ist. Ein einheitliches Corpus ausgewählter Briefe wäre willkommener gewesen, als die Wiederholung, Umrahmung, Verzettelung (vgl. Werner, Anzeiger zur Zeitschr. für deutsches Alterthum IV, 374). Eine Monographie bleibt zu wünschen. Nach Winken Scherer's (s. jetzt Kleine Schriften II, 348) hat soeben Dr. W. Keiper „F. L. Stolberg's Jugendpoesie" gewürdigt (Berlin, Mayer u. Müller, 1893). Eine Auswahl der Gedichte von A. Sauer soll demnächst erscheinen. Erich Schmidt.

Stolberg-Stolberg: Katharina, Gräfin zu St.-St., Schwester der Dichter Christian und Friedrich Leopold, die merkwürdigste Charakterfigur des Geschwisterkreises, geboren am 5. December 1751 zu Bramstedt in Holstein, † am 22. Februar 1832 zu Peterswaldau in Schlesien. Auf ihre Jugendentwicklung wirkte nächst dem frommen pietistisch einfachen Vater und der auch tiefreligiösen aber sehr beweglichen Mutter ein Kreis bedeutender Persönlichkeiten, der Dichter Klopstock, der Hofprediger Cramer und die gräfliche Familie v. Bernstorff, mit denen die Familie im Winter seit 1756 in Kopenhagen verkehrte, während der Sommer auf dem ungemein lieblichen Landsitze Rungsted auf Seeland verlebt wurde. Als der Vater gestorben war, folgte sie 1770 der Mutter nach Hamburg, wo sie theilweise die Kopenhagener Freunde wiederfand, theils einen weiteren Kreis tüchtiger und geistvoller Männer und Frauen zum Verkehr um sich versammelt sah. Unter solchen Einflüssen erhielt ihr Geist und Gemüth die reichste Anregung, und da sie sich im Wetteifer mit ihren Brüdern und als echtes Kind ihrer Zeit der schönen Litteratur, der antik-griechischen und der neueren und vaterländischen hingab, wurde sie eine der gelehrtesten Frauen ihrer Zeit. Matth. Claudius sieht sich einmal veranlaßt, dem vielen Griechischen in ihren Briefen einige lateinische Brocken entgegenzusetzen. Ihrem Bruder Friedrich Leopold schreibt sie wohl italienisch und er versucht, ihr mit einem Sonett in dieser Sprache zu antworten. Aber so gelehrt und voll Geistes sie war, so blieb ihr Wesen doch kindlich einfach und schlicht, so frei von litterarischer Ruhmsucht, wie es zu ihrer Zeit selten gefunden wurde. Indem sie aber den ihr theuern väterlichen Grundsatz: nur das Wahre ist schön, auch dahin auszudehnen schien, daß sie da das Wahre zu finden meinte, wo ihr Ideales und Schönes entgegentrat, so versenkte sie sich nicht nur liebend in das Studium des Homer und Plato, sondern trat auch in lebhaften persönlichen und brieflichen Verkehr mit Dichtern, die ihrer Glaubensrichtung mehr oder weniger fern standen, einem J. H. Voß und seiner Ernestine, Gleim, Jacobi u. a. Vor Goethe's Dichtergröße hegte sie dieselbe Verehrung, wie ihre Schwester Auguste, obwohl sie ebensowenig wie diese je mit ihm in unmittelbare Berührung kam. Im Sommer 1795 läßt sie ihn durch die Galitzin angelegentlichst grüßen, tritt auch noch 1812 mittelbar zu ihm in Beziehung. Dennoch waren von Jugend auf neben dem Hausfreunde Klopstock, Männer wie Jung-Stilling, Hamann, Lavater, die Züricher Theologen Heß, Pfenninger, Leute nach ihrem Herzen. Besonders aber war der Verkehr mit dem Wandsbecker Boten und den Seinigen ein so inniger, daß sie wie ein Glied des Hauses betrachtet wurde. Mit Bezug auf ihr bewegtes Leben seit dem Tode ihrer Mutter im J. 1773 vergleicht Claudius sie wohl mit einem Ball, mit dem das Geschick spielt und ihn hin und her rollt, nicht wie er denkt und will. Seit 1771 Kanonissin des evangelischen Fräuleinstifts Walloe auf Seeland, kehrte sie dort seit der Mutter Ableben bis 1806

öfter ein. Aber obwohl ihr die Stille daselbst wohlthat, hielt sie es dabei nie lange aus. Ihr Herz sehnte sich nach Mittheilung: im Kreise trauter Freunde und Angehörigen Liebe zu nehmen und zu geben, als „emsige Blumenwinderin sichtbarer und unsichtbarer Kränze“ zu beglücken, als Maria und Martha zugleich Kranke zu pflegen und zu tröſten, das war ihre Luſt. So war sie denn überall gern gesehen und wanderte bei der fast unbegrenzten Gastfreundschaft des edeln Kreises in dem sie verkehrte, von einem Ort zum andern, auch einmal von 1783 zu 1784 mit den Gräfinnen Reventlow und Baudissin nach dem Rhein, der Schweiz und Italien bis zum Vesuv. Besonders aber war sie doch mit Körper und Gedanken bei ihrem Bruder Friedrich Leopold heimisch, den kaum jemand mehr geliebt und verehrt hat, wie sie. Durch Bande des Bluts und gleichen geistigen und litterarischen Strebens von Kind auf mit ihm aufs engste verbunden, war sie denn auch später Genossin seines Hauses, Pflegerin, Erzieherin seiner Kinder, besonders der Töchter, die sie nach dem Verlust der natürlichen Mutter mit dem Mutternamen nannten. In dieses Glück ihres Lebens brachte es eine plötzliche nie ganz verwundene Störung, als bei ihrer Anwesenheit in Wernigerode ihr Bruder Friedrich Leopold am 9. Juni 1800 die überraschende Eröffnung machte, daß er in Münster zur römischen Kirche übergetreten sei, und als gleich darnach Graf Christian Friedrich zu Stolberg-Wernigerode und sein Sohn Ferdinand dessen Verlobte Marie Agnes, Katharina's Pflegling, nur unter der Bedingung als Gattin des letztern behalten wollten, wenn der Vater davon abstehe, sie ebenfalls der römischen Kirche zuzuführen. Jetzt stritten sich in Katharina's Seele die tiefe Liebe zu ihrem Bruder und zu ihrem evangelischen Glauben. Nach jahrelangen, tief aufregenden Kämpfen reist sie ihrem Bruder nach und tritt, aus Liebe zu ihm, in den letzten Tagen des Jahres 1802 auch zur römischen Kirche über. Aber mächtig regte sich ihr Gewissen: durch ihre inneren Kämpfe ermattet, war sie genöthigt, das Bett zu hüten und fand Kraft und Ruhe erst wieder, als sie nach einer sorgfältigen Prüfung des Katechismus zum evangelischen Bekenntniß zurückgekehrt war, was eher erfolgte, als der Hamburger Correspondent nach einer Mittheilung vom 5. Februar 1803 ihren früheren Schritt veröffentlicht hatte. Klopstock, der greise Mentor des Hauses, freute sich noch an der Schwelle des Grabes, daß K. protestantisch „geblieben“ sei (vgl. 8. März 1803, Claudius an K.). Obwohl K. nun ihrem Bruder bis an den Tod die treueste Liebe und Verehrung bewahrte, so wandte sich ihr Verkehr doch nun besonders dem wernigerödischen Kreise zu, dem ja auch ihre Nichte Marie Agnes angehörte. Auch die Familie des Wandsbecker Boten und dieser selbst nahmen sich ihrer herzlich an. Immerhin hatte ihr Lebensschiff einen altgewohnten Anhalt verloren. Da bot sich ihr durch eine ganz besondere Fügung ein erwünschter fester Anker dar. Der ernste Dichter und Philosoph Gottlob Fr. E. Schönborn, ihrem Hause schon seit alter Zeit bekannt und in ihren Kreisen allgemein verehrt, war durch seine Lebensführungen als langjähriger Legationssecretär in Algier nicht dazu gekommen, einen Hausstand zu gründen. Er weilte nun als Legationsrath auf dem Gute des Grafen v. Reventlow in Emkendorf bei Rendsburg. Von gleichem geistigen Streben, gleichem Glauben beseelt suchte Schönborn, im 70. Lebensjahre stehend, in der etwa 56 Jahre alten K. einen festen Halt für das Leben. So entschlossen sich beide, da an eine Ehe der hohen Jahre wegen nicht gedacht wurde, zu einer unzertrennlichen festen Lebens- und Gütergemeinschaft. K. pflegte den verehrten Freund mit aller Treue bis in sein 80. Lebensjahr. Nur dem Wahren und Idealen nachstrebend, sah man dieses eigenthümliche Paar wohl in einem Aeußern, das einer älteren Zeit angehörte und nicht zu viel Rücksicht auf den Geschmack des Tages nahm, mit einander wandern, aber doch mit tiefem Interesse der

allgemeinen geistigen Bewegung, z. B. der Erhebung im J. 1813, folgend. Das Ableben Schönborn's am 29. Juni 1817 ertrug K. mit christlicher Fassung, die ihre christlichen Freunde bewunderten und war in edler Weise bemüht, das bescheidene Vermögen Schönborn's dessen noch lebender Schwester zu sichern. Die Vereinsamung der Greisin, die viel an den Augen litt, und deren Kraft auch sonst gebrochen war, erschien nach einer so erwünschten 10jährigen Lebensgemeinschaft doppelt groß. Zuweilen kam sie bei ihrem von Jugend auf leicht erregten Nervensystem auch aus dem Gleichgewicht. Aber bis in ihr hohes Alter durchzuckte doch auch in solchen Zuständen ein heller Strahl ihres ehemaligen Geistes dieses Halbdunkel und gab ihr einen fast prophetischen Ausdruck, und ihr ehrwürdiges Gesicht erschien wie verklärt. Wenn auch die Sinnenwelt ihr zuweilen entschwand, bis zu ihrem Ende stand ihr Glaube fest, getreu ihrem einst gegen Gleim geäußerten Bekenntniß: „ehe ich mir den geoffenbarten Gott der Hebräer nehmen lasse, gehe ich lieber in den Tod“. Den nach den Freiheitskriegen neuerwachten Glauben begrüßte sie mit hoher Freude, und bekundete ihr Entzücken über J. Aug. Neander, einen Hauptherold dieser Erhebung, in origineller sinniger Weise. Die Pfleger ihrer letzten Lebenstage, die viel Liebe an ihr übten, waren besonders ihre Nichte Marie Agnes und deren Gemahl Graf Ferdinand zu Stolberg-Wernigerode in Peterswaldau. K. war eine durch und durch dichterische Natur. Bis in die halbumnachteten letzten Lebenstage gab sie ihren Gedanken und Empfindungen einen geflügelten Ausdruck. Der ehrliche Claudius bekennt einmal von ihr: „Wenn ich ein Halbjahr sparen muß, um einige Freunde einigermaßen gut zu bewirthen, können Euer Gnaden täglich zweimal für alle Welt offne Tafel und Bankets geben, wie Graf Fritz und Freund Homer“ (Wandsbeck, 9. Sept. 1779). Und jener Bruder Friedrich Leopold äußert von ihr: „Ihr Herz macht sich Bahn wie eine Schneelawine, die vom Gebirge herabstürzt. Ich fühle mich dagegen wie ein wasserärmerer Waldstrom“. Im Juni 1784 schreibt er an sie: „Deine mit Bleistift geschriebene Apostrophe an Italien ist wunderschön, es ist ein herrliches Gedicht.“ Aber wie hier pflegte sie auch sonst ihre losen Blätter den flüchtigen Winden zu übergeben und nicht an ihre Ehre und an Nachruhm zu denken. Sie würzte, wie zahlreiche Stellen in ihrem Briefwechsel zeigen, das Mahl ihrer Freunde mit poetischen Episteln, Geburtstags- und sonstigen Gelegenheitsgedichten. So selbstlos es ist, wenn sie sogar gelegentlich wünscht, daß dergleichen Erzeugnisse ihrer stets bereiten Muse nur für einzelne Freunde bestimmt sein sollen, so hängt ihre Beschränkung auf eine solche Gelegenheitspoesie, die nicht an die Zukunft und daher auch nicht an die ernste Feile denkt, auch mit Mängeln zusammen, die sie selbst sehr offen eingesteht. Indem sie ihrer Marie Agnes einen Theil ihrer Erinnerungen, Gedanken und Empfindungen mittheilt, schreibt sie: „Durch Nachlässigkeit habe ich dieses sowie vieles andere unterlassen; bald scheute ich die Mühe des Abschreibens, öfter die Mühe des Nachsinnens und die größere Mühe des Ordnens“. Sie erfaßte große Gedanken und Entwürfe, kam aber nicht dazu, sie auszuführen. Daher sagt Claudius ihr einmal: „Ich habe immer geglaubt, daß Sie noch eine Erzscribentin und Vielschreiberin werden würden; itzo scheint also nach Ihrem Bericht der Deich zu brechen, oder vielmehr brechen zu wollen, denn Sie zählen alles, was Sie schreiben wollen, zu Ihren Schriften“ (Wandsbeck, 16. August 1803). So geschah es, daß nur Einzelnes, theilweise auf besonderes Verlangen ihrer Freunde, wie Voß, Jacobi, Nicolovius, in Boie's Deutschem Museum 1779 und 1788, Jacobi's Taschenbuch von 1795 und seiner Iris zum Jahre 1803 im Druck erschien. Wie uns noch Verse aus ihrer letzten Lebenszeit vorliegen, so dürfte auch noch verschiedenes in dem litterarischen Nach-

laß ihres Bruders Friedrich Leopold erhalten sein. Das Gedruckte ist in Goedeke's Grundriß IV, 1, 398 verzeichnet. Die bedeutendsten Stücke sind die Erzählungen „Rosalia“ und „Emma“ und das Drama „Moses“. Ihr Bruder Friedrich Leopold und Claudius fanden darin viel zu loben, doch stellte letzterer in der „Rosalie“ einzelne Züge über das Ganze. Es herrscht in diesen Dichtungen eine poetische Begeisterung und eine große Zartheit; im allgemeinen herrscht das Rhapsodische vor; im „Moses“ finden sich entschiedene Anklänge an das Hohelied, in den Erzählungen aber auch an Ossian und die alten Ritterromane. K. wurde auch öfter angesungen, so von J. H. Voß im Musenalmanach 1785, S. 85 und von Friedrich Leopold zu Stolberg daselbst 1788, S. 157.

Auszug aus einer größeren meist nach handschriftlichen Quellen gearbeiteten Biographie. Bei der überaus fruchtbaren Litteratur eines Janssen, Hennes, Hellinghaus, vgl. auch Nicolovius über ihren Bruder Friedrich Leopold, finden sich auch zahlreiche Briefe und Nachrichten von und über die Schwester. Manches enthalten die Herbst'schen Biographien von J. H. Voß und Matth. Claudius. Endlich ist zu vergl. J. R. (Conferenzrath J. Rist), Schönborn und seine Zeitgenossen. Hamburg 1836. Ed. Jacobs.

Stolberg-Stolberg: Luise, Gräfin zu St.-St., geboren 1799 in Stolberg am Harz als Tochter des damaligen Erbgrafen Friedrich Heinrich aus seiner Ehe mit Marianne Gräfin v. d. Mark, † am 15. Aug. 1875. Ihre Jugendzeit war eine unruhige und vielbewegte, deren vielgestaltigen Eindrücke auf die Entwicklung der Frau nicht ohne Einfluß geblieben sind. Nur die ersten Kinderjahre durfte sie in den stillen Waldbergen der Heimath verleben. Nachdem sich die Eltern geschieden, nahm die zweite Gemahlin ihres Vaters die sechsjährige mit nach Dänemark, wo sie auf dem Besitzthum ihrer Stiefmutter, einer gebornen Gräfin Knuth, verwittweten Bernstorff, auf Fünen einige stille glückliche Kinderjahre verlebte. Später folgte sie dem Rufe der eigenen Mutter, welche sich nach dem inzwischen erfolgten Tode ihres ersten Gemahls mit einem Chevalier de Thierry in Paris vermählt hatte, in die französische Hauptstadt, um hier in einem vornehmen Klosterpensionat ihre Lehrjahre zuzubringen. Im J. 1814, mitten in der Unruhe nach dem Einzug der verbündeten Fürsten, starb in Paris ihre Mutter. König Friedrich Wilhelm III. stand an ihrem Sterbebette und versprach der Sterbenden sich ihrer verwaisten Tochter anzunehmen. Auf des Königs Anordnung wurde die 15jährige zur Vollendung ihrer Erziehung nach Berlin gebracht. Mit dem königlichen Hause trat sie hier in regen Verkehr; offenbar schon in dieser Zeit ist der Freundschaftsbund mit dem geistvollen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. geschlossen worden, dessen Pflege in begeisterter Verehrung der Inhalt ihres Lebens bis ans Ende geblieben ist.

Als nach dem frühen Tode ihres Vaters dessen jüngerer Bruder Graf Joseph, der Vater des jetzt regierenden Fürsten Alfred, Haupt des Hauses geworden war, vermählte sie sich im J. 1819, 20 Jahre alt, mit diesem ihrem Oheim. Sie ist dem an Jahren viel älteren Gemahl eine treue, mit fast kindlicher Verehrung zu ihm aufschauende Gattin und praktisch tüchtige Hausfrau, eine sorgsame Pflegerin und Erzieherin ihrer fünf Kinder gewesen. Nach dem Tode ihres Gemahls im J. 1839 führte sie während der Minderjährigkeit des Erben die Vormundschaft und Verwaltung mit klugem Sinn und fester Hand. Die späteren Lebensjahre hat sie bis zu ihrem Tode auf ihrem Wittwentheil in Stolberg zugebracht.

Von ihrer litterarischen Thätigkeit ist an die Oeffentlichkeit nicht viel gedrungen; es sind nur folgende fünf Sammlungen: „Königslieder“ 1841, „Psychorama eines Scheintodten“ 1847, „Königslieder“, 2. Reihe, 1858, „Die grüne Stube“ 1865 und „Zum Gedächtniß König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen.

Aeltere und neuere Königslieder". Außerdem sind noch verschiedene Aufsätze im Manuscript vorhanden: „Erinnerungen aus der Jugendzeit", Kritiken über bedeutsame Erscheinungen der damaligen Zeit: „Chateaubriand, Schiller und Goethe", geschriebene Aufsätze über „Paris und die Franzosen" u. a. Der eigenthümliche Titel der zweitgenannten Schrift will sagen, daß uns hier Lebens- und Zeitbilder aus der Seele einer Persönlichkeit vorübergeführt werden, die sich fern von der großen Welt der Zeiterscheinungen, in dem weltverlorenen Winkel der Harzberge gleichsam begraben hat: Bilder aus der engeren Heimath, Charakteristiken bedeutender Zeitgenossen, Bettina, Rahel, George Sand, Humboldt, Rückert, Ronge, Herwegh, Heine. Eigenthümlich ist ihr Verhältniß zu den beiden größten der zeitgenössischen Dichter, Schiller und Goethe, wobei eine große persönliche Vorliebe für Schiller zu Tage tritt. Die Vorliebe der Dichterin für morgenländische Poesie, um derenwillen sie noch im Alter sehr eingehende Sprachstudien gemacht hatte, brachte sie mit Rückert in Verbindung. In dem umfangreichen Briefwechsel der Gräfin mit den bekanntesten Persönlichkeiten der Zeit, findet sich auch ein Brief Rückert's vom 10. Juli 1858, in welchem sich der Dichter mit sehr warmer Anerkennung über das Psychorama ausspricht. Die gedachten Correspondenzen umfassen 38 von der Gräfin mit eigener Hand sorgsam geordnete Volumina. Von bekannteren Namen aus der Litteratur finden wir darunter: Bettina, Bodenstedt, die Gräfin Ida Hahn-Hahn, Mendelssohn-Bartholdy. Ein umfangreicher Briefwechsel ist mit dem noch lebenden Prinzen Georg von Preußen geführt, worin die von ihm für die Bühne verfaßten Dramen vor ihrer Vollendung dem Urtheil der Gräfin unterbreitet worden sind. Natürlich fehlen in dem Psychorama auch die „Zeitbilder" nicht. Die politischen Ereignisse des Jahres 1848 werden aufs schärfste verurtheilt. Voll beißender Ironie sind die an Herwegh, Ronge u. a. gerichteten geharnischten Sonette. Der fünfte Theil dieser Dichtungen, den Rückert als die Krone ihrer Dichtungen bezeichnet, läßt auch einen tiefen Blick in das innerste Leben der Dichterin thun. Auf religiösem Gebiet war die Gräfin ein Kind ihrer Zeit, in welcher ein Schleiermacher das religiöse Denken der hohen Geistesaristokratie Berlins beherrschte. Ihr Christenthum hatte offenbar mehr ein ästhetisches Interesse, als es aus tiefinnerem Glaubensleben herausgeboren war. Daher auch ihre Vorliebe für die Poesie des alten Testamentes. Dabei fehlt es aber nicht an ergreifenden Zeugnissen einer suchenden Seele.

Indessen der Kern und Stern des Dichterlebens der Gräfin war das innige Verhältniß zu König Friedrich Wilhelm IV. Ueber den Dichtungen dieses Kreises liegt der zarte Hauch einer Jugendfreundschaft, einer Jugendschwärmerei, aus der eine treue Freundschaft auf der einen Seite, zarte Verehrung auf der andern Seite geworden ist, wie sie nur aus einer geistigen Wahlverwandtschaft gleichgestimmter Seelen erwachsen kann. „Wie oft," schrieb sie an eine Freundin, „richte ich meine Blicke nach dem Bilde meines hochseligen Königs, der wie ein Paradiesvogel durch sein schmerzensreiches Leben gewandelt ist. Sein sonnenhafter hehrer Geist, sein reicher Verstand, sein sprudelnder Humor, sein liebreiches Herz — sie mußten alle, welche sich ihm nahten, entzücken und begeistern. Er war wie ein Baum des Lebens, von dem die Dichter sagen, daß jede Frucht davon einen andern Geschmack besaß." Die drei Gedichtsammlungen der Königslieder sind dem König selbst und nach dessen Tode der Königin Elisabeth gewidmet. Es ist wol die Verfasserin selbst, die in der Vorrede zur letzten Sammlung schreibt: „Als ein Widerschein von Ihm ausstrahlenden Lichtes, als ein Echo der Laute seines Herzens, bieten die hier gesammelten Dichtungen treue und wahre Züge dar für das künftige Abbild des Königs in der Geschichte. Sie bezeugen wahrhaft, daß nichts edles ihm fremd, daß das Höchste sein Ziel

war, und daß Er vor allem mit Seinem Hause Gott dem Herrn dienen wollte als ein freier und frommer König eines freien und frommen Volkes.“

Bei ihrem nahen Verhältniß zum König hat sie es einmal in unheilvoller Zeit wagen dürfen, ihren Einfluß in der Politik geltend zu machen. Als im J. 1849 verlautete, daß der von der Demokratie in der zweiten Kammer durchgesetzte Antrag, die Cadettenhäuser in Civil-Erziehungsanstalten zu verwandeln, die Zustimmung des Königs finden könnte, ließ sie sich bestimmen, in einem beweglichen Schreiben den König vor einer solchen Maßregel zu warnen. Des Königs Antwort ist charakteristisch für die Zeit, sie lautete: „Gnädigste Gräfin, Eben leg' ich Ihren prächtigen Cadettenbrief aus der Hand. Er freut und ängstigt mich zugleich. Warum das Erste, ist überflüssig zu sagen. Das Zweite aber, weil vielleicht mir unbekannt, solcher Streich meditirt wird. Denn seit der bien heureusen Constitution erfährt der König ganz zuletzt was vor ist, o sehr oft zu spät. So z. B. die infame Aufhebung der brandenburg. Ritter Academie!! Ich werde nun aber ein offenes Auge und Ohr auf die Sache haben. Von Aufheben der Cadettenhäuser ist keine Rede und ich dulde sie nicht, darauf verlassen Sie sich.“ — — Gar köstliche Bilder, sowol aus ihrer Jugendzeit als aus dem Leben ihres trauten Heims, hat sie in der für ihre Kinder bestimmten „grünen Stube“ gezeichnet. Varnhagen schreibt in seinem Tagebuch: „Um die Gräfin ganz kennen zu lernen und sie nach Gebühr zu verehren, muß man sie auf ihrem Schloß Stolberg, als Vormünderin, als Verwalterin des Ganzen, als Mutter ihrer Kinder, — welche wahrlich keinen kleinen Theil ihres Lebens bilden —, denen sie bei aller Strenge und Fürsorge die Anmuth und die Munterkeit einer Gespielin darbringt, als herrschaftliche Dame mit ihren Beamten, Dienern, Bürgern und Bauern sehen! Sie sorgt für Alle nach besten Kräften, hält Maaß und Schranken, vermittelt, erheitert; sie übt das schönste menschliche Geschäft, das weiblichste, des Wohlthuens durch ihre Gegenwart, durch Wort und Sinn, wo die Hand nicht ausreicht.“ Gegen den Frühling 1875 bemerkte man eine Abnahme ihrer Kräfte. Sie litt viel, aber klagte nicht. Am 15. August ist sie stille geschieden.

Pfitzner.

Stolberg-Stolberg: Sophie Eleonore, Gräfin zu St.-St., Tochter des regierenden Grafen Christoph Ludwig zu St.-St. und der Luise Christine, Tochter des Landgrafen Georg's II. von Hessen-Darmstadt, geboren am 6. Aug. 1669 zu Ortenberg in der Wetterau, starb unvermählt am 3. Nov. 1745 zu Stolberg am Harz. Von Jugend auf war sie ernsten kirchlich-religiösen Fragen zugewandt; besonders war es aber eine, die sie vor andern beschäftigte: sie wollte prüfen, wie je nach dem Maaße ihrer geistigen Anlage und Begabung, auch nach dem verschiedenen Bekenntniß, die Geistlichen die ziemlich reiche Auswahl von Begräbnißtexten behandelten. Sie sammelte daher mit großem Eifer eine Menge von Leichenpredigten. Handelte es sich hier allein um die Beantwortung dieser immerhin merkwürdigen Frage, so würde der Gräfin Name doch kaum an dieser Stelle zu nennen sein, weil der theologische Werth dieser Litteraturgattung in den meisten Fällen nur ein ganz untergeordneter ist. Aber der ursprüngliche Plan erweiterte sich immer mehr, und durch drei regsame, litterarisch auch sonst thätige Geistliche, den Stolberger Chronisten Mag. Joh. Arn. Zeitfuchs, seit 1707 Diakonus in Stolberg, † daselbst 1740, den geistlichen Sänger Mag. Joh. Georg Scharff, Oberprediger in Kelbra (geb. 1661, † 1724) und den Senior zur heiligen Dreifaltigkeit vor Schweidnitz Mag. Gottfr. Balth. Scharff (geb. 1676, † 1744) aufs kräftigste unterstützt, brachte S. El. einen Vorrath von gegen 40 000 Leichenpredigten auf Personen aus den verschiedensten Lebensstellungen und Berufsarten zusammen, der zwar nicht für die Geschichte der Predigt, wohl aber durch die darin enthaltenen Personalien für die deutsche Biographie und Familien-

kunde einen Quellenschatz darstellt, der an Bedeutung und Umfang seines gleichen sucht. Mit viel Ueberlegung, doch höchst unpraktisch wurde seit 1714 und dann wieder seit 1733 ein Katalog in Druck gegeben, der letztere jedoch kaum bis zur Hälfte vollendet. Bedeutend erhöht wurde der Werth dieser zu Stolberg aufbewahrten Sammlung dadurch, daß im Auftrage des regierenden Grafen Alfred Archivrath Heinr. Beyer einen neuen vollständigen zweckmäßiger eingerichteten Katalog derselben anfertigte. Doppelt, drei- oder mehrfach vorhandene Stücke sind der gräflichen Bibliothek zu Roßla, der fürstlichen Bibliothek zu Wernigerode, endlich 11 weiteren öffentlichen Bibliotheken der Provinz Sachsen überwiesen.

Heinrich Beyer in der Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde 10 (1877), S. 343—348. Ed. Jacobs.

Stolberg-Wernigerode: Anna, Gräfin zu St.-W., Oberin von Bethanien, geboren am 6. September 1819 zu Peterswaldau, † am 17. Februar 1868 in Berlin. Als das achte Kind des Grafen Anton zu St.-W. (s. u. S. 376) und seiner Gemahlin Luise, Freiin v. d. Recke, verlebte sie unter den Augen frommer Eltern in einem reichen Geschwisterkreise überaus glückliche Kinderjahre. Der Sinn für Wohlthätigkeit wurde durch das Beispiel von Eltern und Großeltern von frühester Jugend an geweckt. Der schlichten Einfachheit des Vaterhauses entsprach das Wesen der ersten Erzieherin Kleophea Schlatter, Tochter der in weiteren Kreisen bekannten Anna Schlatter aus St. Gallen. Als diese sich nach vier Jahren vermählte, folgte auf die deutsche Schweizerin die französische Mlle. Guyonet, die bei siebenjähriger erfolgreicher Lehr- und Erziehungsthätigkeit gleich ihrer Vorgängerin sich ein stets dankbares Gedenken in der Familie stiftete.

Während patriotischer Sinn durch des Vaters aufopfernden Antheil an den Geschicken des Vaterlands und den Verkehr mit den Edelsten des Volks in der Jungfrau geweckt wurde, erhielt sie auch Nahrung für Geist und Gemüth durch Pflege des Schönen, besonders der Tonkunst. Entscheidend aber wurde für ihren späteren Lebensberuf des Vaters Versetzung nach Düsseldorf im J. 1834. Es war dies die Zeit, in der die Fliedner'schen Wohlthätigkeitsanstalten in dem benachbarten Kaiserswerth gegründet wurden. Gar bald sehen wir den Grafen mit dem Pastor in der kleinen Landstadt zu gemeinsamer Thätigkeit verbunden; letzterer hilft 1835 dem Grafen bei Begründung der ersten Kleinkinderschule in Düsseldorf, im nächsten Jahre aber wird der erstere Mitbegründer und Vorsitzender des ersten rheinisch-westfälischen Diakonissenvereins. Mit dem Haupte des Hauses wurde auch die ganze Familie für das wichtige Diakonissenwerk gewonnen und trat mit Kaiserswerth und P. Fliedner in lebhaften Verkehr. Ebenso wurde das noch näher gelegene Düsselthal, die Stiftung des Grafen v. d. Recke für verwahrloste Mädchen, mit lebendiger Theilnahme aufgesucht. Weniger geeignet für die Entfaltung dieser Interessen war dann der Aufenthalt in Magdeburg von 1837—1840, aber sie wurden doch wach gehalten durch die daselbst eifrig verfolgten Kaiserswerther und Düsselthaler Berichte, sowie diejenigen der Amalie Sieveking über die Thätigkeit des Hamburger Frauenvereins. Als dann aber ihr Vater Ende 1840 als Wirklicher Geheimer Rath und zwei Jahre später als Hausminister dem König Friedrich Wilhelm IV. persönlich nahe trat, da fand jenes Streben nach Schöpfungen christlicher Liebesthätigkeit die reichste Nahrung. In Berlin hatte ziemlich gleichzeitig mit Fliedner, Joh. Goßner, der auch schon früh mit Gliedern des Hauses Stolberg-Wernigerode in naher Verbindung stand, durch seinen Frauenkrankenverein, das Elisabethkrankenhaus, Kleinkinderschule und seine Thätigkeit für äußere Mission in ähnlicher Weise gewirkt. Am königlichen Hofe hörte A. auch das zündende hinreißende Wort des 60jährigen englischen Gefängnißapostels, der Elisabeth Fry, die auch eine „Ansprache an die Frauen und Jungfrauen Deutschlands“ in Druck gab. Aber mit Fliedner selbst

stand der König in lebhafter Verbindung und suchte mit seiner Hülfe auch in Berlin ein dem seinigen gleiches Unternehmen zu begründen. Nachdem Fliedner am 15. Juni 1843 die ersten fünf Diakonissen in der Charité eingeführt hatte, ging der König nach Besprechung mit seinen vertrautesten Räthen, darunter Anna's Vater, an die Begründung eines Diakonissen-Mutterhauses in großem Maaßstabe, das den Namen Bethanien erhielt und am 10. October 1847 mit neun Kaiserswerther Diakonissen eingerichtet wurde. Diese, der Leitung der ihr befreundeten Oberin Marianne v. Rantzau unterstellte Anstalt besuchte A. ebenso wie ihre Schwestern seit der Zeit ihrer Eröffnung, und bereitete sich so auf die Krankenpflege vor. Auch einige Ereignisse in und außerhalb des Vaterhauses dienten noch dazu, A. und ihre Schwestern dem Diakonissenberuf zuzuführen. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution im J. 1848 unternahm ihr Vater, mit reichen Mitteln und den ausgedehntesten Vollmachten ausgerüstet, eine mehrwöchentliche Reise in die vom Typhus heimgesuchte Provinz Schlesien, wodurch er und die Seinigen einen genauen Einblick in die Nothlage der dortigen Bevölkerung gewannen. Um diese Zeit gründete Anna's Vetter Graf Friedrich zu St.-W. ein Mädchenwaisenhaus zu Altdorf bei Pleß, der Vater aber nach dem am 27. März zu Wernigerode erfolgten Tode seiner Tochter Friederike ein kleines Diakonissenhaus zu Leppersdorf bei Kreppelhof, das nach einer 1844 verstorbenen Tochter den Namen Mariannenstift erhielt. Dieser Stiftung dienten nun die Schwestern Bertha, Anna und Charlotte wie Diakonissen, arbeiteten auch mit aller Anstrengung an einem Teppich zum Verkauf, sowie an Wäsche und Kleidern für die Ausstattung derselben. Im J. 1850 aber trat Charlotte, die jüngste der Schwestern, als dienende Schwester zu Bethanien ein, um sich als Diakonissin auszubilden. Schon war der 10. Mai 1851 zum Tage ihrer Einweihung in dieses Amt festgesetzt, als sie sich durch besondere Fügung sechs Tage vorher mit dem bekannten Oberpräsidenten v. Kleist-Retzow verlobte. Da nun nur noch zwei Töchter im Hause waren, so hielt diese die Rücksicht auf ihre Eltern noch einige Zeit zurück, ihren Wunsch, der ursprünglichen Absicht ihrer jüngsten Schwester zu folgen, zu offenbaren. Als sie das nach Jahr und Tag doch thaten, erhielten sie der Eltern freudige Zustimmung zu diesem Unternehmen, doch sollte eine zur Stütze des Hauses bei den Eltern zurückbleiben. Anna, die jüngere, wurde aber zum Diakonissenberuf bestimmt, und betrachtete den 18. October, an welchem sie die elterliche Erlaubniß erhielt, bis ans Ende als einen wichtigen Feiertag. Das ernste, früh beginnende Tagewerk der Diakonissen in ihrer einfachen Tracht und sehr beschränkten Wohnungsverhältnissen erforderte viel Entsagung, die aber A. mit Freude übte. Zuerst Probeschwester, wurde sie bei treuem Eifer und wegen der durch längere Bekanntschaft mit dem Diakonissenwesen erlangten Vorübung, schon am 18. April 1854 Diakonissin. Die schon seit längerer Zeit leidende und befreundete Oberin Marianne v. Rantzau ernannte sie zu ihrer Stellvertreterin. Als dieselbe aber am 5. Januar 1855 gestorben war, wurde A. vom Curatorium der Anstalt einstimmig zu ihrer Nachfolgerin erwählt. Am 2. Februar fand dann in Gegenwart des Königs und der Königin die feierliche Einweihung der neuen „hochwürdigen Oberin und Frau" in ihr Amt durch den Hofprediger Snethlage statt. Dasselbe wurde mehr und mehr ein sehr arbeitsreiches und bedeutsames, da bald die Zahl der 50 Stellen auf das dreifache stieg. Außerordentliche Ereignisse stellten dann Anforderungen an die Leitung der Anstalt, die zu erfüllen immer schwerer wurde. Zunächst war die Oberin berufen, an 24 Tochterhäusern — auf diese Zahl stiegen dieselben in schneller Folge unter ihr von den vorherigen zweien an — 74 Schwestern einzuführen, die sie mit besonderem Geschick zu ihrem Werke anleitete. Die Zahl der Krankenbetten stieg auf 300. Trotz der dadurch bedingten Arbeitslast wußte

A. noch Zeit für eine reiche private Wohlthätigkeit außerhalb des Hauses zu finden, wobei die mit Liebe und Verehrung an ihr hangenden Schwestern sie mit Nähen und Stricken kräftig unterstützten. Im J. 1856 unternahm sie in Begleitung des Hausgeistlichen eine lehr- und erfolgreiche Besuchsreise zu verwandten Anstalten nach Dresden, Kaiserswerth, Straßburg, Riehen bei Basel, St. Loup im Waadtland, Boudry bei Neuschâtel und nach dem erst 1852 durch Pastor Löhe gegründeten Neuendettelsau. Die erste Gelegenheit, das christliche Liebeswerk der Anstalt in einem außerordentlichen Falle zu bewähren, bot der deutsch-dänische Krieg im J. 1864, bei welchem die großen Verdienste ihres Bruders Eberhard, Kanzlers des Johanniterordens, ihr die Wege bahnten. Mit diesem, der Gräfin Eberhard, gebornen Prinzessin Reuß, die ihren Gemahl kräftigst unterstützte, dem Grafen Ernst zur Lippe-Weißenfeld und zwei Brüdern des Rauhen Hauses in Hamburg eröffnete sie nebst zwei Diakonissen von Bethanien das erste Kriegslazareth zu Altona. Weitere Diakonissen von Bethanien, Kaiserswerth, dann auch römisch-katholische Schwestern, folgten. Die schwere Arbeit begann am 6. Februar 1864 mit acht verwundeten österreichischen Soldaten. Natürlich wurde kein Unterschied zwischen Freund und Feind, Preußen, Oesterreichern und Dänen gemacht. Diakonissen, Johanniter und freiwillige Krankenpfleger trugen das rothe Kreuz als Zeichen der Unverletzlichkeit am Arme. Bald füllte sich das Lazareth in Altona, und mit dem Vorrücken des Kriegsschauplatzes wurde ein neues mit 50 Betten zu Flensburg gegründet. Nach Flensburg begab sich die Oberin mit neun Diakonissen. Zuletzt war sie mit 20 derselben und sechs freiwilligen Kriegsschwestern in den Lazarethen auf dem Kriegsschauplatze, kehrte aber nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen nach Bethanien zurück, weil dieses Haus, das auch zum Kriegslazareth geworden war, ihrer Anwesenheit dringend bedurfte. Beim böhmischen Feldzuge 1866 brachte sie ihre Diakonissen nach Görlitz, kehrte aber bald nach Berlin zurück, wo wieder große Anforderungen an sie gestellt wurden. Die gnädige Absicht König Wilhelm's, die aufopfernden Diakonissen durch eine Kriegsdenkmünze auszuzeichnen, lehnte sie dankbar ab. Auf das Kriegsjahr 1866 folgte im nächsten eine große Hungersnoth in Ostpreußen, besonders Masuren, wo gegen Ende 1867 der Hungertyphus ausbrach. Als nun hier unter ihrem Bruder Eberhard die Johanniter ihr Liebeswerk begannen, und außer ihren Krankenhäusern zu Bartenstein und Gerdauen auch an dem Hauptherde der mörderischen Seuche, dem Städtchen Rhein, ein Lazareth einrichteten, machte sich, trotz der Ueberfüllung ihrer Anstalt mit Kranken, die Oberin am 17. Januar 1868 selbst mit zwei Schwestern nach Rhein auf, während sie zwei andere nach Gerdauen und Bartenstein sandte. Das Elend, die Noth und der Schmutz, den sie hier vorfand, spotteten jeder Beschreibung: „das Herz stand mir still, als ich zuerst in diese Pesthöhle trat“, äußerte sie selbst, „solch menschliches Elend habe ich noch nie gesehen.“ Trotzdem blieb sie stark und rüstig, und leistete in den nur kurzen Tagen ihres Aufenthalts in Rhein außerordentliches. Ein Lazareth für 40 Typhuskranke wurde in einem geeigneten zu diesem Zweck erworbenen Hause eingerichtet. Am 25. Januar verließ sie Rhein, am 28. war sie wieder in Bethanien und erstattete alsbald der Königin in Charlottenburg Bericht. Aber sie hatte den Keim des Todes von ihrer Reise mitgebracht. Noch hatte sie die Freude, 100 Thlr., welche ihr Bruder Eberhard für ihre Pfleglinge in Ostpreußen geschenkt hatte, durch sorgfältig gemachte Ankäufe zu verwenden, am 3. Februar einer Sitzung des Raths über die Absendung einer Schwester nach Rhein und der Aufnahme von zwei Probeschwestern beizuwohnen, dann mußte sie sich legen. Am 8. traten die ersten äußeren Zeichen des Fleckentyphus hervor, dem sie in der ersten Stunde des 17. Februar erlag. — So schlicht auch das Begräbniß an sich eingerichtet

wurde, so großartig gestaltete sich dasselbe durch die Huldigungen, welche zu Ehren der edlen Entschlafenen freiwillig dargebracht wurden, die freiwillig und frohgemuth ihr Leben dem Wohl der ärmsten unter ihren Mitbrüdern geweiht hatte. Der König legte selbst einen prächtigen Lorbeerkranz mit schwarz-weißen Bändern auf den einfachen schwarzen Sarg, wozu die Königinnen Augusta und Elisabeth weiße Rosen und Camelien fügten. Ihr väterliches Erbe vermachte die Oberin halb dem Mariannenstift zu Leppersdorf, halb dem Hause Bethanien.

Arnold Wellmer, Anna, Gräfin zu Stolb.-Wern. 2. Aufl. Bielefeld 1870. Beide Auflagen schmückt ein Bild der Oberin, von denen das eine sie in der letzten, das andere in einer etwas früheren Zeit der Verwaltung dieses Amtes darstellt. Ed. Jacobs.

Stolberg-Wernigerode: Anton Graf zu St., geboren am 23. October 1785 auf Schloß Wernigerode, † zu Berlin am 11. Februar 1854. Von Kind auf durch ein frisches, offenes Wesen ausgezeichnet, genoß Graf A. vom Januar 1792 an den Unterricht des jungen Theologen Gotthold B. Thilo, eines ebenso begabten als zuverlässigen und treuen Mannes, den er mit seinem älteren Bruder Constantin und mit mehreren Knaben und Jünglingen theilte, die der menschenfreundliche Vater an seinem Hofe erziehen ließ. Zur Erhebung des Geistes und Gemüthes diente von früh auf die Uebung der Tonkunst und die Beschäftigung mit der schönen Litteratur, erstere vorzugsweise vom Vater, Graf Christian Friedrich, letztere von der geistvollen Mutter Auguste Eleonore eifrig gepflegt und gefördert. Am 25. Mai 1800 confirmirt, wurde A. für den Dienst im preußischen Heere bestimmt, zu Anfang des nächsten Jahres aber noch einmal zu weiterer Ausbildung nach Dresden gesandt, wo er mit dem bekannten litterarischen Hause des Appellationsgerichtsraths Körner in nähere Verbindung trat und auch sonst manche Gelegenheit fand, Geist und Gemüth zu pflegen. Ende 1802 trat er als Cornet in das Regiment der gardes du corps ein. Von großer Bedeutung wurde für ihn, sonstiger persönlicher Beziehungen, die er anknüpfte, nicht zu gedenken, das Wohlwollen, welches ihm der Bruder des Königs, Prinz Wilhelm von Preußen, seit seinem Eintritt in das Regiment der gardes du corps im J. 1804 bezeugte. Im J. 1805 durch ein ernstliches Brustleiden zu seinem großen Bedauern daran gehindert, schon damals dem Aufgebot des Königs wider die Franzosen zu folgen, war er doch in den nächsten Jahren in der Lage, nachdem ihn sein Vater am 8. Mai als Propst zu Walbeck eingeführt hatte, wieder in das Regiment einzutreten. Er machte nun den unglücklichen Feldzug im Herbst des Jahres 1806 mit und blieb darnach bei dem Heerestheile, der dem Könige nach Preußen folgte. Hier nahm er an den schweren Kämpfen des Winterfeldzugs, besonders bei Heilsberg, rühmlichen Antheil, der auch die allerhöchste Anerkennung fand. Nach dem Frieden von Tilsit kehrte er in seine Heimath Wernigerode zurück, zwar augenblicklich genöthigt, den Waffendienst für das Vaterland auszusetzen, aber voll getroster Hoffnung auf eine glückliche Wendung der Dinge. In der Zeit des Druckes legte er den Grund zu seinem Familienglück, indem er sich im November 1808 mit Luise, der Tochter des Staatsministers v. d. Recke, verlobte und dieselbe am 12. Juni 1809 in Berlin heimführte. Diese Gattin, die ihm fünf Söhne und sieben Töchter schenkte, erwies ihrem Gemahl in allen Lebenslagen eine unverdrossene treue Hingebung. Obwohl am 7. Juni 1809 zum Stabsrittmeister befördert trat der Graf doch vorläufig aus dem preußischen Heeresdienste aus, um die Gefahr zu vermeiden, für Frankreich dienen zu müssen und begab sich nach Wernigerode zurück, doch ließ ihn der König von Westfalen für vogelfrei erklären und einen Preis auf seinen Kopf setzen. Er war nun eine Zeit lang ohne feste Lebensaufgabe und eigene Haushaltung, half mit seiner Gemahlin den Eltern bei der Verwaltung der schlesischen Besitzungen und be-

gleitete den Prinzen Wilhelm 1810 bei einer Reise durch jene Provinz. Sobald aber am 3. Februar 1813 König Friedrich Wilhelm III. das preußische Volk zu den Waffen rief, war er einer der ersten, welche den Fahnen folgten. Er wurde dem 2. Leibhusarenregiment zugetheilt, doch erbat sich ihn Prinz Wilhelm zum 2. Adjutanten und er war als solcher bei Groß-Görschen an seiner Seite. Gefährlich gequetscht blieb er besinnungslos auf dem Schlachtfelde, von welchem des Prinzen erster Adjutant v. Hedemann ihn fortführen ließ. In Cudowa nothdürftig von seiner Verwundung geheilt nahm er wieder als des Prinzen Adjutant an den Gefechten bei Löwenberg und an der Katzbach bis zur Schlacht bei Leipzig theil. In gleicher Stellung war er beim Prinzen unter Blücher's Heer bei dem 1814er Winterfeldzuge in Frankreich und in den Gefechten der schlesischen Armee bei S. Dizier, La Chaussée, Chalons sur Seine, Chateau Thierry, Méry sur Seine und Laon. Wegen seiner Auszeichnung in letzterer Schlacht wurde ihm das Eiserne Kreuz 1. Classe verliehen. Nachdem er den Einzug der siegreichen Verbündeten in Paris mitgemacht hatte, kehrte er zunächst nach Wernigerode zurück, wo er seinen gefallenen und heimgekehrten Waffengenossen ein eisernes Gedenkkreuz auf dem Ilsenstein errichtete. Auch bei dem letzten Waffengange gegen Napoleon war er als Adjutant an der Seite des Prinzen Wilhelm in einer unter dem Grafen Bülow v. Dennewitz stehenden Brigade. Endlich, nachdem der große Krieg beendet war, nahm er am 8. November 1815 dreißig Jahre alt seinen Abschied als Oberstlieutenant. Von da an wieder eine Zeit lang ohne bestimmte Stellung war er doch sehr thätig und stand seinem alternden Vater in seinen Geschäften bei. Auch waren die nächsten Jahre nach den Freiheitskriegen für ihn wie für so manche tiefangelegte Männer unseres Volks eine Zeit ernstlicher Erneuerung und Vertiefung. Aber auch für seinen späteren amtlichen Beruf waren jene Jahre nicht unfruchtbar. Im Auftrage seines Vaters war er 1822 mit Erfolg an der Herstellung eines neuen Vergleichs zwischen der Krone Preußen und dem Hause Stolberg-Wernigerode inbezug auf die staatsrechtliche Stellung desselben und der Grafschaft Wernigerode thätig. Bei dem dadurch bedingten Aufenthalt in Berlin erwarb er sich das ganz besondere Wohlwollen und Vertrauen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Infolge des Ablebens seines Vaters am 26. Mai 1824 fiel ihm die Herrschaft Kreppelhof in Schlesien zu, auf der er nun mit seiner Familie seinen Aufenthalt nahm. Bald fand er auch als Landrath des Kreises Landeshut Gelegenheit zu amtlicher und öffentlicher Thätigkeit, die ihm die Anerkennung, Liebe und Verehrung aller Kreise erwarb. Als ihn im J. 1829 die Noth der Spinner und Weber in den schlesischen Gebirgskreisen zur Ausarbeitung einer der Regierung in Liegnitz überreichten Denkschrift veranlaßte, erreichte er auch hiermit seine menschenfreundliche Absicht und unbedingte Anerkennung an höchster Stelle, aber er hatte dabei auch unter der Erbitterung und Verstimmung verschiedener Persönlichkeiten zu leiden. Von dieser gesegneten Thätigkeit berief ihn im J. 1830 Prinz Wilhelm von Preußen als Adjutanten für Civilgeschäfte nach Köln, als er in seiner Eigenschaft als Generalgouverneur von Rheinland und Westfalen dahin zog. Nachdem er anfangs 1831 die ihm als Erbschaft zugefallene niederrheinische Herrschaft Diersfort übernommen hatte, kehrte er dann noch einmal bis zum Frühjahr 1834 nach Kreppelhof zurück. Aber aufs neue sollte er an den Rhein zurückkehren. Schon im J. 1833 als königlicher Commissarius zum Rheinischen Provinziallandtag nach Düsseldorf gesandt, wurde er zu Anfang des nächsten Jahres zum Chefpräsidenten der dortigen Regierung ernannt, als welcher er eine überaus anstrengende und aufreibende Thätigkeit entfaltete. Er bekam hier am Rheine die Unannehmlichkeiten der scharfen politischen Gegensätze zu kosten, wozu die fast noch unangenehmeren in den confessionell-religiösen Fragen

kamen. Mit letzteren hatte er besonders im J. 1837 als königl. Commissarius in der streitigen Angelegenheit mit dem Erzbischof von Köln zu thun. Dagegen war es ihm auch vergönnt, sich bei der Erneuerung des evangelischen Diakonissenwesens zu betheiligen. In seinem Hause zu Düsseldorf wurden am 30. Mai 1836 die Satzungen des Rheinisch-Westfälischen Diakonissen-Vereins geprüft und von ihm als erstem Präsidenten unterzeichnet. Nach manchen Widerwärtigkeiten und Lasten seiner rheinischen Amtszeit, von denen er sich möglichst oft durch Erholungsreisen nach Wernigerode zu seinem Bruder Henrich zu erholen suchte, hatte er sich doch auch vielfacher Anerkennung zu erfreuen. Gleichwol war es ihm eine große Freude, als ihn im J. 1837 des Königs Vertrauen vom Rheine weg und zum Oberpräsidenten seiner heimathlichen Provinz Sachsen nach Magdeburg berief. Im März 1838 trat er sein neues Amt an. Auch in Magdeburg fehlte es dem amtlichen Leben nicht an Widerwärtigkeiten, die aber wegen der großen Anerkennung, die er zumal an höchster Stelle fand, leicht überwunden wurden. Ein besonderer Beweis dieses Vertrauens war es, daß König Friedrich Wilhelm IV. ihn am 30. December 1840 unter Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rath nach Berlin berief, wo er Antheil an der gesammten Regierungsthätigkeit des Königs in den ersten Jahren nach der Thronbesteigung erhielt. Das Vertrauen des Königs war, abgesehen von des Grafen Geschäftstüchtigkeit, ebenso sehr auf dessen unerschütterlich festem königstreuen altpreußischen Standpunkt, als auf seinem lautern entschieden evangelischen Bekenntniß gegründet. Von den beiden ihm im J. 1841 erwiesenen militärischen Ehren, der Ernennung zum Generalmajor und der Verleihung des 27. Landwehrregiments, war ihm die letztere besonders werth, weil in jenem Regimente die Leute aus seiner Geburtsheimath Wernigerode dienten. Seine Ernennung zum Staatsminister erfolgte am 23. October 1842. Als zweiter Chef im Hausministerium erhielt er die Verwaltung der Domänen und Forsten übertragen. So freudigen Antheil Graf A. an den hohen Ideen des Königs, wie an der Gründung des evangelischen Bisthums in Jerusalem nahm, so nahe gingen ihm die politischen Ereignisse der nächsten Jahre. Zwar war im J. 1844 der Mordversuch Tschech's nur ein Werk privater Rachsucht, aber das Zusammentreten des vereinigten Landtags 1847 und die dabei zu Tage tretenden politischen Bestrebungen machten ihm ängstliche Sorge, daher er auch, als kurz vor diesem Zusammentritt am 29. März eine große Feuersbrunst seine Vaterstadt heimsuchte, nicht von des Königs Seite wich, um Einflüsse von ihm fern zu halten, die nach seiner Ueberzeugung verderbliche waren. Der Verlauf des Landtags bereitete dem Grafen großen Kummer. Aber in unerwartet schneller Folge wurden die Erfahrungen des Jahres 1847 von denen des März 1848 überholt. Unmittelbar vor dem Ausbruch des Sturms sah der Graf die Lage der Dinge zwar für sehr ernst aber nicht für hoffnungslos an. Aber schon am Vorabend des eigentlichen Revolutionstages sah er sich mit andern Ministern veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen. Die Cabinetsordre vom 20. d. M., durch welche der König ihn zum Generaladjutanten ernannte, ist im Drange der Ereignisse unveröffentlicht geblieben. Da er zu seinem tiefen Schmerze damals nicht mehr bei seinem Könige sein durfte, so suchte er als ein Geächteter, wie er sich selbst nennt, wieder seine Zuflucht in Wernigerode, wo ihn sein Bruder mit offenen Armen aufnahm. So tief aber auch die revolutionären Ereignisse den altpreußischen Royalisten treffen mochten, sein lebendiges Christenthum verhinderte es, daß sein Schmerz ihn zum Thun und Hoffen unfähig machte. Indem er durch das Dunkel der Zeit auch lichte Punkte glänzen sah, suchte er an diese anknüpfend an seinem Theile der Revolution entgegenzuarbeiten. Seinem innersten Wesen entsprechend waren es zunächst die religiös-kirchlichen Fragen, an die er seine

Hoffnungen heftete. Bereits im J. 1849 nahm er aber seine öffentliche Thätigkeit wieder auf, indem er sieben Monate lang stellvertretend das Landeshuter Landrathsamt versah, während sein Sohn Eberhard als Mitglied der zweiten Kammer in Berlin anwesend war. Und nachdem ihm infolge der Revolution am 4. Mai 1848 der Abschied als Generallieutenant ertheilt und er — bezeichnend genug für die damaligen Zustände — zugleich als Chef des 27. Landwehrregiments gestrichen war, trat er am 26. November 1850 wieder als Generaladjutant des Königs in Dienst, wozu er sich bereits vorher zur Verfügung gestellt hatte. Er erhielt auch am 23. Mai 1851 sein heimathliches Landwehrregiment wieder, am 26. Juni folgte seine Ernennung als Oberstkämmerer und Minister des königlichen Hauses. Am 26. August erhielt er bei der Huldigung den Schwarzen Adlerorden und wurde Großcomthur des königlichen Hausordens von Hohenzollern. Beim Ordensfeste des Jahres 1852 wurde er Kanzler des hohen Ordens vom Schwarzen Adler und mit der Ordenskette geschmückt. Der Eintritt des Grafen in seine bedeutsame Stellung als persönlicher Freund und Vertrauensmann des Königs, des amtlichen Rathgebers in allen Angelegenheiten des königlichen Hauses und Hofes, machte sich bald geltend. Des Grafen Würden waren aber nicht nur oft mit schwerer Arbeit verbunden, sondern auch mit vieler Entsagung verknüpft, denn wegen seines fortwährenden Dienstes an der Seite des Königs konnte er ein Familienleben nur in den Urlaubszeiten führen. Daher gehörte denn auch, daß ihm Urlaub zu allen Jahreszeiten zugesagt werde, zu den Bedingungen, unter denen er das Hausministerium im J. 1851 übernahm, eine andere aber, welche der Graf 1850 gestellt hatte, war, daß nunmehr die revolutionäre Bahn verlassen werde. Bei den vielen Einflüssen, welche in den Jahren nach 1848 auf den König einstürmten, war es für einen in seiner Ueberzeugung fest stehenden alten Rath schwer, in einer so verantwortungsvollen Stelle zu verbleiben. Er drückte seinen Wunsch daher wol gelegentlich dahin aus, daß das Unzusammenhängende in den nächsten Umgebungen Seiner Majestät aufhören möge. Es führte daher auch dahin, daß Graf A., obgleich in nicht politischer Stellung befindlich, doch in viele politischen Fragen hineingezogen wurde und zwingenden Anlaß hatte, seinen persönlichen Einfluß geltend zu machen. Er berichtet selbst, wie er zu Weihnachten 1850 in einer freimüthigen Rede in manchen Punkten scharf gegen den König aufzutreten sich veranlaßt sah. Er fand den Monarchen aber mehr geneigt, seinen Wünschen entgegen zu kommen, als er zu hoffen gewagt hatte und fand Gelegenheit, manches zu versöhnen, zu ebnen, ja hervorzurufen, was vorher unmöglich erschienen war. Die große Liebe und das Vertrauen des Königs waren es, die es ihm, wie er selbst sagt, ermöglichten, unter göttlichem Beistande manches zu seiner Ehre zu helfen.

Die eigentliche Triebfeder seiner Entschließungen und Thaten war sein inniges Verhältniß zu seinem Gott, sein ungefärbter Glaube. Dieser Glaube, in welchem das Treueverhältniß zu seinem Könige ruhte, offenbarte sich auch in seinem Eintreten für die Kirche, die Diakonissensache und ähnliche Bestrebungen. Freudig sah er drei seiner Töchter zum thätigen Eintritt in den Diakonissendienst sich entschließen, wenn die Umstände es auch schließlich so fügten, daß nur eine von ihnen, Anna, die Laufbahn wirklich ergriff und aufopfernd bis an ihr Ende verfolgte. Gegen Ende seines Lebens nahm er noch an verschiedenen hoffnungsvollen Regungen in der Kirche, besonders an dem im September 1853 zu Berlin versammelten Kirchentage, freudigen Antheil. Lange darnach hat er nicht mehr gelebt, aber auch nicht gekrankt. Noch am 30. Januar 1854 richtete er einen köstlichen glaubensvollen Brief an seinen Bruder Henrich; Sonntag (5. Febr.) war er zum letzten male auf dem Schlosse bei den Königlichen Majestäten,

hatte am 9. d. M. eine längere Unterredung mit seinem Seelsorger und verschied zwei Tage darnach nachmittags ohne Todeskampf. Eine erhebende Trauerfeier fand am 13. Februar bei der Leiche in seinem Hause auf der Wilhelmsstraße statt. Seinem Willen gemäß wurden darnach am 15. seine Gebeine in der harzischen Heimatherde unterm Schloßberge in Wernigerode beigesetzt. Tags darauf verschied auf dem Schlosse sein Bruder Henrich, mit dem er sein ganzes Leben in treuster Liebe verbunden gewesen war. Die äußeren Züge des Grafen führt, von Oelgemälden abgesehen, ein von Paul Bürde gezeichnetes und lithographirtes Bild in großem Format vor Augen. In der fürstlichen Porträtsammlung zu Wernigerode findet sich auch eine sein Bild darstellende treffliche Kreidezeichnung in Groß-Quartformat.

Außer handschriflichen Quellen ist besonders zu vergleichen G. Hesekiel, Beilage zu Nr. 69 der Neuen Preußischen Zeitung vom 22. März 1854.

Ed. Jacobs.

Stolberg-Wernigerode: Botho, Graf zu St., geboren zu Gedern in der Wetterau am 4. Mai 1805, † zu Ilsenburg am 4. August 1881. Von seinen Eltern, dem Erbgrafen Henrich und dessen Gemahlin Jenny, geb. Prinzessin zu Schönburg-Waldenburg, durch Hauslehrer, dann seit 1821 auf dem Blochmann'schen Institut zu Dresden sorgfältig vorbereitet, bezog er nach zweijährigem Dienst im Gardedragonerregiment zu Berlin im J. 1826 die Universität Heidelberg, arbeitete dann eine zeitlang bei der königlichen Regierung in Düsseldorf. Im J. 1839 übertrug ihm sein Vater die Verwaltung von Gedern. Der frühzeitige Tod seines älteren Bruders Hermann berief ihn zwei Jahre darnach zur Stütze seines alternden Vaters nach Wernigerode. Nach dessen Ableben aber führte er von 1854 bis 1858 als Vormund seines Neffen Otto mit großer Gewissenhaftigkeit und Treue das Regiment in der Grafschaft Wernigerode. In früher Jugend Zeuge des Falls und der Wiedererhebung Deutschlands nährte Graf B. in sich eine warme Begeisterung für die Geschichte des Vaterlands und für deren Denkmale nach verschiedenen Richtungen hin, daher gemeinsame Unternehmungen wie der im J. 1852 errichtete Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine und das gleichzeitig begründete Germanische Museum in Nürnberg ihn zu ihren eifrigsten Freunden und Förderern zählten und letzteres in der von ihm mit großem Verständniß zusammengebrachten und letztwillig überwiesenen großen Burgensammlung einen bemerkenswerthen Schatz bewahrt. Bei dieser das ganze deutsche Volksthum, besonders auch seine Lieder, Sitten und Sagen umfassenden Richtung war doch sein Blick und seine Thätigkeit mit noch regerem Eifer auf die nähere Umgebung gerichtet, daher der im J. 1868 begründete Geschichtsverein des Harzes ihn zu seinen Mitgründern zählt und zehn Jahre lang von ihm als Vorsitzenden mit großer Hingebung geleitet wurde. Keinem Werke hat er aber eine größere Thätigkeit zugewandt, in keinem seinen kritischen, auf die Feststellung der schlichten geschichtlichen Wahrheit gerichteten Sinn deutlicher bekundet, als in der von ihm ausgearbeiteten „Geschichte des Hauses Stolberg im Mittelalter“, die in einem stattlichen Octavbande zwei Jahre nach seinem Ableben vom Geh. A.-R. G. A. v. Mülverstedt herausgegeben wurde, ebenso wie 1885 die große von 1210 bis 1511 (bezw. 1535) reichende Quellensammlung dazu. Auf dieses Werk wurde nicht nur innerhalb drei bis vier Jahrzehnten eine große Summe von Arbeit verwandt, es wurden auch die Thatsachen und Quellen immer aufs neue mit größter Gewissenhaftigkeit geprüft und liebgewordene Ueberlieferungen aufgegeben, wenn neu aufgegrabene Quellen sie als unhaltbar erwiesen. Wol war sein Blick vorzugsweise auf das Mittelalter gerichtet, aber auch die jüngste Vergangenheit, besonders die seines Hauses, als dessen lebende Chronik er gelten konnte, beschäftigte ihn lebhaft. Daß schon bei

Lebzeiten des Vaters die große Bibliothek des Hauses Gegenstand seiner besonderen Aufmerksamkeit war und daß derselben zur Zeit seines vormundschaftlichen Waltens in dem gegen 16,000 Bände starken litterarischen Nachlaß des Bibliophilen Zeisberg ein wichtiger Schatz zugeführt wurde, verdient erwähnt zu werden. Von seiner ausgewählten Privatbibliothek gelangte ein sich auf 2000 Bände belaufender Theil an die große Wernigerödische Bibliothek. Seit dem 15. August 1843 mit Adelheid, geborenen Gräfin zu Erbach-Fürstenau, in glücklicher aber kinderloser Ehe lebend, war Graf B. ein guter Haushalter, hatte aber dabei stets ein warmes Herz und eine offene Hand zur Linderung der Noth seiner Mitmenschen, sowie für gemeinnützige Zwecke, besonders für die innere und äußere Mission, wobei seine Gemahlin ihm durchaus gleich gesinnt zur Seite stand. Seiner politischen Richtung nach war er entschieden conservativ.

Vgl. Zeitschrift des Harzver. f. Gesch. u. Alterth.-Kunde XV (1882), S. 263—268. Ed. Jacobs.

Stolberg-Wernigerode: Christian Ernst, regierender Graf zu St.-W., Sohn des Grafen Ludwig Christian und der Fürstin Christine, Tochter Herzog Gustav Adolf's von Mecklenburg-Güstrow, geboren zu Gedern am Vogelsberg am 2./13. April 1691, † auf Schloß Wernigerode am 25. October 1771. Den entscheidendsten Einfluß auf seine Entwicklung übte die Mutter, eine geistig starke bedeutende Persönlichkeit ((s. A. D. B. IV, 219 ff.). Eine treue Schülerin und Freundin Spener's lehrte sie ihre Kinder, allein auf die Gnade Gottes in Christo zu bauen, aber auch ernstlich der Heiligkeit, als einem Stück der Seligkeit, nachzutrachten. Ganz nach der Mutter Herzen erkor Ch. E. sich in Sophie Charlotte, Tochter des Grafen Anton zu Leiningen-Westerburg und der Luise von Sayn-Wittgenstein, seine Lebensgefährtin. In der Stille und sehr einfach erzogen war auch sie eine eifrige Pietistin, ursprünglich nicht ohne etwas schwärmerische Beimischung, die sich aber in den Verhältnissen, in die sie einzog, bald verlor. Noch vor seinem vollendeten 21. Lebensjahre führte er die Siebzehnjährige heim, die ihm in überaus glücklicher 50jähriger Ehe zwölf Kinder schenkte, von denen jedoch nur ein Sohn und drei Töchter das zarte Kindheitsalter überschritten. Am 27. August 1710 segnete sein Vater das Zeitliche und schon am 9. November folgte ihm sein zu Ilsenburg Hof haltender Oheim Ernst. Durch letzteren Todesfall war die Grafschaft Wernigerode ihm heimgefallen, doch führte bis 1713 die Mutter für ihn die vormundschaftliche Regierung mit so fester Hand, daß sie dadurch dem Sohn vorarbeitete. Sobald aber das Regiment auf ihn übergegangen war, nahm er dasselbe mit bewundernswerther Energie in die Hand und verfolgte dabei unentwegt einen festen Plan. Sein erstes schweres Bemühen galt der Sicherung seiner staatsrechtlichen Stellung der Krone Preußen gegenüber. Infolge eines schon früher, aber besonders unter Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, als König von Preußen Friedrich I. hervortretenden Strebens nach Umwandlung des lehnsherrlichen Verhältnisses in eine eigentliche Staatsgewalt waren die Rechte der Grafen aufs äußerste gefährdet. Zwar hatte bereits Graf Ernst einen längeren schweren Kampf um diese Gerechtsame geführt und denselben zu einem gewissen Abschlusse gebracht. Aber als völlig erledigt konnte er nicht gelten und sowol die Fürstin Christine als Chr. E. hielten in verschiedenen Punkten, besonders hinsichtlich der Episcopalrechte, genauere Festsetzungen und Zusicherungen für nothwendig. Es ist bezeichnend für des Grafen Wesen, daß er, während die Fragen schwebten, mit Leib und Seele in diesen Kampf verschlungen, dann aber überaus glücklich war, als er am Ziel seines Ringens stand, trotzdem dabei höchstens von einem billigen Vergleich, nicht von der Erfüllung gerechter Hoffnungen die Rede sein konnte. Jener hauptsächlich von dem älteren Minister v. Cocceji herrührende Receß kam

am 19. Mai 1714 zu Anfang der Regierung König Friedrich Wilhelm's I. zustande. Es verdient oft Bewunderung, wie Ch. E. gegenüber diesem sehr energischen, seine Machtvollkommenheit eifersüchtig behauptenden Monarchen seine Rechte durch kluges Entgegenkommen und doch Festhalten an der Hauptsache zu sichern und zu wahren verstand.

War so ein staatsrechtlicher Boden gewonnen, so erschien als die dringendste weitere Aufgabe die Stärkung und Sicherung des Stammbesitzes durch eine der ferneren Landestheilung ein Ziel setzende Erstgeburtsordnung. Bereits im J. 1714 entwarf er eine solche, arbeitete dieselbe aber später durch und brachte sie am 21. März 1738 zum Abschluß. Der Gedanke dieser Ordnung ist auch in dem durchdachten ausführlichen Testament vom 4. Januar 1749 zu einer Zeit weiter durchgeführt, als bereits die Besitzungen seines im Jahre zuvor verstorbenen Bruders Heinrich August mit Wernigerode vereinigt waren. Innerhalb seines staats- und hausrechtlichen Besitzes, den er im J. 1727 auch territorial durch Erwerbung des seit langer Zeit vom Hause abgekommenen Stapelburg mehrte, waltete Ch. E. nun mit einer solchen Thatkraft, Consequenz und Leistungsfähigkeit bis in sein hohes Alter, daß die Fülle des Geschaffenen Bewunderung erregen muß. Indem er von vornherein statt Ilsenburgs das durch Größe und Lage dazu berufene Wernigerode wieder zum Sitz des Regiments und Hofhalts bestimmte, richtete er das verödete Schloß aus ökonomischen Gründen zwar einfach, aber mit einer alle seine baulichen Schöpfungen auszeichnenden Dauerbarkeit wohnlich ein. Dieselbe schlichte Gediegenheit kennzeichnet seine verschiedenen schon anderthalb Jahrhunderte überdauernden wirthschaftlichen Bauten. Ebenso stattete er sein Schloß durch Anlage von Thiergarten, Küchengarten und Lustgarten aus. Ein im letzteren geplantes prachtvolles und ausgedehntes Schloß im Barockstil gelangte wegen der unzulänglichen Mittel nicht zur Ausführung. Nur die Orangerie, welche als ein den Hauptbau rechts flankirendes Nebengebäude gedacht war, kam zu stande und gewährt, jetzt die fürstliche Bibliothek beherbergend, neben den noch erhaltenen Modellen und Entwürfen eine Vorstellung von der Großartigkeit der ursprünglichen Absicht. Von seinen Wegebauten sind die hervorzuheben, welche zu praktisch-wirthschaftlichen Zwecken das Brockengebiet zugänglich machten.

Entsprechend dem festen gediegenen äußeren Bau seines Hauses war auch die innere Ordnung seiner Verwaltung und Regierung in allen ihren Zweigen. Seine für die einzelnen Zweige der Hofverwaltung erlassenen durchdachten und von christlichem Geiste getragenen Ordnungen fanden das entschiedene Lob eines Friedr. Karl Moser, der mehrere davon zum Abdruck brachte. Bei den verschiedenen Zweigen seiner Verwaltung, dem Forstwesen, den Oekonomieen, im Hüttenwesen traf er höchst praktische Einrichtungen. Was im Forstwesen Männer wie Schubart, v. Langen und Hans Dietrich v. Zanthier, der Gründer der unter des Grafen Schutz blühenden sogenannten Ilsenburger Forstakademie, leisteten, hat in der Geschichte dieses Verwaltungszweiges einen dauernden Namen.

Die gesammte Verwaltung wurde 1746 in einem Kammercollegium vereinigt, welches er mit vortrefflichen Instructionen versah. Und wie er überall klare und feste Verhältnisse zu schaffen suchte, so that er dies auch schon am Schluß des Huldigungsjahrs 1714 dem Rathe zu Wernigerode gegenüber durch die Verordnung des sogenannten Gräfengedinges, eines Inbegriffs der vornehmsten Polizeigesetze.

Wenn ihm auch Braunschweig-Hannover die gebührende Belehnung mit Elbingerode versagte, so wußte er sich doch auch in ein gutes Verhältniß zu diesem zu schicken durch Herstellung eines befriedigenden Vergleichs der Belehnung mit Hohnstein wegen (Wern. 17. Mai 1733).

Bei allem Fleiß und erfolgreichem Schaffen lag doch der Schwerpunkt von Ch. Ernst's Wirken auf dem kirchlichen Gebiet. Ein wahrer praktischer Pietist ohne jeden Anflug von schwärmerischem oder sectirerischem Wesen suchte er nur christlich-evangelisches Leben innerhalb seines Bereiches zu wecken und zu pflegen und hielt so fest an den Einrichtungen und dem Bekenntniß der evangelisch-lutherischen Kirche, daß er sich durchaus von dem ihm anfangs sehr werthen Zinzendorf schied, als dieser solche Nüchternheit nicht bewahrte. In der Grafschaft setzte er das von Superintendent Neuß begonnene Werk fort, veranstaltete 1721 eine Kirchenvisitation und entwarf 1723 eine Kirchenordnung, die elf Jahre später theilweise eingeführt wurde. Zur Hebung des christlichen Lebens und Verständnisses in seinem ganzen Lande berief er aus Halle sog. Katecheten, junge, gläubige Theologen, die durch Predigt und Katechismusunterricht der Unwissenheit in geistlichen Dingen steuern und die beobachteten Schäden heilen sollten. Außerdem errichtete er vier neue Predigerstellen, alles mit bedeutenden Geldopfern. Besonders seit dem J. 1727 wurde durch Joh. Libor. Zimmermann und dessen Freunde Lau und Seydlitz zunächst bei der Hofgemeinde, bei der der Graf sie angestellt hatte, ein frisches Glaubensleben geweckt. Ein in kleinen Anfängen bestehendes Waisenhaus wurde erweitert und 1737 in ein umfangreiches (nunmehriges fürstl. Kammer-) Gebäude übergeführt, im J. 1753 auch noch ein Seminar errichtet, worin ein paar junge Theologen unterhalten wurden, die durch Unterricht und Predigt an der Jugend arbeiten sollten. Für die geistliche Erbauung und Belehrung bei Hofe dienten nicht nur fast tägliche regelmäßige Gottesdienste, sondern — der kirchlichen Jubelfeiern nicht zu gedenken — mehrmals im Jahr sog. Festconferenzen auf dem Schlosse im Sinn der collegia pietatis. Von kirchlichen Bauten ist der vom 21. April 1756 bis März 1762 mit großer Hingebung ausgeführte vollständige Neubau der im J. 1751 durch Feuer zerstörten U. L. Frauenkirche zu erwähnen, ein zwar nicht schönes aber stattliches, geräumiges und dauerhaftes Baudenkmal.

Die gelehrte Schule in Wernigerode erfreute sich unter ihren Vorstehern Eustas. Friedr. Sch. (1715—1738) und Heinrich Karl Schütze (bis 1781) einer lebhaften Blüthe und eines zahlreichen auswärtigen Besuchs und erhielt 1743 eine neue zweckmäßige Einrichtung. Die gräfliche Bibliothek war, als Ch. E. sich ihrer seit 1721 eifrig anzunehmen begann, zwar bereits eine anderthalbhundertjährige Stiftung, aber seit fast vier Menschenaltern war sehr wenig für sie geschehen. Er vereinigte ihre Bestände wieder auf dem Schlosse, brachte sie in musterhafte Ordnung, mehrte sie bis zu einem Umfange von etwa 35,000 Bänden und begründete in ihr die Hauptsammlungen der Bibeltexte und Hymnologie. Und obwol er zuerst eigene Bibliothekare anstellte, so war die Thätigkeit, die er persönlich bei der Verzeichnung und Mehrung dieses litterarischen Schatzes, den er im J. 1746 der öffentlichen Benutzung übergab, entfaltete, eine so überaus umfangreiche, daß sie bei seiner umfassenden Wirksamkeit als Regent und außerhalb seines Landes geradezu Staunen erregt.

Hatten schon seine wissenschaftlichen Bestrebungen, beispielsweise seine umfangreichen Forschungen nach den Verfassern von Kirchenliedern, eine über die Grenzen seines Landes hinausreichende Wirkung, so war dies in mehr praktischer Weise bei der Unterstützung der Fall, die er der deutsch-dänischen Heidenmission gewährte. Es war eine Sache von nicht geringer Bedeutung, daß zu einer Zeit, als ein so wichtiges Werk sich noch keiner anderweitigen kirchenregimentlichen Unterstützung erfreute, Wernigerode es war, wo mindestens seit 1731 eine ganze Reihe evangelischer Missionare geprüft, ordinirt und auf ihr Arbeitsfeld, meist nach Ostindien, entsandt wurde. Ein gleiches war aber auch bei den Predigern für die evangelischen Deutschen in Nordamerika und England der Fall. Und

als im J. 1735/36 evangelische Salzburger übers Meer fuhren, um in Südcarolina Colonieen zu gründen, wurden für dieselben ebenfalls in Wernigerode die Prediger Bolz und Gronau ordinirt.

Des Grafen Verhältniß zur deutsch-dänischen Mission steht im Zusammenhange mit der zwischen ihm und König Christian VI. von Dänemark bestehenden nahen Verwandtschaft: beider Mütter waren Schwestern. Die Verwandtschaft bot aber wieder den Anlaß zu einer innigen Freundschaft zwischen beiden Vettern. Der jüngere König schenkte seinem erfahrenen älteren Freunde ein so unbegrenztes Vertrauen, daß er seinem Rathe in kirchlichen, wirthschaftlichen, selbst politischen Dingen fast überall folgte. Um jenem außerordentlichen Einflusse des Grafen einen gewissen amtlichen Charakter zu verleihen, gab der König seinem deutschen Vetter im J. 1735 eine dänische Rathsstellung, die der Graf bis 1741 bekleidete, doch nur der Form wegen. Persönlich sehen wir ihn 1733 und 1737 nach Kopenhagen unterwegs, aber nur bis Altona gelangen. Längeren Aufenthalt nahm er in Dänemark nur 1735 und 1739. Nur mit kurzem Wort können wir hier des gräflichen Einflusses in Dänemark gedenken, wobei vorauszuschicken ist, daß Ch. E. für sich selbst allen materiellen Gewinn und Ehren zurückwies, beispielsweise auch den Elefantenorden, hierbei allerdings bestimmt durch vorsichtige Rücksichtnahme auf seinen preußischen Oberlehnsherrn. In kirchlicher Beziehung war sein Einfluß durchaus entscheidend. Nicht nur, daß Prediger wie Seydlitz, Giese, Kettwig, Schulmänner wie Eustas. Friedr. Sch. und Gottfr. Schütze von Wernigerode nach Dänemark gingen: die Einführung des Pietismus daselbst wurde durch des Grafen Verhältniß zum Könige bestimmt. Und wie er denselben von seinen Episcopalrechten kräftigen Gebrauch machen lehrte, so hielt er ihn auch von Zinzendorf zurück. In wirthschaftlicher Beziehung steht voran des Grafen Einfluß auf das dänisch-norwegische Forst- und Bergwerkswesen, besonders durch Vermittlung ausgezeichneter Forstbeamten, wie der Gebrüder v. Langen, und Leiter des Bergwerks, wie des Berghauptmanns Schubert und noch 1770 Heltzen. Auch der merkwürdige pietistische Leibarzt Dr. Carl kam durch den Grafen nach Kopenhagen. In anderer Weise übte er Einfluß durch die Einführung deutscher Vettern in Stellungen am dänischen Hofe und im Heere. Dadurch kamen auch die Eltern des Stolbergischen Dichterpaares nach Dänemark.

Vielleicht am merkwürdigsten ist das unbedingte Vertrauen, welches der König den Rathschlägen Ch. Ernst's in politischen Dingen schenkte. In den russisch-polnischen Angelegenheiten hielt ihn der Graf von einem Bündnisse mit Frankreich zurück, wozu der König persönlich geneigt war. Für den Grafen aber war wieder das kirchliche Interesse bestimmend, das dem Bündnisse mit einer katholischen Macht wie Frankreich widerstrebte. Niemals ist der deutsche Einfluß in Dänemark ein so unbedingter und großer gewesen, wie zur Zeit König Christian's VI. und seines deutschen Freundes und Rathgebers. Und selbst das Urtheil eines patriotischen dänischen Schriftstellers geht dahin, daß dieser Einfluß ein segensreicher war. Dieselbe Verwandtschaft, welche Dänemark den Einflüssen des Grafen öffnete, gab auch den Anlaß zur Verpflanzung einer Colonie des Wernigerödischen Pietismus nach Mecklenburg: des Dänenkönigs und des Grafen Tante, die Herzogin Augusta von Mecklenburg-Güstrow, war mit ihrem Neffen am Harz in so engem Vertrauen verbunden, wie ihr königlicher Neffe. Daher ließ sie sich für ihr Witthum Dargun nebst den dazu gehörenden Gemeinden pietistische Geistliche aus Wernigerode kommen. Durch die Eifersucht der inländischen Geistlichen führte dies zu einem widerwärtigen Streite.

Auch bei des Grafen Einfluß auf England-Hannover ist seine kirchliche Tendenz, das Streben nach möglichst enger Verbindung der evangelischen Mächte

des Nordens und seine Rücksicht auf Preußen und Dänemark maßgebend. Helfer und Handhabe war ihm hierbei sein treuer frommer Freund Freiherr v. Münchhausen, als Leiter der hannöverschen Angelegenheiten. Von Wichtigkeit ist des Grafen erfolgreiches Bemühen um die Erhaltung des Friedens zwischen Hannover-England und Dänemark bei den sich kreuzenden Ansprüchen beider Mächte auf das Amt Steinhorst in Holstein im J. 1739. Am meisten Entsagung, Mühe und Rücksichten erforderte des Grafen Thätigkeit zu gunsten seines königlichen preußischen Oberlehnsherrn. Wie er deshalb die Annahme des dänischen Elefantenordens ablehnte, so that er 1742 ein gleiches bei der auch für ihn und seine Linie ausgesprochenen Verleihung der Reichsfürsten-Würde, die deshalb in ihrer Ausführung auf Gedern beschränkt blieb. Dem Könige Friedrich Wilhelm I. erwies er alle möglichen Aufmerksamkeiten, die stets dankbar erwidert wurden. Besonders ist hierbei die Besorgung großer Leute für das Heer des Königs hervorzuheben. Es wurden dadurch zuweilen wichtige Zwecke erreicht, wie die Herstellung freundlicher Verhältnisse zu Ständen des Reichs oder zur Krone Dänemark. Auch versah er den König fleißig mit Nachrichten aus Dänemark, Mecklenburg und Wernigerode und machte ihn auf neue, besonders militärische Einrichtungen und Erfindungen aufmerksam. Seinerseits war der König seinem aufrichtig geschätzten Vasallen sehr gewogen und erklärte wol, daß er auf des Grafen Vorstellungen allemal so weit als möglich reflectire. Mancher hat sich mit Erfolg des gräflichen Fürworts beim Könige bedient. Erwähnt zu werden verdient, daß der Graf, selbst ein großer Freund der Baukunst, die Schloß- und sonstigen Bau-Entwürfe des prachtliebenden Königs Christian VI. an Friedrich Wilhelm I. und die des letzteren an den ersteren übermittelte. Viel weiter reichte des Grafen Einfluß beim Könige in kirchlichen und Schulfragen, in denen letzterer längere Zeit des Grafen Rath einholte und befolgte; so bei dem Streit über die Wolff'sche Philosophie, beim Urtheil über bestimmte kirchliche Persönlichkeiten, besonders hinsichtlich reformirter Geistlicher, welche die allgemeine Gnade in Christo predigten. Bei dogmatisch-philosophischen Fragen bediente er sich des Rathes seines Hofpredigers Lau.

Wol mußte, als auf Preußens König dessen ganz anders gearteter Sohn Friedrich II. folgte, des Grafen persönlicher Einfluß in kirchlich-wissenschaftlichen und politischen Dingen ein Ende finden. Dagegen war sonst das Verhältniß des Königs, der schon als Kronprinz sammt seiner Gemahlin mit demselben in Briefwechsel gestanden hatte, zu dem letzteren das großer Werthschätzung, und der Graf ließ es an eifrigen Diensten, auch inbetreff geeigneter schöner Rekruten, nicht fehlen. Und wenn zwischen dem großen Kriegsfürsten und dem nur den Werken des Friedens sich widmenden Grafen ein unleugbarer Gegensatz bestand, so erkannte er doch sehr wol die hohe Bedeutung der Siege seines königlichen Herrn für die Erleichterung der evangelischen Glaubensgenossen gegenüber den römisch-katholischen Mächten. Ch. E. wetteiferte aber auch mit seinen Zeitgenossen in der Verehrung der Feldherrngröße seines Königs. Jahr für Jahr sammelte er sehr sorgfältig die Denkwürdigkeiten des siebenjährigen Krieges und in 25 Glückwunschschreiben bei Siegen und Friedensschlüssen feierte er Friedrich's Erfolge, gewiß theils aus kluger Berechnung, aber der Ton dieser Schreiben, die im Greisenalter zuweilen noch jugendliches Entzücken bekundenden Worte beweisen, daß es doch von Herzen kam. Des Königs gnädiger und verbindlicher Dank erfolgte meist umgehend vom Feldlager aus. Uebrigens bewies der Graf in diesen Kriegen, die ihm 1757 auch eine französische Invasion brachten, sein Geschick in zuvorkommendem Verhandeln mit Freund und Feind so gut, daß die Lasten des Kriegs in der Grafschaft auf ein verhältnißmäßig geringes Maaß

herabgemindert wurden und der dankbare Magistrat von Wernigerode sich im J. 1758 gedrungen fühlte, seinem Herrn 4504 Thlr. als Beitrag zu den Kriegskosten zurückzuzahlen.

Mitten in seinem 81. Lebensjahre stand der Graf, der bei häufigen Krankheitsanstößen, die ihn schon in früheren Jahren trafen, doch stets eine solche Kraft des Geistes bewahrte, daß er dabei seine Aufgaben meist ohne wesentliche Störung verfolgen konnte, als der Tod ihn antrat. Obwol er seine Auflösung ganz nahe wußte, hatte er doch klaren Geistes mit ernstem Gedenken an sein und seiner Nachkommen Seelenheil noch damit begonnen, zu einem Erbauungsbuche die angezogenen Bibelstellen auszuschreiben, womit er nicht ganz zu Ende kam. Seinem Willen gemäß, der auch hier ganz mit dem seiner Mutter übereinkam, war das Begräbniß sehr einfach, aber geziert durch ein überaus reiches Gefolge, nicht nur von Angehörigen und Dienern, sondern auch von Unterthanen aus allen Kreisen sowie von Fremden. Obwol verschiedene seiner Vorfahren, wie ein Botho der Glückselige und dessen Sohn Ludwig, an Fleiß und Leistungsfähigkeit mit ihm wetteifern, so war es doch keinem vergönnt, trotz ausgedehnter allgemeiner Thätigkeit, so viel, so nachdrücklich, endlich auch so lange für seines Hauses und Landes Wohl und für allgemeinere Dinge zu schaffen, wie ihm. Die Geschichte, deren Pflege er sich selbst sehr angelegen sein ließ, hat die Pflicht, seiner im engeren heimathlichen, aber auch in weiterem vaterländischen und kirchlichen Kreise ehrend zu gedenken.

An dem vollen Bilde des Grafen würde aber doch etwas fehlen, wenn wir abgesehen von seinem Wirken als Regent wie als Freund und Berather von Königen oder für allgemeine kirchliche und wissenschaftliche Dinge nicht der von ihm in überaus reichem Maaße geübten Privatwohlthätigkeit gedächten. Der echt christlich humane Zug seines Wesens war ein so herrschender, daß er aus jedem der uns von ihm bekannten Bilder unverkennbar hervorleuchtet. Wenn Hülfe und Förderung suchende Personen aus verschiedenen Kreisen sich an ihn wandten, so schien es ihm ein inneres Bedürfniß, ihnen mit Rath und That zu helfen und der überaus reiche und wohlgeordnete Briefwechsel ist voll von köstlichen Beispielen dieser hohen christlichen und menschlichen Tugend. Als Ende Juni 1751 eine große Feuersbrunst einen großen Theil von Wernigerode, zwei Jahre später eine andere das Städtchen Elbingerode verzehrte, da schufen beide Heimsuchungen für ihn Gelegenheiten zur reichsten Entfaltung eines solchen Wohlthuns. Im ersteren Falle wurden fast drei Wochen lang die Abgebrannten der 190 Feuerstellen auf dem Schlosse mit Fleisch, Brot und Bier versorgt und er that auch sonst was nur in seinen Kräften stand, um den schwer geschädigten wieder aufzuhelfen.

Porträts des Grafen aus verschiedenen Lebensaltern finden sich besonders auf Schloß Wernigerode. Auch ist sein Bild auf dem großen Schwarzkunstblatt von Joh. Jac. Haidt zu dem Denkmahl der Treue Gottes (Leichenpredigt auf die Gräfin Marie Elisabeth zu Stolberg-Wernigerode), Halle 1741, Nr. 6 zu erwähnen.

Auszug aus einer größeren, nach handschriftl. u. gedruckten Quellen gearbeiteten Biographie u. einer die Jahre 1770—1772 u. den Grafen im allgemeinen behandelnden Arbeit (Wern. 1871, 434 S., 4°). Von Drucksachen kommen zunächst in Betracht: E. W. Förstemann, Graf Christian Ernst zu Stolb.-Wern. (Wern. 1868, sehr schätzbar, grundsätzlich mit Rücksicht auf die Umstände nur mit Hülfe bibliothekarischer Quellen). — L. Renner, Lebensbilder aus der Pietistenzeit (Abschnitt über Sam. Lau, Bremen u. Leipz. 1886). — H. L. Møller, Kong Kristian den sjette og grev Kristian Ernst af Stolberg-Wernigerode. København 1889.

Ed. Jacobs.

Stolberg-Wernigerode: Christian Friedrich, regierender Graf zu St.-W., einziger Sohn Graf Henrich Ernst's (s. u. S. 393) und der Prinzessin Christiane Anna Agnes von Anhalt-Cöthen, geboren auf Schloß Wernigerode am 8. Jan. 1746, † zu Peterswaldau in Schlesien am 26. Mai 1824. Mit gewissenhaftester Treue und Sorgfalt leitete und überwachte der Vater die Erziehung des dereinst zur Regierung berufenen Sohnes von den frühesten Anfängen an. Eine günstige Fügung ließ ihn in dem jungen Theologen Joh. Friedr. Schmid an der Stelle eines weniger geeigneten schon 1753 stellvertretend, dann seit 1754 für sich allein wirkend einen so geschickten als wahrhaft treuen und frommen Erzieher finden, der ihm nach achtjähriger Lehrthätigkeit später in geistlichen Stellungen bis zur Vermählung seiner letzten Tochter ein treuer geistlicher Rath und Seelsorger war. Mit fast entzückten Worten entläßt der bisherige Lehrer den stets folgsamen Zögling, als dieser im Frühjahr auf die noch unter dem tüchtigen Abt Steinmetz blühende Schule zu Kloster Berge bei Magdeburg zieht, begleitet von dem braven Hofmeister v. Aderkas, der, als ein echter Pietist, seinem Pflegling die denselben bis in seine späten Jahre auszeichnende gewissenhafte Eintheilung der Zeit zur Uebung macht. Von ihm und dem als Repetent bestellten jungen Juristen Fritsche begleitet bezieht er 1764 die Universität Halle. Da diese längst nicht mehr das warme Licht war, als welches sie unter einem A. H. Francke geleuchtet hatte, so zog Ch. F. im Juni 1767 gern nach dem benachbarten Leipzig, wo Wissenschaft und Kunst ihm mehr boten. Besonders zog ihn neben den rechts- und staatswissenschaftlichen Fachstudien der greise Gellert an. Auch die zeichnenden Künste pflegte er, wobei Oeser sein Lehrer war. Im 23. Lebensjahre war er encyklopädisch und dabei hinreichend gründlich vorbereitet, um von der empfangenden Thätigkeit zu einer wirkenden überzugehen. Gern hätte Preußens großer König den talentvollen jungen Grafen in seine Dienste gezogen, doch war dies nicht nach des Vaters Sinn. Einem längeren Schwanken inbetreff seiner Bestimmung wurde dadurch vorgebeugt, daß er bereits im October 1768 die Hand der damals zwanzigjährigen Gräfin Auguste (Eleonore), Tochter Graf Christoph Ludwig's zu Stolberg-Stolberg und der Luise Charlotte geb. Gräfin zu Stolberg-Roßla erhielt. Eine zarte, liebliche Erscheinung und mit besonderen Gaben des Geistes und Gemüthes ausgestattet, an geistig-litterarischen Bedürfnissen fast unersättlich, war sie bei ihrer Tante von Hohenlohe zu Schrozberg im Schwabenlande schlicht und einfach, aber trefflich und gründlich erzogen. Schon am 11. November 1769 wurde die Hochzeit auf Schloß Wernigerode gefeiert und einen Monat später der Marienhof zu Ilsenburg als Wohnsitz bezogen. In einfachen äußeren Verhältnissen erblühte hier ein innerlich reiches glückliches Familienleben, beglückt durch die Geburt von fünf Töchtern und zwei Söhnen, verschönt durch geistig-litterarische Anregung, insbesondere auch durch die Tonkunst. Dabei entfaltete der Erbgraf als Gehülfe seines Vaters eine anstrengende geschäftliche Thätigkeit.

Größere Verhältnisse gewann Ch. Friedrich's Wirken und das Leben des Hauses, als seit October 1778 der bisherige Erbgraf durch des Vaters Ableben zur Regierung gelangte und mit den Seinigen nach Wernigerode übersiedelte. Besonders war die Pflege der Litteratur und Kunst, allermeist der Musik, in dem Maaße, wie es jetzt geschah, etwas Neues auf dem alten Schlosse und dieses Leben entfaltete sich nicht nur hier, sondern auch in dem benachbarten Halberstadt. Dort hatte nämlich Ch. F. als Domherr seit 1772 seine stricte Residenz zu halten begonnen und verlebte seitdem alljährlich Wochen und Monate daselbst meist mit seiner Familie. Mehr einen idyllischen Charakter hatten die Aufenthalte, die seit 1776 auf kürzere Zeit in Walbeck zu nehmen waren, wo der Graf die Stelle eines Propstes bekleidete. Eine gesteigerte Bedeutung gewann

seine Halberstädter Thätigkeit, als er nach v. Hardenberg's Ableben von 1786 bis 1796 Dechant des Domstiftes war. Als solcher entfaltete er zunächst eine segensreiche Thätigkeit für Kirchen und Schulen und weckte in der Stadt ein reiches geistiges und künstlerisches Leben, das auch wieder bildend und fördernd auf die Seinigen zurückwirkte. In litterarischer Beziehung war der alte Freund des Hauses, der Dichter Gleim, ein Schüler Wernigerodes, Hauptförderer dieses Lebens, ferner Jacobi, Fischer, Cl. Schmidt, die Karschin u. a. Schmidt war der eigentliche gräfliche Hauspoet. Was Ch. F. für Halberstadt gewesen war, dafür zeugt aufs zuverlässigste ein Mann von ganz anderer Richtung, der Dichter v. Göckingk, der die ihm werthe Stadt bedauerte, als sie durch den Rücktritt Ch. Friedrich's von seinem Dechantenamt den Wecker eines reichen geistigen Lebens verlor. Dieses blühte aber innerhalb des häuslichen Kreises fröhlich fort, wo die Eltern sich um die Wette bei der gründlichen Erziehung von vier Söhnen und vier Töchtern — ein Sohn und eine Tochter starben in zartem Alter — bemühten. Personen von reifem Urtheil und verschiedener Richtung kommen darin überein, daß die Erziehung aufs trefflichste gedieh. Gegenseitig aber priesen die Geschwister sich glücklich wegen des Paradieses ihrer Jugend, das ihnen im Frieden des Hauses erblühte. Und während der älteste Sohn als zukünftiger Regent eine so sorgfältige Ausbildung genoß, wie väterliche Liebe sie nur erdenken kann, zogen auch die übrigen Söhne und Töchter später hinaus als Zierden ihres Hauses, die letzteren als Frau v. Wylich zu Diersfort am Niederrhein, Frau v. Schönberg in Dresden, Merseburg, Berlin und Stettin, als Fürstin Reuß-Lobenstein in Ebersdorf und als Gräfin Dohna in Hermsdorf bei Dresden. Wernigerode aber war am Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts nicht nur der Sitz eines reichen litterarischen und künstlerischen Lebens, sondern zur Zeit großen Abfalls und kalten Rationalismus auch der warme Heerd eines durchaus nicht engen aber gläubigen und positiven Christenthums. Und waren auch ein Lavater, Jung Stilling, der sich 1789 länger in Wernigerode aufhielt und den Grafen auch in Regierungsfragen mit großer Offenheit berieth, Urlsperger, Pfenninger, ein evangelischer Katholik wie J. Mich. Sailer, die eigentlichen Gesinnungsgenossen, so zog es nach Wernigerode auch Männer von Geist und Leben, die trotz anderer Richtung doch eine Wärme des Gefühls für christliche Lebensfragen nährten, wie einen Herder, Garve, Bonstetten, Gleim und seine Freunde, gelegentlich auch einen J. H. Voß. Und ein Klopstock und Claudius, die nie den wernigerödischen Boden betraten, waren dort ebenso geehrt und geliebt, wie sie sich dort geistig selbst zu Hause fühlten und Schloß Wernigerode als eine feste Burg deutsch-evangelischen Wesens hochhielten.

Sehen wir auf des Grafen persönliches Verhältniß zu seinem Jahrhundert, so erscheint er äußerlich und nach der formalen Seite ganz als ein Kind der nach dem ästhetisch und sittlich Schönen strebenden Zeit. Er entwarf selbst eine Sittentafel, die von seinen natürlichen Lebens- und Tugendidealen eine anziehende Vorstellung gibt. Ganz entsprechend nennen ihn daher auch Gleim und die Halberstädter Freunde mit dem Namen eines edlen Richardson'schen Tugendhelden und die Seinigen die Grandisonfamilie. Als Student öffnet er sein nach dem Idealen strebendes Herz zutrauensvoll einer aus dem englischen Deismus hervorgegangenen Vereinigung und kommt auch sechzehn Jahre später noch einmal auf diesen Traum zurück. Ein entschieden rationalistischer Wernigeröder feierte in ihm den leutseligen Herrn und wahrhaft edlen Menschenfreund. Aber nicht darin, nicht in der Bedingtheit durch den Geist seiner Zeit besteht die Bedeutung von Ch. Friedrich's Persönlichkeit, sie besteht umgekehrt darin, daß er trotz jener scheinbar vollständigen Abhängigkeit von ihr doch durchaus

treu in den Bahnen seiner gläubigen Vorfahren wanderte. Gleichzeitig mit jener Sittentafel schreibt er auch eine christlich-evangelische Betrachtung über Luk. 19, 2 ff. (Zachäus) nieder, die ihn als einen gläubigen und demüthigen Christen von tiefer Sündenerkenntniß kennzeichnet. An der Wende beider Jahrhunderte weist er einen Geistlichen schriftlich mit großem Ernst auf eine in der Predigt bekundete rationalistische Abweichung von der evangelischen Abendmahlslehre hin und hegt die evangelische Heidenmission — so die eines Jäneke in Berlin — ganz so, wie sein Vater und Großvater es gethan. Und wenn er die durch jene unterbrochene Verbindung mit der Brüdergemeinde wieder anknüpfte und zu einer innigen gestaltete, so war das kein Verlassen des väterlichen Standpunkts, vielmehr war jene Unionsgemeinde nach einer gefährlichen Sichtungszeit zur rechten evangelischen Nüchternheit zurückgekehrt. Wie wenig die äußeren Schranken eines kirchlichen Bekenntnisses ihn an innigem christlich-brüderlichen Verkehr hinderten, bewies er den französischen Flüchtlingen gegenüber, an denen er die edelste Gastlichkeit, sogar durch Einräumung der Gelegenheit zu einem besonderen römisch-katholischen Gottesdienste auf Schloß Wernigerode übte, mehr noch an seinem Vetter Friedrich Leopold, mit dem er bis ans Ende im vertrautesten Verkehre blieb, obwol sein Uebertritt ihm ein Schwert in die Seele gebohrt hatte.

Nach keiner Richtung hat Ch. F. eine größere und erfolgreichere Thätigkeit entfaltet, als im Erziehungswesen. Schon als Erbgraf und mehr noch als regierender Graf besichtigte und prüfte er Stadt- und Landschulen, so oft er nur konnte und suchte sie zu heben. In den ersten Jahren unseres Jahrhunderts verkehrte er lebhaft mit dem im Schulsache bewanderten Theologen Joh. Ludw. Ewald, um den Unterricht und die Schulen in der Grafschaft Wernigerode zu verbessern. Er schloß sich den Grundsätzen Pestalozzi's an und verbreitete dessen Elementarbücher, besonders das Buch für Mütter und die Anschauungslehre von den Zahlen- und Maaßverhältnissen. Noch in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich regen Geistes mit einer Umgestaltung der Lateinschule und aller Schulen in Stadt und Grafschaft Wernigerode. Aber die Durchführung des wohldurchdachten Plans scheiterte an den unzulänglichen Geldmitteln. Jene pädagogischen Bestrebungen erweiterten sich aber auch zu Schöpfungen, die wir heuzutage unter die Begriffe Innere Mission und Sociale Frage zu bringen pflegen. Um dem für Geist und Leib verderblichen Bettelwesen zu steuern und den Gewerbfleiß und damit das allgemeine Volkswohl zu fördern, ging er seit 1791 mit allem Ernst an die Begründung eines Arbeitshauses in Wernigerode und von Industrieschulen hier und zu Ilsenburg. Auch bei diesen Stiftungen, die er in großherziger Weise durch Unterstützungen aus seinem Privatvermögen ins Leben rief, war das Gemeinnützigkeits- und Glückseligkeitsstreben der Zeit mit praktischem Christenthum gepaart. Im Zusammenhang hiermit steht auch die im J. 1797 erfolgte Begründung des wernigerödischen Intelligenzblatts, dessen Leitung zuerst dem Bibliothekar und Rath J. Lor. Benzler, dann dem Rath Wilhelmi, seit 1807/8 aber dem Archivar Delius anvertraut wurde und dessen Ueberschüsse dem Arbeitshause, seit 1807 aber dem Waisenhause zuflossen.

Fühlte Ch. F. sich berufen, im Schulwesen unmittelbar umgestaltend einzuwirken, so suchte er im Heiligthum der Kirche nur das Ueberkommene treu zu bewahren. Wegen dieses treuen Festhaltens am christlichen Bekenntniß kam es dahin, daß ein neues rationalistisches Geschlecht ihn gar nicht mehr verstand. Er trat daher behufs Gewinnung gläubiger Prediger und Lehrer mit Männern wie v. Meyer in Frankfurt a. M., Prof. Knapp in Halle und anderen vertrauenswürdigen Personen in und außerhalb seiner Familie, der Lehrer wegen auch mit schlichten frommen Leuten aus dem Volke in Verbindung.

Wahrhaft bewundernswerth ist die Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft, die er nicht nur an näher stehenden Vettern, sondern auch an sonstigen Bedrängten übte. Es war für ihn eine der bittersten Erfahrungen, daß seit der westfälischen Zeit die Verhältnisse ihn nöthigten, solchem Wohlthun Schranken zu setzen. Denn die Schläge des Geschicks hat er schwer empfinden müssen. Mit gutem Grunde nannte ihn der Halberstädter Freundeskreis noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts Stolberg oder Vater Stolberg den Glücklichen. Wenn dann finanzielle Sorgen ihn schwer zu drücken begannen, so trugen nichts weniger als Verschwendung oder ungeordnetes Wesen die Schuld, sondern soweit er bei der Verdoppelung der auf ihn überkommenen Schulden betheiligt war, bestand dies abgesehen von seiner großen Liberalität darin, daß er mehr zu einem guten Hausvater in engen Grenzen, als zur Verwaltung eines größeren Finanzwesens geeignet war. Dazu traten aber außerordentliche Umstände seit dem französisch-deutschen Kriege und der Fremdherrschaft. Die christliche Ergebung, mit welcher er dieses alles und nach dem Tilsiter Frieden den Verlust aller seiner Rechte trug, nöthigte einem Augenzeugen, wie der Hauptmann v. Zanthier es war, Bewunderung ab. Diese Ergebung war keine quietistische. Wie er schon 1802/3 zur Zeit der Regensburger Verhandlungen nachdrücklichst seine Ansprüche wegen der Verluste in den wallonischen Niederlanden geltend zu machen suchte, so ließ er seit Errichtung des Rheinbunds und des Königreichs Westfalen kein Mittel unversucht und scheute persönlich keine Mühe, um durch Bitten und Vorstellungen bei Napoleon, Jérôme und bei allen möglichen Machthabern die Stellung und Rechte seines Hauses soweit als irgend möglich zu retten und zu wahren. Erst als alle Mittel erschöpft waren und die Schwächen höheren Alters, besonders an den Augen, sich bereits fühlbar machten, verließ er am 15. Juni 1809 seine harzischen Stammlande, beauftragte seinen Sohn Henrich mit der Verwaltung in seinem Namen und zog sich vor dem seiner Natur durchaus widerstrebenden fremdherrlichen Wesen auf seine vom Grafen Promnitz geschenkten, 1765 ihm zugefallenen schlesischen Besitzungen zurück. Die Siege der Verbündeten gestatteten es ihm, im September 1814 zum unbeschreiblichen Jubel seiner Unterthanen an den Harz zurückzukehren. Aber seit dem Juli des nächsten Jahres nahm er wieder seinen Aufenthalt in Schlesien, führte jedoch nunmehr das Regiment selbst, aber durch die treuen und bewährten Hände seines Aeltesten, der diese Aufgabe mit großer Hingebung erfüllte. Bemerkenswerth ist der Eifer, mit dem er auch zur Zeit der Restauration und nachher alle Rechte seines Hauses zu wahren suchte, doch mit weiser Rücksicht auf die veränderte Zeit bei einzelnen Fragen. Durch den (besonders durch seinen Sohn Anton gräflicherseits bearbeiteten) Vergleich mit Preußen im J. 1822 wurde für diese Rechtsverhältnisse eine neue Grundlage geschaffen.

Dem Innern entsprechend war Ch. F. auch in seinem Aeußern eine schöne harmonische Erscheinung, wie das besonders nach einer von ihm selbst unter Oeser's Leitung ausgeführten Radirung und auf seiner im J. 1797 von Schadow modellirten Gipsbüste hervortritt. Auch noch die Erscheinung des greisen Patriarchen, der im November 1818 mit vierzig bei ihm erschienenen Nachkommen und Schwiegerkindern das Fest seiner goldenen Hochzeit mit seiner Gemahlin feierte — letztere starb 1821 — nöthigte allen ernst gerichteten Personen Ehrfurcht ab. Er erlebte noch eine wesentliche Verbesserung der finanziellen Verhältnisse. Geistig aber bewahrte er bis an seinen Tod ein klares Verständniß.

Als einzige im Druck, doch nicht im Buchhandel erschienene Sonderschrift ist die von des Grafen Tochter Luise, Frau v. Schönberg, meist nach den Memorabilien ihrer Mutter verfaßte Schrift: Christian Friedrich, Graf zu Stolberg-Wernigerode und Auguste Eleonore (Glogau 1858) ein schätzens-

werthes Hülfsmittel. Für die früheste Zeit kommen die ebenfalls als Handschrift gedruckten Briefe und Journale der Fürstin Luise Ferdinande zu Anhalt-Cöthen in Betracht; für die westfäl. Zeit ein Aufsatz von Prof. A. Kleinschmidt in Jahrg. 1892 der Forschungen zur brandenb.-preuß. Geschichte. Meist beruht jedoch der vorstehende Auszug auf zwei größeren nach Quellen des fürstlichen Archivs und Hausacten gearbeiteten Aufsätzen.

Ed. Jacobs.

Stolberg-Wernigerode: Eberhard, Graf zu St., am 11. März 1810 als erster Sohn des Grafen Anton (s. o. S. 376) zu St.-W. und seiner Gemahlin Luise, Tochter des Justizministers Frhrn. v. d. Recke, zu Peterswaldau in Schlesien geboren, † am 8. August 1872 zu Johannisbad in Böhmen, erhielt im Vaterhause eine ebenso einfache als sorgfältige Erziehung, wobei das Vorbild der Eltern am kräftigsten wirkte, bis in sein 12. und 14. Lebensjahr auch das seiner Großeltern, des Grafen und der Gräfin Christian Friedrich, mit denen die Eltern zusammenwohnten. Von 1820 an genoß er vier Jahre lang den Unterricht des als Superintendent zu Giebichenstein verstorbenen tüchtigen Theologen Johannes Zahn. Dann kam er 1824 auf die mit dem Gymnasium zu Bunzlau verbundene Lehranstalt, endlich einige Jahre später auf das Gymnasium zu Glogau. Nach Ueberstehung einer gefährlichen Lungenkrankheit konnte er im Mai 1830 seinen Dienst im Heere im 2. Garde-Ulanenregiment beginnen. Ende 1836 wurde er zweiter persönlicher Adjutant des Prinzen Wilhelm von Preußen, 1841 Premierlieutenant. Nach seiner am 26. Mai 1842 erfolgten Vermählung mit der Prinzeß Marie, Tochter des Prinzen Heinrich LX. Reuß j. L., schied er im November d. J. als Rittmeister aus dem activen Dienst. Seine öffentliche Thätigkeit begann er im J. 1847 als Vertreter einer Virilstimme auf dem ersten vereinigten Landtage. Das nun folgende Sturmjahr bot ihm Gelegenheit, seinen Mannesmuth und seine königstreue Gesinnung im Kampfe mit der Revolution zu bewähren. Gleich seinem Vetter Wilhelm, dem ältesten Sohne seines Oheims Constantin, sammelte er eifrig Gesinnungsgenossen um sich und suchte die revolutionären Bewegungen zu dämpfen. Voll Freude äußert sich darüber wol sein Vater: ‚Eberhard, den die Guten lieben, die Halbschlechten fürchten und die Leute der blutrothen Farbe hassen, ist der Gegenstand aller möglichen Anfechtungen und der Zielpunkt aller üblen Bestrebungen, weil er kräftig Widerstand leistet‘. Wie groß dabei das Vertrauen der Bevölkerung, die ihn kannte, war, beweist die Einmüthigkeit, mit der ihn im J. 1849 vier schlesische Kreise zu ihrem Abgeordneten in der zweiten Kammer wählten. Dem einen dieser Kreise, dem Landeshuter, stand er zehn Jahre lang als Landrath, zur großen Zufriedenheit der Eingesessenen, vor. Gleich von seinem Eintritt in den vereinigten Landtag an entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und Herrn v. Bismarck-Schönhausen. Da dieses bis zu seinem Tode unverändert fortdauerte, so ist er öfter in der Lage gewesen, durch persönliche Vermittelung wichtige Dienste zu leisten. Im J. 1854 von den Verbänden des befestigten Grundbesitzes in den Fürstenthümern Schweidnitz und Jauer für das Herrenhaus präsentirt, wurde Graf E. am 24. November d. J. vom Könige als lebenslängliches Mitglied in diese hohe Körperschaft berufen. Schon im nächsten Jahre wurde er zum Vicepräsidenten erwählt, was er blieb, bis er 1862 an die Stelle des zum Präsidenten des Staatsministeriums berufenen Prinzen zu Hohenlohe-Ingelfingen zum ersten Präsidenten erwählt wurde, eine Stelle, die er bis an sein Ende mit allgemeinem Vertrauen und Anerkennung versah. In militärischer Hinsicht entfaltete er bei der Mobilmachung von 1850 als Schwadronführer im 7. Landwehrregiment, 1859 als Befehlshaber des 12. Landwehr-Husarenregiments eine eifrige, umsichtige Thätigkeit. Im J. 1869

wurde er zum 1. Oberjägermeister und Chef des Königl. Hofjagdamts bestellt. Kurz vor Ausbruch des Krieges mit Frankreich erhielt er die Würde eines Generallieutenants.

Aber nicht Thaten des Schwertes, sondern der aufopfernden Christenliebe waren es, durch welche er sich ein ehrenvolles Gedächtniß stiftete. Als im Herbst 1852 König Friedrich Wilhelm IV. dem evangelischen Zweige des Johanniterordens eine fruchtbare und würdige Aufgabe durch Werke christlicher Barmherzigkeit an Armen und Kranken wiederzugeben suchte, da bot sich ihm Graf E. als einer der eifrigsten und geeignetsten Mitarbeiter dar. Am Johannistage 1852 wurde er von dem Herrenmeister des Ordens, dem Prinzen Karl von Preußen, zu dessen Kanzler, am 23. Juni 1856 zum Commendator für Schlesien ernannt. Mit dieser schönen umfassenden Aufgabe nahm der Graf es sehr ernst. Ja, er war es eigentlich, welcher dem Gedanken, den christlichen Adel zu sammeln und ihm bestimmte Aufgaben der Nächstenliebe zu stellen, eine thatkräftige Ausgestaltung gab. Als im J. 1864 der dänische Krieg ausbrach, erkannte er mit richtigem Blick, wie wichtig es für den Orden sei, seine Thätigkeit in den Dienst der Armee zu stellen. Der Gedanke wurde sofort zur That und Graf E. entwickelte, unterstützt von seiner hochsinnigen Gemahlin und verschiedenen Ordensrittern in Gemeinschaft mit den unter seiner Schwester Anna als Oberin von Bethanien stehenden Diakonissen in den vom Johanniterorden errichteten Kriegslazarethen zu Altona, Flensburg und Kolding eine unermüdliche und segensreiche Thätigkeit, die um so mehr Anerkennung verdient, je bescheidener und demüthiger er selbst davon dachte. Als er schon ein gut Theil Arbeit hinter sich hatte, äußerte er darüber gegen einen befreundeten Grafen: ‚Möchte unser Orden sich bei dieser Kriegsprobe die rechten Rittersporen verdienen; das ist mein heißer Wunsch gewesen, als ich am 31. Januar Berlin verließ. Anfänge sind gemacht, aber leider ist nicht alles Gold, was glänzt, das habe ich an vielen Anderen, vornehmlich an mir selbst erfahren . . . Ich tröste mich damit, daß Gott den guten Willen ansieht und bei aller menschlichen Schwäche seinen Segen geben kann. Um diesen Segen für den Orden und seine Träger werden Sie mir beten helfen‘. (Flensburg, 17. April 1864.) Auch des Grafen Gemahlin und sein Bruder Bolko griffen bei diesem Werke der Barmherzigkeit rüstig zu. Was in den Elbherzogthümern begonnen, wurde im J. 1866 in größerem Maßstabe fortgesetzt. Vom Könige zu Anfang des Krieges zum Commissarius und Militärinspector der freiwilligen Krankenpflege im Kriege ernannt, machte der Graf persönlich den Feldzug in Böhmen mit und war die Seele und der Mittelpunkt der gesammten freiwilligen Hülfe, die hier nicht nur von den Ritterorden, sondern auch von den infolge der Genfer Conferenz begründeten zahlreichen Vereinen zur Pflege im Felde verwundeter oder erkrankter Krieger geübt wurde. Als das hohe Vertrauen des Königs und seines ersten Ministers dem Grafen am 18. Juli 1869 durch Berufung als Oberpräsident von Schlesien ein neues verantwortungsvolles Amt auflegte, wußte er mit der gewissenhaften Verwaltung desselben seine ihm ans Herz gewachsenen Aufgaben als Johanniter zu vereinigen. Allerdings sah er sich veranlaßt, die beim Beginn des Krieges mit Frankreich ihm vom Könige zugedachte militärische Inspection der freiwilligen Krankenpflege im Felde abzulehnen und an seiner Stelle den Fürsten Pleß vorzuschlagen, dem er dann als Provinzialdelegirter für Schlesien diente. Zweimal ging er damals nach Frankreich, das erste Mal im Dienste der freiwilligen Krankenpflege, im Januar 1871 aber, um als Präsident des Herrenhauses dessen Glückwünsche zur Kaiserwürde zu überbringen. Als Oberpräsident wirkte er mit großer Betheiligung von Herz und Gemüth, aber auch mit der ihm von jüngeren Jahren an eigenen Gewandtheit und Geschäftstüchtigkeit. Bei seiner zweiten Reise nach Frankreich

schmückte ihn der Kaiser mit dem Eisernen Kreuz am weißen Bande. Auch hohe und höchste Orden anderer Fürsten bedeckten seine Brust. Seine höchste Zier aber war die hohe Verehrung, Anerkennung und Liebe, die er genoß und die auch aufs reichste zum Ausdruck kam, als der verdiente Beamte, Menschenfreund und Christ über Erwarten schnell ohne eigentliche Krankheit mitten aus seinem thätigen Leben abgerufen wurde. Längere Zeit von einem nervös-gichtischen Leiden angefochten, das er mit starker Willenskraft bekämpfte, suchte er anfangs August 1872 von diesem Befreiung zu Johannisbad in Böhmen, das ihm im Jahre zuvor wohlgethan hatte. Aber kaum hatte er den Ort erreicht, als ihn bereits der Tod dahinraffte. Ueberaus zahlreich war die Betheiligung von Hoch und Nieder bei der am 12. August zu Kreppelhof veranstalteten Trauerfeier. Die äußeren Züge des Grafen führt eine Lithographie von E. Meyer vor Augen.

G. Hesekiel, Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg 1872, S. 233—237 und handschriftl. Quellen. Ed. Jacobs.

Stolberg-Wernigerode: Henrich Ernst, regierender Graf zu St.-W., wurde seinem Vater Christian Ernst (s. o. S. 381 ff.) von dessen Gemahlin Sophie Charlotte am 7. December 1716 auf Schloß Wernigerode geboren. Obwol anfangs so schwächlich, daß er die Nothtaufe erhielt, blieb er doch von sieben Söhnen, welche den Eltern geschenkt wurden, allein über die ersten Kindheitsjahre hinaus am Leben. Da er nach dem Absterben eines älteren sechsjährigen Bruders Erbgraf war, so wurde auf seine Erziehung ganz besondere Sorgfalt gewandt. Schon in seinem fünften Lebensjahre erhielt er in dem frommen Juristen Joh. Friedr. Mickwitz aus Königsberg i. Pr. einen gewissenhaften und tüchtigen Hofmeister. Im J. 1728 wurde dieser von dem Hofdiakonus und späteren Hofprediger Sam. Lau und dessen Freunde Joh. Aug. Seydlitz abgelöst. Sowie seine frühesten Jugendlehrer in ihrem Pflegling einen sehr dankbaren Schüler fanden, der von Kind auf mit Freuden in die Bahn des Spener'schen und Francke'schen Pietismus eintrat, so war dies nicht weniger bei dem mit dem älteren Urlsperger verschwägerten Württemberger Chr. Adam Jäger v. Jägersberg der Fall, dem am 1. August 1732 die Leitung des Erbgrafen anvertraut wurde. Derselbe begleitete ihn auf die Universitäten Halle und Göttingen, wobei Graf Christian Günther zu Stolberg-Stolberg, der Vater des Dichterpaares, sein Haus- und Studiengenosse war. Daß die akademische Lehrzeit mit einer größeren Reise, die am 12. April 1738 angetreten wurde, und auf der Jäger v. Jägersberg ihn wieder begleitete, ihren Abschluß fand, war nichts außergewöhnliches, wol aber die Art und Weise, wie dieselbe unternommen wurde. Zielpunkte waren nicht, wie sonst so häufig, Paris oder Italien, große Höfe und Prachtbauten, sondern auf einem Wege, der durch Thüringen, Franken, Schwaben, die Schweiz, Elsaß und weiter durch Belgien bis nach Holland führte, wurden vor allem die befreundeten pietistischen Kreise und die gläubigen Prediger aufgesucht und die geistlichen Zustände und Bestrebungen in jenen Gegenden kennen gelernt. Nächst dieser ist noch eine merkwürdige, zwei Jahre später, vom 11. August bis 12. September 1740 mit den pietistischen Hofräthen v. Caprivi und Walbaum unternommene Reise zu seiner Tante, der Herzogin Augusta von Mecklenburg-Güstrow zu erwähnen, bei welcher man die wernigerödische Pietistencolonie in Dargun kennen lernte. Ueber beide Reisen wurden nach damaliger Gewohnheit Tagebücher geführt. Bald nach der ersten Reise verlobte sich H. E. noch im J. 1738 mit Marie Elisabeth, Tochter des Grafen Erdmann zu Promnitz, einer der zartesten Gestalten aus dem Kreise des Francke'schen Pietismus. Das innige Gemeinschaftsleben, das er mit dieser hochbegnadeten Gattin führte, fand schon am 20. Juli 1741 durch deren frühzeitigen Tod sein Ziel. Mit des Grafen Vermählung begann aber auch seine ernste Berufsthätigkeit, der er sich

dann vierzig Jahre lang, davon dreißig als Gehülfe seines oft kränklichen oder abwesenden Vaters, mit ganzer Hingebung widmete. Am 20. April 1742 wurde ihm die Leitung der gräflichen Kammer mit dem Forst- und Bergwesen übertragen. Nach äußersten Kräften suchte er die wirthschaftlichen Verhältnisse des Hauses in guter Ordnung zu erhalten. Bei seiner gewissenhaften Zeiteintheilung und einem um 6 und 7 Uhr im Sommer und Winter beginnenden Tagewerk war es ihm möglich, viel zu leisten. Eine wie treue Hülfe ihm sein Sohn gewesen, davon gibt der Vater noch am späten Abend seines Lebens ein rührendes Zeugniß. Neben dieser Aufgabe für die Verwaltung der Grafschaft hatte der Erbgraf auch noch andere. Nicht zu gedenken der von 1765—1771 geführten Leitung der Geschäfte in den seinem Sohne geschenkten schlesischen Besitzungen, hatte er auch geistliche Würden mit ihren Pflichten zu versehen. Im J. 1739 war ihm von seinem Vater eine durch Cession eines Herrn v. Polenz frei gewordene Präbende am Domstift zu Halberstadt erworben, eine andere trat ihm ein Herr v. Kalnein ab; auch wurde er 1753 vom Könige Friedrich II. als Propst des Stifts St. Bonifatii und Mauritii bestätigt und war einer der ersten, die den vom Könige gestifteten St. Stephansorden erhielten. Im J. 1740 trat er die stricte Residenz an und hatte dann jährlich einen etwa dreißigtägigen Aufenthalt in Halberstadt zu nehmen, wobei er mit den geistig regsamsten Kreisen der Stadt, insbesondere auch mit Gleim, der Karschin u. A. in Verkehr trat und für Kirche und Schule manches Gute zu stiften in die Lage kam. Als der erste seines Hauses, der seit der Reformationszeit unter den regierenden Grafen eine solche Stelle bekleidete, erhielt er in der Familie die Bezeichnung ‚der geistliche Herr', die er aber auch seiner ganzen inneren Richtung nach verdiente. Denn wenn er auch seiner religiösen Richtung nach durchaus das Abbild seines Vaters war, so war er doch in seinem ganzen Wesen und Sinnen in besonderer Weise der geistlichen Betrachtung zugewandt, wovon besonders seine sehr lange und regelmäßig geführten Tagebücher Zeugniß geben.

Bei aller Milde und zärtlichen Liebe gegen seine Kinder war er in der Erziehung doch nicht weichlich und schonte selbst bei den Enkeln die Ruthe nicht. Mit Vorliebe las er in Luther's Schriften und freute sich an dessen kerniger Sprache. In biblischer Sprache äußert er auch wol einmal den Grundsatz, daß er kein stummer Hund sein solle, der nicht beißen könne. Hinsichtlich seiner kirchlichen Anschauung hielt er darauf, daß nach A. H. Francke's Grundsatz die Ordnung des Heils in jeder Predigt verkündigt werden solle. Gleich seinem Vater hielt er sich von der ihm weichlich und schwärmerisch scheinenden Brüdergemeinde zurück. Auch darin hielt er treu an der Ueberlieferung seiner Eltern und der Fürstin Christine, daß er es für seine heilige Pflicht erkannte, nach äußerstem Vermögen dahin zu streben, daß sein ganzes Haus und alle ihm anbefohlenen Unterthanen selig werden möchten und daß keins, ‚keine Klaue', dahinter bleibe.

Den regsten Antheil nahm er an dem Schulwesen und fehlte nicht leicht bei den öffentlichen Prüfungen der Lateinschule in Wernigerode, für die er noch ein Jahr vor seinem Tode wichtige neue Einrichtungen traf. Aber auch die Landschulen besichtigte er möglichst oft und betheiligte sich lebhaft an den seine Zeit bewegenden Fragen im Erziehungswesen.

Etwa zwanzig Jahre pflegte H. E. die ihm verliehene Gabe der Dichtung, deren Erstlingsfrüchte schon in der Studentenzeit hervortraten. In mehreren Bänden sind 688 von ihm verfaßte Gedichte handschriftlich erhalten, 388 derselben durch Prof. Siegmund Jak. Baumgarten in Halle von 1748—1752 in vier Bänden zum Druck befördert. Als Gelegenheitsgedichte im besten Sinne geben diese Schöpfungen innere Vorgänge im Leben des Dichtenden wieder. Daß

sie ausnahmslos geistlichen Inhalts sind, ist daher ein kräftiges Zeugniß für die einheitliche Richtung seines ganzen Sinnens. Weil er in gebundene Rede brachte, was ihm als heilige Lebensfrage erschien, so haben seine Dichtungen einen praktisch-kirchlichen Zweck. Er gab daher auch thunlichst Singweisen an, weil er seine Lieder gesungen wünschte. Jener sehr ernst verfolgte Zweck erklärt auch seinen Wunschseufzer, den er gelegentlich beim Lesen der Missionsberichte äußert, daß seine Gedichte demnächst ins Malabarische übersetzt werden möchten. Als kirchlich brauchbar sind in evangelische Gesangbücher übergegangen ein halbes Dutzend dieser Lieder: „Eile, eile, meine Seele"; „Fort, fort, dem Himmel zu"; „Fort, fort, mein Herz"; „Meine Zuflucht ist die Liebe"; „O süße Ruh', die du mir, Herr, erworben"; „Prüfe, Herr, wie ich dich liebe". Da H. E. den Drang in sich fühlte, seine Lieder und Gedanken der christlichen Gemeinde mitzutheilen, so war es ihm ein rechter Trost, daß er eine Anweisung und Aufmunterung zum wahren Christenthum, durch welche einfältige und alte Leute — daher der Druck mit großen Typen — aufs kürzeste auf das hingewiesen werden, was zum Seligwerden noth thut, noch kurz vor seinem Tode zum Druck befördern konnte. Verschiedene seiner Lieder haben sich lange, etliche bis zur Gegenwart in Gesangbüchern und geistlichen Liedersammlungen erhalten; das neueste Wernigeröder Gesangbuch hat davon noch eins. Auch auf die englische Hymnologie haben seine Lieder eingewirkt: „Eile, eile, meine Seele" und „Morgen soll es besser werden" sind ins Englische übersetzt. Aber der fleißig dichtende Graf gab auch die Anregung und wurde der Mittelpunkt für einen besonderen Kreis wernigerödischer geistlicher Sänger, für welche die Hauptquelle die im J. 1752 von H. E. herausgegebene ‚Neue Sammlung geistlicher Lieder' bildet. Von den 818 Nummern derselben rühren 370 von ihm selbst her. Von einigen älteren Liedern abgesehen, sind darin u. a. enthalten Beiträge von Allendorf, Annoni, Basch, v. Bogatzky, v. Bonin, A. Chr. Breithaupt, v. Caprivi, Ehrenpfort, Jäger v. Jägersberg, Gottl. Fr. Lange, S. Lau, Eleon. Gräfin Dönhof, M. G. Schönborn, Christiane Eleon. Gräfin zu Stolb.-Wern., M. Nik. Ziegler, J. Libor. Zimmermann. Im J. 1767 erschien auch ein Melodienschatz zu diesen Liedern.

Bei aller ernsten Beschaulichkeit macht H. E. durchaus nicht den Eindruck eines finstern Asketen. Bei seinem ernsten fortwährenden Streben nach Heilsgewißheit war er glücklich zu derselben durchgedrungen. Herrschende Gedanken, denen er öfter Ausdruck gibt, sind bei ihm: ‚Die Sonne scheint, man öffne nur die Fenster', oder: ‚Wer voraus viel überdenkt, der hat immer viel zu thun; wer ins stille Nun sich senkt, kann in Gott stets müssig ruh'n'.

Seine Beschaulichkeit machte ihn auch zum sinnigen Naturfreunde. In der Waldeinsamkeit und auf der Höhe des Brockens dichtete und betete er gern. Die Freude an der Natur machte ihn auch zum eifrigen Weidmann. Aber auch die wissenschaftliche Erforschung der Natur lag ihm am Herzen. Er führte wol selbst seinen Kindern elektrische Versuche vor, und der bekannte Naturforscher Kratzenstein, ein Wernigeröder, der ihm 1746 seine Theoria electricitatis widmete, hatte ihm bereits ein paar Jahre früher auf seinen Wunsch und zu seinem besonderen Vergnügen Versuche mit der Elektrisirmaschine vorgeführt. Da ihm bereits früh die Verwaltung des Forstwesens anvertraut war, so widmete er sich dieser Aufgabe mit allem Eifer, führte fremde Nadelhölzer ein und machte dabei besonders den Versuch, dem kahlen Brockengipfel eine grüne Decke zu verschaffen. Die Forstakademie v. Zanthier's stand unter ihm in höchster Blüthe. Er unterstützte besonders des verdienten Forstmanns Bestrebungen durch wirthschaftliche Erleichterungen. Auch eine schätzbare Sammlung verschiedener Holzarten diente den forstwissenschaftlichen Interessen. Daneben legte er Sammlungen von Con-

chylien und Insecten, von Modellen und physikalischen Apparaten und eine optische und astronomische Kammer an. Da sein Vater Christian Ernst ein so hohes Alter erreichte und bis zum 25. October 1771 lebte, so waren ihm für seine Regierung nur sieben Jahre beschieden. Obwol ihn seine vielen Arbeiten fast niederdrückten, so führte er doch ein schönes Familienleben. Besonders wurden der 5. und 7. December, seiner Gemahlin, der Fürstin Christiane Anna Agnes von Anhalt-Cöthen, die er im J. 1742 in zweiter Ehe heimführte, und sein Geburtstag, von den Kindern aufs schönste gefeiert. Nach kurzer Krankheit verstarb er während seiner domherrlichen Residenz zu Halberstadt am 24. October 1778 zu Halberstadt, nahezu 62 Jahre alt. Bis in seine letzten Fieberphantasien begleitete ihn sein geistliches Sinnen. Von H. E. sind verschiedene in Druck und Malerei ausgeführte Bilder auf uns gekommen. Unter den ersteren ist zu erwähnen das von J. Jak. Haidt in Schwarzkunst ausgeführte auf einem größeren Blatte zu der Leichenpredigt auf seine erste Gemahlin Marie Elisabeth 1741. Besonders ähnlich wurde von den Kindern erkannt ein von Reinhold in Pastellfarben ausgeführtes Bildniß, das in einer Nachbildung in Lichtdruckverfahren dem dritten Theile der als Handschrift gedruckten ‚Briefe und Journale u. s. f.' beigegeben ist. Dasselbe läßt den Grafen mit dem ihm von König Christian VI. von Dänemark im J. 1739 verliehenen Danebrogsorden sehen. Ein von Calow in Leipzig 1770 gemaltes Bild führt ihn als geistlichen Herrn im Domherrnornat vor Augen. Ein weiteres Bild rührt von Tischbein her. Die fürstliche Porträtsammlung in Wernigerode besitzt von ihm eine in Deckfarben auf Seide ausgeführte Zeichnung seines Porträts in größtem Format. Ein letztes sehr ähnlich gefundenes Bild wurde noch im Sommer 1778 ausgeführt.

Außer sonstigen zahlreichen handschriftlichen und gedruckten Hülfsmitteln sind als Hauptquellen zu erwähnen eine vom Unterzeichneten gearbeitete Erinnerungsschrift, zunächst die Jahre 1770—1772 behandelnd und (Anna, Gräfin zu Stolb.-Wern.) Briefe und Journale der Fürstin Luise Ferdinande zu Anhalt-Cöthen u. s. f. von 1764 bis 1784, 7 Theile, als Handschrift gedruckt. Ed. Jacobs.

Stolberg-Wernigerode: Henrich regierender Graf zu St.-W., Sohn Graf Christian Friedrich's (s. o. S. 387 ff.) und Auguste Eleonorens, geborne zu St.-St., geboren am 25. Dec. 1772 auf Schloß Wernigerode, † daselbst am 16. Febr. 1854. Die Eltern, welche das Erziehungswesen nach der pädagogischen Richtung jener Zeit zu einer Art Studium gemacht hatten, verwandten auf die Ausbildung dieses ihres ältesten Sohnes eine so erfinderische Sorgfalt, daß wir hier nur die Hauptmomente andeuten können. Nachdem man in der Wahl des ersten Jugendlehrers 1779 sehr glücklich gewesen war, wurde im März 1783 in der Person des Majors v. Marconnay ein zwar ernster und gewissenhafter, durch seine gesetzliche Strenge aber auf den Zögling nicht immer wohlthuend einwirkender Studienleiter gewonnen. Während dieser aber bis zum Frühjahr 1792 ihm zur Seite war, wurden daneben daheim wie auswärts die tüchtigsten Lehrer ausgesucht. Noch vor vollendetem 15. Lebensjahre zog er, nachdem er auch in der Musik, besonders im Geigenspiel, sorgfältig unterwiesen war, mit seinem Bruder Ferdinand nach Straßburg, wo er durch akademische Lehrer, doch nicht als Hörer der öffentlichen Vorlesungen, unterrichtet und auch in körperlichen Fertigkeiten, sowie in den Formen eines feineren geselligen Verkehrs geübt wurde. Hier wie während seines ganzen Studiengangs übernahm der Vater selbst die Prüfung des Plans und der Fortschritte in den Studien, sowie die Durchsicht der Rechnungen des Sohnes. Da der Ausbruch der französischen Revolution die Straßburger Studien unterbrach, so wurde H. nach einer lehrreichen Reise noch im Herbst 1789 nach Berlin gesandt, um dort seine Ausbildung im möglichst

genauen Anschluß an das begonnene fortzusetzen. Weil mit Rücksicht auf eine für ihn erlangte Halberstädter Domherrnstelle drei Jahre ein und dieselbe Universität zu besuchen war, so ging er im Sommer 1790 nochmals nach Straßburg, mußte sich jedoch schon im Herbst der Unruhen wegen von dort fortbegeben. Kurz vor seinem Weggange konnte er sich in Frankfurt an der Kaiserkrönung Leopold's II. betheiligen. Im Januar 1791 begann das eigentliche akademische Studium in Göttingen, wo nunmehr durch des Erbgrafen zukünftigen Lebensberuf Inhalt und Richtung der Studien bestimmt wurde. Nach 14monatlicher fleißiger Benutzung dieser wichtigen Lernzeit führte eine ernstliche Erkrankung eine Unterbrechung herbei. Nach gründlicher Erholung in Wernigerode und einer, auch bereits zu geschäftlicher Thätigkeit benutzten Reise nach Schlesien, folgte ein dritthalbjähriger, durch die Einführung in höhere Gesellschaftskreise, sowie durch die Pflege von Kunst und Wissenschaft ungemein fruchtbarer und angenehmer Aufenthalt in Dresden, wo der Prof. Wilh. G. Becker und Mag. Winkler Hauptlehrer waren, während auf Geist und Gemüth der Briefverkehr mit den Schwestern einen unberechenbar segensreichen Einfluß übte. Nachdem sich an diesen Aufenthalt noch ein halbjähriger ökonomischer Cursus auf der kurfürstlichen Musterwirthschaft Ostra-Vorwerk bei Dresden und ein fünfmonatlicher unter Werner und v. Charpentier an der Bergakademie zu Freiberg geschlossen hatte, wurde die Laufbahn der Vorbereitung zunächst beschlossen. Graf H. begann Ende 1796 an den Geschäften theil zu nehmen, und am 11. Juli 1797 wurde ihm die Verwaltung des Vorwerks Wernigerode übertragen. Die hierbei entfaltete Thätigkeit, besonders ein am 8. April 1798 eingereichter Bewirthschaftungsplan, machten dem Vater außerordentliche Freude, und er ließ seinen Sohn noch in demselben Jahre mit seinem Bruder Ferdinand eine große Studienreise nach Wien, Ungarn und bis nach Triest antreten. Erst jetzt folgte auf die Zeit des Lernens und Empfangens eine bis an das späte Lebensende reichende Periode unermüdlichen Schaffens. Zu Anfang derselben begründete er am 4. Juli 1799 durch Vermählung mit Jenny, Tochter des Fürsten Otto zu Schönburg-Waldenburg, einen eigenen, zunächst auf dem von ihm verwalteten Marienhofe zu Ilsenburg geführten Hausstand. Während sein Haus 1801 durch die Geburt einer Tochter, Eleonore, 1802 und 1803 zweier Söhne, Hermann und Bernhard, gebaut wurde, widmete er sich mit allem Ernst den Geschäften als regelmäßiges und thätiges Mitglied der gräflichen Kammer. Das Ableben des letzten Fürsten von Stolberg-Gedern, Karl Heinrich, am 5. Januar 1804, brachte dessen Land an Wernigerode, und sein Vater bestellte ihn hier zu seinem Stellvertreter, als welcher er am 9. August seinen Einzug hielt. Seine Familie wurde hier im J. 1805 durch die Geburt eines Sohnes, Botho, und am 16. December 1806 einer Tochter, Karoline, vermehrt. Noch bevor das letztere frohe Ereigniß eintrat, wurde das Glück des Hauses und das gesegnete Walten seines Hauptes jäh gestört durch die Folgen des deutsch-französischen Krieges und die Rheinbundsacte vom Juli 1806, welche Gedern der Oberhoheit des Großherzogs von Hessen unterwarf. Mit seinem Vater begab er sich alsbald zu dem Fürstprimas, Coadjutor von Mainz v. Dalberg, dann nach Berlin und von dort zu Napoleon nach Dresden, um so viel wie möglich von Besitz und Rechten des gräflichen Hauses zu retten, aber umsonst. Ebenso vergeblich war eine im Sommer 1807 mit dem Archivar Delius nach Paris zu Jérôme unternommene Reise. Um ein leidliches Verhältniß zu dem neuen Machthaber herzustellen, erwies er sich demselben dienstfertig, nahm auch eine Stellung bei Hofe an, die ihn jedoch nicht fest an die Person des Königs band. Als Stand des Königreichs Westfalen mußte er auch die Ständeversammlungen in Kassel besuchen, wich jedoch, so oft es anging, aus. Da der König ihn persönlich sehr schätzte, so suchte er ihn näher an sich

zu ziehen, schmückte ihn auch am 5. Februar 1810 mit dem Orden der Westfälischen Krone. Trotz solcher Anerkennung konnte es geschehen, daß er bei dem Spionagesystem der Fremdherrschaft der Theilnahme an einer gegen die Person des Königs gerichteten und die Wegnahme Magdeburgs bezweckenden Verschwörung bezichtigt wurde. Große Selbstverleugnung erforderte die ihm aufgenöthigte Betheiligung an speciell der Feier der Fremdherrschaft gewidmeten Festen, wie des Napoleonstages oder der Empfang der westfälischen Majestäten auf Schloß Wernigerode im Sommer 1811.

Mitte Mai 1809 übergab ihm sein Vater, als derselbe sich auf seine schlesischen Güter zurückzog, die Verwaltung der Grafschaft. In dieser auf eigene Verantwortung im Namen des Vaters gewissenhaft und mit großem Geschick geübten Thätigkeit, war die gründliche Ordnung und Wiederherstellung des gräflichen Finanz- und Creditwesens sein schwierigstes und verdienstvollstes Werk. Seit längerer Zeit hatten sich im Hause Schulden angesammelt und deren Masse sich in einem Menschenalter seit 1780 verdoppelt. Trotzdem waren die Verpflichtungen gegen die Gläubiger stets gewissenhaft erfüllt, aber dasselbe war bei den großen Einbußen des Hauses durch die Fremdherrschaft, dem Stocken der Geschäfte, dem Sinken der Werthe, vor allen Dingen dem allgemeinen Verlust des Vertrauens seit etwa 1807/8, in eine üble Lage gerathen. Da gelang es dem Grafen H. durch seine außerordentliche Geschäftstüchtigkeit und durch die Unterstützung wohlwollender Anhänger des Hauses, unter welchen namentlich der Kaufmann Hertzer in Wernigerode zu erwähnen ist, allmählich gründliche Ordnung zu schaffen und das Vertrauen der Gläubiger zu befestigen. Unmittelbar bevor Graf H. an diese mühsame Arbeit herantrat, hatte ihn am 29. August 1809 durch den Verlust seiner Gemahlin ein sehr schwerer Schlag getroffen. Von den sechs unerwachsenen Kindern, die sie hinterließ, übernahm seine Schwester Friederike, Gräfin Dohna, die weitere Erziehung der beiden Töchter, während die vier Söhne in Wernigerode blieben und am 30. December 1810 in Eberhardine, Tochter des königl. Ministers v. d. Recke, eine zweite Mutter erhielten. Die Zeit der Erhebung Preußens stellte dem Erbgrafen neue Aufgaben. Eine Zeit lang war er unter dem Generalgouvernement Landrath des Kreises Osterwiek. Sodann übernahm er namens des Gesammthauses Stolberg vom September 1814 bis Juli 1815, während sein Vater noch einmal unmittelbar die Regierung in Wernigerode führte, eine Mission zum Wiener Congreß, um die Ansprüche und Rechte des Hauses zu wahren. Zwar ließen die Umstände die Erreichung des eigentlichen Zwecks dieser Sendung nicht zu, die Ansprüche des Hauses wurden aber doch im Kreise der Staatsmänner und Diplomaten bekannt. Jedenfalls zeugen die merkwürdigen, bei dieser Gelegenheit verfaßten Briefe und Denkschriften des Grafen von einem großen politischen Blick und Verständniß. Als dann am 26. Mai 1824 das Ableben des Vaters ihn zur Regierung im eigenen Namen berief, hatten ihn seine nunmehrigen Unterthanen längst als stellvertretenden Herrn kennen und schätzen gelernt. Sein noch durch ein ganzes Menschenalter fortgesetztes Walten weist vielleicht im Einzelnen nicht viel besondere Thaten auf, wohl aber ein ungemein treues, geschicktes und sachkundiges Schaffen in allen Zweigen der Verwaltung. In seiner Thätigkeit für Kirchen und Schulen, denen er 1827 eine verbesserte Einrichtung gab, in der gewissenhaften Besetzung geistlicher Stellen mit gläubigen Predigern, auch in dem Interesse für Bibel und Gesangbuch, wandelte er treu in den Bahnen seiner Vorfahren. So sehr seine Erfahrungen ihn zum sparsamen Wirthschafter gemacht hatten, wandte er doch auf die ihm theure Familienstiftung der gräflichen Bibliothek ansehnliche Summen. Im J. 1826 gab er ihr in dem ehemaligen Orangeriegebäude eine ungemein geeignete Unterkunft und Aufstellung,

und vermehrte die hymnologische, allermeist aber die historische Abtheilung in außerordentlicher Weise. Von seinen bereits erwähnten Nebenämtern abgesehen, hatte H. aber auch später außer seiner Thätigkeit als Regent noch besondere Aufgaben zu erfüllen. Mehrmals beehrte ihn das Vertrauen König Friedrich Wilhelm's III. und IV. mit besonderen Aufträgen. Längere Zeit war er Mitglied des preußischen Staatsraths und deshalb oft auf einige Zeit in Berlin anwesend. Auch in der hannöverschen Kammer war er vielfach thätig; in der hessischen Kammer vertrat ihn zeitweise der Erbgraf. Innigste Uebereinstimmung der Gesinnungen und Bestrebungen verband ihn besonders mit König Friedrich Wilhelm IV., der ihn 1840 mit dem Schwarzen Adlerorden schmückte. Beide Könige befriedigte und erfreute er in hohem Maaße durch die geschickte Leitung des sächsischen Provinziallandtags, dessen Marschall er zwischen 1825 und 1845 war und in welchem er sich das Vertrauen der Mitglieder in hohem Maaße erwarb. Im September und October 1841 wurde er durch drei Todesfälle schwer betroffen. Am schwersten traf davon den greisen Grafen der am 24. October erfolgte Tod des Erbgrafen Hermann, der ebenso begabt als sorgfältig ausgebildet, die treueste und kräftigste Stütze seines Vaters war. Ehrte den Sohn die musterhafte, unermüdete Hingabe an seinen Beruf, in dessen Erfüllung er sich verzehrte, so war es seitens des Vaters die höchste Anerkennung, daß er, der sich sonst nicht gern dem Urtheil anderer unterordnete, dem Sohne in allen seinen Maaßnahmen das unbedingteste Vertrauen schenkte. Nach außen bekundete der aufs schwerste betroffene Vater dem dahingeschiedenen Sohne seine Liebe und Anerkennung dadurch, daß er ihm durch einen von ihm aufgesetzten Lebenslauf, und durch einen im Hofe des Hüttenamts errichteten Erzguß in doppelter Weise ein Ehrendenkmal setzte. Das Jahr 1848 brachte auch manche bittere Erfahrungen, veranlaßte den Grafen aber auch zu einem muthigen und entschiedenen antirevolutionären Proteste. Genau 10 Jahre nach dem Erbgrafen starb auch Graf Henrich's treue zweite Lebensgefährtin. Darnach stellten sich die Gebresten des Alters mehr und mehr ein, und im 82. Lebensjahre ging er infolge schlagähnlicher Anstöße und allgemeiner Schwäche heim, ein Herr von seltener Geschäftstüchtigkeit und Welterfahrung, ein innig verehrtes treues Familienhaupt, das sein Haus durch schwere Zeiten und aus bedrohter Lage zu neuem Wohlstand und Ansehen erhob. Und wenn er bei Unterthanen und Bediensteten sich eine allgemeine Liebe und Verehrung erwarb, so war diese nicht etwa auf äußere Anmuth und Milde begründet, vielmehr forderte er mit Ernst überall fleißige, treue Pflichterfüllung, aber so streng er in diesen Forderungen war, ebenso streng übte er Gerechtigkeit gegen jeden. Von dem Grafen sind mehrere gute Gemälde von J. Hartmann auf Schloß Wernigerode vorhanden. Ein offenbar sehr getreues Oelbild (Kniestück) ist nach mehreren guten älteren Bildern nach des Grafen Ableben von demselben Künstler gemalt. Es stellt den Grafen im Gala des Johanniterordens dar, dem er seit 1800 angehörte. Eine Lithographie von Ed. Uber in 4°, die den Grafen im späteren Lebensalter vor Augen führt, ist ziemlich verbreitet. Ihr entspricht eine ähnliche Steinzeichnung von seiner Gemahlin Eberhardine.

Auszug aus einer größeren nach archivalischen und sonstigen handschriftlichen Quellen entworfenen Lebensbeschreibung. Ed. Jacobs.

Stoliczka: Dr. Ferdinand St., erwarb sich, trotzdem er schon in sehr jungen Jahren starb, als Geologe und Paläontologe einen sehr geachteten Namen. Geboren im Mai 1838 zu Hochwald in Mähren, besuchte St. das Gymnasium in Prag in der Absicht, sich später dem geistlichen Stande zu widmen. Ein unwiderstehlicher Drang zog ihn jedoch zu naturwissenschaftlichen Studien. St. bezog deshalb die Universität Wien, wo er sich in den verschiedenen Zweigen

der Naturwissenschaft gründliche Kenntnisse aneignete. Besonders waren es Geologie und Paläontologie, mit denen er sich unter E. Süß' Leitung erfolgreich beschäftigte. Nachdem St. sich hier den Doctorgrad erworben hatte, trat er 1860 bei der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, welche damals unter v. Haidinger rasch aufgeblüht war, als Aufnahmsgeologe ein. Hierbei fand er reichlich Gelegenheit, sich umfassende Kenntnisse zu erwerben. Ueber die Ergebnisse seiner geologischen Forschungen, namentlich in Ungarn und in der Militärgrenze, machte er durch zahlreiche Reiseberichte, welche in den Verhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt (XII, 16, 48, 78, 84, 114, 160, 217, 239, 240) und deren Jahrbüchern (XII, 526; XIII, 1) veröffentlicht worden sind, Mittheilungen. Besonders erfolgreich beschäftigte sich St. außerdem mit paläontologischen Studien, wie zahlreiche, durch Schärfe der Beobachtungen und kritische Behandlung ausgezeichnete Abhandlungen, welche in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften (math.-naturwiss. Cl. XXXVII—LII) erschienen sind, beweisen. Als die bemerkenswerthesten dieser Arbeiten mögen besonders hervorgehoben werden: „Ueber eine der Kreideformation angehörige Süßwasserbildung in den N.-O.-Alpen" (das. XXXVII, 121 und XXXVIII, 482); „Ueber die Gastropoden und Acephalen der Hierlatzschichten" (das. XLI, 561 und XLIII, 157), wobei er die Gleichstellung dieser Schichten mit den tieferen Stufen des Lias nachwies; dann „Ueber oligocäne Bryozoën von Latdorf" (das. XLIV, 629 und XLV, 71); „Revision der Gastropoden der Gosauschichten" (das. LII, 101); „Beiträge zur Kenntniß der Molluskenfauna der Cerithienschichten von Inzersdorf" (Verh. d. zool.-mineral. Gesellsch. in Wien, 1862) u. s. w. Durch diese Arbeiten hatte sich St. bereits den Namen eines tüchtigen Geologen und Paläontologen erworben. Daher kam es, daß er 1863 einen Ruf an die Geological Survey in Ostindien erhielt, in deren Dienst er als Paläontologe eintrat. Hier beschäftigte sich St. voll aufopfernden Eifers hauptsächlich mit der geologischen Erforschung des Himalayagebirges, welches so vielfache Analogien mit den ihm wohlbekannten Alpen darbot. Den weiteren Nachweis dieser vielfachen Beziehungen zwischen den Alpen und dem Himalaya verdankt man zunächst Stoliczka's erfolgreichen Untersuchungen. Im Sommer 1864 erforschte er hauptsächlich das Spitithal und das Hauptgebirge zwischen dem Sutluz und Indus bis auf Höhen von über 6000 m. Ueberanstrengungen warfen ihn 1864 auf ein hartes Krankenlager. Doch konnte er im Frühjahr 1865 wieder seine Untersuchungsarbeiten aufnehmen. Inzwischen beschäftigte sich St. auch mit der höchst sonderbaren Fauna der obercretacischen Schichten in dem südlichen Theil der Ostküste Indiens bei Pondischeri und Trichinopali, und stellte unter anderem die wichtige Thatsache fest, daß in diesen Ablagerungen noch zahlreiche Ammoniten von älterem jurassischem Typus sich erhalten haben. Eine diesbezügliche Ausarbeitung (Cretaceous Fauna of S. India in den Mem. o. t. geol. Survey of India I—V) ist eine ganz vorzügliche und Stoliczka's hervorragendste paläontologische Leistung. Außerdem lieferte er zahlreiche Berichte über seine Forschungen in Indien in den Schriften der Survey. Es sei nur erwähnt: „Geol. Sections across the Himalaya Mountains", „Summary of geol. observ. during a visit t. t. Provinces Ruphu, Karnag etc.", „On Jurassic deposits in t. NW. Himalaya" u. s. w. Auch schrieb er Briefe von Simla und Kaschmir an Hofrath v. Haidinger, welche letzterer veröffentlichte (Sitz. d. Akad. d. Wissensch. in Wien L, 379, 411, 664). In seinen Gesundheitsverhältnissen tief erschüttert, stand er 1873 im Begriff nach Europa zurückzukehren, als die Gesandtschaftsexpedition nach Kaschgar unter Forsyth ihn bestimmte, diese für die Erforschung bisher unbekannter Gebiete so günstige Gelegenheit zu benutzen, und der Expedition sich anzuschließen. Schon bei der Ueberschreitung der hohen Gebirgspässe nach

Kaschgar erlitt St. infolge von allzugroßen Anstrengungen einen Anfall von Rückenmarksentzündung, erholte sich jedoch wieder, sodaß er seine Beobachtungen fortsetzen konnte, die er bis in die Hochebene der Pamirsteppe ausdehnte. Hier glückte es ihm, nördlich von Kaschgar, im südlichen Theil von Thianschan, den deutlichen Krater eines erloschenen Vulcans zu entdecken und den bis dahin viel bestrittenen Beweis zu liefern, daß im Innern von Asien wirklich Vulcane sich vorfinden. Auf der Rückreise von Kaschgar wiederholte sich bei dem Ueberschreiten des Korakorumpasses der erwähnte Krankheitsanfall, dem er auch, erst 36 Jahre alt, am 19. Juni 1874 zu Murghi in Ladak erlag. Er wurde am 23. Juni in der Stadt Leh bestattet. Mit ihm sank ein guter Theil geologischen Wissens und reicher Erfahrungen, welche er in sich angesammelt, aber noch nicht zur Veröffentlichung gebracht hatte, ins Grab. In Anerkennung seiner großen Verdienste um die Erforschung Indiens, ließ die britische Regierung auf seinem Grabe ein würdiges Denkmal setzen.

Wurzbach, Biogr. Lexikon XXXIX, 152. — Records o. t. geol. Survey of India 1874. v. Gümbel.

Stoll: Heinrich Wilhelm St. wurde am 16. Januar 1819 zu Sechshelden, einem Dorfe im ehemaligen Herzogthume Nassau, geboren. Er entstammte einer unbemittelten Bauern- und Bergmannsfamilie. Da er schon früh einen über das Dorfleben hinausstrebenden Sinn zeigte, so ließen ihn seine Eltern von 1831—1835 in dem benachbarten Städtchen Dillenburg das Pädagogium besuchen, eine Anstalt, welche die vier unteren Classen eines Gymnasiums umfaßte. Aber mehr vermochten sie nicht für ihn zu thun. Nach einjährigem Privatstudium erhielt er als Oranier vom Könige von Holland eine Geldunterstützung und besuchte nun von 1836—1838 die beiden obersten Classen des Gymnasiums zu Weilburg, das zu jener Zeit in dem Director Friedemann, sowie in dem älteren und jüngeren Krebs tüchtige Lehrer der beiden classischen Sprachen besaß. Im Frühjahr 1838 bezog St. die Universität Göttingen, um Philologie zu studiren. Zu seinen Lehrern gehörten an erster Stelle Karl Otfried Müller, Schneidewin und v. Leutsch. Im Seminar genoß er noch den Unterricht Mitscherlich's, der wie eine ehrwürdige Ruine in die neue Zeit hineinragte. Bei Hoeck hörte er eine Vorlesung über römische Alterthümer. In die Philosophie wurde er durch Herbart und Ritter eingeführt, gesteht aber selbst, daß er es nicht weit darin gebracht habe. Am meisten wurde er von K. O. Müller angezogen. Unter seiner Leitung wendete er sich insbesondere dem Studium der griechischen Geschichte, Mythologie und Archäologie zu und gewann dabei jene Vorliebe für die reale Seite des classischen Alterthums, die für seine spätere schriftstellerische Wirksamkeit charakteristisch ist. Als Müller im Herbst 1839 seine verhängnißvolle Reise nach Griechenland antrat, schloß St. sich enger an Schneidewin an und wurde von diesem zu kritischen und litterarhistorischen Studien angeregt. Die erste Frucht derselben waren die im J. 1840 verfaßten „Animadversiones in Antimachi Colophonii fragmenta“. Das Werkchen war ursprünglich dazu bestimmt gewesen, K. O. Müller bei seiner Heimkehr im Namen des philologischen Seminars überreicht zu werden. Nach dem unerwarteten Tode des Gelehrten (1. August 1840 zu Athen) wurde es als Todtenkranz auf sein Grab gelegt (Piis manibus C. Odofr. Muelleri has inferias vovebat sodalium Seminarii regii philol. Gotting. pietas).

Im Winter 1840/41 bestand St. sein Staatsexamen, versah vom Frühjahr 1841 bis Herbst 1842 eine Lehrerstelle an einer Privatschule zu Idstein, hielt dann am Pädagogium zu Dillenburg einen halbjährigen Probecursus ab und wurde an dieser Anstalt im Herbst 1843 als Collaborator angestellt. Zwei Jahre später siedelte er nach Wiesbaden über und wirkte an dem dortigen

Gymnasium zunächst als stellvertretender Lehrer, seit Ostern 1846 als Conrector. Im Herbst 1849 kam er nach Hadamar und übernahm den größten Theil des altclassischen Unterrichts, den bis dahin der nach München berufene Karl Halm ertheilt hatte. Infolge von confessionellen Spannungen — St. war evangelisch, das Gymnasium zu Hadamar katholisch — wurde er auf seinen Wunsch im October 1852 nach Weilburg versetzt. Dort hat er noch nahezu ein Menschenalter hindurch als Lehrer der alten Sprachen und der Geschichte gewirkt. Im J. 1858 wurde er zum Prorector, 1859 zum Professor ernannt. Als er zu Ostern 1884 in den Ruhestand trat, wurden ihm von seinen Schülern, Amtsgenossen und Mitbürgern Beweise einer herzlichen Anhänglichkeit und Verehrung dargebracht. Seine schriftstellerische Thätigkeit setzte er fast bis zu seinem Lebensende fort. Er starb am 19. Juni 1890 zu Weilburg.

Als Schriftsteller hat St. einen rastlosen Fleiß entwickelt. Seine zahlreichen Schriften, die theils als selbständige Bücher, theils in Zeitschriften und Sammelwerken (Lübker's Reallexikon des class. Alterthums; Pauly's Reallexikon der classischen Alterthumswissenschaft, 2. Aufl., I, 1 u. 2; Roscher's Lexikon der griechischen und römischen Mythologie) an die Oeffentlichkeit getreten sind, beziehen sich fast ausnahmslos auf das classische Alterthum, indem sie dasselbe nach seiner realen Seite hin der Jugend der höheren Schulen, wie auch weiteren gebildeten Kreisen verständlich zu machen suchen. Nur wenige von seinen Werken tragen ein rein gelehrtes Gepräge. Mit besonderer Vorliebe arbeitete St. auf dem Gebiete der antiken Mythologie. Sein „Handbuch der Religion und Mythologie der Griechen und Römer“, das zum ersten Male 1848 erschien, verfaßte er in der Absicht, die gewöhnlichen Handbücher aus den Schulen durch ein Buch zu verdrängen, das den Ergebnissen der neueren Wissenschaft gerecht würde. Mit wie glücklichem Erfolge diese Absicht erreicht wurde, geht daraus hervor, daß das Werk 1875 in 6. Auflage gedruckt und in acht fremde Sprachen (ins Dänische, Englische, Holländische, Italienische, Neugriechische, Ungarische, Russische und Isländische) übersetzt wurde. Eine populäre Mythologie der Griechen und Römer, die er unter dem Titel „Die Götter und Heroen des classischen Alterthums“ in zwei Bänden veröffentlichte, erlebte 1885 die 7., das gleichfalls zweibändige Werk „Die Sagen des classischen Alterthums“ 1884 die 5. Auflage. Auch von seinen übrigen Büchern sind mehrere wiederholt aufgelegt worden, so z. B. seine „Anthologie griechischer Lyriker für die obersten Classen der Gymnasien“, 2 Bde., 1874 zum vierten, seine „Geschichte der Griechen und Römer in Biographieen“ 1878 zum dritten Male. Ein vollständiges Verzeichniß der Stoll'schen Werke findet sich bei Hinrichsen, d. litter. Deutschland (1. Aufl., 1887) S. 628 f.

Vgl. außer einem biographischen Aufsatze in dem soeben erwähnten Werke von Hinrichsen: Weilburger Tageblatt, Jahrg. 1884, Nr. 85 u. 86; Jahrg. 1890, Nr. 143; Rhein. Kurier, Jahrg. 1890, Nr. 170. Daneben Stoll's eigene biogr. Aufzeichnungen, die sein Sohn, Herr Prof. A. Stoll zu Kassel, dem Verfasser bereitwilligst zur Verfügung gestellt hatte. F. Koldewey.

Stoll: Johann St. (vielleicht auch Stolle, „Stollius“ schreibt er sich immer), war 1560 (?) in Wittenberg (Gräße, Orbis latinus [1861] S. 43 Sp. 2, verb. 6) geboren, denn er nennt sich „Calegiensis Saxo“. Dahinter hat man freilich irrthümlich Kalbe (Herzog, Chronik der Kreisstadt Zwickau II [1845] S. 368) und Kalenberg (Mendel-Reißmann, Musikalisches Conversationslexikon IX [1878] S. 465) vermuthet. Nur Weniges ist über ihn bekannt geworden. Er begegnet uns zuerst als Cantor zu Reichenbach i. V., 1591 als solcher zu Zwickau und seit 1604 als des unter 2) zu nennenden Fürsten Capellmeister zu Weimar. Am 23. Mai 1608 heirathete er daselbst die verwittwete Tochter des dortigen Bürgers und Rathswagemeisters Kaspar Schlevogts, Christine, und erhielt von Kursachsen dazu ein Geschenk von zwanzig Gulden.

Die einzige Nachricht, welche Weimar über ihn darbieten konnte, betrifft die nachher unter 2) zu erwähnende Composition. Das letzte Lebens- und Wirkenszeichen von ihm haben wir in seiner Motette von 1614. In dem Fachkataloge der internationalen Ausstellung für Musik- und Theaterwesen in Wien (1892) ist sein Name nicht erwähnt. Außer den Choralmelodien „Von einer Jungfrau auserkor'n“ u. s. w., „Christus ist erstanden“ u. s. w. (man vgl. das Zwickauer und Dresdener Gesangbuch) haben sich folgende Werke von ihm ermitteln lassen: 1) Hochzeitsgesang zur Vermählung des späteren Kurfürsten zu Sachsen, Johann Georg's I. mit der Herzogin Sibylle Elisabeth zu Württemberg (16. Sept. 1604), achtstimmig (2 Chöre), Anfang der vier achtzeiligen Verse „Von Gott ist mir“ u. s. w. Originaldruck in Fol. von Tobias Steinmann, Jena 1604, im K. S. Hauptstaatsarchive III, 131 fol. 25^b Nr. 7 (Noten u. s. w.) Nr. IV. 2) Epicedia oder Grablieder bei dem Leichenbegängnisse des Herzogs Johann zu Sachsen († am 31. October 1605, beigesetzt in der Stadtkirche zu Weimar am 20. November ej. a.), vier- und achtstimmig, Anfänge der Texte in Prosa bezw. in Versen: „Miserere mei deus“ etc. und „Herr Jesu Christ, mein Herr und Gott, Laß mich ja nicht verderben“ u. s. w. Originaldruck in 4° von Christoph Lippold, Jena 1606, auf der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar, R. 4, 23, Nr. 3. 3) Hochzeitsgesang zur zweiten Vermählung des späteren Kurfürsten zu Sachsen, Johann Georg I. mit der Markgräfin Magdalene Sibylle zu Brandenburg (19. Juli 1607), achtzehnstimmig (3 Chöre), lat. Text: Spr. Sal. 5, 18, „Harmonia“ betitelt, welcher in den einzelnen Stimmen vorliegt; auf dem Titelblatte nennt sich der Componist illustriss. aulae .... musicae olim (man vgl. das Schreiben im K. S. Hauptstaatsarchive: III, 21 fol. 18 Nr. 89 Bl. 140 ff. vom 1. Mai 1608) praefectus. Originalhandschrift (in Querfol.) im K. S. Hauptstaatsarchive: a. zul. a. O. Nr. XIII. Diese Composition soll, in der Bearbeitung Oskar Wermanns in Dresden, nach Weimar gelangen. 4) Die zuerst bei Zedler (s. nachher) genannte gedruckte Hochzeitsmotette für einen dort genannten Privaten (1. März 1614), sechsstimmig, mit dem Textanfange: Wer die Braut hat, der ist der Bräutigam. Diese Composition konnte leider nicht erlangt werden. Auch sein Siegel (Tectur-) ist an einem seiner hier mit benutzten Schreiben noch wohlerhalten; dasselbe trägt in einem Schilde ein Herz, auf welches drei Nägel spitzwinklig zusammenlaufen, darum steht: musica, als Helmzier zeigt sich eine Hausmarke; l. u. r. davon die Buchstaben: J. S. — Philipp Stolle (Zedler nachher cit. Sp. 379), der später lebte und Teorbist, Vocalist und Kammermusikus, der David Schirmer's im J. 1654 zu Dresden herausgegebenen Singenden Rosen, oder Sitten- und Tugend-Liedern, 68 an der Zahl, die Melodieen mit einem Discant und Basse gesetzt hat, scheint, wie andere Namensvettern bei Zedler, mit Johann nicht verwandt zu sein.

Zedler's Universallexikon XL (1744) Sp. 371/72 u. die dort angezogene Litteratur. — Mendel-Reißmann a. a. O., auch Distel in d. Monatsh. f. Musikgesch. XX (1888) Nr. 5, S. 59, 61 und Nr. 6 a. E. u. XXI (1889) Nr. 11, S. 187/8. Theodor Distel.

Stoll: Johannes St. (oder Stol), einer der frühesten deutschen Buchdrucker in Paris. Mit Petrus Cäsaris (s. unter P. de Keysere A. D. B. XV, 696 ff.) zusammen bildete er nach U. Gering, M. Krantz und M. Friburger die zweite deutsche Gesellschaft, die in der französischen Hauptstadt Bücher druckte, noch ehe ein Einheimischer sich damit befaßte. Die Drucke, welche von dieser zweiten Gesellschaft unterzeichnet sind, acht an der Zahl, fallen alle in die Jahre 1474—76; es werden ihr aber noch 10 weitere zugeschrieben, die in der Straße St. Jakob im Hause „zum grünen Blasebalg“ (follis viridis), in der Nähe des Dominicanerklosters entstanden sind, und in der Zeit bis 1479 bezw. 1480 herab-

reichen. Außerdem führt Hain noch 15 undatirte Drucke auf die Thätigkeit dieser beiden Deutschen zurück. Wie weit dies mit Recht geschieht, haben wir nicht nachprüfen können. Das Nähere inbetreff dieser gemeinsamen Wirksamkeit s. in dem oben angeführten Art. Keysere. Ueber die Persönlichkeit Stoll's ist zur Zeit nichts Genaueres bekannt. Wie sein Genosse soll er, bevor er sich dem Buchdruck zuwandte, an der Universität Paris studirt haben; während aber der erstere öfters sich auf den Drucken magister artium nennt, fehlt bei St. dieser Beisatz. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß er vorher in Erfurt studirt hat; denn im J. 1471 wurde ein Johannes Stol de Fredeburgk (Friedberg) in die dortige Matrikel eingetragen. Dagegen ist kaum anzunehmen, daß unser Drucker mit dem späteren Kanonikus gleichen Namens in Speier identisch ist, der in dem bei Hain 7530 aufgeführten undatirten Speirer Druck vorkommt; dieser ist vielmehr wohl mit dem 1449 in Heidelberg inscribirten J. St. eine Person. Was aber sonst aus unserem J. St. nach seiner Trennung von P. Cäsaris geworden, ist unbekannt.

Vgl. Hain's Repertorium bibliographicum und K. Burger's Register dazu. Leipzig 1891. — Thierry-Poux, Premiers monuments de l'imprimerie en France 1890, p. 3 Nr. 13—15, Pl. VI. 4—7. Steiff.

Stoll: Johann Ludwig St., deutsch-österreichischer Dichter, wurde im J. 1778 (nähere Daten fehlen) als Sohn des Arztes Max. Stoll in Wien geboren und erhielt daselbst seine erste Erziehung. Leider wurde diese durch den Tod des Vaters 1788 unterbrochen, der Drang des heranwachsenden jungen Mannes, Reisen durch Europa zu unternehmen, ward durch einen Erzieher noch genährt, und so besuchte St. von etwa 1796 an Italien, Frankreich, England und die bemerkenswerthesten Gegenden Deutschlands. Eigentliche ernste Studien hatte er nicht betrieben. Nachdem er ein ansehnliches Vermögen durch seine Reisen ausgegeben hatte, ließ er sich in Weimar als Privatgelehrter nieder, wo er mit dem später im Kampfe gefallenen Leo v. Seckendorff befreundet wurde. Im J. 1808 erlangte St. eine Theaterregisseurstelle in Wien unter der Direction Graf Palffy's, und als Napoleon in Wien einrückte gelang es ihm, von diesem eine bescheidene Pension zu erwirken. Allerdings erschien St. infolge dessen in Wien mißliebig und verlor den Regisseurposten. Er war nun auf die Schriftstellerei allein angewiesen, wodurch er sich kümmerlich fortbrachte. Von Persönlichkeiten, mit denen er zu jener Zeit in Wien verkehrte, sind insbesondere der Buchhändler und Schriftsteller Franz Gräffer, sowie der Dichter Justinus Kerner zu erwähnen. Noch kurz vor seinem Tode unternahm St. eine Reise nach Paris und starb bald darauf, nach Wien zurückgekehrt, in dürftigen Verhältnissen am 22. Juni 1815.

St. hatte im J. 1807 eine Zeitschrift „Prometheus" herausgegeben, welche sogar der Mitarbeiterschaft Goethe's gewürdigt wurde, jedoch bald einging. Von seinen insbesondere dramatischen Schriften sind zu nennen: das Lustspiel „Ernst und Scherz" (1804), nach französischem Vorbilde; „Amor's Bildsäule", Gesellschaftsspiel (1808); „Die Schneckencomödie", ein Taschenbuch auf das Jahr 1810. Seine vereinzelt insbesondere in Seckendorf's Musenalmanach erschienenen Gedichte zeugen, wie auch diese dramatischen Arbeiten, von bedeutender poetischer Begabung, insbesondere ein Poem „An Napoleon" verräth die geniale Anlage dieses Talentes, auf welches Uhland sein Gedicht Auf einen verhungerten Dichter bezogen hat. Die „Poetischen Schriften" Stoll's erschienen in einem Bande 1811.

Brümmer, Lexikon d. d. Dichter bis zu Ende d. 18. Jahrh. — Wurzbach XXXIX. — Kehrein, biogr.-litt. Lexikon II. — Goedeke, Grundriß III. A. S.

Stoll: Maximilian St., Arzt, Kliniker und eines der Häupter der älteren Wiener Schule, geboren am 12. October 1742 im schwäbischen Orte Erzingen und † in Wien am 23. Mai 1787, war der Sohn eines armen Wundarztes, von dem er schon als neunjähriger Knabe chirurgischen Unterricht erhielt. „Nur sein unüberwindlicher Widerwille vor den kleinen chirurgischen

Verrichtungen befreite ihn endlich nach anderthalbjähriger Prüfung aus den Schranken der Barbierstube, die er nun mit der lateinischen Schule des Ortes vertauschte". Vom 13. Lebensjahre ab etwa bezog er die Jesuitenschule in Rottweil, trat 1761 gegen den Willen seines Vaters in den Jesuitenorden ein und kam nach beendigtem Noviziat nach Ingolstadt, sowie 1765 als lehrender Magister nach Hall in Tirol. Hier erregte er infolge seiner freieren Anschauungen, aus denen er kein Hehl machte, Verdacht bei seinen Vorgesetzten und wurde aus diesem Grunde nach Eichstädt versetzt, wo er namentlich, weil er sich viel mit dem Studium der deutschen Litteratur beschäftigte, bald in ein derartiges Zerwürfniß mit seinen Oberen gerieth, daß er 1767 auf seinen Wunsch aus dem Orden entlassen wurde. Nach einem kurzen Aufenthalt in seiner Vaterstadt widmete er sich dann in Straßburg und ein Jahr später in Wien dem Studium der Heilkunde. Hier wurde er ein eifriger Schüler de Haen's und der von diesem empfohlenen einseitigen therapeutischen Methoden. 1772 erlangte er die Doctorwürde und bald darauf das Physicat des Honter Comitats in Ungarn. In letzterer Stellung fand er um diese Zeit reiche Gelegenheit zu Beobachtungen über zweckmäßige Behandlung von Fieberkranken und wurde selbst in der Ausübung seines Berufs vom Wechselfieber ergriffen. Dies veranlaßte ihn 1774 aus jener Gegend wiederum nach Wien überzusiedeln, wo er namentlich unter den dort weilenden zahlreichen Griechen, deren Sprache ihm durchaus geläufig war, eine große Clientel fand. Zugleich begann er in aller Stille, ohne formell dazu von der Facultät befugt zu sein, Studenten in die ärztliche Praxis einzuführen. Auf Empfehlung Molitor's wurde er 1776 an Stelle von Holzbauer Arzt am Dreifaltigkeits-Hospital, wo er bis 1784 auch als klinischer Lehrer thätig war. Nach Aufhebung desselben und nachdem es auf Veranlassung des Kaisers Josef mit den übrigen Wiener Hospitälern zu dem „Allgemeinen Krankenhause" vereinigt war, erhielt St. nur zwölf Betten zum klinischen Unterricht, während ihm Quarin vorgezogen wurde und die eigentliche Direction dem letztgenannten übertragen wurde. Auf Wunsch Stoerck's übernahm St. auch den Unterricht der Wundärzte. Uebrigens war St. seit 1780 auch ein eifriger Anhänger und Verbreiter der Pockenimpfung. Sein Tod erfolgte nach eintägiger Krankheit an Apoplexie. — In der Geschichte der Medicin sind Stoll's Arbeiten besonders durch die darin documentirte sorgfältige Beobachtung der epidemischen Krankheitsconstitutionen denkwürdig. Die Lehre von der chronischen Pneumonie bezw. Phthisis verdankt ihm gleichfalls mannichfache Bereicherung. Die bedeutenderen Schriften von St. sind betitelt: „Ratio medendi in nosocomio practico Vindobonensi" (7 Theile, Wien 1779—90; deutsch in 5 Bänden, Breslau 1787—95); „Aphorismi de cognoscendis et curandis febribus" (Wien 1786; Pavia 1792, 1822; französisch von Mahon und Corvisart, Paris 1809, 1855); „Ueber die Einrichtung der öffentlichen Krankenhäuser" (Wien 1788); „Dissertationes ad morbos chronicos pertinentes" (ed. J. Eyerel, 2 Bände, Wien 1788—1792; deutsch von demselben, 1788—91). Auch ist St. Herausgeber der „Opera posthuma Antonii de Haen" (Wien 1779) und von Ger. van Swieten's „Constitutiones epidemicae et morbi potissimum Lugduni Batavorum observati" II Tom.

Vgl. Biogr. Lexikon rc. V, 550. Pagel.

Stolle hießen verschiedne Dichter des 13. und 14. Jahrhunderts. Ein 1215 oder wenig später in Kärnten oder sonst in der Nähe von Oesterreich gedichteter Scheltspruch Walther's von der Vogelweide scheint einen St. als Vertreter unhöfischer, auf den Geschmack eines rohen Publicums speculirender Dichtung zu bekämpfen: unzweifelhaft denselben, den ein anonymer Spruch unter lauter österreichischen Dichtern zwischen Walther und Neidhart anführt und als 'den

boc mit sange' charakterisirt. Wahrscheinlich also ein bürgerlicher Fahrender bajuvarischen Stammes, der mit der kräftig derben Kost seiner vielleicht etwas cynischen Lieder dem an der feinen höfischen Dichtung übersättigten Gaumen selbst der höfischen Hörer zusagte und ein robusterer Vorgänger Neidhart's gewesen sein wird.

Besser ist uns der mitteldeutsche (hessische oder thüringische) Spruchdichter Meister Stolle bekannt, dessen Sprüche die Jenaer Meisterliederhandschrift eröffnen. Daß er anfangs 1256 in Baiern sich aufhielt, machen zwei Sprüche wahrscheinlich, welche die Hinrichtung der Herzogin Maria zornig beklagen; daß er noch nach 1273 dichtete, bezeugt der Spruch, mit dem er sich an dem typischen Geschelte auf König Rudolf's Geiz betheiligt; daß er alt geworden ist, darf man vielleicht aus der persönlichen Fassung seines Räthsels vom Alter folgern, doch ist dieser Schluß bereits ganz unsicher. Und alle andern Daten, die man aus Stolle's Sprüchen gewinnen wollte, sind unerweisbar oder beruhen auf unechten Gedichten. Die Zahl der echten Dichtungen Stolle's ist darum sehr schwer zu bestimmen, weil er keine besondere Strophenform anwandte, sondern sich ausschließlich der langzeiligen, ursprünglich wol zehn-, schon bei St. meist vierzehnreimigen Almende bediente: diese Almende aber war, wie schon der Name andeutet, Gemeingut, von dem nachweislich noch fast ein halbes Dutzend bekannter Dichter Gebrauch gemacht hat, von den anonymen ganz abgesehen. Daß die Ueberlieferung der Meistersänger St. außerdem noch ein paar Töne, einen Blüth-, hohen, (Rosen-, Pflug-) Ton beilegt, ist natürlich ebenso werthlos, wie ihre Angabe, der alte Stoll habe Stephan geheißen und sei Seiler oder Barbier gewesen. Inhalt und Form seiner beglaubigten Dichtungen weist den Meister St. in die Reihe der mitteldeutschen Spruchpoeten; von seinem langen Aufenthalt im Süden Deutschlands zeugen nur leise Spuren höfischer und technischer Schulung. Daß die Luft des Frauendienstes ihn gestreift, verräth weniger ein allgemein gehaltenes Frauenlob, als die ausschließliche Bevorzugung, die er in den dankenden und bittenden Sprüchen seiner Frömmigkeit der Himmelskönigin zollt: redet er sie doch gar ganz höfisch 'Ihr' an. Auch die Gnade Gottes selbst betont er zwar einmal in polemischem Gegensatz zum Hardegger, der mehr die Gerechtigkeit Gottes hervorgekehrt hatte; sonst aber werden Gott und Jesus von ihm lediglich angerufen, wo es ihm gilt, die pflichtvergessene Geistlichkeit, die der Laien spottet, den Glauben fälscht und nur der Habsucht fröhnt, zu strafen. Denn auch St. vereinigt, wie das zumal seit Walther traditionell ist, fromme Gläubigkeit und bittern Pfaffenhaß. Doch beruft er sich gern auf weise Pfaffen und Prediger, eine gelehrte Neigung, die auch in lateinischen Brocken, in Citaten aus der Bibel und andern Büchern u. s. w. durchbricht. Der heiligen Katharina gedenkt er, um die unschuldsvolle Dulderin Maria von Baiern durch diesen Vergleich zu ehren. Merkwürdig genug ist ihm der Pfad zum Himmel grade und einfach, der zur Hölle tief, krumm und naß: aber eine derartige, dem biblischen Gleichniß stracks entgegenstehende Vorstellung ist auch sonst geläufig, z. B. bei Raumsland, an den St. öfter noch anklingt. Gleichnisse verwendet er gern: die beliebte Fabel von der erfrornen Schlange warnt ihn davor, dem ungetreuen zu dienen; mit Löwenstimme und Straußenaugen stattet er, wol einer Anregung Reinmar's v. Zweter folgend, den rechten Herren aus; in einer Variation der berühmten Meneniusfabel erläutert er das Unglück, das ein schlechter Papst der Christenheit bedeute; die Bestrafung des Unkrauts, die von der novalesischen Chronik Held Walther nachgesagt wird, dient St. zur Mahnung an die Herren, recht Gericht zu halten; der Esel in der Löwenhaut belegt die Vergänglichkeit alles Scheinwesens. Wenn nun mit diesem selben Beispiel eine verbreitete Hofzucht einsetzt, so ist's vielleicht kein Zufall, daß auch St. einen Spruch

dem Thema der Hofzucht widmet, freilich in einer grobianischen Umkehrung, die St. zum Vorläufer einer später überaus verbreiteten satirisch-komischen Stilart macht. Es ist ihm im Grunde grimmiger Ernst mit seiner grobianischen Lehre: daß Zucht und Sittlichkeit, daß Kunstsinn und Gerechtigkeit den Herren abhanden gekommen sei, denen er darum entschlossen sein Lob kündigt, diese ewige Klage der Fahrenden erklingt bei ihm oft, eindringlich und nicht so gedankenlos geschenkgierig, wie bei den meisten. Es macht ihm Sorge, wie eine neue Pseudo-Aristokratie des Geldes emporkommt, die der alten der Geburt nicht das Wasser reicht, und wie die armen edeln Ritter bei allen ihren Verdiensten keine Würdigung mehr finden. Und das grobianische Element, das sich in jener Lehre aussprach, verführt ihn wol auch zu Kraftworten des Zornes, deren ärgstes er, verkleidet als Beichtvater, einem sterbenden reichen Geizhals ins Gesicht schleudert. Er bereitet diese Pointe durch einen Dialog vor, wie er denn diese Form so gern gebraucht, wie kaum ein andrer Spruchdichter. Zwar ist ein Gespräch zwischen Keie und Gawan über die beste Art des Hofdienstes, das die Jenaer Hs. ihm beilegt, nicht sein Eigenthum; aber ein König unterredet sich bei ihm mit einem weisen Manne, die Treue wechselt mit der Untreue, die Wahrheit mit der Unwahrheit erregte Worte. Der Redende wird dabei jedesmal gewissenhaft angegeben. Das erweckt mehr den Schein regelmäßiger Anapher, als sie beabsichtigt ist: dagegen entspricht der strafferen oberdeutschen Anapher sein Spottspruch auf König Rudolf, der mit höchst belustigender Beharrlichkeit jedes Lob, das er dem Fürsten spendet, durch den eintönig constanten Zeilenanfang 'er gibt doch Nichts', kreuzt. Aber gerade hierin ist Stolle's technische Abhängigkeit von einem oberdeutschen Vorbilde unzweifelhaft. Reim und Wortschatz Stolle's enthält sich des dialektischen überwiegend; ob in Stolle's Versbau nicht bereits Anfänge der Silbenzählung durchblicken, läßt die mangelhafte Ueberlieferung nicht sicher erkennen. Ein derber Geselle, auch in der Wahl der Mittel nicht fein, wird St., rührend wie fromm erhebend, belustigend wie schimpfend, seine Hörer sicher gepackt haben. Ein Zeugniß für die Beliebtheit seines Namens ist es immerhin, daß die Meistersinger, die ihm die Almende zuschreiben, den alten Stoll unter ihre zwölf alten Meister aufgenommen haben.

Schon das Epitheton 'der alte' verräth uns, daß die Meistersänger auch einen jungen Stolle kannten. Von ihm meldet die Colmarer Handschrift, er habe nur die drei Bare gedichtet, die sie mittheile, und sei dann gestorben. Aber ihr Zeugniß wird dadurch entkräftet, daß eben die Strophen, die sie dem jungen St. gibt, theils geradezu als Eigenthum des jungen Spervogel bezeugt sind (s. A. D. B. XXXV, 143), theils in der Strophenform diesem nahe stehen. Andere Meisterliedersammlungen nennen den jungen St. Friedrich, und legen auch ihm, wie dem alten St., den hohen und den Blüthton bei, dies höchst wahrscheinlich mit Unrecht. Dagegen ist ebenso wahrscheinlich sein Eigenthum der 28reimige lange Ton, den z. B. die Steirer Handschrift, die den alten Meister und den alten Nachdichter Stoll sorgsam sondert, ihm zuweist. In diesem langen Ton hat nun eine Weimarer Handschrift ein Gedicht, unterschrieben 'Dichts Fridrich Stoll', das in der ersten Person erzählt, wie St. von Marburg nach Mainz zog und dort in der Herberge mit Frauenlob und Regenbogen zusammentraf; ihre edle Kunst befreundet sie schnell; die großen Meister bezahlen ihm schließlich die Zeche und schenken ihm ein Rosenkränzlein. Die Glaubwürdigkeit dieser an sich gar nicht unwahrscheinlichen Geschichte wird freilich dadurch erschüttert, daß wir widerlegbare Schulfabeln von genau demselben Typus haben. Aber wenn wir das Typische abziehen, bleibt doch bestehen, daß der Erfinder des langen Tons ein Friedrich Stoll aus Marburg war.

Der älteste Stolle bei Walther von der Vogelweide (hsg. von Lachmann)

32, 11 und Minnesinger, hsg. von v. d. Hagen III, 31ᵇ; vgl. Schönbach, Anzeiger f. d. Alterth. IV, 7. — Die Sprüche Meister Stolle's gab von der Hagen heraus in den Minnesingern III, 1—10; vgl. dazu IV, 706 fg. und Die Gedichte Reinmar's v. Zweter, hsg. von Roethe S. 254. 270. Durch die schwache Leipziger Dissertation von W. Seydel, Meister Stolle nach der Jenaer Handschrift (Leipzig 1892), bin ich in keiner Hinsicht gefördert worden. — Zum jungen Stoll vgl. Meisterlieder der Colmarer Handschrift, hsg. von Bartsch S. 73. 168. 523; Germania XXVIII, 43 f.; Germanist. Studien II, 232. Roethe.

Stolle: Eduard St., nationalökonomischer Schriftsteller, namentlich über Zuckerrübenindustrie, geboren in Berlin, † am 17. November 1854 in München; schrieb „Ueber den Runkelrübenbau mit besonderer Rücksicht auf die einheimische Zuckerfabrikation" (2. Aufl. 1847); „Die Zuckerproduction der ganzen Erde"; „Die Rübenzucker-Industrie"; „Industrie-Atlas oder nationalökonomische Kosmographie"; „Studien über die Hebung der Landescultur im Königreich Belgien" (1850); „Thermometrische Tabelle nach Celsius, Reaumur und Fahrenheit" (1854). Löbe.

Stolle: Ferdinand, s. die Nachträge.

Stolle: Gottlieb St., deutscher Gelehrter und Dichter, ist am 3. Febr. 1673 zu Liegnitz als das zwölfte Kind des Bürger- und Rathsvorstehers Johann St. und seiner Frau Anna Maria geborenen Dompig geboren. Der schwächliche Knabe, der früh auch künstlerische Begabung zeigte, fügte sich mit seiner raschen Auffassungsgabe schwer in den systematischen, langsam vorschreitenden Schulunterricht, hatte aber doch auf den Schulen in Liegnitz, dann in Breslau unter der anregenden Förderung von Martin Hancke und Christian Gryphius sich so ausgebildet, daß er gründlich vorbereitet 1693 die Leipziger Universität beziehen konnte, wo er gegen den Willen seines Vaters Jura studirte. Nach einem wechselvollen Leben, das zwischen praktischer Ausübung seines Berufes, der Laufbahn eines Hofmeisters und Reisen sich bewegte, wurde er 1709 zum Magister promovirt. Im J. 1713 wurde er Adjunct der philosophischen Facultät in Jena, 1714 Director und erster Professor des neugegründeten Gymnasiums zu Hildburghausen, von wo er aber schon nach drei Jahren als Professor der Politik an die Universität Jena zurückberufen wurde. Bis zu seinem am 4. März 1744 erfolgten Tode blieb er nun der thüringischen Hochschule treu, an der er als Lehrer — 1743 wurde ihm noch der Lehrauftrag für Moral übertragen — Bibliothekar und Leiter der „Deutschen Gesellschaft", eine vielseitige Thätigkeit entfaltete. —

Wenn man die Fülle seiner litterarischen Production und die Vielseitigkeit der von ihm behandelten Materien überblickt, so muß man St., trotz aller polyhistorischen Oberflächlichkeit seiner Werke, als einen Schriftsteller von ausgedehntem Wissen und reicher Begabung für wissenschaftliche Systematik erkennen. St. hat sich übrigens in diesem Zeitalter der gelehrten Vielschreiberei und des oberflächlichen Vielwissens oft und energisch dagegen verwahrt zu den Polyhistoren gezählt zu werden, oder ein „Pansophus" zu sein. Wo seine durch eifriges Studium und ausgedehnte Lectüre erworbenen Kenntnisse nicht ausreichen, verbindet er sich mit Kundigeren. So hat er 1709 Litterärgeschichte nach eigenem Grundriß, später aber nach Heumann's Anleitung gelesen, und in seiner „Anleitung zur Historie der mediciniſchen Gelahrtheit" (Jena 1731 in 3 Theilen) hat er bis auf die allgemeine Einleitung und die Capitel von der Therapie und Diätetik alles von C. W. Kestner bearbeiten lassen. Die praktische Anordnung seiner Schriften zur Gelehrtengeschichte, deren er eine große Reihe veröffentlichte, machte diese Arbeiten besonders bei Studenten beliebt und seine „Anleitung zur

Historie der Gelahrtheit, denen so den freyen Künsten und der Philosophie obliegen, zu Nutze angefertiget" hat vier Auflagen erlebt. Auch die nach seinem Tode 1745 von Buder herausgegebene „Anleitung zur Historie der juristischen Gelahrtheit" hat reiche Anerkennung gefunden. Ob St. nun über die „Historie der heidnischen Moral", den „Ursprung der Poesie" oder über die Frage, ob die Erde still stehe, handelt, ob er zu einer französischen Grammatik, oder einer topographischen Arbeit eines Postmeisters Vorreden schreibt, stets weiß er selbst einer erbettelten Gelehrsamkeit einiges von seiner Individualität beizumischen, wodurch er sich wesentlich von der ganz unpersönlichen Schreibart vieler zeitgenössischer Bücherverfertiger wohlthuend unterscheidet. — Der Einfluß der freien Geistesrichtung eines Thomasius, zu dem St. in Halle in Beziehung getreten war, verleugnet sich in seiner ganzen wissenschaftlichen Production nicht, und vielleicht würde vertiefteres Studium seiner heute kaum genießbaren Schriften Elemente finden lassen, die für die Vorgeschichte der Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts nicht ganz bedeutungslos wären.

Geringere historische Beachtung beansprucht St. als Dichter. Hier läßt er gerade das, was ihn als Gelehrten vor den Mitstrebenden auszeichnete, Eigenart, ganz vermissen. Die Gedichte, die er unter dem Decknamen „Leander aus Schlesien" im 6. Bande der bekannten Sammlung „Des Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene Gedichte" veröffentlicht, erheben sich weder in der Form noch den behandelten Stoffen nach, von den Durchschnittsleistungen der galanten Lyriker jener Zeit, und die in andern Anthologien, z. B. bei Menantes, Uhsen, Bernander abgedruckten sind öde Gelegenheitsdichtungen, in denen auch nicht die geringste Spur einer inneren Theilnahme des Dichters oder eines dichterischen Erlebnisses zu bemerken ist. In den „netten Leichengedichten", wo angeblich sein „Kiel in keiner Ordnung geht und hin und wieder irrt", ist er von einer Temperamentlosigkeit, die selbst die trockensten Hofdichter des beginnenden 18. Jahrhunderts nicht erreichen, und der Schimmer von Grazie, den er unter dem Einflusse der französischen Lyrik, besonders von Le Pays seiner weltlichen Lyrik zu geben wußte, ist hier steifster Förmlichkeit gewichen. Am frischesten erscheint St. noch in seinen Gedichten, die er im „Schlesischen Helikon" veröffentlichte. Hier hat eine, den Franzosen abgelauschte freiere Lebensauffassung, ein lebhafteres Empfinden und Formgewandtheit seine Dichtung genießbarer gemacht. Er hält in seinem Stil eine ganz glücklich gewählte Mitte zwischen dem Marinismus der zweiten schlesischen Dichterschule und der volksthümlichen Manier Christian Weise's ein, aber von individueller Färbung ist er hier eben so weit entfernt wie in seinen gesammelten „Deutschen Gedichten" die in Jena ohne Jahresangabe erschienen waren. Das Schwergewicht in Stolle's Persönlichkeit lag in seiner wissenschaftlichen Beanlagung, die allerdings bei dem damaligen Betriebe der Geisteswissenschaften es zu keinen dauernden Ergebnissen brachte. Als Dichter war er nur einer von den vielen Reimern, die wie Planeten von der Sonne Hoffmannswaldau's und Weise's das Licht empfingen.

Gottlieb Stolle's Anleitung zur Historie der juristischen Gelahrheit. Jena 1745. Leben des Verfassers S. 1—94. Max v. Waldberg.

Stolle: Konrad St., Geschichtschreiber, geboren im J. 1430 in dem unter dem Ettersberg, nordöstlich von Weimar gelegenen Dorfe Zimmern. Hier hat er nach seiner eigenen Angabe bei dem Küster (Kerchenaere) des Ortes den ersten Schulunterricht erhalten und weiterhin die Schulen an der Severikirche zu Erfurt und zu Langensalza besucht. Den Aufenthalt in seinem Geburtsorte mit Erfurt zu vertauschen, wurde er, bezw. seine Eltern durch die Greuel des bekannten thüringischen Bruderkrieges gezwungen. Was seine Uebersiedelung nach

Langensalza veranlaßt und wie lange er sich hier aufgehalten hat, berichtet er uns nicht. Erst nach 1458 hören wir wieder von ihm. In dieser Zeit hat er nämlich eine Reise nach Italien angetreten und hier eine gute Anzahl Jahre — in Rom und Florenz — verweilt. Was ihn dahin geführt und so lange festgehalten, läßt sich mit Sicherheit kaum vermuthen. Zum geistlichen Berufe bestimmt, war es in erster Linie wahrscheinlich seine theologische Ausbildung, die dazu den Anstoß gegeben hat. Aber auch Anregungen anderer Art, deren Spuren man in seinem Geschichtsbuche entdecken kann, hat er ohne Zweifel daselbst empfangen. Nach dem Jahre 1462 begegnen wir ihm wieder in Deutschland, bezw. in Erfurt, wo er, inzwischen Priester geworden, im J. 1464 als Vicar an der Severikirche erscheint, eine immerhin bescheidene Stellung, in welcher er jedoch bis zu seinem Tode ausgeharrt hat. Italien scheint aber das Land seiner Sehnsucht geblieben zu sein. Im J. 1477 hat er sich, mitten im strengen Winter, noch einmal aufgemacht, um die Wanderung über die Alpen anzutreten; einen speciellen Grund für die Wiederholung dieser Reise gibt er jedoch nicht an. Am letzten December 1485 ist er laut seinem noch erhaltenen Grabstein gestorben und hat er in der Severikirche seine letzte Ruhestätte gefunden.

Sein Geschichtsbuch, dem er das Gedächtniß seines Namens verdankt, ist im J. 1854 u. d. T. „Thüringisch-Erfurtische Chronik“, wenn auch nicht vollständig, von L. F. Hesse veröffentlicht worden. Wir haben indeß in demselben nicht an ein nach einem überlegten Plane gearbeitetes Geschichtswerk zu denken und ebensowenig kann oder will es als die reife Frucht einer systematischen Forschung betrachtet werden. Die Chronik oder, wie er sie auch bezeichnend nennt, sein „Memorial“, schließt sich bis zum Jahre 1440 fast vollständig an J. Rothe's bekannte thüringische Chronik an, und erst von da an wird sie selbständig. Ueberwiegende Berücksichtigung finden thüringische und erfurtische Vorgänge, ohne daß darum auch weiter abliegende Ereignisse ausgeschlossen werden, über deren Verlauf dem aufmerksamen Verfasser gerade zufällig nähere Nachrichten zugekommen sind. Indeß darf man sein Werk darum nicht unterschätzen, es zählt ohne Zweifel zu den werthvollen zeitgeschichtlichen Aufzeichnungen des 15. Jahrhunderts.

Vgl. L. F. Hesse in Haupt's Zeitschrift für d. Alterthum VIII, 302 ff., eben demselben verdanken wir die Herausgabe der Chronik selbst im 32. Bde. der ged. Zeitschrift. — Ferner: L. Michelsen im 1. Bde. der Zeitschrift für thüringische Geschichte. — K. Herrmann, Bibliotheca Erfurtina p. 81—82. — O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen, 3. Aufl., II, 108. Wegele.

Stolle: Wilhelm Karl St., evangelischer Geistlicher und Geschichtschreiber, geboren am 3. April 1704 in Lindenberg bei Demmin, wohin sein einer Stralsunder Kaufmannsfamilie entstammender Vater Franz St. 1693 als Pastor berufen war. Die Mutter, eine Pastorstochter aus Luckow in der Ukermark, hieß Christine Grensing. Ueber den Studiengang Stolle's ist nichts zu ermitteln gewesen; zu Anfang des Jahres 1737 wurde er zum Archidiakonus an der St. Bartholomäuskirche zu Demmin und zugleich zum Pastor der St. Marienkirche daselbst (Nachmittagsprediger) berufen, und verheirathete sich am 18. October 1740 mit Johanne Sophie Lobeck, ältesten Tochter eines dortigen Kaufmanns, aus welcher Ehe ein Sohn, Karl Wilhelm, geboren am 20. Mai 1746, und vier Töchter entstammten. St. starb in Demmin am 6. September 1779 an Entkräftung, seine Wittwe folgte ihm am 10. Februar 1783. Als Geschichtschreiber hat er sich einen Namen gemacht durch seine „Beschreibung und Geschichte der Hansenstadt Demmin“, Greifswald 1772, 4°.

Nachrichten aus dem Pfarrarchiv zu Demmin. v. Bülow.

Stollhofen: Martin Friedrich v. St., königlich preußischer Generalmajor, war der Sohn eines Predigers in der Uckermark, muthmaßlich im November 1691 geboren, trat im April 1707 beim Infanterieregimente v. Dönhof (Nr. 2), welchem er sein ganzes Leben hindurch angehört hat, in das Heer, machte den Spanischen Erbfolgekrieg mit, war 1715 bei der Belagerung von Stralsund Unterofficier und leistete dann beim Werbegeschäfte so gute Dienste, daß König Friedrich Wilhelm I. ihn zum Fähnrich beförderte. In den Feldzügen von 1734 und 1735 am Rhein commandirte er als Premierlieutenant die Leibcompagnie des Generals v. Röder. Seine unadelige Herkunft und der Umstand, daß er schon als Unterofficier eine Tochter des Stadtmusikus in Rastenburg geheirathet hatte, standen seiner weiteren Beförderung im Wege; erst König Friedrich II. ernannte ihn 1740 zum Capitän; zu Ende dieses Jahres ward er mit 200 Soldaten nach dem Kloster Heiligenlinde gesandt, wo er die Eidesleistung der Aebtissin herbeizuführen hatte, welche sich der preußischen Oberherrschaft zu entziehen suchte. 1742 nahm er am Kriege theil und focht am 17. Mai in der Schlacht bei Chotusitz, 1743 ward er Major, 1744 verlieh ihm der König, welchem er bei der Revue seinen ältesten Sohn vorstellte, den Adel. Im zweiten Schlesischen Kriege war er 1744 bei der Belagerung von Prag, stand dann in Oberschlesien unter Leopold von Dessau, welcher von dort die Oesterreicher vertrieb und am 14. Januar 1745 den General Graf Wallis bei Habelschwerdt schlug, und ward am 4. Juni in der Schlacht bei Hohenfriedberg, in welcher er sich auszeichnete, schwer verwundet. Bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges war er Oberst und Commandeur des Regiments, gehörte mit diesem zu den zuerst in Preußen gegen die Russen, später in Pommern gegen die Schweden fechtenden Truppen des Feldmarschalls v. Lehwaldt, unter welchem er an der Schlacht bei Großjägerndorf am 30. August 1757 theilnahm, und nachher des Generals Graf Dohna. Am 15. April 1758 wurde er zum Generalmajor ernannt. Als Dohna zum Kampfe gegen die Russen an die Oder berufen wurde, erkrankte St. im Lager bei Lebus so schwer, daß er sich nach Küstrin bringen lassen mußte. Hier angekommen, starb er am 9. August 1758, bevor er noch den Wagen verlassen konnte, welcher ihn dorthin gebracht hatte. St. besaß den Orden pour le mérite.

C. F. Pauli, Leben großer Helden, 3. Theil, Halle 1759.

B. Poten.

Stolte: Ludwig Ferdinand St., Schauspieler, Bühnenleiter und dramatischer Schriftsteller, wurde am 14. Februar 1809 zu Wegeleben in der Provinz Sachsen als der Sohn eines Lehrers geboren, kam mit dem 10. Lebensjahre auf das Gymnasium zu Halberstadt und bezog sechs Jahre später das Karolinum in Braunschweig, um sich auf das Studium der Medicin vorzubereiten. Das lebhafte Interesse, welches ihm das Theater einflößte, ließ ihn indessen der Wissenschaft entsagen und sich der Bühne widmen, die er, kaum 19 Jahre alt, in Magdeburg als Kosinsky in Schiller's „Räubern“ betrat. Von hier aus begab er sich nach Dresden zu Ludwig Tieck, der ihm und Julie Gley, der später so berühmten Frau Rettich, dramatischen Unterricht ertheilte. So ausgerüstet, betrat er 1834 die Bühne zu Kassel, 1835 die zu Nürnberg. Hier lernte er Sabine Heinefetter kennen, welche sehr bald die große Begabung Stolte's für das Opernfach erkannte und ihn deshalb dem Altmeister Spohr zur Ausbildung zuführte. Noch in demselben Jahre finden wir ihn in Wien als Mitglied der kaiserlichen Oper, deren Director, Dupont, ihn auf drei Jahre mit steigendem Gehalt engagirte und ihm allen Unterricht zu seiner weiteren Ausbildung in der Musik zusicherte. Von Wien ging St. nach Stettin, wo er bis 1841 blieb, dann an das Stuttgarter und 1842 an das Karlsruher Theater. Aber trotz

der Erfolge, die er bisher schon in seinem Berufe errungen hatte, vermochte ihn dieser auf die Dauer doch nicht zu befriedigen: sein übermächtiger Idealismus fand in ihm nicht den Weg, auf dem die höchsten und edelsten Güter der Menschheit erreicht wurden. Nur in stiller Abgeschiedenheit glaubte er dieselben erstreben zu können, und daher geschah das Wunderbare: St. ging in ein an der ungarischen Grenze gelegenes Kloster und wurde Jesuitenzögling. Aber seine Erwartungen wurden auf das grausamste getäuscht; was er hoffte und ersehnte, fand er nicht. Zweifel um Zweifel peinigten ihn mehr denn je; und weder übermäßiges Fasten, noch die gewaltsamsten Bußübungen vermochten ihn zum bloßen Glauben zurückzuführen. Nicht fähig, solch ein Leben länger zu ertragen, entfloh er schon 1844 aus dem Kloster und begab sich nach Lemberg, wo er als Don Juan zuerst wieder die Bretter betrat. Von hier wandte er sich nach Ratibor, wo er sich 1848 mit Pauline Weidemann, der Tochter eines Justizrathes, verheirathete, und siedelte noch in demselben Jahre nach Dresden über. Hier gründete er mit Dr. Paul Kadner eine Wasserheilanstalt, bethätigte sich auch als Dramaturg und bildete seine Frau, die ein Engagement an der Hofbühne gefunden hatte, als Künstlerin aus. Sein lebhafter Verkehr mit Karl Gutzkow war für St. insofern bedeutsam, als er auf Gutzkow's Ermunterung, seine Kräfte auch auf litterarischem Gebiete zu versuchen, sich an die Abfassung seines großen dramatischen Gedichtes „Faust" machte. Mitschel, welcher auf Anregung von Heinrich Künzel ein deutsches Theater in London errichtet hatte, zog 1851 das begabte Künstlerpaar — St. als Dramaturg, seine Frau als tragische Liebhaberin — zu sich heran. Im darauf folgenden Jahre finden wir beide in Braunschweig und 1854 in Kassel wieder. Danach trat St. in Berlin als Vorleser seines „Faust" auf, dessen erster Theil inzwischen beendet war, und die große Anerkennung, welche seine Dichtung fand, veranlaßte ihn, dieselbe auch in andern großen Städten Deutschlands und der Schweiz zum Vortrag zu bringen. Selbst in Paris, wohin er sich 1862 wandte, fanden seine Vorlesungen freundliche Aufnahme. Wieder nach Deutschland zurückgekehrt (1863), wurde er von dem Könige Georg V. von Hannover an dessen Hof berufen, um den „Faust" vorzulesen; manche Widerwärtigkeiten indessen, die ihm von den Hofleuten wegen der Zuneigung, die der König dem armen Dichter gewährte, bereitet wurden, verleideten ihm den Hof und das Hofleben so sehr, daß er nach einem Aufenthalt von vier Monaten Hannover den Rücken kehrte. Er begab sich nach der Schweiz, wo er 1864 in Basel, 1865 in St. Gallen und 1866 in Zürich als Theaterdirector wirkte. Um seine reformatorischen Bestrebungen inbetreff der Bühne mehr zur Geltung zu bringen, begründete er 1867 in Hamburg eine Theaterschule. Seine zweite Frau, Marie, geb. Stern, die er, nachdem sich der Bund mit seiner ersten Gattin nach neunjähriger Ehe gelöst, 1858 geheirathet hatte, unterstützte ihn bei diesem Unternehmen nach besten Kräften. Auch gab er seit Beginn des Jahres 1868 eine Wochenschrift „Weltbühne und Bühnenwelt" heraus, die indeß nach einem halben Jahre wieder einging. Das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes gab ihm die Feder in die Hand zur „Frage eines Jesuiten an die protestirenden Bischöfe 2c. »Wollt und könnt ihr die ganze christliche Kirche zur Lüge machen?!!!«" (1870). Eine größere theologische Arbeit, an der er bis zu seinem Tode gearbeitet hatte, „Die Theologie muß umkehren! Die religiöse Frage als die wichtigste aller Zeiten und die brennendste der Gegenwart" (3 Theile) sollte er nicht mehr im Druck sehen: er starb bereits am 28. November 1874. Die wichtigste litterarische Arbeit Stolte's bleibt sein „Faust. Dramatisches Gedicht in IV Theilen" (1858—69). Diese vier Theile erscheinen auch unter besonderen Titeln: I. Guttenberg; II. Richard und Cöleste; III. Ahasveros; IV. Faustina. „Die ganze Dichtung sollte eine

Fortsetzung des ersten Theils von Goethe's Faust sein und will, an den Tod Gretchens anknüpfend, die innere Läuterung und Erhebung des Helden vor Augen führen. Die poetische Form ist freilich sehr ungleich; es finden sich Stellen von großem Fluß und Guß, Dictate des gebornen Talents, hie und da sogar tiefe Gedanken, die man im Goethe'schen Faust vermißt, daneben aber wieder Stellen, die, durch Inversionen, durch matte und triviale Wendungen und durch Härten der Form entstellt, des poetischen Reizes entbehren. Dabei hat der große Umfang der Dichtung auf den Inhalt derselben die abschwächende Wirkung geäußert, daß Stolte's Muse, froh ihrer schrankenlosen Freiheit, die keinen Bühnenanforderungen Rede zu stehen braucht, sich bisweilen ins Breite ergeht, mit einem Behagen, das jede Wirkung gefährdet“ (Gottschall).

Handschriftliche Mittheilungen. — Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrh. III, 406. — Lexikon der hamburgischen Schriftsteller VII, 321. Franz Brümmer.

Stoltenberg: Vincent St.-Lerche, am 5. September 1837 zu Tönsberg, Norwegens ältester Stadt, geboren, war das einzige Kind des Schiffsbauers Vincent St.-Lerche und der Frau Jane Döderlein, welche einer in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus Deutschland eingewanderten Familie entstammte. Schon der Knabe zeigte große Begabung für die bildende Kunst und auch früh die entschiedene Lust, Maler zu werden. Seine Eltern aber hatten für ihn einen anderen Beruf in Aussicht genommen und ihrem Wunsche entsprechend, entschloß er sich, Medicin zu studiren. Er besuchte zu diesem Zweck die Universität zu Christiania. Doch hier gelangte er erst recht zu der klaren Einsicht, daß jeder andere Beruf als der künstlerische für ihn ein verfehlter sein würde. Ueberglücklich war er daher, als er nach einem Jahre die Eltern dazu bestimmen konnte, seinem glühenden Verlangen nachzugeben. Mit ihrer Einwilligung zog er 1856 nach Düsseldorf, um mit jubelnder Begeisterung in dem gelobten Lande der Kunst sich seinen Weg zu bahnen. Die schwere Zeit der Lehrjahre ging in ernstem, eingehenden Studium, in angestrengter Thätigkeit dahin. An der Kunstakademie waren Prof. Chr. Köhler, Director W. v. Schadow und Prof. Karl Müller seine Lehrer, unter deren Leitung er rapide Fortschritte machte. Als er schon nach zwei Jahren die Akademie verließ, um von jetzt ab sein Können in selbständigem Schaffen zu bethätigen, übte sein älterer Landsmann, Prof. Hans Gude, am meisten Einfluß auf seine fernere künstlerische Entwicklung aus. Lerche hatte sich mit Vorliebe der Architekturmalerei zugewendet und erreichte gleich mit seinen ersten Bildern einen erfreulichen Erfolg. Eines derselben, das so recht seine frühe Meisterschaft bekundete, es stellte das Innere der St. Lambertuskirche in Düsseldorf dar, wurde vom Kunstverein in Bergen (Norwegen) angekauft und in die dortige Galerie aufgenommen. Von einer Studienreise nach Norwegen 1863 brachte er eine reiche Ausbeute interessanter Studien nach den hervorragendsten historischen Baudenkmalen, namentlich den alten Kirchen zu Bergen, Trontheim und Stavanger zurück. Im nächsten Jahre aber eröffnete sich seinem rastlosen Streben ein noch weit ergiebigeres Feld, da ihm durch ein Staatsstipendium seines Heimathlandes eine längere Reise nach Italien ermöglicht wurde. Besonders von den herrlichen Bauten Venedigs wurde er mächtig gefesselt und während eines Aufenthaltes von fünf Monaten sammelte er eine bedeutende Anzahl vortrefflicher Studien. Nach seiner Rückkehr legte er dann in vielen meisterhaften Bildern, so in dem farbenprächtig großartigen „Interieur aus St. Marco“, ein glänzendes Zeugniß davon ab, wie anregend und fördernd die italienische Reise auf seine Schaffenskraft gewirkt hatte. Düsseldorf war dem Künstler eine zweite Heimath geworden und wurde dies erst recht, als er im J. 1866 sich mit Fräulein Marie Rittershausen verheirathete und

nun in der Alexanderstraße ein eigenes gemüthliches Malerheim gründete. In seinen Bildern wurde nach und nach das Figürliche immer bedeutender, so daß er allmählich von der Architektur- zur Genremalerei überging. Diese Entwicklung war um so glücklicher, da Lerche's Wesen von einem originellen, gesunden Humor durchdrungen war, der sich in entzückendster Klarheit in seinen Werken widerspiegelte. Mit Vorliebe entnahm er seine Stoffe aus dem Mönchsleben, wie „Der Zehntentag im Kloster“, „Der Besuch eines Cardinals“, „Die Klosterbibliothek“ und viele andere, die allgemein mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden. Eines der köstlichsten Bilder dieser Art, „Die unfehlbare Bowle“, wurde von der Galerie in Christiania erworben. Auch in seinen Gemälden aus der Rococco- und aus der französischen Revolutionszeit wußte er stets mit einer lebensfrischen Auffassung einen liebenswürdigen, feinen Humor zu verbinden: so zeigte er in dem bekannten „Wirthshaus in Köln zur Zeit der französischen Revolution“, wie auch die Schreckenszeit ihre heitere Seite hatte. Zu einer weiteren Anzahl von Bildern entnahm er die Stoffe aus allernächster Umgebung, nämlich aus seinem echt malerisch decorirten Atelier, dessen ungemein anheimelnde Gemüthlichkeit er mit intimster Virtuosität zu schildern verstand. Die reiche Begabung des Künstlers genügte sich nicht allein in dem Schaffen von langsam entstehenden Staffeleibildern. Sein unermüdlicher Eifer trieb ihn, die sprudelnde Erfindungsgabe auch als Illustrator und Schriftsteller zu erproben und so wurde er ein sehr beliebter Mitarbeiter an verschiedenen deutschen und skandinavischen illustrirten Zeitschriften. Zu Anfang der siebziger Jahre gab er auch ein paar Bände „Reiseskizzen“ heraus, in denen er sich gleichfalls als ein unterhaltender und anregender Gesellschafter documentirte. Eines der bedeutendsten Bilder seiner letzten Schaffensperiode stellte mit trefflicher Schalkhaftigkeit „den erzählenden Münchhausen“ dar. Zufällig lernte Lerche später das richtige Stammhaus des phantasiereichen Barons „Haus Schwölber“ kennen und erhielt dadurch die Anregung, nun eine Wiederholung seines Bildes mit Zugrundelegung des Originalporträts und der genauen Localstudien anzufertigen. Noch in voller Schaffenskraft stehend, wurde er durch ein tückisches Unterleibsleiden am 28. December 1892 den Seinigen durch den Tod entrissen. Im April 1893 wurde in der Kunsthalle zu Düsseldorf zum ehrenden Andenken an den verstorbenen Meister eine Sammel-Ausstellung seiner Werke veranstaltet, welche einen interessanten Ueberblick über die schöpferische Thätigkeit des Künstlers gewährte und namentlich auch in einer großen Anzahl von Studienblättern und Aquarellen den Ernst und Eifer seines Schaffens in überzeugender Weise vor Augen führte.

E. Daelen.

Stolterfoth: Wilhelmine Julie Adelheid v. St., Dichterin, älteste Tochter des preußischen Husarenoberlieutenants G. Fr. v. St. und der Freiin Karoline v. Schottenstein, wurde am 11. September 1800 in Eisenach geboren. Nach des Vaters Tode (1805) siedelte die Mutter, die ihrem Gatten während der Kriegsunruhen überall hin gefolgt war, nach Erlangen über, wo nun Adelheid im Kreise liebenswürdiger Freunde, zum Theil unter der Leitung des Realschuldirectors Dr. Pöhlmann ihre Jugendjahre verlebte. „Die ungebundene, leicht bewegliche Phantasie des lebhaften Mädchens ließ sich jedoch nur ungern an eine ernste, sich in bestimmten Schranken bewegende Beschäftigung verweisen; hingegen machten die Erzählungen griechischer Mythen, unerhörter herkulischer Heldenthaten oder stolzer Kämpfe eines Leonidas den tiefsten Eindruck auf sie.“ Dazu kam gerade in jener Zeit die politische Erhebung des deutschen Volkes, die solche schwärmerische Begeisterung bei ihr hervorrief, daß sie selbst den Plan faßte in männlicher Kleidung an den Kämpfen gegen Napoleon theilzunehmen, was jedoch verhindert wurde. Seit ihrem 12. Jahre war sie auch Stiftsdame

im Fräuleinstift Birken bei Baireuth. 1815 besuchte sie mit ihren Angehörigen zum ersten Male die Rheingegenden, und schon im folgenden Jahre siedelte die Familie gänzlich nach Bingen über, wo nun Adelheid, umgeben von der herrlichen Natur, angeregt durch die Lectüre der besten deutschen Schriftsteller und aufgemuntert durch Zureden mehrerer Freunde, besonders des Dichters J. H. Kaufmann ihre ersten poetischen Versuche machte und veröffentlichte. Neue Anregung zu schriftstellerischer Thätigkeit empfing sie sodann durch das Studium der Bibliotheksschätze ihres Oheims, des Geheimrathes Baron H. C. v. Zwierlein, in Winkel im Rheingau, den sie 1819 mit ihrer Mutter besuchte. Die Beschäftigung mit der englischen Geschichte veranlaßte bereits 1821 den Plan zu einem romantisch-epischen Gedichte „Alfred", das jedoch erst 1834, in 8 Gesängen, veröffentlicht wurde. In die nächste Zeit fallen nun auch das romantische Gedicht in 3 Gesängen „Zoraide" (1825) sowie eine Anzahl kleinerer Poesien, die theils im „Gesellschafter", theils in Raßmann's „Rheinisch-Westfälischem Musenalmanach", im „Morgenblatt" und anderen Journalen erschienen. Nach dem Tode ihrer Mutter (1825) nahm sie nun ihren ständigen Aufenthalt in der Zwierlein'schen Familie, begleitete diese auch auf ihren Reisen nach England (1827), der Schweiz und Oberitalien (1828) und ging 1833 mit Jean Paul's Wittwe, die sie bei einem Besuche in Birken kennen gelernt hatte, nach München, wo ihr im Verkehr mit den bedeutendsten Männern, Platen u. a., neue Anregung wurde. Während der nächsten Jahre, die Adelheid wieder am Rheine verlebte, entstanden dann auch ihr „Rheinischer Sagenkreis. Ein Cyklus von Romanzen, Balladen und Legenden des Rheins" (1835), ihre „Rheinischen Lieder und Sagen" (1839), die romantische Dichtung „Burg Stolzenfels" (1842), wie auch die Prosaschriften „Rheinisches Album" (1836) und „Malerische Beschreibung von Wiesbaden und der Umgegend" (1841). Nachdem sie noch mit ihrer Schwester 1840 Tirol und 1841 Belgien und Holland bereist hatte, vermählte sie sich 1844 mit ihrem Oheim, dem Baron v. Zwierlein, den sie aber bereits 1850 wieder durch den Tod verlor, lebte dann abwechselnd in Winkel, Eltville und Frankfurt, bis sie zuletzt nach Wiesbaden zog, wo sie am 17. December 1875 starb. — Adelheid v. St. ist nach Goedeke's Urtheil „die echte Dichterin des Rheines, voll Frische und Gesundheit in der matten Zeit und voll heiterer Freude, als sich die Lyrik später zur Verkünderin aller wirklichen und eingebildeten Schmerzen der Welt aufwarf. Sie sieht mit klarem Blick und weiß das Geschaute mit poetischer Lebenswahrheit darzustellen; weiblich zart zeichnet sie mit kräftiger Hand und läßt in ihrer poetischen Welt nur Mißtöne laut werden, um sie wohlthuend aufzulösen".

Max Mendheim.

Stoltze: Friedrich St., Dichter und Humorist, geboren zu Frankfurt a. M. am 21. November 1816, † daselbst am 28. März 1891. Sein Vater, Friedrich Christian St., stammte aus Hörla im Waldeck'schen; er lernte in Kassel als Kellner und kam als solcher 1800 nach Frankfurt, wo er 1808 mit einer Frankfurterin, Anna Maria geb. Rottmann, sich verheirathete, Bürger wurde und das Gasthaus „zum Rebstock" übernahm. Der Ehe entstammten fünf Kinder, von denen drei früh starben. Friedrich war das jüngste; seine ältere Schwester Anna, genannt Annette, war am 11. September 1813 geboren und starb am 17. November 1840. Der alte Stoltze starb am 6. November 1833, seine Frau am 24. December 1868. Der Vater der letzteren war aus Neckargemünd eingewandert, ihre Mutter war aus Sonneberg in Thüringen.

Der junge Friedrich erhielt eine vorzügliche Erziehung, wobei sein Vater nach damaligen Begriffen sogar weit über seinen Stand hinausging. Zu seinen Lehrern gehörte u. a. auch Dr. Textor, der Neffe Goethe's. Friedrich war ein

begabter, aber auch ein wilder Junge. Sein poetisches Talent regte sich sehr frühe, namentlich unter dem Einfluß seiner schwärmerisch angelegten, von ihm leidenschaftlich geliebten Schwester. Ende der Zwanziger und Anfangs der Dreißiger Jahre war der „Rebstock“ ein Sammelplatz der „Demagogen“; dort kamen sie zusammen, besprachen die Zeitereignisse, sangen verbotene Lieder, träumten vom einigen, freien Deutschland und machten Pläne für die Zukunft. Manche, die von ihren Regierungen verfolgt wurden, fanden im „Rebstock“ Zuflucht und Unterhalt, ebenso die Polen, als sie nach dem Mißlingen des Aufstands von 1830 in Masse auswanderten und Deutschland durchzogen. Der junge St. hörte und sah Alles, und nahm an jeder Bewegung lebhaften Antheil. Ebenso seine Schwester. Als nach dem Sturm der Studenten auf die Frankfurter Hauptwache (3. April 1833) eine scharfe Untersuchung eingeleitet wurde, betheiligten sich die Geschwister an allerlei Plänen zur Befreiung der gefangenen Studenten. Ein Brief Annettens an einen derselben, Eimer, wurde aufgefangen, was ihr ein peinliches Verhör eintrug. Sie ist das „Fräulein Stolze“, von welcher Treitschke im vierten Bande seiner „Deutschen Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert“ (S. 747 u. 748) nach den späteren Aufzeichnungen Dr. Eimer's spricht. Weiter belästigte man das Mädchen nicht. In seiner dichterischen Phantasie hat St. aus diesem Verhör eine Gefangenschaft gemacht, was aber nicht zutreffend ist, wenn sie ihm auch den Anlaß zu ein paar schönen Strophen geliefert hat. Alle diese Verhältnisse und das bewegte Leben im Rebstock, wo die große deutsche Politik mit dem kleinbürgerlichen Leben Frankfurts in oft drolliger Weise sich kreuzte, hat St. in seinen Erzählungen „Der rothe Schornsteinfeger“, „Polen und Studenten“ u. s. w. anschaulich und mit frischem Humor geschildert.

Nach dem Willen seines Vaters sollte Friedrich Kaufmann werden, und er mußte in die Lehre, trotz des Widerspruchs seiner Schwester und seines Lehrers Dr. Textor. Sein Lehrherr war der Kaufmann G. C. Melchior, der sein Geschäft im Hause des Herrn v. Willemer, des Freundes Goethe's, hatte. Stoltze's Mitlehrling war Hermann Hendrichs, der spätere berühmte Schauspieler. Die beiden waren zu allem Andern eher gemacht als zu Kaufleuten, und ihre Thaten bewiesen es. Der junge St. namentlich war der Poesie verfallen; er hatte schon mit 14 Jahren recht hübsche Gedichte gemacht und damit die Aufmerksamkeit der Frau Marianne v. Willemer auf sich gelenkt. Er sang auch gern Mariannens Lieder wie das „Ach, um deine feuchten Schwingen, West, wie sehr ich dich beneide“, von seinem Comptoir zu ebener Erde nach ihren Fenstern hinauf. Frau Marianne nahm sich seiner liebreich an, und als er ihr einmal wieder sein Leid klagte, gab sie ihm den Rath, er solle einfach aus der Lehre weglaufen. Das wäre wol auch geschehen, wenn nicht das Schicksal in anderer Weise eingegriffen hätte. Im November 1833 starb Friedrich's Vater, und das gab ihm die Freiheit; er konnte nun seinen litterarischen Neigungen leben und auf Reisen gehen. Er war 1838 in Paris, wo er auch Beranger besuchte, und in Lyon, wo er zum Stiftungsfeste des dortigen deutschen Gesangvereins das schwungvolle Festlied dichtete, das Mendelssohn-Bartholdy componirt hat. Nach Frankfurt zurückgekehrt, gab St. 1841 ein Bändchen „Gedichte“ heraus, dessen vornehmste Wirkung war, daß es ihm in dem reichen, hochgebildeten und angesehenen Frankfurter M. G. Seufferheldt einen väterlichen Freund und Gönner gewann. Da St. sich um einen Erwerb umsehen mußte, machte ihn Seufferheldt zu seinem Hauslehrer. Als solcher hatte St. so viel Erfolg, daß Seufferheldt in ihm ein pädagogisches Genie entdeckt zu haben glaubte, weßwegen er ihn nach Thüringen zu Froebel schickte, um dort das System der Kindergärten zu studiren, die Seufferheldt in Frankfurt einzuführen gedachte. Mit dem päda-

gogischen Genie war es nun allerdings nichts, aber für St. war der Aufenthalt in Thüringen insofern von großem Vortheil, als er dort außer mit Fröbel auch noch mit andern bedeutenden Männern zusammentraf wie mit Ludwig Storch, Ludwig Bechstein, dem Maler Unger u. A. Nach Frankfurt zurückgekehrt, wo allein er sich heimisch fühlte, trat er in nähere Beziehungen zu dem alten Amschel Rothschild, bei dem er eine Zeit lang das Amt eines Vorlesers versah. Mit voller Begeisterung stürzte er sich in die Bewegung des Jahres 1848, die gerade in Frankfurt im Parlament ihren Mittelpunkt hatte, und er förderte sie durch Lieder und Reden. Das Jahr darauf zog er mit in die Pfalz, wo für die Reichsverfassung gekämpft wurde; dem Maler Schalck, der Skizzen aus dem Freischaarenleben zeichnete, lieferte St. den litterarischen Text. Den Sieg der Reaction vermochten beide freilich nicht zu hindern. Gegen Ende des Jahres 1849 verheirathete sich St. mit einer Frankfurterin, Marie Messenzehl, die seines Lebens treue und sorgende Gefährtin geworden ist. Nachdem ein paar Versuche, ein eigenes Blatt zu gründen, gescheitert waren, wurde St. Mitarbeiter an dem Hadermann'schen „Volksfreund" und gab von 1852 an in zwangloser Folge die „Krebbelzeitung" heraus, die in Frankfurter Mundart die Tagesereignisse besprach und die Zustände Frankfurts und seiner Nachbarstaaten kritisch beleuchtete. Die „Krebbelzeitung" hatte großartigen Erfolg; ihr Erscheinen war jedesmal ein Ereigniß. Die Frankfurter Behörden ließen tolerant den Dichter gewähren, auch wenn er sie oder den Hohen Bundestag nicht gerade sanft anfaßte; Hessen und Kurhessen aber verstanden keinen Spaß und strengten gegen St. Processe an, die freilich, da es noch keine Rechtshülfe gab, sich auf Steckbriefe beschränkten sowie auf die Weisung an die Gendarmen, St. zu verhaften, sobald er einen Schritt über das Frankfurter Gebiet hinaus wagen sollte. So war St. factisch Jahre lang in Frankfurt förmlich internirt, was er gegen seine Verfolger wieder recht wirksam zu verwerthen wußte. Einmal wäre er aber doch beinahe gefaßt worden. Durch Ueberarbeitung hatte er sich ein nervöses Leiden zugezogen, zu dessen Heilung ihn die Aerzte, obgleich es Winter (1859) war, in die Kaltwasseranstalt zu Königstein schickten. Das ward in Hessen ruchbar, worauf die hessiche Regierung bei der nassauischen auf Grund des Auslieferungsvertrags die Verhaftung Stoltze's verlangte, die auch beschlossen wurde. In Frankfurt bekamen aber ein paar gute Freunde Stoltze's Wind davon, sie brachen in der strengsten Winterkälte nach Königstein auf und retteten bei Nacht und Nebel den Dichter; als die Gendarmen kamen, war das Nest leer. In seiner Erzählung „Die Flucht von Königstein" hat St. diese Ereignisse mit wirksamem Humor beschrieben.

Im J. 1860 begründete St. in Gemeinschaft mit dem Maler Schalck die „Frankfurter Latern", ein humoristisch-satirisches Wochenblatt, das in hochdeutscher Sprache wie in Frankfurter Mundart die localen und die Zeitbegebenheiten kritisch beleuchtete. Es war eine bewegte Zeit. Auf das Schillerfest, an welchem St. mit mehreren poetischen Beiträgen einen rühmlichen Antheil nahm, folgte der nationale Aufschwung, das Frankfurter Schützenfest, der Fürstencongreß, der schleswig-holsteinische Krieg, die Anträge Preußens zur Reform der Bundesverfassung, endlich der Krieg von 1866, lauter Dinge, die entweder in Frankfurt sich abspielten oder hier doch das lebhafteste Echo fanden. St., für die Einheit und Macht, aber auch für die Freiheit Deutschlands begeistert, stand in scharfer Fehde gegen die preußische Politik und war schließlich in Preußen zu mehreren Monaten Gefängniß verurtheilt worden; als daher die Preußen Frankfurt besetzten, mußte er fliehen. Er ging zuerst nach Stuttgart, dann an den Bodensee und in die Schweiz, wo er überall poetische Anregungen fand und verwerthete.

Der Erlaß der Amnestie eröffnete ihm die Heimath wieder. Der Brand des Frankfurter Domes (16. August 1867) gab ihm Gelegenheit, das Schicksal Frankfurts, das seine Selbständigkeit verloren hatte, in flammenden Versen zu beklagen, aber auch seine unverbrüchliche deutsche Gesinnung zu bekunden. Die „Frankfurter Latern“ hatte natürlich zu existiren aufgehört; nachdem die Preußen eingezogen waren, wurde Alles in der Redaction, Expedition und Druckerei beschlagnahmt, darunter sämmtliche alten Jahrgänge, und St. hat sie nie wieder bekommen. Der Herausgabe neuer Blätter wurden große Schwierigkeiten bereitet; erst von 1872 an, als sich Frankfurt allmählich in die neuen Verhältnisse zu finden begann, konnte die „Frankfurter Latern“ wieder ungehindert erscheinen. St. veröffentlichte darin, außer der Besprechung localer und politischer Begebenheiten durch die populäre Figur des Hampelmann, zahlreiche vortreffliche Gedichte, Räthsel, Erzählungen u. s. w., bis kurz vor seinem Tode, und jede Nummer bewies, daß er weder den Humor, noch den Glauben an die Menschheit verloren. Das Blatt ist bald nach seinem Tode eingegangen. In seiner zahlreichen Familie erlebte St. den Schmerz, daß ihm zwei Söhne im blühenden Alter von 20 und 22 Jahren starben. Am 3. August 1884 riß der Tod die treue Gattin von seiner Seite, ein Verlust, den er nicht mehr ganz überwand. Von Königstein, wo er in jedem Sommer sich erholte, kam er 1890 zurück, ohne die gewohnte Kräftigung gefunden zu haben; er begann zu kränkeln, ein Magen- und Leberleiden ließ seine Kräfte rasch zerfallen und am Ostersamstag 1891 entschlummerte er sanft für immer.

St. war physisch und geistig eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit, von Natur heiter und gesellig, der Liebe und Freundschaft bedürftig. Er war demokratisch gesinnt, ohne strenger Parteimann oder praktischer Politiker zu sein. Dabei war er von einer seltenen Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit; seine Rechtschaffenheit gewann ihm die allgemeine Achtung und er war in der That der populärste Mann in Frankfurt. Trotz der vielen und harten Kämpfe, die er in seinem langen Leben durchfocht, hat er doch keinen einzigen Feind zurückgelassen. Reichthümer hinterließ er ebenfalls keine; als echter Poet hatte er für diese Seite menschlicher Thätigkeit weder Sinn noch Geschick.

Stoltze's litterarische Bedeutung liegt zunächst in seinen hochdeutschen Gedichten, die ein durchaus eigenartiges Talent bekunden. Seine Lyrik zeigt eine starke Subjectivität, aber auch hohe Gedanken, mächtigen Schwung und eine formvollendete Sprache. Viele seiner Lieder sind componirt (von Mendelssohn, Neeb, Gellert, Schneider u. a.) und sind so das Eigenthum der Gesangvereine und der Commersbücher geworden. Natur und Menschenherz, Liebe und Freundschaft, Heimath und Vaterland, Freiheit und Menschenwürde, sie alle hat er in seinen Gedichten gefeiert. Für ganz große Schöpfungen, auf dem Gebiete des Dramas oder des Romans, war er nicht geartet, sei es, daß ihm die Kraft zur Conception oder die Energie zur Ausführung mangelte. Selbst einige seiner Erzählungen werden etwas weitschweifig. Dagegen ist er ein Meister im Detail und in der Kleinmalerei, in der scharfen Charakteristik und in der Feinheit der psychologischen Motivirung. Diese Vorzüge zeigen sich namentlich dort, wo die weitere und zwar die Hauptbedeutung Stoltze's liegt: in der humoristischen und in der Dialektdichtung. Der Frankfurter Dialekt steht in der Mitte zwischen dem Süden und dem Norden Deutschlands und wird tief nach beiden Seiten hinein verstanden. St. brauchte ihn in zwei verschiedenen Formen, in der weicheren Frankfurter und in der rauheren Sachsenhäuser Form, die beide in Frankfurt selbst deutlich von einander unterschieden werden; früher sollen sogar die einzelnen Hauptgassen, wie die Alte, die Bockenheimer und die Fahrgasse, an ihrer besonderen Dialekt-Nuance zu erkennen gewesen sein. St. hat tüchtige

Vorgänger gehabt, namentlich Karl Malß und Wilhelm Sauerwein; auf der von ihnen gegebenen Grundlage baute er fort, nur daß er, dem Wachsthum Frankfurts entsprechend, den Dialekt in der Schreibung dem Hochdeutschen etwas näher brachte. St. hat in Vers und in Prosa unzählige Humoresken geschrieben, zu denen er den Stoff aus den Frankfurter Ereignissen und Persönlichkeiten schöpfte. Sie alle gehen weniger auf einen Knalleffect aus, als daß sie den Humor in ihrer gesammten Darstellung tragen; sie sind deswegen auch zum Vortrag überaus wirksam. Eine Specialität Stoltze's ist die Fixirung der jüdischen Nuance im Leben Frankfurts; er bringt sie zur gelungenen Darstellung, und zwar in einer Weise, die nach keiner Seite verletzend wirkt. In allen diesen Humoresken entwickelt St. einen gewaltigen Sprachschatz, wie er denn überhaupt bei vielen seiner Schöpfungen den bewußten Zweck verfolgte, die Reichthümer des vielseitigen Frankfurter Idioms für die Litteratur und das Volksleben nutzbar zu machen. Seine Sammlung von Frankfurter Sprüchwörtern ist leider nicht ganz vollendet, dafür ist seine sehr drollige Sammlung der Frankfurter Spott- und Schimpfwörter vollzählig. Zahllos sind die Gelegenheitsgedichte Stoltze's: Prologe, Festspiele, Tischlieder, poetische Episteln u. s. w., doch ist viel davon in alle Welt gestreut, was sehr zu bedauern ist, denn sie haben alle, soweit man sie zu Gesicht bringt, das Gepräge seiner eigenartigen Poesie: die Kraft des Ausdrucks, den Wohllaut der Sprache, den bald feinen, bald derben Humor, die Anschaulichkeit und Eindringlichkeit der Darstellung, das tiefe Gemüth und den hohen Sinn. Hoffentlich gelingt es, noch Manches von dem Zerstreuten für die in Vorbereitung begriffene Gesammtausgabe der Werke Stoltze's nutzbar zu machen.

Die Verlagshandlung von Heinrich Keller in Frankfurt a. M. hat bisher folgende Werke Stoltze's veröffentlicht: „Gedichte in hochdeutscher Mundart" (1862); „Gedichte in Frankfurter und hochdeutscher Mundart" (1871); „Gedichte in Frankfurter Mundart" (1872). Eine revidirte und mit neuen Beiträgen versehene Sammlung erschien 1879 unter dem Titel „Gedichte in Frankfurter Mundart", erster Band (1892 dreizehnte Auflage), 1885 ein zweiter Band (1892 siebente Auflage); ferner erschienen „Novellen und Erzählungen in Frankfurter Mundart" mit Illustrationen (erster Band 1880, zweiter Band 1885), die wiederholt neu aufgelegt wurden. Außerdem veröffentlichte St. gelegentlich dramatische Scherze, wie „Die Eröffnung des Suezcanals" (1870); „Hampelmann auf Wilhelmshöhe und im Kyffhäuser"; „Der Sylvesterabend"; ferner „Festspiel zum hundertjährigen Jubiläum des Frankfurter Stadttheaters" u. a. Eine 2., stark verm. Auflage seiner hochdeutschen Gedichte ist 1892 erschienen. Otto Hörth.

Stoltze: Georg Heinrich St., tüchtiger Pharmaceut, wurde am 31. Juli 1784 zu Hannover geboren, machte nach Absolvirung der zur Apothekerlaufbahn erforderlichen Prüfungen weitere Studien in Halle, wo er 1816 die philosophische Doctorwürde erlangte. Zugleich functionirte er hier als Administrator der Waisenhausapotheke, habilitirte sich noch 1816 als Privatdocent der Pharmacie an der Universität, wurde 1824 außerordentlicher Professor dieses Faches, starb aber bereits am 23. Juli 1826. St. gab seit 1821, später zusammen mit K. F. W. Meißner das „Berliner Jahrbuch der Pharmacie" heraus und veröffentlichte darin mehrere Aufsätze aus seinem Specialgebiete. Ferner schrieb er: „Gründliche Anleitung die rohe Holzsäure zur Bereitung des reinen Essigs zu benutzen ... nebst genauerer Betrachtung der übrigen bei der trockenen Destillation des Holzes sich bildenden Producte" (Halle 1820, auch in Schweigger's Journal XXVII, 1819 u. XXIX, 1820); „Bemerkungen über die Darstellung der China-Alkaloide" (ebd. XLIII, 1825).

Vgl. Poggendorff's biogr.-litterar. Handwörterbuch II, 1017. Pagel.

Stoltzer: Thomas St. (Stolzer, Stolcer), aus Schweidnitz in Schlesien gebürtig, einer der älteren berühmten deutschen Tonmeister, der zu Senfl, Hoffhaimer und Finck den Vierten bildet. Schwer ist zu sagen wer von allen Vieren der ältere ist. Die Reihenfolge wird sich wahrscheinlich so ergeben: Finck, Stoltzer, Hoffhaimer und Senfl. Nur spärlich sind die Nachrichten, die wir über die vier Meister besitzen und nur tropfenweise tritt hin und wieder eine neue hinzu. Durch Melchior Adami's Vitae german. p. 36 erfahren wir, daß er Capellmeister beim König Ludwig von Ungarn war und Praeceptor an der Schule in Ofen, und durch einen Brief vom 23. Februar 1526, den St. aus Ofen an den Markgrafen Albrecht von Preußen schreibt (abgedruckt in Monatshefte f. Musikgesch. VIII, 67), erfahren wir noch, daß er Capellan, also ein Geistlicher war; ferner deutet der Schluß des Briefes darauf hin, daß der Herzog bei einer persönlichen Begegnung, ob in Königsberg oder in Ofen bleibt unbestimmt, eine Andeutung habe fallen lassen, daß er St. gern als Capellmeister nach Königsberg haben möchte. Dies alles liegt aber so im Dunklen, daß man mehr ahnen als mit Sicherheit beweisen kann. Besser sind wir über ihn als Componisten unterrichtet und ansehnlich ist die Reihe von Compositionen, die uns heute nach mehr als 360 Jahren noch zur Verfügung stehen. Ziehen wir die Compositionen der vier oben genannten ältesten deutschen Meister in Vergleich, so ist St. derjenige, dessen Stil der ernsteste, kräftigste aber auch der herbste ist. Selbst im deutschen Liebesliede, wo Finck, der ihm am nächsten im Ausdrucke steht, weichere und einschmeichelndere Töne anschlägt, herrscht bei St. der strenge ernste Ton vor. Man könnte ihn deshalb für den älteren Meister halten, obschon Finck, so viel wie mir bis jetzt bekannt ist, früher als St. gestorben ist (siehe Monatsh. f. Musikgesch. XXII, 46). Da wir aber von keinem wissen, wie alt er war, so ist man immer nur auf Vermuthungen angewiesen. Von seinen deutschen weltlichen Liedern sind mir bis jetzt zehn bekannt, von den deutschen geistlichen, die in Motettenform gearbeitet sind, sieben und 106 lateinische Hymnen, Antiphonen, Psalmen, Messen und Motetten, oft in breiter Ausführung zu 2, 3, 4 bis 6 Stimmen. Ein Theil davon ist in alten Sammelwerken gedruckt (siehe meine Bibliographie), andere befinden sich in alten Manuscripten in den Bibliotheken Zwickaus, Dresdens, Breslaus und Regensburgs. In Neudrucken sind erst fünf Gesänge veröffentlicht (siehe mein Verzeichniß und die Nachträge im IX. Bde. der Monatshefte). Eine sehr ausführliche etwas umständliche Beurtheilung des sechsstimmigen Psalmes „Noli aemulari", mit Abdruck des 2. Theiles findet man von Otto Kade in den Monatsheften VIII, 138. Auch Ambros in seiner Geschichte der Musik III, 372 widmet ihm einen kurzen Abschnitt. Alle Beurtheilungen bestätigen die obige Charakteristik seiner Schreibweise. Er war ein bedeutender und denkender Künstler, der das Höchste in der Kunst zu erzielen erstrebte, dem aber der zarte und innige Ausdruck der Musik noch verschlossen war; erst durch die Bekanntschaft mit den Italienern lernten ihn die Deutschen nach und nach empfinden und brachten ihn dann mit ihrer tieferen Empfindung zum höchsten Ausdruck, so daß sie schließlich alle anderen Culturvölker überstrahlten. Rob. Eitner.

Stöltzer: Christoph St. führte 1617 als Conrector zu Eisleben den 'Indulgentiarius confusus' seines Verwandten und früheren Collegen Martin Rinkart mit seinen Schülern auf. Wenn er auf dem Titelblatte dieses ein Jahr später gedruckten Schauspiels (Eisleben, Gaubisch 1618, 8°) als Mitverfasser genannt wird, so ist dies wol nur als ein Beweis höflichen Dankes von Seiten Rinkart's aufzufassen.

J. Linke, M. Rinkart's geistliche Lieder, 1886, S. 47 und 60. — H. Rembe in seinem Neudrucke der Eislebisch-Mansfeldischen Jubel-Comödie v. J. S. 29. J. Bolte.

Stolz: Alban Isidor St., katholischer Volksschriftsteller, geboren am 3. Februar 1808 zu Bühl in Baden, † am 16. October 1883 zu Freiburg im Breisgau. Sein Vater, ein Apotheker, war nach den Mittheilungen in der Selbstbiographie von St. ein eigenthümlicher Mann: „Ich habe wenige Bekannte, mit denen ich verhältnißmäßig so wenig und so selten gesprochen habe als mit ihm.“ Die Mutter war kränklich. Die einzige, die einen religiösen Einfluß auf den Knaben übte, war eine zwanzig Jahre ältere Schwester. Von einem unverheiratheten Vetter, einem wohlhabenden Kaufmann, der sich mehr mit ihm befaßte als der Vater, wurde er gründlich verzogen. Elf Jahre alt kam er auf das Lyceum zu Rastatt, wo er acht Jahre blieb, „ein ziemlich träger Student“. Schon als Knabe las er im Hause des Vetters Schiller, Wieland, dessen Uebersetzung des Shakespeare u. dgl.; in Rastatt ging er im Sommer regelmäßig frühmorgens allein in den Wald und las Goethe's Gedichte oder den ersten Theil des Faust. Auch als Universitätsstudent „stand er sehr früh auf, that aber weiter nichts als sich unter das Fenster zu legen und seinen Gedanken und Phantasien zuzuschauen“. Noch als Vicar liebte er einsame Spaziergänge, auf denen er Goethe's Iphigenie oder Uhland's Gedichte mitnahm; überhaupt, sagt er, habe er die angenehmsten Stunden seines Lebens in der Einsamkeit gefunden. Als St. seine Gymnasialstudien beendet hatte, wünschte der Vater, er möge zu Freiburg Medicin studiren. Er entschloß sich aber zur Jurisprudenz. Diese kam ihm jedoch bald „trocken und langweilig“ vor, und er war froh, daß ihm der Vater wegen der schlechten Aussichten der Juristen befahl, irgend ein anderes Fach zu wählen. Er entschloß sich, da er für kein Fach eine entschiedene Neigung hatte, „provisorisch“ mit den meisten seiner Rastatter Mitschüler Theologie zu studiren, und ließ sich nun drei Jahre „mit dem Stroh und den Disteln der Freiburger Theologie und entsprechender Schriften füttern“ (Hug, den einzigen bedeutenden Mann der Facultät, erwähnt er nicht). Er machte dann die Examina, ging aber nicht in das Seminar, sondern, da sein Vater mittlerweile gestorben war und er „genügend Vermögen hatte, um nicht schnell ein Brotfach ergreifen zu müssen“, nach Heidelberg, wo er Creuzer, Bähr, Schlosser, K. Fr. Hermann und Schwarz hörte und auch allerlei privatim studirte. Im Juli 1830 schrieb er in sein Tagebuch: „Jetzt ist mein Körper gesundet und mein Geist erstarkt; gewaltig und froh schreitet er einher auf den selbst gemachten Ruinen des zerstörten Glaubens; nur drei Thürme ließ er stehen: Unsterblichkeit, Freiheit, Gott. Aber jetzt strebt er eine neue Stadt aufzubauen, und die alten Säulen stehen wieder auf und das zerstörte Gebäude wird wieder werden, nur schwächer und ungeschmückt. Ich fürchte sehr, daß ich eine eigene Kirche mir bleiben werde, wo ich Papst und Volk und alles bin.“ Im November 1831 „faßte er aber auf einmal den Entschluß, alles Suchen und Grübeln für immer abzuthun, sich einfach der Autorität der katholischen Kirche zu unterwerfen und, wenn das Ungezieser der Zweifel wieder in die Seele krieche, es einfach zu zertreten, statt damit zu disputiren.“ Seit dieser Zeit, sagt er, sei er „nie mehr in Glaubenssachen von der katholischen Kirche abgewichen“. Im Herbst 1832 trat er in das Seminar zu Freiburg und „bildete sich nun erst aus Hirscher's Schriften eine Theologie sowol der Glaubensauffassung nach als auch bezüglich der Moral.“ Am 10. August 1833 wurde er zum Priester geweiht und wurde nun Vicar, zuerst zu Rothenfels im Murgthale, dann zu Neusatz in der Nähe seiner Vaterstadt. An beiden Orten war er sehr eifrig in der Seelsorge und in der Schule thätig. Im Herbst 1841 bestand er die Pfarrconcursprüfung, als der einzige unter 45 mit der Note „vorzüglich“, war dann ein Jahr Gymnasiallehrer, besonders Religionslehrer in Bruchsal und wurde im Februar 1843 auf Hirscher's Empfehlung Repetitor in

dem neu errichteten Convict zu Freiburg. Er trat zu Hirscher nun auch in persönliche Beziehungen, verfaßte eine „Katechetische Auslegung des Freiburger Diöcesan-Katechismus“ (von Hirscher), zu der dieser ein Vorwort schrieb (3 Bde., 1844—47) und half ihm bei der Ausarbeitung seines kleineren Katechismus. 1845 wurde St. Doctor der Theologie. Im Herbst 1847 wurde ihm auf Empfehlung Hirscher's trotz des Widerspruches zweier Mitglieder der theologischen Facultät und der Protestation von achtzehn anderen Professoren die Vertretung des Lehrfaches der Pastoraltheologie und Pädagogik übertragen und im Herbst 1848 wurde er, nachdem sich die Facultät und der Senat dafür ausgesprochen, zum ordentlichen Professor dieses Faches ernannt. Er hat die Professur bis zu seinem Tode bekleidet, war 1859—60 auch Prorector der Universität (Rectoratsrede: „Ueber die Vererbung sittlicher Anlagen“, 1859). Er war ein fleißiger, aber kein anziehender Docent, noch viel weniger ein gelehrter Theologe. Die in seinen jüngeren Jahren erworbenen dürftigen theologischen Kenntnisse hat er auch später zu vervollständigen sich nicht ernstlich angelegen sein lassen. Er erzählt selbst, er habe, nachdem er „seine Vorleshefte gegründet, sich keine größere Mühe gegeben, bei bewährten Schriftstellern das beste zusammenzusuchen, um es bei den Zuhörern nützlich anzulegen, es vielmehr vorgezogen, seine eigenen Ansichten und Einfälle im Colleg auszusäen“. Auf seinem Zimmer hatte er zwei nicht sehr geräumige Büchergestelle, in denen mehr geschenkte, als gekaufte Bücher standen; waren sie überfüllt, so verschenkte er davon an arme Studenten; von „Büchergelehrten“ pflegte er mit mitleidiger Verachtung zu sprechen. Aus purer Unwissenheit trug er mitunter Dinge vor, die mit den bei den katholischen Theologen herrschenden Ansichten im Widerspruch standen, so daß, wie er selbst sagt, hie und da seine kirchliche Gesinnung angezweifelt wurde. Auf Grund seiner Vorlesungen veröffentlichte er 1874 „Die Kunst christlicher Kinderzucht“ (die in demselben Jahre erschienene 2. Auflage heißt „Erziehungskunst“). Die „Homiletik als Anweisung, den Armen das Evangelium zu predigen“, erschien erst nach seinem Tode.

Die Hauptbedeutung von St. liegt in seinen volksthümlichen Schriften. Namentlich durch seinen „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ ist er nicht nur bei Katholiken, sondern auch bei Protestanten und auch über die Grenzen von Deutschland hinaus bekannt geworden. Der erste Jahrgang „Abführmittel (in den folgenden Auflagen Mixtur) gegen Todesangst“ erschien 1843 anonym und St. wurde erst als Verfasser bekannt, als er von Rastatt nach Freiburg übergesiedelt war. Er fand auch in protestantischen Kreisen lobende Anerkennung, namentlich in dem Tippelskirch'schen „Volksblatt für Stadt und Land“, für welches dann St. 1844 und 1845 einige Artikel schrieb. Von 1843 an hat St. mit einigen Unterbrechungen bis 1884 alljährlich einen Kalender herausgegeben: als er 1847 Docent wurde, unterließ er es auf Hirscher's Rath; die Jahrgänge 1848—57 sind von W. Zugschwerdt; 1858 fing er aber wieder an; auch später setzte er aber einige Male einige Jahre aus. Die älteren Jahrgänge bekunden eine ganz ungewöhnliche Fähigkeit, derb volksthümlich und packend zu schreiben; die späteren fallen großentheils sehr gegen sie ab. Sie sind in vielen Auflagen (auch Nachdrucken zu Leipzig und Frankfurt) und in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, meist später auch gruppenweise in Bände vereinigt worden. Eine große Verbreitung haben auch zwei Reisebeschreibungen gefunden, — St. machte von Freiburg aus in seinen jüngeren Jahren fast jeden Herbst eine größere Reise, — in denen freilich der Reisebericht nur das Gerüste für allerlei witzige und humoristische, theilweise sonderthümliche und barocke Reflexionen bildet: „Spanisches für die gebildete Welt“ (1853, 5. Auflage, „mit etwas Türkischem“ 1864, mit Rücksicht auf eine Reise nach

Constantinopel im J. 1852), und „Besuch bei Sem, Cham und Japhet oder Reise in das heilige Land“ (1857). — Mehr die abstoßenden als die anziehenden schriftstellerischen Eigenthümlichkeiten von St. treten hervor in einer Reihe von kleinen Streitschriften: „Der neue Kometstern mit seinem Schweif oder Joh. Ronge und seine Briefträger“ (1846); „Diamant oder Glas“ (1851, gegen die protestantische Abendmahlslehre); „Klinge ohne Heft“ (1852, gegen Schenkel, die 3. Auflage heißt: „Der papierene Fels des Herrn Schenkel); „Der Schmerzensschrei im Durlacher Rathhaus“ (1860, über die badische Convention mit Rom); „Mörtel und Akazienzweig für die Freimaurer“ (1862); „Der Wechselbalg, womit Baden und Oesterreich aufgeholfen werden soll“ (1868, gegen die Civilehe); „Die Hexenangst der aufgeklärten Welt; unversiegelter Brief an Herrn Bluntschli und Gebrüder“ (1871, für die Jesuiten); „Wohin sollen wir gehen?“ und „Bedenkliches für die deutschen Katholiken und katholischen Schweizer, Anführer und Angeführte“ (1878, gegen die Altkatholiken), u. s. w., u. s. w. Die besten Bücher von St. sind die „Legende oder christlicher Sternhimmel“, — von 1850 an erschien jährlich ein Heft; 1862 war das Buch vollendet und seitdem sind mehrere Auflagen erschienen —, und „Die heilige Elisabeth“ (1864 u. ö.). Eines der schlechtesten ist das Buch, worauf er selbst besonderen Werth gelegt haben soll: „Schreibende Hand auf Wand und Sand“ (1874), eine Sammlung von ein paar hundert Unglücksfällen, worin nach St. der „Finger Gottes“, die Strafgerechtigkeit Gottes gegen die davon Betroffenen deutlich zu erkennen ist. Er hatte vorher in öffentlichen Blättern Geistliche und Laien aufgefordert, ihm über solche Vorkommnisse zu berichten, mit dem Bemerken, er lasse sich auch gern „unerklärliche Erscheinungen“, wenn sie genau beobachtet seien, berichten, da er „die geist- und geisterlose Aufklärung glaubensscheuer Erdenmenschen nicht respectire“. Er bekam natürlich Berichte in Menge und druckte sie gläubig, die unglaublichsten mit dem größten Behagen ab.

Viel Zeit hat St. vom J. 1827 an bis in seine letzten Lebensjahre (1882) mit dem Niederschreiben von Tagebüchern vergeudet, in denen er weniger Thatsachen als allerlei Reflexionen und Grübeleien aufzeichnete. In seinen reiferen Jahren, als er, wie sein Biograph sagt, immer schreibsüchtiger wurde, beging er die Thorheit, eine Reihe von Bänden aus diesen Tagebüchern mit vielen Wiederholungen und zahllosen schrullenhaften Einfällen drucken zu lassen: „Witterungen meiner Seele“, aus den Jahren 1842—47 (1863); „Wanderbüchlein,“ 1848 (1866); „Wilder Honig,“ 1849—64 (1870); „Dürre Kräuter,“ 1865—76 (1876). Die „Phantasmata“, Tagebücher von 1827—42 und 1877—82 hat doch J. Schmitt, der Erbe seines litterarischen Nachlasses, nicht veröffentlicht, sondern nur eine kurze Selbstbiographie bis 1852, „Nachtgebet meines Lebens“. Stolz' Verleger, Herder in Freiburg, hat noch bei seinen Lebzeiten seine „Gesammelten Werke“ herauszugeben angefangen; 1887 erschien der 16. (Register-) Band. Außerdem sind „Ausgewählte Werke“ in 6 Bänden erschienen.

St. war ein richtiges Original und gefiel sich darin, „nicht wie alle anderen zu sein und soviel wie möglich gegen den Strom zu schwimmen“. Er war ein frommer und sittenstrenger Geistlicher, aber eigensinnig, ungesellig und zu allen möglichen Sonderthümlichkeiten geneigt. Ein altmodiger Rock, ein sehr uneleganter Cylinderhut und große Vatermörder machten ihn für Jedermann kenntlich. Als Professor wohnte er auf zwei einfachen Zimmern und beköstigte sich wie ein Student, bis er 1865 als Pensionär in das Mutterhaus der barmherzigen Schwestern übersiedelte. Die bedeutenden Honorare für seine Schriften verwendete er fast ganz für wohlthätige und kirchliche Zwecke. St. ist in seiner Vaterstadt Bühl begraben.

A. Stolz, Nachtgebet meines Lebens, herausg., durch Erinnerungen an A. Stolz ergänzt von J. Schmitt, 1885. — J. M. Hägele, A. Stolz, 3. Aufl., 1889. — Weech, Bad. Biographieen IV, 454. — Conservative Monatsschrift 1893, S. 134. Reusch.

Stolz: Michael St., Bildhauer, wurde im J. 1820 zu Matrei in Tirol als Sohn eines Meßners geboren. Da der Vater in jüngeren Jahren in Wien als Holzschnitzer gearbeitet hatte, so konnte er seinem Sohne, der früh Begabung für die Kunst verrieth, den ersten Unterricht im Zeichnen und in der Führung des Messers selbst ertheilen. Seine weitere Ausbildung erfuhr St. in Wien, wo er sich an Führich und seine Anhänger anschloß und sich die streng kirchliche Richtung dieses Kreises zu eigen machte. Im Frühling 1848 nahm er als Fahnenträger in der Matreier Compagnie des Hauptmanns v. Stadler an dem italienischen Feldzuge theil. Zurückgekehrt, erhielt er eine Anstellung als Zeichenlehrer an der k. k. Oberrealschule zu Innsbruck, welche Stadt seitdem sein ständiger Aufenthaltsort blieb. Dort schuf er für das Giebelfeld des Ferdinandeums ein Basrelief, das die Huldigung der Künste, Wissenschaften und Gewerbe an die thronende Rhätia darstellte. Da es jedoch nur in Gyps ausgeführt war, ist es schon längst wieder dem zerstörenden Einfluß von Wind und Wetter anheimgefallen. Zum ersten Mal wurde St. in weiteren Kreisen bekannt, als er im J. 1855 den Auftrag erhielt, einen neuen Hochaltar für die Pfarrkirche in Wels anzufertigen. Seine Arbeit fiel so vorzüglich aus, daß er seitdem nicht nur aus Tirol, sondern auch aus anderen katholischen Ländern Aufträge erhielt. Unter anderen rühren der romanische Altar zu Zirl, der gothische zu Landeck und der gleichfalls gothische Altar in der Liebfrauenkirche zu Münster von ihm her. An der Kirche zu Andelsbuch im Vorarlbergischen versuchte sich St. auch als Architekt, indem er nicht nur die Herstellung der Altäre und der Kanzel, sondern auch den Entwurf und die Leitung des Baues übernahm. Ebenso lieferte er im J. 1867 die ganze innere Einrichtung für die Pfarrkirche von St. Paulus im Etschlande. Im J. 1863 wurde ihm der Entwurf der Tiroler Landesadresse übertragen, dessen farbige Ausführung Wörndle besorgte. Während der Jahre 1867 und 1868 finden wir St. in Italien und hauptsächlich in Rom, wo er sich, mit einem Stipendium der Regierung versehen, aufhielt, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Doch war er schon zu alt, um einen wesentlichen Vortheil von seinem römischen Aufenthalt zu ziehen. Als eine Frucht desselben haben wir die Statue der unbefleckten Jungfrau in Kaltern anzusehen. Er hatte sich in Rom auch mit den Formen der Renaissance vertraut gemacht und brachte sie seitdem gelegentlich zur Anwendung, z. B. als er im J. 1877 die Zeichnungen zu dem Altar, der Monstranz und den übrigen Kirchengeräthen für die Kirche in Ischl entwarf. Das Hauptwerk des Künstlers aber wurde die große Kreuzigungsgruppe in der Friedhofscapelle zu Innsbruck, die so gefiel, daß sie für andere Kirchen mehrfach copirt werden mußte. Wie angesehen St. in Fachkreisen war, ersieht man am besten daraus, daß ihm im J. 1877 die Restauration der Kirche und der berühmten Kreuzigungsgruppe in Wechselburg bei Rochlitz i. S. von dem Grafen Schönburg übertragen wurde. Von künstlerischen Arbeiten Stolzes erwähnen wir noch den gothischen Altar für die Wallfahrtskirche in Seefeld (1870), einen Altar für die Ligorianerkirche in Rom (1871), die Zeichnungen für die Fenster des Sitzungssaales im Landhause zu Innsbruck (1876) und die Zeichnungen für das Mosaik der Concha im Frauenkloster auf dem Hirschanger bei Innsbruck, für die St. Motive aus S. Clemente in Rom benutzte (1879). Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte St. in wohlverdientem Ruhestand. Als er am 18. November 1890 begraben wurde, trauerte nicht nur die clericale Partei, der er angehört hatte, sondern alle Freunde der Kunst in

Tirol um seinen Verlust, da er zu ihren besten Vertretern im Lande gehört hatte. Seine eigene künstlerische Entwicklung hatte ihn dazu geführt, von der akademischen Ausbildung gering zu denken und das Hauptgewicht auf die praktische Thätigkeit im Anschluß an das Handwerk nach mittelalterlichem Muster zu legen. Um diesen seinen Standpunkt zur Anerkennung zu bringen, stellte er im J. 1867 auf dem Katholikentage zu Innsbruck einen höchst charakteristischen Antrag in dem eben bezeichneten Sinne.

Vgl. Wurzbach XXXIX, 174—177. — Joseph Prill, Die Schloßkirche in Wechselburg. Leipzig 1884. S. 41, Anmerk. — Allgemeine Zeitung 1890, Nr. 322. — Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst. Leipzig 1867—1869. II, 169, 193; III, 205; V, 176; VI, 70; VII, 11 und 274; VIII, 608; XI, 365; XII, 444; XIV, 546; XVI, 214. — Josef Egger, Die Tiroler und Vorarlberger. Wien und Teschen 1882. S. 431.

H. A. Lier.

Stolze: Heinrich August Wilhelm St., neben Gabelsberger der Bahnbrecher auf dem Gebiete der deutschen Stenographie, ist am 20. Mai 1798 in Berlin geboren. Da er das Handwerk des Vaters, die Schuhmacherei, seiner schwächlichen Gesundheit wegen nicht erlernen konnte, wurde er im J. 1809 dem Joachimsthalschen Gymnasium übergeben, dessen Classen er bis Prima mit bestem Erfolge besuchte, um Theolog zu werden. Der im J. 1812 erfolgte Tod seines Vaters, dessen früher blühendes Geschäft während der napoleonischen Kriege verfallen war, nöthigte den Knaben bald, durch Privatunterricht für seinen und seiner Mutter Unterhalt zu sorgen, so daß seine Schularbeiten größtentheils ein Werk der Nacht waren. Diese Nothlage hat zuerst in ihm das Verlangen nach der Stenographie wachgerufen. Unmittelbar vor der Abiturientenprüfung übernahm er auf Wunsch seiner Mutter, nicht ohne schwere innere Kämpfe, eine ihm von einem seiner Lehrer erwirkte Stelle im Büreau der Berlinischen Feuerversicherungsgesellschaft. 18 Jahre lang hat er dieser in treuester Pflichterfüllung gedient. Doch hatte er namentlich das Unterrichten so lieb gewonnen, daß er auch in seinem neuen Berufe nicht nur dazu einen Theil seiner freien Stunden verwendete, sondern auch durch Selbststudium und Anhören von Universitätsvorträgen sich weiter auszubilden suchte. Das dabei sich abermals geltend machende Bedürfniß nach einer kürzeren Schrift hoffte er durch Erlernung des 1819 in zweiter Auflage erschienenen Mosengeil'schen Systems (s. A. D. B. XXII, 368) befriedigen zu können. Wurde diese Hoffnung nun freilich auch nicht ganz erfüllt, so wurde doch gerade durch dieses System in ihm ein reges Interesse an der Stenographie überhaupt erweckt; denn die wissenschaftlich vornehme Art, mit der Mosengeil über Werth und Bedeutung der Stenographie urtheilt, der er die Rolle einer nützlichen Dienerin nicht sowol auf parlamentarischem Felde als vielmehr auf dem Gebiete der geistigen Arbeit überhaupt zuschreibt, war St. so congenial, „daß wir annehmen dürfen, Mosengeil habe, wenn nicht geradezu die Richtung Stolze's bestimmt, so doch das, was an ähnlichen Vorstellungen sich damals in St. bereits regte, aufs lebhafteste bestätigt und befestigt". Von da an lernte St. die vorzüglichsten englischen, französischen und deutschen Systeme der Stenographie kennen. So studirte er im J. 1821 die 1796 erschienene Stenographie von Horstig und die von Leichtlen, 1822 die von Stärk, 1827 das System von Brede, 1828 das von Dutertre, 1829 die unter dem Namen der tironischen Noten bekannte Kurzschrift der alten Römer, aus der er die Erkenntniß gewann, daß auch die deutsche Stenographie ihre Elemente aus der deutschen Currentschrift zu entnehmen und nicht aus geometrischen Zeichen zu bilden habe. Das führte ihn dazu, sich mit den besten kalligraphischen Werken seiner Zeit zu beschäftigen. Auch die 1831 erschienene Homographie der Lady Scott, sowie die

Stenographie von Nowak zog er in den Bereich seiner Studien, aber keines dieser Systeme entsprach seinem Ideale einer auf den Bau der deutschen Sprache gegründeten, in der Bezeichnung zuverlässigen und einfachen Kurzschrift. Dieses Ideal war ihm nicht nur aus dem Studium der sprachwissenschaftlichen Werke von Becker, Franz Bopp und Grimm, sondern auch aus seiner pädagogischen Beschäftigung erwachsen. Unterrichtete er doch seine beiden Kinder — 1831 hatte er sich mit seiner Cousine vermählt — bis zu ihrem 12. Lebensjahre selbst. Nur von einer diesem Ideal entsprechenden Kurzschrift erwartete er, daß sie für den Schulunterricht und eine allgemeinere Verbreitung geeignet sein würde. Ein solches System zu schaffen war daher sein Ziel.

Da erschien 1834 Fr. X. Gabelsberger's Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst, zum ersten Male eine wirklich deutsche Stenographie, in der St. mehrere von seinen eigenen Ideen verwirklicht fand. Und doch erreichte sie nicht sein Ziel. Betrachtete Gabelsberger seine Erfindung als ein Heiligthum, in das nur Intelligenz und höhere wissenschaftliche Bildung einzutreten berechtigt sein sollten, so wollte St. Jedem, der einige Kenntniß der deutschen Grammatik und eine geläufige leserliche Handschrift besaß, eine Schrift in die Hand geben, die einen allgemeinen Culturfortschritt auf dem Gebiete der Schreibkunst bedeutete. So sehr ihn daher auch die Genialität Gabelsberger's anfangs blenden mochte, so schwer es ihm geworden sein mag, sich dem Einflusse dieses gewaltigen Geistes zu entziehen, so stand ihm doch bereits damals sein Ideal einer Kurzschrift so bestimmt vor Augen, hatte er bereits damals die Probleme, um die es sich dabei handelte, so tief erkannt und fühlte sich in den fundamentalen Fragen dem Altmeister so überlegen, daß er eben damals, am 1. Juli 1835, gegen den Rath aller seiner Freunde, seine feste und auskömmliche Stellung aufgab, um, indem er als Privatgelehrter durch Unterricht sein und seiner Familie Leben fristete, völlig der Verwirklichung seines Ideals einer deutschen Kurzschrift leben zu können. Unermüdlich hat er in den folgenden Jahren daran gearbeitet, bis er im März 1838 ein einheitliches Princip für die vollständige Bezeichnung der Vocale fand, das den weiteren Aufbau des Systems bestimmte. Von allen anderen Beschäftigungen machte er sich darum jetzt frei und arbeitete in den folgenden zwei Jahren lediglich an der Ausgestaltung seiner Idee. Mit der theoretischen Grundlegung ging die praktische Erprobung Hand in Hand. Ein gerade aus jenen Jahren erhaltenes Bruchstück von Manuscripten Stolze's beweist, mit welchem Fleiß und welcher Gründlichkeit er dabei zu Werke gegangen ist; dieses Bruchstück enthält allein 784 eng beschriebene Quartseiten geschichtlichen Stoffes.

Im Herbst 1840 war St. so weit, daß er das Manuscript seines Lehrbuchs dem preußischen Unterrichtsministerium mit dem Gesuch um Beihülfe zur Herausgabe des Werkes überreichen konnte. Da ihm diese in Höhe von 282 Thalern unter der Bedingung der Rückzahlung zugesichert wurde, trat er im Januar 1841 als Lehrer der Stenographie auf, und im Mai desselben Jahres konnte er sein Lehrbuch der Oeffentlichkeit übergeben.

In dessen Einleitung spricht er den für ihn leitend gewesenen Grundsatz aus, daß das Wort, wie es in der lebendigen Sprache ein einheitliches organisches Gebilde sei, so auch in der stenographischen Schrift nicht aus den einzelnen Buchstaben zusammengesetzt erscheinen dürfe, sondern „vielmehr als ein Bild vor unsere Augen treten müsse, in dem gleichwol die beiden einander entgegengesetzten Elemente, Vocal und Consonant, Auslaut und Anlaut, Endung und Stamm stets deutlich unterschieden seien", und nachdem er die Geschichte der Stenographie von den Griechen und Römern an bis auf Gabelsberger kritisch dargestellt hat, bestimmt er die Vorzüge seiner Methode vor den früheren dahin,

daß sie 1. die vollständige Bezeichnung aller Laute jedes einzelnen Wortes als obersten Grundsatz aufstelle, so daß also überall der Buchstabe den Laut, den fehlenden Laut aber eine bestimmte Regel vertrete, daß sie 2. mit dieser Vollständigkeit die nothwendige Kürze der Bezeichnung vereinige und 3. in ihren Regeln über die Verbindung der Buchstaben zu Wörtern vollständig sei.

In der Vollständigkeit seines Systems sah er mit Recht dessen wesentlichen Vorzug vor allen früheren; es vollkommen zu nennen, dazu war er zu bescheiden. Vielmehr hat er sich wiederholt aufs bestimmteste dahin geäußert, daß es ihm nicht auf sein Werk, als vielmehr auf die Förderung der Stenographie überhaupt ankäme, und daß er Jedem gerne weichen wollte, der thatsächlich Besseres leisten würde.

Die Hoffnungen, die St. darauf gesetzt hatte, daß das preußische Ministerium sich seiner Erfindung in ähnlicher Weise annehmen werde, wie das bairische der Gabelsberger's, schlugen leider völlig fehl; denn „der Decernent, der Stolze's darauf gerichtete Eingaben zu prüfen gehabt, hatte in seinem Bericht an den Minister geschrieben, er könne nur dringend rathen, dem St. eine Unterstützung zur Herausgabe seines Werkes zu gewähren. Man werde auf diese Weise bei dem Feuereifer des Mannes durch eine einmalige geringe Ausgabe, und indem man ihm Aussichten auf Einführung seines Systems in die Schulen eröffne — die sich ja später nicht zu erfüllen brauchten — das Ziel erreichen, sich tüchtige Stenographen zu beschaffen, ohne genöthigt zu sein, wie andere Staaten, regelmäßig dauernde Ausgaben dafür zu machen oder wol gar ein Staatsinstitut errichten zu müssen."

Da auch die Unterrichtsthätigkeit nicht die erwünschten Erfolge hatte, das Ministerium auf Zurückgabe des Vorschusses drang — erst 1845 ward diese im Gnadenwege niedergeschlagen —, St. aber von allen Mitteln entblößt und selbst von schwerer Krankheit heimgesucht war, so brach für ihn und seine Familie eine Zeit der Verzweiflung herein, in der er sich nur dadurch vor dem Untergange zu retten wußte, daß er ein kleines Posamentiergeschäft gründete, dessen Leitung seiner Frau zufiel. Den bittern Kelch des Leidens, der ihm während seines ganzen Lebens so oft geboten wurde, hat St. in dieser Zeit bis auf die Neige leeren müssen. Da erinnerten sich seiner — es war im J. 1844 — seine beiden ersten Schüler, die als Mitglieder der polytechnischen Gesellschaft in Berlin sich kennen gelernt hatten, der Kaufmann Karl Kreßler und der königl. Marstallsecretär Jaquet. Sie griffen sofort energisch durch, wußten die polytechnische Gesellschaft für die Stolze'sche Sache zu interessiren, gründeten in demselben Jahre noch den „Stenogr. Verein zu Berlin", den ersten Stenographenverein überhaupt, verschafften St. Schüler und machten umfängliche Propaganda für seine Sache. So wurde der Meister mit neuem Lebensmuthe und der Gewißheit erfüllt, daß seine Arbeit, die Arbeit eines Lebens, im Dienste der Stenographie nicht verfehlt gewesen sei.

Freilich gelang es ihm erst nach harten Kämpfen, seiner Sache von seiten des Staates die äußere vollendete Anerkennung zu verschaffen. Erst 1850 ward er zum Vorsteher des stenographischen Büreaus des preußischen Abgeordnetenhauses ernannt, wodurch ihm für den Rest seines Lebens eine Laufbahn eröffnet wurde, die er seit Jahren schon so gern als den Zweck desselben betrachtet hätte. Bis zu seinem am 8. Januar 1867 erfolgten Tode hat er diese Stellung bekleidet, unermüdlich und treu alle ihre Pflichten erfüllend. Hier hat sich der Meister der Theorie auch als ein Meister der Praxis bewährt. „Nicht nur die prächtige, leserliche Handschrift", rühmt einer der hervorragendsten Praktiker seiner Schule von ihm, „in ihrer Gedrungenheit und Rundung macht auf den Fachmann, der da weiß, wie schwer es ist, im Fluge der Rede auch noch schön

zu schreiben, den tiefsten Kunsteindruck, sondern auch die eben so geniale und dabei doch maßvolle Art, mit der St. zu kürzen verstand, reißt zu aufrichtiger Bewunderung hin".

Aber nicht nur um deswillen, was St. als Theoretiker und Praktiker auf dem Gebiete der Stenographie geleistet hat, sondern ebenso um seines Charakters willen verdient er die Bewunderung aller Edeldenkenden. Man muß wissen, mit welcher Fülle von äußerem und innerem Leid, das aller Beschreibung spottet, dieser Mann in seinem Leben hat kämpfen müssen, um auch nur entfernt zu verstehen, was er ertragen und — was mehr ist — überwunden hat. Trotz allen bitteren Erfahrungen ist er aber Zeit seines Lebens ein Idealist gewesen, und so rauh ihm das Leben mitgespielt hat, niemals hat er sich in landläufige Gemeinheit hinabziehen lassen. Eine durchaus vornehme, etwas verschlossene, aber ehrliche, wahrhaftige, treue und gewissenhafte Natur, aufopferungsfähig und bescheiden, so steht er vor Dem, der sein Leben überschaut, ein von Wenigen zu erreichendes Vorbild.

Sein Werk war bereits bei seinem Tode weit verbreitet. Gelegentlich des 25jährigen Bestehens des Systems im J. 1866 zählte man 7 Verbände mit 109 Vereinen und 6050 Mitgliedern, die seine Sache pflegten, und die 50jährige Jubelfeier im J. 1891 wurde von 26 Verbänden mit 495 Vereinen und 12 448 Mitgliedern begangen. Geben diese Zahlen auch keinen zutreffenden Begriff von der thatsächlichen Verbreitung der Stolze'schen Stenographie, so zeigt doch ihre Vergleichung das stetige Wachsthum. Die im J. 1845 zuerst erschienene Anleitung, die das System in kurzer Fassung enthielt, ist seitdem in 57 Auflagen mit 207 500 Exemplaren ausgegeben worden. Neben ihr erfreuen sich eine ganze Reihe anderer Lehrbücher gleichfalls großen Absatzes. Das System ist auch auf die bekanntesten lebenden Sprachen übertragen worden und hat da zum Theil nicht unbedeutende Verbreitung gefunden. Den Interessen des Systems dienen mehrere Fachzeitschriften, darunter das 1849 wol als älteste stenographische Zeitschrift überhaupt begründete Archiv für Stenographie.

Das deutsche System hat durch die Prüfungscommission des stenographischen Vereins zu Berlin, der St. bei Lebzeiten selbst angehörte, zuerst 1872, dann 1888 eine Weiterbildung im Sinne der Vereinfachung des Regelwerks erfahren, wodurch zugleich die ursprünglichen Grundsätze Stolze's auf Grund der neueren Ergebnisse der stenographischen Wissenschaft schärfer und consequenter ausgeprägt wurden.

Stolzebibliothek Band I—XVIII, Berlin 1889—92.

Ernst Alberti.

Stolze: Nikolaus St., großherzoglich badischer Generallieutenant, wurde am 10. Februar 1754 zu Stade, wo sein Vater als kurhannoverscher Officier in Garnison stand, geboren und in der Militärschule des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe auf dem Wilhelmsteine im Steinhuder Meere erzogen. Als diese nach des Grafen im J. 1777 erfolgtem Tode aufgelöst wurde, trat St. 1778 als Bombardier in die kurhannoversche Artillerie, ward aber bei den damaligen langsamen Beförderungsverhältnissen erst 1789 Officier, dagegen schon 1794 Premierlieutenant und 1800 Capitän. In den Jahren 1793 und 1794 nahm er an den Feldzügen in den Niederlanden theil, am 29. August wurde er gelegentlich der Belagerung von Dünkirchen bei Lille-Brücke verwundet. 1794 ward er Lehrer an der zu Hannover bestehenden Artillerieschule, daneben ward er bei Versuchen mit Waffen und anderem Kriegsmaterial verwendet. Durch seine Lehrthätigkeit war er in weiteren Kreisen bekannt geworden. Man hatte seine Kenntnisse und seinen Charakter kennen gelernt. Als im J. 1803 das Kurfürstenthum Hannover seine Selbständigkeit verlor, bot sich für St. in drei

anderen Ländern Gelegenheit zu ehrenvollem Unterkommen. Er entschied sich für Baden, dessen Kurfürst Karl Friedrich einen tüchtigen Artillerieofficier zu gewinnen wünschte und sich zu diesem Zwecke an Scharnhorst gewandt hatte. Letzterer empfahl ihm den Capitän St. Die Wahl brachte den rechten Mann an die Spitze einer Waffe, die er eigentlich erst zu begründen hatte und die bei ihrem starken Verbrauche in den nächsten zehn Kriegsjahren immer von neuem geschaffen werden mußte. Die Sorge für diese und ähnliche Aufgaben nahm Stolze's ganze Thätigkeit in Anspruch. In das Feld ist er nicht mit gezogen. Daneben wandte er sobald und soviel es anging der wissenschaftlichen Ausbildung der Truppen seine Aufmerksamkeit zu, indem er Unterrichtseinrichtungen für Officiere und Unterofficiere der Artillerie einrichtete und, als im J. 1821 ein Kadetteninstitut ins Leben gerufen wurde, ward er demselben als Inspecteur vorgesetzt. Seit 1808 gehörte er auch dem Kriegsministerium an. Er schied 1832 aus dem Dienste und starb am 24. Februar 1834 zu Karlsruhe.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 12. Jahrgang, Weimar 1834. — F. v. Weech, Badische Biographien, 2. Band, Heidelberg 1875. — B. Poten, Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in den Landen deutscher Zunge, 1. Band, Berlin 1889. B. Poten.

Stölzel: Gottfried Heinrich St., ein tüchtiger Musiker der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, geboren am 13. Januar 1690 zu Grünstädtel bei Zwickau, † am 27. November 1749 in Gotha. Eine Selbstbiographie, die St. Mattheson für seine Ehrenpforte sandte und die Gerber im alten Lexikon wieder abdruckt, gibt uns genaue Kunde über seinen Lebenslauf, der in Kürze folgender ist. Sein Vater war Organist und Bergmann und letzteres nährte die Familie besser als der Kirchen- und Gottesdienst. Schon früh hielt er den Sohn zur Musik an, schickte ihn um 1703 auf das Lyceum nach Schneeberg, wo er ihn beim Cantor Christ. Umlaufft unterbrachte, der ihn in alle Künste der Theorie und Praxis in der Musik einweihte. Nachdem er dann in Gera das Gymnasium besucht hatte, wo er bereits mit eigenen Compositionen hervortrat, die am gräflichen Hofe beifällig aufgenommen wurden, bezog er 1707 die Universität in Leipzig, wo er an Telemann und Hofmann Anregung und Belehrung zu weiteren Studien fand. Gegen 1710 ging er nach Breslau, erwarb sich durch Musikunterricht den nöthigen Lebensunterhalt und trat als Componist mit größeren Werken hervor, die sich des Beifalls erfreuten. Zu einer kleinen Operette „Narcissus" schrieb er Text und Musik. Auf einer Reise nach der Heimath erhielt er in Naumburg und Gera Aufträge, einige Opern zu liefern und verfaßte deren vier, wobei er Dichter und Componist in einer Person vereinigte. In Gera wollte man ihn sogar als Capellmeister behalten, jedoch eine Reise nach Italien zog ihn so an, daß er alle Anträge ausschlug. 1713 zog er nach Italien und machte in Venedig, Florenz und Rom Bekanntschaft mit den damals berühmten Componisten Gasparini, Vivaldi, Polaroli, Buononcini u. A. Auf der Rückreise hielt er sich in Prag drei Jahre auf und trat wieder mehrfach als Operncomponist auf, erhielt dann einen Ruf nach Baireuth, trat 1719 in Gerasche Dienste und bald darauf ernannte ihn der Herzog von Gotha zu seinem Capellmeister, während er auch für den Fürst von Sondershausen übernahm, alle nöthigen Compositionen zu liefern, denn in damaliger Zeit griff man bei Musikaufführungen nicht zu alten bekannten und bewährten Werken, sondern es wurde irgend ein namhafter Componist beauftragt, die Musik dazu zu schreiben. St. bekleidete den Posten bis zu seinem Lebensende. — Da er ein Zeitgenosse Joh. Sebastian Bach's war, ist es von besonderem Interesse, die Ausdrucksweise Beider zu untersuchen. Von einem Vergleiche kann man gar nicht sprechen, denn Bach steht so einzig da, daß ihm Keiner sich auch nur von

ohngefähr nähert. Der Vergleich kann allein den instrumental und harmonisch verwendeten Mitteln gelten und hier ist allerdings eine Gleichheit vorhanden. Nur ein einziges Mal fand ich bei der Durchsicht der Werke eine melodische Verwandtschaft bei Beiden, nämlich in einem Chore aus dem Oratorium Jesus, welcher in den ersten sechs Noten des Themas genau mit der Arie Bach's „Mein gläubiges Herz" übereinstimmt. St. ist ein sehr begabter und gut geschulter Componist, jedoch ein Kind seiner Zeit, in der er völlig aufgeht, sowol in der Form als im Ausdrucke. Das Einzige, was ihn von der großen Masse unterscheidet, sind die hübschen und melodischen Einfälle, die aber stets bald im Platten und Landläufigen sich verlieren und die hin und wieder hervortretende geschickte, contrapunktische Arbeit. Wenn er sorgsamer, prüfender und langsamer gearbeitet hätte und den Beifall des großen Haufens und der hohen Herren, die damals der Kunst die Wege wiesen, verschmähte, so konnte er bei seiner Begabung Hervorragenderes leisten. Ueberall trifft man Stellen, die man bewundert, doch weit öfter geht er ausgetretene Wege und verschmäht nicht den billigsten Contrapunkt. Er schrieb z. B. eine „Missa canonica" (Kyrie und Gloria) für 13 „reelle" Stimmen: 8 Singstimmen, 2 Violinen, 2 Bratschen und Baß (gedruckt bei Steiner in Wien; königl. Bibl. Berlin), und man bewundert seine technische Fertigkeit in der Behandlung des Canons, dessen er sich mit einer Leichtigkeit und Gewandtheit bedient, wie der größte Contrapunktiker. Dabei klingt der Satz vortrefflich, ist voller Leben und Abwechslung. Ein 4stimmiges Miserere mit Streichinstrumenten (Ms. 21405[a]; königl. Bibl. Berlin) dagegen, welches aus Chören, Arien und Duetten besteht, ist wieder sehr oberflächlich behandelt, nur die Fuge ist trefflich und das Gegenmotiv geschickt benutzt, doch glaube man nicht den hohen Bach'schen Ernst, oder Händel's feurig dramatische Chöre zu finden. Stölzel's Instrumentation ist wie bei seinen Zeitgenossen einfach und beschränkt sich außer dem Baß bei den Arien meist nur auf 1 Instrument, doch finden sich auch wieder Sätze, wo er recht voll und wirkungsvoll instrumentirt und durch Imitationen den Eindruck erhöht. Auch im theoretischen Fache hat er mehrere Arbeiten hinterlassen; die eine über den „Canon perpetuus" ist gedruckt ohne Ort, 1725, nur mit G. H. S. gezeichnet (Bibl. Berlin, auch im Ms., kl. Fol., 19 S.), eine andere im Ms., ebendort: „Anleitung zur musikalischen Setzkunst" und eine dritte im Ms. „Unterricht im Contrapuncto simpliciter mit 4 Stimmen" (ebendort). Seine Compositionen findet man in großer Menge auf den Bibliotheken in Berlin, Sondershausen (342 Kirchencantaten und 11 weltliche), im Archiv der Thomasschule in Leipzig, auf der Staatsbibliothek in München, in Königsberg und der Bibliothek des Joachimsthalschen Gymnasiums, auf der sich auch einige Sonaten und Trios, sowie auch in Upsala, befinden. Eine Cantate für eine Sopranstimme mit begleitendem Generalbaß, der ausgesetzt ist, habe ich als Beilage in den Monatsheften XVI, 17 veröffentlicht; sie gibt eine Einsicht in die hübsche Erfindungsgabe Stölzel's. Erwähnenswerth ist noch, daß selbst J. Seb. Bach in das „Clavierbüchlein vor Friedemann Bach" eine Suite von St. aufgenommen hat. (Spitta's Seb. Bach I, 663, N. 13.)

Rob. Eitner.

Stölzel: Wilhelm Friedrich St., evangelischer Theolog, geboren am 21. Februar 1726 in Gotha, war der dritte von neun, später sechs Söhnen des herzoglichen Capellmeisters zum Friedenstein Gottfried Heinrich St. (s. o.) und der Christiane Dorothea, älteren Tochter des Hofdiakonus und nachherigen Archidiakonus M. Johann Knauer in Schleiz, mit der sich sein Vater 1719 während seines Aufenthaltes in Gera vermählt hatte. Bei der Taufe am 22. Februar empfing der Knabe die Namen seiner beiden vornehmen Pathen: des noch jugendlichen Prinzen Wilhelm, zweiten Sohnes Herzog Friedrich's II.

zu Sachsen-Gotha, und des hochbetagten, noch im gleichen Jahre verstorbenen Geheimrathsdirectors und Kanzlers Johann Friedrich Freiherrn Bachoff v. Echt (s. A. D. B. I, 754). Anfangs im elterlichen Hause unterrichtet, dann fünf Jahre auf dem gothaischen Gymnasium unter Rector Joh. Heinrich Stuß gebildet, bezog St. 1743 die Hochschule in Jena und widmete sich dort theologischen und philosophischen Studien unter den Professoren J. G. Walch, F. A. Hallbauer, J. E. Schubert, Reusch und Darjes und dem Magister F. S. Zickler. 1746 kehrte er nach Gotha zurück, vertauschte aber schon 1750 die Stellung eines Candidaten mit derjenigen eines Pfarrsubstituten in Molsdorf, wo damals der bekannte Graf Gustav Adolf v. Gotter (s. A. D. B. IX, 451 ff.) und der württembergische Geheimrath und Erboberstallmeister Heinrich Reinhard Freiherr Röder v. Schwende als gemeinsame Besitzer des größeren Rittergutes das Patronatsrecht über die Kirche besaßen. Nach gehaltener Probepredigt am Sonntag Judica (15. März) begann er am 2. Pfingsttage (18. Mai) des genannten Jahres seine dortige Wirksamkeit; und obgleich ihn sein Senior, der Pfarrer Friedrich August Bachof, nicht eben wohlwollend aufnahm und aus Ersparnißgründen mit einer engen Wohnung und geringen Einkünften versah, waltete er doch seines Amtes mit freudiger Hingebung und zur Zufriedenheit der Dorfbewohner und erwies sich auch furchtlos und unerschrocken gegenüber seinem gräflichen Patrone, dessen unkirchliche Gesinnung und fortgesetzte Enthaltung vom Abendmahle ihn zu wiederholten Mahnungen veranlaßte. Um solche künftig abzuwehren, ließ Gotter den eifrigen Geistlichen einmal mitten in kalter Winternacht aus dem Schlafe wecken und zu sich auf das Schloß entbieten, „da er beichten und communiciren wolle“. Statt aber dem Boten zu folgen, sandte ihn St. mit dem Bescheide zurück: „Wie er Seiner gräflichen Gnaden empfohlen sein, jetzt aber lieber nicht kommen wolle, denn er sei ein noch recht junger Priester, der Herr Graf aber ein recht alter Sünder, so daß beide Theile erst einer längeren Vorbereitung zu dem heiligen Werke bedürften“. Gotter nahm diese Antwort nicht übel, wandte vielmehr dem kühnen Manne fortan seine besondere Gunst zu; ja, als 1753 bei einem seiner Besuche auf dem Friedenstein die Herzogin Luise Dorothea (s. A. D. B. XIX, 625 ff.) im Gespräche der Wiederbesetzung des schon acht Jahre erledigten Hofdiakonates gedachte, empfahl er jenen mit den Worten: „Ich kenne einen trefflichen Mann, der sich ganz vorzüglich zu diesem Amte schicken würde. Es ist mein Pfarrer in Molsdorf; nur hat er leider einen großen Fehler“. Auf die Frage, worin derselbe bestehe, erfolgte die Antwort: „Er ist kein — Ausländer“. Die sonderbare Empfehlung hatte die Wirkung, daß St. zum Hofdiakonus ernannt wurde. Am 9. September 1753 verabschiedete er sich von seiner bisherigen Gemeinde und siedelte am 24. nach Gotha über. Hier stieg er auf der Stufenleiter der geistlichen Würden allmählich bis zur höchsten Staffel empor: 1759 zum Hofprediger und zum Substituten des Landkircheninspectors befördert, trat er 1761 an dessen Stelle, folgte 1771 als Oberhofprediger dem verstorbenen Joh. Georg Brückner (s. A. D. B. III, 399) und 1775 als Generalsuperintendent und Oberpfarrer auf Joh. Adam Löw (s. A. D. B. XIX, 296 ff.), versah aber auch ferner noch die Obliegenheiten eines herzoglichen Beichtvaters; zudem gehörte er seit 1761 als Beisitzer und seit 1766 als Rath dem Oberconsistorium an. In dem letzteren Amte unterzog er mit zwei Collegen auf Befehl Herzog Ernst's II. am 7. Januar 1778 die Einrichtungen des Gymnasiums einer genauen Prüfung. Sechs Jahre zuvor hatte nämlich der damalige Rector Joh. Gottfried Geißler (s. A. D. B. VIII, 528) statt der früheren Classen sogenannte Curse (Lectionsclassen) eingeführt, damit die in mehreren Unterrichtsfächern zurückgebliebenen Schüler solche Lehrstunden besuchen könnten, die ihrem Wissen und künftigen

Berufe am meisten entsprächen. Dagegen stellte nun die Abordnung der drei Oberconsistorialräthe die ehemaligen Classen Selecta bis Tertia wieder her, wies den unteren Classen von Quarta bis Septima den Rang einer bloßen Bürgerschule an, trennte die einzelnen Classen in zwei bis drei Ordnungen, vertheilte den Unterricht auf dieselben, hielt die Zöglinge an, die festgesetzten Stunden zu besuchen und nicht mehr nach eigenem Belieben das eine oder andere Fach auszuwählen, und befreite die Nichttheologen von der Erlernung des Hebräischen. Alle diese Aenderungen fanden am 5. Juni des gleichen Jahres die Genehmigung des Herzogs und bildeten fortan den dauernden Umriß der Schulverfassung. — In seinem geistlichen Berufe zeichnete sich St. durch durchdringenden Verstand, lebhafte Einbildungskraft und schwungvollen Vortrag aus. Seine schriftstellerische Thätigkeit äußerte sich in einer Anzahl einzeln und vereinigt gedruckter Predigten, darunter eine „Erste — Siebente Sammlung heiliger Reden“ (1755—77), in einer mit dem Stadtdiakonus Jakob Friedrich Schmidt (s. A. D. B. XXXVI, Nachtr.) herausgegebenen Wochenschrift „Der ehrliche Mann“ (1765) und in dichterischen Kundgebungen, namentlich auf dem Gebiete des Kirchenliedes. Eine „Ode auf den Sterbemorgen der hochseligen Herzogin (Luise Dorothea) zu Sachsen-Gotha und Altenburg“ (1767) ragt zwar an poetischem Gehalte nicht sonderlich hervor, verdient aber deshalb Erwähnung, weil sie mehrfach in Musik gesetzt wurde, u. a. von Georg Benda, der Einzelnes daraus in seine Opern „Walder“ (1777) und „Romeo und Julie“ (1778) aufgenommen hat. An der Herausgabe des vom Oberhofprediger Christian Wilhelm Bause besorgten „Verbesserten Gothaischen Gesangbuches“ (1778) betheiligte er sich mit Jakob Friedrich Schmidt „durch verschiedene glückliche Liederverbesserungen“ und durch mehrere selbständige Beiträge. Er verfaßte das Lied Nr. 24: „Gott ist getreu: sein Herz, sein Vaterherz | Ist voller Redlichkeit“ (7 neunzeilige Strophen), das K. G. Bretschneider mit einigen Aenderungen in sein „Neues Gothaisches Gesangbuch“ (1825) aufgenommen hat, und die Litanei Nr. 447: „Arm eilt alles Fleisch hinzu, | Zu dir, Gott der Armen“ (13 fünfzehnzeil. Str.). Ein anderes seiner geistlichen Lieder sollte nach der letztwilligen Bestimmung des etwas wunderlichen Oberhofmarschalls Hans Adam v. Studnitz an dessen Namenstage, zu Johanni, vor dem Grabdenkmal in seinem Garten gesungen, dabei letzterer erleuchtet und zudem Spenden an die Armen vertheilt werden. Studnitz veranstaltete schon zu seinen Lebzeiten eine Probe dieser Feier; doch ist dieselbe nach seinem Tode niemals wiederholt worden. St. selbst verschied, noch nicht 58 Jahre alt, am 28. December 1783.

Lebensgeschichtliche Aufzeichnungen Stölzel's (lateinisch) vom 23. Sept. 1753 in der Matrikel der Molsdorfer Kirche, von Hrn. Pfarrer W. Burbach mir gef. mitgetheilt. — Hirsching's Histor.-litter. Handb., 13. Bd. 1. Abth. (1809), S. 361. — Meusel, Lexikon XIII (1813), 418 f. — A. Beck, Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha u. Altenburg, Gotha 1854, S. 145 f. — C. Kehr, Der christliche Religionsunterricht in der Volksschule, 2. Bd., 2. Aufl., Gotha 1870, S. 361. — Außerdem vgl.: (J. G. Brückner,) Kirchen- u. Schulenstaat im Herzogth. Gotha, I. Thl., 4. Stück, Gotha 1755, S. 78; 8. Stück (1757), S. 15; 11. Stück (1757), S. 10 f. — J. G. A. Galletti, Geschichte u. Beschreibung des Herzogth. Gotha, 2. Thl., Gotha 1779, S. 233. — J. H. Gelbke, Kirchen- und Schulen-Verfassung des Herzogth. Gotha, I. Thl., Gotha 1790, S. 106, 156 f. u. 162; II. Thl., 1. Bd. (1796), S. 18, 19, 20; 2. Bd. (1799), S. 110. — Chrn. Ferd. Schulze, Geschichte d. Gymnasiums zu Gotha, Gotha 1824, S. 270—72, 278—81. — A. Beck, Graf Gustav Adolf v. Gotter, Gotha 1867, S. 53 f. — H. A. O. Reichard's Selbstbiographie, überarbeitet u. hrsg. von H. Uhde, Stuttg. 1877, S. 25, 34 f. u. 138.

A. Schumann.

Stölzlin: David St., geboren am 6. Februar 1670 als Sohn des am 2. März 1683 verstorbenen Pfarrers David St. in Weiler ob Helfenstein, Ulmer Herrschaft (im jetzigen württ. Oberamt Geislingen) und der Anna Maria Merk. Schon im März 1671 kam er nach Bermaringen (ebenfalls Ulmer Herrschaft, im jetzigen württ. Oberamt Blaubeuren), dem neuen Wohnort des Vaters, welcher irrig als des Sohnes Geburtsort gilt. Er studirte von 1690—1695 in Jena, 1696—1698 und 1699—1700 in Tübingen, 1698—1699 in Straßburg. In Ulm erhielt er 1700 eine Professur der Poesie am Gymnasium, auch 1703 die Stelle des Bibliothekars, wurde 1705 Professor der catechetischen Theologie, 1709 der Rhetorik, 1714 der Geschichte und Subrector, endlich 1716 Conrector, und starb daselbst am 19. December 1742 (nicht 1743). Große Verdienste erwarb er sich um die Geschichte seiner Vaterstadt. Außer einigen Gymnasialprogrammen hinterließ er mehrere Schriften in lateinischer Sprache und zwei Manuscripte über die Geschichte der Stadt Ulm bis 1555 und das Schulwesen derselben bis 1722 (jetzt auf der Stadtbibliothek in Ulm).

A. Weyermann, Nachrichten von Gelehrten und Künstlern, Ulm 1798, S. 488—493, wo S. 491—492 sich ein Verzeichniß seiner Werke findet. Handschriftliche Mittheilungen des verstorbenen Prälaten Schmid zur Ulmer Schulgeschichte Nr. 22 (auf der Stadtbibliothek in Ulm).

Theodor Schön.

Stoop: Dirk van der St., Maler und Radirer, geboren um 1610, angeblich in Dordrecht oder nach anderer Ansicht in Utrecht, da er hier in seinem frühesten Alter thätig war. Er war ein Schüler seines Vaters, des Glasmalers Willem Janszoon. Von seiner Kunstthätigkeit ist lange nichts zu erfahren, erst nach Beginn seiner Reisen; er kam nach Lissabon in Portugal, wo er Hofmaler der Infantin Katharina von Portugal wurde und als solcher dieselbe nach England begleitete, wohin sie als Braut des Königs Karl II. ging. In England malte er Reitergefechte und Pferde, die sich einer großen Beachtung erfreuten. Da der Künstler sich in verschiedenen Ländern aufhielt, pflegte er seinen Vornamen verschieden zu ändern; seinen heimathlichen „Dirk“ verwandelte er bald in Thiery oder Theodorich oder Roderigo. Bilder malte er fast immer auf Holz; geschätzt werden: „Kampf zwischen kaiserlicher und türkischer Reiterei“, das leicht und lebendig gemalte Bild in Berlin entstand 1650. In Dresden finden wir einen „Reiter mit Jagdhunden“. Auch sonst sind Jagdscenen oder Lagerscenen mit Kartenspielern bekannt, aber nur selten vorkommend; dagegen sind treffliche Radirungen bekannt, die sehr geschätzt werden. Eine Folge von zwölf Pferden kommt öfters vor, sehr selten dagegen ist die Folge der sieben Blätter, welche den Reisezug von Portugal nach England darstellen. Wie selten diese Blätter sind, erkennt man daran, daß in den reichsten Sammlungen diese Folge nie complet, sondern nur in einzelnen oder mehreren Blättern vorkommt. Eine andere Folge enthält Ansichten von Lissabon, die wol noch vor der Abreise nach England entstanden sind. In London radirte er im Verein mit Hollar für Ogilby eine Reihe von aesopischen Fabeln nach Barlow's Erfindung, die als Werk 1678 erschienen. Gleich darauf kehrte er in sein Vaterland zurück und starb daselbst im J. 1686; ob in Utrecht, ist nicht mit Bestimmtheit angenommen.

S. Immerzeel. — Kramm. — Bartsch IV. — Weigel, Suppl. — Le Blanc u. Wessely.

Wessely.

Stoepel: Franz David Christoph St., ein Musiker von zweifelhaftem Rufe, der aber seiner Zeit viel Staub aufgewirbelt hat, geboren am 14. November 1794 zu Oberheldrungen im Regierungsbezirk Merseburg, † am 19. December 1836 zu Paris. Sein Vater, ein Cantor und Schullehrer in kleinen Verhält-

nissen, sah das Glück seines Sohnes nur darin, daß er denselben Lebenslauf erwählte und schickte ihn daher seiner Zeit aufs Seminar nach Weißenfels. Im J. 1812 erhielt er bereits eine Schullehrerstelle in Frankenberg im Erzgebirge, doch sein Sinnen und Streben ging auf höhere Dinge, als Kindern das ABC beizubringen. Um Zeit zum Studium zu gewinnen und Mittel in die Hand zu bekommen, seine Pläne auszuführen, nahm er beim Freiherrn Danckelman eine Hauslehrerstelle an, studirte fleißig Musik, erwarb sich auch auf dem Clavier und der Violine eine gewisse Fertigkeit, und als er glaubte, der Welt zeigen zu sollen, was er sei, begab er sich nach Berlin und hielt „Vorlesungen über Musik“. Schilling, der Lexicograph, eine verwandte Natur, der ihn sehr gut kannte und bald durchschaut hatte, sagt: „man muß vor solchem Unternehmen erstaunen“. St. verstand es aber, sich in Ansehen zu setzen, und als Logier's Methode über Musikunterricht alle Welt in Erstaunen setzte, wußte er es dahin zu bringen, daß ihn das preußische Ministerium nach London sandte, wo Logier seinen Wohnsitz hatte, um über die Methode desselben einen getreuen Bericht abzufassen, denn man war ernstlich Willens, Logier zu bewegen, daß er nach Berlin übersiedele. Als St. aber nach Berlin zurückkehrte und das günstigste Urtheil über die Methode Logier's mitbrachte, glaubte er nichts Besseres thun zu können, als schleunigst selbst die Früchte für sich einzuheimsen und errichtete ein eigenes Musikinstitut nach Logier's Methode. Das preußische Ministerium berief aber Logier nach Berlin, wo er am 16. August 1822 anlangte. Was sich nun zwischen ihm und St. abspielte, läßt sich wol muthmaßen, ist aber nie an die Oeffentlichkeit gedrungen. St. fand es daher für gut, Berlin den Rücken zu kehren und ging nach Potsdam, wo er das in Berlin Begonnene fortsetzte. Auch hier verschwand er sehr bald, ging nach Erfurt, Gotha, Meiningen, konnte aber nirgends festen Fuß fassen. In letzterer Stadt hatte er sich sogar die Gunst des Herzogs zu erwerben gewußt. In Hildburghausen, wohin er sich nun wandte, soll ihm sogar nach Schilling manches Unangenehme passirt sein. Von hier wandte er sich nach Frankfurt a. M. Da er mit der praktischen Verwerthung der Logier'schen Methode nirgends Glück hatte, versuchte er es nun mit der Feder der Welt zu beweisen, daß seine Methode weit besser als die von Logier sei, verschmähte aber nicht — auf die Unkenntniß des Publicums rechnend — das Werk Logier's gründlich zu plündern. 1825 erschien die Schrift in Frankfurt a. M. in Commission (also auf eigene Kosten) bei Andreä, betitelt: „Neues System der Harmonielehre und des Unterrichtes im Pianoforte-Spiel“. Erst 1827 erschien der Schluß, und da in dem letzteren Jahre auch Logier's System von A. B. Marx ins Deutsche übersetzt erschien, so ließ er gleich eine Beurtheilung desselben folgen, unter dem Titel: „Freymüthige Worte. Ein Beytrag zur Beurtheilung der Schrift: System der Musik-Wissenschaft . . . von J. G. Logier“. München 1827 bei Seidler. 8°. 29 S. Fink, der Redacteur der Allgemeinen musikalischen Zeitung in Leipzig, bespricht alle 3 Werke im 30. Bde. Nr. 39/40. Diese Kritik ist schon deshalb von Werth, weil sie den besten Beweis liefert, wie unklar es damals in den Köpfen der sogenannten Musikgelehrten noch aussah, so daß Marx' Theorie wie eine Erlösung erschien, der er zwar auch das Logier'sche System zu Grunde legte, es aber mit Klarheit und Gründlichkeit auf- und ausbaute. St. gab in Frankfurt a. M. auch eine Musikzeitung heraus, doch nach einem Jahrgange ging sie wieder ein und er selbst wanderte nach Darmstadt, wo ihn der Großherzog als Lehrer für seine Capellmusiker anstellte, denen er seine Weisheit beibringen sollte. Schilling lüftet hier ein wenig den Vorhang, warum er überall so schnell verschwand: sein moralischer Lebenswandel erregte überall solchen Anstoß, daß er sich unmöglich machte. Trotzdem wußte er sich stets auf der Oberfläche zu erhalten. In Er-

langen machte man ihn zum Doctor der freien Künste und in München, wohin er sich nun wandte, begann er dasselbe Spiel: er errichtete eine Musikschule nach Logier's System, gründete eine Musikzeitung und hielt Vorlesungen, sehr bald darauf jedoch finden wir ihn in Stuttgart, und schon im J. 1830 übernimmt sein Geistesverwandter, Gustav Schilling, das von ihm gegründete und geleitete Musikinstitut „nach Logier's System“. Er selbst ging nach Paris, errichtete die nie fehlende Musikschule, betheiligte sich bei der Gründung der Gazette musicale, schrieb in den Jahren 1835 und 1836 noch drei Artikel für die Leipziger Allgemeine Musikzeitung (siehe das Generalregister), gab die „Principes élémentaires de la musique et du chant, suivis d'un petit recueil de vocalises“ in Paris (o. J.) heraus — er hatte sich also jetzt auf Gesangschulen geworfen — und beschloß bald darauf sein unruhiges und unstetes Leben. Auch als Componist trat er auf — Schilling macht seine beißenden Bemerkungen darüber —, mir liegt ein Druck aus Frankfurt a. M. vor, der sechs ein- bis vierstimmige Lieder enthält. Er nennt sie „Geistliche Gesänge von Gebauer, Göthe . . .“ und bezeichnet sie als sein „11. Werk“. Sie sind in Erfindung und Arbeit so unbedeutend, daß sie kaum der Erwähnung werth sind. Man kann so ein verfehltes Leben nur bedauern, denn es liegt eine Arbeitskraft, ein Streben nach höheren Zielen und eine Ausdauer in ihm, die man immerhin anerkennen muß.

Rob. Eitner.

Stoppani: Karl Anton St., mit seinem Ordensnamen Johann Baptist St., katholischer Theologe, geb. zu Dresden am 22. Sept. 1778, † zu Prag am 4. Juni 1836. Als er fünf Jahre alt war, zogen seine Eltern nach Prag. Er besuchte dort das Gymnasium der Piaristen, studirte an der Universität Theologie und trat Ende October 1800 in das Prämonstratenser-Stift Strahow, legte am 10. Oct. 1802 die Gelübde ab und wurde am 6. Febr. 1803 zum Priester geweiht. 1804 wurde er Lector der Hermeneutik in seinem Stifte, 1809 Doctor der Theologie und Supplent der Hermeneutik an der Universität, 1810 wieder Lector in seinem Stifte, bis 1815 die Haus-Lehranstalt aufgehoben wurde. Von 1816 bis 1834 war er Novizenmeister, 1818 Decan der theologischen Facultät, von 1822 an Subprior, von 1834 an Prior. St. war ein talentvoller und gelehrter Mann, ein Freund Bolzano's (s. A. D. B. III, 116). Seine Kränklichkeit hinderte ihn an einer bedeutenden schriftstellerischen Thätigkeit. Gedruckt sind von ihm nur einige Dissertationen, exegetische Aufsätze in der Frint'schen Zeitschrift, „über den Geist echt christlicher Polemik und den Werth derselben“ in der Zeitschrift von J. Pletz, 1828, 2. H., S. 62—85, und viele anonyme Artikel in Zeitschriften.

Felder-Waitzenegger, Lexikon II, 426. — Wurzbach XXXIX, 180.

Reusch.

Stoppe: Daniel St., schlesischer Dichter, geboren 1697 in Hirschberg als Sohn des Schleierwebers Tobias St., besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte 1719—1722 Philosophie und schöne Wissenschaften in Leipzig, schlug sich 20 Jahre lang als Candidat mühsam durchs Leben und wirkte zuletzt in Hirschberg als Conrector am Gymnasium von 1742 bis zu seinem Tode am 12. Juli 1747. Hoffmann von Fallersleben charakterisirt ihn sehr gut. Er „war ein zu seiner Zeit hochbeliebter und beinahe berühmter Gelegenheitsdichter. Schlesien wenigstens bewunderte ihn als einen zweiten Günther oder doch als einen sehr würdigen Nachfolger desselben, und die Gottsched'sche Schule, welcher sich St. angeschlossen, sah in ihm einen Anhänger ihrer Ansichten. St. steht Günthern in technischer Fertigkeit nicht nach, er weiß die Sprache zu handhaben, reimt und versificirt leicht wie Günther, und durch unbekümmertes ausgelassenes Wesen übertraf er ihn sogar: aber nur diese niedern Eigenschaften Günther's

hatte er sich mit Glück anzueignen gewußt, Günther's blühende Phantasie, sein Gemüth, die Fülle seiner Anschauungen waren ihm fremd geblieben. St. ist ein gutmüthiger Philister, für einen Gottschedianer aber viel zu frisch und derbe: in der Jugend zeigt er sich muthwillig, seinen niedrig komischen Witz läßt er in Gemeinheit ausarten, versteht jedoch auch ihn zur Naivetät und Schalkhaftigkeit hinzuleiten; in älteren Jahren wird er ernst, trocken, langweilig. Von der Poesie hat er keine sonderlich hohen Ansichten; sie dient ihm wie der Kaffee und Tabak zum Amüsement seiner selbst und seiner werthen Freunde und hohen Gönner, sie ist ihm mehr ein äußeres als ein inneres Bedürfniß; er gleicht darin, wenn nicht allen, doch den meisten Gelegenheitsdichtern." St. veröffentlichte 1728 eine Erste und 1729 eine „Zweyte Sammlung von Teutschen Gedichten" und ließ 1735 eine neue Sammlung folgen, die er nach dem Sättler genannten, das Boberthal bei Hirschberg begleitenden Berge nannte: „Der Parnaß im Sättler oder Scherz- und Ernsthafte Gedichte." Dann wandte er sich der geistlichen Poesie zu und ließ 1737 die „Sonntagsarbeit oder geistliche Gedichte auf alle Sonn- und Festtäge" erscheinen, die 1742 wiederholt wurde. Einen „Jahrgang über die Evangelien aller Sonn- und Festtage" konnte er nicht mehr vollenden. Der Organist Lau gab das von anderer Hand beendete Buch 1749 als Stoppe's Schwanengesang heraus. Seine zeitgenössischen Landsleute bewunderten zumal seine Fabeln, deren erster Theil 1738 erschien. Mit einem zweiten Theil vermehrt kamen sie 1740 und 1745 (in Neudrucken, nicht Titelausgaben, wie Goedeke will) noch einmal heraus. Der Mäcen, dem sie gewidmet sind, war der Commerzienrath Christian Gottlieb Glasey, der selbst Lamotte's Fabeln übersetzt hatte. Es lebte damals in Hirschberg und Umgegend eine ganze Colonie von Männern, denen Gedichte zu machen eine vergnügliche Nebenbeschäftigung war. Am bekanntesten ist neben St. der Arzt Kaspar Gottlieb Lindner. Poetischen Wettstreiten dieser Gesellschaft entstammen noch besonders erschienene Gedichte Stoppe's, wie die vom Geist des Zackenflusses und das Loblied des Hermsdorfer Bieres.

Hoffmann's Aufsatz über St. erschien in den Schles. Provinzialblättern 1831 August und ist in seinen Spenden II, 179—192 wiederholt. — Ein Aufsatz von J. J. Bäbler im Archiv für Litteraturgeschichte IX, 297—324 behandelt besonders die Sprache im Parnaß im Sättler. — In der Bibliographie bei Goedeke fehlen die zuletzt erwähnten, in Fol. gedruckten Gedichte. Gleichzeitige Kritiken in den Gelehrten Neuigkeiten Schlesiens.

Markgraf.

Storch: A. M. St., Componist, geb. am 22. Decbr. 1813 in Wien, † am 31. Decbr. 1887 in Wien. Das ungewöhnliche Musiktalent, welches St. schon als Knabe zeigte, bestimmte seinen Vater, einen Bürger Wiens, ihm von dem Musiklehrer Eckel Unterricht ertheilen zu lassen. Bald überragte der Zögling den Meister. St. kam ins Conservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde, wo er bei G. Hellmesberger, Böhm, Clement und Mayseder, Violinunterricht erhielt und bei Keßler Compositionslehre studirte. Nach Vollendung seiner Studien kam er als Violinspieler in das Orchester des Theaters a. d. Wien und wurde nach dem Tode seines Lehrers Clement Orchesterdirector daselbst. Kurze Zeit darauf wurde er Capellmeister im Karltheater und später im Theater in der Josefstadt. In dieser Eigenschaft entwickelte der Künstler eine staunenswerthe Thätigkeit. Er schrieb zu zahlreichen Opern, Operetten, Volksstücken, Possen und Ballets die Musik. Er würde aber auf diesem Gebiete kaum zu größerer Bedeutung gelangt sein, wenn sich nicht seine musikalische Individualität auf einem anderen Felde seiner Wirksamkeit entfaltet hätte. Als nämlich im J. 1843 der Wiener Männergesangverein — der erste in Oesterreich — ge-

gründet wurde, wurde er nach kurzer Zeit gleichzeitig mit G. Barth dessen Chormeister. Angeregt durch die Pflege des deutschen Liedes, welche diesem um die Mitte des Jahrhunderts der Wiener Männergesangverein und zahlreiche deutsche Vereine zu theil werden ließen, schrieb er für die Gesangvereine eine große Zahl von Liedern, Chören und Quartetten, welche ihn rasch zu einem der populärsten Componisten Deutschlands machten. Seither widmete er seine große Begabung dieser musikalischen Dichtung und erwarb sich dadurch wesentliche Verdienste. Er zog sich von dem Theater zurück. 1854 übernahm er die Direction des Musikvereins in Linz und blieb in dieser Stellung bis zum J. 1868. Im J. 1856 dirigirte er das Gesangsfest bei der Säcularfeier der Geburt Mozart's in Salzburg. 1859 leitete er die Gesammtchöre bei der Sängerfahrt nach Linz. 1861 nahm er mit dem Wiener Männergesangvereine an dem Preissingen in Nürnberg theil, wo sein Chor: „Ermanne dich Deutschland“ mit Jubel begrüßt wurde. 1864 wurde er bei dem ersten Sängerbundesfeste in Wr. Neustadt zum Bundeschormeister gewählt. Von Linz kehrte St. wieder in seine Vaterstadt zurück und nahm, dem Andringen seiner Freunde folgend, für kurze Zeit die Stelle eines Capellmeisters im Theater in der Josefstadt an. Seit 1870 lebte St. zurückgezogen und beschäftigte sich nur mit dem Unterrichte seiner zahlreichen Schüler. Die letzten Jahre seines Lebens wurden durch ein schweres Augenleiden verdüstert, das seine Erblindung zur Folge hatte.

Vergl. Wurzbach, Oest. Biogr., Lexikon XXXIX, 184. K. W.

Storch: Heinrich Friedrich v. St., seiner Zeit sehr hervorragend als Nationalökonom und Statistiker. Geboren wurde St. am 15. Februar 1766 in Riga, wo er auch die Domschule besuchte. In seinem 18. Jahre ging er von hier aus an die Universität Jena, wo er neben philosophischen und juristischen Fächern sich auch schon mit den Staatswissenschaften beschäftigte. 1786 suchte er weitere Ausbildung auf einer Reise, die ihn durch Süddeutschland und einen Theil Frankreichs führte und deren Ergebnisse er in einer Schrift „Skizzen, Scenen und Bemerkungen, auf einer Reise durch Frankreich gesammelt“, Heidelberg 1787, niederlegte. Diese Schrift trug ihm in Heidelberg, wohin er sich zu weiteren staatswissenschaftlichen Studien begeben hatte, den Antrag ein, eine außerordentliche Professur an der Universität zu übernehmen, deren Ablehnung ihm aber der Graf Rumjänzow, Gesandter Rußlands bei den Rheinkreisen, nahe legte. 1788 kehrte er nach Rußland zurück und wurde in St. Petersburg als Professor der schönen Litteratur am Cadettencorps angestellt; wenig später erhielt er dazu noch die Stelle als Secretär beim Reichskanzler Besborodko. Seine litteräriſchen Leistungen lenkten die Aufmerksamkeit der Kaiserin Katharina II. auf ihn und sie beabsichtigte, ihn zu ihrem Privatsecretär zu erheben, als ihr Tod dieses verhinderte. Doch sollte St. bald in anderer Weise dem Kaiserhause dienen, da die Kaiserin Maria Feodorowna, Gemahlin des Kaisers Paul, aufmerksam gemacht durch die Begabung Storch's, seine ausgebreiteten Kenntnisse auf leichte und gefällige Weise Anderen mittheilen zu können, ihn zum Lehrer ihrer Töchter und ihrer beiden jüngeren Söhne, Nikolaus (des nachmaligen Kaisers Nikolaus I.) und Michael bestellte. Noch während der glänzenden Erfüllung dieser Aufgabe wurde er im J. 1803 als Ordinarius für politische Oekonomie und Statistik in die Petersburger Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Diese Stellung eröffnete eine neue Periode seines litterärischen Lebens; denn wenn er vorher sich fast ausschließlich mit der Statistik Rußlands beschäftigt hatte, so trat bei ihm jetzt die politische Oekonomie in den Vordergrund. Nach einer Reihe von Streitschriften in russischer und französischer Sprache über nationalökonomische Themata, die in enger Verbindung unter einander die allmähliche Entwicklung seiner Ideen erkennen lassen, trat dann sein

Hauptwerk, der „Cours d'économie politique“ ans Tageslicht, der ursprünglich für seine kaiserlichen Zöglinge, die Großfürsten Nikolaus und Michael Pawlowitsch, geschrieben, seinem Verfasser eine hervorragende Stellung unter den damaligen Nationalökonomen verschaffte. Ad. Smith ist sein Vorbild, doch bleibt er ihm gegenüber immer selbständig, wenn er auch vieles aus dessen Schriften wörtlich entnimmt; wo er nur dasselbe wie seine Vorgänger geben konnte, da legte er auf den Schein der Originalität keinen Werth. Am liebsten ordnet er den Stoff geschichtlich, doch ist diese Auffassung keine Frucht großer geschichtlicher Studien; die mathematische Behandlungsweise der Nationalökonomie verwirft er; seiner Anschauung nach liegen hier keine eigentlichen Naturgesetze vor, sondern eine, nach den Anlagen, Bedürfnissen, Gesinnungen verschiedene, freie Thätigkeit der Menschen. Nach St. ist jeweilig der Wirthschaftszweig der am meisten bereichernde, welcher der größten Vervollkommnung fähig ist, dessen Producte mithin auf den geringsten nothwendigen Preis herabgebracht werden können; dies ist in den Anfängen der wirthschaftlichen Entwicklung der Landbau, erst später tritt an dessen Stelle der Handel und dann die Industrie. Seine Auffassung des Begriffs productiver Arbeit ist eine sehr weite: nach ihm ist jede Arbeit productiv, die vom Standpunkt des Einzelnen betrachtet, alle seine Bedürfnisse befriedigt, ohne für ihn einen Verlust nach sich zu ziehen. Den Unterschied zwischen Privat- und Volkseinkommen betont er sehr eifrig. Sein Standpunkt ist der freihändlerische, darum spricht er auch für die Preßfreiheit. Schönfärberei russischer Dinge lag ihm fern, aber dabei war er immer bemüht, alles Gute in seinem Vaterlande hervorzuheben und dessen Kenntniß dem Auslande zu vermitteln; zu diesem Zwecke gründete er die Zeitschrift: „Rußland unter Alexander I.“ (s. u.) (1804—1808), die noch heute von Werth ist. — Im J. 1827 wurde er vom Kaiser Nikolaus I. zur Theilnahme an den Arbeiten der Commission für die Reorganisation der Lehranstalten des Reiches berufen, darauf 1830 zum Vicepräsidenten der Akademie ernannt. Diese Verpflichtungen nahmen seine Zeit stark in Anspruch und hinderten ihn an anderweitigen Arbeiten, wozu eine mit den Jahren bei ihm eingetretene Gesichtsschwäche kam. Am 1. November 1835 erfolgte sein Tod. Die hauptsächlichsten seiner Schriften sind folgende: „Principes généraux de belles lettres, à l'usage du Corps de Cadets“. St-Pétersbourg 1789. — „Gemälde von St. Petersburg“. 2 Thle. Riga 1793 (übersetzt ins Englische von Tooke; ins Französische von B. Fr. Haller, Bern 1795; ins Schwedische zweimal, Abo 1805 und Stockholm 1806). — „Statistische Uebersicht der Statthalterschaften des russischen Reichs nach ihren merkwürdigsten Culturverhältnissen in Tabellen“. St. Petersbg. 1795. fol. — „Historisch-statistisches Gemälde des russischen Reichs am Ende des achtzehnten Jahrhunderts“. 8 Thle. Riga und Leipzig 1797—1803. Mit Supplementband. Leipzig 1803 (übersetzt ins Französische 1801, Russische und Englische). — „Materialien zur Kenntniß des russischen Reichs“. 2 Bde. Riga und Leipzig 1796. 1798. — „Annalen der Regierung Katharinens II.“ 1. Bd. Leipzig 1798. — Sein Hauptwerk ist: „Cours d'économie politique, ou exposition des principes, qui déterminent la prospérité des nations. Ouvrage qui a servi à l'instruction de Leurs Altt. Impp. les Grands-Ducs Nicolas et Michel“. 6 Tomes. St-Pétersbourg 1815. (Wurde von J. B. Say später mit erklärenden und kritischen Noten herausgegeben, IV vols. Paris 1823. Auch ins Deutsche übersetzt mit Zusätzen von K. H. Rau. 3 Bde. Hamburg 1819. 1820.) — „Considérations sur la nature du revenu national“. Paris 1824. Dieselbe Schrift auch in deutscher Ausgabe. Halle 1825. — „Zur Kritik des Begriffs vom Nationalreichthum“. St. Petersburg 1827. — Ferner eine Menge Aufsätze nationalökonomischen Inhalts in den Mémoires de l'Académie des sciences de St-Pétersbg. Tomes I—X; VI[e] sér.

Tome I (1830). — Er gab auch eine Zeitschrift mit Kupfern und Karten heraus unter dem Titel: „Rußland unter Alexander dem Ersten. Eine historische Zeitschrift.“ 27 Lieferungen in 9 Bdn. St. Petersburg und Leipzig 1804—1808.

v. Recke u. Napiersky, Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland IV (1832), und in den Nachträgen dazu. — Fuß, im Bericht über die öffentl. Sitzungen der k. Akademie, 29. Dec. 1835, daraus im Journal des Ministeriums der Volksaufklärung 1836, Aprilheft, S. 44 ff., danach deutsch übersetzt in den Rigaer Stadtblättern 1837, S. 75—77. 84—86. 106—111. 117—119, woraus in Rigasche Biographien II, 63—68. Riga 1883. 8°. Seine Charakteristik in W. Roscher, Geschichte der Nationalökonomie S. 799—813. München 1874.

G. Kieseritzky.

Storch: Johann St., Arzt, bekannter unter seinem lateinischen Namen „Pelargus“, geb. zu Ruhla bei Eisenach am 2. Februar 1681, † zu Gotha am 9. Januar 1751, studirte seit 1698 in Jena und Erfurt, erlangte an letzterem Orte mit der Abhandlung „De paucitate et delectu medicamentorum“ die Doctorwürde, prakticirte ohne besonderen Erfolg als Arzt in Ohrdruf und Weimar, ging 1708 nach Eisenach, wo er 1720 Inspector sämmtlicher Apotheken, Stadtphysicus, herzoglicher Hof- und Leibarzt wurde. 1735 erhielt er eine Berufung als Arzt an den russischen Hof, die er ablehnte, was ihm auch den Titel eines Rathes einbrachte. 1742 siedelte er als Stadt- u. Bezirksphysicus, sowie als Garnisonsarzt nach Gotha über, wo er bis an sein Lebensende verblieb. St., der zu seiner Zeit ein sehr geschätzter Arzt war, ist Verfasser zahlreicher Schriften, in denen er sich zu den Stahl'schen Lehren bekennt. Am merkwürdigsten ist noch sein Werk über Kinderheilkunde, betitelt: „Theoretische und praktische Abhandlungen von Kinderkrankheiten“ (4 Bände, Eisenach 1750 bis 1751); ferner „Praxis Stahliana, d. i. Herrn George Ernst Stahl's Collegium practicum, welches theils von ihm privatim in die Feder dictiret, theils von seinen damaligen Auditoribus aus dem Discours mit Fleiß nachgeschrieben u. s. w.“ (Leipzig 1728; 2., vermehrte Aufl. 1732). Die Titel der übrigen Schriften finden sich in den Quellen des unten genannten Werkes verzeichnet.

Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte, herausgegeben von Hirsch und Gurlt V, 553.

Pagel.

Storch: Ludwig St., Dichter und Romanschriftsteller, wurde am 14. April 1803 zu Ruhla im Thüringer Walde geboren, als Sohn eines praktischen Arztes, der bei Storch's Geburt schon 78 Jahre zählte und ein Alter von 86 Jahren erreichte. Die Wittwe heirathete dann noch einen bedeutend jüngeren zweiten Gatten. Aber aus dieser übereilten Ehe entsprang weder für sie noch für den Sohn Versorgung oder Zukunftssicherheit. Im Gegentheil, gleichwie seine Mutter keinen Segen in diesem Bunde genoß, so blieb auch Storch's Verhältniß zum Stiefvater andauernd ein trübes. Nach dem üblichen Volksschulbesuche, den etwas Privatunterricht nothdürftig ergänzte, trat St. 1816 in einem Erfurter Landesproductengeschäfte in die Lehre, gewiß schon froh über das Ausscheiden aus den unleidlichen Zuständen im Elternhause. Freilich hatte er sich bei jeder Gelegenheit aus letzterem hinausgeflüchtet in die herrliche Natur seiner Heimath, deren engster Umkreis schon den Blicken des romantisch veranlagten Knaben ein wundervolles Gebirgs- und Waldpanorama entrollte. In der Einsamkeit der erhabenen Landschaftsbilder war seine lebhafte Phantasie angeregt worden, und so entschädigte er sich nun für die Abwesenheit von den geliebten Pfaden der Kindheit durch poetische Ergüsse. Lyrische Verse und sogar ein Drama beschäftigten den, der zum Kaufmann erzogen werden sollte. So verlor denn sein Principal die Lust und entließ ihn nach fünfzehn Monaten. Darauf that

man ihn im Frühling 1818 in eine Materialwaarenhandlung derselben Stadt. Doch auch dieser zweite Ansatz zu einem praktischen Berufe schlug fehl. Nach kaum einem halben Jahre begann er den Besuch des Gymnasiums zu Gotha, wo er innerhalb vier Jahre das bisher zum eigenen großen Schmerze Versäumte erstaunlich rasch nachholte. Aber dann spielte ihm seine jugendliche Unbesonnenheit — oder soll man sagen das romantische Temperament? — einen argen Streich. Intime Beziehungen, die er mit einem ihm gewogenen weiblichen Wesen anknüpfte (nach einigen war es ein junges unselbständiges Mädchen, nach anderer Lesart eine ihm in pecuniärer Bedrängniß insgeheim beispringende Wohlthäterin), veranlaßten seine Entfernung von der Anstalt. Er setzte nun die Gymnasialstudien in Nordhausen fort und bezog nach deren Beendigung im Herbst 1823 die Universität Göttingen, entschlossen, sich der Theologie zu widmen. Bald ward ihm jedoch dieser Plan arg verleidet und er sattelte zum pädagogischen Berufe um. Aber auch dabei verharrte er nicht. Zu Ostern 1825 gab er die Vorbereitungen für das Schulamt und den Hochschulbesuch überhaupt auf und verließ Göttingen, um die genannte Jugendliebe zu heirathen. So schön und sittlich rühmenswerth es auch sein mag, daß er die etwaigen Verpflichtungen gegen die durch ihn bloßgestellte Frau einlöste, indem er sein Leben an das ihrige kettete, dieser Schritt leitete eine unaufhörliche Reihe von Kümmernissen und Plackereien ein: St. kam seitdem aus den Sorgen nicht wieder heraus. Ob er in dieser Verbindung sein inneres Glück gefunden hatte, kann man schwer entscheiden. Aber die Nothwendigkeit, nun auf einen geregelten Verdienst zu rechnen, machte die jetzt anhebende Schriftstellerei zur fast ausschließlichen Brotarbeit und ließ die erzwungene Fruchtbarkeit in schablonenmäßige Mache ausarten. Vergeblich versuchte er sich als Journalist; er, dem jeder praktische Zug mangelte, wollte Zeitschriften redigiren, die die öffentliche Meinung mit dem Gewünschten bedienen und andererseits gängeln sollen. Er gründete sogar selbst einen Verlag und eine Buchdruckerei; aber beides blieb ebenso ohne Erfolg wie seine Vorsteherschaft eines Kindergartens. Allenthalben litt er Schiffbruch, zumal er ununterbrochen den Wohnsitz wechselte. Ruhe- und rastlos wanderte er im ganzen weiten Gebiete des deutschen Bundes umher, ohne den ersehnten sicheren Boden zu finden. In Leipzig und Gotha, namentlich dann auch in Stuttgart, Nordhausen, Braunschweig, den heimathlichen Städtchen Georgenthal und Waltershausen, Baireuth, Stettfeld am Main schickt er sich an, Fuß zu fassen. 1860 wandte er sich nach Ungarn und, als ihm auch da der Weizen nicht blühte, im Folgejahre nach Regensburg. Das einzige Jahr 1862 sah ihn in Hamburg, Lübeck und Wandsbeck, im nächsten ließ er sich bei einem guten Freunde zu Freiburg im Unstrutthale nieder. Auch hier duldete es ihn nicht, sondern er probirte es nun mit Würzburg und Umgegend. Endlich fand er 1866 als Pensionär der Schillerstiftung eine feste Stätte zu Kreuzwertheim am Main, wo er am 5. Februar 1881 lebensmüde und lebenssatt starb, litterarisch längst ein Todter, zumal seine Schaffensfreudigkeit seit Jahrzehnten erloschen war.

Daß St. trotz seines unsteten Lebensganges und Charakters dreißig Jahre hindurch eine äußerst ergiebige Feder führte, grenzt an das Menschenmögliche; noch als „Ausgewählte Romane und Novellen“ gab er 31 Bände (Leipzig 1855—62). Er neigt, wohl schon infolge seiner romantischen Uranlage, ganz entschieden zum geschichtlichen Roman mit abenteuerlichem Anstrich, insbesondere zu dem, der die Fabel den farbigen Culturverhältnissen und den spannenden, oft pikanten Vorgängen der „Mémoires“ des 16., 17. und 18. Jahrhunderts entlehnt. Z. B. ist der Nebentitel des Romans „Die Kuruzzen“: „ein historisch-romantisches Gemälde aus der Geschichte Ungarns“ bezeichnend hierfür. Hiermit steht der Umstand im Einklang, daß ungeachtet aller breiten Reflexionen und

Gemüthsergüsse das Stoffliche bei ihm immer vorwiegt. Allerdings bemerkt man beständig strebsame Ansätze zur Personencharakteristik; gleichwohl sind ihm Typen wie der in „die Fanatiker“ gehörige predigtwüthige hugenottengeistliche Doctor Severin — wo St. nun wieder durch Uebermaß und eingestreute subjective Kritik den Eindruck abschwächt — nur wenige gelungen. Daß „er sich an [Karl] Spindler's (s. d.) Manier hielt, und mit weniger Geist und Erfindungsgabe doch immerhin reiche Gemälde, besonders des bürgerlichen Lebens der Vorzeit, aufstellte,“ hat Wolfgang Menzel richtig beobachtet. Sein vollendetstes Erzeugniß auf diesem Gebiete ist „Der Freibeuter“ (3 Bände, 1834); nächst dem heben wir hervor: „Kunz von Kauffung“ (3 Bände, 1828), „Die Kuruzzen“ (2 Bände, 1828), „Der Freiknecht“ (3 Bände, 1830—32), „Die Königsbraut“ (2 Bände, 1832), „Die Beguine“ (3 Bände, 1833), „Die Königin“ (4 Bände, 1858), seinen letzten Roman; aus der angrenzenden Gattung der socialgeschichtlichen: „Der Jakobsstern. Eine Messiade“ (4 Bände, 1836—38), „Die Heideschenke. Frisches Volksgemälde“ (3 Bände, 1837), „Ein deutscher Leineweber. Zeit- und Lebensbilder aus dem 16. Jahrhundert“ (9 Bände, 1846—50, wovon am hervorragendsten die dreitheilige 3. Abtheilung „Das Haus Fugger,“ 1850), „Leute von Gestern. Lebensbilder“ (1. Abtheilung a. u. d. T. „Aus einer Bergstadt,“ 3 Bände, 1852.) Es ist etwas Richtiges an der Bemerkung H. Mielke's, Storch's Geschichtsromane „setzten die Traditionen der Romantik in ähnlicher Weise fort, wie A. Dumas in Frankreich, freilich ohne das glänzende Fabulirungstalent dieses Romanciers“, und man kann dies bibliographisch in gewissem Sinne belegen durch Storch's Uebersetzung aus dem Französischen des Kératry „Friedrich Styndall oder Das verhängnißvolle Jahr“ (Leipzig 1828), die sämmtlichen Biographen Storch's entging. Nach Goedeke, Grundriß z. G. d. d. D.[1] III, S. 1399 Nr. 456 hat er außerdem auch von Croly übersetzt.

Wenn Storch's Begabung unter dem Einflusse einer unabgeschlossenen Bildung und äußerer Hemmnisse in der gedehnteren Composition des mehrbändigen Geschichtsromanes niemals zur denkbaren Entfaltung gelangen konnte, so zeigen seine kleineren oder auf einfacherem Hintergrund aufgebauten erzählenden Schöpfungen häufig genug wohlthuende Bewegung und Frische, öftere Fülle an Motiven und manchen geschickten Strich in Situations- und Menschenzeichnung. „Max von Eigl“ (3 Bände, 1844) gehört hierher, auch „Der Glockengießer“ (1832). Von gründlichem Verständnisse der verwertheten Materialien zeugen oft die den einzelnen Capiteln vorgesetzten charakterisirenden Verse, von älteren Dichtern oder gern aus der Volkspoesie entnommen; diejenigen in dem historischen Romane „Die Fanatiker“ (2 Bände, 1831) erscheinen so treffend gewählt, wie sonst nur noch die in Wilhelm Hauff's „Lichtenstein.“ Den heutigen Standpunkt über Storch's Prosaepik im großen Ganzen vertrete das Urtheil eines gewiegten Kenners der modernen Erzählungslitteratur, der zugleich selbst ausübender Novellist ist: Adolf Stern sagt, die einschlägigen Werke „haben viele Einzelheiten, die sie über die Leihbibliothekenbelletristik emportragen müßten, wenn dies Einzelheiten vermögen“.

Die ersten litterarischen Gehversuche hat St. übrigens in der Lyrik gemacht. „Knospen und Blüten“ (1822), „Die drei Flämmchen“ (1825), „Das Fürstenhaus Gotha“ (1825), letzteres ein mißglückter Ansatz, sich durch Andichten die Gunst seiner angestammten Herrscherfamilie zu erwerben, damit trat er zuerst auf den Plan. Daß die Verse nicht sein Feld waren, sah er bald ein, und quälte sich und andere mit unnützen wie öden lyrischen Reimereien, wie so viele theoretische Weltverbesserer jener vormärzlichen Periode, die sich der Gefühlspoesie übervoll wähnten. Die Abschlußauswahl seiner „Gedichte,“ die 1854 erschien, verdient das Lob geschickter Kritik; was da vorgelegt wird, hält nicht bloß den

Erfordernissen an innerer und äußerer Ausgestaltung stand, sondern es stellt zum Theil recht beachtenswerthe Proben für die Fähigkeit zu knapp umrissenen Stimmungsgemälden vor. Außerdem veröffentlichte St. noch „Sagen“ (1832; mit Erzählungen und Novellen), „Phantasiegemälde“ (1840), einen ansprechenden „Balladen- und Romanzen-Schatz“ (1873) und mehrere Arbeiten verschiedenen Charakters zur Kunde seines Heimathlandes: „Wanderbuch durch den Thüringer Wald“ (1841), „Sancta Elisabeth. Wartburgbilder“ (1860), ja sogar eine vierbändige „Thüringer Chronik“ (1841 f.), die historischen Werth nicht besitzt, freilich auch nicht beansprucht. Es ward dies fast alles im Kampfe ums liebe Brot auf den Markt geworfen, sozusagen als Zwangsarbeit. Storch's nicht umfänglicher „Poetischer Nachlaß; herausgegeben von Alexander Ziegler“ (1882) bereichert unsere Anschauung von Storch's Wesen nach keiner Seite.

Die angeführte Stelle aus Menzel's „Geschichte der deutschen Dichtung“ steht III, 439 f., Mielke's Worte in seinem Buche „Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts“ S. 124 (S. 351 im Register irrig C. Storch), A. Stern's Auslassung in Meyer's „Lexikon der deutschen Nationalliteratur“ S. 356 b.

Ludwig Fränkel.

Storch: Nicolaus St., spiritualistischer Communist, † 1525. Nicolaus St. war um das Jahr 1520 Tuchweber in Zwickau, wo er sich religiöser Offenbarungen rühmte. Er ist zu seinen Meinungen unabhängig von Münzer, wahrscheinlich durch Einfluß der Lehre der Pikarden (sektirerischer Böhmen) gekommen; aber bald hatte er die Aufmerksamkeit Münzer's so stark auf sich gelenkt, daß dieser erklärte, St. verstehe die Bibel besser als alle Priester und habe in Wahrheit den heiligen Geist. Bald richtete der in gewissem Ansehen stehende Schwärmer Conventikel und Winkelpredigten ein, und 12 Apostel und 72 Jünger wurden erwählt, um als erneuerte Apostel und Jünger Jesu zu wirken; als der „Herr und Meister“ dieser Copien der Umgebung Jesu aber wurde Münzer angesehen (Seidemann S. 11). Der Führer der Laien war indeß St., und man sprach von den „Storchischen“ als einer besonderen Gemeinschaft. Energische Opposition wurde ihnen gemacht, als der Rath von Zwickau am 16. Mai 1521 den Prediger Nicolaus Hausmann von Schneeberg, einen treuen Freund Luther's, zum Pfarrer berufen hatte. Ende 1521 veranstaltete dieser ein Verhör mit den Storchischen, worüber der Zwickauer Chronist Wilhelm Schmiedt in „Descriptio urbis Cycneae“ (Zwickau 1633, hrsg. v. Tobias Schmidt in 4°, S. 217 ff.) meldet: „Den 26. December (1521) sind etliche Bürger allhie als die Storchischen und ihre Anhänger auf die Pfarre geladen und citirt worden, wegen etlicher irrigen Stücke, die Taufe und den Ehestand belangend. Die sind allda vom Pfarrer . . . in Gegenwart aller Priesterschaft, der beiden Bürgermeister und anderen des Rathes, examiniret und verhöret worden. Welche dann nicht wohl bestunden mit ihrer irrigen Opinion, so sie von ihrem Meister Nicolaus St. gelernt hatten. Derselbe sollte hernach auch vorstehen [d. i. erscheinen,], auf etliche irrige böhmische Stücke Antwort [zu] geben; er ist aber nicht erschienen, sondern fang ein Liedlein, das heißt: Drehe Dich aus, es möcht' Dir sonst übel bekommen u. s. w. Er hatte auch einen Schüler von Neustadt unter Wien in den Irrthum verführt, welcher nicht ablassen wollen, es würde denn sein Meister convincirt.“ Bald darauf im Anfang des Jahres 1522 sind „etliche aus der Stadt,“ wie Tobias Schmidt in seiner „Chronica Cycneae“ (Zwickau 1656, S. 285) meldet, „wegen vieler bösen Beginnen und Meinungen, so sie von Münzer und Storchen gelernt hatten, denen sie auch festiglich angehangen, verwiesen worden.“ St. war inzwischen mit seinen Geistesverwandten Marcus Stübner und Marcus Thomä nach Wittenberg gegangen, sie drei als die in der Reformationsgeschichte berüchtigten „Zwickauer Propheten“. Warum sie gerade

nach Wittenberg gingen? Offenbar weil sie bei Karlstadt, welcher damals während Luther's Abwesenheit den entscheidenden Einfluß ausübte, auf Unterstützung rechneten. Am 27. December 1521 sind sie nach einem Briefe Melanchthon's an den Kurfürsten (Corp. Ref. I, vgl. Seckendorf I, 592 und Strobel, Miscellanea 5, p. 126) in Wittenberg eingetroffen. Storch's Gedanke war, ein Reich Gottes in irdischer Herrlichkeit darzustellen; der Realisirung dieser Idee sollten seine Offenbarungen dienen, deren er sich rühmte, und als der Weg dazu mußte die Umänderung der bestehenden Gesellschaftsordnung gelten. Dies ist die principielle Stellung Storch's. Man hat ihn zum Urheber des Wiedertäuferthums gemacht. Das ist unrichtig; ihm lag an dem Artikel der Taufe überhaupt wenig oder nichts; denn als Marcus Thomä bei Melanchthon auf Verwerfung der Kindertaufe drang und diesen dadurch in große Verlegenheit brachte, rief St. aus: „ey, was liegt denn an diesem Artikel!“ (Corp. Ref. I, p. 553; Seckendorf I, 193). Es ist bekannt, wie durch Luther's unerwartete Rückkehr von der Wartburg nach Wittenberg im März 1522 die Schwarmgeister verscheucht wurden. Nicolaus St. begab sich nach Thüringen und wurde hier ein Haupturheber des Bauernkrieges. Unterrichtet werden wir über diese seine Thätigkeit durch die Schrift Marcus Wagner's „Einfältiger Bericht, wie durch Nicolaum Storcken Die Aufruhr in Thüringen und umliegenden Revier sei angefangen worden“ (1597 in 8°), aus welcher in (Tentzel's) „Monatlichen Unterredungen“ Jahrg. 1694 (Leipzig 8°), S. 283 ff. Auszüge vorliegen. Wagner erzählt (nach Tentzel's Auszuge), „wie anno 1523 Nicolaus St., der falsche Prophet, aufgestanden zu Alich und weiter theils im Erfurtischen, theils im erzbischöflich mainzischen Gebiete und umliegenden Revier sich zu den Bauern in ihre Zusammenkünfte und öffentliche Gelage gesetzt und sie durch seine süße, innerliche, offenbarische Predigten zum Aufruhr bewegt.“ Dazu seien dann Thomas Münzer zu Alstett, Pfeiffer um Heldrungen, Getzer um Mühlhausen, Strauß zu Eisenach und andere Führer des Aufstandes hinzugekommen. Sie hätten communistische Artikel verbreitet, die, weil sie auch die Gedanken Storch's enthalten, hier nach dem Auszuge Tentzel's (S. 286) ihre Stelle finden mögen. Sie lehrten, 1) daß man kein Eheverlöbniß, es geschehe heimlich oder öffentlich, halten solle; 2) daß der Ehestand nicht sei ein Band des menschlichen Geschlechts, also daß Mann und Weib bis in den Tod bei einander zu wohnen und zu beharren verbunden wären; 3) sondern ein jeglicher möge Weiber nehmen, so oft es ihm im Fleisch ankäme, und die Brunst in sich regen würde, und mit ihnen seiner Willkür nach in Fleisches-Vermischung leben. — 4) Daß alles gemein sein soll; denn Gott habe die Menschen zugleich nackend auf die Welt geschaffen und ihnen alles zugleich, was auf Erden ist, unterworfen und das dominium über [die] Fische im Meer und Vögel unter dem Himmel gegeben. — 5) Dannenhero soll man alle Obrigkeit, beide geistliche und weltliche, entweder ihres Amtes entsetzen oder aber mit dem Schwerte tödten &c. — Bei diesem Artikel steht [bei Wagner a. a. O.] ein ganzer Sermon, damit St. die Leute aufzuwiegeln pflegte, drei Blätter lang. — 6) Kein Kind soll man mit dem äußerlichen Wasser begießen, noch in die Kirchen bringen, [es] taufen zu lassen. — 7) Das äußerliche göttliche hörbare Wort, das die Pfaffen predigen, und die tägliche Messe ausgöcken [sic] für die Lebendigen und die Todten, ist eitel Gaukelwerk. — 8) Ein jeglicher Mensch kann das Gesetz Gottes erfüllen; denn ein jeglicher hat einen freien Willen und kann das Gute annehmen und das Böse verwerfen. So nun das Gesetz von Gott gegeben, so ist's auch in des Menschen Willen, dasselbige zu halten.“ — Danach war also St. durch und durch Spiritualist, welcher sich aber nicht mit der theoretischen Verwerfung der äußeren Kirche und ihrer Gnadenmittel begnügte, sondern auf Grund des freien „Geistes“ eine

vollständig neue Gesellschaftsordnung, nämlich die der absoluten Zügellosigkeit, einzuführen bemüht war, die Verwerfung der Kindertaufe hatte in seinem Programm nur die Bedeutung einer untergeordneten Folgerung aus seiner spiritualistischen Grundanschauung; St. wirkte als anarchistisch-communistischer Demagoge. — Weitere Nachrichten über ihn bringt „Enoch Widtmann's Chronik von Hoff", excerpirt in „Fortgesetzte Sammlung von Alten und Neuen Theolog. Sachen", Jahrg. 1736 (Leipzig 8°), S. 16 ff. Da authentische Nachrichten über St. außerordentlich spärlich vorliegen, dieser Bericht aber allem Anschein nach zuverlässig ist und wegen seiner großen Anschaulichkeit noch besonders Beachtung verdient, so setzen wir ihn wörtlich hierher. „Obengedachter St., so von Wittenberg, wie zuvor gemeldet, sich gepackt, durchstreifte diese Zeit über [d. i. 1522 bis 1524] andere Städte und Orte, sein teuflisch Unkraut bald da bald dort emsiglich ausstreuend; kam auch anno 1524 hierher gen Hof in der Gestalt, als zöge er seinem Handwerke nach und arbeitete eine Zeit lang bei Simon Klinger, Bürgermeistern und Tuchmacher allhier, da denn Herr Bau. Goditza sel. Gedächtniß gleich sein Handwerk lernte und den redlichen St. bei gedachtem Klinger zum Werkgesellen hatte. Da nun St. ein wenig erwärmte, ließ er seinen Geist fliegen und wollte wie auch anderswo die Leute zu sich ziehen und bekehren, bildet dem einfältigen Mann und Handwerksleuten seine Grillen ein, disputirt auch mit den Gelehrten von seiner neuen Lehr, kriegte bald seinen Anhang, nicht allein seines Handwerks Knappen und Tuchmacher, sondern auch etliche Mönche, item Hans Hauptmann und Hans Lewen. Dieselben fielen ihm mehreren Theils darum bei, weil er die Schrift wußte anzuzeigen und, in welchem Capitel des Alten und Neuen Testaments diese oder jene Sprüche stünden, ausdrücklich vermeldete und doch vorgab, er wäre ein Laie und könnte weder lesen noch schreiben; es wäre ihm alles von Gott selbst eingegeben und befohlen, er sollte andere lehren und Jünger aussenden, wiewohl [sic statt „wieviel", wie man im Texte liest] verständige Leute es dafür hielten, er würde etwa aus einem Kloster entsprungen sein.

„Zudem rühmte er sich, wie ihm der Engel Gabriel viel und oft leibhaftig erschienen und ihm zeigte, was er thun sollte; ja, er versorgt ihn mit der allerbesten Speise und Trank, also daß er viel und oft den besten Wein mancherlei Art neben guter wohl zubereiteter Speise seinen Glaubensgenossen fürtrug und sie ihm nicht ohne Ursache anhängig wurden. Ueber das alles (sintemal er der schwarzen Künste berichtet war oder sonst solche Gesellen bei sich hatte) blendete er die Leute in den Häusern mit seinem Engel Gabriel oder Beelzebub, ließ sich bisweilen in herrlichem Schmuck und Zierde sehen, als wäre es der Engel, redete mit den Leuten, befahl ihnen bald dieses bald ein anderes seiner Lehre gemäß zu thun, also daß fast die ganze Stadt mit seinen Teufeln bethört und irre gemacht wurde, und gute einfältige Leute diesen St. für einen Propheten hielten, dem sich Gott selbst offenbart und durch seinen Engel Gabriel wunderbarlicher Weise speisete und tränkete, wie vor Alters dem Propheten Eliam und Daniel. Da schrieb jedermann solches als eine denkwürdige Geschichte aus und wußtens nicht, daß es ein lauter Betrug war, sintemal er, St. und seine Rotte (neben seinen zwölf Aposteln, die er allhier gesammelt und in ganz Deutschland aussenden wollte), den Bürgern das Gebratene und andere Speise bei dem Feuer und über Tisch, weil sie sich unsichtbar gemacht, eine Zeit lang weggetragen und den besten Wein und Bier aus dem Keller gestohlen und im Namen, als wäre es ihnen vom Engel Gabriel zugetragen, weidlich geschlemmt hatten, so lange, bis sie sich, als man zwar etliche Mal auf sie gelauert und über dem Diebstahl sowohl abgeschmiert, wiederum heimlich aus dem Staube gemacht und an andere Orten gemacht haben.

„Obwohl aber viel eremelter St., weil er noch zu Hof war, sich Gottes und seines Engels Gabriel's sehr rühmte, als der ihn ernährte und alles das, was er thun und lassen sollte, auch wie die Schrift zu verstehen wäre, durch deutliche Gesichte erinnerte: jedoch ließ Gott diesen Lügenpropheten in ein langwierig Fieber fallen, in welchem (weil es ihm zu lang währen wolte, und er nicht gern an einem Ort in die Länge bliebe) er gräuliche Gotteslästerungen wider Gott redete. Denn wiewohl er anfänglich vorgab, Gott hielt ihn für seinen lieben Sohn und züchtige ihn mit Krankheit, damit die Leute desto mehr auf ihn sähen und seinem göttlichen, oder vielmehr teuflischen, Wandel beifallen sollten — da aber das Fieber nicht nachlassen wollte, wurde er ganz ungeduldig, lästerte und fluchte Gott im Himmel droben mit vielen Sacramenten und anderen gräulichen Worten, es sollte und müßte ihm Gott helfen, er wäre sonst kein rechter Gott, und er wollte seiner verleugnen. Als er aber von seinem Meister und anderen derselben gestraft und zur Geduld, Demuth und Gebet ermahnt wurde, antwortete er, man muß Gott im Himmel mit Gewalt überschmieren und überpichen, wenn er sich mit Zeichen und Wundern, auch mit geringer Hülfe gegen den Menschen erweisen solle; sonst wann man so gelind mit Bitten und Beten oder Betteln mit ihm handelte, so thut er kein gut. Aus welchem allen wohl zu sehen war, aus welches Geist[es] Antreiben der höllische St. solche Worte geredet. Er behielt aber nichts desto weniger bei seinem Anhang ein großes Ansehen, als wäre etwas Sonderliches hinter ihm und [als] lehrete er das Wort Gottes rein wie etwa Doctor Luther, bis er endlich anstieß und den Abschied hinter der Thüre nahm."

Derselbe Autor berichtet zum Schluß, daß St. während des Bauernkrieges 1525 heimlich nach München entrann und dort noch in demselben Jahre im Spital als ein unbekannter Fremdling starb. (Vgl. dazu die bei Tentzel a. a. O. S. 289 angeführte Relation des D. Ambrosius Rudenius, professoris theologiae in Jena, über St.)

Nach der Angabe des obengenannten Wagner (bei Tentzel, a. a. O. S. 287) existirte auch ein Bildniß Storch's „mit scheubelichtem Haupte, klotzenden Augen, sprecklichter und langer Zunge" und der Besitzer desselben, ein lutherischer Pfarrer, Chyomusus (Schneesing) zu Friemar, welcher St. persönlich kannte, urtheilte darüber: „Ich kann nicht wissen, ob er einen sonderlichen fliegenden Geist gehabt, weil er so behaglich, freundlich und demüthig mit den Leuten umging; konnte die Wort also versetzen und sich andächtig und heilig stellen, als wäre er ein Engel Gottes. Es war eine ziemlich magere Person, die sich gar nicht auf der Welt Pracht gab, sondern einfältig in einem langen grauen Rocke ohne Falten einher gezogen sich schauen ließ, einen breiten Hut auf dem Haupte tragend, aber ein unkeusch Mensch."

Zu vgl. die oben erwähnte Zwickauer Chronik von Wilhelm Schmiedt (1633), dazu Chronica Cycneae von Tobias Schmidt (Zwickau 1656, 4°) und die beiden ebenfalls citirten Werke Wagner's und Widtmann's; auch Seidemann, Thomas Münzer (Leipzig 1842), S. 10 ff. und S. 110 und Erbkam, Gesch. d. prot. Sekten (1848), S. 501 ff. P. Tschackert.

Storchenau: Sigismund v. St., Jesuit, geboren zu Hollenburg bei Klagenfurt in Kärnten am 17. August 1731, † zu Klagenfurt am 13. April 1798. Er trat am 31. October 1747 in den Jesuitenorden und wurde 1763 Professor der Philosophie in Wien. Nach der Aufhebung des Ordens lebte er in seinem elterlichen Hause; 1781—90 war er Hofprediger der Erzherzogin Maria Anna zu Klagenfurt. — St. hat eine Reihe von philosophischen und apologetischen Schriften verfaßt: „Institutiones logicae" und „Inst. metaphysicae" (1769), beide wiederholt gedruckt; „Grundsätze der Logik" (1774); „Die Philo-

sophie der Religion“ (7 Theile, 1773—81, neue Auflage 1807), dazu „Zugaben“ (5 Bde., 1785—89); „Tractatus de religione et theologia naturali“ (1786); „L. J. Spittler’s Grundriß der christlichen Kirchengeschichte.“ Mit einer (polemischen) Vorrede (1790); „Seltenere Urkunden aus dem inneren Archive der Religionsphilosophie“ (1791); „Der Glaube der Christen, wie er sein soll.“ Ein philosophisch-theologisch-moralisch-praktisches Werk (1792, ins Holländische und Französische übersetzt); „Die Moral des Christen, wie sein soll, in geistlichen Reden“ (4 Bde., 1793—96). — In der Philosophie schließt sich St. in ähnlicher Weise, wie manche deutsche Jesuiten jener Zeit, an Wolff an (Werner, Gesch. der kath. Theol., S. 176), in seinen apologetischen Schriften bekämpft er die englischen Deisten, Voltaire u. s. w., die Wolfenbüttler Fragmente, den Indifferentismus u. s. w. (ebd. S. 235). Ein lächerliches Urtheil über ihn bei Fr. Nicolai, Allg. D. Bibl. LVI, Vorr. S. 19.

Wurzbach XXXIX, 195. — de Backer. — Meusel XIII, 433.

Reusch.

Stoerck: Anton Freiherr v. St., Arzt, wurde am 21. Februar 1731 als Sohn eines Schmieds zu Sulzau im vorderösterreichischen Schwaben geboren. Er kam frühzeitig nach Wien, wurde als Waise im Armenhause erzogen, studirte an der Wiener Universität Medicin und erlangte hier 1757 unter van Swieten die Doctorwürde mit der Abhandlung „De conceptu, partu naturali, difficili et praeternaturali“. Bald darauf wurde er de Haën’s Assistent und im folgenden Jahre übernahm er die ärztliche Besorgung des Parzmayr’schen Hospitals, wie man damals das Bäckenhäusel nannte (ursprünglich Versorgungsanstalt für alte, gebrechliche Mitglieder der Bäckerzunft, seit 1656 Unterkunftsstätte für verarmte Wiener Bürger), nachdem die Pfleglinge des ehemaligen Parzmayr’schen Hauses am Tiefen Graben, welches als Stadtkrankenhaus verwendet wurde, dahin versetzt worden waren. 1760 wurde St. zum k. k. Hof- und Leibmedicus ernannt und hatte als solcher einzelne Mitglieder der kaiserlichen Familie auf Reisen zu begleiten; 1766 erhielt er die Würde eines Decans der medicinischen Facultät, 1768 diejenige eines Rectors der Universität. Zur Erleichterung des mit Geschäften überbürdeten van Swieten wurde St. 1771 ferner zum Assessor bei der k. k. Studien- und Bücherrevisions-Hofcommission, nicht lange danach zum 2. Präses, Director der medicinischen Facultät und des medicinischen Studiums an der Wiener Hochschule, in demselben Jahre außerdem noch zum Protomedicus und 1772 zum 1. Leibarzt mit dem Hofrathstitel ernannt, 1775 wurde er in den österreichischen Freiherrnstand erhoben und 1777 in den niederösterreichischen Herrenstand aufgenommen. St., der am 11. Februar 1803 starb, verdankte seine rasche Carrière zum großen Theile der bemerkenswerthen litterarischen Thätigkeit, die er auf einem bisher nur wenig bearbeiteten Gebiete entfaltete, nämlich dem der experimentellen Erforschung der Wirkungen der Arzneistoffe. Indem er erkannte, daß „die Kluft zwischen der medicinischen Theorie und Praxis durch die Pharmacodynamik überbrückt werden müsse, faßte er das große Ziel ins Auge, die Arzneiverordnungslehre aus einer empirischen Kunst in eine nach bestimmten Gesetzen geordnete Wissenschaft umzuwandeln“. Er experimentirte mit dem Schierling, dem Stechapfel, Bilsenkraut, Eisenhut, der Herbstzeitlose, Waldrebe u. v. a., indem er zunächst die betreffenden Medicamente bei Thieren anwandte und dann durch Versuche an sich selbst die physiologische Wirkung, d. h. die am gesunden Organismus statthabende feststellte, um dann erst die passende Anwendung am Krankenbett folgen zu lassen. Daß er hierbei nicht zu ganz richtigen und nur mangelhaften Resultaten gelangte, lag daran, daß er es nicht verstand aus den Untersuchungsergebnissen die richtigen Schlüsse zu ziehen. Die Titel einiger hierauf bezüglichen Schriften sind: „Libellus quo

demonstratur, cicutam non solum usu interno tutissime exhiberi etc.“ (Wien 1760—61; deutsch: 1774; französisch: 1771); „Libellus quo demonstratur: Stramonium, Hyoscyamum, Acconitum non solum tuto posse exhiberi etc.“ (Ebd. 1762, 1776; deutsch von G. Neuhofer, Augsburg 1763; 2. Uebersetzung: Zürich 1763; französisch: Paris 1763); „Libellus quo demonstratur: Colchici autumnalis radicem non solum tuto posse exhiberi hominibus etc.“ (Ebd. 1773); „Libellus quo demonstratur: Herbam veteribus dictam flammulam Jovis posse tuto et magna cum utilitate exhiberi aegrotantibus“ (1769, deutsch von S. Schinz). Außerdem verfaßte St. u. a. noch: „Medicinisch-praktischer Unterricht für die Feld- und Landwundärzte der österreichischen Staaten“ (2 Thle., 1776; 1786; 1789; lateinisch von J. M. Schosulan, 1776; 1791); „Abhandlung von der Einpfropfung der Kinderblattern“ (1771; französisch 1778) und gab zusammen mit Schosulan und Jacquin 1794 die „Pharmacopoea Austriaco-provincialis emendata“ heraus. — Auch als energischer Reformator des österreichischen Medicinal- und Unterrichtswesens machte sich St. speciell in seiner Eigenschaft als Oberdirector des allgemeinen Krankenhauses und Präsident des gesammten medicinischen Studiums verdient. Ihm ist u. a. auch die Wahl Stoll's als Leiters der medicinischen Universitätsklinik zu verdanken.

Vgl. Puschmann, Die Medicin in Wien während der letzten 100 Jahre (Wien 1884) an verschiedenen Stellen. — Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte, herausg. von A. Hirsch und E. Gurlt V, 546. Pagel.

Stork: Abraham St., ein Seemaler aus Amsterdam, von dessen Lebensverhältnissen fast nichts bekannt ist, nur muthmaßend wird die Zeit 1650 bis 1708 angegeben, in welcher er thätig gewesen. Seine Gemälde, die größtentheils Seeschlachten zum Gegenstande haben, sollen geistreich die Natur betonen aber zuweilen einen schweren Ton in der Farbe tragen. Descamps sagt, daß seine Gemälde, welche Seestürme darstellen, so treu die Natur wiedergeben, daß sie Furcht und Schrecken erregen. Ein Hauptbild von St. stellt den Einzug des Herzogs von Marlborough in Amsterdam vor, wobei sehr viele Personen dargestellt erscheinen. Auch das Berliner Museum besitzt von derselben Hand eine Seeschlacht mit großen Schiffen, ebenso Dresden die Ansicht von Amsterdam mit dem Hafen, bezeichnet mit 1689. Diese Bezeichnung dürfte die Blüthezeit des Meisters angeben. Die dramatisch componirte Seeschlacht, die die Bezeichnung: A. Sturck trägt, befindet sich in Paris. Oefters wird die Hafenansicht von Amsterdam wiederholt. Auch italienische Häfen kommen vor, als Gemälde sowohl wie als Zeichnungen, die mit der Feder oder Tusche oder als Aquarelle entstanden sind, woraus man vermuthen kann, daß der Künstler in Italien gewesen sein muß. Verschiedene Stecher haben einzelne seiner Gemälde, meist Ansichten von Stürmen, ausgeführt, wie z. B. le Bas, M. D. Sallieth, le Veau und andere. Der Meister hat selbst auch sechs Blätter radirt, die sehr geistreich hergestellt wurden, aber zu den größten Seltenheiten, hoch im Preise, gehören. Sie sind zuerst von Bartsch beschrieben, ohne sonst Erwähnung gefunden zu haben. Die Blätter sind von kleinem Umfang und dürften als Studien zu betrachten sein; ein Blatt stellt einen Hafen vor, ein zweites einen Strand, ein weiteres ein großes Fahrzeug, dann Pappelbäume am Ufer u. s. f.

S. Houbraken. — Bartsch. — Weigel. — Immerzeel. Wessely.

Störl: Johann Georg Christian St., ein tüchtiger Organist, geboren um 1676 zu Kirchberg (Hohenlohe), † 1719 zu Stuttgart, trat 1687 als Discantist in den Capellchor der Hofmusik in Stuttgart, wurde vom Herzoge zur Ausbildung in der Musik im J. 1697 zu Pachelbel nach Nürnberg geschickt, 1701 nach Wien zu Ferdinand Tobias Fischer, um sich in der Composition noch zu vervollkommnen, erhielt 1706 eine provisorische Anstellung an der

Stuttgarter Hofcapelle und am 19. Februar 1707 den Posten eines Stiftsorganisten an der Stiftscapelle mit dem Titel eines Stiftscapellmeisters. Sein Gehalt betrug 165 Gld. nebst 3 Scheffel Roggen, 26 Scheffel Dinkel, 4 Scheffel Hafer und 7 Eimer Wein. Am 23. April trat er das Amt an. 1715 war sein Gehalt als Stiftsorganist und Capellmeister auf 200 Gld. gestiegen. Von seinen Compositionen besitzen wir nur Weniges, obgleich er nach Mattheson's Ehrenpforte zahlreiche Kirchencantaten gesetzt haben soll. Dagegen hat sich sein Gesangbuch in mehreren Exemplaren erhalten, betitelt: „Neubezogenes Davidisches Harpfen- und Psalterspiel, oder: Neu-aufgesetztes Württembergisch-vollständiges, nach der genauesten und reinsten Sing- und Schlag-Kunst eingerichtetes Schlag- Gesang und Noten-Buch . . . Stuttgart 1710 bei Metzler." Es enthält 283 Melodien mit beziffertem Baß. Exemplare besitzen die Bibliotheken in Leipzig, Wernigerode, Hamburg und Hannover, manche Exemplare tragen die Jahreszahl 1711 (vgl. Zahn, Melodien VI unter Nr. 856). Neue Auflagen erschienen 1721 ebendort in 4° mit 270 Nummern. Im Exemplar der Bibliothek in München befindet sich noch ein hdschr. Anhang von 56 Nummern, außerdem besitzt sie auch Leipzig, ferner eine Ausgabe von 1744 mit 399 Melodien mit bez. Baß, die Joh. Georg Stötzel herausgab (Exemplare in Leipzig, Hamburg und Hofbibliothek Wien). Eine Sammlung von 20 geistlichen Liedern, Cantaten und Arien seiner Composition, betitelt: „Denk-Mahl der Erkentniß, Liebe und Lob Gottes" . . . In Stuttgart 1711 bei Treu erschienen (Exemplar in Wernigerode), gab Friedrich Kunrad Hiller heraus. Ferner besitzt die kgl. Bibliothek in Berlin im Mscr. ohne Signatur einen Band mit 6 Sonaten für Cornetto, Alto-Trombone, Tenor- und Baß-Trombone, in Partitur. Winterfeld bespricht die erste Ausgabe des Gesangbuches recht breit, doch erhält man kein sicheres Bild von den Leistungen Störl's. Die Sonaten sind mir unbekannt.

Mattheson's Ehrenpforte „ex autographo" und Sittard's Geschichte der Musik in Württemberg I, 90, 313 und 314. Der letzte Satz in der Anmerkung auf S. 313 beruht auf einem Irrthume Sittard's.

Rob. Eitner.

Storm: Hans Theodor Woldsen St., Dichter, wurde am 14. September 1817 in der kleinen nordfriesischen Stadt Husum geboren. Von seiner Familie hat er selbst gern erzählt, sowol in novellistischer Spiegelung wie in unmittelbaren Berichten: an Mörike, an E. Kuh (13. August 1873), im nachgelassenen Bruchstück „Aus der Jugendzeit" (Deutsche Rundschau, Nov. 1888). Der Urgroßvater mütterlicherseits soll aus Polen in das ferne Marschland gekommen sein. Der Vater Johann Casimir war ein Müllerssohn von Westermühlen, kurz und stämmig gebaut, heftigen Temperaments, ohne Humor, in seinen starken Gefühlen sehr zurückhaltend um sich nicht übermannen zu lassen, „von einer keuschen Ehrenhaftigkeit", die ihm die größte Verehrung eintrug; einem alten Schweizer verglich ihn Mörike. Als Husumer Rechtsanwalt holte er sich die Gattin aus dem angesehensten langeingesessenen Patriciergeschlecht, das einst den seither gesunkenen Handel der Stadt befehligt hatte und immer noch stattlich und gastlich gedieh: Lucie Woldsen. Theodor, das älteste Kind, behielt die Urgroßmutter Feddersen bis in sein 13. Jahr, lange die Großmama, und er schildert die Mutter als sanfte Frau mit wunderschönen blauen Augen, zwar „ohne hervorragende geistige Begabung", doch von klarem Verstand und für Kunst und Natur interessirt. Er wuchs in voller Freiheit auf, ohne zärtliche Liebkosungen, die der Norden im Hause selten kennt, aber umfangen von einem treuen, die Todten in der Gruft miteinschließenden Familienwesen. Die stille graue Stadt, Haide und Marsch, Hallig und Meer, der eigene Garten und die ländliche Ferienluft bei dem Ohm in Westermühlen waren seine Welt. Er

wurde nicht erzogen, hörte aber viel erzählen, von alten Zeiten zumal, und eine plattdeutsche Fabulistin Lena Wies gab ihm mehr als die Husumer Gelehrtenschule. „Von Religion oder Christenthum habe ich nie reden hören. Ich habe durchaus keinen Glauben von der Kindheit her.“ Ein lyrischer Drang regte sich früh; mit einem Makkabäer-Gedicht nahm er im Herbst 1835 Abschied um in die Prima des Gymnasiums zu Lübeck überzusiedeln. Er kam unter die Hut eines Fr. Jacob, eines Joh. Classen. Geibel war schon abgegangen, wurde aber in den Ferien gern und respectvoll begrüßt, während St. später eine schroffe Abneigung gegen den „poeta laureatus“ hegte. Ein wunderlicher Gesell, F. Röse, als „Dr. Antonio Wanst“ in den Zerstreuten Blättern und nochmals für C. Th. Litzmann's Geibelbuch abconterfeit, wirkte stark auf seine bis dahin sehr dünne litterarische Bildung. In Husum hatte sich St. mit etwas Schiller und Körner begnügen müssen, aber Uhland für einen alten Minnesänger gehalten! Jetzt trat er dem schwäbischen Meister näher, Goethe's Faust riß ihn wie eine plötzliche Offenbarung hin, Heine's „Buch der Lieder“ wurde begierig genossen, eine unversiegbare Liebe zu Eichendorff gefaßt, Brentano und andre Romantiker müssen schon ihre Töne unter die Nachklänge älterer norddeutscher Lyrik gemischt haben, und auch für ihn war die Zauberlaterne E. T. A. Hoffmann's dämonisch lockend aufgestellt. Stifter's bilderfrohe Erstlinge kamen hinzu. Ostern 1837 bezog St. die Universität Kiel, trotz der „Holsatia“ wenig gefesselt von dem Burschenleben, das für seine spätere Dichtung ein paar helle und wüste Motive lieferte, ohne Neigung zur Jurisprudenz. „Gelernt habe ich nie etwas Ordentliches; auch das Arbeiten an sich habe ich erst als Poet gelernt. Dies ist buchstäblich wahr; mir fehlt ganz das Talent des Lernens.“ Das gilt auch von fremden Sprachen, auch von der Geschichte. Drei Berliner Semester von Ostern 1838 an, unterbrochen durch einen Ausflug nach Dresden, hinterließen keinen bleibenden Eindruck. Die philosophische Hochfluth ergriff ihn nicht, seine Heimathliebe war vorderhand mit keinen politischen Interessen verbunden. Im Herbst 1839 nach Kiel zurückgekehrt, schloß er enge Freundschaft mit den Brüdern Theodor und Tycho Mommsen. Noch im Alter rühmte er, welch gesunden Einfluß die weit ausgreifende Energie und die mit dichterischem Fühlen verbundene Kritik Theodor's auf ihn geübt habe. Man plante eine Sammlung schleswig-holsteinischer Sagen, Märchen und Lieder, die dann 1845 ein anderer Commilito, Müllenhoff — er trat übrigens St. persönlich nicht näher —, meisterhaft ausführte. Seit 1844 wurde Biernatzki's „Volksbuch“ von St. oder Woldsen-Storm, wie er sich damals schrieb, gefördert und bot seinerseits den Rohstoff für spätere Novellen. Eines Tages hatte Th. Mommsen die einsame, in sich selbst selige Schönheit der Gedichte Mörike's und des „Maler Nolten“ entdeckt: „des Liedersommers letzte Rose“. St. sog entzückt ihren Duft und blieb dem Schwaben zugethan bis ans Ende. Zeugniß der Verehrung brachte 1843 das „Liederbuch dreier Freunde“ (heute ein Rarissimum), worin Th. M., offenbar der geistige Führer, auch der Kämpfer des kleinen Kreises, modernere Töne anschlug, als St., der aber unter seinen etwa 40 Beiträgen schon im Ernsten wie im Launigen so manchen Treffer bot und später die Hälfte der Verewigung werth achtete. Das „Liederbuch“ ist zugleich ein Abschiedsgruß an die freie Jugend.

1843 ließ sich St. als Advocat in Husum nieder, sicherlich gemeint hier zu leben und zu sterben. Dem Sohn des „olen Storm“ waren alle Wege geebnet. Sein Beruf hatte für ihn das Erfrischende, „aus der Arbeit der Phantasie in die des reinen Verstandes“ zu führen und umgekehrt. Er durfte sich mancher Erfolge rühmen. Erst im Alter mochte es ihn verstimmen, daß die Bureaukratie

nur einen Amtsrichter, keinen deutschen Dichter St. anerkannte und als letzte „Auszeichnung" den rothen Adlerorden 4. Classe gewährte. Aber schon früh gab es „Stoßseufzer", wenn in festlichen Stunden ein schnöder Client mit der Prosa von Händeln und Geldsorgen Dichters Erdenwallen störte. St. fand ein reines Glück durch die am 15. September 1846 geschlossene Ehe mit einer Verwandten Constanze Esmarch, Tochter des Segeberger Bürgermeisters, Enkelin des einstigen Göttinger Haingenossen. Nun lebte an seiner Seite eine schöne, stattlich gewachsene, grauäugige Frau, rüstig im Hause, jedem Ankömmling hold und werth, poetisch gestimmt, die empfänglichste und feinste Leserin der strömenden Dichtung, musikalisch begabt, so daß ihr Alt mit dem Tenor des Gatten bei Schubert, Schumann, Mendelssohn zusammenklang. In Husum, auf dem Eichsfeld, endlich im Dorfe Hademarschen hat St. Gesangvereine geleitet und auch an Instrumentalmusik stets helle Freude gehabt. Nach jenem „Liederbuch" und allerlei Spenden für Biernatzki, der u. a. „Immensee" darbringen durfte, gab St. 1851 das erste selbständige Büchlein heraus als Maigeschenk für Constanze, „Sommergeschichten und Lieder," darin neben kleinen Situationsskizzen die glücklich umgearbeitete Erzählung „Immensee", die seinen Ruhm begründete und in zahllosen zierlichen Einzeldrucken seit 1852 bei vielen Leuten zum gerechten Aerger des fortschreitenden Dichters Jahrzehnte lang erschöpfen sollte. 1852 erschien auch die Lyrik für sich. Die „Sommergeschichten" wanderten gleich mit einem innigen Geleitbrief zu Mörike; dieser erkannte einen „sinn- und seelenverwandten Freund". Die Correspondenz reicht bis zu seinem Tode, von Mörike der Blätterzahl nach spärlich geführt, von St. im vollen Erguß der Mittheilung, die ihm Bedürfniß war. Er mußte auch Fernstehenden ein Bild seiner ganzen Existenz geben, sie mit seiner Frau, seinen Kindern, all seinen menschlichen Freuden und Leiden völlig vertraut machen; sei es Mörike, der dafür ein liebreiches Gehör hatte und trotz der Schweigsamkeit eine echte Familienfreundschaft hielt, sei es G. Keller, den so eine norddeutsche Weihnachtsfeier mit dem „Märchenzweig" schnurrig befremdete.

Das Stillleben wurde bald durch die dänischen Wirren aufgewühlt, die auch St. zum Manne schmiedeten. Ganz und gar kein Politiker, war er ein fester deutscher Patriot und haßte die Fremdherrschaft wie einst die Ditmarschen die „Deusen". Nicht in Reden, Artikeln, Flugschriften, sondern in ungeahnt starken lyrischen Tönen machte er seit 1850 seiner Empörung Luft, die ganze Existenz einsetzend für die Deutschheit der Herzogthümer. Man cassirte gewaltthätig seine Bestallung. Den von der Heimath Losgerissenen nahm Preußen auf.

Im November 1853 trat St. als Assessor in Potsdam ein, schlug aber keine Wurzeln. Trotz manchen Freundschaften und Anregungen fühlte er sich fremd, wollte von den Wäldern und Havelseen nichts wissen und träumte verlangend von fernem Meeresrauschen. In der traulichen Enge altüberlieferter Verhältnisse aufgewachsen, blieb er dem Getriebe der benachbarten Großstadt fern und pflegte bloß, nehmend und gebend, den Umgang mit Berlins Dichter- und Künstlerwelt, im „Rütli" und im „Tunnel", jenen uns von Th. Fontane vergegenwärtigten Mittelpunkten, wo St. unter anderen Kugler, den jungen P. Heyse, A. Menzel, v. Lepel, L. Pietsch, Lübke, F. Eggers fand. Er nahm 1854 an dem Sammelwerke „Argo" theil und schrieb ein paar kleine Recensionen für das Eggers'sche Kunstblatt. Die schöpferische Stimmung suchte ihn in dieser Zeit seltener heim; unter einigen Erinnerungsbildern, Humoresken und Märchen erscheint „Angelica" als schwächliche Novelle, wie er selbst gestand. Seine Nerven litten. Der „Heimathsbedürftige" seufzte, in der Fremde sei ihm das rechte warme Productionsvermögen zerstört. Auf das sonnige Familienleben fiel doch der Schatten der Verbannung. 1855 erfrischte ihn eine Reise mit den

Eltern nach Heidelberg, wo sein Vater studirt hatte, und nach Schwaben zu dem geliebten Mörike, dessen „Mozart auf der Reise nach Prag“ aus erster Hand genossen werden konnte. 1877 hat St. den herzerquickenden Besuch geschildert. Er meinte den Württembergern, obwol ihnen leider der abendliche Theetisch und dessen geistig-gemüthliche Atmosphäre mangle, verwandter zu sein als den scharfen Preußen. Im Herbst 1856, nachdem im Vorjahr eine Aussicht auf — Prenzlau getäuscht hatte, kam St. als Amtsrichter nach Heiligenstadt im Eichsfeld. Vorher besuchte er Husum und wiederholte die Einkehr 1862. Land und Leute gefielen ihm sogleich sehr, ja er fühlte sich nun erst, anders als in Potsdam und Berlin, zu Hause; nur einen Garten vermißte er schmerzlich, da „Garteneinsamkeit die Mutter meiner meisten Productionen ist“. L. Pietsch, seit Illustrationen zu „Immensee“ mit St. treu verbunden, kam auf längeren Besuch. Die landräthliche Familie v. Wussow schloß innige Freundschaft mit dem Dichterhaus. In diesen Jahren beflügelte und vertiefte sich Storm's Novellistik. Heimwärts, liebwärts blieb doch sein Sinn gerichtet und, der neuen Dinge in Schleswig-Holstein froh, zögerte er nicht im Frühjahr 1864 einem Rufe seiner lieben anhänglichen Landsleute zu folgen.

„Hoffentlich kommt nun der letzte, doch nicht zu kurze Act meines Lebensdramas“ — mit diesen Worten brach er am 12. März nach Husum auf, der „letzte Landvogt“, dann seit der preußischen Annexion der Herzogthümer Amtsrichter (1874 Oberamtsrichter, 1879 Amtsgerichtsrath). Außer dem geheimen Aerger, den ihm anfangs die Preußen bereiteten, empfand er volles Behagen. Der Bruder, Dr. Aemil St., war sein Nachbar, die Eltern bewährten die Langlebigkeit dieses Geschlechts, und wenn auch der Alte in neun Jahren nur zwei mal zu den Söhnen kam, so gingen diese täglich zu ihm. Er starb im 84. Lebensjahre 1874; Theodor's Brief über die Bestattung (an E. Kuh) gehört zum Ergreifendsten was er je geschrieben hat. Die Mutter behielt er noch bis 1879. Aber einen schweren Verlust forderte die Heimkehr: Constanze wurde am 20. Mai 1865, vierzehn Tage nach der Geburt eines siebenten Kindes, der vierten Tochter, vom Fieber hinweggerafft. Wir besitzen wundervolle Briefe aus dieser dunklen Zeit; so schreibt er an L. Pietsch, wie das harte Stöhnen der Sterbenden endlich sanft gleich Bienengetön geworden und in vernichtender Schönheit eine Verklärung über das Antlitz gegangen sei. St. hatte keinen Glauben an die Unsterblichkeit; er verneint sie trostlos noch in den herben Versen auf den früh vollendeten Grafen R. („Geh nicht hinein“). Auch ihm aber gab ein Gott zu sagen, wie er leide. Seine lyrischen Todtenopfer für die Abgeschiedene zählen zu den edelsten Kleinoden neuerer Lyrik, namentlich einige kurze Improvisationen der Gelegenheit. Als er wieder lauter wurde, war es ihm, als mahne eine süße Geisterstimme: „Was lärmst du so, und weißt doch, daß ich schlafe?“ Er rang mit dem Leid und ließ es nicht, es segne ihn denn. „Dennoch gilt's nun weiter leben.“ An Mörike (3. Juni 1865): „Gleichwol bin ich nicht der Mann, der leicht zu brechen ist; ich werde keines der geistigen Interessen, die mich bis jetzt begleitet haben und die zur Erhaltung meines Lebens gehören, fallen lassen; denn vor mir liegt Arbeit, Arbeit, Arbeit! Und sie soll, soweit meine Kraft reicht, gethan werden.“ Das erste freiere Aufathmen bescheerte eine Reise nach Baden-Baden, wo er mit Freund Pietsch der Gast Turgenjew's war und neben dem großen Russen und den Viardots fremdartig, aber künstlerisch und menschlich angezogen stand. Sein Haus bedurfte einer Herrin, sein alterndes Herz einer liebevollen Trösterin: so schloß St. im Mai 1866 eine neue Ehe mit der ihm längst treu zugethanen Dorothee Jensen, die ihm eine Tochter schenkte und deren „weibliche Milde, grenzenlose Hingebung, harmlose Heiterkeit“, wie er sie dankbar pries, auch jeden Besucher wohlthätig anmuthete.

1868 begann St. seine „Sämmtlichen Werke“ im Verlage von G. Westermann zu Braunschweig herauszugeben, für dessen Illustrirte deutsche Monatshefte er auch weiterhin thätig blieb, seitdem Rodenberg's Deutsche Rundschau ihn als einen der vornehmsten Beiträger gewonnen hatte und die Gebr. Paetel Einzeldrucke aussandten. Diese Ausgabe eröffnet sammelnd und mehrend eine neue Epoche, in der St. sein Können stofflich und formal sehr bereichert, um in den siebziger Jahren die Höhe seiner epischen Kunst — der epischen: denn die lyrische konnte naturgemäß nur einen Nachherbst halten — und seines Ruhmes zu ersteigen, auch auf jüngere Dichter, z. B. Jensen, H. Seidel, deutlich zu wirken. Er beanspruchte ein Platzrecht neben Heyse und neben G. Keller, der damals das lange dichterische Schweigen brach und mit dem St. einen achtungsvollen Briefwechsel einging; als ob Confratres in Nord und Süd einander über ihren Nelkenflor berichteten, scherzte der Züricher. Heyse, der alte Freund, zeichnete mit seinen Strichen Storm's Dichterprofil, der Wandlung um 1865 gedenkend, in einem Sonettenkranz neben dem des „Shakespeare der Novelle“ und nahm „Eine Malerarbeit“, dann „Aquis submersus“ in den „Novellenschatz“ auf, dessen Vorreden großentheils Cabinetstücke der Charakteristik sind. Seit 1867 ist fast jedes Jahr durch eine oder zwei umfangreichere Erzählungen bezeichnet. Nach Constanzens Tode hatte St. nur opera posthuma in eine Gruft zu senden gemeint — 1875 glaubte er, nun erst die Poesie recht zu commandiren. Gewiß ging es nicht immer aufwärts, aber noch die allerletzte Gabe wurde einstimmig als Meisterwerk gerühmt. Der Ruhm ließ sich freilich nicht mit großen Auflagen beziffern, und St. war empfindlicher als nöthig gegen die ephemeren Beherrscher der Weihnachtsmärkte, die ägyptisch oder germanisch gewandeten. Mündlich und schriftlich führte er Beschwerde über den ungenügenden Absatz, sich und andern zum Verdruß. In seiner Husumer Abgeschiedenheit mochte ihm leicht Lob oder Tadel von kleinen Gesellen zu wichtig scheinen. Er brauchte Resonanz, und zwar keineswegs einen schellenlauten Beifall, denn sehr selten mag ein Dichter so gern und so reichlich den Freunden Einblick in die Entstehung seiner Gebilde gestattet, ihre Bedenken während der Correctur erwogen, auch befolgt, in Briefen Zustimmung oder Einwürfe weiter gegeben und endlich beim Neudruck sorgsam berücksichtigt haben. Er konnte, oder wollte wenigstens, auf sehr fremdartige Schöpfungen von Genossen und Fremden unbefangen eingehn, sich von stillen Leuten des 18. Jahrhunderts mitten in die Romantik versetzen und wieder das Allermodernste, war es auch schiefgewickelt, wenn nur Ursprünglichkeit darin stak, wohlgefällig anschauen, überstreng bloß im lyrischen Revier, tastend im dramatischen, wo er selbst sich nie, auch mit dem kleinsten geheimsten Entwurf nicht, versucht hat. Er war allgemeinen Kunstbetrachtungen wohlgeneigt und verflocht in Briefen wie im Gespräch gerne die Familienchronik mit Berichten über eigene und fremde Production. Gewiß hätte er seine geistigen Gelenke regsamer rühren können, wenn ihn größere Lebensverhältnisse angespannt hätten, aber für seine heimliche Poesie blieb das Stillleben das rechte. „Zur Classicität gehört doch wol, daß in den Werken eines Dichters der wesentliche geistige Gehalt seiner Zeit in künstlerisch vollendeter Form abgespiegelt ist, und da werde ich mich jedenfalls mit einer Seitenloge begnügen müssen“, schreibt er 1872. Er mußte menschlich und künstlerisch zum Gemüth sprechen. Er war selbst sein bester Interpret, so daß wer ihn kannte bei jeder Dichtung immer die mittelgroße, früh leichtgebeugte Gestalt, das feingeschnittene Haupt mit dem vollen Haar und den blauen Augen sieht, die leise Stimme und ihre scharfen dänisch-schleswigschen S-laute hört. Die Halb- und Vierteltöne mancher Lieder und Geschichten wird ihm Niemand nachsprechen; auch Launiges gelang ihm trefflich; aus Klaus Groth's „Quickborn“

recitirte er köstliches Kindergeplauder oder den bellenden „Hans Iwer“. Im Alter ist St. sehr selten aus der Heimath gegangen. 1877 verweilte er sorgenschwer mehrere Wochen in Würzburg, im Mai 1884 wurde er in Berlin gefeiert, im Mai 1886 kam er schon kränkelnd nach Weimar.

Im Frühjahr 1880 auf seinen Wunsch pensionirt, zog St. nach Hademarschen bei Hanerau, wo einer seiner Brüder als Holzhändler lebte und ihn ein geräumiges hübsches neues Haus mit großem Garten und weitem Ausblick über die freundliche, wellige Landschaft erwartete. In Husum stattete er regelmäßige Besuche ab und sprach auch gern bei zwei verheiratheten Kindern vor. Schweren Kummer brachte der Tod des ältesten Sohnes, seines Sorgenkindes. Unter großer Theilnahme von nah und fern wurde sein siebzigster Geburtstag gefeiert: die Husumer ernannten ihn zum Ehrenbürger, die auf ihren „berühmten Herrn Rath“ stolzen Bauern sangen und schmausten, es regnete Adressen und Briefe, Kieler Damen spendeten einen schönen Schreibtisch; vergeblich aber hatten manche ein Doctordiplom von der Landesuniversität erwartet. St. war schon länger von einem quälenden Magenleiden befallen, gegen das auch die Sylter Seebäder nichts halfen. Dem Meer und dem Aberglauben seiner Heimath konnte er noch ein dichterisches Denkmal „Der Schimmelreiter“ gründen, mit starkem Griff in die Lands- und Sprachkraft des seefahrenden und deichbauenden Volkes, ohne Spur von Siechthum. Als er eine neue sagenhafte Geschichte „Das Armesünderglöcklein“ begann, rief ihn selbst das Geläut des Todes ab. Er ist am 4. Juli 1888 entschlafen und in der Familiengruft zu Husum bestattet worden.

Nur im rasch zusammenfassenden Umriß soll hier Storm's Poesie erscheinen. Er gehört zu den ersten Lyrikern und zu den hervorragenden Erzählern der letzten Jahrzehnte, zu denen, die nicht als glänzende Meteore die Welt blenden, sondern als sanfte Sterne den Blick andächtiger Menschen allgemach anziehen und festhalten. „Sie haben das an sich, so leise zu überraschen,“ schrieb ihm Mörike. Es ist ein Geigenspiel mit Sordinen. Er selbst bekannte: „Sobald ich recht bewegt werde, bedarf ich der gebundnen Form. Daher ging von allem was an Leidenschaftlichem und Herbem, an Charakter und Humor in mir ist, die Spur meist nur in die Gedichte hinein. In der Prosa ruhte ich mich aus von den Erregungen des Tages; dort suchte ich grüne stille Sommereinsamkeit“; doch darf dies Geständniß nur für die ältere Zeit gelten. Ein viel späteres Wort lautet: „Ich bin eine stark sinnliche, leidenschaftliche Natur; die Zurückhaltung in meinen Schriften (in den Gedichten ist sie nicht so vorhanden) beruht wol zum Theil auf dem mir eigenen Drange nach Verinnerlichung. Sie werden die Worte „Liebe“, „Kuß“ ꝛc. fast gar nicht in meinen Schriften finden.“ St., der Urtheile wie diese: seine früheren Skizzen und Novellen seien Aquarelle und Resignationspoesien, anerkannte, legte anfangs auf die Lyrik geringern, dann mit Recht sehr hohen Werth, wollte aber weder ein lyrischer Novellist heißen, da er die Gattungen rein halte, noch über der „heiligen Alltäglichkeit“ (E. Kuh, Ueber neuere Lyrik, Wien, Braumüller, 1865, S. 38) und den lieben Halbtönen die „männliche oder Charakterseite“ seiner Lyrik vergessen sehen, auch nicht bloß vernehmen, was ein Mörike, ein Eichendorff vor ihm, sondern auch was er seinerseits vor diesen Primgeigern voraus habe. Allerdings: St. ist vieltöniger als Eichendorff, den in gewissen rauschenden Klängen keiner übertrifft; es fehlt ihm Mörike gegenüber, um nur eines ganz kurz zu sagen, jedes Verhältniß zur Antike. Ein Hauch noch von Claudius her ist zu spüren: „Die Wälder standen schweigend“ (Immensee) u. s. w., das Häusliche, Kindliche. Er hat wuchtige vaterländische oder besser heimathliche Kampflieder gesungen, zu Zeiten derb gegen die Convenienzen und geistige

Fesseln protestirt und mehr als einmal auch das Grübleriſche („Ein Sterbender) und das Furchtbare eingelaſſen, aber das Moll klingt doch weit vor. Seine Launigkeit wird ſelten ſo recht ausgelaſſen-luſtig, ſein Schmerz zittert wehmüthig in uns nach, aber er ſucht nicht zu erſchüttern, geſchweige zu zermalmen. Tageslicht und Dämmerung ſind ſeine Zeiten. Die Ballade verrinnt ihm: „Geſchwiſterblut" iſt doch gar zu lind für ein ſolches Thema. Schalkhafte, anmuthig ſpielende Stücklein ſanghafter Art ſtehen neben lyriſchen Sprüchen, deren einer in wenigen Zeilen die fruchtbare Julilandſchaft und das Sinnen der jungen Frau mit reiner discreter Symbolik zuſammenfaßt, während in Liedern vom Harfenmädchen und von trunknen Liebesſtunden die Sinnlichkeit ihres vollen Dichterrechtes waltet. Der Humor der „Maienkätzlein" ließ ſogleich an Mörike denken. Mit ihm um die Wette wird der Frühling gegrüßt. Die „neuen Fiedellieder" bilden einen ſchwächern Cyclus, doch wohl unter dem Einfluß Scheffel's, von dem St. das „Jetzt färbt der Rain" ſehr liebte. Die Stimmung der „grauen Stadt am Meer", der Haide, des grünen Dickichts iſt in manchen Gedichten zur größten Wirkung gebracht. Den Todtenliedern und jenen Seufzern auf einſamen Pfaden bleibt ein Ehrenplatz geſichert, ſo lang es Lyrik gibt. Wir glauben nämlich nicht mit St., daß er nach Eichendorff und Mörike der letzte Lyriker war, und ſehen in ſeinen Anſprüchen an „lyriſche Lyrik" ein gewiß einſeitiges Princip. Ihm war es heilig. Ein Bekenntniß iſt die Einleitung zum „Hausbuch aus deutſchen Dichtern ſeit Claudius", einer unſerer allerbeſten und reichhaltigſten Anthologien (4. Aufl., 1877).

Der Erzähler St. begann mit ſeinen, ein kleines Stillleben liebevoll vergegenwärtigenden „Situationsſtücken" ohne feſten epiſchen Kern, wie auch ſpäter ſeinen Gaben oft jene ſcharfe Silhouette und jener „Falke" fehlt, den Heyſe von der Novelle fordert, und Erinnerungen oder Bilder, Stimmungen und Geſichte, Ausſchnitte aus vergangenem Daſein und aparte Einzelfiguren an die Stelle treten. Er iſt in Urgroßvaters Zeiten heimiſch und weiß die ſtattlichen Herren wie die zierlichen Rococofräulein allerliebſt zu beleben. Man begreift ſeine Neigung für Chodowiecki, mit dem er die Hauspoeſie, den andächtigen Sinn für das Detail gemein hat. Aber er bietet keine todte Beſchreibung, ſondern umwebt, anders als Voß, auch Geräth und Wirthſchaft mit gemüthlicher Beziehung zu den Perſonen und läßt in der meiſterhaft angeſchauten Landſchaft zwar die Strenge der Leſſing'ſchen Geſetze bei Seite, nie aber ſchildert er um zu ſchildern, nie erinnert der Liebhaber der Pflanzen- und kleinen Thierwelt an Brockes. Seine Fabeln und Geſtalten hat er nicht in weiter Motiv- und Modelljagd aufgebracht, ſondern aus eigenen nahen Erfahrungen, auch aus manchen Lebensnöthen zur Befreiung für ſich und andre, aus alter Ueberlieferung in Familie und Freundſchaft, an vertrauten Stätten oder als pflegenswerthe Keime wol mehr als einmal zwiſchen vergilbten Blättern, im Anſchauen von Bildern gefunden. Viele ſind ihm manches Jahr durch den Kopf gegangen, andre hat eine raſche Erleuchtung geboren. Faſt alles iſt heimathliches Gewächs, ſehr ſelten wird ein Ausflug nach Süddeutſchland gemacht, die Erinnerung an kleine Reiſen zu Rathe gezogen, Kobell's Gedichtbuch für die oberdeutſche Färbung der Sprache befragt, häufig, wie es „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen" natürlich ergab, das Seemannsleben verwerthet; aber St. folgt nicht dem ſogenannten Princip der idealen Ferne. Da er weitab vom ſauſenden Webſtuhl der Zeit ſeine Fäden wob, iſt dieſe Dichtung nichts weniger als „actuell", ſie bewahrt eine ſichere Einheit des Ortes, der Mundart, der Gemüthswelt, wird aber ſpäteren Geſchlechtern kaum die Signatur einer beſtimmten Zeit zu erkennen geben. St. verſteht ſich auf das Coſtüm des 17. und des 18. Jahrhunderts. Seine modernen Novellen könnten mit kleinen

äußeren Veränderungen in allen Abschnitten des 19. spielen, da sie von ihrer Gemüthssphäre alle politischen, socialen und geistigen Kämpfe abwehren und den Dialog sehr selten über Empfindungslaute hinausführen, so daß die intellectuelle Begabung dieser Menschen unausgesprochen ist. Anfangs bleibt es bei sanften Schwingungen, widerstandslosen, entsagungsvollen Bedrängnissen, wofür „Immensee" ein typisches bittersüßes Beispiel gibt. Die Leute sind zu wehleidig. Begebenheiten, nicht Thaten machen ihr Schicksal. Noch in mehreren Heiligenstädter Schöpfungen überwiegt diese Stimmung („Auf dem Staatshof", „Im Schloß", „Auf der Universität"). Gleichzeitig schließt St. seine farbenreiche Märchensymbolik ab. Er ergreift in „Veronica" einen wirksamen religiösen Conflict, in „Späten Rosen" ein tieferes Novellenthema: den gesegneten Nachsommer einer kühlen Ehe. In Husum, nach Constanzens Tod und dem neuen Frieden gedeihen zur Meisterschaft Stücke der heitern Resignation („Eine Malerarbeit"), des heimathlichen Hintergrundes („In St. Jürgen"), der saubersten und behaglichsten Familienpoesie („Beim Vetter Christian"), die fahrenden Leute werden in „Pole Poppenspäler" verklärt, Groteskfiguren nach E. T. A. Hoffmann's Art mischen sich unter den Reigen, lustige und widrige — aber „Ein stiller Musikant" bringt der alten linden Stimmung volle Motive und runde Composition zu und „Viola tricolor" zeigt in der tiefgründigen Behandlung einer zweiten Ehe das ungemein gesteigerte Können. Auf dieser Bahn erscheint nach dem sinnlich schwülen, aber auch erschlaffenden „Waldwinkel" „Psyche", die Novelle von der „in Liebe sterbenden holden Scham", „Carsten Curator" als eine wuchtige erbarmungslose Haustragödie der Ehrenhaftigkeit, „Der Herr Etatsrath" mit seiner bête humaine, „Schweigen" leider ohne volle Consequenz, „Bötjer Basch" und „Ein Doppelgänger" dem Handwerkerthume mitfühlend, ja bis zu schneidender Wirkung zugewandt, endlich „Ein Bekenntniß": der Conflict eines Arztes, der seine Frau hätte retten können. Eine große, von geringeren, auch noch herkömmlichen Arbeiten umgebene Gruppe, die Storm's erster und mittlerer Kunst- und Empfindungsweise gegenüber das Wachsthum der Motive, die festere Hand, die temperamentvollere Menschheit zeigt. Dieser Gewinn kam seit 1875 zugleich einer Reihe chronikalischer, hie und da vielleicht zu alterthümelnder Erzählungen zu gute, die mit „Aquis submersus" tieftraurig einsetzt, sich in „Renate", „Eekenhof", dem „Fest auf Haderslevhuus" nicht auf so bewundernswerther Höhe hält, aber in der „Chronik von Grieshuus" eine gewaltige Schicksalstragödie entrollt und schließlich den dämonischen „Schimmelreiter" (1888) als letzten Herold des friesischen Strand- und Seedichters ausschickt. Ein Sammelband ist „Vor Zeiten" betitelt. „Ein Bekenntniß" und „Der Schimmelreiter" bilden den 1889 posthum erschienenen 19. Theil der Storm'schen Werke. Zu einem abrundenden, commentirenden 20., der eine Auswahl von Briefen brächte, ist trotz dem Wunsche der Verlagsbuchhandlung Westermann vor der Hand leider keine Aussicht.

Einige ältere Litteratur (L. Pietsch, E. Kuh) verzeichnete Privatdocent Dr. Paul Schütze in der mit einem vortrefflichen Porträt geschmückten Festgabe zu Storm's 70. Geburtstag: Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung (Berlin, Gebr. Paetel, 1887), die biographisch nicht gar viel bietet und sich in der Auffassung nah mit meinem 1880 in der Deutschen Rundschau erschienenen, 1886 in den „Charakteristiken" revidirten und ergänzten Essay berührt. Aus den vielen Nekrologen sei nur der auf vertrauteste Kenntniß gestützte von Ludwig Pietsch (Vossische Zeitung, 8., 10., 13. Juli 1888) hervorgehoben. — Westermann's Illustr. deutsche Monatshefte, October 1889 bis Januar 1890, Bd. 67 brachten die von 1871—1876 reichende

Correspondenz zwischen Storm und Emil Kuh. — Mörike-Storm-Briefwechsel. Herausgegeben von Jakob Bächtold. Stuttgart, Göschen 1891.

Erich Schmidt.

Storr: Gottlob Christian St., evangelischer Theologe, geboren zu Stuttgart am 10. September 1746, † ebendaselbst am 18. Januar 1805, war der Sohn von Johann Christian St. (s. d. Art.), württemb. Consistorialrath, und von Euphrosyne Margarethe geb. Röslin. Die hohe Stellung seines Vaters, glückliche Familien- und Vermögensverhältnisse bereiteten dem hochbegabten, frohen und liebenswürdigen Knaben eine sonnige Kindheit, welche nur durch ein länger andauerndes Augenleiden getrübt wurde, welches ihn zu selbstständigem Denken führte, auch ernster stimmte, ohne ihm aber den jugendlichen Frohmuth zu rauben. Nach der Sitte frommer württembergischer Familien frühe schon zum Theologen bestimmt bezog er sechzehn Jahre alt die Landesuniversität Tübingen, studirte dort Philosophie und Theologie unter Reuß, Cotta, Sartorius und Klemm, bestand 1768 mit Auszeichnung sein Examen und trat, nachdem er ein Jahr lang seinem Vater Vicarsdienste geleistet hatte, 1769 mit seinem Bruder Gottlieb Konrad Christian, später Professor der Medicin in Tübingen, eine wissenschaftliche Reise an, welche ihn nach Holland, England, Frankreich und durch die meisten Städte Deutschlands führte. Sehr bereichert besonders an philologischen Kenntnissen und Welterfahrung (er hatte in Leyden Schultens wegen des Griechischen und Valckenaer wegen des Hebräischen gehört, war in Paris auch mit seinem Landsmann Schnurrer zusammengetroffen) kehrte er im August 1771 in seine Heimath zurück. Im nächsten Jahre wurde er Repetent in Tübingen, im J. 1775 Vicar in Stuttgart, aber im gleichen Jahr zum außerordentlichen Professor der Philosophie nach Tübingen berufen und 1777 außerordentlicher Professor der Theologie; in demselben Jahr, beim III. Jubelfest der Universität erhielt er die theologische Doctorwürde, im J. 1780 wurde er IV. Professor und Frühprediger. 1786 trat er als Ordinarius in die Facultät ein und wurde zugleich Superattendent des Seminars. Eine reiche, vielseitige, hochangesehene aber auch vielangefochtene Thätigkeit entfaltete er in dieser Zeit als Lehrer und Schriftsteller; ein sehr umfassendes Wissen in Philosophie, Philologie und Theologie (auch in der Mathematik war er recht gut bewandert), ein scharfer Verstand, streng logisches Denken und ein sehr treues Gedächtniß verbunden mit einem nie erlöschenden Wissenstrieb und einer großen litterärischen Gewissenhaftigkeit machten ihn zu einem der hervorragendsten Theologen seiner Zeit. Diese wissenschaftlich anerkannte Bedeutung war getragen von einer Achtung gebietenden Persönlichkeit, in welcher sich Ernst und Humanität paarten, von einer wirklich frommen Gesinnung: so war er das Haupt der älteren Tübinger Schule. St. stand fest auf dem Boden des Supranaturalismus; gegenüber den Angriffen der Aufklärung, des Rationalismus und der Philosophie (Kant) hielt er fest an der Wahrheit und Nothwendigkeit der christlichen Offenbarung; den Scholasticismus der alten lutherischen Orthodoxie gab er, in richtiger Erkenntniß der Zeitströmung Rechnung tragend, auf, um die angefochtene christliche Lehre überhaupt zu vertheidigen. Unablässiges Studium der h. Schrift hielt ihn von der Accommodationstheorie eines Semler und von einem alles verwässernden, geistlosen Rationalismus fern, sie war ihm die Quelle und das Gesetzbuch der göttlichen Lehre, mit allen Mitteln seiner historischen und philosophischen Gelehrsamkeit suchte er dies zu beweisen und festzuhalten, und die Wärme, welche er dabei entfaltete, gewann ihm auch die Achtung anders Denkender. Wenn er auch nach der Sitte der Zeit und nach dem Tübinger Lehrplan exegetische und geschichtliche Vorlesungen hielt (Daniel, Neutestamentliche Briefe, Evangelienharmonie, Apokalypse, Geschichte des Canons,

Neutestamentliche Geschichte, Kirchengeschichte u. a.), so war doch sein Hauptfach die Dogmatik; dieser mußte auch seine Exegese dienen, und wenn die erstere mehr einem Mosaikbild glich, da die eigentlich speculative Ader St. fehlte, wenn die ganze Auffassung intellectualistisch und die Darstellung trocken und wenig gefällig war, so blieb sie doch in einer gährenden, von neuen Anschauungen bewegten Zeit der letzte bedeutende Versuch des Jahrhunderts, die christliche Lehre in ihrer orthodoxen Auffassung zu vertheidigen. Sein „Lehrbuch der Dogmatik“ (doctrinae christianae pars theoretica 1793, von C. C. Flatt ins Deutsche übersetzt 1803) wurde als evangelische Landesdogmatik in Württemberg eingeführt und bei den Uebungen der Seminarzöglinge und den Disputationen der Geistlichen Jahrzehnte lang zu Grunde gelegt. Besonders zu erwähnen ist ein litterarischer Streit mit Kant, gegen dessen Schrift: Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft er die Möglichkeit einer Offenbarung philosophisch darzulegen sucht, um die Realität derselben dann biblisch-geschichtlich zu beweisen; ausdrücklich hob Kant Storr's Scharfsinn und Billigkeit im Prüfen hervor.

Mehrere Berufungen auswärtiger Universitäten hatte er abgelehnt; als er 1792 nach Stuttgart versetzt werden sollte, gaben die Seminaristen eine Bittschrift für ihn ein, welche der Herzog Karl Eugen auch genehmigte; 1793 wurde er von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung des Christenthums zum correspondirenden Mitglied ernannt, aber am 6. November 1797 zum Oberhofprediger nach Stuttgart berufen. Seine Predigten, trocken und nicht begeisternd, aber gehaltvoll und fein ausgearbeitet, sammelten einen großen Kreis von Zuhörern, besonders aus den gebildeten Ständen, um ihn. Sein neues Amt, verbunden mit einer Stelle im Consistorium und in der theologischen Examenscommission, ließ ihm wenig Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten, die Abfassung einer neuen Liturgie und eines neuen katechetischen Lehrbuchs für die württembergische Kirche, welche ihm übertragen war, kam nicht zur Ausführung. Im J. 1775 hatte er sich mit Charlotte Amalie Reuß, Tochter des Tübinger Kanzlers J. F. Reuß, verheirathet; von seinen sechs Kindern überlebte ihn nur eine Tochter Christiane Luise verehel. Klaiber. St. hatte keine kräftige Constitution, nur die sorgfältigste Lebensweise erhielt ihn bei seinen anstrengenden geistigen Arbeiten gesund, seine Versetzung nach Stuttgart hatte eine Zeit lang einen günstigen Einfluß, aber im Herbst 1804 fing er an zu kränkeln, am 16. December hielt er seine letzte Predigt und am 18. Januar 1805 entschlief er. Von seinen sehr zahlreichen Schriften findet sich in den von Süskind und Flatt herausgegebenen Sonn- und Festtagspredigten Storr's Bd. II, 1807, S. 37 ein vollständiges Verzeichniß, von denselben seien hier erwähnt: „Observationes super N. Testamenti versionibus syriacis“ (1772); „De evangeliis arabicis“ (1775); „Neue Apologie der Offenbarung Johannis“ (1783); „Ueber den Zweck der evangel. Geschichte und der Briefe Johannis“ (1786, 1810); „Erläuterung des Briefes Pauli (!) an die Hebräer“ (1789, 1809); sein oben angeführtes „Lehrbuch der Dogmatik“; „Opuscula academica“ (1—3, 1796—1803); „Annotationes ad philosophicam Kantii de religione doctrinam“ (1793, deutsch 1794). Abhandlungen und Recensionen finden sich von ihm im Magazin für Dogmatik und Moral von Flatt (1796 u. 98); in Eichhorn's Repertorium für biblische Litteratur Th. 5, 10, 14; Tübinger gelehrte Anzeigen (1783—86) und Göttingische Bibliothek der neuesten theologischen Litteratur 1 u. 2. Diesen schließt sich eine Reihe Dissertationen an sowie viele einzeln erschienene Predigten und jene oben erwähnte nach seinem Tode erschienene Sammlung.

Etwas über Storr's Leben und Charakter (von Süskind und Flatt) in der angeführten Predigtsammlung Bd. 2; Realencyklopädie für protestant.

Theologie u. s. w. der Art. von Landerer-Wagenmann: Tübinger Schule I, 16, S. 485 ff., II, 16, S. 67 ff. — Allgem. (Hallische) Litteraturzeitung 1805. — Intelligenzbl. Nr. 43. — Nationalchronik d. Teutschen 1805, S. 33 ff., 71 ff. — Athenäum berühmter Gelehrter Würtembergs, 1830, H. 4, S. 42 ff. — Weizsäcker, Lehrer und Unterricht an der evangel.-theol. Facultät in Tübingen, 1877, S. 127 ff. — Landerer, Neueste Dogmengeschichte, 1881. — Zeitgenossen Bd. 2, 1818, III. Abth., S. 191 ff. — Württemb. Kirchengeschichte 1893, S. 595. Theodor Schott.

Storr: Johann Christian St. d. Aelt., evangelischer Theologe, geboren am 3. Juni 1712 zu Heilbronn, † zu Stuttgart am 8. Mai 1773, war der Sohn des Joh. Philipp St. in Heilbronn und der Marg. Förtsch. Schon im J. 1720 verlor er seinen Vater, 1725 seine Mutter, aber Bürgermeister Wachs von Heilbronn und Kreisrath Richter in Stuttgart nahmen sich des Verwaisten an und brachten es dahin, daß der begabte Knabe, der große Neigung zum Studium der Theologie zeigte, obgleich Nichtwürttemberger, durch herzogliche Gnade mit 14 Jahren in das Seminar zu Denkendorf aufgenommen wurde, wo J. A. Bengel sein Lehrer war, welcher den wohlthätigsten Einfluß auf ihn ausübte und an dem er zeitlebens mit großer Verehrung hing; 1729 kam er nach Maulbronn, 1731 nach Tübingen, „den Ort des Segens und Lebens zu seiner zeitlichen und ewigen Glückseligkeit.“ Der von Herzen fromme Student wurde von dem in Württemberg weit verbreiteten Pietismus aufs lebhafteste ergriffen (in seiner Selbstbiographie erzählt er genau die einzelnen Abschnitte seiner Bekehrung 1731—37) und wandte sich ganz dieser Richtung zu. Der liebenswürdige, eifrige Mann, auch ein tüchtiger Prediger, stand bald in großem Ansehen bei den Gemeinden, an welchen er wirkte (1735 Nagold, 1737 Gültlingen, 1739 Kirchheim u. T.), im J. 1743 wurde er ohne sein Zuthun zum Pfarrer in Hirsau ernannt; einige Monate nachher, Februar 1744, kam er als Diakonus an die Leonhardskirche nach Stuttgart, und im November desselben Jahres wurde er Hofcaplan bei dem (katholischen) Herzog Karl Eugen. Die Stellung bei dem genußsüchtigen und despotischen jungen Herzog war eine sehr schwierige; als bei dem Carneval von 1748 St. gegen das üppige Treiben predigte, verlangte der Herzog seine Absetzung; dem besonnenen Consistorialpräsidenten G. B. Bilfinger gelang es, den Herzog umzustimmen, ebenso vereint mit Bengel, dessen Brief vom 9. Septbr. ein Muster christlicher Weisheit ist, den in seinem Gewissen aufgeregten Hofcaplan zu beruhigen. Im J. 1757 wurde er durch seine Ernennung zum Diakonus an der Stiftskirche „von seiner bisherigen Angst und Furcht bei Hofe befreit“, noch in demselben Jahr rückte er zum Stadtpfarrer an St. Leonhard vor, 1759 wurde er Stiftsprediger und Consistorialrath und 1765 zugleich Prälat in Herrenalb. Seine große Seelsorge, seine vielen Amtsgeschäfte, welchen er noch private Erbauungsstunden hinzufügte, nöthigten den nicht kräftigen, öfters auch von Augenleiden und Brustbeschwerden heimgesuchten Mann im J. 1772 sein Predigtamt niederzulegen, die Consistorialstelle behielt er, die Prälatur Herrenalb vertauschte er mit der von Alpirsbach. Aber schon am 8. Mai 1773 starb er an der Wassersucht. Am 2. Juni 1744 hatte er sich verheirathet mit Euphrosyne Margarethe Röslin aus Backnang, „einer Gattin, wie sie Gott seinen Freunden gibt“ († 1784); vier Kinder überlebten den Vater, „dessen Namen sie würdig waren“; zu erwähnen sind außer dem Sohn Gottlob Christian (s. den vorhergehenden Art.) der zweite Gottlieb Konrad Christian, Professor der Medicin in Tübingen. — Storr's Bedeutung lag auf dem praktischen Gebiete; den segensreichen Einfluß, welchen er durch Person, Leben und Predigten, sowie als Dichter religiöser Lieder auf die Kreise seiner Zeitgenossen ausübte, mehrten seine Schriften, welche sämmtlich erbaulicher Art

waren; die wichtigsten sind seine „Predigten“ (1750, 1777), sein „Beicht- und Communionbuch“ (1755), sein „Christliches Hausbuch zur Uebung des Gebets“ (1756), „Lautere Milch des Worts“ (1755), noch bis in die Gegenwart viel gelesen und öfters aufgelegt. Noch ist zu bemerken, daß er nach dem Vorbilde Bengel's sich längere Zeit mit der Erklärung der Offenbarung beschäftigte, aber auf andere Resultate kam als sein Lehrer.

Claus, Württemb. Väter, Bd. I, 1887. — Württemb. Kirchengeschichte 1893, S. 495. Theodor Schott.

Störtebeker: Klaus St., Anführer der Vitalienbrüder. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammt er aus Wismar, wo der Name St. mehrfach vorkommt und im J. 1380 ein Nicolaus St. urkundlich bezeugt ist. Die Städte Rostock und Wismar hatten schon seit 1375 ihre Landesherren im Kampfe um die Reiche Schweden und Dänemark zur See thatkräftig unterstützt; als dann 1389 König Albrecht von Schweden in die Gefangenschaft seiner Gegnerin Margaretha von Norwegen gefallen und nur Stockholm noch im Besitz der Mecklenburger geblieben war, boten sie zur Versorgung der von den Feinden eng umlagerten Stadt mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf, und zur Schädigung der feindlichen Streitmacht, Scharen verwegener Gesellen auf, denen sie ihre Häfen als Zufluchtsort und Markt für die gemachte Beute öffneten. Unter den mit Namen bekannten Anführern dieser nach ihrem Hauptzweck, der Verproviantirung Stockholms, Vitalienbrüder genannten Scharen finden sich zahlreich Glieder alter Adelsfamilien Mecklenburgs, Pommerns und der Mark, die Fehdelust und Hoffnung auf reiche Beute auf die See führte; St. ist nicht unter ihnen. Erst als nach der Befreiung König Albrecht's 1395 der allerdings wohl überwiegende Theil der Vitalienbrüder sich der nothdürftig wiederhergestellten Ordnung nicht fügen wollte und die alten Zufluchtsstätten meiden mußte, treten Gödeke Michels und neben ihm Klaus Störtebeker, Magister Wigbold und Wichmann, als Führer hervor. Diese verlegten den Schauplatz ihrer Thaten in die Nordsee, wo sie bei den ostfriesischen, in unaufhörlichen Kämpfen sich befehdenden Häuptlingen Unterstand fanden, und wenn sie gleich vorzüglich fremde Fahrzeuge, besonders englische, überfielen, so war doch auch kein hansisches Schiff vor ihren Raubgelüsten sicher. Im J. 1400 rüsteten daher die Hansestädte eine Flotte gegen sie aus, doch ehe diese noch zum Auslaufen kam, hatten die Hamburger und Lübecker vereint schon einen Sieg über die Vitalianer davongetragen, der sie nöthigte, theils in Norwegen, theils in Holland Schutz zu suchen. Unter den Anführern der letzteren wird ein Johann Störtebeker genannt, wohl ein Verwandter des Klaus, nicht dieser selbst; die ersteren führte Gödeke Michels, bei dem sich auch Klaus St. befunden haben wird, da von 1394 an beide stets zusammen genannt werden, doch so, daß Gödeke Michels immer die erste Stelle einnimmt. Im Frühjahr 1401 liefen wiederum bewaffnete Schiffe unter der Anführung der Hamburger Rathsherren Nicolaus Schoke und Hermann Lange aus der Elbe aus, trafen bei Helgoland mit den Vitalienbrüdern unter St. und Wichmann zusammen, und brachten ihnen eine vollständige Niederlage bei. Gegen 40 kamen im Kampfe um, der Rest mit den beiden Anführern, etwa 70 Mann, wurde gefangen, mit dem eroberten Schiffe Störtebeker's nach Hamburg gebracht und Ende October hingerichtet. Gödeke Michels und Wigbold mit 80 Gefährten ereilte kurz darauf das gleiche Schicksal. Das ist es, was die Geschichte von St. berichtet; viel mehr weiß Sage und Dichtung von ihm zu erzählen. Von Holland bis nach Rügen hin und noch weiter kennt das Volk Störtebekerhäfen, Störtebekerburgen, Störtebekerkeller und Störtebekerhöhlen mit verborgenen Schätzen, das Lied vom Störtebeker ist Jahrhunderte hindurch eins der beliebtesten Volkslieder geblieben, in dessen Ton noch eine ganze Reihe anderer gedichtet und gesungen wurden

(die Weise ist erst 1887 von J. Bolte wieder aufgefunden worden), und die romantische Poesie zählt den berüchtigten Seeräuber und Schrecken der Engländer wie der Hansen zu ihren Lieblingshelden. Walther meint, daß St. sein Hervortreten in der Volksüberlieferung wohl nicht zum wenigsten seinem als „Becherstürzer“ gedeuteten Namen (richtiger zu deuten als „Deckelbecher“, vielleicht nach dem Wappen oder Hauszeichen; ein Hamburger Söldner Hermen Störtebeker um 1439 führte ein Trinkhorn im Siegel) zu danken habe, da das Volk seinen Helden gerade diesen Zug mit Vorliebe beilege. Gewiß mag das zu seiner Volksthümlichkeit beigetragen haben, nicht weniger aber das Volkslied, in dem St. voransteht, so daß der schnell beliebt gewordene Ton nun allein seinen Namen trug. Auch das unter Störtebeker's Namen umlaufende Porträt ist apokryph, indem es ursprünglich Kunz von der Rosen, den lustigen Rath Kaiser Maximilian's I., vorstellt.

Johannes Voigt, Die Vitalienbrüder: Raumer's historisches Taschenbuch N. F. 2, 1841, S. 1—159. — Laurent und Lappenberg in der Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte II, 1842, S. 43 ff., 285 ff., 594 ff. — Lisch, Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte XV, 1850, S. 51—69. — R. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen I (1865), S. 210—215. — K. Koppmann, Hanserecesse von 1256—1430 IV (1877), Einleitung S. I—XXIII. — K. Koppmann, Klaus Störtebeker in Geschichte und Sage: Hansische Geschichtsblätter 1877 (1879) S. 37—60. — Chr. Walther, Ueber den Namen Störtebeker: Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte I, 1878, S. 89—94. — Frahm und Sundermann, Klaus Störtebeker in Sang und Sage. Hamburg 1885. — J. Bolte, Das Liederbuch des Petrus Fabricius: Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung XIII, 1887, S. 55—68. — Th. Schrader, Störtebecker: Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte XIII, 1890, S. 26—46. (Zu S. 38 ist jetzt noch hinzuzufügen: Klaus Störtebecker. Ein Norderlied von Josef Lauff. Köln, Ahn. 1892.) — Kleinere hierher gehörende Beiträge finden sich noch zerstreut in den verschiedenen Jahrgängen der eben genannten Hamburgischen Mittheilungen, besonders III, 1880, S. 128/9; IV, 1881, S. 134. 153/4; V, 1882, S. 24; VI, 1883, S. 49. 115. — Hansische Geschichtsblätter Jahrg. 1888 (1890), S. 190. Ad. Hofmeister.

Stosch: Bartholomäus St., kurbrandenburgischer Hofprediger und Consistorialrath, geboren in Strehlen in Schlesien am 12. September 1604, † am 5. (?) März 1686 in Berlin. — St. entstammte einem Zweige des in Schlesien weitverbreiteten Adelsgeschlechtes derer v. Stosch. Sein Vater war Rector der Stadtschule in Strehlen, in der St. seine erste Ausbildung genoß, um dann das damals schnell erblühte Gymnasium Schönaichianum in Beuthen a. d. O. zu besuchen. Als diese Anstalt infolge der Wirren des dreißigjährigen Krieges zurückging, bezog er zur Fortsetzung seiner theologischen Studien die Universität Frankfurt a. d. O., wo er durch Vermittlung eines seiner früheren Lehrer Unterstützung und wohlwollende Aufnahme in dem Hause des Professors der Theologie Konrad Bergius fand. Dieser empfahl ihn auch nach Vollendung seiner Studien an seinen Bruder, den kurbrandenburgischen Hofprediger Johann Bergius, durch dessen Vermittlung er eine Hauslehrerstelle in einem preußischen adligen Hause erhielt. Verschiedene Jahre hindurch war er hier thätig und gewann mancherlei Beziehungen unter dem preußischen Adel. Am nachhaltigsten auf seine Ausbildung wirkte der Verkehr, in den er mit Achatius III., Burggrafen von Dohna, trat. Der tiefgehenden Bildung und der ernsten religiösen Lebensrichtung desselben verdankte er vielerlei Anregung. Mit dem Sohne des Erbhauptmanns v. Gilgenburg bereiste er dann die Niederlande, Frankreich und

England. Im J. 1640 kehrte er nach Preußen zurück und wurde nach kurzem Aufenthalt bei seinem Gönner, dem Burggrafen von Dohna, Pfarrer zu Pilten in Livland. Da er zu dem reformirten Bekenntniß sich bekannte, so ließ er sich lieber von den böhmischen Brüdern in Lissa, als von der lutherischen Geistlichkeit in Preußen ordiniren. Bereits im J. 1643 wurde er auf Vorschlag der Kurfürstin-Mutter Elisabeth Charlotte, als Hofprediger von Friedrich Wilhelm an den Dom in Cölln a. d. Spree berufen. Wenn er auch gleichzeitig nach Elbing und Marienburg kommen konnte, so zog er es doch vor, zu Ostern 1644 in die kurbrandenburgischen Dienste zu treten. Bald gehörte er zu der unmittelbaren Umgebung des Kurfürsten. Im J. 1645 war er als Hofprediger in Königsberg in Pr. thätig und begleitete die Schwester des Kurfürsten, Luise Charlotte, nach ihrer Vermählung mit dem Herzog von Kurland in ihre neue Heimath nach Riga, wo er einige Zeit blieb und einen reformirten Gottesdienst einrichtete. Von größter Bedeutung für seine Zukunft war es dann, daß er im J. 1647 nach Cleve als dienstthuender Hofprediger berufen wurde. Hier trat er zuerst in nähere Beziehung zu der jung vermählten Kurfürstin Luise, die ihn dann zeit ihres Lebens als Seelsorger behielt, da sie mit seinen religiösen Ansichten durchweg übereinstimmte. Ein erster Beweis des kurfürstlichen Vertrauens war es, daß St. den 1648 gebornen Prinzen Wilhelm Heinrich taufte. In den mancherlei Trübsalen, welche der kurfürstlichen Familie widerfuhren, hat gerade er es nicht an seelsorgerischem Trost fehlen lassen. Als dann Prinz Friedrich geboren wurde, taufte ihn St. ebenfalls. Seine Beziehungen zur Kurfürstin, die er auf ihren Reisen begleitete, gestalteten sich immer inniger, und dadurch kam es, daß er 1659 zum Nachfolger des verstorbenen Johann Bergius in das Consistorium berufen wurde. In dieser Stellung hat er dann unter Leitung des Oberpräsidenten Otto v. Schwerin einen bedeutenden Einfluß auf die Kirchenpolitik des Kurfürsten ausgeübt. Die kurfürstlichen Edicte von 1662 und 1664, welche den Lutherischen das Verketzern der Reformirten untersagten, sind aus seiner Feder geflossen. Auch bei dem Religionsgespräch, welches Friedrich Wilhelm im Herbst 1662 beginnen ließ, suchte er der lutherischen Geistlichkeit das Zugeständniß abzuringen, daß sie in den wichtigen Punkten mit der reformirten Lehre übereinstimme. Des ferneren griff er verschiedenfach in den damals in der Mark heftig wogenden Streit zwischen Lutherischen und Reformirten publicistisch ein. Im „Summarischen Bericht von der märckischen reformirten Kirchen Einträchtigkeit mit andern in und ausser Deutschland reformirten Gemeinen“ (Berlin 1666) führte er einmal den Nachweis, daß die märkische Kirche mit andern reformirten in der Lehre übereinstimme, und daß die kurfürstlichen Verordnungen lediglich den Zweck hätten, daß nicht Privatmeinungen, sondern nur offenkundige Symbole als Grundlage für dogmatische Streitigkeiten genommen würden. An diese Schrift knüpfte sich eine litterarische Fehde, die bald mit einer Polemik gegen seinen Amtsgenossen Andreas Fromm, der in Brandenburg abgesetzt und nach Wittenberg gegangen war, zusammenfiel. Gerade dieser letzte Streit wirft auf Stosch's Charakter kein günstiges Licht. Im J. 1668 nahm er an den irenischen Verhandlungen mit dem Schotten Johannes Duraeus theil. Da bereits 1667 die Kurfürstin Luise, der St. eine herrliche Leichenpredigt hielt, gestorben war, und Otto v. Schwerin dann 1669 der geistlichen Angelegenheiten enthoben wurde, nahm sein Einfluß auf die Politik ab, zumal auch die neu heimgeführte Gattin des Kurfürsten, Dorothea von Holstein, mit seinen religiösen Ansichten nicht übereinstimmte. Im Consistorium hatte er während der siebziger Jahre neben der Ueberwachung und Begutachtung der von märkischen Geistlichen zum Druck bestimmten theologischen Schriften, namentlich die Conferenzen abzuhalten, welche mit neuberufenen Geistlichen üblich waren. Hatte er nun schon früher

als der Hauptgegner der Lutherischen gegolten, so kam er wegen dieser Conferenzen besonders in Mißcredit, und liefen über ihn bei dem Kurfürsten Beschwerden namentlich von den Ständen ein. Zum letzten Male tritt St. bedeutsam im J. 1682 bei den Unionsverhandlungen des Bischofs Christoph Rojas von Spinola hervor. Kränklichkeit zwang ihn 1684 sein Amt im Consistorium niederzulegen. Sein Todestag steht nicht urkundlich fest. Begraben wurde er am 14. März 1686. — Eine ganze Reihe von Predigten (namentlich Leichenreden) sind von ihm gedruckt erhalten, doch höchst selten. Einige derselben, besonders die Leichenpredigt für die Kurfürstin Luise, verdienen auch heute noch gelesen zu werden. In anderen werden reformirte Lehrpunkte in Rücksicht auf die damaligen Zeitverhältnisse erörtert. — Von seinen Kindern sind der königl. preußische Hofrath und Geheime Staatssecretär Friedrich Wilhelm St., und der königl. Hofrath, Geheimer Kämmerer und des Schwarzen Adlerordens Schatzmeister Wilhelm Heinrich St. bekannter, sie nahmen den Adel wieder an.

Vgl. Küster, Altes und neues Berlin I, 162 ff. Berlin 1737. — Mein Aufsatz: Bartholomäus Stosch, kurbrandenburgischer Hofprediger in Forschungen zur brandenb. u. preuß. Geschichte VI, 91 ff. Leipzig 1893.

Hugo Landwehr.

Stosch: Eberhard Heinrich Daniel St., evangelischer Prediger, † 1781. St. wurde am 16. März 1716 zu Liebenberg in der Mittelmark geboren, wo sein Vater, der nachherige Hofprediger zu Potsdam Ferdinand St., damals Pfarrer war. Auf dem Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin vorgebildet, studirte er von 1733—1736 in Frankfurt a. d. O. Theologie. Seine erste Wirksamkeit im Kirchenamt entfaltete er als Pfarrgehülfe zu Jerichow in der Mark. 1741—1743 befand er sich auf Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Holland, und der Verkehr mit den Gelehrten dieses Landes hat seinen Gesichtskreis sehr erweitert. 1744 wurde er Pfarrer der reformirten Gemeinde zu Soldin in der Neumark, wo er sich sehr wohl fühlte. 1748 führte ihn ein Ruf nach Duisburg in eine Professur an der dort bestehenden Universität, und in demselben Jahre erhielt er den Grad eines Doctors der Theologie; aber schon 1749 siedelte er als Professor der Theologie nach Frankfurt a. d. O. über und erhielt 1755 dazu die Stelle des ersten Predigers der dortigen reformirten Gemeinde. Zwei Jahre später vermählte er sich mit Maria Causse, der Tochter eines französischen Predigers und Schwester eines seiner Collegen, mit welcher er in glücklicher Ehe lebte, bis der Tod ihn am 27. März 1781 abrief. Als Theologe verdient St. Beachtung, weil er ein wissenschaftliches Verständniß des alt- und neutestamentlichen Kanons zu gewinnen und zu verbreiten sich bemühte; aber schriftstellerisch ist er, außer mehreren lateinischen Programmen, nur wenig hervorgetreten. Die Titel seiner Programme finden sich bei Meusel (s. unten) und Döring (s. unten); dazu mögen erwähnt werden „Introductio in theologiam dogmaticam“ (1778) und „Institutio theologiae dogmaticae (1779).

Zu vgl. Meusel, Lexikon der . . . teutschen Schriftsteller XIII, 436 bis 438 und Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands IV (1835), 405 bis 408.

P. Tschackert.

Stosch: Ferdinand St., evangelischer Theologe, † 1780, Bruder von Eberhard Heinr. Dan. St. Er wurde am 30. December 1717 zu Liebenberg in der Mittelmark geboren, war in den ersten drei Jahren seines Lebens stumm, erlangte aber, nachdem das Band seiner Zunge gelöst war, eine große Fertigkeit im Sprechen. Zu Potsdam, wohin sein Vater als Hofprediger berufen wurde, und auf dem Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin vorgebildet, studirte er von 1737—1739 in Frankfurt a. d. O., und bereitete sich von da an bis 1742 in Berlin auf das Predigtamt vor. 1743 erhielt er das Rectorat der

Stadtschule zu Lingen, mit welcher Stelle ihm 1746 eine außerordentliche Professur der griechischen und römischen Sprache und der Alterthumskunde übertragen wurde. 1761—1771 wirkte er in Berlin als Conrector und Professor der Theologie am Joachimsthalschen Gymnasium; danach als Consistorialrath und Generalsuperintendent in Detmold. Hier endete der Tod sein rüstiges Schaffen am 17. August 1780. Stosch's Stärke lag auf dem Gebiet der gelehrten Alterthumsforschung, welcher er mit großem Fleiß und umfassender Gelehrsamkeit als fruchtbarer Schriftsteller sich widmete. Ueber eine Gemeinde von den sieben, an welche die sieben Sendschreiben der Offenbarung Johannis gerichtet sind, über die von Thyatira z. B., hat St. eine ganze Reihe von Abhandlungen in lateinischer Sprache geschrieben, „de nominibus urbis Thyatirae" (1743); „de angelo ecclesiae Th." (1743); „de situ Thyatirorum" (1744); „de stella matutina Thyatirenis promissa" (1745); „de eminentia Thyatirorum" (1746); „de moribus Thyatirenorum" Pars I & II (1747). Außer zahlreichen ähnlichen Schriften existiren Schulbücher und Predigten von ihm. Die Titel seiner sämmtlichen Werke stehen bei Meusel und (45 an der Zahl) bei Döring (s. unten).

Zu vgl. Meusel, Lexikon der . . . teutschen Schriftsteller XIII (1813), 438—443 und Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands IV (1835), 409—413. P. Tschackert.

Stosch: Friedrich Wilhelm (nicht „Johann Friedrich", wie Jöcher fälschlich schreibt) St., angeblich „Socinianer", thatsächlich spinozistischer Pantheist gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Aeltester Sohn des 1686 verstorbenen brandenburgischen Hofpredigers Bartholomäus St., begegnet uns dieser St. in Berlin als kurfürstlicher Secretär und Hofrath, bis er auf Grund der von seiten der protestantischen Geistlichkeit gegen ihn erhobenen Anklagen in Ungnade fiel. Dies geschah wegen eines von ihm verfaßten Buches, das seinem Namen in der Litteraturgeschichte des 17. Jahrhunderts eine gewisse Bedeutung sichert. Es führt den anonymen Titel „Concordia rationis et fidei sive Harmonia philosophiae moralis et religionis christianae" 1692, angeblich in Amsterdam, in Wahrheit aber in Guben gedruckt. St. leugnet darin den Unterschied Gottes und der Natur, nimmt also die Einheit beider an und steht auf dem spinozistischen Substanzbegriff, wie denn das ganze Buch eine starke Einwirkung der spinozistischen Ethik zeigt. (Auszug daraus bei Hettner, Litteraturgesch. des 18. Jahrh. III, 47.) Die Seele des Menschen wurde materialistisch erklärt, die Willensfreiheit durch Determinismus aufgehoben und die christliche Religion mit dem Naturgesetz identificirt. Das Erscheinen eines solchen Buches machte in Deutschland, wo damals die Orthodoxie noch ungebrochen herrschte, ungeheures Aufsehen. 1694 am 9. Januar wurde auf allen Kanzeln in Berlin verkündigt, daß, wer ein Exemplar davon bei sich hätte, es bei Strafe von 500 Thalern oder entsprechender harter Leibesstrafe abliefern solle, und eine Commission unter dem Vorsitz Ezechiel Spanheim's (s. A. D. B. XXXV, 50) wurde eingesetzt, welche über den inzwischen bekannt gewordenen Verfasser aburtheilen sollte. Vor ihr zur Rede gestellt, soll St., der sich vorher obstinat betragen, seinen Verweis hingenommen und öffentlich Abbitte gethan haben. Räthselhaft bleibt dabei, wenn das richtig ist, der Umstand, daß St., sammt seinem Bruder Wilh. Heinrich St., 1701 bei der Krönung in Königsberg wieder als Hofrath fungirte und sogar mit ihm in den Adelstand erhoben wurde, so daß sie wol die Stammväter der heutigen adeligen Familie St. sind.

Vgl. Tentzel, Monatliche Unterredungen 1694, 355 ff. — Hettner, Litteraturgesch. des 18. Jahrh. III, 47. — Rasmus (Eduard), Beiträge zur Märkischen Gelehrtengeschichte (Sep.-Abdr. aus d. Mittheilungen des histor.-statist. Vereins). Frankfurt a. O. 1867, 11 ff. P. Tschackert.

Stosch: Philipp v. St., Kunstkenner von europäischem Ruf, der Onkel von Eberhard Daniel St. (s. o.), war geboren am 22. März a. St. 1691 als Sohn des Arztes, späteren Bürgermeisters Philipp Siegismund St. in Küstrin. Nachdem er die Rathsschule seiner Vaterstadt durchlaufen, bezog er im April 1706 die Universität Frankfurt a. O. um daselbst Theologie zu studiren. Aber bald, einem schon früh gepflegten Sammeltrieb für Münzen und andere Raritäten folgend, wandte er sich den archäologischen Studien zu und erhielt 1709, am Schluß seines Trienniums, von seinem Vater die Erlaubniß, zu deren weiterer Pflege sich auf Reisen zu begeben. Sein Weg führte ihn an die wichtigsten Culturstätten Europas, schließlich nach Italien, wo er den größeren Theil seines Lebens zugebracht hat. Der beim Aufbruch aus der Heimath, die er nie wieder sah, erst achtzehnjährige Jüngling besaß in hohem Maaße das seltene Geschick, überall sich Freunde und Gönner zu erwerben, die ihm zur Erreichung seiner Ziele behülflich waren. Lernend von den Meistern, bald selbst eine Autorität in seinem Fache, durch Kaufen und Verkaufen Sammlungen von Kunstwerken aufhäufend, durch Wiederaufnahme des Adels, den die Familie im sechzehnten Jahrhundert hatte fallen lassen, sich den Zutritt zu fürstlichen Höfen verschaffend und von ihnen mit politischen Missionen betraut — so durchwanderte er Holland, wo ein reicher Münzkenner Franz Fagell ihm seine antiken Münzen schenkte und ihn auch weiter unterstützte, dann ging er herüber nach England, von dort durch Frankreich nach Italien und betrat die ewige Stadt zum ersten Male während des Carnevals 1715. Es war während des Pontificats des gelehrten und kunstliebenden Papstes Clemens XI. (Albani, 1700—1721), an den St. Empfehlungen hatte und mit dessen jüngstem, ihm gleichaltrigen Neffen, dem Cardinal Alexander (geb. 1692) er bald eine auf den gleichen künstlerischen Neigungen begründete Freundschaft schloß. Denn der Onkel wie der Neffe standen mitten in den Arbeiten für eine wirkliche, nicht bloß wie im fünfzehnten Jahrhundert nachgeahmte Wiedererweckung des classischen Alterthums, durch welche man sich bemühte, dem Erdboden die in ihm vergrabenen Schätze der Vorzeit zu entreißen, sie zu erhalten und zu sammeln. Römische, wie etruskische, bald auch pompejanische Ausgrabungen boten den erstaunten Augen einen unmittelbaren Einblick in das Schaffen und Leben längst vergangener Jahrhunderte. Man kann sich denken, welchen Antheil St. an diesen Bestrebungen nahm. Aber gerade mitten aus dieser vielversprechenden Thätigkeit ward er schon 1717 durch seinen Vater abgerufen, als sein älterer Bruder Ludwig (geb. 1688), ein talentvoller Arzt und Botaniker, in jenem Jahre in Paris plötzlich gestorben war. Der Wunsch des Papstes, St. bei der Abschiedsaudienz durch günstige Aussichten für die Zukunft dauernd an Rom zu fesseln, schien ihm an Voraussetzungen geknüpft, welche seinem protestantischen Bewußtsein widerstrebten. Er kehrte, zwar nicht in seine engere Heimath, wol aber nach Süddeutschland zurück, pilgerte durch Baiern nach Wien, wo ihn Kaiser Karl VI. empfing und ihm seine Münzen zeigte, dann nach Sachsen, wo der kunst- und prachtliebende August der Starke ihm eine Pension aussetzte, und begab sich endlich nach Holland zu seinem alten Freunde Fagell, bei dem er im Haag bis 1721 verweilte. Dann aber veranlaßte ihn die englische Regierung als ihr Agent nach Rom zurückzukehren, um die Umtriebe des Stuart-Prätendenten Jakob (III.), eines Sohnes des 1688 entthronten Jakob II., zu überwachen, der sich seit 1719 in Rom niedergelassen hatte. Nun lebte St. dort wieder im Kreise seiner alten Freunde, mit den Sonderbarkeiten eines Einsiedlers, aber den Mittelpunkt bildend der archäologischen Studien in Rom, wie er denn 1724 selbst ein Prachtwerk herausgab: „Gemmae antiquae caelatae“ in Folio, mit Kupfern von Picart, die aber weniger schön ausfielen. Da, Allen unerwartet, beschließt er 1731 Rom zu

verlassen und nach Florenz überzusiedeln. Was ihn hiezu bewog, ist nicht recht ersichtlich; der von St. selbst angegebene Grund, man beabsichtige in Rom auf ihn ein Attentat, dürfte wol nur ein ersonnener sein. In der Arno-Stadt füllt er ein prächtiges Haus mit seinen immer wachsenden Sammlungen an. Er ruft dorthin seinen jüngeren Bruder Heinrich Sigismund, der aber 1747 starb. Später veranlaßte St. seinen Neffen Wilhelm, den Sohn seiner an den Professor Muzel vom Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin verheiratheten Schwester Luise Hedwig, aus dem französischen Heere, in dem er stand, auszutreten und zu ihm zu ziehen. Die Verhandlungen über dessen Abschied verzögerten sich länger, als man erwartet hatte; erst 1756 konnte er in Florenz eintreffen. Wol ein Gefühl seines nahen Endes ließ St. wünschen, diesen nächsten Verwandten, den er zum Erben auch seines Namens machen wollte, in seiner Nähe zu wissen. Seine Ahnung erfüllte sich bald: am 7. November 1757 machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende. — Seine Hinterlassenschaft an Kunstsachen, Büchern u. A. ward auf 100,000 Ducaten geschätzt. Der Erbe beschloß sie zu verkaufen, weil er eine Reise nach dem Orient — Vorderasien und Aegypten — unternehmen wollte, die er später auch ausführte. Nun aber hatte St. testamentarisch Winckelmann dazu auserwählt, eine Beschreibung seiner Gemmen, auf die er einen besonderen Werth legte, und wozu er schon selbst die Vorarbeiten gemacht hatte, zu verfassen. St. kannte Winckelmann aus dessen früheren Dresdener Schriften; als dieser im Herbst 1755 nach Rom kam — man kennt die näheren Verhältnisse — hatte er sich im März 1756 zunächst durch einen Brief an seinen berühmten Landsmann in Florenz gewandt, der ihn dem Cardinal Alexander warm empfahl. Da Winckelmann jedoch einen Besuch bei St. wegen einer Reise nach Neapel verschob, so starb dieser, ehe ihn Winckelmann gesehen. Nun erfolgte an Letzteren vom jüngeren St. (wie der Neffe gewöhnlich genannt wird) die Einladung nach Florenz in das Stosch'sche Haus, dessen Schätze Winckelmann mit Staunen und Bewunderung erfüllten. Aber die Beschreibung der Gemmen erwies sich für diesen als eine gewaltige Arbeit. Es handelte sich um etwa 3000 alte Steine, die sich in 30 Kisten zu 10 Schubfächern wohlgeordnet befanden. Winckelmann widmete sich seiner Aufgabe mit dem emsigsten Fleiß in Florenz vom September 1758 während neun Monate, dann siedelte er nach Rom über, wo er noch andere neun Monate in der herrlichen Villa des Cardinals Albani, dessen Freundschaft er von St. geerbt hatte, an der Vollendung und Drucklegung der „Description des pierres gravées de feu Monsieur le baron de Stosch" arbeitete, welche 1760 in Florenz in einem starken Quartbande erschien. Die französische Sprache war auf Wunsch des Neffen gewählt worden, der durch diese dem Verzeichniß eine weitere Verbreitung zu sichern glaubte. Ein classisches Französisch darf man darin freilich nicht suchen; auch könnte man bedauern, daß darin nur die schönsten Stücke näher beschrieben, die andern nur aufgezählt werden. Doch wird Winckelmann entschuldigt durch die Größe der Aufgabe und die Eile, mit welcher er sie fertig stellen mußte; auf alle Fälle ist die Sammlung durch seine Arbeit erst in ihrem Werthe erkannt worden und wol konnte eine deutsche Kritik den Vergleich wagen: „St. ist der Achill, der nach seinem Tode in Winckelmann einen Homer gefunden hat." Bei der nach kurzer Zeit erfolgenden Zerstückelung der Sammlung und deren Verkauf gingen die einzelnen Gruppen hierhin und dorthin. Erfreulich, daß gerade die Gemmen, welche St. besonders bevorzugte, durch Friedrich den Großen für 12,000 Thaler angekauft wurden, und so im Vaterlande ihres Sammlers und Erklärers ihren Platz im Berliner Museum, als eine besondere Perle desselben, erhalten haben.

Strodtmann, Neues gelehrtes Europa V, Nachträge in X, XIII. — Rasmus, Mittheil. des Histor. Vereins in Frankfurt a. O. Heft VI u. VII, 1867. — Carl Justi, Winckelmann, Bd. II, Abth. 2, §§ 50, 51, 55—58, 65—67.

R. Schwarze.

Stoß: Veit St. (Feyt Stwoß, Fit oder Fyt Stuos), Bildhauer in Nürnberg, war vielleicht der Sohn des Gürtlers Michael Stoß, der 1415 das Bürgerrecht in Nürnberg erwarb, oder ein Sohn des Heinz Stoß, der 1446 Nürnberger Bürger wurde. Ist Neudörfer's Angabe, daß er im Alter von 95 Jahren gestorben sei, richtig, so fällt seine Geburt in das Jahr 1438, denn sein Todesjahr 1533 steht fest. Sein Name wird zum ersten Male im J. 1477 genannt, in dem er mit Unterschreibung des Reverses „daß er wider die Stadt weder sein noch thun und alle ihre Geheimnisse, die er wüßte, bewahren wolle" sein Bürgerrecht in Nürnberg aufgiebt und nach Krakau übersiedelt. Wahrscheinlich war er schon vorher dort gewesen und hatte durch seine Arbeiten die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, so daß man ihn aus Nürnberg berief, als es sich um die Ausführung eines größeren Altarwerkes handelte. Die Annahme eines früheren Aufenthaltes in Krakau wird zur Gewißheit, wenn, wie vermuthet worden ist, der junge Stoß, der 1474 bei dem Goldschmiede Woitken in Krakau in die Lehre trat, identisch ist mit dem ältesten Sohne des Stoß Namens Stanislaus oder Stenzel, der seit 1495 als Goldschmied, später als Bildschnitzer in Krakau thätig war und 1527 nach Nürnberg übersiedelte, wo er vor 1530 starb. Wahrscheinlich war dessen Mutter, die erste Frau des Veit Stoß, eine Polin. Wann dieser heirathete ist unbekannt. Als er 1496 seinen Wohnsitz in Krakau aufgab und mit seinen vielen Kindern nach Nürnberg zurückkehrte, war sie gestorben. Auch seine zweite Frau, Christina, die Tochter des verstorbenen Losungsschreibers Johann Reinolt in Nürnberg, mit der er sich vor 1498 vermählte, ging ihm im Tode voraus. Sie starb im J. 1526. Da die Testamentsvollstrecker ihm die Herausgabe des väterlichen Erbtheils seiner Frau verweigerten, strengte er gegen jene einen Proceß an, der erst nach 10 Jahren zu seinen Gunsten entschieden wurde. Mit seinen Angelegenheiten hat er dem Nürnberger Rathe viel zu schaffen gemacht, so daß er von diesem als „ein unruwiger hayloser Burger der einem erbern Rat vnd gemainer Statt vil vnruw gemacht hatt" bezeichnet und in einem Decret ein „irrig vnd geschreyig man" genannt wird. Eine Geldangelegenheit sollte für ihn verhängnißvoll werden. In Krakau, wo ihm im J. 1484 „seiner Tugend und Kunst willen" das Bürgerrecht verliehen, volle Freiheit in der Ausübung seiner Kunst gewährt und volle Steuerfreiheit bewilligt worden war, hatte sich St. ein ansehnliches Vermögen erworben, so daß er sich in Nürnberg im J. 1499 ein stattliches Haus (Wunderburggasse A. N. S. 940) erwerben und eine ansehnliche Summe Geldes zurücklegen konnte. 1000 fl. hatte er auf Gewinn und Verlust bei einem Kaufmann Namens Baner angelegt. Eines Tages kündigte ihm dieser die auf 1300 fl. angewachsene Summe und rieth ihm, da St. das Geld „nicht gern feiern" lassen wollte, dieses bei einem gewissen Starzedel anzulegen. Dieser war dadurch in den Stand gesetzt, dem Baner eine rückständige Schuld von 600 fl. zu zahlen und verschwand mit dem übrigen Gelde, so daß St. um sein Geld kam. Da dieser keine Möglichkeit sah, dasselbe von Starzedel wiederzubekommen und da er mit Recht annehmen konnte, daß Baner mit ihm ein falsches Spiel getrieben hatte, so stellte er über die 1300 fl. einen neuen Schuldschein aus, fälschte Siegel und Unterschrift des Baner und forderte, da dieser natürlich den Schein nicht anerkennen wollte, vor Gericht sein Geld. Nach längeren, sich zwei Jahre hinziehenden Verhandlungen, die zum Theil vom Carmeliterkloster aus geführt wurden, wo der um seine Sicherheit bangende St. das Recht der Freiung

in Anspruch nahm, ward gegen St. entschieden, und da dieser seine That gestand, über ihn die Todesstrafe verhängt. Vielseitige Fürbitte veranlaßte den Rath, ihm das Leben zu schenken, doch ließ er ihn am 5. December 1503 brandmarken, d. h. ihm durch den Henker mit einem glühenden Eisen beide Backen durchbrennen, „und man hat keinen so lind gebrennt, denn er kam um das Sein“, bemerkt der Chronist. Zugleich mußte er schwören, zeitlebens die Stadt nicht zu verlassen. Er hielt jedoch nicht Wort, sondern entfloh aus der Stadt, als im folgenden Jahre sein Schwiegersohn Georg Trummer sich mit mehreren, Nürnberg feindlich gesinnten Herren verband, welche die Gelegenheit wahrnahmen, den Nürnberger Kaufleuten allerlei Ungemach zuzufügen, da er fürchtete, man würde ihn dafür zur Rechenschaft ziehen. Er stellte sich jedoch bald wieder, unterwarf sich der über ihn verhängten vierwöchentlichen Thurmstrafe und leistete von neuem den Schwur. Später wurde ihm eine jährliche Geschäftsreise von 3—4 Wochen, besonders der Besuch der Nördlinger und Frankfurter Messe gestattet. Volle Bewegungsfreiheit erhielt er trotz vielfacher dringender Bitte nicht, und als ihm 1506 der ihm wohlgesinnte Kaiser einen Restitutions- und Rehabilitationsbrief ausstellte, verweigerte ihm der Rath den öffentlichen Anschlag. Auf seine 1508 an den Rath gerichtete Bitte, „die maister und gesellen des pildschnitzers“, die den durch Brandmarkung entehrten Mann mieden, und weder bei ihm noch für ihn arbeiten wollten, „durch ain statknecht zesamenzevordern“ und ihnen den Brief vorzulesen, antwortet ihm der Rath, er möge „denen fur sich selbs sein königlich brief vor begnadung eröffnen und hören lassen; ob si im dann darüber arbaiten oder nicht, lass ein rat geschehen, dann aim rat nicht wöll fügen, imand darumb ze nöten“. Der Rath war auf St. niemals gut zu sprechen. Das erhellt auch aus einer anderen Angelegenheit. Bald nach seiner Rückkehr aus Krakau hatte er dem Rathe versprochen, diesem ein „groß Werk der Prucken“, vielleicht ein Befestigungszwecken dienendes Brückenmodell herzustellen, und dieser hatte ihm im Falle des Gelingens ein jährliches Leibgedinge von 150 fl. versprochen. Außer diesem lieferte er noch ein kleines Pruckenwerk und machte einen locker gewordenen Pfeiler der Rezatbrücke bei Steir wieder fest. Für alle diese Arbeiten trat er im J. 1506 mit einer größeren Forderung auf. Da er mit dieser zurückgewiesen wurde, drohte er, sich durch Vermittlung der Städte Köln, Straßburg, Augsburg oder Ulm sein Recht zu verschaffen, und als man ihm mit dem Bemerken, daß er seinen Versprechungen nicht nachgekommen sei, statt der geforderten 1284 fl. nur 57 fl. geben wollte, drohte er mit dem Kaiser. Hierfür ließ ihn der Rath in das Lochgefängniß unter dem Rathhaus werfen. Durch einen demüthigen Brief erwirkte er sich seine Freiheit und bald darauf erhielt er „für Arbeit die er gemeiner Stadt gemacht“ 40 fl. Seine Bemühungen, das ihm von Starzedel entwendete Geld wiederzubekommen, hat St. nicht aufgegeben, noch 1525 veranlaßt er den Rath, sich in dieser Angelegenheit an den Herzog Karl von Münsterberg und an die Stadt Breslau zu wenden, wo sich Starzedel damals aufhielt. Ob diese Bemühungen Erfolg hatten, erfahren wir nicht.

Von diesen Händeln berichtet sein Zeitgenosse Neudörfer nichts. Dagegen erwähnt er, St. habe sehr mäßig gelebt und sich des Weines enthalten. Wirft auch die Fälschung ein ungünstiges Licht auf seinen Charakter, so nöthigen seine Rechtshändel doch nicht zu dem Schlusse, daß er eine händel- und ränkesüchtige Natur gewesen sei. Vielmehr können diese ihren Grund in verletztem Rechtsgefühl gehabt haben. Leider besitzen wir kein Bildniß des Mannes, so daß wir über sein Aussehen ganz im Unklaren sind. Durch Neudörfer erfahren wir nur, daß er im hohen Alter erblindet sei. Nicht nur als Bildhauer bezeichnet er ihn, sondern bemerkt, daß er auch des Reißens, Kupferstechens und Malens verständig

30*

geweſt und erzählt, daß der Meiſter ihn „eine ganze Mappam hat ſehen laſſen, die er von erhöhten Bergen und geniederten Waſſerflüſſen ſamt der Städte und Wälder Erhöhungen gemacht hat“. Als „magister mechanicarum artium“, als welchen ihn die Krakauer Stadtacten nennen, kennzeichnen ihn die erwähnten „Pruckenwerke“. Malwerke ſeiner Hand ſind nicht bekannt, vielleicht beſchränkte ſich ſeine Malthätigkeit auf die Bemalung ſeiner Bildwerke, dagegen haben ſich, allem Anſchein nach der Frühzeit des Meiſters angehörende Kupferſtiche erhalten, die mit ſeinem von den Buchſtaben F S eingeſchloſſenen Künſtlerzeichen verſehen ſind. Dieſes beſteht aus einem Kreuz, deſſen unterer Theil in ein geſtürztes Dreieck hineinragt, das an der rechten Ecke offen iſt. Die Grabſticheltechnik der Blätter, die außer bibliſchen Darſtellungen ein gothiſches Capitäl und eine groteske Maske aufweiſen, iſt mangelhaft, dagegen iſt die Zeichnung von jener Kraft und Energie, die ſeine Bildwerke auszeichnet. Die Mehrzahl der letzteren ſind Holzſchnitzereien, daneben finden ſich einzelne Steinarbeiten, deren Entwurf von ihm herrührt, und ferner iſt er auf dem Gebiete des Erzguſſes thätig geweſen. Letzteres erfahren wir aus dem Jahre 1514, in dem er von Kaiſer Maximilian I. den Auftrag erhielt, „etliche Bilder von Meſſing zu gießen“, wahrſcheinlich einige Figuren zu dem Innsbrucker Grabmal des Kaiſers, für das ein Jahr vorher Peter Viſcher zwei Figuren geliefert hatte. Als ſich die Nürnberger Rothgießer wegen dieſes Uebergriffes, den ſich der Holzbildhauer in ihr Gebiet erlaubte, beim Rathe beſchwerten, wurde den geſchworenen Meiſtern von dieſem bedeutet, „daz ſi zu diſem mal zulaſſen, daz Veyt Stoß die gemachte Form gießen mug; dann ſunſt wurd es bei kaiſ. maj. groſze ungnad gepern“. Wir erfahren dann ferner, daß St. ſich beklagte und Schadenerſatz forderte, weil infolge der ſich hinziehenden Verhandlungen ſeine Form „erdorrt“ ſei. Mit dieſer Forderung wurde er abgewieſen, dagegen wurde ihm zur Ausführung des Guſſes ein Stadtmauerzwinger zur Verfügung geſtellt.

Das älteſte Schnitzwerk des St. iſt der Hochaltar der Marienkirche in Krakau, deren 1395 eingeſtürzter Chor im J. 1442 wieder erneuert worden war. Die von 1477—1489 dauernde Ausführung der Arbeit wurde zwei Jahre (1486—1488), die der Meiſter „in notlichen Geſchäften“ in Nürnberg verbrachte, unterbrochen. Für das Werk, einen mit reichem Aufſatz verſehenen Flügelaltar mit der Darſtellung des Todes und der Himmelfahrt Mariä im Mittelſchrein, und den Darſtellungen der ſieben Freuden der Maria in der Bekrönung und den Flügelreliefs, erhielt er außer dem Material 2888 fl. Dieſes Werk, mit ſeinen bewegten ausdrucksvollen und mit warmem Naturgefühl durchtränkten Geſtalten, mit der unruhigen Knitterung, der übertriebenen Bauſchung und Fältelung der Gewänder, kennzeichnet am beſten die künſtleriſche Art des Mannes, der mit Leidenſchaft und Energie die Schranken der mittelalterlichen Kunſt zu durchbrechen ſucht, um unumſchränkt dem Geiſte der die Natur in ihre Rechte ſetzenden Renaiſſance zu huldigen. St. iſt durch und durch Renaiſſancemeiſter, der mit Donatello, dem gewaltigen Italiener, einen rückſichtsloſen Naturalismus anſtrebt, aber nicht wie dieſer von der Antike beeinflußt und gehoben, ſondern vielmehr von der alten heimiſchen Art gehemmt und gezügelt wird.

Der künſtleriſche Entwicklungsgang des Meiſters läßt ſich bei der geringen Zahl datirbarer Arbeiten nicht verfolgen, doch iſt ſo viel zu erkennen, daß unter dem Einfluſſe der großen Nürnberger Meiſter, beſonders Dürer's, das Unſtete und Unruhvolle in ſeiner Kunſt gemildert wird, und eine edlere Formengebung Platz greift. Bezeichnend für die ältere Weiſe ſind die wehklagenden wappenhaltenden Figuren an der Tumba des mit einem originellen Baldachin verſehenen Grabmals des Polenkönigs Caſimir IV. Das aus rothem Marmor ziemlich handwerksmäßig ausgeführte Werk trägt am Fußende die Bezeichnung „Fit Stuoß

1492", während eines der mit figürlichen Darstellungen besetzten Capitäle den Namen des Bildhauers Georg Hueber von Passau aufweist, der wohl nach dem Entwurfe des St. die Marmorausführung versah. Dem folgenden Jahre gehört die gleichfalls aus rothem Marmor gefertigte Grabplatte des Erzbischofs Zbigniew Olesnicky in der Kathedrale von Gnesen an. Von dem in Holz geschnitzten Stanislausaltar, den St. noch für die Marienkirche in Krakau geschaffen, haben sich nur sechs Flügelreliefs mit Scenen aus dem Leben dieses Heiligen erhalten, die 147 Rathsherrenstühle, die er für den Chor dieser Kirche geliefert haben soll, sind dagegen verschwunden. Eine genaue Chronologie der in Nürnberg ausgeführten Arbeiten läßt sich nicht feststellen, doch fehlt es nicht an einzelnen datirten Werken. Das älteste sind die drei Steinreliefs im Chor der Sebalduskirche mit den Darstellungen des Abendmahls, des Gebets am Oelberg und der Gefangennahme Christi, von denen die letztere die Jahreszahl 1499 und das Monogramm des Veit Stoß aufweist. Neudörfer führt sie unter den Werken des Adam Kraft auf, der wahrscheinlich die Ausführung in Stein versah. Abgesehen von dem Monogramm und dem Umstande, daß sich dieses auf dem Säbel eines als polnischer Soldat charakterisirten Häschers findet, ist aus stilistischen Gründen die künstlerische Urheberschaft des St. gewiß. Ebenso ist St. für das gleichfalls in Stein ausgeführte Relief mit der Darstellung des jüngsten Gerichtes an der östlichen Südthür der Sebalduskirche in Anspruch zu nehmen, und auch die im Chor dieser Kirche aufgestellten Holzstatuen rühren von ihm her. Vom Hauptaltar der Frauenkirche hat sich außer zwei Reliefs eine Madonna vom Jahre 1504 erhalten, auch die leuchtertragenden Engel im Chor sind sein Werk. Aus dieser Kirche stammt auch die Rosenkranztafel im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, deren mittleres Feld eine von einem Rosenkranz eingeschlossene und um ein Antoniskreuz gruppirte Gruppe himmlischer und heiliger Gestalten, sowie die darunter angebrachte drastische Schilderung des jüngsten Gerichtes zeigt, während 23 lebendig componirte Reliefs mit Scenen aus dem alten Testament und der Lebensgeschichte Christi, sowie eine den oberen Fries füllende Gruppe von zwölf Nothhelfern die Umrahmung bilden. Die letzteren gehörten ursprünglich nicht zu dem Werke, vielmehr befanden sich an ihrer Stelle sieben weitere Reliefplättchen mit Passionsscenen, die sich im Berliner Museum befinden.

Künstlerische Gründe sprechen dafür, daß die großartigen Schnitzereien an dem im J. 1508 von Wolgemut mit Gemälden ausgestatteten Altar der Pfarrkirche in Schwabach von St. herrühren. Ob er die ihm zugeschriebene Ausführung des im Germanischen Museum befindlichen Rahmens zu Dürer's 1511 gemalten Allerheiligenbilde versah, ist zweifelhaft und, da bekanntlich dem Ganzen ein Dürer'scher Entwurf zu Grunde liegt, schwer zu entscheiden. Stoßische Eigenart zeigt er nicht. Einen nicht mehr vorhandenen Rahmen führte er im Auftrage der Familie Tucher im J. 1517 um 50 fl. für ein byzantinisches Gemälde mit der Darstellung Kaiser Constantin's und dessen Mutter Helena aus, das früher in der Spitalkirche hing und sich jetzt im Germanischen Museum befindet. Für dieselbe Familie, im Auftrage Anton Tucher's, schuf er im J. 1518 den vom Chorgewölbe der Lorenzkirche herabhängenden „Englischen Gruß", der ihn auf der Höhe seiner Kunst zeigt. Die von Engeln umschwebte überlebensgroße Verkündigungsgruppe umrahmt ein großer Rosenkranz, der mit sieben die Freuden der Maria aufweisenden Medaillons besetzt ist, während in der Höhe Gott Vater erscheint und unten die gekrümmte Schlange mit dem Apfel im Maule angebracht ist. Trotz der Lebendigkeit der Gestalten und der dem St. eigenen Knitterung der Gewänder, zeichnet sich diese Gruppe durch eine große Geschlossenheit und Ruhe aus. Auch die meisterhaft im Rund componirten

Medaillondarstellungen sind bewunderungswürdig. Die gleiche Meisterschaft verräth auch der mit dem Künstlerzeichen und der Jahreszahl 1523 versehene figurenreiche Altar der oberen Pfarrkirche in Bamberg. Den kühnen Naturalisten kennzeichnen am besten verschiedene Crucifixe, die besten in St. Sebald, St. Lorenz und auf einem Vorplatze des Spitals in Nürnberg. Das durch braunen Anstrich beeinträchtigte Crucifix von St. Sebald soll im J. 1526 entstanden und die letzte Arbeit des Meisters sein. Das durch Vergoldung verdorbene Exemplar zu St. Lorenz ist von den Gestalten des Johannes und der Maria eingeschlossen. Vielleicht gehört die in der Jakobskirche an der Hauptthüre aufgestellte Gruppe dieser beiden zu einem jener genannten Crucifixe. Unter den Schnitzereien der an Arbeiten des St. reichen Jakobskirche ragt eine ausdrucksvolle Pietàgruppe hervor. Bezeichnend für St. ist die im Germanischen Museum bewahrte Gruppe des gerechten Richters, vom Eingange der Nürnberger Rathsstube. Auch sonst besitzt das Germanische Museum verschiedene Stoßische Arbeiten, darunter eine betende Maria mit reich gebauschter Gewandung von großer Schönheit, ein Relief mit der Krönung der Maria und die vom Hause des Veit Stoß stammende, in Holz geschnitzte Madonna mit dem Kinde. Von den an den Nürnberger Wohnhäusern angebrachten Madonnen tragen mehrere das Gepräge der Stoßischen Kunst, am deutlichsten die Madonna mit der eisernen Krone am Weinmarkt.

Was von den verschiedenen ihm in Ungarn zugeschriebenen Arbeiten von ihm herrührt, ist noch nicht festgestellt. Sicher gingen seine Werke wie die der Vischer'schen Gießhütte vielfach außer Landes. Neudörfer erwähnt eine für den König von Portugal ausgeführte Gruppe von Adam und Eva, die er „lebensgroß von Holz und Farben solcher Gestalt und Ansehens gemacht, daß sich einer, als wären sie lebendig, davor entsetzt". Ueber den Verbleib dieses Werkes ist nichts bekannt. Ebenso kennen wir ein etwa spannenlanges Crucifix nur aus Neudörfer's Bericht. Zwei nicht näher gekennzeichnete Bildwerke, die er für das Carmeliter- und das Augustinerkloster ausgeführt hatte, wurden nach seinem Tode von seiten seiner Söhne Andreas und Florian beansprucht und diesen vom Rathe gegen Zurückerstattung der dafür gezahlten Summen im Betrage von 158 fl. und 150 fl. übergeben.

Außer dem Eingangs erwähnten ältesten Sohne Stanislaus und den soeben genannten beiden Söhnen, von denen Andreas ein Geistlicher war, der 1517 in Ingolstadt Doctor der Theologie und wegen seines Festhaltens an der alten Lehre im J. 1525 aus Nürnberg ausgewiesen wurde, während Florian sich als Goldschmied in Görlitz niederließ, werden noch als seine Söhne genannt der Maler und Formschneider Martin, der 1535 sein Bürgerrecht in Nürnberg aufgab und nach Krakau zog, Adrian, der als Landsknecht diente, Wilibald, Hans, Mathes und Sebastian, über die nichts näheres bekannt ist, und dann zwei, deren Namen wir nicht kennen von denen aber berichtet wird, daß sie in Siebenbürgen gestorben seien. Wie seine Tochter hieß, die den genannten Georg Trummer heirathete, ist unbekannt, dagegen kennen wir als seine Töchter eine Margaretha, die 1519 in das Kloster Engelthal trat, und Ursula, die den Goldschmied Sebald Gar heirathete. Die von Doppelmayr als Schüler des Schreibmeisters Neudörfer genannten Brüder Veit, Philipp und Christoph St., die in den Kanzleien der Kaiser Karl V., Ferdinand I. und Maximilian II. als Schreiber thätig waren und wegen ihrer Verdienste geadelt wurden, sind aller Wahrscheinlichkeit nach Enkel des Veit St.

J. Neudörfer, Nachrichten ꝛc. 1547 (Ausgabe Lochner 1875). — J. G. Doppelmayr, Historische Nachricht ꝛc. 1730. — J. Baader, Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs. 1860 u. 1862. — E. Förster, Denkmale deutscher Kunst VI (1860): Das Grabmal König Casimir's IV. von Polen. — R.

Dohme, Kunst und Künstler (Bergau) II. 1878. — R. Bergau, Der Bildschnitzer Veit Stoß und seine Werke o. J. — W. Bode, Geschichte der deutschen Plastik. 1887. — R. Bergau, Veit Stoß als Erzgießer, Zeitschrift f. bildende Kunst XIII (1878). — C. v. Lützow, Geschichte des deutschen Kupferstiches und Holzschnittes. 1891. — Jahrbücher der kunsthistorischen Sammlungen des österreich. Kaiserhauses X (1889). — P. J. Rée, Die Madonna vom Wohnhause des Veit Stoß in den Mittheilungen des Germanischen Nationalmuseums. 1892. P. J. Rée.

Stößel: Johann St., sächsischer Geistlicher, bekannt durch seinen Antheil an den kirchlichen, namentlich den kryptocalvinistischen Streitigkeiten, war am 23. Juni 1524 zu Kitzingen in Franken geboren, studirte vom Jahre 1546 an in Wittenberg und wurde hier 1549 Magister. Er trieb dann an der kurz vorher gegründeten Universität Jena theologische Studien und wurde hier für das reine Lutherthum gewonnen, als dessen energischer, gewandter und beredter Vertreter er bald als Superintendent von Heldburg bei verschiedenen Gelegenheiten erscheint, so bei der Einführung der Reformation in dem markgräflich Baden-Durlachschen Gebiete, so bei den zahlreichen Versammlungen, die die Feststellung der reinen Lehre zum Gegenstande hatten. 1556 nahm er an der Synode zu Eisenach theil, auf der mit Justus Menius wegen der Lehre von den guten Werken verhandelt wurde. Im Jahre darauf erschien er als Abgesandter Herzog Johann Friedrich des Mittleren von Sachsen auf dem Colloquium zu Worms, wo er mit seinen Genossen den flacianischen Standpunkt vertrat, später aber durch Lukas Tangel ersetzt wurde. Dann arbeitete er an der 1559 erschienenen Confutation, die er in einer „Apologie und wahrhaftigen Verantwortung des fürstlichen Ausschreibens“ vertheidigte. Im Frühling des Jahres 1560 begleitete er den Herzog Johann Friedrich auf seiner, in kirchlichem Interesse nach Heidelberg unternommenen Reise, wo er die streng lutherischen Anschauungen in einer Disputation gegen Peter Boquinus mit großer Gewandtheit und Schärfe vertheidigte. Im Sommer nahm er an dem Colloquium zu Weimar theil. Auf dem Naumburger Fürstentage 1561 vertrat er das strenge Lutherthum gegenüber dem Melanchthonismus und wirkte in dieser Richtung kräftig auf den Herzog ein, dessen plötzliche Abreise von ihm mit veranlaßt war. So wurde er noch in demselben Jahre Assessor des zur Schlichtung der theologischen Streitigkeiten eben errichteten Consistoriums zu Weimar. Seine Berufung in das Amt eines Superintendenten und theologischen Professors in Jena, die ursprünglich nicht dauernd hatte sein sollen, führte ihn mitten hinein in die Streitigkeiten zwischen Flacius und Strigel. Er vertrat den Standpunkt des Letzteren und wurde daher in einer 10 Bogen langen, 45 Beschwerden enthaltenden Anklageschrift von Flacius, Wigand und Judex hart angegriffen. Da sich auch die Universität beleidigt fühlte, wurde an den Hof berichtet. Eine von dem Kanzler, D. Christian Brück, geführte Commission hielt eine Untersuchung in Jena, bei der Flacius und Wigand abgesetzt wurden. In den folgenden Verhandlungen mit den Flacianern vertrat St. einen milden Standpunkt, suchte auch den Geistlichen die Unterschrift durch eine vermittelnde Formel (Superdeclaratio, Cothurnus Stoesselii) zu erleichtern. Sein Ansehen an der Universität beweist sein dreimaliges Rectorat in den folgenden Jahren (1563 Januar bis Juni, 1565 Juni bis December, 1567 Juni bis zum Ende des Jahres). Auch wurde er als erster am 13. bis 15. Juli 1564 zum Doctor der Theologie ernannt in einer feierlichen Promotion, bei der D. Max Mörlin als Prokanzellar und Paul Eber als Promotor auftrat. In demselben Jahr war er auch Decan der theologischen Facultät. Ende Januar 1566 war er zugleich mit Nicolaus Selnecker bemüht, zu Weimar auf Herzog Johann Friedrich in einer Audienz (am 27.), sowie in einem freimüthigen

Schreiben (vom 28., beantwortet vom Fürsten am 29.) einzuwirken. Die beiden Jenaer Professoren erklärten sich sogar bereit, zu Ostern ihre Stellungen aufzugeben. Als aber nach dem Sturze des Herzogs der streng lutherische Herzog Johann Wilhelm die Regierung übernommen hatte, mußte die melanchthonische Richtung weichen. Die früher vertriebenen Prediger wurden wieder eingesetzt. Auch nach Jena kam eine Commission. Da St. seine Absetzung voraussah, soll er heimlich am 16. Juni 1568 Jena verlassen haben. Er wurde jetzt auf Kurfürst August's Vermittelung hin Superintendent in Mühlhausen. Aber bereits im Jahre darauf wurde ihm das gleiche Amt in Pirna übertragen. Der Dresdner Superintendent, Daniel Greiser, wies ihn ein. St. war jetzt im Sinne des Kryptocalvinismus eifrig thätig. Namentlich stand er zu dem Dresdner Hofprediger, Christian Schütz (s. A. D. B., B. XXXIII S. 109), in näheren Beziehungen. Er war Mitarbeiter, Verbreiter und Vertheidiger des geplanten Katechismus, der Fragestücke und des Consensus Dresdensis. Auch am Hofe nahm er als Kirchenrath und als Beichtvater des Kurfürsten August eine angesehene Stellung ein. Er ermahnte diesen z. B., nach dem Beispiele des Kaisers Constantinus allen Anfeindungen gegenüber an dem Consensus Dresdensis festzuhalten. Wer in Verdacht komme, solle nicht ungehört verdammt, sondern auf Grund des lutherischen Katechismus, des Corpus Doctrinae und des Consensus Dresdensis examinirt werden. Er entwarf für den Kurfürsten eine knappe Gegenüberstellung der lutherischen und calvinischen Lehre in Tabellenform, „die Antithesis oder Gegenlehre der kurfürstlich sächsischen Theologen und des Heidelberger Katechismus vom heiligen Abendmahl“. Von Gutachten sei das über Peter Dathe erwähnt (1572). 1573 wurde er auf Antrag der Universität Jena vom Kurfürsten auf drei Monate zur Visitation in Thüringen beurlaubt. Aber mehr und mehr trat der Gegensatz zu dem streng lutherischen Hofprediger, M. Georg Lysthenius, hervor. Dieser berichtete an die Kurfürstin Anna über ein Gespräch mit St. über das heilige Abendmahl. Am 12. März 1574 forderte der Kurfürst von ihm ein kurzes Gutachten über den Gegensatz lutherischer und calvinischer Anschauung. Als St. in einem längeren Schreiben ablehnend antwortete, schrieb ihm der Kurfürst am 27. März in schroffem Tone. Zwei Tage später, am Sonnabend vor Ostern, befahl dieser, ihn in Verstrickung zu nehmen, ließ ihn aber zunächst noch gegen eine „Obligation“ im Pfarrhause zu Pirna, „seiner Kreuzesschule“, schickte auch noch im Anfange des Monats Juli seinen Kammerschreiber, Hans Jenitz, zu ihm, mit der Aufforderung, eine kurze Erklärung vom Abendmahl zu unterschreiben. Unterdeß berieth der Torgauer Landtag über die Behandlung der wichtigsten Persönlichkeiten, namentlich auch Stößel's. Die Anklage gegen diesen lautete neben den theologischen Gründen auf unehrerbietige Aeußerungen gegen die fürstlichen Personen. Auch Beziehungen zu dem Grafen von Schönburg, namentlich Rathschläge wegen des Flacianismus, wurden St. zur Last gelegt. Vielleicht hatte auch dessen Briefwechsel mit Herzog Johann Friedrich verstimmt. Zwischen der harten Auffassung des aufs heftigste ergrimmten Kurfürsten und der milderen Beurtheilung des Ausschusses kam es zum Vergleiche. Nach diesem erhielt St., nachdem ein Gesuch um Begnadigung abschlägig beschieden worden war, im August 1574 eine Wohnung in der Festung Senftenberg angewiesen, mußte aber eine neue Obligation unterschreiben. Mit Rücksicht auf sein Privatvermögen wurde die Pension auf 100 Gulden festgesetzt. Die Fürbitte des Pirnaischen Rathes, wie der Universität Jena, auch Stößel's erneute Gnadengesuche und Bekenntnisse konnten dem Gefangenen die Freiheit nicht erwirken, noch weniger die Wiederanstellung oder den erbetenen Urlaub in auswärtige Dienste. Ueber seinen Zustand mußten Geistliche und Beamte, auch eigens gesandte Commissare berichten. Sein tägliches Gebet war: Ut mens ad mortem

sit duce laeta deo. Sein Gemüthszustand wurde immer düsterer und seine Gegner ergingen sich wohl in den Berichten in Uebertreibungen bezüglich seiner Gewissensbisse und Selbstanklagen. Während er früher Sicherheit und Selbstbewußtsein zur Schau trug, „sich seiner guten Sache und seines guten Gewissens tröstete“, wurden später seine Bitten immer demüthiger und unterwürfiger. Als dem Kurfürsten im Anfange des Jahres 1576 berichtet wurde, daß St. zu einem offenen Bekenntnisse geneigt zu sein scheine, wurde nochmals D. Eulenbeck als Commissar gesandt, um ihn über den Grund und den Vorgang seiner Schwenkung vom strengen Lutherthum zu den calvinisirenden Anschauungen, ein auch heute noch nicht gelöstes Problem, eingehend zu befragen, namentlich auch darüber auszuforschen, ob vielleicht die Zusammenkünfte auf dem Rittersitze Schönfeld bei D. Cracau, oder die zu Dittersbach (bei Stolpen), bei dem um diese Zeit aus dem Amte geschiedenen Kanzler Hieronymus v. Kiesenwetter, auf ihn von Einfluß gewesen seien (vgl. die interessante Instruction Cop. 415, Bl. 117 im Dresdner Hauptstaatsarchive). St. starb am 18. (nicht 21.) März 1576 nach längerer Krankheit, einem viertägigen Fieber. Seine treue, oft und schwer leidende Lebensgefährtin, eine Tochter Anton Musa's, folgte ihm unmittelbar darauf im Tode nach und wurde mit ihm in der Nähe der Kirche beerdigt. Der Kurfürst sicherte sich den handschriftlichen Nachlaß, der von seiner Beschäftigung mit Luther und Melanchthon, wie mit den hebräischen Psalmen zeugt. Magister Brendel zu Quedlinburg mußte ihn ausliefern. Die übrige Verlassenschaft fiel den Erben zu.

Ueber Stößel's Leben finden sich in den Archiven zu Dresden, Weimar, Coburg reiche Nachrichten. Letztere beiden sind bei A. Beck, Johann Friedrich d. M., Weimar 1858, 2 Bände, ersteres in R. Calinich, Kampf und Untergang des Melanchthonismus. Leipzig 1866, auch von dem Unterzeichneten benutzt. — Außerdem: A. H. Kreyßig, Album d. evang.-luth. Geistl. Dresden 1883. S. 398. — J. Wagenmann, J. St. in Herzog-Plitt-Hauck, Real-Encyklopädie XIV², 750—752. XVIII², 998 — H. Heppe, Gesch. d. Protestantismus. Marburg 1852 ff., I. u. II. Band. — G. Frank, Gesch. d. prot. Theol. 1. Theil. Leipzig 1862. — A. Kluckhohn, Briefe Friedrich des Frommen. Braunschweig 1868. I, 159. 164. — Conr. Schlüsselburg, Theol. Calvinist. liber tertius. Francof. 1582. Prooemium Bl. 3. — K. G. Dietmann, die Priesterschaft in dem Churfürstenthum Sachsen I, 1023 bis 1029. — R. Hofmann, Gesch. d. Kirche St. Marien in Pirna. Pirna 1890. S. 38—40. — H. G. Hasse, Abriß der meißnisch-albertinisch-sächsischen Kirchengeschichte. Leipzig 1847. II, 55. — J. A. Gleich, Annales ecclesiastici. Dresden und Leipzig 1730. I, 49. — Adr. Beyerus, Syllab. Rect. et Prof. Jenae 1682, p. 86, 461. 505. — Simon Gediccus, Pelargus Apostata. Lips. 1617. p. 147. — Leonh. Hutter, Concordia concors. Francof. et Lips. 1690. p. 298—301. — J. W. Krauß, Sachsen-Hildburghaus. Kirchen-, Schul- und Landeshistorie. Greitz 1740. I, 136. — Unschuldige Nachrichten, 1712, 582 ff. 1735, 276. — Neues Archiv f. d. sächs. Gesch. und Alterthumskunde. III (1882), S. 188. Georg Müller.

Stoever: Johannes St., reformirter Theologe, ausgezeichnet als muthiger Kämpe für die Rechte seiner Kirche in schwerer Zeit und als Freund des Schulwesens wie Stifter mehrerer Legate, geboren am 25. December 1572 zu Herborn, † am 25. December 1651 zu Emmerich. In den ersten Jahren nach seiner akademischen Ausbildung an der lateinischen Schule zu Siegen thätig, wurde er im October 1604 zum dritten Prediger berufen. Im J. 1619 wurde ihm die Inspection über die Kirchen und Schulen der Grafschaft Nassau-Siegen übertragen. Unheilschwangere Wolken zogen sich aber über der reformirten Kirche

des Siegerlandes zusammen, nachdem der Convertit Johann der Jüngere nach dem Tode seines Vaters Johann des Mittleren am 13. Januar 1624 die Regierung angetreten hatte. Zwar hatte derselbe seinem Vater vordem feierlich in einem Reverse gelobt, nichts an dem kirchlichen Bekenntnisse des Landes zu ändern. Aber jetzt wurde solcher Revers nicht im geringsten respectirt. Er rief die Jesuiten in seine Grafschaft, um die Bewohner zur römisch-katholischen Lehre zu bekehren. Unter den Pastoren trat am meisten St. deren Uebergriffen entgegen. In mehreren Controverspredigten über Matth. 22, 18—21 bezeugten er und sein Amtsbruder Heinrich Pithan klar und unerschrocken die evangelische Wahrheit gegen jesuitische Verdrehungen. Am 25. Juli 1624 predigte sodann St. über das Evangelium vom ungerechten Haushalter, unter welchem unschwer der convertirte Landesherr zu errathen war. In ähnlichem Sinne predigten die beiden anderen Pastoren der Stadt. Nach der Rückkehr des Grafen von Brüssel am 11. Mai 1626 wurden deshalb alle drei ihres Amtes entsetzt. Bald darauf, am 6. Juni, erschien das sog. Reformations-Edict, welches die Ausübung der reformirten Religion im ganzen Siegerlande verbot. St. suchte sich noch einige Zeit verborgen in Siegen aufzuhalten, bis er denn zuletzt ausgewiesen wurde. Der Graf Ludwig Heinrich zu Dillenburg, an den sich St. zu Gunsten der entlassenen Pastoren, die alle in ihrem Glauben standhaft geblieben, wendete, nahm sich nach Kräften derselben an. St. selbst irrte nun einige Zeit umher, Köln, Emmerich, Amsterdam, Emden, Groningen sind die Stätten, wo er anklopfte, um ein Unterkommen zu suchen. Endlich fand sich im December 1627 ein solches in Emmerich. Hier hatte er zum Amtsgenossen Werner Teschenmacher, den berühmten Geschichtschreiber, seinen ehemaligen Schüler, der ihm aber durch sein persönliches Auftreten vielen Verdruß bereitete. Seine Stellung als kurbrandenburgischer Hofprediger, die er zugleich in Emmerich einnahm, wie als Abgeordneter der Clever Synode suchte er vor allem für seine bedrängten reformirten Glaubensgenossen im Herzogthum Jülich und Berg, welche von dem Pfalzgrafen von Neuburg auf alle Weise gedrückt wurden, auszunutzen. Mit seinem Collegen Bernhard Brant zu Wesel wendete er sich mehrmals an den Kurfürsten von Brandenburg, wie seine noch vorhandenen Schreiben bezeugen. Mit größter Aufmerksamkeit verfolgte er die Machinationen des Jesuitismus am Niederrhein, der, durch Fürstengunst gehätschelt, zu einer furchtbaren Macht heranzuwachsen drohte. Alle Schriften gegen denselben begrüßte er daher mit Freuden. Aber auch für das Schulwesen war St. so viel als möglich wirksam. An der reformirten lateinischen Schule zugleich Ephorus, bearbeitete er für dieselbe eine musterhafte Schulordnung und schrieb auch eine „Katechetische Anweisung“, welche 1634 im Drucke erschien. Vor seinem Ende vermachte er dieser Schule, ebenso der Hohenschule zu Herborn mehrere höchst bedeutende Legate. Auch die reformirte Stadt- und Bürgerschule zu Siegen, welche nach des Grafen Johann Tod 1638 durch Johann Moritz wieder eröffnet worden war, sowie die Dorfschule zu Ferndorf, wo sein Vater als Pastor gewirkt und gestorben, bedachte er. Mit Recht hat daher einer der Nachfolger Stoever's in Siegen, Inspector Grimm, geschrieben: Ehrwürdig bleibe der Nachwelt der Name dieses wackeren Mannes.

Cuno, Geschichte der Stadt Siegen. Dillenb. 1872. — Henr. Diestius, Funda Davidis. — Dillenburger Intelligenz-Nachrichten 1786. — Jahres- der höhern Bürger- und Realschule zu Siegen, 1859. — Archivalisches.

Cuno.

Stoy: Karl Volkmar St. nimmt in der Geschichte der deutschen Pädagogik eine bedeutsame Stelle ein als der einzige persönliche Schüler Herbart's, der dessen pädagogische Grundsätze in großen Schulorganismen vollständig durch-

geführt hat, außerdem als Begründer einer höheren wissenschaftlichen und praktischen Seminarbildung im Geiste Herbart's und als geschmackvollster pädagogischer Schriftsteller unserer Zeit. Ueber seine Jugend und den Gang seiner Bildung hat er sich selbst für die Chronik seines Seminars in folgender Weise ausgesprochen. „Er war geboren am 22. Januar 1815 zu Pegau, einem sächsischen Städtchen, wo sein Vater Archidiakonus war; er erhielt die erste Bildung und Vorbereitung zu einem wissenschaftlichen Beruf in seiner Vaterstadt durch seinen Lehrer Wange. Im zwölften Lebensjahr ward er Zögling der Landesschule zu Meißen, die er nach Ablauf des Sexenniums verließ und die Universität Leipzig bezog. Dort besuchte er mehrere Jahre theologische Vorlesungen, fühlte sich aber mehr zu philologischen Studien unter Hermann und philosophischen unter Hartenstein und Drobisch hingezogen. So verließ er die Theologie, erwarb sich 1837 die philosophische Doctorwürde und bezog die Universität Göttingen, um unter Herbart in Philosophie und Pädagogik sich weiter auszubilden. Von Göttingen führte ihn das Bedürfniß pädagogischer Praxis 1839 in die Erziehungsanstalt der Gebrüder Bender zu Weinheim an der Bergstraße. Drei und ein halbes Jahr verweilte er dort in glücklicher Thätigkeit und schied, dankesvoll, im October 1842, um sich eine Stätte akademischer Wirksamkeit zu suchen. Diese fand er in Jena. Am 22. Februar 1843 habilitirte er sich dort durch öffentliche Vertheidigung einer Dissertation." Die letztere handelt De auctoritate in rebus paedagogicis Platonicae Civitatis principibus tributa; sie ist in gewandtem Latein geschrieben und führt in geschickter Weise zu den pädagogischen Interessen der Gegenwart hinüber. Die angefügten Thesen sind theils dem Inhalte der Dissertation entnommen, theils bekunden sie den Herbartischen Standpunkt des Habilitanten in philosophischen und pädagogischen Dingen.

Im nämlichen Jahre starb der Director der 1833 von A. Facius in Jena gegründeten höheren Privatschule, Dr. E. A. H. Heimburg. „Diese Saat zu retten und in gleichem Sinne zu pflegen, wurde nun durch das ehrenvolle Vertrauen sämmtlicher Eltern" St. berufen. Dieser verlegte im April 1844 die Anstalt in ein geräumigeres Haus außerhalb der Stadt, in welchem er auch „seine sämmtlichen Gehülfen am Erziehungswerke in den Kreis seiner Familie aufnehmen" konnte, was ihm „als eine so wesentliche Bedingung für das Gedeihen seines Wirkens erschienen war, daß er ohne ihre Erfüllung die Direction zu übernehmen kaum gewagt hätte". In diese Familie führte er 1845 Fräulein Minna Karl aus Jena als Hausmutter ein. Als St. das Institut übernahm, welches als Stoy'sche Erziehungsanstalt sich einen so geachteten Namen erwerben sollte, zählte es vier Lehrer und sechzig Zöglinge. Im Jahre 1850 wurden dort über hundert Knaben unterrichtet, und die Zahl der Lehrer belief sich 1863 außer dem Director und den Musiklehrern auf zwölf. 1848 erhielt die Anstalt ein neues großes Schulhaus, das mit Lehrmitteln aufs reichlichste ausgestattet wurde. Die Schüler waren 6—18 Jahre alt. Die unterste Classe, Sexta, war eine „Vor- und Spielschule, frei von allem schulmäßigen Unterricht; Bauen, Spielen, Nachsprechen, Nacherzählen wechselten zwanglos mit einander ab." In Quinta verweilten die Schüler zwei bis drei Jahre. Dann stiegen sie Jahr für Jahr von Quarta bis Unterprima. Von Untersecunda an trennte sich die Schule in eine humanistische und eine Realabtheilung. Diesem Plane entsprach es, daß St. den fremdsprachlichen Unterricht mit Französisch begann, während Latein ein Jahr später, in Untertertia, einsetzte, sodaß die späteren Realisten doch noch in zwei Jahrescursen die Elemente einer classischen Sprache erlernten. In Religion und Geschichte waren beide Abtheilungen immer vereint. Später sehen wir das Lateinische den fremdsprachlichen Unterricht beginnen: für die Realisten war der bloß zweijährige Unterricht in dieser Sprache doch nicht ge-

nügend gewesen. Der Lehrplan der Anstalt zeichnete sich durch eine wohlthuende Einfachheit aus. Für anschauliche Behandlung des naturkundlichen Unterrichts hatte St. viel in Weinheim gelernt; den Sprachunterricht betrieb er in streng analytischer Weise, sodaß das Interesse für die ethischen Stoffe, welche er demselben zu Grunde legte, den Druck des formalen Studiums milderte. Dabei wirkten Uhland's erzählende Gedichte „erwärmend und erleuchtend“ im deutschen Unterricht, während im griechischen „Homer der Tironen Ein und Alles“ war (Credner, die Stoy'sche Erziehungsanstalt in Jena, 1869). Die nicht in regelmäßigen Fristen erschienenen Jahresberichte der Anstalt stattete St. mit trefflich geschriebenen Abhandlungen über wichtige erzieherische Fragen aus. Im zweiten Stück dieser „pädagogischen Bekenntnisse“ (Jena, F. Frommann, 1845, S. 12) spricht er über die in seiner Schule geübte Didaktik sich so aus: „Wie sorgt die Schule dafür, daß in ihren Pfleglingen die Gedanken Leben und Bewegung gewinnen? Antwort: vornehmlich dadurch, daß sie drei Formen des Unterrichts auf einander folgen und in einander eingreifen läßt. Nämlich immer zuerst Darstellung von Anschauungen, im Naturgeschichtlichen wie im Religiösen, im Mathematischen wie im Sprachlichen, dann erst genaue Zergliederung des Mannichfaltigen bis in seine einzelnsten Theile, endlich auf der obersten Stufe Zusammenstellung des Einzelnen! Dabei unausgesetzte Uebung im Verknüpfen und Combiniren, viel Fragen und Analogieen, häufige Nachweisung des Zusammenhangs, nirgends bloßes Vorsprechen von Regeln und Reflexionen, oft Aufwerfen von Fragen und Zweifeln — denn es gilt, aus dem geistigen Schlaf aufzustören.“ Von einer solchen Durcharbeitung des Lehrstoffes erwartete er nachhaltige Wirkung auch für den sittlichen Charakter der Schüler, denen er in gleicher Absicht möglichste Freiheit, aber auch vielfache Gelegenheit zur Selbstbestimmung gewährte. Wichtig waren ihm in dieser Beziehung auch die ausgedehnten Schulreisen, welche er veranstaltete, neben der reichlichen turnerischen Uebung, welche seine Anstalt bot. Es konnte nicht ausbleiben, daß unverständiger Spott dieser zu schaden suchte; aber St. fühlte sich glücklich als Vater seiner Schulgemeinde.

Aus den kleinsten Anfängen heraus entwickelte sich Stoy's Pädagogisches Seminar, die wirksamste und glücklichste seiner Schöpfungen. Brzoska's viel zu weit angelegter Plan zu einem Unternehmen solcher Art (s. dessen Schrift „Die Nothwendigkeit pädagogischer Seminare auf der Universität,“ neu herausg. von Rein. Leipzig 1887, s. A. D. B. III, 458) hätte eher abschrecken können; aber St. stellte sich ganz auf eigene Füße und fing sein Werk in bescheidenster Stille an. Einige seiner Zuhörer sammelte er im Juni 1883 zu pädagogischen Besprechungen in seiner Wohnung. Die sachliche und methodische Bearbeitung der ersten Volksschulfächer war die erste Beschäftigung der kleinen Gesellschaft, in der das „älteste Mitglied“ des Stoy'schen Seminars, der um die Schullitteratur vielfach verdiente Bartholomäi († 1878), sich durch besonderen Eifer hervorthat. Bald erhob sich das Bedürfniß der praktisch-pädagogischen Uebung. Die Stadt Jena wies nun St. auf dessen Ansuchen einen Theil ihrer überfüllten Volksschule zu. Es waren Mädchenclassen, mit denen er 1845 eine ausgedehnte öffentliche Prüfung abhielt, welche sehr günstig nach außen wirkte. Um Pfingsten 1848 übergab ihm die Stadt die ganze zweite Bürgerschule, die nun an Stelle jener Mädchenschule trat. Den Lehrplan konnte er nicht ändern; aber die Methode gestaltete er von Grund aus um: er schloß Geographie an die Heimathskunde an, beschränkte die Naturgeschichte auf die Betrachtung der heimischen Naturwelt, ließ nach Modellen zeichnen, führte einen biographischen Geschichtsunterricht ein und knüpfte die schriftlichen Arbeiten im Deutschen an Erlebtes (Excursionen, Turnfeste u. s. w.) an. 1854 kaufte St. einen schönen

Garten im Namen der Gemeinde. Hier ließ er die Zöglinge seiner Uebungsschule arbeiten und gab ihnen das Erträgniß ihrer Mühe nach Hause mit, eine Einrichtung, die nicht wenig dazu beitrug, die anfangs zuchtlosen Knaben dem erziehenden Einflusse der Schule zugänglich zu machen. Das auf diesem Grundstücke stehende Haus erwies sich als unzureichend für die Zwecke der Schule. Nun sammelte St. Baugelder und kaufte das Ganze von der Stadt zurück, um einen Bau nach eigenem Plan ausführen zu können. Der Großherzog gestattete, daß das neue dreistöckige Haus Johann-Friedrichs-Schule genannt werde (1858). Der Erbauer aber verpflichtete sich der Stadt gegenüber, im Falle seines Ablebens oder seines Wegzuges von Jena das Schulhaus der Gemeinde unentgeltlich zu überlassen. Zu jener Zeit unterrichtete die Johann-Friedrichs-Schule 112 Knaben in drei Classen, wovon die unterste in zwei Abtheilungen zerfiel; in späteren Jahren war sie auf fünf Classen mit nahezu 200 Schülern angewachsen, welche von Stoy's Seminaristen unter der Führung von zwei Oberlehrern unterrichtet wurden. Die Arbeit der Seminaristen war eine ziemlich ausgedehnte und wohl gegliederte. Sie hörten die Vorlesungen des Directors, der auch sonst für ihre allgemein pädagogische Weiterbildung sorgte und sie, wo Lücken im sachlichen Wissen sich zeigten, zur Ausfüllung derselben aufs sorglichste anleitete. Zahlreiche Conferenzen dienten der praktischen Ausbildung derselben und zugleich der inneren und äußeren Ordnung der Schule: das Pädagogicum behandelte allgemeine pädagogische, didaktische und psychologische Fragen, das Scholasticum die Aufgaben des Schuldienstes und der Individualpädagogik, das Prakticum führte die Seminaristen zur Erprobung der erlangten didaktischen Fertigkeit vor die Schulclassen, und das Kriticum brachte dem Seminar den Ertrag dieser Lehrübungen ein, indem zuerst der „Praktikant" seine Leistung selbst besprach und dann die kritischen Bemerkungen des für jedes Prakticum zum voraus bestellten Recensenten anhören mußte. Bei diesen Veranlassungen zeigte St. ein außerordentliches Geschick darin, die manchmal nach den disparatesten Seiten auseinandergehende Erörterung wieder ins rechte Geleise zurückzuführen. Die empfindlichen und die mit sich selbst nicht zufriedenen Seminaristen tröstete sein heiterer gesellschaftlicher Sinn, der es ermöglichte, daß das ganze Seminar sich wie eine Familie ansah.

Bis zum Jahre des deutschen Krieges dauerten diese glücklichen Verhältnisse, die St. freilich ganz nur seiner eigenen Arbeit verdankte. Die Anerkennung der Behörden, denen sein dienstliches Wirken unterstellt war, blieb gering. 1846 war er außerordentlicher Professor, 1857 ordentlicher Honorarprofessor mit 300 Thalern Gehalt geworden. Als er für sein Seminar Staatsunterstützung erbat, dachte man daran, die Betheiligung der Theologen an dieser Anstalt einzuschränken. St. fand dieses Vorgehen entwürdigend und legte nach kurzem Besinnen seine Professur nieder. Die badische Regierung, an welche er sich jetzt wandte, übertrug ihm im April 1866 den Lehrstuhl für Pädagogik an der Universität Heidelberg mit 600 Gulden Gehalt. So wandte er dem undankbaren Jena, an dem doch sein ganzes Herz hing, im Juni dieses Jahres den Rücken. Er hatte in Jena über Logik, Einleitung in die Philosophie, Psychologie, Encyklopädie der Philosophie, über Kant und über Herbart gelesen; im Jahre 1861 war seine „Encyklopädie, Methodologie und Litteratur der Pädagogik" erschienen (2. Aufl. 1878), ein durch Uebersichtlichkeit des Planes, Klarheit der Darstellung und einen bedeutenden Reichthum seiner Gedanken und geistvoller historischer Bemerkungen ausgezeichnetes Buch. So durfte er in Heidelberg einen freundlichen Empfang hoffen. Aber die Arbeit und die Aufregung der letzten Jahre hatte ihn ermüdet. Er beabsichtigte jetzt, „in einfacher Thätigkeit des Vortrags über das ganze Gebiet der Pädagogik und ihrer Hülfswissenschaften

beginnend," nach und nach einen befriedigenden Wirkungskreis sich zu schaffen; aber sein Seminar, die fruchtbarste Wurzel seiner Wirksamkeit, fehlte ihm. Da erhielt er im August 1867 die telegraphische Nachricht, daß er zum Director des ersten evangelischen Schullehrerseminars in Oesterreich zu Bielitz mit einer Besoldung von 1200 Gulden östr. erwählt worden sei. Der Antrag war verlockend; doch wollte St. auf seine Professur nicht verzichten. Er suchte einen halbjährigen Urlaub nach, der ihm auch (vom 1. November ab) gewährt wurde. Ueber seine ersprießliche Thätigkeit in Bielitz berichtet er selbst in einem schönen Programm („Organisation des Lehrerseminars. Ein Beitrag zur Methodologie". Leipzig 1869), das er der evangelisch-theologischen Facultät der Universität Gießen widmete, die ihn zum Ehrendoctor ernannt hatte. Daß man seine Thätigkeit als Organisator des Seminars in Bielitz zu schätzen wußte, bekundete die 1871 durch das österreichische Unterrichtsministerium an ihn ergangene Berufung zu einer pädagogischen Conferenz in Wien, welche die Regelung des österreichischen Seminarwesens berieth.

In Heidelberg hatte St. indessen auch außerhalb seiner Vorlesungen in pädagogischen Dingen vielfache Anregung gegeben. In einem Verein akademisch gebildeter Lehrer wirkte er als belebendes und leitendes Element. Die Volksschullehrer der Universitätsstadt vereinigte er zu pädagogischen Zusammenkünften, an denen nach und nach auch entfernter Wohnende theilnahmen. Zweimal in der Woche hielt er ähnliche Zusammenkünfte in Mannheim für die dortigen Lehrer ab. In der „Allgemeinen Schulzeitung", welche er von 1870 bis 1881 leitete, finden sich auch aus der Heidelberger Zeit treffliche Aufsätze Stoy's. Aber die Ablehnung seines Antrages auf Errichtung eines pädagogischen Seminars durch die philosophische Facultät, die übrigens schon bei Stoy's Berufung in einem eigenen pädagogischen Lehrstuhl kein Bedürfniß der Universität sehen wollte, und die Ausschließung des „Honorarprofessors" von der pädagogischen Examination bei den Doctorpromotionen verstimmte ihn derart, daß er, als von Jena seine Rückkehr gewünscht wurde, im April 1874 den Entschluß faßte, seine „durchaus freundliche und friedliche und sonst höchst angenehme, aber für Pädagogik derzeit höchst ungünstige und deprimirende Stellung in Heidelberg aufzugeben."

In jugendlichster Stimmung trat er in die alten Verhältnisse in Jena wieder ein. Nur seine Erziehungsanstalt war unterdessen in andere Hände übergegangen; Dr. Keferstein besaß sie, als St. nach Jena zurückkehrte. Im Seminar dagegen herrschte bald wieder ein rüstiges Leben; Stoy's Schüler in Jena hatten auch während der Abwesenheit desselben den Zusammenhang mit ihm als „Stoy's pädagogische Zweiggemeinde" aufrecht erhalten. Ein Beweis für die allgemeine Würdigung der Stoy'schen Einrichtungen ist es, daß Ziller dieselben dem von ihm 1861 in Leipzig eröffneten pädagogischen Seminare zu Grunde legte; freilich sagte die bis ins kleinste getriebene Geschäftigkeit der Ziller'schen Schule dem die großen Hauptgedanken mit voller Freiheit ergreifenden Geiste des Pädagogen von Jena so wenig zu, daß er sie schließlich in sehr bestimmter Weise öffentlich mißbilligte. Gewisse Kränkungen, welche St. von Seiten der philosophischen Facultät widerfuhren, wurden aufgewogen durch das unleugbare Interesse, welches die Landesregierung an seiner Thätigkeit nahm. 1880 eröffnete sein Sohn Heinrich in Jena eine Erziehungsanstalt, welche den Namen der „Stoy'schen" Schule wieder erneute. Der Vater sprach bei der feierlichen Eröffnung über die „Idee der Erziehungsanstalt". Die Rede ist als letztes (neuntes) Stück der „pädagogischen Bekenntnisse" (Jena 1889) gedruckt. Lebhaft beschäftigte St. in diesen Jahren die Frage der pädagogischen Vorbildung für das höhere Lehramt. Thesen darüber trug er 1876 zu Bonn, 1880 in Brüssel auf dem pädagogischen Congreß der belgischen Verfassungsfeier und 1884 in den pädagogischen

Conferenzen der Gesundheitsausstellung zu London vor. Es stand ihm fest, daß die Lösung der damals so lebhaft erörterten Ueberbürdungsfrage nur von einer systematischen pädagogischen Durchbildung der Lehrer der höheren Schulen zu erwarten sei. Mitten in eifrigster Thätigkeit für seine Johann-Friedrichs-Schule feierte St. seinen 70. Geburtstag. Am Tage darauf starb er an einer rasch verlaufenden Lungenentzündung (23. Januar 1885). Der pädagogischen Ueberzeugung, welche er vertrat, hat er Anerkennung in weitesten Kreisen errungen; aber die anregende Kraft seines lebendigen und freien Geistes wird noch lange Zeit nicht bloß von seinen persönlichen Freunden vermißt werden.

(Bartholomäi), das pädagogische Seminar in Jena. Leipzig 1858. — G. Credner, die Stoy'sche Erziehungsanstalt in Jena. Jena 1869. — Weilinger, das pädagogische Seminar in Jena. Jena 1878. — G. Fröhlich, Dr. K. V. Stoy's Leben, Lehre und Wirken. Dresden 1885. — A. Bliedner, K. V. St. und das pädagogische Universitätsseminar. Leipzig 1886. — C. Andreae, Zum Andenken an Prof. Dr. K. V. Stoy. Kaiserslautern 1885 (Programm). — Außerdem Stoy's Programme und Gelegenheitsschriften. Im Obigen sind überdies handschriftliche Aufzeichnungen und amtliche Acten benutzt worden. E. v. Sallwürk.

Stoz: Matthäus St., Jesuit, † am 13. Febr. 1678, war Professor in Ebersberg, dann Professor der scholastischen Theologie in Freiburg im Breisgau, wo über seine Nachlässigkeit und seinen unerbaulichen Lebenswandel (Trunksucht) geklagt wurde. Er hat eine „Instructio et praxis recte et expedite confitendi“ 1661 geschrieben. Eine Umarbeitung dieser Schrift wurde von seinem Bruder Johann vollendet und herausgegeben unter dem Titel: „Tribunal poenitentiae s. libri duo, prior de poenitente ut reo, posterior de confessore ut judice, auctore M. St. inchoatum, opera germani ex eadem societate perfectum totoque secundo libro auctum“, schon 1683 approbirt, aber erst 1701 gedruckt, neu aufgelegt 1739 und 1756. — Johann St., geb. zu Augsburg, 1653 Professor in Ingolstadt, hat nur noch eine kurze „Relatio historica de gestis in Concilio Tridentino“ (nach Pallavicini) 1695, veröffentlicht.

de Backer. — Döllinger-Reusch, Gesch. der Moralstreitigkeiten S. 647. Reusch.

Strachwitz: Joh. Moritz v. St., Breslauer Weihbischof, † 1781. Geboren am 3. Febr. 1721 auf dem väterl. Schlosse zu Czieschowa (Kr. Lublinitz in Oberschlesien), Sohn des Joh. Friedr. v. St. aus dem Hause Groß-Zauche und der Sophia Elis., geb. Freiin v. Frankenberg, erhielt, für den geistlichen Stand bestimmt, nachdem er drei Jahre in dem collegium Germanicum der Jesuiten zu Rom verweilt, am 16. April 1740 in der fürstbischöfl. Hauscapelle zu Breslau die niederen Weihen und nach Empfang der eigentlichen Priesterweihe noch vor 1744 ein Kanonikat in Breslau, womit die Pfründen eines Erzpriesters erst zu Namslau, dann zu Paschkau verbunden wurden; 1752 rückte St. als Scholasticus in die Reihe der Prälaten auf und erlangte im Febr. 1761 die Würde eines Domdechanten. Unmittelbar darauf ernennt ihn der Papst zum Bischof von Tiberias und Weihbischof von Breslau. Die Consecration erfolgt zu Krakau am 17. Mai 1761. St. hatte sich durch ein conciliantes Benehmen die Gunst König Friedrich's erworben, sodaß dieser ihm bereits 1759 eine Prälatur am Breslauer Kreuzstift verschafft hatte. Diese Gunst hatte nun auch die Folge, daß, als nach dem Hubertsburger Frieden die Verhältnisse des seit der Flucht des Bischofs Schaffgotsch verwaisten Breslauer Bisthums wieder geordnet wurden, dessen Leitung thatsächlich in Strachwitz's Hände überging, dem der Bischof Schaffgotsch die umfassendsten Vollmachten als seinem Generalvicar zu ertheilen sich gedrängt sah. Wohl nahm der Bischof, nachdem er im April

1766 unfähig, den ihm auferlegten Zwang länger zu tragen, nach seinem jenseits der preuß. Grenze gelegenen Schlosse Johannisberg sich wiederum geflüchtet hatte, jene Vollmachten zurück, doch ohne Erfolg, da St. inzwischen von dem Papste eine gleiche Vollmacht als apostolischer Vicar für die ganze Zeit, wo der Bischof an der Ausübung seines Amtes gehindert sei, zu erlangen vermochte. St. hat von 1761 bis zu seinem Tode 1781 das Bisthum Breslau regiert und zwar hat er bei aller Connivenz dem Staate und dem Landesherrn gegenüber, doch auch die Rechte der Kirche zu wahren verstanden. So ist seine Haltung für die Regelung der Jesuitenfrage geradezu entscheidend geworden. Als der Papst Clemens XIV. 1773 den Jesuitenorden aufhob, erklärte bekanntlich Friedrich d. Gr., um der Dienste, welche ihm die Jesuiten als Leiter des höheren katholischen Schulwesens in Schlesien leisteten, nicht verlustig zu gehen, den Orden in seinen Landen schützen zu wollen. Da aber erhob St. Einspruch, und dem Könige entging es nicht, daß der Weihbischof, ohne sich mit seinem geistlichen Oberen, dem Papste in directen Widerspruch zu setzen, nicht den Jesuiten in Schlesien die Ausübung geistlicher Functionen gestatten könne. Das zur Beseitigung dieses Conflictes 1775 vom Papst Pius VI. bestätigte Uebereinkommen war den Jesuiten nicht eben günstig. Der Orden als solcher galt nun auch in Preußen als aufgehoben; aus den Exjesuiten wurden Priester des Kgl. Schulinstitutes, die als Geistliche der bischöflichen Gewalt unterstanden. Eine Ausdehnung dieser Aufsicht auch auf die Lehrthätigkeit der Patres ward zwar von dem Weihbischofe angestrebt, aber nicht durchgesetzt. Pläne der österreichischen Regierung, den nichtpreußischen Theil des Breslauer bischöflichen Sprengels tauschweise abzutrennen, welche eine wesentliche Schädigung des Bisthums herbeigeführt haben würden, abzuwehren, hat sich St., von der preußischen Regierung energisch unterstützt, mit Erfolg bemüht. Es wird ihm überhaupt nachgerühmt werden müssen, daß er seine schwierige Stellung mit großem Takte auszufüllen vermocht hat. Der Gunst des Königs hatte er sich bis zum letzten Augenblicke zu erfreuen, und in der That hat er viel dazu beigetragen, daß die von dem katholischen Clerus noch immer festgehaltenen österreichischen Sympathien allmählich dahin schwanden. Auch seine große Arbeitskraft sowie seine unermüdliche Wohlthätigkeit verdienen Anerkennung. Am 28. Januar 1781 starb er und wurde in der Michaelscapelle der Breslauer Domkirche beigesetzt, wo ihm auch ein marmornes Epitaph errichtet wurde.

Biogr. Notizen als Inschrift seines Epitaphs bei Erdmann, Beschreibg. der Kathedralk. ad S. Joh., S. 114. — Weltzel im schles. Kirchenbl. 1851. — Actenst. seine Amtsführg. betr. bei Lehmann, Preuß. u. d. kath. K. IV u. V.

Grünhagen.

Strachwitz: Moritz Karl Wilhelm Anton Graf v. St., Lyriker, wurde am 13. März 1822 auf dem Familiensitze zu Peterwitz bei Frankenstein in Schlesien geboren. Die St. gehören seit alters zu den angesehensten schlesischen Adelsgeschlechtern und sind auch in Mähren begütert. Im übrigen ragten sie von jeher hervor als eine Säule des katholischen Glaubens und vertraten streng conservative Anschauungen auch in unruhigen Zeiten. Der Vater von Moritz St. scheint, obwohl er sonst von den Ueberlieferungen des Hauses nicht abwich, eine moderne Erziehung für zeitgemäß erachtet zu haben. So ließ er den frühreifen fähigen Sohn anfänglich auf dem väterlichen Schlosse durch gute Hauslehrer unterrichten, sandte ihn aber, ungeachtet der feudalen Familiengrundsätze, zu Frankenstein und zu Breslau auf berufene öffentliche Schulen, die in der That auch St. zu einer vorzüglichen Grundlage von Kenntnissen verhalfen und seinen starken Wissenstrieb vollauf in Athem hielten. Nach Absolvirung des Gymnasialcursus beschloß er, wohl hauptsächlich unter dem Drucke des Standesvorurtheils gegen

andere Fächer, sich dem Studium der Rechte zu widmen und besuchte demgemäß nach einander die Universitäten zu Breslau und zu Berlin. Wie es seine Erziehung sowohl wie seine Abkunft voraussetzen lassen, bewegte sich St. daselbst in den feinsten gesellschaftlichen Kreisen und genoß auch das Glück anregenden Umgangs von geistig tonangebenden Persönlichkeiten. Als aber die übliche Studienzeit verflossen war, zog es den noch sehr jungen Juristen unwiderstehlich nach der schlesischen Hauptstadt zurück, an der sein ganzes Gemüth mit inniger Treue hing.

Sein Schlesierland und insbesondere sein engerer Heimathsbezirk, die von Mythe und Sage umwobenen Höhen und Gründe des Riesengebirges, waren ihm seit der Kindheit ans Herz gewachsen. In dem aufreibenden Leben der Großstädte hatte sich seiner eine gewisse Unruhe bemächtigt, der nichts gemein war mit moderner Blasirtheit oder Nervosität; aber nie wieder kam er zur rechten Ruhe, zur Freude am Leben, zur Befriedigung mit seinem Schaffen und sich selbst, zur Erkenntniß seines Berufes. Zunächst ward er als Referendar beim Kreisgericht zu Grottkau angestellt. Hier, so wollte es die Vorsorge der Verwandt- und Gönnerschaft, sollte er sich an regelmäßige Arbeit gewöhnen und für die höhere juristische Laufbahn die nöthige Anleitung und Unterweisung finden. Jedoch, wie sich kaum anders erwarten ließ, die amtliche Thätigkeit behagte Strachwitz' lebhaftem Wesen nicht. Er war eine kühne, in den demoralisirenden Wandelgängen der großen Welt naiv gebliebene Natur. Draußen in der freien Schöpfung ungebunden durch Hain und Hügel zu schweifen, womöglich auf feurigem Renner, danach verlangte er, wie es „Ein Reiterlied“ ausmalt. Da seine Vermögensverhältnisse wider eine so frühzeitige Quittirung des Dienstes nichts einwandten, so ließ er alle Anwartschaft auf eine feste bürgerliche Stellung fahren, indem er von dem eben übernommenen Vorbereitungsposten zurücktrat und sich sogleich darauf auf eine längere Reise nach Schweden, Norwegen und Dänemark begab. Hier boten seiner reichen Einbildungskraft Natur und Vergangenheit der skandinavischen Landschaft nachdrückliche Eindrücke, deren Niederschlag uns in dem nicht ausgedehnten, aber gehaltvollen Cyclus „Nordland“ in den „Neuen Gedichten“ aufstößt.

Heimgekehrt, hielt er sich erst in Peterwitz auf, wo ihn Emanuel Geibel, der weichere, aber ihm gar verständliche damalige Führer der Lyrikerzunft, besuchte. Dann wohnte er auf seinem schönen mährischen Landgute Schwebetau. Nicht mehr im Stande, festen Fuß zu fassen, machte er sich bald von hier nach dem Süden auf und durchwanderte einen größeren Theil Italiens. Jedoch auch auf der sonnigen Halbinsel und in ihren Gefilden ewigen Frühlings fand er nicht, was er suchte, Ruhe und Menschenglück, das ihn anheimelte und deren Träger ihn verständen. Auf der Rückkehr nach Deutschland machte er noch in Venedig Station. Aber die Stadt, die er in zehn Gedichten meist in Terzinen wundervoll besungen hat, sandte ihm aus der Luft ihrer Lagunen den Todeskeim in die Glieder. „Ich bin so krank und sterben möcht' ich gerne in Venedig,“ hebt die Reihe der vom Colorit der Adria übergossenen Verse an. Vielleicht gerade weil er nun die geplante Rückreise überhastete, erstarkte die Krankheit mit reißender Schnelligkeit. Bis Wien schleppte sich der zum Tode Getroffene. Da erlag er am 11. December 1847 einem heftigen Nervenfieber. Mit seinem eigenen Thun und Treiben hatte er vorher Abrechnung gehalten; das zeigt sein letztes, im Angesicht des Todes geschriebenes Gedicht „An Victoire,“ wo es schon wie von einer abgeschlossenen Vergangenheit heißt: „Ich konnte selten nur dies Blut bestreiten.“

St. ist ausschließlich Lyriker in den beiden Sammlungen seiner poetischen

Erzeugnisse: „Lieder eines Erwachenden“ (1842) und „Neue Gedichte“ (1848); auch die epischen Motive in den Romanzen unterliegen der lyrischen Grundstimmung, obwohl er sich höchst wahrscheinlich, nach den Ansätzen in den erzählenden Poesien, gerade zu einem hervorragenden Balladendichter entwickelt haben würde. Verwunderlich bleibt in all seinen Versgebilden die vorbildliche Pflege der Form, welch letztere sich in einzelnen Nummern bis zu classischer Vollendung erhebt. Stets wirkt ein frischer, meist ein großer Zug, ein Zug von Begeisterung in den Worten des Dichters. Allenthalben keck und unabhängig, wirft er allen griesgrämlichen Leuten, allen Krämer-, Bedientenseelen, allem Philister- und Spießbürgerthum den Fehdehandschuh hin. Ritterlicher Sinn durchglüht sein Streben und Wünschen: „Ein Wort für den Zweikampf“ legt er ein, bereit, mit der ehrlichen Waffe in der Hand, alle Memmen und Hasenfüße zu züchtigen für ihr unmännliches, undeutsches Wesen. Doch „rollt mein Blut in mehr als deutscher Schnelle,“ so zieht sein Testamentspoem das Facit seines Ansturms gegen der Gegenwart sittliche Gesunkenheit. Grimmiger Haß gegen das Bureaukratenregiment erfüllt ihn, und mit Seherstimme kündet er von der Zukunft: „Es wird eine Zeit der Helden sein Nach der Zeit der Schreier und der Schreiber.“ Das für die Tendenz seines Dichtens bisweilen angewandte Schlagwort „patriotische Neuromantik“ verfehlt den Kern der Sache. Wo bei ihm das rein menschliche Gefühl vorwaltet, schert er sich den Teufel um die vor 1848 schemenhaften Begriffe Vaterland und Vaterlandsliebe; man vergleiche „Deutsche Hiebe“ und besonders die allgemein gehaltene Apostrophe „Germania“. Die „Lieder eines Erwachenden,“ die den kaum Zwanzigjährigen bereits auf dem Gipfel der dichterischen Stimmung zeigen, müssen den Boden unseres Urtheils bilden. In ihnen gelangt das unstete Sehnen nnd Bangen des Jünglings und Strachwitz's Freiheitsdurst überdeutlich zum Ausdruck; sie tragen das bezeichnende — nur in den Separat-Ausgaben beibehaltene — Motto des Anastasius Grün, dem er eins der „Gepanzerten Sonette“ widmete: „Ich seh die Morgensonne leuchtend steigen.“ Muster ihrer Art bringen sie in „Romanzen und Märchen“, Erotik völlig selbständigen Schlags als „Ein Dutzend Liebeslieder“, dazu mancherlei in fremden Rhythmen im Stile Platen's (dem zwei pietätvolle Poeme gelten), nur flotter, animirter. Hoch zu Roß sprengt er in den Versen dieser ersten Sammlung daher — so stellt den Dichter mit freier Phantasie auch ein treffliches Bild der illustrirten Ausgabe vor — und schwingt eine Standarte, auf der ein Krieg bis aufs Messer allen Rittern des Utilitätsstandpunktes, Verehrern der zeitgemäßischen Nüchternheit in leuchtenden Lettern eingeschrieben. Aber die Jugendlichkeit häuft Widerspruch auf Widerspruch. Er will die Tendenz verbannen und redet sich auch ein, daß er's thut und dafür setzt er principiell Faustrecht und mittelalterlichen Feudalismus auf den Thron. Er höhnt die abgeleierten Weisen der Süßlichkeitspoetaster, er will forsche herausfordernde Energie und er tritt von vornherein in demonstratives Gegenüber zu Georg Herwegh's „Liedern eines Lebendigen“ und schilt andere der revolutionären Brauseköpfe „Zwitter vom Roué und vom Propheten,“ vergeßlich in Bezug auf eigenes Orakeln. Aber prächtig schäumt die Dichterkraft überall auf in diesen luftigen Blättern.

„Neue Gedichte“ lautet der Titel der Nachlaßsammlung. Neu scheint auch der Verfasser hier zu reden. Und doch bleibt es ein Mißverständniß, auf einige versprengte Belege hin seinen Typus umkrempeln zu wollen, eine Versündigung an der einst formulirten Lebensansicht desjenigen, der „Ein wildes Lied“ sang. Der „Prolog“ von 1847 gewährt nicht die geringste Handhabe; im Gegentheil, der unaristokratische Scherz über das „Manchem so schwer verdauliche“ Grafen-Prädicat spricht entschieden gegen die etwaige

Bekehrung zu cavaliermäßigem Tone. Als eine Fälschung sondergleichen, der jede Unterlage außer der absichtlicher Tendenzmacherei mangelt, muß man es bezeichnen, wenn ein neuerer Herausgeber, v. Schmidt, sagt: „Als seine zweite Gedichtsammlung fünf Jahre später erschien, waren Verstand und Urtheil gereift und er hatte einsehen gelernt, daß er sich die revolutionären Ideen, denen die Liberalen damals huldigten, nicht aneignen könne, daß ihm vielmehr seine ganze Naturanlage, sein Charakter [!] und seine gesellschaftliche Stellung seinen Platz im conservativen Lager anwiesen". Er belegt diese Unterschiebung mit Strachwitz' Griff in „eine große Vergangenheit", in die „alte romantische Märchenwelt", mit seiner Behandlung „heiliger Liebe" und „tiefinnigen Glaubens". Wer wird Ludwig Uhland, den wir doch wahrlich einen Meister in all diesen Stoffen rühmen, zu einem Conservativen im Geist derer des Vormärzes zu stempeln wagen? Freilich, die diesen Gebieten angehörigen Leistungen Strachwitz's enthalten Perlen der episch gestreiften Lyrik und müssen als seine unvergänglichsten Schöpfungen hervorgehoben werden: „Helge's Treue," „Rolf Düring," „Das Lied vom falschen Grafen" aus der skandinavischen Ausbeute, „Das Herz von Douglas," „Hie Welf!". „Die Jagd des Moguls" aus den letzten Romanzen und Historien. Auch die beiden ersten Abschnitte der jüngeren Sammlung, „Den Männern" und „Den Frauen", verrathen eine merkliche Abklärung des überwallenden Gefühls und lassen den frühen Hingang des reichbegnadeten Dichters schmerzlich bedauern. Auch die Wucht der Sprache und die Technik erreichen hier mehrfach eine erstaunliche Vollkommenheit.

Die erste „Gesammtausgabe" der „Gedichte" erschien 1850 zu Breslau bei Trewendt & Granier (später Eduard Trewendt) wie die Einzelausgaben. Von letzteren sei nur die vortrefflich illustrirte der „Lieder eines Erwachenden" in Großoctav (5. Aufl., 1854) genannt. Die neueren Gesammt-Abdrucke sämmtlicher Dichtungen, die der Originalverleger veranstaltete, hat Strachwitz' Landsmann und Altersgenosse Karl Weinhold, der bekannte Germanist, in würdiger Weise besorgt. Ebenfalls gleichaltrig ist Rudolf v. Gottschall, der den schlesischen Dichtern der vierziger Jahre sehr nahe stand, und an verschiedenen Stellen, besonders in seiner Deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts und im Eingange eines Aufsatzes über Max Waldau (Monatschrift Nord und Süd, 1891, Bd. II) aus persönlich gewonnener Einsicht heraus treffliche Winke zur richtigen Auffassung liefert. Der in Reclam's Universalbibliothek 1878 erschienenen Wiederholung der rechtmäßigen Gesammtausgabe hat Friedrich v. Schmidt, Pfarrer a. D., ein unsachliches und, wie oben erwiesen, irreführendes „Biographisches Vorwort" vorausgeschickt; seine vermeintliche Abtrumpfung der etwas scharfen Kritik, die St. bei Heinrich Kurz (Geschichte der deutschen Litteratur, IV) findet, mißlingt aus demselben Grunde. Einige gute Bemerkungen auch bei R. M. Werner, Lyrik und Lyriker, S. 512 f. und 541.

Holzhausen, Zeitschr. f. deutsche Philologie XV, 344.

Ludwig Fränkel.

Strack: Christian Friedrich Leberecht St., als Schriftsteller nur Friedrich genannt, wurde am 24. Jan. 1784 zu Kloster Rosleben geboren, wo sein Vater, Friedrich Benignus Ludwig St., Rector des Gymnasiums war. Er ging im J. 1799 nach Leipzig, um dort Theologie zu studiren, wurde im J. 1804 Magister und noch in demselben Jahre auch Vesperprediger an der Universitätskirche. Im J. 1806 ward er Lehrer am Pädagogium in Halle, ward 1810 an das Gymnasium in Wertheim berufen, sodann 1814 als Professor der Naturgeschichte und der alten Sprachen an das Gymnasium in Düsseldorf und kam im J. 1817 als Vorsteher der Vorschule nach Bremen. Hier blieb er dann bis zu seinem am 25. Juli 1852 erfolgten Tode. St. hat

einige Schulbücher herausgegeben, ebenso deutsche Uebersetzungen von Classikern (anonym); in weiteren Kreisen aber ist er bekannt geworden durch seine geistlichen Dichtungen. Besondere Verbreitung fand die Sammlung solcher Gedichte, die er unter dem Titel: „Eloah. Erhebungen des Herzens zu Gott in einer Reihe von Gesängen und metrischen Gebeten“ herausgab; sie erschien zuerst 1814 (Frankfurt a. M. bei Brönner); in neuen Auflagen 1817, 1822, 1826, 1835 und 1842, und noch in einer neuen Titelauflage zum siebenten Male 1861 (bei Christian Winter, dem jetzigen Inhaber des Brönner'schen Verlages). Eine ähnliche Sammlung gab St. sodann im J. 1835 heraus: „Stunden der Einsamkeit. Betrachtungen, Gebete und Gesänge“ (Bremen, bei Heyse); diese hat, soviel uns bekannt, nur eine Auflage erlebt. Alle diese Dichtungen enthalten religiöse Betrachtungen, die, obschon aus frommer Gesinnung entsprossen und, wie die vielen Auflagen der ersten Sammlung beweisen, damals auch von den Zeitgenossen gewürdigt, doch dem nüchternen (rationalistischen) Standpunkt des Verfassers gemäß sich nicht immer über gereimte Prosa erheben. In den Oden, namentlich wenn sie, wie z. B. die Widmungen, persönliche Erfahrungen aussprechen, ist ein höherer Schwung; sie zeichnen sich auch durch edle Sprache aus.

Rotermund, Lexikon aller Gelehrten ꝛc. in Bremen, 2. Theil, Bremen 1818, S. 200 f. — Goedeke, 1. Aufl., III, S. 1259, Nr. 1912. — Pökel, Philologisches Schriftsteller-Lexikon, Leipzig 1882, S. 266. l. u.

Strack: Johann St., am 12. September 1553 zu Münchhausen bei Wetter geboren, erhielt seine Ausbildung auf dem Pädagogium und dann (von 1570) auf der Universität Marburg. 1573 wurde er Pfarrer zu Schröck bei Marburg, wozu er 1575 noch die Stelle zu Bauerbach übernahm. Als Aegidius Hunnius' Einfluß (s. diesen) in Oberhessen und bei Landgraf Ludwig von Marburg maßgebend geworden war, verlor er wegen seiner philippistischen Lehrmeinung seine Stellen, fand aber bei Landgraf Wilhelm IV. Zuflucht, welcher ihm eine Predigerstelle in Kassel (1588) übertrug. Hier starb er 1612 am 27. Juni als Superintendent. — Seine Schriften sind zumeist Predigten, darunter viele Leichenpredigten.

Eckhard, Leichpred. — Strieder, Hess. Gel.-Gesch. XVI, 33. Kretzschmar.

Strack: Johann Heinrich St., Architekt, wurde am 24. Juni 1805 in Bückeburg als Sohn des dortigen Hofmalers und Professors St. geboren, von dem er den ersten Unterricht im Zeichnen erhielt. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, wandte er sich im J. 1824 nach Berlin, um sich auf der Bauschule und Kunstakademie zum Architekten auszubilden. Schon im J. 1825 bestand er das Feldmesserexamen und trat dann in Schinkel's Atelier ein, dem er sieben Jahre lang angehörte, und in dem er sich begeistert den Lehren seines Meisters anschloß. St. arbeitete damals nicht nur an den zahlreichen Bauunternehmungen und Plänen Schinkel's mit, sondern lieferte auch für dessen Werk: „Sammlung architektonischer Entwürfe“ zahlreiche Zeichnungen. In den Jahren 1827—1832 unter Stüler's Leitung an dem Ausbau des Palais für den Prinzen Karl beschäftigt, leitete er in den Jahren 1829—1830 den Ausbau des Palais für den Prinzen Albrecht selbständig. Gemeinschaftlich mit Stüler entwarf er dann ein Concurrenz-Project für das Gesellschaftslocal der ersten russischen Eisenbahnanlage von St. Petersburg nach Paulowna. Da er mit dem ersten Preis gekrönt wurde, unternahmen die beiden Freunde eine Reise nach Rußland. Wiederum gemeinsam mit Stüler gab St. in den Jahren 1835—1840 „Vorlage-Blätter für Möbel-Tischler“ heraus. In Verbindung mit seinem Freunde, dem Maler F. E. Meyerheim, nahm St. eine Reihe mittelalterlicher Ziegelbauten in der Mark auf, die sie unter dem Titel: „Architektonische Denkmäler der Altmark Brandenburg mit erläuterndem Text von

F. Kugler" im J. 1833 in Berlin veröffentlichten. Neben dieser praktischen und wissenschaftlichen Thätigkeit wirkte St. seit dem J. 1827 auch als Lehrer, erst im Architektenverein, dann seit 1839 an der Kunstakademie und bald darauf auch an der Bauakademie. Die ersten selbständigen Bauten, die St. ausführte, waren Privatgebäude und Villenbauten. Namentlich auf letzterem Gebiete hat er Hervorragendes geleistet, wovon noch heute eine Anzahl in Berlin errichteter Anlagen Probe ablegen. Seit seiner Ernennung zum Hof-Bauinspector im J. 1842 war St. namentlich für den Prinzen von Preußen, den nachmaligen Kaiser Wilhelm I., thätig. In seinem Auftrage vollendete er das von Schinkel und Persius begonnene Schloß Babelsberg, wo namentlich die Decoration der Festsäle von ihm herrührt. Seine gelungenste Schöpfung in Berlin war das im J. 1842 errichtete Palais des Grafen Raczynski am Königsplatz, das im J. 1883 abgebrochen wurde, um dem Reichstagsgebäude Platz zu machen. Unter den Berliner neueren Kirchenbauten rühren die rein gotische St. Petrikirche (1846—1850) und die romanische St. Andreaskirche, eine dreischiffige Basilika (1853—1856), von St. her. Von den späteren Privatbauten Strack's in Berlin werden namentlich das Bier'sche Haus am Leipziger Platz und die Borsig'sche Villa in Moabit, für welche St. auch die ganze innere Einrichtung entwarf, gerühmt. Weniger gelungen erscheint der von ihm geleitete Umbau des kronprinzlichen Palais (1856—1858) und die Durchführung der Nationalgalerie, bei der St. allerdings an die Pläne Stüler's gebunden war. Doch ist die Durchbildung der so überaus nüchternen Architektur im Aeußeren und Inneren und die viel zu große Treppenanlage als sein Werk zu bezeichnen. Am unglücklichsten war aber St. bei der Errichtung der im J. 1873 vollendeten Siegessäule auf dem Königsplatz, deren colossale Höhe in argem Mißverhältniß zu dem dürftigen Unterbau steht. Von den zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten Strack's genießt sein Werk über „Das altgriechische Theatergebäude" (Potsdam 1843, Fol.) noch heute großes Ansehen. Ebenso wird es stets in dankbarer Erinnerung bleiben, daß es ihm im J. 1862 gelang, die Ueberreste des Dionysos-Theaters in Athen auszugraben. St., der sich namentlich der Gunst Kaiser Wilhelm's I. erfreute, hatte in seiner Stellung als Geheimer Ober-Hof-Baurath, die er seit 1875 inne hatte, und als Leiter zahlreicher hervorragender Staatsbauten einen großen Einfluß auf die Entwicklung der Berliner Architektur. Da er aber mit zäher Energie an dem Schinkel'schen Ideal festhielt und den modernen Renaissancebestrebungen feindlich gegenüber stand, schritt die Entwicklung der Berliner Baukunst noch bei seinen Lebzeiten über seine Leistungen hinaus, so daß er mit seinen Anschauungen ziemlich vereinzelt dastand, als er am 13. Juni 1880 starb. Er liegt auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhof in Berlin begraben, wo ihm Schüler und Freunde ein Denkmal mit Benutzung einer von ihm selbst entworfenen Zeichnung errichtet haben.

Vgl. Alfred Woltmann, Die Baugeschichte Berlins. Berlin 1872. (Register.) — Berlin und seine Bauten. Hrsg. vom Architekten-Verein zu Berlin. 2 Theile. Berlin 1877. (Register.) — Kunst-Chronik. Beiblatt zur Zeitschrift f. bildende Kunst. 15. Jahrg. Leipzig 1880. Sp. 579. 644—646. — Der Bär. 6. Jahrg. Berlin 1880. S. 221, 222. — Biographisches Jahrbuch f. Alterthumskunde. 8. Jahrg. 1885. Berlin 1886. S. 96—100. — Rosenberg, Gesch. d. modernen Kunst. 3. Bd. Leipzig 1889. S. 349 bis 351. — W. Lübke, Lebenserinnerungen. Berlin 1891. S. 218 u. ff. — Der Kirchenbau des Protestantismus. Hrsg. v. d. Vereinigung Berliner Architekten. Berlin 1893. S. 216—218.

H. A. Lier.

Strack: Karl St., Arzt, geboren in Mainz am 17. Februar 1722 und in Aschaffenburg als kurfürstlicher Hof- und Regierungsrath am 10. October

1805 verstorben, studirte außer in seiner Vaterstadt noch in Paris, Berlin und Erfurt. Am letztgenannten Orte promovirte er 1747 mit der Abhandlung: „De mechanismo, effectu, usu respirationis sanae“, ließ sich darauf in Mainz als Arzt nieder, wurde 1754 Professor der Chirurgie, 1763 der Physiologie und Pathologie, 1782 der Chemie, erhielt 1784 den obengenannten Titel und siedelte bei Verlegung der Mainzer Universität nach Aschaffenburg hierher über, wo er bis an sein Lebensende verblieb. St. war auch schriftstellerisch in hervorragendem Maaße thätig. Zahlreiche Dissertationen, akademische Gelegenheitsreden, größere und kleinere, selbständige und Journalabhandlungen rühren von ihm her, deren Verzeichniß sich in dem untengenannten Buche, bezw. den dort angegebenen Quellen findet.

Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte ꝛc. V, 556. Pagel.

Strack: Ludwig Philipp St., geboren zu Haina im Hessischen am 10. August 1761, † zu Oldenburg am 27. Januar 1836, verrieth schon früh Liebhaberei und Talent für die Malerei, so daß er, nachdem er als 13jähriger Knabe zu einem Mechanicus in Cassel in die Lehre gegeben war, nach kurzer Zeit zu dem Porträtmaler und Galerieinspector Joh. Heinrich Tischbein in Cassel, einem Vetter seines Vaters, überging, um sich unter Leitung desselben zum Maler auszubilden. Durch Tischbein wurde er im J. 1783 dem Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg bekannt, der ihn nach Oldenburg zog und dort eine Zeitlang beschäftigte. Nachdem er dann zwei Jahre in Hamburg und Lübeck sich aufgehalten hatte, wo er namentlich in der Tischbein'schen Familie verkehrte, begab er sich 1786 zu weiteren Studien nach Cassel zurück und erhielt 1788 von der dortigen Akademie ein Reisestipendium von 600 Thalern auf drei Jahre. Im J. 1789 ging er nach Rom und schon nach einigen Monaten weiter nach Neapel zu seinem Vetter, dem Director der dortigen Gemäldegalerie, Wilhelm Tischbein. Während er bisher die verschiedensten Gegenstände behandelt hatte und namentlich auch als Porträtmaler thätig gewesen war, entschied er sich in Italien für die Landschaft. Später finden wir ihn wieder in Rom, dann wieder in Neapel und endlich auf einer Reise durch Süditalien und Sicilien, welche ihm die Vorwürfe zahlreicher Gemälde geliefert hat. Ueber Neapel und Rom kehrte er im J. 1794 nach Deutschland zurück, wurde Hofmaler in Cassel und siedelte 1797 als Hofmaler des Herzogs von Oldenburg zunächst nach Eutin und dann 1803 nach Oldenburg über. Infolge der französischen Occupation zog er 1811 nach Holstein, kehrte aber 1815 zu dauerndem Aufenthalt nach Oldenburg zurück, wo er namentlich die Schlösser zu Oldenburg und Rastede mit seinen Bildern schmückte. — Ein Aufsatz in den Nummern 39, 40, 41 der „Oldenburgischen Blätter“ vom Jahre 1819 giebt neben einem Abriß des Lebens des Künstlers eine Uebersicht über seine bis zu jenem Jahre vollendeten Werke und eine Charakteristik vieler einzelnen Gemälde. Ergänzt sind die Mittheilungen in einem Nachtrage in Nr. 31 der „Oldb. Blätter“ vom Jahre 1837. — Herausgegeben hat St.: „Monumente aus dem Heidenthum im Herzogthum Oldenburg“, in Steindruck. Mutzenbecher.

Strackerjan: Christian Friedrich St., geboren am 23. December 1777 zu Stollhamm im Herzogthum Oldenburg, † am 20. Januar 1848 zu Oldenburg, war der Sohn des Amtsvogts und Kammerraths Christian Friedrich St. zu Schwei, erhielt seinen ersten Unterricht durch Hauslehrer, besuchte dann das Gymnasium zu Oldenburg und bezog im Herbst 1795 die Universität Jena, um die Rechte zu studiren. Im J. 1798 zurückgekehrt, war er zunächst als Untergerichtsanwalt in Oldenburg thätig, fungirte seit 1800 als Secretär bei verschiedenen Behörden und als Auditeur bei dem oldenb. Infanterieregimente und wurde 1803 zum Landgerichtsassessor in Neuenburg ernannt. Nachdem er im

J. 1806 den Grafen W. G. F. Bentinck auf einer Reise nach Berlin und Petersburg begleitet hatte, trat er als erster Assessor bei dem Amtsgerichte zu Varel mit dem Titel eines gräflich Bentinck'schen Hofraths ein und rückte 1809 in die Stelle des Vorstandes des Amtsgerichts vor. Während der französischen Gewaltherrschaft war St. kurze Zeit Friedensrichter in Burhave. Nachdem er Neujahr 1813 die Stelle eines Secretärs bei dem Grafen Bentinck übernommen hatte, wurde er infolge der bald darauf im Herzogthum Oldenburg ausgebrochenen Unruhen nebst seinem Bruder arretirt, nach Bremen gebracht, von dem dortigen Kriegsgericht freigesprochen, dann aber auf Vandamme's Befehl nach Wesel und weiter nach Mastricht abgeführt, wo der Bruder in der Gefangenschaft starb, er selbst aber im April 1814 entlassen wurde. Er trat dann in den oldenburgischen Staatsdienst zurück und war von 1814—1818 als Amtmann in Varel, von 1818 an als Amtmann und Oberamtmann in Jever thätig, wurde aber 1833 nach Oldenburg berufen, um den Bibliothekar v. Halem zu unterstützen. Nach dem Tode desselben (1839) wurde er zum Bibliothekar ernannt und übernahm 1847 die Geschäfte des Oberbibliothekars und eines Mitgliedes der Bibliothekcommission. — St. ist vielseitig litterarisch thätig gewesen, namentlich auf dem Gebiete der oldenburgischen Specialgeschichte. Nachdem er in jüngeren Jahren Beiträge zu den oldenburgischen Blättern vermischten Inhalts und andern Zeitschriften geliefert, unter dem Namen „Friedrich Stillleben“ Novellen mit dem Titel „Gemälde“ verfaßt, und „Das jetzt geltende oldenburgische Particularrecht im systematischen Auszuge“ (3 Thle., 1804) dargestellt hatte, übernahm er nach seiner Uebersiedelung nach Oldenburg die Redaction des Staatskalenders (1836—1846), der „Oldenburgischen Blätter“ (1834—1848), der „Mittheilungen“ (1835—1848) und der „Lesefrüchte“ (1836—1842), die Abfassung eines „Repertorium der Oldenburgischen Gesetzgebung“ (2 Bde., 1837) und die Herausgabe des Volkskalenders „Der Gesellschafter“ (1841—1845). Daneben lieferte er „Beiträge zur Geschichte der Stadt Jever“ (1836), „Beiträge zur Geschichte des Großherzogthums Oldenburg“ (4 Hefte, 1837 fg.), „Oldenburgs Fest- und Jubelbuch“ (1839), „Geschichte der Buchdruckerei im Herzogthum Oldenburg und der Herrschaft Jever“ (1840), und gab „Gerhard Anton von Halem's Selbstbiographie“ (1840) heraus. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigten ihn die Münzgeschichte Oldenburgs und die Vorbereitungen zu einem oldenburgischen Gelehrtenlexikon; zu einem Abschluß sind diese Arbeiten nicht gelangt.

Mutzenbecher.

Strackerjan: Karl Diedrich August St., geb. zu Jever am 10. August 1819, Sohn des damaligen Amtmanns Christian Friedrich St. (s. o.), besuchte die Provinzialschule zu Jever und seit der Versetzung des Vaters nach Oldenburg das dortige Gymnasium, machte im März 1837 sein Maturitätsexamen und bezog im Herbst desselben Jahres, nachdem er im Sommer durch Ableistung einer Dienstzeit von sechs Wochen in der Reserve seiner Militärpflicht genügt hatte, die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Er schloß sich hier der deutschen Burschenschaft an, deren Principien und Bestrebungen er stets treu geblieben ist; unter seinen nächsten Freunden ist besonders Ludwig Häusser zu nennen. Im Herbst 1839 ging er nach Berlin, kehrte im Herbst 1840 heim und trat nach bestandenem Tentamen 1841 die Stelle eines Hauslehrers in einer Beamtenfamilie an. Neujahr 1844 erhielt er eine Lehrerstelle an der Provinzialschule in Jever, zunächst provisorisch, dann, nach Ablegung des zweiten Examens (1845), definitiv; 1851 rückte er in die dritte Lehrerstelle („Cantor“, später [1859] „Collaborator“) auf. Eine als Schulprogramm veröffentlichte Arbeit „Zur Lehre von der Congruenz im Lateinischen“ (1856) brachte ihm den Antrag, sich um eine Stelle am Gymnasium in Lübeck zu be-

werben; er gab demselben jedoch keine Folge. Im Frühjahr 1864 übernahm er als Nachfolger Tycho Mommsen's das Rectorat der höheren Bürgerschule in Oldenburg, welche unter seiner erfolgreichen Leitung zur Realschule sich entwickelte und im Jahre 1883 als Oberrealschule anerkannt wurde. Einen Ruf als Director nach Schwerin (1866) lehnte er ab. Im J. 1868 wurde er von der Regierung beauftragt, an der nach Berlin eingeladenen Conferenz zum Zweck der Vereinbarung über das höhere Schulwesen theilzunehmen. Später folgte der Beförderung durch Verleihung des Titels „Schuldirector“ (1868) die Ernennung zum Vorsitzenden der Commission für die Prüfung der Candidaten des höheren Schulfaches (1874) und die Berufung in die Reichs-Schulcommission für die Jahre 1879 bis 1881. Nachdem er am 4. April 1889 das 25jährige Jubiläum als Leiter „seiner“ Schule unter allseitiger Theilnahme gefeiert hatte, warf ihn im Herbst desselben Jahres eine Lungenentzündung auf das Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erheben sollte. Er entschlief am 19. November 1889. — St. begann seine litterarische Thätigkeit schon als Candidat, indem er an den von seinem Vater herausgegebenen Zeitschriften („Mittheilungen“, „Oldenburgische Blätter“, „Oldenburgische Zeitung“) mitwirkte. In Jever übernahm er 1848 die Redaction der „Jeverländischen Nachrichten“, welche, in liberalem Sinne geleitet, heftige Kämpfe mit demokratischen Blättern zu führen hatten, und betheiligte sich gleichzeitig auch als Correspondent der „Weserzeitung“ und der „Deutschen Reichszeitung“ am politischen Leben. Mit dem Jahre 1853 trat er in die Redaction des von seinem Vater begründeten Volkskalenders „Der Gesellschafter“ ein und führte dieselbe eine längere Reihe von Jahren fort. Auch zu der Monatsschrift „Die deutschen Mundarten“ lieferte er Beiträge. Zu Ostern des Jahres, in welchem er Jever verließ (1864), erschien in dem Programm der dortigen Schule seine in der altdeutschen Forschung epochemachende Abhandlung „Die jeverländischen Personennamen“, in welcher er die erste Kunde gab von seiner für die weitere Entwicklung der germanistischen Namensstudien wichtigen Entdeckung, daß alle altdeutschen Namen aus zwei Stämmen zusammengesetzt sind. Obgleich in Oldenburg seine Berufsgeschäfte ihn sehr in Anspruch nahmen, so fand er doch oft und gern Gelegenheit, mit dem größeren gebildeten Publicum in Beziehungen zu treten. Abgesehen von einer nicht kleinen Zahl von zum Theil anonym erschienenen Beiträgen zur localen Geographie und Culturgeschichte, zog er in seinen Schulprogrammen die verschiedenartigsten Fragen in den Kreis seiner Betrachtung. So entstanden seine Abhandlungen über Schule und Haus, über das Leben Herbart's, über Eiche und Linde, über das Plattdeutsche als Hülfsmittel für den Unterricht, über den Menschen im Spiegel der Thierwelt u. a. Daneben sind die „Dichterabende“ zu erwähnen, deren erster einer Erinnerungsfeier für Ludwig Uhland gewidmet war. Er wählte zu denselben immer Gedichte eines hervorragenden Dichters oder einer Schule oder der Dichter eines Landes aus und ließ sie vor einer Anzahl geladener Gäste von seinen Schülern in der Aula vortragen; er selbst leitete diese anregenden und belehrenden Abende stets mit einem litterarhistorischen „Vorwort“ ein. Fast ein Viertelhundert solcher Dichterabende hat er veranstaltet; die Vorworte, welche weithin Anerkennung gefunden haben, sind fast alle in den Osterprogrammen der Schule erschienen. Unvergessen ist ihm endlich, daß die Errichtung eines Denkmals für J. F. Herbart, welches bei Gelegenheit der 100jährigen Feier des Geburtstages des Philosophen in dessen Geburtsstadt Oldenburg am 4. Mai 1876 enthüllt wurde, vorzugsweise seiner Anregung zu verdanken ist. — „Soll sein Wesen“, äußert sein College Krause, „in einem Worte zusammengefaßt werden, so sei es das, was er so hoch schätzte: er war ein deutscher Mann!“

R. Mosen, Karl Strackerjan, im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrg. 1889, S. 157. — E. Krause, Zur Erinnerung an Karl Strackerjan, im Osterprogramm der Oberrealschule zu Oldenburg 1890, S. 25.

Mutzenbecher.

Strackerjan: Peter Friedrich Ludwig St., geboren am 20. August 1825 zu Jever, wo sein Vater Christian Friedrich St. (s. o.) damals Oberamtmann war, † am 4. März 1881 zu Oldenburg, besuchte die Elementarschulen zu Jever und Oldenburg und das Gymnasium in Oldenburg und bezog Herbst 1843 die Universität Jena, wo er zwei Jahre als Theologe sich aufhielt, dann aber 1½ Jahre Jura studirte. Nach bestandener juristischer Prüfung (1847) übernahm er schon während seiner Probedienstzeit als Accessist im Februar 1848 die Redaction der „Oldenburgischen Zeitung“, wurde 1850 zum Amtsauditor ernannt und 1856 zum Amtsassessor befördert. Neben Beiträgen zu der einheimischen Presse lieferte er damals das Schriftchen: „Aus dem Kinderleben. Spiele, Reime und Räthsel“ (1850). — Im September 1856 wurde ihm die Stelle des Syndikus in der Stadt Oldenburg übertragen, mit welchem Amte die Redaction des „Gemeindeblatts“ verbunden war; er ging 1858 als Amtsrichter zu Oldenburg in den Justizdienst über, erhielt 1865 den Titel eines Justizraths, verließ aber 1873 den Staatsdienst, um als juristisches Mitglied in das Directorium der Oldenburgischen Spar- und Leihbank zu treten. In allen Stellungen erwarb er sich die Anerkennung und das Vertrauen seiner Mitbürger; eine Reihe von Jahren war er Mitglied des Stadtraths in Oldenburg, wiederholt Vorsitzender der städtischen Vertretung; mehrmals ist er zum Landtagsabgeordneten gewählt, zuletzt war er Präsident des Landtags. — Groß ist die Zahl der kleinen Aufsätze, die er in localen Blättern und Zeitschriften, namentlich in dem „Gesellschafter“, einem Volkskalender, hat erscheinen lassen; alle zeugen von einem lebhaften Interesse für die engere Heimath, ihre Geschichte und ihre Eigenthümlichkeiten. Als besondere Arbeiten sind zu nennen: „Aberglauben und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg“ (2 Bde., 1867), „Oldenburger Spaziergänge und Ausflüge“ (1875), „Die Osenberge; ein Landschaftsbild aus dem Oldenburgischen“ (1879), „Deutscher Sprüche Ein Tausend“ (1879). Aus seinem Nachlaß ist herausgegeben: „Von Land und Leuten; Bilder und Geschichten aus dem Herzogthum Oldenburg“ (1881); der Schrift ist eine Biographie des Verfassers beigegeben.

Mutzenbecher.

Stradanus: Johann St., Zeichner und Maler. Sein Familienname war eigentlich van der Straet oder in Italien della Strada; geboren in Brügge 1530, Schüler von M. Frank und P. Aertsens. In seinem Vaterlande malte er in älterer Schulweise, kam aber noch in jungen Jahren nach Italien; zuerst war er in Venedig thätig, dann in Florenz und Rom; in Florenz schloß er sich an Michelangelo, in Rom an Rafael an, den er nicht zu erreichen vermochte. Auch mit Daniele da Volterra und mit F. Salviati suchte er zu wetteifern. Vielfach war er für kirchliche Gemälde thätig. Nach Neapel übersiedelt, malte er den Palast für Don Juan d'Austria aus und zog nach einiger Zeit mit seinem Fürsten nach Flandern. Darauf kehrte er nochmals nach Florenz zurück, wo er an Vasari eine mächtige Unterstützung fand, so daß ihn der Großherzog Cosmus mit Ehren überhäufte. Mit Vasari war er auch im herzoglichen Palaste vielfach in Thätigkeit gewesen. Er führte auch viele Cartons zu Tapeten aus, deren Gegenstände vielfach Jagden und Fischereien enthielten, die den Charakter der niederländischen Schule trugen und ihm einen großen Ruf verschafften. Von seinen historischen Compositionen ist hervorzuheben als Hauptwerk die „Kreuzigung zwischen den Mördern“ in der Annunziata in Florenz; ebendaselbst in S. Spirito ist dessen kleines, aber figurenreiches Bild mit Christus,

der die Verkäufer aus dem Tempel treibt, zu erwähnen. Ph. Galle hat es gestochen. In Wien, in der kaiserlichen Sammlung, befindet sich eine „Geißelung Christi" und ein „Göttermahl". Letzteres galt früher als unbekannt und scheint überhaupt mit einem Göttermahl in Verbindung zu stehen, das im Braunschweiger Museum als ein Werk von Fr. Frank angeführt wird. Michelangelo ahmt unser Meister nur mit übertriebenen Bewegungen nach, aber er besitzt Phantasie und ist reich in der Composition, in der er sehr erfinderisch war; in diesem Talent wird er beglaubigt, da 388 Kupferstiche nach seiner Erfindung gezählt werden, die fast alle Arten derselben enthalten, wie Bibel, heilige und profane Geschichte, Allegorie, Thiere und Landschaften. Meistentheils haben sich C. Passe, Collaert, Goltzius, Sadeler, Mallery, H. Wierix, die Galle u. A. an den Stichen betheiligt. Auch eigenhändige Radirungen werden dem Meister zugeschrieben, so das vortreffliche Blatt „Leda vom Schwan umarmt", mit der Bezeichnung: Michael Angelus inv. Ferner die „heil. Magdalena, dem Heilande die Füße salbend". Das Bildniß des Künstlers hat Holtzius, Joh. Wierix und andere Stecher, die für Werke der Kunstgeschichte arbeiteten, hinterlassen.

S. Immerzeel. — Nagler. — Kataloge. Wessely.

Strähuber: Alexander St., Historienmaler, wurde als der Sohn des fürstlich Wrede'schen Stallmeisters St. am 28. Februar 1814 zu Mondsee im Salzkammergut geboren, kam bald darauf mit seinen Eltern nach Ellwangen und mit sieben Jahren nach München, wo der nach dem Wunsche der Eltern zum geistlichen Stande bestimmte junge Studiosus bis zur zweiten Gymnasialclasse auf der Bahn zur Wissenschaft aushielt, dann aber unaufhaltsam der Kunst zusteuerte. Bei Hermann Joseph Mitterer und J. A. Rhomberg wurde St. an der Polytechnischen Schule für die Akademie vorbereitet. Nach dem Tode des Vaters frühzeitig auf eigenen Erwerb angewiesen, zeichnete der Jüngling für die Formschneider Thomas und Heinrich Neuer, welche damals ganz allein die Xylographie zu München ausübten, allerlei Vignetten zu Zeitungsbedarf und Bücherschmuck, lithographirte und copirte — alles mit einer beispiellosen Liebe und Gewissenhaftigkeit, immer nur seine Arbeit und nie den etwaigen, meist geringen Lohn vor Augen. Im J. 1829 kam St. an die Akademie, übte sich unter Heinrich Heß und Clemens Zimmermann im Antikensaal und endlich bei dem ihm so vielfach verwandten Julius Schnorr v. Carolsfeld, wo St. seinen Formensinn und sein Componirtalent herrlich entfaltete. Mit der innigsten Begeisterung hing er an diesem Meister, welcher ihn bald zu seinen besten Gehülfen rechnete. Mit gleichem Geschick versuchte sich St. vielfach in antiken, religiösen und mittelalterlich-historischen Stoffen. Zu den ersteren gehört z. B. ein von ihm 1836 auf Stein gezeichnetes Blatt: „Nessus entführt die Dejanira und wird von Herakles getödtet". Für Pustet zu Regensburg zeichnete St. zu einem Erbauungsbuch biblische Scenen aus dem alten und neuen Testament, welche in Form und Auffassung als die Vorläufer der späteren Bilderbibel Beachtung verdienen. Auch zu dem von Guido Görres und Franz Pocci herausgegebenen Festkalender (1834 ff.) lieferte St. viele eigene Compositionen und Umzeichnungen nach Bildern von Kaulbach, Führich, E. Steinle und Anderen. Die deutsche Heldensage begeisterte ihn zu verschiedenen Entwürfen, zu „Wieland der Schmied", „wie Dietrich von Bern den Riesen Ecke erschlägt" u. s. w. Schnorr übertrug ihm zwei Bilder im Saale Karl's des Großen (in der königl. Residenz, vgl. Kunstblatt 1841, Nr. 56). Für die große Prachtausgabe des Nibelungenliedes (Stuttgart 1840—43 bei Cotta, mit der Textbearbeitung von G. Pfizer, 1867 von Karl Simrock) zeichnete St. ohne daß dabei sein Name genannt wurde, die meisten Holzstöcke nach den von Schnorr im Erdgeschoß der königl. Residenz gemalten Fresken. — Zu Strähuber's eigenen und ganz originellen Schöpfungen

gehörten unter vielen anderen Blättern ein Aufnahmsdiplom für den Künstlerverein zu Triest (lithographirt bei Zacher 1840); eine auf Pergament mit der Feder und in Farben ausgeführte Zeichnung, welche dem Kronprinzen Maximilian zu seiner Vermählung von dem Gesangverein der Münchener Künstler (1842) überreicht wurde; ein „Schutzengel“ für England („The Guardian Angel“, lithographirt von Melcher). Außerdem illustrirte St. Luther's Deutsche Lieder (herausgegeben von C. v. Winterfeld, Leipzig 1840; eine ausführliche Besprechung im Kunstblatt Nr. 67 vom 24. August 1841, S. 80) und die von Wenzel Alois Swoboda veranstaltete deutsche (und slavische) Uebersetzung des Thomas v. Kempis (Nachfolge Christi, Prag 1843). Ebenso ist ein „Missale“ (Regensburg bei Pustet 1851; 1852 u. 1856 in neuen Auflagen) mit stilgerechten Arabesken und Initialen dieses Künstlers ausgestattet. In allen diesen Arbeiten bewährte sich sein feines Gefühl für Anmuth, Grazie und Schönheit in überraschender Weise. Einen neuen Aufschwung nahm St. mit seinen Zeichnungen zur Bibel. Die Idee einer Bilderbibel hatte der Historiker Joh. Fr. Böhmer schon während seines Aufenthaltes zu Rom im J. 1819 angeregt; Passavant, Schnorr, Samuel Amsler und Karl Barth verabredeten den Plan; Schnorr sollte die ersten Zeichnungen liefern, dann Konrad Eberhard, Overbeck u. s. w. Amsler und Barth wollten die ersten Stiche ausführen, wozu Böhmer als vorläufigen Zuschuß hundert Scudi steuerte (vgl. Janßen: Böhmer 1869. S. 59). Das Project aber scheiterte, weil der „vornehme“ Kupferstich für ein populäres Unternehmen zu kostbar schien. Später dachte man an die billigere Lithographie, welche indessen nur eine geringe Vervielfältigung erlaubte. Endlich kam Schnorr's langgehegten Wünschen die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung entgegen, wobei der durch seine Fresken in der königl. Residenz schon mehr als billig in Anspruch genommene Meister seine besten Schüler und Gehülfen als Mitarbeiter, und die durch Kaspar Braun's Atelier neu aufblühende Holzschneidekunst in Vorschlag brachte. So trat nun nach längeren, wohlgeplanten Vorarbeiten, lieferungsweise in der Zeit von 1847—1850 dieses treffliche Werk ins Leben, wozu außer Schnorr und dessen Schülern Gustav Jäger, Fr. Schubert, Alex. St., L. Völlinger und dem damals in München anwesenden Alfred Rethel, noch E. Bendemann, Jos. Ant. Fischer, Overbeck, Veit, Ludwig Richter, E. Steinle und C. F. v. Stralendorf eingeladen wurden und insgesammt Beiträge lieferten (Stuttgart 1850; dritte Aufl. Leipzig 1875 bei Brockhaus. Vgl. Kunstblatt Nr. 26 u. 27, 1848). St. überflügelte bald die anderen Schüler Schnorr's; seinem Lehrer und Meister, welchem er immerdar mit der innigsten Verehrung und Dankbarkeit zugethan blieb, war er in Fülle und Beweglichkeit der Phantasie wohl ebenbürtig, übertraf ihn aber in der reinen Strenge und Schönheit der Zeichnung, sowie im Adel der Darstellung. Wenige neuere Künstler haben bestimmtere Contouren gezeichnet als St., oder denselben im wohlklingenden Fluß und Rhythmus der Linien erreicht. In der plastischen Kürze des Ausdrucks oder in der bündigen Gedrungenheit der Darstellung, in der weisen Benützung des Raumes und der glücklichen Anordnung bewies St. eine große Gewandtheit, Frische und Schwung. Er hatte den Geist der altdeutschen Holzschnitte tief studirt und erfaßt, voraus Dürer und Heinrich Goltzius, und den daraus gezogenen Gewinn mit dem eigenen, oft ganz italischen Schönheitsgefühl erwärmt und belebt. Einzelne Blätter, z. B. „wie Isaak seine Braut erblickt“, „Jakob's Kampf mit dem Engel“, „die Kundschafter aus Canaan“, „Josua's Boten in Jericho und sein Sieg über die Amoriter“, „Gideon's Opfer“, „Jephtha's unbesonnenes Gelübde“, „David's Salbung“, „David und Jonathan“ (bezeichnet mit der Jahreszahl 1846), „David und der Pestengel“, „Salomon's weises Urtheil“, die beiden Bilder zum Psalter und die Vignetten zum Neuen Testament — meist von Rupprecht, Kreuzer und Blanz

mit bestem Verständniß meisterlich geschnitten — sind wahre Perlen der deutschen Kunst. Das Maaß der Bildstöcke ist größtentheils nur 11 cm Höhe bei 14 cm Breite (doch kommen auch mehrere mit 13,70×15,50 vor): aber welch' durchgebildete Compositionen, viele mit dem herrlichsten landschaftlichen Hintergrunde! Diese nur beispielsweise genannten Arbeiten sind überhaupt ganz vollendete, durchgearbeitete Bilder, da glücklicher Weise nicht das Format, sondern vorerst immer noch der Gehalt entscheidet. Zu der Ausgabe von 1850 lieferte St. 37 Zeichnungen und das Titelblatt zum Alten Testament. Geringer ist sein Antheil am Neuen; hier sind außer den vier Evangelisten nur wenige Bilder von seiner Hand, aber sämmtliche Vignetten und die geistvollen Copien nach E. Steinle. — Damit stand St. auf der Höhe seines Ruhmes. Aber dieser gute Name war theuer erkauft: Der Künstler that sich nie genug; er selbst legte an seine Arbeiten die strengste Kritik. Sobald ihm eine langsam gereifte Composition nicht mehr gefiel, warf er, anstatt etwaiger Aenderungen, das ganze Blatt in den Ofen und begann mit ungeschwächter Ausdauer eine neue, welche nur zu bald dasselbe Schicksal theilte; so fuhr er unerbittlich fort, bis er zuletzt nach vielen verdorbenen Tagen und Wochen, vielleicht zum ersten Project zurückkehrte. Zahllose Arbeiten zerstörte St. mit dieser unfruchtbaren Methode. Ein Anderer hätte mit jenen durch den Kamin gepufften Entwürfen Reichthümer und Schätze gesammelt — auf St. übte das Geld keinen Reiz. Um keinen Preis der Welt hätte er ein, seiner Meinung nach, unvollendetes und unwürdiges Blatt aus der Hand gegeben! Dieses Niefertigwerden, ewige Verbessern, Verbrennen und Wiederbeginnen wurde zu einer wahren Plage, Pein und Krankheit, welche dem Künstler großen Schaden zufügte. Nicht selten verloren die Auftraggeber die Geduld, nahmen die schönsten, neidenswerthesten Bestellungen zurück, an welche der scrupulöse Mann alle Mühe und Kraft gesetzt und verschwendet hatte, und das in einer Zeit, wo St. keine Stelle bekleidete und verheirathet und mit munteren Knaben gesegnet, einzig auf den Ertrag seines Pinsels angewiesen war. Zu den wunderlichen Eigenthümlichkeiten dieses Künstlers gehörte auch die Gewohnheit, alle seine Compositionen statt mit dem Stifte oder der Feder, lieber mittelst des Pinsels auf das Holz zu übertragen, wobei er durch lange Uebung in Führung desselben die größte Sicherheit erreicht hatte. Aber auch hier wusch er immer wieder aus und bereitete sich und Anderen böse Tage. Ein solches Schmerzenskind war das Blatt, wie Leopold der Schyre im Heldenkampfe gegen die Ungarn 907 sein Leben verliert (in dem von Echter, Foltz, Hiltensperger, Andreas Müller, Karl Piloty und M. v. Schwind gezeichneten Cyclus „Zwölf Bilder aus dem Leben bairischer Fürsten", München (1852) bei Braun u. Schneider), welches schließlich dem nimmersatten Verbesserer geradezu mit Gewalt aus den Händen genommen werden mußte. Aehnlich erging es mit der Copie von Kaulbach's „Hunnenschlacht", welche St. im Winter 1854 auf 1855 in Berlin nach dem daselbst im Besitze des Grafen Raczynski befindlichen Original für den Kupferstich zeichnete (gestochen von Louis Jacoby; photographirt von Fr. Bruckmann). Aus den dazu bestimmten Wochen wurden Monate bis St. mit dieser Arbeit zu Ende kam; er hat diese wirklich unvergleichliche Schöpfung mit dem innigsten Verständniß wiedergegeben. Diese selbstsuchtlose Treue schätzte Kaulbach hoch, und übertrug dem Erprobten und Bewährten die Ausführung seiner „Reformation", ebenso der „Schlacht von Salamis" und des „Nero"; St. zeichnete nach den kleinen Skizzen Kaulbach's für diese genannten Compositionen den Contour im Großen auf die gewaltigen Cartons. Es mag ihm oft schwer genug geworden sein, mit völligem Verzicht auf eigene Erfindung solche Handreichung zu thun; er vollführte diese Leistungen mit der ihm eigenen unverbrüchlichen Gewissenhaftigkeit, welche Kaulbach's vollste Befriedigung errang.

Hier ging ihm die strengste Arbeit leicht von Statten, da seine sonstige Unschlüssigkeit bei fremden Werken völlig verschwand. Indessen zeichnete St. auch viele Cartons nach eigenen Compositionen, insbesondere im Auftrage Ainmüller's zu dessen Glasgemälden für den Regensburger und den Kölner Dom; für Glasgow „die Bekehrung des Paulus“ (nach Schnorr's Skizze) 1867 und eine „Kreuzigung“ für St. Paul in London (1868); ersteres eine Stiftung des Sir Thomas Brown, letzteres eine solche der Londoner Tuchmacher-Innung. Strähuber's letzte, leider unvollendete Schöpfung war ein „St. Georg“ mit einem riesigen „Gottvater“ und einem meisterlich in einen Vierpaß componirten Engel. Inzwischen entwarf St. auch viele Holzstockzeichnungen zum sogenannten Hermann-„Kalender“ (München 1842 u. 1843), zum „Buch für fromme Kinder“ (Braun u. Schneider), zu Tr. Löschke's „Himmelsblümchen“ (München 1848 bei Kaiser); für G. Scherer's „Alte und neue Kinderlieder“ radirte St. einige Blätter, welche in der vierten Auflage nicht besonders glücklich durch fremde Hand in Holzschnitt übersetzt wurden. Ebenso enthalten Scherer's „Volkslieder“ vier Zeichnungen von St., welcher auch das schöne von H. Merz gestochene Titelblatt zu J. A. Meßmer's „Das heilige Land“ (München 1860) componirte. — Strähuber's äußere Lebensereignisse sind sehr einfach: 1853 wurde er Ehrenmitglied, 1862 Corrector in der Antikenclasse, 1865 Professor der Akademie, wo er sich als ausgezeichneter, von seinen zahlreichen Schülern immerdar hochverehrter Lehrer bewies, für welche Thätigkeit er 1879 mit dem Ritterkreuz I. Classe vom Verdienstorden des heil. Michael decorirt wurde. Mit unermüdlichem Eifer seinen Berufspflichten obliegend und in der ihm kurz zugemessenen Freizeit unausgesetzt künstlerisch thätig, erlahmte schließlich seine Kraft. Sein Leben erlosch am Morgen des Sylvestertages 1882. Rein und lauter wie seine ideale Kunst, war auch sein edler, männlicher und durchweg ehrenhafter Charakter.

Vgl. Nagler 1847. XVII, 451 ff. — Maillinger, Bilder-Chronik II, 3327 ff. — Wurzbach 1879. XXXIX, 210 ff. — Beil. 47 Allgem. Ztg. 16. Februar 1883. — Kunstvereinsbericht für 1883 S. 63 ff. — Lützow's Zeitschrift. 1883. XVIII, 284.

Hyac. Holland.

Stralendorf: Leopold Freiherr v. St. stammte aus altem mecklenburgischen Rittergeschlechte. Ueber seine Eltern, Ulrich v. St. zu Prenberg und eine v. Oertzen, sowie über seine Jugend ist nichts bekannt. Durch den Jesuiten Lambert Auer vom Protestantismus zum Katholicismus übergeführt, trat er — vermuthlich kurz nachher — im Anfange der siebziger Jahre in den Dienst des Kurfürsten von Mainz. 1574 wurde er dessen Oberamtmann auf dem Eichsfelde und leitete dort die gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus. In der Folge mehrte sich das Vertrauen, welches er genoß, so sehr, daß er noch eine zweite Amtmannschaft erhielt und eine hervorragende Stellung am kurfürstlichen Hofe einnahm. Am 8. Juli 1576 heirathete er Margaretha v. Dermbach, die Schwester des wenige Tage vorher der Regierung beraubten Fürstabtes Balthasar von Fulda. Bemühungen um die Wiedereinsetzung seines Schwagers sollen ihm später Gelegenheit gegeben haben, sich am Prager Hofe beliebt und dem Kaiser Rudolf II. bekannt zu machen. Auf dessen Andringen siedelte er im Juni 1603 nach Prag über und wurde im folgenden Monate in den kaiserlichen Geheimrath eingereiht. Bald erlangte er großen Einfluß auf die Geschäfte und das Vertrauen Rudolf's. Daher wurde er, obwol er sich wegen seines hohen Alters und seiner Kurzsichtigkeit sträubte, am 22. November 1605 zum Reichsvicekanzler ernannt. Als solcher hatte er die Angelegenheiten des deutschen Reiches zu bearbeiten, doch bediente sich der Kaiser seiner auch fernerhin noch oft in eigenen Sachen und namentlich in den Händeln mit den aufständischen Ungarn und seinem Bruder Matthias. Stetiger als Andere wußte St. die

Gunst des geisteskranken Kaisers zu bewahren und zwar nicht, indem er dessen Launen schmeichelte, sondern vermuthlich deshalb, weil er ein gerader und aufrichtiger Mann war und ihm durch seine kirchliche Gesinnung und seinen Eifer für das kaiserliche Ansehen eine Haltung gegeben wurde, welche den Wünschen Rudolf's entsprach. Im J. 1607, wo er dessen Gunst mehr als irgend Jemand genoß, wurde er mit der erblichen Freiherrnwürde begabt und in den böhmischen Herrenstand aufgenommen. Nachdem aber Rudolf genöthigt worden war, einen Theil seiner Lande an Matthias abzutreten, gab St. seine feindselige Haltung gegen diesen auf und suchte die Versöhnung der Brüder zu bewirken, welche ihm um der kaiserlichen Macht und der katholischen Religion willen nothwendig erscheinen mochte. Hierdurch verlor er die Gunst des rachedürstenden Kaisers und er dürfte je länger desto weniger auf den Gang der Verwicklungen, welche aus dem Zerwürfnisse der Brüder erwuchsen, einzuwirken vermocht haben. Auch in Bezug auf die Reichsangelegenheiten verminderte sich seitdem sein Einfluß, doch behauptete er immerhin den seinem Amte entsprechenden Antheil an denselben, zumal er neben dem Geheimrath Hannewald der Einzige unter den Ministern des Kaisers war, welcher von den Reichsverhältnissen gründliche Kenntniß besaß. Ihm und Hannewald schrieb die protestantische Bewegungspartei die ihr feindliche und der katholischen Restaurationspartei günstige Richtung der kaiserlichen Politik zu, und Thatsache ist, daß diese von ihnen wesentlich gefördert wurde. St. handelte dabei seiner entschieden katholischen und kaiserlichen Gesinnung gemäß, indeß war diese keine leidenschaftliche und rücksichtslose. Mit dem Führer der katholischen Restaurationspartei, dem Herzog Maximilian von Baiern, unterhielt er lediglich die in seinen Amtsgeschäften begründeten Beziehungen, dagegen pflog er mit dem vermittelnden Kurfürsten Johann Schweikhart von Mainz, wie es scheint, vertraulichen Briefwechsel und stand auch mit Kursachsen auf gutem Fuße. Die Anschauungen, welche er in langjähriger Thätigkeit am Mainzer Hofe aufgenommen hatte, mochten nachwirken und die Kenntniß der Unentschlossenheit Rudolf's II. sowie der Zerrüttung der kaiserlichen Macht mußte seiner Einsicht gebieten, seinem Eifer Zügel anzulegen. Andererseits ließ er sich aber auch nicht durch das Verlangen nach eigenem Vortheil beirren. Er zeigte sich im kaiserlichen Dienste ungemein geldgierig und trachtete so sehr nach „Verehrungen“ von Allen, welche geschäftlich mit ihm zu thun hatten, daß er, obgleich das Geschenkenehmen damals ganz gebräuchlich war, großen Anstoß erregte und 1610 behauptet wurde, er habe in den fünf Jahren seines Vicekanzleramtes den Werth von 200 000 Thalern erworben. Es ist jedoch trotzdem kein Beispiel bekannt, daß er sich durch Bestechung habe verleiten lassen, seiner Ueberzeugung zuwider zu handeln. Das Lob eines „ehrlichen Deutschen“, welches ihm von verschiedenen, wohlunterrichteten Männern gespendet wurde, dürfte er nach den Anschauungen seiner Zeit nie verwirkt haben. Das berüchtigte Gutachten über die Jülicher Erbfolge, welches nachmals unter seinem Namen verbreitet wurde, ist eine brandenburgische Fälschung. Mit dem Tode Rudolf's II. erlosch im Januar 1612 sein Amt und wahrscheinlich starb er bald darauf, wenigstens erscheint er, nachdem das Zwischenreich geendet hatte, nicht wieder in Thätigkeit. Von den zahlreichen Kindern, welche er erzeugt hatte, überlebten ihn nur zwei Söhne. Der eine, Wolfgang Leopold, bekleidete, wie es scheint, kein Amt und seine aus der Ehe mit einer polnischen Gräfin Rostrohow gewonnenen Nachkommen starben, ohne das Geschlecht fortzupflanzen. Der andere, Peter Heinrich, schlug unter der Leitung seines Vaters dessen Laufbahn ein. Er wurde schon Mitte 1605, also gewiß in sehr jungen Jahren, Reichshofrath und blieb es, bis ihn Kaiser Ferdinand II. im J. 1624 zum Reichsvicekanzler und Geheimrath ernannte. Diese Stellung behielt er bis zu seinem Tode, versah daneben zeitweise auch das

Amt eines Reichshofrathsvicepräsidenten und wurde mehrfach als Bevollmächtigter zu Verhandlungen im Reiche entsendet, obgleich die Gicht seit 1630 seine Füße lähmte. Er galt als der gründlichste Kenner des Reichsrechts und wurde wie wegen seiner Klugheit so wegen seiner Rechtschaffenheit hoch gerühmt. Seinen Eifer für die kaiserliche und katholische Sache bewährte er, indem er dem Kaiser 36 000 Ducaten für den Krieg beisteuerte. Ueber seinen Einfluß auf die hochwichtigen Verfügungen, welche unter seiner Geschäftsführung auf dem Gebiete der Reichsverfassung getroffen wurden, ist jedoch bis jetzt nichts bekannt und er tritt am kaiserlichen Hofe überhaupt nicht hervor. Er starb am 13. Februar 1637 unverheirathet.

Mallinkrodt, De archicancellariis, 1715. — Khevenhiller, Conterfet-Kupferstich II, 102. — Zedler's Universallexikon XL, 450. — Heppe, Die Restauration des Katholicismus in Fulda u. s. w., 1850. — v. Egloffstein, Fürstabt Balthasar von Dermbach, 1890. — Stieve, Briefe und Acten z. Gesch. des 30jähr. Krieges V. — Derselbe, Ursprung des dreißigj. Krieges I. — Derselbe, Das Stralendorfische Gutachten, in Sitzungsber. der hist. Cl. der bair. Akad. d. W. 1883 und „Nachwort" dazu, das. 1886. — F. Meinecke, D. Str. Gutachten in Märkische Forschungen XIX. — Ungedruckte Acten.

F. Stieve.

Stralenheim: Karl Wilhelm August Freiherr v. St., hannoverscher Beamter, geboren zu Imbshausen bei Nordheim am 17. August 1777, † zu Hannover am 19. Mai 1847. Die Familie ist schwedisch-deutschen Ursprungs. Der freiherrliche Stand ist ihr 1696 vom schwedischen Senat beigelegt. Die Kurfürstin Sophie gedenkt in ihren Briefen wiederholt eines schwedischen Gesandten am hannoverschen Hofe, der vorher Kammerherr bei Kurpfalz gewesen war, Henning v. Stralenheim. Seiner Ehe mit einer Freiin v. Hackelberg entstammt die Descendenz, die seit dem Uebergang des Herzogthums Bremen aus dem schwedischen Besitz in den Hannovers hohe Stellungen im Staatsdienst des Kurfürstenthums einnahm, die Besitzungen in der Elbgegend verlor und sich auf das früher Steinberg'sche Rittergut Imbshausen im Göttingischen beschränkte. Der junge St., Sohn des Oberforstmeisters Adolf St. zu Nordheim, studirte in Göttingen von Michaelis 1792 bis Michaelis 1795 die Rechte, wurde 1796 Auditor bei der Justizkanzlei Hannover und schon 1799 Hof- und Kanzleirath in Hannover. 1805 von der Verdenschen Landschaft zum Oberappellationsrath gewählt, gehörte er dem Celler Tribunal bis 1813 an, da er angeblich auf Wunsch Königs Georg III. in der westfälischen Zeit, anstatt sich in das Privatleben zurückzuziehen, sein Amt beibehielt. 1813 wurde er als königl. Commissar nach Osnabrück gesandt, um das neuerworbene Gebiet in Besitz zu nehmen und zu organisiren und entwickelte hier und durch Abschließung von Verträgen mit den Nachbarstaaten zur Ausführung der Wiener Congreßacte eine die Regierung so befriedigende Thätigkeit, daß sie ihm nach seiner Rückkehr die Wahl zwischen fünf damals erledigten höhern Stellen ließ. Er wählte die eines Directors der Justizkanzlei in Göttingen, blieb aber nur von 1817—1819 in diesem Amte und vertauschte es mit dem eines Vicepräsidenten, 1820 eines Präsidenten des Oberappellationsgerichts. Nach dem Tode des Ministers v. d. Decken (siehe A. D. B. V, 1) wurde St. 1828 Staats- und Cabinetsminister und hatte die beiden Ressorts der Justiz und des Cultus zu verwalten. In das damit zusammenhängende Curatorium der Universität Göttingen theilte er sich mit dem Freiherrn v. Arnswaldt (s. A. D. B. I, 598), der zwar 1828 seine Entlassung als Minister genommen hatte, aber die Curatorialgeschäfte bis Anfang 1838 beibehielt. In der Zeit bis 1837 war St. eigentlich der erste Minister des Landes. Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit lag in dem Gebiete der Unter-

richtsverwaltung. Unterstützt von ausgezeichneten Persönlichkeiten, wie dem spätern Geh. Cabinetsrath Hoppenstedt, der 1824—47 General-Secretär des Ministeriums war (s. A. D. B. XIII, 116), hat seine Verwaltung große Erfolge aufzuweisen. 1829 wurde das gelehrte Schulwesen neu geordnet, Maturitäts- und Lehrerprüfungen eingeführt und 1830 das Oberschulcollegium geschaffen, in das Männer wie Pertz und der aus Westfalen in seine Heimath zurückkehrende Fr. Kohlrausch (s. A. D. B. XVI, 451) berufen wurden. Nicht zum wenigsten hatte sich Göttingen der Fürsorge des Ministers zu erfreuen. Schon von früher her bestanden Beziehungen zur Universität. 1818 war St. von der juristischen Facultät zum Ehrendoctor, 1830 von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zum ordentlichen Mitgliede ernannt worden. Nach dem Aufstande von 1831 haben die Maßnahmen seines Ministeriums wesentlich zur Beruhigung der Gemüther und zur Hebung der Universität beigetragen. Unter seinem Ministerium hat die Universität die ausgezeichnetsten Lehrer gewonnen aber — auch wieder verloren. Selbst diejenigen, die des Ministers Pflichttreue, Gerechtigkeitsliebe, sein Vertrauen auf das Bessere im Menschen rühmen, können seinen Mangel an höhern staatsmännischen Einsichten und an Energie nicht bestreiten. Einer Persönlichkeit von der Kraft Ernst August's vermochte er nicht Stand zu halten. Die Scene, die während der Göttinger Jubiläumstage in Dahlmann's Hause spielte, ließ voraussehen, wie sich dieser Mitarbeiter am Staatsgrundgesetz, der noch eben wetteifernd von Stadt und Universität geehrt war, in dem Conflict zwischen dem Recht des Landes und der Willkür des Landesherrn benehmen würde. Gefügig ließ er alles über sich ergehen. Was Schele und Leist zur Durchführung der königlichen Befehle anordneten, vollzog er. Die Degradation, die allen Ministern widerfuhr, machte er mit durch: nur als Justizminister hatte er noch unmittelbaren Vortrag beim Könige, als Cultusminister dem Cabinet zu referiren. Das Recht Rescripte kraft besonderer königlicher Vollmacht zu erlassen, war ihm entzogen. Ueber die bloß passive Rolle ging er hinaus, wenn er in der Zeit des Kampfes um das Staatsgrundgesetz wiederholt in Göttingen erschien, um auf die ständischen Wahlen der Universität einzuwirken und zugleich ihren Mitgliedern die Enthaltung von der Politik als höchste Weisheit zu predigen. Auf dem Gebiete der Justizverwaltung hat das Ministerium Stralenheim wenig Erfolge zu verzeichnen: für die Candidaten der Advocatur wurde eine dreijährige praktische Thätigkeit und eine Prüfung beim Oberappellationsgerichte eingeführt, 1836 ein Lehnsallodificationsgesetz, 1847 ein Gesetz die Beschränkung des befreiten Gerichtsstandes betr. und die Civilproceßordnung erlassen, Gesetze, die meistens sehr bald durch die Zeit überholt worden sind.

Pütter-Oesterley, Gött. Gel.-Gesch. IV, 39. — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 25 (1847) I, Nr. 124, S. 352 ff. — Bodemann, Briefe der Kurf. Sophie (1888), S. 196. — v. Knesebeck, Histor. Taschenbuch des Adels im Kgr. Hannover (1840), S. 277. — Springer, Dahlmann I, 423. — Ippel, Briefwechsel zwischen J. u. W. Grimm, Dahlmann und Gervinus Bd. I, 222, 253, 299, 345 ff., 381 ff., 436 ff.; Bd. II, 147. — Kohlrausch, Erinnerungen S. 316.
F. Frensdorff.

Strampfer: Friedrich St., Schauspieler und Theaterdirector, geboren zu Grimma in Sachsen am 24. Juli 1823, † zu Graz am 7. April 1890. St. stammt aus einer Schauspielerfamilie und ging frühzeitig zum Theater. Nach kurzem Engagement in Olmütz und Wien kam er 1843 durch Frau v. Goethe und La Roche empfohlen, nach Weimar, das er 1845 wegen der von ihm eingegangenen unerlaubten Mischehe verlassen mußte. Er trieb sich in Klagenfurt und anderen kleinen Orten Oesterreichs herum, übernahm 1849 das Theater in

Triest, vertauschte es gegen Temesvar 1852—1858, 1859 war er in Laibach, 1860—1862 war er wieder in Temesvar, wo er die Gallmeyer entdeckte, die ihm in Wien zu seinem ersten Siege verhelfen sollte. 1862 übernahm er das Theater an der Wien mit fremdem Gelde, und das Glück heftete sich für Jahre an seine Fersen. Sollte er auch nach mehrfachen Streitigkeiten die Gallmeyer verlieren, sofort erschien Marie Geistinger und die Aera Offenbach's, mit ihr Wiens übermüthigste Theaterzeit, begann. Im J. 1869 zog er sich, theatermüde, auf sein Landgut am Schneeberg zurück; 1870 überraschte er Wien mit der Gründung eines neuen Theaters, des Strampfer-Theaters. Aber sein Stern war erblaßt, selbst junge Talente, wie Schweighofer u. A., vermochten das Publicum nicht in das ungemüthliche Haus zu ziehen, und die Uebernahme einer zweiten Bühnenleitung in Pest erwies sich erst recht als Mißgriff, so daß der Mann, der an der Großherzogin von Gerolstein allein fast 200 000 Gulden verdient hatte, 1874 Concurs ansagen mußte. 1878 tauchte er wieder auf in Wien, um die unglückselige Komische Oper zu übernehmen. Aber mit dem neuen Namen „Ring-Theater“, den er dem Hause gab, war das alte Mißgeschick nicht gewichen. Noch einmal versucht er es 1882—1883 im Karltheater, wieder erfolglos, er wendet sich nach Amerika, wo er sich Jahre hindurch als Vorleser, Journalist, Farmer durchschlägt. Nach Europa zurückgekehrt, begründet er, nachdem es in Wien mißlungen, eine Theaterschule in Graz. St. war eine Abenteurernatur, voll Unternehmungsgeist und Verständniß für die Bühne und das Publicum. In seiner Blüthezeit hat er manches Talent erkannt und gefördert, in seinen Darbietungen war er nicht wählerisch, neben Dawison dienten auch Specialitäten und dressirte Thiere oder das berüchtigte „Schafhaxel“ als willkommene Magnete.

Wurzbach XXXIX, 232—237. — Deutscher Bühnen-Almanach 1891, S. 333 f. — Kaiser, Unter 15 Theaterdirectoren, S. 268 ff. — Schlögl, Vom Wiener Volkstheater, S. 73 ff. A. v. Weilen.

Strantz: Karl Friedrich Ferdinand v. St., königlich preußischer Oberstlieutenant, am 22. December 1774 zu Pyritz, wo sein im November 1793 im Rheinfeldzuge als Major im Infanterieregimente v. Crousaz bei Bissingen gefallener Vater in Garnison stand, geboren, besuchte die Schule zu Soldin, trat schon 1788 beim Infanterieregiment v. Kanitz Nr. 39 in den Dienst, ward am 26. Mai 1790 Fähnrich, nahm, am 4. December 1792 zum Secondlieutenant befördert, von 1792—1794 am Kriege gegen Frankreich theil und hatte das Glück bei allen wichtigen Ereignissen zugegen zu sein, bei denen das Kalckreuth'sche Corps eine Rolle spielte. Nach Friedensschluß kam er nach Posen in Garnison. Hier bemühte er sich die Lücken seines Jugendunterrichtes zu ergänzen; auf Anrathen seines Oheims, des Ingenieurgenerals von der Lahr, trieb er namentlich Mathematik und Französisch. Am 3. April 1800 zum Premierlieutenant aufgerückt, besuchte er von 1800—1803 die unter Scharnhorst's Leitung stehende Kriegsschule zu Berlin; hier lernte er die Welt kennen und die Wissenschaft schätzen. Am 6. April 1805 wurde er Stabscapitän und erhielt das Commando einer Grenadiercompagnie in seinem, jetzt Infanterieregiment v. Zastrow Nr. 39 genannten Regimente, mit welcher er bei Jena tapfer focht, aber in Magdeburg kriegsgefangen wurde. Im April 1809 erbat er, um an Oesterreichs Kampfe gegen Frankreich theilzunehmen, den Abschied, ward im k. k. Heere als Capitän und Compagniechef im Infanterieregimente Kottulinsky Nr. 41 angestellt, focht unter Erzherzog Ferdinand in Polen und stand dann bis 1812 in Galizien, namentlich in Dukla und in Stanislawowo, in Garnison. In letzterem Jahre machte er im österreichischen Hülfscorps als Divisionscommandant den russischen

Feldzug, insonderheit die Schlacht bei Podobna, im folgenden Jahre im Corps des Feldzeugmeisters Grafen Gyulai den Krieg in Deutschland mit, wo er bei Dresden und bei Leipzig focht und den preußischen Orden pour le Mérite erwarb. Durch den Fürsten Schwarzenberg, welchem er schon in Rußland bekannt geworden war, kam er dann in den Generalquartiermeisterstab. Die erste Verwendung, welche er dort fand, war bei den Vorbereitungen zum Uebergange über den Rhein, später wohnte er allen den Kämpfen bei, die unter Schwarzenberg's Oberleitung stattfanden. Während im Winter 1814 auf 1815 in Wien der Congreß tagte, war auch St. dort anwesend. Den Feldzug von 1815 machte er im Generalstabe des Prinzen Franz Xaver von Hohenzollern-Hechingen im Elsaß mit. Im October dieses Jahres nahm er den Abschied aus österreichischen Diensten um in den preußischen zurückzukehren, ward zunächst auf Wartegeld gesetzt, am 17. Juli 1816 aber, mit einem Patente vom Tage seines Ausscheidens aus dem preußischen Dienste, dem in seiner alten Garnison Soldin stehenden 27. und ein Jahr später dem 24. Infanterieregimente in Colberg aggregirt. Am 18. September 1817 ward er zum Major und zum Commandanten von Montmédy ernannt. Nachdem die Besetzung Frankreichs aufgehört hatte, kehrte er zunächst zu seinem Regimente zurück, wurde im Sommer 1819 Führer des Landwehrbataillons Sorau, schon am 1. März 1820 aber, als die Landwehr vermindert wurde und weil seine Leistungen den ihm vorgesetzten Inspecteur nicht befriedigten, auf Inactivitätsgehalt gesetzt; am 9. April 1834 erhielt er den Charakter als Oberstlieutenant. Sein Bemühen wieder angestellt zu werden, hatte keinen Erfolg. Endlich ergab er sich in sein Schicksal und widmete sich ganz schriftstellerischer Thätigkeit. Er wendete dieselbe besonders zwei Gebieten zu, der Erdkunde und den Kriegswissenschaften. Seine Bestrebungen auf dem Gebiete jenes Lehrzweigs verschaffte ihm die Anerkennung Alexander's v. Humboldt und Leopold's v. Buch, die Herausgabe eines „Hülfsbuches der Kriegswissenschaften zum praktischen Gebrauche für Officiere der Infanterie und vom Generalstabe“ (Breslau 1825) trug ihm als Geschenk König Friedrich Wilhelm's III. eine goldene Dose ein; die Universität Breslau ehrte ihn am 1. März 1830 durch die Verleihung des Doctordiplomes. Die von St. selbständig herausgegebenen Werke sind außer jenem Hülfsbuche eine Schrift „Neuer Höhen- und Distanzmesser zum militärischen Gebrauche“ (Breslau 1823), „Vergleichende orographische Tabellen zur Darstellung einer Charakteristik des Hoch- und Tieflandes“ (Breslau 1835), „Vergleichende hydrographische Tabellen zur Darstellung einer Charakteristik der Flüße“ (Breslau 1836), „Theorie und Erfahrung über Erdbildung, Gebirgserhebung, Senkungen und Schichtenneigungen“ (Breslau 1838). Außerdem gab er eine „Geschichte des Geschlechtes v. Strantz“ heraus und schrieb eine Reihe von Aufsätzen für die geographischen Zeitschriften Hertha und deren Nachfolger, die Annalen von Berghaus, sowie für die Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. Auch hat er Lieder componirt und sich mit Landschaftsmalerei beschäftigt. — Er starb zu Breslau am 17. September 1852.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1852, II, 202. Weimar 1854. — Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, 113. Bd. Berlin 1861. — v. Lessel, Gedenkblätter zur Geschichte des Infanterieregiments Prinz Louis Ferdinand von Preußen (2. Magdeburgisches) Nr. 27. Berlin 1890. — Nowak, Schlesisches Schriftsteller-Lexikon, 5. Heft, S. 139. Breslau 1838.

B. Poten.

Straß: Joh. Gottl. **Friedrich** St., Historiker und Schulmann. Er war geboren am 10. März 1766 zu Grüneberg in der Neumark als der Sohn eines Predigers, besuchte das Gymnasium zu Königsberg i. N. und das

Joachimsthal'sche Gymnasium zu Berlin, studirte in Halle Theologie und Philologie, wurde 1791 Gouverneur in dem erst neu organisirten Cadettencorps in Berlin und erhielt in dieser Stellung 1795 das Prädicat eines Professors. Als der gelehrte und pädagogisch tüchtig geschulte Gurlitt (s. A. D. B. X, 182) 1802 einem ehrenvollen Rufe zur Uebernahme des Directorats des Johanneums in Hamburg folgte, wurde St. zu seinem Nachfolger ernannt und in sein Amt als Director des Pädagogiums zu Kloster Berge bei Magdeburg am 15. März 1803 eingeführt. Die Schule hat unter seiner Leitung die angesehene Stellung, die ihr Gurlitt wieder verschafft hatte, bis zu ihrer Aufhebung bewahrt, obwol sich die Anzeichen ihres Verfalles allenthalben geltend machten. Die Schülerzahl war verhältnißmäßig gering (1803 und 1804: 71, 1805: 54); der fortwährende Lehrerwechsel mußte auf die Entwicklung der Anstalt nachtheilig wirken; ebensowenig war es günstig, daß auf einem engbegrenzten Raume und in unmittelbarer Nähe vier Gelehrtenanstalten sich befanden, die sämmtlich ihre Zöglinge für die Universitätsstudien vorbereiteten, und von denen zwei, das Domgymnasium und das Pädagogium zum Kloster U. L. Fr. unter der Leitung zweier bewährter Directoren, des Consistorialraths Funk (s. A. D. B. VIII, 201) und des Propstes Rötger (s. A. D. B. XXIX, 303) sich eines bedeutenden Rufes erfreuten. Dazu kam, daß in Kloster Berge von 1805 an der lateinische Unterricht aufhörte, obligatorisch zu sein, indem für diejenigen Schüler, die sich nicht für akademische Studien bestimmt hatten, Unterricht im Französischen, im geometrischen, militärischen und architektonischen Zeichnen eintrat. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena brachen unruhige Tage für Kloster Berge herein, und nach der Uebergabe der Stadt Magdeburg durch den General v. Kleist (11. Nov. 1806) setzte die Schule ihre Thätigkeit unter der französischen Herrschaft fort, bis das Decret der westfälischen Regierung vom 10. December 1809 die Aufhebung des Pädagogiums anordnete; am 30. März 1810 schlossen sich für alle Zeiten die Hörsäle der berühmten Anstalt, die von 1686 an 2200 Zöglingen Unterricht und Erziehung gewährt hatte. Eine sehr ernste Stunde vereinigte Lehrer und Schüler des Klosters zum letzten Male an jenem Tage. St. hielt die Rede, die er 1815 im Programm des Gymnasiums zu Nordhausen veröffentlichte und die, wie er im Vorbericht bemerkt, in den Zeiten der Schmach nicht gedruckt werden durfte.

St. hat sich um die Schulanstalt von Kloster Berge die größten Verdienste erworben. Zwar konnte er, wie Johannes Schulze (s. A. D. B. XXXIII, 5), der langjährige Decernent im höheren preußischen Unterrichtswesen, der Ostern 1805 als Abiturient entlassen wurde, urtheilt, den durch gründliche und umfassende classische Gelehrsamkeit im Griechischen und Lateinischen ausgezeichneten Gurlitt nicht ersetzen, aber er übte doch durch seine würdige Haltung, durch sein strenges Pflichtgefühl und seine frischen Vorträge, namentlich über preußische Geschichte, einen wohlthätigen Einfluß aus.

Seine litterarische Thätigkeit bewährte er auf dem Gebiete der Pädagogik und der Geschichte. Er übersetzte „Denina, Geschichte Piemonts und der übrigen Staaten des Königs von Sardinien“ aus dem Italienischen (Berlin 1800) und verfaßte eine „Geschichte der Teutschen mit besonderer Rücksicht auf die preußischen Staaten, in Tabellen für Schulen“ (Berlin 1802). Eine große Verbreitung erfuhr sein „Strom der Zeiten“, eine historische Uebersichtskarte, die sogar den Beifall des Auslandes fand. Der dazu gehörige Commentar „Ueberblick der Weltgeschichte, zur Erläuterung der bildlichen Darstellung derselben“ (Berlin 1803) ist in die meisten lebenden Sprachen übersetzt worden. Die zweite Auflage, bis zum Pariser Frieden reichend, erschien 1813. Außerdem veröffentlichte St. in Kloster Berge mehrere Programmabhandlungen. Im Programm von 1803 er-

schien seine Antrittsrede vom 15. März, 1804 „Fragment über die Pflicht des Erziehers, auf den Geist des Zeitalters Rücksicht zu nehmen“, 1805 „Versuch einer allgemeinen Einleitung in die Wissenschaftskunde“, 1806 „Zwei Schulreden zur Austheilung der Prämien und zur Entlassung der Abiturienten“, 1807 „Nachricht von den Ereignissen am Pädagogium zu Kloster Berge vom October 1806 bis dahin 1807“, 1809 „Ausführliche Nachricht von der jetzigen Einrichtung des Pädagogiums zu Kloster Berge“.

Nach der Aufhebung des Pädagogiums zu Kloster Berge sollte ihm zwar, falls er nicht wieder angestellt würde, sein Einkommen als Pension verbleiben; er würde aber mit der lebhaftesten Freude der Berufung des preußischen Ministeriums zum Director der Ritterakademie zu Liegnitz gefolgt sein, wenn ihm dieselbe rechtzeitig bekannt geworden und nicht bei der barbarischen Grenzsperre unterschlagen worden wäre. Er nahm nun den von westfälischer Seite an ihn ergangenen Ruf zur Uebernahme des Directorats des Gymnasiums zu Nordhausen an, welches Amt er am 19. October 1812 antrat. Auch in dieser verantwortlichen Stellung bewährte er sich als tüchtiger Schulmann, der mit großem sittlichen Ernste eine reiche, pädagogische Erfahrung und Einsicht verband. Auch in Nordhausen veröffentlichte er mehrere Programmabhandlungen, u. a. „Beiträge zur Geschichte der technischen Cultur“ (1813), „Ueber das Turnwesen und dessen Verbindung mit der öffentlichen Schule“ (Halle 1819). Obgleich er sich die allgemeinste Anerkennung seiner Amtsgenossen und Mitbürger erworben hatte, so ließ er sich doch durch die Anfeindungen eines Mannes, der „mit altreichsstädtischer Anmaßung ihm und seiner Wirksamkeit entgegentrat“, bewegen, Nordhausen zu verlassen und dem Rufe der preußischen Regierung, ein neues evangelisches Gymnasium in Erfurt zu begründen, zu folgen. Am 2. Juni 1820 hielt er die „Einweihungsrede“ (abgedruckt im Erfurter Programm 1820) und gab im Programm von 1821 „Nachrichten von der Einrichtung des neuen Königlichen Gymnasiums zu Erfurt“. Ferner veröffentlichte er 1835 die Abhandlung „Der preußische Staat durch weise Reformen im Besitze der Güter und Vortheile, nach welchen Revolutionen vergeblich ringen“. Bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum, das er am 18. August 1841 feierte (die Beschreibung der Feier gab er im Programm von 1842), ward ihm die Anerkennung seiner Behörde in reichstem Maaße, durch Verleihung des Rothen Adlerordens 2. Classe mit Eichenlaub, zu theil. Schon im Anfang des nächsten Jahres mußte er um Urlaub nachsuchen und legte bald darauf sein Amt nieder. Er nahm seinen Wohnsitz in Glatz, um im Kreise der Seinigen seine Tage zu beschließen, und starb am 17. März 1845 im achtzigsten Lebensjahre in Berlin.

Als Geschichtschreiber hat er sich einen Namen durch Herausgabe eines „Handbuches der Weltgeschichte“ erworben, das lange Zeit als ein bewährtes Hülfsmittel für den Geschichtsunterricht auf Gymnasien benutzt worden ist. Der 1. und 2. Theil, welche die alte Geschichte behandeln, erschienen in Jena 1830. Bei strenger Wahrheitsliebe hatte St. überall auf Gründlichkeit, Klarheit und Lebendigkeit hingearbeitet; die Quellen und ihre wichtigsten Bearbeitungen waren sorgfältig benutzt worden. Die freundliche Aufnahme, welche das Handbuch der alten Geschichte gefunden hatte, und die beifälligen und aufmunternden Urtheile, die über dasselbe gefällt waren, bewogen ihn zur Fortsetzung des Werkes. Als 3. Theil erschien zu Jena 1837 das „Handbuch der mittleren Geschichte“. Der 4., 5. und 6. Theil, welche die neuere Geschichte enthalten und mit der Julirevolution von 1830 schließen, sind von dem ordentlichen Professor der Geschichte Dr. Wilh. Havemann in Göttingen bearbeitet worden und zu Jena in den Jahren 1841—1844 erschienen.

Nekrolog d. Deutschen 1845, S. 217—220. — Verschiedene Schul-

programme von Kloster Berge, Nordhausen und Erfurt. — Holstein, Geschichte der ehemaligen Schule zu Kloster Berge, Leipzig 1886, S. 102—113. — Festschrift zur Feier des 50jährigen Stiftungsfestes des Königlichen Gymnasiums zu Erfurt 1870, darin Dietrich, Uebersicht der Geschichte des Königl. Gymnasiums von 1820—1869. H. Holstein.

Straß: Karl Friedrich Heinrich St., in den zwanziger und dreißiger Jahren ziemlich bekannt unter dem Schriftstellernamen Otto v. Deppen. Er war als Sohn von Friedrich St. (s. o.) in Berlin am 18. Januar 1803 geboren. Bis zum Alter von nur 17 Jahren erhielt er seine Gymnasialbildung in der Provinz Sachsen, seit 1820 studirte er in Berlin und Leipzig. 1823 wurde er Auscultator am Stadtgerichte in Berlin, später Referendar am Kammergerichte. 1826 finden wir ihn zu Leipzig im Verkehr mit Storch, Bechstein und Anderen. 1836 legte er die dritte oder Rathsprüfung ab, wurde Assessor am Kammergerichte in Berlin und dann Mitglied des Oberlandesgerichtes von Westpreußen. Während seines damaligen zweijährigen Aufenthaltes in Marienwerder ließ er Gedichte im Morgenblatte, Gesellschafter, Merkur und in der Hebe drucken. Auf seinen Wunsch wurde er 1832 an das Oberlandesgericht zu Frankfurt a. O. versetzt, wo er in manchem Vierteljahre 180 Spruchsachen erledigte. 1834 verheirathete er sich mit der Tochter von Justus Gruner (s. A. D. B. X, 42). Er war nun Kreisjustizrath zu Friedeberg in der Neumark. Doch konnte seine Stellung zu seinem Vorgesetzten v. Gerlach, dem späteren Rundschauer der Kreuzzeitung, trotz der großen persönlichen Liebenswürdigkeit dieses bekannten preußischen Gerichtspräsidenten nicht immer gleich freundlich bleiben. Hat doch St. später für Ronge Partei ergriffen. Vielleicht wurde ihm der Ort auch durch seine Ehe, die geschieden werden mußte, verleidet. Mit Beibehaltung seines Titels als Gerichtsrath kehrte er 1837 als Rechtsanwalt beim Stadtgerichte und den obersten Gerichtshöfen nach Berlin zurück. Er verheirathete sich hier mit einer Frau aus einer der ersten bürgerlichen Familien. 1847 wurde er als Kenner des Deutschen Rechtes in einem großen Processe der Jenny Lind nach London berufen. Doch hatte er sich in der glänzenden Laufbahn als Notar bald überarbeitet und begann früh zu kränkeln, so daß er aus einem Bade ins andere reiste. Die Folge eines Badeaufenthaltes zu Aachen war es wol, daß er daselbst in die erste preußische Kammer gewählt ward. Er bildete daselbst mit Heinrich v. Arnim, v. Brünneck und Camphausen die Opposition. Solange es seine Gesundheit noch erlaubte, machte er sich als Stadtverordneter von Berlin im höchsten Grade nützlich. Er starb in Berlin am 30. Juni 1864, über 61 Jahre alt. Seine gesammelten Gedichte waren 1842 in Leipzig erschienen. Der von ihm herrührende Urtext des Schleswig-Holsteinliedes befindet sich also noch nicht darin. Nach gütigen Ermittelungen des Freiherrn v. Liliencron in Schleswig sandte St. für das 1844 daselbst geplante Sängerfest drei kleine Lieder, welche (wie es nach der Schleswiger Angabe scheint, sämmtlich) von dem Cantor des Johannisklosters, Bellmann, componirt wurden. Zu einem derselben, „Schleswig-Holstein, schöne Lande", erfand Bellmann die Melodie des nachmaligen Volksliedes. Der namentlich seit dem Schlusse des letzten Provinziallandtages sehr erregten Stimmung in Schleswig entsprachen aber die harmlosen Worte von St. nicht mehr. Der damalige Rechtsanwalt Matthäus Friedrich Chemnitz in Schleswig dichtete deswegen einen im wesentlichen neuen Text. Vom Urtexte behielt er außer dem Strophenbau nur die erste Zeile des Refrains „Schleswig-Holstein stammverwandt" und vier Zeilen, zwei davon in veränderter Fassung, bei. Auf dem Titel des ersten, bei Bruhn in Schleswig 1844 erschienenen Druckes ist dies Verhältniß angedeutet durch die Worte „Nach einem Gedichte von Straß". Auf dem Sängerfeste am 24. Juli 1844 hatte das Lied

in dieser Fassung einen durchschlagenden Erfolg und verbreitete sich namentlich durch den im August 1845 in Würzburg abgehaltenen Sängertag über ganz Deutschland. Ein 1852 von St. für den Unterzeichneten aufgesetzter, sehr ausführlicher Lebensabriß irrt darin, daß er den Ursprung des Gedichtes und ebenso das Fest in Schleswig in das Jahr 1842 verlegt. Auch gibt er an, daß Bellmann den Urtext von St. componirt und Chemnitz erst später seine Dichtung verfaßt habe. Die betreffenden Worte von St. lassen jedoch vollkommen die Auslegung zu, daß der nicht mehr vorhandene Urtext niemals auf einem Liederfeste gesungen ist, besonders da dasjenige zu Schleswig erst 1844 stattfand. Eine ähnliche Fassung mag St. inbezug auf seinen Urtext den Notizen, die er für Koner's Berliner Gelehrtenlexikon niederschrieb, gegeben haben, und insofern sind auch die aus Koner geschöpften Angaben bei Karl Goedeke, 2. Aufl. S. 379 und bei Brümmer, Lexikon II, 379 mit den Ermittelungen in Schleswig zu vereinen. Weniger läßt es sich zusammenreimen, daß im Obigen nur vier oder fünf Verse des Liedes St. zugestanden werden, während Karl Goedeke von „einigen Strophen“ spricht. Indessen schon der erste Vers des Urtextes mit „schöne Lande“ steht so sehr hinter dem malerischen und lebensvollen „meerumschlungen“ zurück, daß in diesem Liederkampfe der beiden Advocaten jedenfalls dem schleswiger Rechtsanwalte die Palme gebührt. Schleswig ist die Heimath des Liedes wie der Melodie. — S. auch Gartenlaube 1864, S. 44 f.

H. Pröhle.

Straßburg: Gottfried von St., neben Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach der dritte große Meister auf dem Gebiete der höfisch-ritterlichen Epik. Wie bei so vielen mittelalterlichen Dichtern fehlen auch über ihn historische Nachrichten; dafür sagen uns zahlreiche litterarische Zeugnisse, die sich zum Theil durch eine ungewöhnliche Wärme und Innigkeit auszeichnen, daß er bei den zeitgenössischen und nachkommenden Dichtern in hohen Ehren stand; und aus der stattlichen Fülle der in verschiedenen Dialekten abgefaßten und vom 13. bis zum 15. Jahrhundert sich erstreckenden handschriftlichen Ueberlieferung seines „Tristan“ erkennen wir seine allgemeine und lange andauernde Beliebtheit. In diesem seinem Hauptwerke finden sich bestimmte Beziehungen zu seinen äußeren Lebensschicksalen nicht; nur wenige, für uns dunkle Andeutungen lassen Persönliches hindurch schimmern. Aus dem Mangel an Klagen über Armuth und über Kargheit der Gönner, die uns sonst so oft entgegentönen, dürfen wir auf seine günstige Lebenslage schließen. Eine persönliche, aber unbestimmte und darum dunkle Beziehung bietet sich gleich im Beginne seines „Tristan“ dar: in einem Akrostichon. Die Anfangsbuchstaben der neun Anfangsstrophen ergeben mit Ausnahme der ersten Strophe den Namen Dieterich, wahrscheinlich der Name eines Gönners, dem die Dichtung gewidmet sein soll. Der erste Initial ist G. Wenn er nicht auf Gottfried geht, so drückt er vielleicht den Titel des Gönners, also grâve, aus. Die folgenden Anfangsbuchstaben sind T und I, die wohl ohne Zweifel auf Tristan und Isolde bezogen werden können. Der Beiname: von Straßburg läßt zunächst an die berühmte Bischofsstadt am Rheine denken. Der Annahme der elsässischen Heimath würde die Sprache des Dichters nicht entgegenstehen, und so gilt diese Annahme als ausgemacht. Wenn, von dieser Voraussetzung ausgehend, Konrad Burdach (s. A. D. B. XXVIII, 93) darauf hinweist, daß G. wahrscheinlich durch landsmannschaftliche Beziehungen in den Stand gesetzt sei, ohne von seinem elsässischen Zuhörerkreise mißverstanden zu werden, den gewöhnlich nur „Reinmar“ genannten Sänger in der litterarischen Stelle im „Tristan“ als „die Nachtigall von Hagenau“, also lediglich nach seiner (elsässischen) Herkunft zu bezeichnen, so kann nun umgekehrt diese Benennung für Gottfried's elsässische Heimath und für das elsässische Straßburg in seinem

Beinamen geltend gemacht werden, und um so mehr, als über Hagenau kaum ein Zweifel besteht. Der Titel Meister, der dem Dichter vielfach gegeben wird, kann nicht schlechthin als Bezeichnung für den bürgerlichen Stand genommen werden. Es ist wohl möglich, daß G. wenigstens für einen Bürgerlichen gegolten hat, weil seinem Bilde in der Pariser, jetzt wieder Heidelberger, Liederhandschrift kein Schwert, kein Helm und kein Wappenschild beigegeben ist. Dazu kommt, daß er in dieser Handschrift unter bürgerlichen Dichtern eingereiht ist. Der Titel Meister bezeichnet aber auch den gelehrten Stand. Und gelehrt war G. im Sinne seiner Zeit: er konnte lesen, er verstand sich auf Lateinisch und Französisch; an Stellen, die er selbständig ohne Anlehnung an eine Vorlage schuf, zieht er die antike Mythologie heran, auch benutzt er im „Tristan" einige Male Sentenzen des Publilius Syrus. Auch in einem Spruchgedichte, das ihm auf Grund eines litterarischen Zeugnisses zuerkannt werden muß, finden wir eine Paraphrase eines Ausspruchs dieses Gnomikers. Daß ihm die Zeitgenossen auch Gelehrsamkeit zugestanden, scheint die Bezeichnung der wîse Gotfrit anzudeuten, die er öfters gleich andern schulmäßig gelehrten Dichtern erhält. Die Gelehrsamkeit des Dichters könnte seinen geistlichen Stand vermuthen lassen, wenn nicht antihierarchische Aeußerungen im „Tristan" vorkämen, die nur ein Laie thun konnte. Im übrigen würde die Behandlung eines Liebesromans auch einem Cleriker nicht unangemessen und unerlaubt gewesen sein.

Einiges lesen wir doch noch für die Biographie des Dichters aus seinem „Tristan" heraus. Er war ein scharfer Kritiker seinem von ihm selbst gewählten Stoffe, dem Publicum und seinen Dichtergenossen gegenüber. Die berühmte litterarische Stelle, in der er die hervorragenden Dichter, vor allen die Epiker, gleichsam Revue passiren läßt, in der er neben dem Lobe, das er Hartmann dem Auer, v. Steinahe Bliker, v. Veldeken Heinrich, der Nachtigall von Hagenau und der von der Vogelweide in reichem Maaße spendet, auch einen strafenden Seitenblick auf Wolfram v. Eschenbach wirft, ohne ihn mit Namen zu nennen, diese Stelle gibt den sichersten Anhalt zur Datirung des „Tristan", der schon auf die Sprache und die Form hin, der classischen Zeit des Mittelhochdeutschen zugewiesen werden müßte. In runder Zahl ergibt sich als Entstehungszeit das Jahr 1210. In ganz jungen Jahren kann der Dichter dieses Werk nicht verfaßt haben. Dazu ist dessen Form zu vollendet, ist des Dichters Stil zu ausgeprägt. Auch die kritische Betrachtungsweise, die humorvolle Beleuchtung einzelner Situationen deuten auf einen herangereiften Mann, wie jugendlich feurig auch die Darstellung, zumal der Liebesscenen, gehalten ist. Die beiden jüngeren Dichter, Ulrich von Türheim und Heinrich von Freiberg, die Gottfried's unvollendeten „Tristan" fortzusetzen und abzuschließen unternahmen, berichten übereinstimmend, daß der Tod den Meister vor der Zeit hinweggerufen habe. Diese Nachricht ist glaubwürdig, und doch ist sie einmal bezweifelt worden. Und dieser Zweifel, mit einer unhaltbaren Hypothese verbunden, hat wieder zu einem für die Biographie belangreichen Ergebnisse geführt.

Die Pariser (große Heidelberger) Handschrift enthält unter Gottfried's Namen einen umfangreichen Lobgesang auf die Jungfrau Maria, der sich auch ohne Namen zum theil in zwei anderen Handschriften findet, und ein Lied von der geistlichen Armuth. Der grelle Gegensatz, in welchem der Tristan und der Lobgesang zu einander stehen, führten J. M. Watterich (1858) zu der ausgleichenden Annahme, G. habe, bevor er den Lobgesang gedichtet, mit seinem früheren Leben völlig gebrochen, habe die Vollendung des Liebesromans unterlassen, habe einen Kreuzzug mitgemacht und sei, was das Lied von der Armuth beweisen dürfte, in den Orden des heiligen Franciscus von Assisi eingetreten, ja sei wahrscheinlich von diesem selbst unter seine Jünger aufgenommen worden. Dieser kühnen Hypothese suchte Franz Pfeiffer die Grundlage unter den Füßen wegzuziehen, indem

er, gestützt auf Vers und Reim, den unwiderleglichen und auch niemals widerlegten, allgemein anerkannten Beweis führte, daß G. weder den Lobgesang noch das Lied von der Armuth gedichtet haben könne. Durch diesen Beweis wird der Kreis der lyrischen Schöpfungen, die G. zugeschrieben werden, wesentlich beschränkt. Es bleibt noch ein von der Pariser und der älteren Heidelberger Handschrift unter seinem Namen überliefertes „Frühlingslied“ übrig, an dessen Echtheit im Ganzen nicht zu zweifeln ist. Für den Ausfall jener beiden geistlichen Gedichte wird ein kleiner Ersatz geboten, indem auf ein glaubwürdiges Zeugniß Rudolf's v. Ems hin dem Dichter zwei Strophen lehrhaften Inhalts zuerkannt werden dürfen, die in der Pariser Handschrift unter die Lieder Ulrich's von Liechtenstein eingereiht sind, aber in dessen Frauendienste fehlen.

Watterich's Hypothese hat keinen Anklang gefunden; die siegreiche Entgegnung Pfeiffer's erfolgte sofort. Dagegen hat eine ebenfalls unhaltbare Anschauung längere Zeit bestanden, daß G. Stadtschreiber von Straßburg gewesen sei. Hermann Kurz suchte mit Anknüpfung an einen wie es schien sichern urkundlichen Nachweis eines Godefredus Rodelarius de Argentina vom Jahre 1207 näheres über das Geschlecht und das Leben des Meisters G. v. Straßburg zu erkunden. Er sieht in jenem Godefredus und in unserm Dichter ein und dieselbe Person; die seltsame Wortstellung faßt er auf als Godefredus de Argentina, Rotularius. Rotularius kann nur der Stadtschreiber sein; de Argentina geht auf eine von Basel nach Straßburg verzweigte adelige Familie von Straßburg. Hiermit steht im Einklange die Gelehrsamkeit des Dichters und der Titel Meister. Alle diese ansprechenden und annehmbaren Folgerungen mußten hinfällig werden, nachdem der Beweis erbracht werden konnte, daß in jener Urkunde thatsächlich nicht Rodelarius, sondern Zidelarius geschrieben steht, und dies ist der in Straßburg öfter vorkommende Name Zidelare, Zidler, Zeidler (Bienenwirth). C. Schmidt, dem wir diese Berichtigung verdanken, vermag nicht zu entscheiden, ob dieser Name ein bloßer Zuname war oder ein bischöfliches Amt bedeutete. Im übrigen darf von Kurz' Darlegungen als beachtenswerth bezeichnet werden, daß er jenen Gönner Dietrich als Angehörigen einer burggräflichen Familie von Straßburg entdeckt zu haben glaubt. Auch sein Hinweis auf die Kanonisation der heiligen Kunigunde vom 3. April 1200 und an das grausame Ketzergericht zu Straßburg vom Jahre 1212, an welche Begebenheiten der Dichter bei der Darstellung der Gottesgerichtsscene gedacht zu haben scheine, verdient im Auge behalten zu werden.

Nachdem nun auch das Stadtschreiberamt für G. verloren gegangen ist, so gilt aufs neue, was Pfeiffer am Schlusse seiner Polemik gegen Watterich's Hypothese ausgesprochen hat: „über dem Leben des großen Dichters waltet das frühere undurchdringliche Dunkel“. — Dafür hat die geistige Bedeutung des Dichters und die litterarische Stellung seines „Tristan“ — denn die wenigen lyrischen Schöpfungen kommen nicht in Betracht — die Forschung der letzten Zeit angereizt und beschäftigt.

Zwar fehlt es noch an einer zusammenfassenden Monographie über Gottfried's Metrik, doch haben die litterargeschichtlichen Darstellungen wie die Einzelstudien über seinen Stil auch seiner Vers- und Reimbehandlung Beachtung geschenkt. G. kann als Schüler Hartmann's von Aue bezeichnet werden, ohne Zweifel hat er sich aber auch unmittelbar an der französischen Kunstepik gebildet. Was ihm vorbildlich gegeben war, gestaltete er eigenartig weiter aus, ja seine Dichtersprache spitzt sich öfters zur Manier zu. Burdach glaubt, daß G. der Epiker auch von dem Lyriker Reinmar dem Alten gelernt habe, psychologisch zu zergliedern. Dieser Gedanke verdiente im Einzelnen ausgeführt zu werden. Wir würden nach dieser Richtung hin bestimmter urtheilen können, wenn uns das französische Original, nach dem G. arbeitete, vorläge. Wir müßten auch ohne des Dichters eigenes Bekenntniß, daß er einem Thomas von Britannie folge, auf ein französisches

Vorbild schließen, wie auch der erste deutsche Tristandichter, Eilhart van Oberge, seinen Stoff aus einem französischen Romane genommen hat. In der That kennen wir einen französischen Tristandichter mit Namen Thomas, dessen Werk aber leider nur in Bruchstücken vorliegt. Seltsamer Weise beginnen diese Fragmente gerade da, wo Gottfried's Erzählung abbricht. Nur in einem kleinen Stückchen zeigt sich Uebereinstimmung. Die Sagentradition, die G. im Gegensatze zu der des Eilhart wählte, findet sich auch in dem englischen, in Strophenform abgefaßten Gedichte Sir Tristrem, das unter dem Namen eines Thomas von Erlceldoune geht. Wichtiger für uns ist aber ein nordischer Prosaroman von Tristan aus dem 15. Jahrhundert, der höchst wahrscheinlich, ja selbst zweifellos aus demselben französischen Tristanepos übersetzt ist, das G. vor sich gehabt hat. Gewährt diese nordische Sage in prosaischer Gestalt und aus jüngerer Zeit auch kein vollkommen getreues Abbild des französischen Originals, so läßt sich doch an ihr wenigstens annähernd erkennen, wie G. verfuhr und schuf. Wie seine Dichtergenossen in der Regel, folgt auch er treu und pietätvoll seiner Quelle, aber seine Treue ist nirgends sclavisch. Seine Darstellung zeigt uns nicht bloß einen Uebersetzer, sondern einen freien Künstler. Aber auf der andern Seite müssen auch manche Vorzüge der Composition und der Charakterzeichnung dem französischen Originale zuerkannt werden.

Der „Tristan“ mit seiner formvollendeten und glanzvollen Sprache wird schwerlich das einzige Werk Gottfried's sein. Eine solche dichterische Reife setzt jahrelange Uebung voraus. Der unter Gottfried's Namen überlieferte Lobgesang, dessen Verfasser die Manier des großen Dichters bis zur Caricatur übertreibt und entstellt, wie auch das Lied von der Armuth bieten uns vielleicht eine Andeutung, daß sich G. auch auf dem Gebiete der geistlichen Liederdichtung versucht habe. In einer Würzburger Handschrift wird eine kleine Erzählung, die erweislich Konrad von Würzburg zugehört, fälschlich mit Gottfried's Namen geschmückt. Sollte das nicht ein Hinweis sein, daß G. auch solche kleine Erzählungen, Novellen, sogenannte Mären, ohne seinen Namen gedichtet hat? Und was soll es bedeuten, wenn Rudolf von Ems von ihm rühmt, er habe es verstanden getihten krümbe zu slihten? Gewiß werden manche namenlos überlieferte Dichtungen, die wir jetzt seiner Schule zuzuschreiben geneigt sind, oder auch manche andere, die einem andern bestimmten Autor von den Schreibern und auch von den Herausgebern zugetheilt werden, von G. selbst herrühren, aber bis jetzt hat sich die Forschung dieser wichtigen und verheißungsvollen Frage noch nicht zugewandt.

Mit Gottfried's frühzeitigem Tode war seine Wirksamkeit nicht erloschen. Sein unvollendetes Meisterwerk wurde, wie bemerkt, von zwei Epigonen fortgesetzt. Beide folgten aber nicht der von G. gewählten Tradition, sondern einer andern, die der Eilhartischen verwandt ist. Im einzelnen stimmen die beiden Fortsetzungen stofflich nicht zusammen. Auch eine seltsame dritte Fortsetzung ist vorhanden, die ganz aus dem Rahmen der Tristansage heraustritt und mehr eine Farce ist als eine Sage. Sie mündet in die Fortsetzung Ulrich's von Türheim vor deren Schlußscene ein. Vielleicht hat es noch eine vierte Fortsetzung zu Gottfried's unvollendetem „Tristan“ gegeben. Wir besitzen ein kleines Fragment einer Tristandichtung noch aus dem 13. Jahrhundert in niederrheinischem Dialekte, das eine Scene aus dem letzten von G. nicht mehr behandelten Theile der Erzählung enthält, und zwar nach der Tradition des Thomas. Es liegt näher, dies Fragment einer Fortsetzung Gottfried's zuzuweisen als einem vollständigen Tristanepos zeitlich nach G. Auch über das deutsche Land hinaus war Gottfried's Werk von Einfluß. Im čechischen Tristram ist der größere Theil nach Eilhart gearbeitet, ein Stück in der Mitte nach G., der Schluß nach Heinrich von Freiberg.

Wenn in den neuen Versuchen, den Tristanstoff sei es episch, sei es dramatisch

zu behandeln, auch die Eilhartische Tradition, die durch das alte Volksbuch von Tristrant und Isalde vertreten wird, Verwerthung findet, so ist es doch vorzugsweise der Gottfried'sche Tristan, der zur Grundlage und zum Ausgangspunkte der Darstellung genommen wird. — Aber nicht nur stofflich knüpft die Nachwelt an Gottfried's Dichterthätigkeit an; auch sein Ansehen und seine lange währende Beliebtheit bei der Lesewelt zeugen nicht allein für seine machtvolle und fesselnde Begabung. Er wirkte auch lebendig ein auf die Dichterwelt. Gleich seinen Genossen und Vorgängern Hartmann und Wolfram hatte auch er eine Schule. Sein künstlerischer Einfluß war zunächst vortheilhaft und erfreulich. Seine Nachahmer bemühten sich um eine glatte und correcte Sprache und Form. Schädlich aber war die Sucht, es ihm gleichzuthun oder ihn zu überbieten in spielender, manierirt zierlicher Ausdrucksweise, die wir in zahlreichen Dichtungen, selbst in geistlichen, der Epigonenzeit finden. Gottfried's hervorragendste Schüler sind Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg. Gottfried's Dichtersprache sollte aber auch in der Neuzeit wieder zur Geltung kommen, nachdem nach langem Schlummer die altdeutsche Dichtung wieder erweckt worden ist. Bei manchen Tristandichtern der Neuzeit finden wir öfters leisere oder stärkere Anlehnung an Gottfried's Worte. Aber auch einzelne Dichter, wie namentlich Wilhelm Hertz und Rudolf Baumbach, haben sich offenbar an ihm geschult und danken seinem glänzenden Vorbilde den Fluß und die Pracht ihrer Sprache.

Gottfried's Tristan in Myller's Sammlung 1785 (mit Heinrich v. Freiberg). — Ausgabe von E. v. Groote. Berlin 1821 (mit Ulrich v. Türheim). — Ausgabe von F. H. v. der Hagen. Breslau 1823 (mit Ulrich und Heinrich, mit den Liedern und alten französischen, englischen (Sir Tristrem), wallisischen und spanischen Gedichten von Tristan und Isolde. — Ausgabe von H. F. Maßmann. Leipzig 1843 (mit Ulrich). — Ausgabe von Reinhold Bechstein. 3. Aufl. 1890. 1891 (mit kurzer Nacherzählung der drei Fortsetzungen). — Ausgabe von Wolfgang Golther (mit Nacherzählung des von G. nicht bearbeiteten Schlusses nach Thomas, der Saga und Sir Tristrem, wie mit Nacherzählungen nebst Textauszügen nach Ulrich und Heinrich). — Uebersetzungen: von Hermann Kurz (mit eigenem Schlusse). 3. Aufl. Stuttgart 1877; von Karl Simrock. Leipzig 1855. 2. mit Fortsetzung und Schluß vermehrte Aufl. das. 1875; von Wilhelm Hertz (Neubearbeitung) mit Ergänzung nach den altfranzösischen Tristanfragmenten des Trouvere Thomas. — Die lyrischen Stücke, die echten wie die untergeschobenen, in v. d. Hagen's Minnesingern II, 266 fg. u. III, 454 fg. — Die übrige sehr reiche Litteratur in Aug. Koberstein's Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 6. Aufl. von K. Bartsch, 1. Band (1884), namentlich S. 176—178; in W. Wackernagel's Geschichte d. deutschen Litteratur, 2. Aufl. von Ernst Martin, 1. Bd. (1879), 249. 313 (Nachtr. 464); in K. Goedeke's Grundriß z. Geschichte d. deutschen Dichtung, 2. Aufl., 1. Bd. (1884), 99 fg. (Nachtr. S. 488); in der Einleitung zu Bechstein's Ausgabe und im Nachtrage am Schlusse. R. Bechstein.

Strassen: Christoph von der St., deutscher Staatsmann der Reformationszeit in kurfürstl. brandenb. Diensten, geb. 1511, † 1560, entstammte einer ursprünglich schweizerischen, in Sachsen eingewanderten Familie. Sein Vater, Michael, zuletzt sächs. Rath und Amtshauptmann in Borna, war der evangelischen Lehre zugethan und stand mit Luther und Melanchthon in Beziehungen. Dem entsprach es, wenn er drei seiner Söhne, darunter den ältesten, Christoph, auf die hohe Schule zu Wittenberg schickte. Chr. bezog diese Universität im Wintersemester 1523 auf 24 in einem Alter von zwölf Jahren. Damals bekleidete gerade Melanchthon die Würde des Rectors. Obwol Luther selbst sich um ihn kümmerte, fesselte doch Wittenberg St. nicht dauernd, vielmehr wandte er sich zur Fortsetzung seiner

Studien ſpäter nach der ſtockkatholiſchen Univerſität Ingolſtadt. Dreiundzwanzigjährig ging er dann (1534) nach Bologna, zuſammen mit einer ganzen Anzahl anderer Studirenden, die nachmals in der Reichsgeſchichte — bedeutſam genug für die ſpätere Haltung Straſſen's — größtentheils als kaiſerliche Parteigänger hervorgetreten ſind, nämlich mit dem ſpäteren Reichsvicekanzler Georg Sigismund Seld, dem nachherigen Geſchichtſchreiber Hans Jakob Fugger, ferner mit Karl Tisnacq und Lucas Ullſtatt, die u. a. 1551 bei der Augsburger Predigerverfolgung erwähnt werden, mit dem nachmals in der ſächſiſchen Politik genannten Sachſen Georg v. Schleinitz und mit Heinrich Schneidewein, der vermuthlich identiſch iſt mit dem nachmaligen berühmten Profeſſor. Procurator der deutſchen Nation war im J. 1534 u. a. Chriſtoph v. Madrutz, der nachmalige Cardinal von Trient. In Bologna promovirte St., nachdem er 1536 zum Syndikus der Procuratoren für das Jahr 1537 gewählt war, 1537 zum Doctor beider Rechte und beſchloß damit, fünfundzwanzigjährig, eine vierzehnjährige Studienzeit. Die erworbenen Kenntniſſe verwerthete er zunächſt am Reichskammergericht zu Speier. Dort ſchloß er u. a. Freundſchaft mit dem kaiſerlichen Rath und Kammerrichter Johann Graf zu Montfort. Nach vier Jahren (1542) bot ſich ihm jedoch ein glänzenderes Feld der Thätigkeit, indem der dreißigjährige Kammergerichtsaſſeſſor von Kurfürſt Joachim II. von Brandenburg als ordentlicher Profeſſor der Rechte nach Frankfurt a. O. berufen wurde. Von ſeiner Lehrthätigkeit erfahren wir indeß ſehr wenig, wenngleich er die genannte Profeſſur 18 Jahre innehatte. Nur einmal, im Sommerſemeſter 1556, verwaltete er das Amt des Rectors. Deſto mehr ſollte er politiſch hervortreten, da Kurfürſt Joachim ihn in wachſendem Maaße in ſein Vertrauen zog. Bezeichnend genug für die politiſche Geſinnung des brandenburgiſchen Fürſten wurde St., der ſo vorwiegend Beziehungen zur kaiſerlichen Partei hatte, ſehr bald zum kurfürſtlich brandenburgiſchen Geheimen Rath ernannt und mit den heikelſten Aufgaben betraut.

Politiſch trat er zuerſt hervor zur Zeit der Demüthigung der evangeliſchen Partei, indem er neben Agricola, Euſtachius v. Schlieben und Leonhard Keller in Begleitung ſeines Kurfürſten am Augsburger Reichstag von 1547 erſchien, dem Reichstag, deſſen Frucht das Interim war. In der Folge gehörte er zu den eifrigſten Vollſtreckern jenes unſeligen Reichstagsabſchiedes. Zugleich arbeitete er auf eine Befreiung des gefangenen Landgrafen von Heſſen hin und ſuchte u. a. Prinz Philipp von Spanien zu beſtimmen, ſich für ihn zu verwenden (14. März 1549). 1550 rieth er als brandenburgiſcher Vertreter auf dem Reichstage zu Augsburg ſeinem Herrn ab, dorthin zu kommen wegen des Vordrängens der Spanier und bekämpfte eine etwaige Hinneigung Kurfürſt Joachim's zur Candidatur des Prinzen Philipp von Spanien. Sodann ſetzte er in dieſem Jahre im Auftrage ſeines Kurfürſten eine umfaſſende Staatsſchrift auf, in der er vor dem Reichskammergericht darzulegen ſuchte, daß die brandenburgiſchen Biſchöfe immer landſäſſig geweſen wären. Außerdem betrieb er beim Kaiſer eine Execution gegen die dem Interim widerſpenſtigen Magdeburger und ſchlug als Executor den Kurfürſten Joachim vor, der mit dem Plan umging, ſeinem Sohn die Biſthümer Magdeburg und Halberſtadt zu erwerben. Zur weiteren Verfolgung dieſes Zieles erſah Joachim ſich beſonders St. aus und beſchloß am 30. Jan. 1551 ihn zu dieſem Zwecke nach Rom zu ſchicken. Jedoch zerſchlug ſich dieſe Reiſe. Anſtatt deſſen ging St., nachdem er zuvor in Calbe a. S. mit dem Magdeburger Domcapitel verhandelt und in Halle eine Zuſammenkunft mit Kurfürſt Moritz, der ähnliche Abſichten auf Magdeburg hegte, gehabt hatte, im Auguſt 1551 nach Trient auf das Concil. In Trient entwickelte er ſich zum höchſten Entzücken der römiſchen Geiſtlichkeit als einen ſehr lauen Freund, wenn

nicht als Feind der evangelischen Lehre, indem er die kirchlichen Gesichtspunkte sehr nachlässig behandelte, vielmehr lediglich auf die Stärkung der kurfürstlichen Hausmacht, nämlich die Erwerbung jener Stifter ausging. Niemand anders als Melanchthon sprach in unzweideutigen Worten seine Entrüstung über diese befremdende Haltung des Gesandten einer evangelischen Vormacht aus (an König Christian von Dänemark). St. machte den Tridentinern die weitestgehenden Zugeständnisse in der Religionsfrage. U. a. erkannte er den katholischen Abendmahlsritus ziemlich unumwunden an. In seinen Gesandtschaftsberichten drückte er sich in der feindseligsten Weise über die Hartnäckigkeit der protestantischen Theologen aus, während er für die Würde der Concilsväter nicht genug Worte des Lobes finden konnte. Bemerkenswerth ist auch sein Versuch Kurfürst Moritz zur Beschickung des Concils zu bestimmen. Die Versöhnung der Parteien sei durchaus nothwendig. „Dan warlich, so wir Deutschen nicht verglichen werden, so seint wir warlich vordrucket und wird uns der Türk fressen.“ „Wir sitzen im bade, darein sie (die evangelischen Theologen) uns beredet.“ „Got ist barmherzig und underlest nichts, das er uns uf den rechten wegk bringe, aber wan mans zu vil macht und mit sehenden augen nicht sehen wil, so kann er auch wol zürnen.“ Kein Wunder, daß ein solcher Gesandter günstigen Boden für seine Hausmachtspolitik bei den Römischgesinnten fand. Am 24. Januar 1552 befürwortete das Concil die Bestätigung des jungen Markgrafen beim Papst. Am 18. Februar theilte auch dieser an St. sein Einverständniß mit. Gestützt auf diesen diplomatischen Erfolg konnte St. auch die Wirkungen von Einflüsterungen gegen ihn beim Kurfürsten zerstreuen und mit Emphase auf das „Pilgerleben“ weisen, daß er lediglich im Interesse des Kurfürsten seit einiger Zeit führe. Ein fernerer Erfolg waren die fortgesetzt guten Beziehungen zu Mainz und Köln, die dem Kurfürsten um die Wette ihre Dienste anboten. Heimkehrend von Trient wurde St. März 1552 von der kaiserlichen Partei als Vermittler zwischen Kaiser Karl und Kurfürst Moritz, dessen Frontwechsel sich damals zu vollziehen drohte, benutzt. Sehr willkommen war er hierzu wegen seiner Vertrautheit mit dem Cardinal von Trient, Bologneser Angedenkens. In der Sache des Landgrafen Philipp von Hessen mahnte er seinen Kurfürsten zur Vorsicht. „Wo man mit gewalt faren wirt, so sehe ich nichts anders fur augen, dan des hl. reichs untergang und deutscher nation vorterb, über das man den lantgrafen umb sein leben bringet.“ Von kaiserlicher Seite wurde er abermals zu Philipp von Hessen geschickt mit dem Auftrage, ihm seine baldige Befreiung anzukündigen (April 1552). Darnach hat St. neben verschiedenen anderen brandenburgischen Gesandten den Verhandlungen zu Linz (eröffnet am 18. April 1552) und Passau (eröffnet am 31. Mai) beigewohnt und dort eine entschiedene Haltung gegen die Kriegsfürsten eingenommen. Er wird in Passau als erster Redner nach dem kgl. Commissar angeführt, eine Thatsache, die darauf schließen läßt, daß er eine gewichtige Stimme in der Versammlung führte. In seinem letzten charakteristischen Bericht aus Passau (4. August 1552) mißbilligte er den Zug des Albrecht Alcibiades in den Rheinlanden. „Ich kann mich für meine einfalt in die libertet nicht richten, dann ich sehe nichts anders dan vorterben und vorrosten der Deutschen nation, unsers vaterlands.“ Er bedauert dann die Auslieferung von Metz, Toul und Verdun. „Es ist zu erbarmen, das ir grossen hern eurn undergang so lange zusehet und nichts dazu thut, sondern allen erbermlichen mutwillen gestattet. Es gehet und trifft nymands mehr an, dann euch große hern und heupter. Ich sehe, daß es eine augenscheinliche straf Gots ist, das ist aber zu erbarmen, das irs Deutschen selbst einander thun und vorterben sollet.“ Für den Kurfürsten Joachim käme es besonders darauf an, sich die Gunst des Kaisers zu erhalten. Seine Vorfahren wären mit dem Hause

Oeſterreich geſtiegen u. ſ. w. Dieſe Politik brachte St. denn auch den Dank der kaiſerlichen Partei ein. Nur mit den Spaniern, beſonders mit Arras, vor dem er einen heilſamen Reſpect hatte, hat er ſich nicht ſtellen können. Dagegen erfreute er ſich der Freundſchaft nicht nur ſeiner Bologneſer Gefährten, ſo Seld's und Madrucci's, ſondern z. B. auch des Kurfürſten von Mainz, des kaiſerlichen Raths Freiherrn Böcklin's v. Böcklinsau und auch des Lazarus v. Schwendi. Beim Kaiſer Karl und König Ferdinand nahm er wie bei Joachim II. eine große Vertrauensſtellung ein. Während indeß der Kurfürſt auch nicht mit materiellen Beweiſen ſeiner Gunſt kargte, indem er an St. die Lehn Manſchnow, Roſengarten, Lichtenberg, Hohenwalde (ſämmtlich im jetzigen Lebuſer Kreiſe) und die Mehrzahl der Mühlen in der Lebuſer Vorſtadt zu Frankfurt a. O. verlieh ebenſo wie auch das biſchöfliche Haus an der Frankfurter Oberkirche, das daher den Namen Straſſenhof empfing, hat St. ſich beim Kaiſer anſcheinend vergeblich um materielle Beweiſe der Gnade bemüht. Er nahm noch 1555 am Reichstage zu Augsburg theil und iſt vermuthlich im Gegenſatz zu Diſtelmeier unter den brandenburgiſchen Geſandten für den geiſtlichen Vorbehalt eingetreten. Auch 1558 und 1559 treffen wir ihn als Geſandten. Am 21. März 1560 iſt er in Frankfurt geſtorben. Begraben wurde er in der dortigen Oberkirche. Sein Bild brachte man u. a. am Katheder der Juriſtenfacultät an. Verheirathet war er mit der Tochter eines ſächſiſchen Beamten, Magdalene Scheibe. Von ſeinen Söhnen wurde Maximilian auch Profeſſor der Rechte in Frankfurt. Mit dieſem iſt die Familie 1622 ausgeſtorben.

St. iſt eine bemerkenswerthe Erſcheinung der Reformationszeit. Er war einer der ausgeſprochenſten Vertreter der Verſöhnungspolitik. Trotzdem iſt er keineswegs zu den ſchwächlichen Naturen zu zählen, die hauptſächlich zu ſolcher Vermittlungspolitik zu neigen pflegen. Seine Briefe mit ihrem rückſichtsloſen entſchiedenen Tone belehren uns eines andern. Lazarus v. Schwendi würde über einen ſolchen zartbeſaiteten Charakter auch kaum ein Urtheil gefällt haben wie das: „Ir mueſſen nit ſo ein böß maul haben oder zum wenigſten daſſelb nicht ſo grob bleckhen, wie Ihr pfleget zu thun. Ir habts aber nun dahin gebracht, da Ir euch geleich unnütz macht und den leuthen die warheit und das, ſo ſie nit gern hören, ſaget, ſo darff man drumb mit euch nit zürnen.“ In ſeiner Grabſchrift wird beſonders ſeine Beredſamkeit gerühmt; und ſeine Briefe geben in der That Zeugniß davon, daß er die Sprache mit nicht gewöhnlicher Gewandtheit handhabte. Und ſie offenbaren nicht nur Schwung der Sprache, ſondern auch der Auffaſſung. Sein Standpunkt war, das bezeugen zahlreiche Wendungen ſeiner Berichte, aufrichtig patriotiſch, deutſchnational. Das Wohl der deutſchen Nation iſt ihm zweifellos ſtets der leitende Gedanke geweſen. In dieſem Sinne hat er auch Joachim II. von Brandenburg beeinflußt. Vor ſeinem Nationalbewußtſein wich im Gegenſatz zu den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen ſeine religiöſe Empfindung ganz zurück, ſodaß man ihn neuerdings für einen verkappten Katholiken gehalten hat, eine Annahme, der ich mich nicht anſchließen kann. Er war jedoch zu kurzſichtig, um die antinationale Haltung des Kaiſers und der römiſchen Partei zu durchſchauen. Schon darum iſt ihm in der Geſchichte der Platz nur unter den politiſchen Geiſtern zweiter oder dritter Größe gewieſen.

E. Friedlaender, Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis, Berlin 1887. — Neue Mittheilungen des Thüringiſch-Sächſiſchen Vereins für Geſchichte XIV. Halle 1878. S. 187—255. (Eine Briefſammlung des brandenburgiſchen Geheimen Raths und Profeſſors Dr. Chriſtof v. d. Straſſen. Von J. O. Opel.) — Auguſt v. Druffel, Beiträge zur Reichsgeſchichte. 1546 bis 1552. München 1873, 1880. — Julius Heidemann, Die Reformation

in der Mark Brandenburg. Berlin 1889. — Becman, Notitia universitatis Francofurtanae. Frankfurt 1707. — M. F. Seidel's Bildersammlung mit Erläuterungen G. G. Küster's. Berlin 1751. — Ranke, Deutsche Geschichte. — Droysen 2b. — E. Friedlaender, Frankfurter Universitätsmatrikel. Leipzig 1887. — C. E. Foerstemann, Album academiae Vitebergensis. Leipzig 1841. — Luther's Werke, ed. Walch, LIII, 218 u. 223. v. Petersdorff.

Straßer: Mathias St., mit dem Klosternamen Gabriel, Astronom, geboren am 13. Februar 1824 zu Waldzell (Oberösterreich), † am 13. September 1882 zu Kremsmünster. Zuerst zum väterlichen Handwerk angehalten, wurde der Knabe trotzdem von dem Katecheten des Ortes privatim sorgfältig unterrichtet und, da der Vater beharrlich jede Geldunterstützung für weitere Studien ablehnte, von seinem Oheim aufgenommen und der berühmten Stiftsschule von Kremsmünster zugeführt. Mit zweiundzwanzig Jahren trat er in die Benedictiner-Congregation selbst ein und widmete sich dem Studium der Theologie zunächst in seinem Kloster, später aber in Linz. Nach beendigtem Cursus in das Stift zurückgekehrt, schloß sich St. enge an den Pater Reslhuber (s. A. D. B. XXVIII, 247), einen trefflichen Astronomen und Meteorologen, an und wurde dessen Adjunct an der altberühmten Sternwarte, nach Reslhuber's Erwählung zum Abte aber sein Nachfolger. Er veranlaßte 1878, daß seine Anstalt mit elektrischen Selbstregistratoren für Temperatur und Windstärke ausgerüstet wurde. Von 1852—78 lehrte er am Stiftsgymnasium Mathematik und Naturgeschichte und widmete sich mit größtem Eifer der Fortbildung der ihm anvertrauten Jugend. Seine Verdienste wurden 1878 durch das goldene Verdienstkreuz belohnt. St. verfolgte mit stetem Eifer die Bewegungen der Planeten und des Mondes und veröffentlichte seine Beobachtungen in den „Astron. Nachrichten"; zumal die des Mars sind bei den neuen schärferen Bestimmungen der Sonnenparallaxe mit Vortheil benützt worden. Kometen- und Sternschnuppenbeobachtungen von ihm enthalten die „Jahrbücher der Wiener Sternwarte", während er die von ihm gesammelten meteorologischen Daten theils in Carl's „Repertorium der Physik", theils in den „Jahrbüchern der Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus" publicirte. Von anderweiten schriftstellerischen Arbeiten Straßer's seien erwähnt die Berechnung des Temperaturganges von Kremsmünster auf Grund 85jähriger Aufzeichnungen (Denkschriften der Wiener Akademie, 1877) und die Jubiläumsschrift über die mittleren Oerter von 750 am Meridiankreise beobachteten Fixsternen (1877), endlich ein älteres, auch dem geschichtlichen Elemente Rechnung tragendes Schulprogramm über die Kegelschnitte. St. war noch als Fünfziger eine kerngesunde Natur, erst 1879 traten Anzeichen einer schweren Erkrankung der Unterleibsorgane auf, und das letzte Jahr seines Lebens konnte er nur selten mehr sein Zimmer verlassen. Seine Ordensbrüder hielten und halten sein Andenken in hohen Ehren.

Vierteljahrsschrift der Astronomischen Gesellschaft, 17. Jahrg., S. 237 ff. — Gedruckte Todesanzeige des Stifts Kremsmünster (in lateinischer Sprache) vom 14. October 1882. Günther.

Straßmann: Joseph Julius St., Schauspieler, wurde am 29. März 1822 geboren und widmete sich dem Berufe eines Schauspielers, in dem er es als Heldendarsteller zu großem Rufe brachte. Seine Glanzzeit verlebte er am Hoftheater zu München, wo er am 1. April 1852 für das Fach der jugendlichen Helden engagirt wurde. Er wirkte hier bei dem von Dingelstedt im J. 1854 veranstalteten „Gesammtgastspiel" mit und zeichnete sich namentlich als Thumelicus in Halm's „Fechter von Ravenna" aus. In Grillparzer's „Des Meeres und der Liebe Wellen" gab er den Leander und in Geibel's „Brunhilde" den Siegfried. In letzterer Rolle gefiel er bei einem Gastspiel am Karltheater zu

Wien im J. 1861 in besonderem Maaße. Als er am 1. October 1866 in München pensionirt wurde, nahm er ein Engagement in Bremen und seit dem 13. October 1868 in Leipzig an, wo er bis zum 14. Juli 1870 gesetzte Helden und Heldenväter spielte. Er hätte am liebsten eine Stelle in Wien gehabt, da aber Laube seine Manier nicht leiden konnte, verwirklichten sich seine Hoffnungen nicht. Wahrscheinlich infolge von Ueberanstrengung verlor er plötzlich die Sprache und starb am 25. Januar 1889 zu Währing bei Wien an einer Herzlähmung.

Vgl. Franz Grandaur, Chronik des Kgl. Hof- und National-Theaters in München. München 1878. S. 150, 156, 158, 160, 171, 178. — Deutscher Bühnen-Almanach, 54. Jahrg., Berlin 1890, S. 306. — Neuer Theater-Almanach für das Jahr 1890, 11. Jahrg., Berlin 1890, S. 89. — O. G. Flüggen, Biographisches Bühnen-Lexikon, 1. Jahrg., München 1892, S. 300. — Unsere Zeit, 1889, I, 572.

Bedeutender als St. war seine Gattin Marie Damböck-Straßmann, die sich in der Regel nur Straßmann nannte. Marie Damböck wurde am 16. December 1827 zu Fürstenfeld in Steiermark als Tochter eines k. k. Beamten geboren und von ihrem siebenten Jahre an in einer Klosterschule zu Graz erzogen. Nach anfänglicher Weigerung gab der Vater ihrem Wunsche, zur Bühne zu gehen, nach, und so betrat sie, erst fünfzehn Jahre alt, in Graz als „Pfefferrösel“ zum ersten Male die Bretter, die die Welt bedeuten. Sie erhielt darauf ein Engagement an dem Theater zu Innsbruck, wo sie im Herbste 1844 als Parthenia im „Sohn der Wildniß“ debutirte. Wie sie dort in Ermangelung eines jugendlichen tragischen Liebhabers den Laertes im „Hamlet“ und, durch den Erfolg kühn gemacht, den Tempelritter Ademar in der „Krone von Cypern“ spielte, hat sie später selbst anmuthig erzählt. (Vgl. den Dekamerone vom Burgtheater. Wien, Pest, Leipzig 1880. S. 223—233.) Ihr nächstes Engagement fand sie in Brünn, wo sie Baron Perglas, der Intendant des Hoftheaters zu Hannover, sah und für die seiner Leitung unterstellte Bühne gewann. Während ihres Engagements in Hannover in den Jahren 1845—1849 unternahm sie verschiedene Gastspielreisen, z. B. nach Frankfurt a. M., wo Gutzkow auf sie aufmerksam wurde und sie in einer Besprechung ihrer Darstellung der Griseldis mit der Rachel verglich, und nach Hamburg, wo sie am 19. Juli 1847 als Baronin in Iffland's „Spielern“ unter dem Beifall der großen Sophie Schröder auftrat. Weniger erfolgreich verlief ein Gastspiel in Berlin, wo sie im J. 1849 an vier Abenden auftrat. Man stieß sich in Berlin an gewissen Härten ihrer Sprache, die auf ihren süddeutschen Dialekt zurückzuführen waren. Für diesen Mißerfolg konnte sie sich jedoch durch die lebhafte Anerkennung entschädigt fühlen, die Ludwig Tieck ihrem Spiele zollte. Als ihr Engagement in Hannover abgelaufen war, erhielt sie Anträge für die Hofbühnen von Berlin, Stuttgart, München und Wien. Sie entschied sich für München, wo sie am 1. October 1850 in den Verband des Hoftheaters trat und sich bald den Ruf einer der glänzendsten Vertreterinnen tragischer Heldenrollen verschaffte. Sie ermöglichte in München zuerst die Aufführung antiker Stücke und der Hebbel'schen Tragödien, trat aber auch im Salonstück und im feineren Lustspiel mit Glück auf. Am 29. November 1850 gab sie bei der ersten Aufführung von Shakespeare's „Viel Lärm um nichts“ die Beatrice, am 8. April 1851 die Judith in Hebbel's gleichnamigem Trauerspiel, und am 28. November 1852 die Jokaste in Sophokles' „König Oedipus“. Bei dem „Gesammtgastspiel“ im J. 1854 gehörte sie zu den wenigen in München engagirten Künstlern, die Dingelstedt neben den fremden Größen in umfänglicheren Rollen auftreten ließ. Am 16. Januar 1855 creirte sie die Thusnelda in Halm's „Fechter von Ravenna“ und am 19. August 1856

die Hero in Grillparzer's „Des Meeres und der Liebe Wellen“. Im Juni 1857 vermählte sie sich mit Straßmann (s. o.), dessen Namen sie seitdem führte. Von größeren Rollen, in denen sie seitdem noch in München bei erstmaligen Aufführungen auftrat, ist noch die Chriemhild in Geibel's „Brunhild“ (3. Januar 1857) zu erwähnen. Nachdem sie am 1. October 1866 pensionirt worden war, trat sie am 13. October 1868 ein neues Engagement am Stadttheater zu Leipzig an, wo sie das Fach der Tragödin und Heldenmutter übernahm. Sie blieb in dieser Stellung auch nach dem Abgang der Direction Witte unter Laube's Leitung, der ihr die Darstellung der Titelrolle in „der Gräfin“ von Heinrich Kruse übertrug und ihre Leistung als eine vorzügliche anerkannte. „Ich hatte“, erzählt er in seinem Werk: Das norddeutsche Theater (Leipzig 1872, S. 196), „in Frau Straßmann-Damböck eine sehr geeignete Darstellerin der Gräfin erworben. Schöne, mächtige Gestalt, feste, strenge Rede, herrische Geberde gaben alle Hülfsmittel für die eigenwillige Regentin und Mutter, welche in richtiger, aber rücksichtsloser Handlung all ihre Kinder zu Grunde richtet“. Nach ihrem Abgang in Leipzig am 14. Juli 1870 siedelte sie nach Wien über, wo sie am Burgtheater Anstellung fand und im October desselben Jahres als Isabella in der „Braut von Messina“ und als Elisabeth in „Maria Stuart“ debutirte. In dieser Stellung blieb sie bis zu ihrem Abgang von der Bühne im J. 1887. Sie starb am 25. October 1892 zu München.

Vgl. Illustrirte Zeitung 18. Bd., Leipzig 1852, S. 413; 20. Bd., Leipzig 1853, S. 184—185. — Wurzbach III, 138—140; XXXIX, 282. — Universal-Porträt-Galerie berühmter Männer und Frauen des 19. Jahrhunderts, Leipzig o. J., 1. Bd., 2. Liefg. — Franz Grandaur, Chronik des kgl. Hof- und Nationaltheaters in München, München 1878 (Register). — Eduard Wlassack, Chronik des k. k. Hofburgtheaters, Wien 1876, S. 279. — Herm. Uhde, Das Stadttheater in Hamburg 1827—1877, Stuttgart 1879, S. 248. — C. Schäfer und C. Hartmann, Die kgl. Theater in Berlin, Berlin 1886, S. 172. — Georg Herm. Müller, Das Stadttheater zu Leipzig, Leipzig 1887 (Register). — O. G. Flüggen, Biographisches Bühnen-Lexikon, 1. Jahrg., München 1892, S. 53. H. A. Lier.

Straßnitzki: Leopold Karl Schulz v. St., Mathematiker und Schulmann, geboren in Krakau am 31. März 1803, † in Bad Vöslau bei Wien am 9. Juni 1852. St. ist Enkel von Leopold Ludwig Schulz (s. A. D. B. XXXII, 755 ff.), der 1808 mit obigem Zusatz geadelt ward. Sein Vater Leopold Sch. v. St. war zur Zeit der Geburt des Sohnes kaiserlich königlicher Kreiscommissar in Galizien. Dessen Gattin Karoline geb. Hillmayr, starb 1811; infolge dessen kamen die Söhne Leopold und Josef (später Oberfinanzrath) zum Großvater nach Wien, wo unser Leopold auch nach dessen Tode blieb und das Gymnasium durchlief. Früh den mathematischen Fächern zuneigend studirte er sodann am polytechnischen Institute zu Wien Mathematik, Mechanik, Baukunst, daneben mit Eifer Philosophie und Geschichte. Nach vollbrachtem Studium lehrte er seit 1823 als Adjunct Mathematik und Physik am Institute und war seit 1824 Supplent für diese Wissenschaften an der damals errichteten II. Abtheilung des Institutes. Von dort 1827 als Lehrer der Mathematik ans Lyceum zu Laibach befördert, hielt er dort neben seinen ordentlichen Vorlesungen u. a. einen Cursus für höhere Mathematik und populäre Astronomie ab und war bald „der belebende Brennpunkt, um den alle Männer der Wissenschaft und Kunst sich scharten. Alles suchte seine Freundschaft und seinen geistreich belehrenden Umgang“. Er wurde 1834 Professor der Mathematik und praktischen Geometrie an der Universität Lemberg, 1838 Professor der Elementarmathematik am Wiener Polytechnikum, an dem er seit 1843 auch höhere Mathematik lehren

durfte. Besonders thätig war er für edle Popularisirung seiner Wissenschaft sowie für Auffindung elementarer Beweise wissenschaftlicher Sätze und Gesetze. Zu Schulzwecken empfahl er den englischen Rechenschieber und erfand selbst einen verbesserten Rechenschieber für den Anschauungsunterricht im Rechnen (vgl. „Professor Sch. v. Straßnitzki's Rechenschieber“ von Anton Schejzik, Wien 1845). — Im J. 1848 ins Frankfurter Vorparlament erwählt, sprach er dort lebhaft seine deutsch-patriotische Gesinnung aus, besuchte mit anderen österreichischen Abgeordneten Heidelberg und reiste über den Rhein, Hannover, Berlin nach Wien zurück. In Berlin gab ihm eine veranstaltete größere Versammlung Gelegenheit zur Ansprache an die akademische Jugend, die tiefen Eindruck machte. „Wir sehen,“ sagte er u. a., „jetzt das Morgenroth der Freiheit und Größe Deutschlands. — — Es bedarf aber noch vieler Kämpfe und ausdauernder Kraft, bis der helle Tag hereinbricht. Wir Aelteren erleben es nicht; wir werden nur wie Moses ins gelobte Land sehen, ohne es zu betreten.“ Daneben mahnte er, „das Palladium der geselligen Ordnung mit fester Hand zu schirmen. „Die gegenwärtigen bangen Zeiten sind nur die Geburtsschmerzen der kommenden großen Zeit, die nicht uns, sondern unsern Kindern und Enkeln erblüht.“ Seit Mai 1848 gehörte er dem Gemeindeausschusse der Wiener Vorstadt Wieden als Mitglied an und förderte als dessen Secretär besonders das niederliegende Volksschulwesen und die vernachlässigte äußere Stellung der Lehrer, die er zu einem schwunghaften pädagogischen Vereine um sich sammelte. Auch nahm er 1850 die in Laibach und Lemberg gehaltenen gemeinverständlichen Vorträge über Astronomie unter großartigem Zulaufe wieder auf. Im folgenden Jahre ernannte ihn der Minister, Graf Leo Thun, zum Mitgliede der Prüfungscommission für Gymnasiallehramtscandidaten im Lehrfache der Mathematik und entsandte ihn zum Besuche der Londoner Weltausstellung und zur Beobachtung des britischen Schul- und Erziehungswesens, wobei die „Adult schools mechanics institution“ seine besondere Aufmerksamkeit erregten. — Schon seit 1840 an zunehmender Mattigkeit leidend und aus England nierenkrank (morbus Brightii) heimgekehrt, starb er am 9. Juni 1852 am Lungenschlag, in weiten Kreisen und namentlich im österreichischen Lehrstande an Mittel- und Volksschulen schmerzlich betrauert. — Werke: „Ueber das geradlinige Dreieck und die dreiseitige Pyramide“ (Wien 1827); „Elemente der reinen Arithmetik“ (das. 1831); „Elemente der reinen Geometrie“ (das. 1835); „Neue Methode zur Auffindung der reellen Wurzeln höherer numerischer Gleichungen“ (das. 1842); „Anleitung zum Gebrauche des englischen Rechenschiebers“ (das. 1843); „Handbuch der besonderen und allgemeinen Arithmetik“ (das. 1844, 2. Aufl. 1848); „Anleitung zur Rechnung mit Decimalbrüchen“ (das. 1844); „Logarithmen- und andere nützliche Tafeln“ (das. 1844); „Die Erde und ihre Bewohner“ (Pest 1847; zuvor in der X. Auflage von Galletti's Erdkunde); „Reise zum Volkstage nach Frankfurt a. M.“ (Wien 1848); „Handbuch der Geometrie für Praktiker“ (das. 1850); „Stellung der Astronomie im Reiche der Menschheit“ (Brünn 1850); „Grundlehren der Analysis“ (Wien 1851); „Anschauungsgeometrie“ (das. 1851; nur Heft I). Außerdem zahlreiche Aufsätze in Crelle's Mathematischem Journal, Grunert's Archiv für Mathematik und Physik, Ettingshausen's und Baumgartner's Zeitschrift für Physik und Mathematik, Haidinger's Berichten der Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur, Wiener Zeitung, Mnemosyne, Illyrischen Blättern, Steiermärkischen Zeitschrift rc.

Hauptquelle: Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertumes Oesterreich XXXII, 188—96. (Wien 1876). Dort Verzeichniß der Nachrufe. Besonders wichtig: Professor Sch. v. Str. Erinnerung an dessen zehnten

Sterbetag (9. Juni 1862, ohne Ort) und Engelbert Keßler, Nachwort zum XIX. Allgem. deutschen Lehrertage (nur lithographirt für die Theilnehmer des Lehrertages). Sander.

Strassoldo-Graffemberg: Julius Cäsar St.-G., kaiserlich österreichischer Feldmarschallieutenant, Kämmerer, Commandeur des kaiserl. Leopold-, Ritter des Militär-Maria-Theresien- und des russischen St. Georgsordens, Inhaber des 61. österr. Infanterieregiments, geboren 1791 zu Görz, † am 20. Sept. 1855 zu Palmanuova. St. ist eine der markantesten Soldatenerscheinungen aus den Kriegen in Italien unter Radetzky; er entstammte dem altberühmten Geschlechte der Strassoldo. Im J. 1808 trat er als Cadet in das Infanterieregiment Hoch- und Deutschmeister (Nr. 4) und ward schon im Kriegsjahre 1809 zum Fähnrich befördert (16. Februar); einige Tage später aber zum 5. Jägerbataillon übersetzt. In diesem Bataillon rückte er am 1. März zum Unterlieutenant und am 16. Juli desselben Jahres zum Oberlieutenant vor. Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit im Gefechte waren St. in hohem Maaße eigen. Diese zeigte er schon als junger Officier, als welcher er auch bei Regensburg (22. April 1809) verwundet wurde. Im J. 1812 stand Graf St. mit dem 5. Jägerbataillon bei dem österreichischen Auxiliarcorps gegen Rußland im Felde. Während der Schlacht von Poddubie (12. August 1812) kämpfte er wieder in den vordersten Reihen mit jener Umsicht und Tapferkeit, die ihn auszeichnete. Schon damals war sein Name unter Jenen, welche sich die besondere Zufriedenheit des Commandirenden, Generals der Cavallerie Fürsten Schwarzenberg, erwarben. 1813 zum Capitänlieutenant (16. August) und einige Tage später zum Hauptmann befördert, machte er die Affairen bei Reichenberg und Gabel in Böhmen, in Sachsen jene bei Stolpen und Fischbach, dann die Gefechte auf der Dresdener Haide mit. Der Leipziger Schlacht wohnte er bei. Nach derselben kam St. mit dem 5. Jägerbataillon zum Cernirungscorps von Dresden. Gelegentlich der zurückgeschlagenen Ausfallgefechte der Garnison wird Hauptmann Strassoldo's Name wiederholt rühmlich genannt. Nach der Capitulation von Dresden stand St. mit seinem Bataillon bei der Division des Feldmarschallieutenants Grafen Bubna, später bei der Division Lederer. Im Gefechte von Romans an der Isère (2. April 1814) ward er verwundet. Im folgenden Jahre (1815) zum 3. Jägerbataillon übersetzt, machte er die Campagne in der Brigade des Generals Paumgarten im Reservearmeecorps des Erzherzogs Ferdinand d'Este mit. 1821 stand er im Neapolitanischen unter Feldmarschallieutnant Baron Bianchi und erhielt für seine Verdienste in dem kurzen Occupationsfeldzuge den königlich sicilianischen Orden S. Giorgio della Riunione. Im J. 1833, nach langer Dienstzeit, wurde St. Major im Kaiserjägerregimente (27. Mai), nach drei Jahren jedoch schon Oberstlieutenant (26. März 1836) und im J. 1838 ernannte der Kaiser den rastlos thätigen und im Truppendienste außerordentlich verwendbaren Stabsofficier zum Obersten und Commandanten des Infanterieregiments Nr. 26 (2. Juli). Im J. 1841 ward St. wieder zu seiner Lieblingswaffe, zur Jägertruppe, eingetheilt und erhielt das Commando des 10. Jägerbataillons. 1846 rückte er zum Generalmajor vor (6. April). Im Revolutionsjahre 1848 commandirte er eine Brigade in Verona. St. war es, der beim Beginn der Operationen gegen König Karl Albert von Sardinien mit seiner schwachen Brigade, die nur aus dem 10. Jägerbataillon, einem Bataillon vom Infanterieregimente Nr. 45, einer Cavalleriebatterie und zwei Escadronen Radetzky-Husaren, im ganzen nur 2300 Streitbaren, bestand, den wichtigen Punkt Sta. Lucia besetzt hielt, als er am 6. Mai von einer wenigstens fünffachen Uebermacht unter persönlicher Anführung des Königs von Sardinien angegriffen ward. Durch drei volle Stunden vertheidigte er diesen wichtigen Punkt und als er

endlich zum Rückzug genöthigt ward, zog er sich nur aus dem Orte, hielt aber den vorliegenden Rideau gegen alle Angriffe des Feindes, bis endlich ein Flankenangriff der Brigade Clam die Niederlage des Feindes vollendete. Dieses Gefecht war eines der rühmlichsten des ganzen Feldzugs und machte ebensoviel Ehre dem General, der es leitete, wie den einzelnen Führern und der Mannschaft. Die Uebermacht des Feindes war so unverhältnißmäßig groß, sein Angriff so entschlossen, daß nur eine ungewöhnliche Standhaftigkeit und Tapferkeit diesen ungleichen Kampf bestehen konnte. Ohne die tapfere Vertheidigung der Brigade St. würde die Stellung auf dem Rideau vor Verona, die damals noch nicht verschanzt war, nicht haltbar gewesen sein. Hätte sich der Feind dort festsetzen können, so wäre die Offensivkraft Veronas gelähmt gewesen. Am 29. desselben Monats focht St. bei Curtatone, Tages darauf bei Goito. In den diesfalls erstatteten Berichten wird Strassoldo's Name unter den Tapfersten genannt. Als der Angriff gegen Sommacampagna am 23. Juli angeordnet wurde und die beiden Brigaden Suplikatz und Wohlgemuth durch das verheerende Feuer der Piemontesen außerordentlich litten, stand Generalmajor St. mit seiner Brigade in Reserve. Nachdem es dem concentrischen Feuer der österreichischen Batterien gelungen war, die piemontesische, bei der Kirche aufgestellte Batterie zum Schweigen zu bringen, drangen nach 10 Uhr Vormittags Suplikatz von Norden, Wohlgemuth, gefolgt von St., von Osten in den Ort Sommacampagna ein. Am 30. Juli stieß die Spitze der Vorhutbrigade St. des I. Armeecorps um $8^1/_2$ Uhr früh am Rio Delmona, östlich von Cà de Mari, nächst Gadesco, auf die Nachhut des piemontesischen II. Corps. Letztere eröffnete alsbald mit zwei Geschützen und einer Plänklerlinie das Feuer. Das 10. Jägerbataillon rückte schnell beiderseits der Straße vor, 1 Escadron Husaren prellte gegen Gadesco vor und zwei Geschütze setzten sich ins Feuer, worauf die piemontesische Nachhut den Rückzug nach Cà de Mari antrat. Generalmajor St. hatte inzwischen zur Umgehung des Feindes noch weitere zwei Bataillone vorgesendet. Den Rest seiner Brigade behielt er bei Cà dell' Ora in Reserve. Das Vordringen war sehr erschwert, weil die zahlreichen Gräben durch Gewitterregen mit Wasser gefüllt und die Felder ganz durchweicht waren. Nachdem das Feuergefecht ziemlich heftig zwei Stunden hindurch angedauert hatte, gelang es endlich dem 10. Jägerbataillon, den Feind aus Cà de Mari zu verdrängen und dabei ein piemontesisches Geschütz nebst drei Munitionskarren zu nehmen. Da auch die Umgehungscolonne Boden gewann, so trat die piemontesische Brigade Savoyen, für ihre Flanke besorgt, den Rückzug gegen Cremona an. Bei den Vormarschgefechten gegen Mailand zeichnete sich General St. hervorragend aus. Am Morgen des 4. August langte er als Vorhutbrigade bei Casa Rogaredo an und wurde der bei Cà Verde und Gambaloita aufgestellten piemontesischen Abtheilungen ansichtig. Sogleich wurden zwei sechspfündige Geschütze ins Feuer gesetzt, das 10. Jägerbataillon ging beiderseits der Straße gegen Cà Verde vor, führte aber ein hinhaltendes Gefecht, bis die rückwärtigen Brigaden in dasselbe eingreifen konnten. Als diese eingetroffen, wurde der Angriff ins Werk gesetzt und zwar griffen das 10. Jägerbataillon und das 17. Infanterieregiment mit solchem Ungestüm und derartiger Tapferkeit an, daß die Piemontesen nicht mehr Zeit fanden, ihre Batterie zu retten. Sieben Sechzehnpfünder wurden in Gambaloita erobert, sowie 1 piemontesischer Stabsofficier, 2 Officiere und 60 Mann gefangen genommen. St. bemächtigte sich gegen Abend des Ortes Musocco, wo den Piemontesen noch 1 Geschütz abgenommen wurde. Zwei Bataillone der Brigade verfolgten in Verbindung mit den Truppen des II. Armeecorps die im Rückzug begriffenen Piemontesen bis auf Schußweite der Porta Romana Mailands. Bei der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten im J. 1849 bestand Generalmajor

Graf St. mit seiner Brigade (in welcher wiederum das 10. Jägerbataillon und das Infanterieregiment Nr. 17 eingetheilt waren) am 21. März das Avantgardegefecht bei San Siro und Gambolo. Infolge Beschlusses des Maria-Theresienordens-Capitel vom Jahre 1849 (Promotion vom 29. Juli) wurde dem tapfern General das Ritterkreuz dieses höchsten militärischen Ordens zuerkannt. Im Monat April 1849 zum Feldmarschallieutenant ernannt, rückte St. mit seiner Brigade in das päpstliche Gebiet zur Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung. Im 62. Lebensjahre und nach 45 ununterbrochenen Dienstjahren trat der tapfere General, der seine militärische Laufbahn als Divisionscommandant in Mailand beendete, in den wohlverdienten Ruhestand (3. Juni 1853) und begab sich in sein Geburtsland Friaul. In Palmanuova fiel der Soldat, welcher in so vielen Schlachten gekämpft hatte, der in jener Gegend verheerend auftretenden Cholera am 20. September 1855 zum Opfer.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden und seine Mitglieder, II. Bd., Wien 1857; — Desselben Oesterr. Militär-Kalender für das Jahr 1857, 8. Jahrg., Wien 1857.

C. v. Duncker.

Strassoldo: Raymund Anton Graf v. St., Fürstbischof von Eichstätt (1757—1781), geboren am 29. April 1718 zu Graz in Steiermark, war schon als Kind von seiner Mutter für den geistlichen Stand bestimmt worden, da er durch Verschlingen einer Kornähre dem Tode nahe war. Bereits mit 16 Jahren wurde er als Domherr von Eichstätt installirt, trat jedoch erst nach Vollendung der Studien im Collegium Germanicum in Rom als eigentliches Mitglied in das Capitel ein. Schon am 11. Februar 1751 wurde er, erst 33 Jahre alt, zum Domdecan erhoben. Nach dem Tode des Fürstbischofs Johann Anton II. am 19. April 1757 galt St. als eigentlicher Bischofscandidat, jedoch eine starke Partei der Wähler wollte den immer fühlbarer werdenden Einfluß der Jesuiten, als deren vorzüglichsten Gönner sich St. offen bekannte, möglichst zurückdrängen. So kam es, daß seine Wahl erst nach hartem Kampf im 6. Scrutinium und nachdem er eine Wahlcapitulation unterschrieben am 5. Juli 1757 mit geringer Majorität durchgesetzt werden konnte. Die Jesuiten feierten das Ereigniß mit ihren Studenten durch dreitägige Festlichkeiten. Am 30. April 1758 wurde St. als 65ster Nachfolger des hl. Willibald zum Bischof consecrirt, während die Belehnung mit den Regalien wegen der Wirren des 7jährigen Krieges erst am 6. März 1762 erfolgen konnte. Gerade diese Kriegswirren machten sich für den Fürstbischof vom Beginn seiner Regierung an drückend fühlbar. Als Reichsvasall mußte Eichstätt sein Contingent zur Armee des Prinzen von Hildburghausen stellen, das mit letzterer in der Schlacht bei Roßbach am 5. November 1757 fast gänzlich vernichtet wurde. Im ersten Kriegsschrecken flüchtete man was von Bedeutung war in das Archiv zu den Franciscanern nach Ingolstadt, Pretiosen und andere Werthobjecte nach Salzburg. Allein erst im Winter 1762 durchstreifte der Husarengeneral Kleist mit 6000 Mann plündernd und brandschatzend das Frankenland, so daß Bischof und Domcapitel die Flucht ergriffen. Doch blieb Eichstätt auch diesmal verschont. Endlich brachte der Hubertsburger Friede vom 5. Februar 1763 dem hartbedrängten Hochstift die ersehnte äußere Ruhe.

War so der Anfang der Regierung Strassoldo's durch äußere Kriegsunruhen verdüstert, so zogen sich innere Kämpfe durch sein ganzes Pontificat hin. Zum größeren Theil hatten letztere ihren Grund in der unverkennbaren Bevorzugung der Jesuiten von Seiten des Bischofs, sowie auch in dessen strengerer kirchlicher Gesinnung, während sich andererseits bereits überall auf staatlichem, wie kirchlichem Gebiet die Vorboten einer gewaltigen Umwälzung bemerklich

machten. St. war noch einer der wenigen Kirchenfürsten jener Zeit, dem der Bischof stets über dem Fürsten stand, so sehr er auch bei passender Gelegenheit auf die äußere Repräsentation eines Fürsten hielt. Allem voran standen ihm seine priesterlichen Pflichten und die Obliegenheiten seines Amtes. Tadellos in seinem sittlichen Wandel und gewissenhaft in Erfüllung seiner Pflichten, gab er seinem Clerus das schönste Beispiel eines pflichteifrigen Priesters. Freilich müßte man es als ungesunde Rigorosität bezeichnen, dürfte man nicht leere Ziererei annehmen, daß der Bischof mit seiner eigenen leiblichen Schwester nur vor Zeugen sprechen wollte. Streng gegen sich, stellte er auch an seinen Clerus ernste Anforderungen. Schon als Capitelsvicar hatte er den jüngeren Clerikern den Besuch von Gasthäusern verboten, den Kanonikern aber nur den Besuch der Herrentrinkstube erlaubt. An die Priesteramtscandidaten stellte er strengere Anforderungen betreffs der wissenschaftlichen, wie moralischen Vorbildung, die sie vor allem durch die Jesuiten erhalten sollten. Gerade letzterer Punkt war Gegenstand langjähriger Auseinandersetzungen zwischen Bischof und Domcapitel. Ein edictum de ordinatione von 1759 ordnete das theologische Studium sowie den Prüfungsmodus und bestimmte, daß künftig kein Candidat zur Weihe zugelassen werde, wenn er nicht zuvor seine Befähigung nachgewiesen und durch geistliche Uebungen sich vorbereitet habe. Schon 1758 glaubte das Domcapitel durch die Maßnahmen des Bischofs die von ihm beschworene Wahlcapitulation verletzt, allein St. erkärte den Beschwerdeführern, dieselbe sei unkirchlich und deshalb ungültig. So entstand eine sich immer steigernde Verstimmung über die Strenge des Bischofs, die zur Folge hatte, daß in obwaltenden kirchenpolitischen Streitigkeiten nicht wenige Cleriker auf Seite des Staates traten. Wie in Deutschland überhaupt so hatten auch am kurfürstlichen Hof in München die Grundsätze des französischen Kirchenstaatsrechts immer mehr Eingang und Aufnahme gefunden, die zudem eine starke Stütze und Förderung fanden an dem seit 1763 auftretenden Febronianismus, sowie in dem Orden der Illuminaten. So folgten eine Reihe von staatlichen in das kirchliche Leben tief einschneidenden Mandaten: die kirchlichen Erlasse sollten dem staatlichen Placet unterliegen, die Sponsalien wurden als Temporalia erklärt, das kurfürstlich-geistliche Rathscollegium hatte die kirchlichen und theologischen Bücher zu approbiren und erweiterte überhaupt seine Befugnisse fortwährend auf Kosten der bischöflichen Jurisdiction. St. vertheidigte seine Gerechtsame mit Muth und Ausdauer, verband sich hierzu auch mit den übrigen Bischöfen des bairischen Territoriums. Allein die Denkschrift, die vom Salzburger Congreß von 1770 ausgearbeitet wurde, blieb ohne Erfolg. Die kräftigsten Stützen in diesem kirchenpolitischen Kampfe hatte der Bischof an den Jesuiten, daher mußte er es auch als den schwersten Schlag empfinden, als der Orden durch die Bulle Dominus ac redemptor vom 21. Juli 1773 aufgehoben wurde. Doch wußte St. den Schlag für sein Hochstift möglichst zu pariren: die Jesuiten legten in Eichstätt ihr Ordenskleid ab, setzten aber ihre bisherige Thätigkeit fort, in der sie der Bischof bis an seinen Tod zu halten wußte, trotz eines Mahnschreibens des Cardinals Carafa vom Frühjahr 1774 und trotz des fortwährenden Andringens des Domcapitels. Gegen Ende seines Lebens wendete sich übrigens seine Vorliebe von den Jesuiten zusehends mehr den Franciscanern und Capuzinern zu, die auch seit 1773 das Gymnasium in Ellingen leiteten.

Eines der wichtigsten Documente aus dem Pontificate Strassoldo's ist die Pastoralinstruction, von dem Hofcaplan Dr. Heißig und dem Jesuiten Paul Kraus verfaßt. Es war dies ein den Clerus im Gewissen verpflichtendes Gesetz, das ihn täglich an die Erhabenheit seines Amtes und die Schwere seiner Pflichten erinnern sollte. Dieselbe hatte in der Diöcese Eichstätt Geltung von

1768—1854. Ebenso gab der Bischof dem Clerus ein eigenes Proprium dioecesanum in die Hand und um die Rubriken genau nach römischer Praxis durchzuführen, ließ er einen eigenen Ceremonien-Instructor aus Rom kommen.

Bei allen äußeren und inneren Kämpfen verlor St. übrigens das praktische Leben nicht aus den Augen, sorgte vielmehr angelegentlichst für die religiösen wie wirthschaftlichen Interessen seiner Unterthanen. In erster Linie trat er den verschiedenen abergläubischen Gebräuchen und theatralischen Ausschreitungen ganz entschieden entgegen. So verbot er 1758 das sogenannte Osterlicht, womit gewöhnlich Wahrsagerei getrieben wurde, ebenso das Adam-Eva-Spiel, das die Vertreibung aus dem Paradies darstellen sollte. 1766 untersagte er jede theatralische Ausstattung der Charfreitagsprocession, obwol die Bürger hiergegen protestirten, „weil hierdurch die ganze Schönheit verloren gehe und auch die Nahrungsgewerbe darunter leiden". 1768 verbot er aufs strengste den sinnlosen Gebrauch, ohne Taufe verstorbene Kinder an Wallfahrtsorte und in Einsiedeleien zu tragen, um sie durch eine bedingte Taufe wieder ins Leben zurückzurufen. Die Einsiedeleien suchte er möglichst einzuschränken, nur wenige durften fortbestehen. Unter dem 5. November 1772 hob er für den bairischen Bisthumsantheil eine Reihe von Feiertagen für das Volk auf und milderte im Hungerjahre 1771 das Fastengebot; außerdem ließ er dem Volke aus den eigenen und Klosterspeichern Getreide austheilen, und als dies nicht mehr ausreichte, solches aus Sachsen und Holland herbeischaffen. Eine seiner schönsten Stiftungen war das heute noch bestehende Waisenhaus in Eichstätt, dessen Bau im J. 1758 durch Vermittlung und Beihülfe des Bischofs begonnen wurde. Außerdem wurden unter Strassoldo's Regierung 10 neue Staatsstraßen von 36 Stunden Länge und mit einem Kostenaufwand von 220,000 fl. durch das Hochstift geführt. In den Jahren 1762—1764 erstand das Lustschloß Hirschberg und 1776 die herrliche Mariensäule auf dem Residenzplatz, heute noch eine Zierde der Stadt Eichstätt. So waren 24 Regierungsjahre des Bischofs in sturmbewegter Zeit dahingegangen und hatten dessen Kräfte allzufrühe aufgezehrt. Seine letzten Lebensjahre wurden überdies noch verdüstert durch fortwährende Gichtschmerzen und langwierige Leberleiden, von denen ihn am 13. Januar 1781 ein sanfter Tod erlöste, nachdem er zuvor noch die ihm von Josef II. angetragene Cardinalswürde ganz entschieden abgelehnt hatte.

Leichenbegängniß — Raymund Antons, Bischofs zu Eichstätt, sammt der am 30. Jan. von Jos. Widmann gehaltenen Lob- u. Trauerrede. Eichstätt 1781. — Jul. Sax, Die Bischöfe und Reichsfürsten von Eichstädt 745 bis 1806. Landshut 1884. Knöpfler.

Strattmann: Theodor Heinrich St. war der Sprosse eines alten aus dem Herzogthum Cleve stammenden Adelsgeschlechtes, welches bereits von den Kaisern Maximilian I., Karl V. und Mathias in verschiedener Weise ausgezeichnet worden war. Ueber den Ort und das Jahr seiner Geburt ist uns nichts bekannt; ebensowenig wissen wir zu sagen, wo er sich jenen Schatz von Kenntnissen, jene tiefe Bildung erworben hat, welche Kaiser Leopold I. stets bei ihm bewunderte. Anfänglich in den Diensten des Kurfürsten von Brandenburg stehend, finden wir ihn später am Hofe des Kurfürsten Wilhelm von der Pfalz-Neuburg, wo er die Stellung eines Vicekanzlers bekleidete. In dieser that er sich besonders bei Gelegenheit der Streitigkeiten hervor, welche bereits seit längerer Zeit zwischen Kurpfalz und Kurbrandenburg bestanden. Seinem Streben nach einem größeren Wirkungskreis, welches durch seine Fähigkeiten vollends gerechtfertigt war, konnte jedoch der kleine Hof zu Düsseldorf nicht genügen. Deshalb willigte er mit Freuden ein, in kaiserliche Dienste überzutreten, als er von seinem Fürsten bei Leopold I. eingeführt wurde. Dieser Kaiser besaß in un-

gewöhnlichem Maaße das für einen Herrscher nicht hoch genug anzuschlagende Talent, die tüchtigsten Männer als solche zu erkennen, um sie sodann auf den ihren Fähigkeiten entsprechenden Posten zu stellen. Bei Gelegenheit der Friedensunterhandlungen zu Nimwegen, wohin er als Bevollmächtigter entsendet wurde, verstand es St. seine Kenntnisse in vortheilhaftestem Lichte zu zeigen. Weiter hatte er eifrigst mitgewirkt, daß des Kaisers dritte Vermählung mit der Prinzessin Eleonore von Pfalz-Neuburg zu Stande kam. Dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, seine Stellung bei Hofe mehr als je zu sichern — denn mit Zuversicht konnte er auf die Anhänglichkeit der neuen Kaiserin zählen. Ueber drei Jahre — von 1680—1683 — mußte St. sich gedulden und als österreichischer Principalgesandter in Regensburg verweilen, bis es ihm beschieden wurde, jenes Feld staatsmännischer Thätigkeit zu betreten, auf welchem er seinem zweiten Vaterlande größere Dienste als bisher erweisen konnte. Als infolge des am 1. März 1683 erfolgten Tode Hocher's die Stelle eines Hofkanzlers erledigt war, erachtete Kaiser Leopold St. als den Tüchtigsten, dieses verantwortungsvolle und wichtige Amt zu versehen. Der Umstand, daß St. kein Oesterreicher war, konnte diesem nur förderlich sein; denn wol mag der Kaiser geglaubt haben, daß sich ein Fremder, welcher einzig und allein der kaiserlichen Gunst seine Erhebung zu danken hätte, von jeder Parteilichkeit fern halten werde. Leopold täuschte sich nicht. Mit Eifer und Hingebung diente St. dem Monarchen, so daß in Bälde keine Stimme im Rathe des Kaisers angesehener war als die seine. Wenn er auch nicht den Namen eines Premierministers führte, so besaß er dennoch, und zwar in ausgedehntem Maaße, den Wirkungskreis eines solchen. Er verstand es weiter, die streitlustige Gesinnung, die ihn beseelte, auch auf den sonst friedliebenden Kaiser zu übertragen und diesen in viele und langandauernde Kriege zu verwickeln. Im J. 1685 vermittelte er in geschickter Weise die Heirath Maria Antonia's, Tochter Leopold's aus dessen erster Ehe, mit dem Kurfürsten Max Emanuel von Baiern. Er war es auch, welcher den Zwist zu schlichten verstand, welcher zwischen diesem Fürsten und dem Herzoge von Lothringen wegen des Oberbefehls in Ungarn ausgebrochen war. In Anbetracht seiner Verdienste erhob ihn Leopold I. am 30. September 1685 in den Grafenstand. 1687 war er in der eifrigsten Weise thätig, dem Hause Habsburg die Erbfolge in Ungarn zu sichern und seine Bemühungen wurden belohnt, als 1690 Josef zum Erbkönig gekrönt wurde. Der Kreis seiner Anhänger erweiterte sich von Tag zu Tag und die Ehrenhaftigkeit, mit welcher er seines Amtes waltete, verschaffte ihm die Achtung jener, welche die Stelle, die er einnahm, lieber einem Manne von glänzenderer Abstammung anvertraut gesehen hätten. Offen in seinen Reden und in seiner Handlungsweise war St. ein grundsätzlicher Feind der Anschauung, welche gerade zu jener Zeit sich geltend zu machen begann, daß derjenige der beste Politiker sei, welcher seinen Gegner zu überlisten, wenn nicht zu betrügen verstehe. Mit Geschick führte er in manch wichtigen Fragen das Staatsschiff an Klippen vorbei, an denen es vielleicht unter der ausschließlichen Leitung eines Anderen gescheitert wäre. Aber niemals erweckte er in dem Kaiser den Argwohn, als ob er ihn zu regieren beabsichtige; denn in Allem und Jedem stellte er Leopold die Entscheidung anheim. So verblieb er in der Gunst des Kaisers bis zu seinem am 25. October 1693 erfolgten Tode.

Strattmann's Name wurde auch viel bei Gelegenheit des Streites genannt, welcher wegen des bekannten politischen Testamentes des Herzogs Karl von Lothringen zu Ende des vergangenen Jahrhunderts entbrannt war und sich bis auf unsere Tage fortsetzte. Fälschlich wies man neben dem der österreichischen Politik stets feindlichen Cardinal-Kurfürsten Wilhelm Egon Fürstenberg von

Köln und dem Abbé de Chèvremont auch auf den Grafen St. als den Autor des apokryphen Testamentes hin. Graf St. war in erster Ehe mit Mechtilde v. Mollard, in zweiter mit Eleonore Therese, einer geborenen Gräfin Schellard vermählt. Die Verehrung, welche diese Zeit ihres Lebens dem Prinzen Eugen von Savoyen zollte, welcher wiederum der Tochter Strattmann's, der schönen Gräfin Batthyany in Freundschaft zugethan war, kam so recht zum Ausdruck in einem Stiftsbriefe vom 23. December 1720, laut dessen die Wittwe des Verstorbenen folgendes bestimmte: Es solle dereinst nach dem Tode des Prinzen bei den Minoriten, d. h. damals in deren Kirche zum heiligen Kreuz, alljährlich ein feierliches Requiem abgehalten werden. Sie widmete für diesen Zweck zweitausend Gulden. So ist die fromme Stiftung der Gräfin St. ein schönes Denkmal der Freundschaft ihres Hauses für den großen Feldherrn und Helden.

Schlitter.

Strattner: Georg Christoph St. war, wie aus seiner Bestallungsurkunde als Frankfurter Capellmeister vom 9. Juni 1682 hervorgeht, „aus Golß (Günß?), einem Städtchen am ungarischen See", gebürtig. Wann er geboren wurde, wer seine Eltern waren, ließ sich nicht ermitteln, doch scheint er einer sehr musikalischen Familie zu entstammen. Strattner's erster Lehrer war nach seinen eigenen Mittheilungen an den Rath der Stadt Frankfurt sein berühmter Vetter Samuel Capricornus (s. A. D. B. III, 777), bis zum J. 1657 Musikdirector an der Dreifaltigkeitskirche in Preßburg, wo St. jedenfalls als Knabe den ersten Unterricht in der Musik von ihm empfing. Da Capricornus sich nur mit wirklich befähigten jungen Leuten befaßte, besaß St. zweifellos große musikalische Anlagen. Dankbar erkannte er später an, daß sein Vetter, der mittlerweile herzoglicher Capellmeister in Stuttgart geworden war, die ihm von der Natur verliehenen Gaben „durch große treu und sorgfältige information" gewissenhaft ausgebildet habe. Welche Meister auf Strattner's weiteren Entwicklungsgang Einfluß ausübten, konnte nicht festgestellt werden, ebenso unbekannt sind seine Lebensumstände bis zum Beginn der siebziger Jahre des XVII. Jahrhunderts. Damals, möglicherweise auch schon einige Jahre früher, wurde er baden-durlach'scher Hofcapellmeister, ein Amt, zu dessen Obliegenheiten auch das Schaffen neuer Compositionen gehörte. Diese Stellung verdankte er wol der Empfehlung Capricornus', dessen großes Ansehen an süddeutschen Fürstenhöfen mehreren seiner Schüler zu gute kam. Obwol St. in seinem Wirkungskreise Befriedigung fand, scheint er doch schon im J. 1675 mit der Absicht umgegangen zu sein, sich zu geeigneter Zeit um die Stelle eines Frankfurter Capellmeisters zu bewerben. Er benutzte nämlich die Abwesenheit des Hofes von Durlach, um nach Frankfurt zu reisen und den „herrlichen Musiken" beizuwohnen, die Sonntags in den Kirchen aufgeführt wurden, und widmete ferner im Juli 1675 als Capellmeister des Markgrafen Friedrich von Baden und Hochberg von Frankfurt aus dem Rathe etliche musikalische Stücke mit der Bitte, man möge künftig seiner in Gnaden gedenken. — Seit die Kirchenmusik in Frankfurt unter der Leitung von Johann Andreas Herbst, † 1666, während und nach dem dreißigjährigen Kriege zu hoher Blüthe gedieh und weithin verbreitetes künstlerisches Ansehen genoß, war das Amt eines Frankfurter Capellmeisters von den angesehensten Musikern sehr begehrt. Als Philipp Jacob Spener von 1666—1686 Senior der Geistlichkeit in Frankfurt war, hatte dieser bedeutenden Einfluß auf die Besetzung der Capellmeisterstelle. Spener trug auch wahrscheinlich das Meiste dazu bei, daß St. beim Rathe der Stadt gut eingeführt und später zum Capellmeister ernannt wurde. Ueber die Beziehungen Strattner's zu Spener fehlen genauere Nachrichten, doch dürfte wol kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß sie durch den gemeinsamen Freund der

beiden Männer, den berühmten Dichter und Componisten geistlicher Lieder, Joachim Neander († 1691) angebahnt wurden. Bei Strattner's Aufenthalt in Frankfurt 1675 war der damalige Capellmeister Daniel Lommer bereits ein betagter und leidender Mann, dessen Stelle öfters das angesehene Mitglied der Frankfurter Capelle, der Componist Johann Schober, versah. Am 20. Januar 1682 starb Daniel Lommer. Da er in seinen beiden letzten Lebensjahren seinem Amte nicht mehr nachkommen konnte, sah man Schober als seinen Nachfolger an. Dieser bewarb sich auch alsbald, doch obgleich er sich um die Kirchenmusik in der alten Reichsstadt während eines Zeitraums von vierzehn Jahren große Verdienste erwarb, zog man ihm und einigen anderen bedeutenden Musikern doch St. vor. Welch ein Ansehen St. zu seiner Zeit genoß, dürfte daraus hervorgehen, daß ihm der Rath außer zwölf Achtel Korn einen Gehalt von 350 Gulden gewährte, während Daniel Lommer nur 200 Gulden und ein geringeres Maaß von Korn erhalten hatte. In seiner Eingabe an den Rath der Stadt Frankfurt bemerkt St., er sei „bey Capellen herkommen" und „schon 16 Jahre Capellmeister". Diese Mittheilung und noch einige anderen Umstände lassen darauf schließen, daß er damals, 1682, beim Antritt seines neuen Amtes bereits ein gereifter Mann war. Strattner's hauptsächlichste Pflichten bestanden darin: für eine gute Musik in der Barfüßerkirche zu sorgen, sie persönlich zu leiten und auch die musikalischen Aufführungen in anderen evangelischen Kirchen zu überwachen. Dann hatte er sechs bis acht besonders dazu veranlagte Knaben der lateinischen Schule in der Musik zu unterrichten und schließlich die musikalischen Uebungen in der Tertia und Quarta dieser Lehranstalt genau zu beaufsichtigen.

Wie überall in Deutschland so wurden auch in Frankfurt am Main durch den dreißigjährigen Krieg und seine Folgen die Gemüther religiös gestimmt und für die Hebung des Gottesdienstes durch geistliche Tonkunst begeistert. So gaben die Zeiten der äußeren und inneren Noth unseres Volkes und das Bedürfniß, den Allmächtigen mit ganzem Gemüthe und aus allen Kräften zu ehren, der Musik wenigstens auf kirchlichem Gebiete zu jener Zeit ihre alte Bedeutung als heilige Tonkunst zurück. Besonders suchte man in Frankfurt am Main, wo Spener mit Wort und Schrift für ein lebendiges Christenthum und für Befreiung aus religiöser Erstarrung kämpfte, die kirchliche Tonkunst als eine andere und erhebende Form des Gottesdienstes nach Kräften zu fördern. Bis weit in das 18. Jahrhundert hinein werden in Frankfurt an Sonn- und Festtagen Kirchenmusiken veranstaltet und in erster Linie wird den Aufführungen in der Barfüßerkirche hoher Werth beigelegt. Der Frankfurter Musikdirector führte deshalb auch bis zum ersten Drittel des 18. Jahrhunderts den Titel „Capellmeister an der Barfüßerkirche oder zu den Barfüßern", während der Leiter der musikalischen Aufführungen in der Kathrinenkirche eine untergeordnete Stellung einnahm und nur vom Publicum, nicht aber von den Behörden Capellmeister genannt wurde.

St. scheint in Frankfurt die in ihn gesetzten Erwartungen in künstlerischer Hinsicht vollkommen erfüllt zu haben; denn er gelangte hier alsbald zu großem Ansehen und erhielt sogar mehrmals vom Rathe für seine Compositionen eine „besondere Verehrung", das heißt, ein ansehnliches Geldgeschenk. Im Januar 1689 verheirathete sich St. zum zweiten Male mit Anna Elisabeth Bischoff geb. Abt, der Wittwe eines Frankfurter Bürgers und Zuckerbäckers. Zwei Jahre später 1691 gab er auf „Anregung hoher und vornehmer Personen und werthen Freunde", zu welchen letzteren sicher Spener zählte, Joachim Neander's „Bundes-Lieder und Dankpsalmen" (s. A. D. B. XXIII, 329) neu heraus. Diese neue fünfte Ausgabe erschien bei Johann Philipp Andreä, sie enthält „durchgehends neu componirte verhoffentlich wohl kommende Sing-Weisen, benebenst einem merklichen Anhang geistreicher und schriftmäßiger Himmelslieder". In einer

zierlichen Anrede, die weder eine Orts- noch Zeitangabe enthält, wendet sich St. gleich zu Anfang des Werkes an zwölf Jungfrauen, seine Gönnerinnen, und empfiehlt ihnen seine Melodien. Dann folgt die Widmung des Verlegers an die „in gegenwärtige Bundes- und Himmelslieder Verliebte". Es wird darin bemerkt, die Lieder hätten früher nach Meinung hoher und vornehmer Standespersonen nicht gleich „andächtige und ebenmäßige Andacht erweckende Singweisen" gehabt, auch seien die vorhandenen nicht hinlänglich durchgesehen und verbessert gewesen. Deshalb habe sich „Herr G. Ch. Strattner, hiesiger wohlbestallter Capell-Meister, nach langem Anhalten, und reiffer der Sache Vberlegung endlich erbitten lassen, an diese neuen Compositionen durch das ganze Werklein Hand anzulegen, wofür man „dessen musikalischer, hocherfahrener und hierinfalls erwiesener hochlöblicher Dexterität" nicht genugsam werde zu danken haben. In der Folge wird dann noch weiter mitgetheilt, an den Bundesliedern selbst sei nichts geändert worden, vielmehr zum unsterblichen Ruhme Neander's und, „um das Laster des Fürwitzes zu vermeiden", alles bis auf Titel und Vorrede an dem Werke geblieben, wie es ursprünglich gewesen sei. Die neue Ausgabe wurde noch durch einige nachträglich aufgefundene Neander'sche Lieder vermehrt, so daß deren Zahl von 56 auf 64 stieg. Sämmtliche Melodien der fünften Auflage des Neander'schen Werkes sind von St., er hat auch die 15 Lieder, welche in den ersten vier Auflagen ohne Melodien erschienen (s. Zahn, Melod. d. ev. K.-L. VI, 262), mit solchen versehen. J. Zahn hält die Strattner'schen Melodien zu Neander's Liedern nicht für hervorragende Leistungen: „Es sind Arien mit beziffertem Baß und ziemlich viel Coloratur, die wol zum häuslichen Gebrauch bestimmt waren. Der Baß ist auch vielfach figurirt. St. hat diese Arien auf andringendes Bitten verfertigt, sie sind geschickt gemacht, aber eine aufgedrungene bestellte Arbeit; von verständnißvollem Eindringen in den Sinn der innig religiösen Lieder ist nichts zu spüren. Mit seinen Melodien betritt St. keineswegs eine neue Bahn, er bewegt sich vielmehr im Arienstile seiner Zeit, wie er von Italien aus seit Mitte des 17. Jahrhunderts in Deutschland Eingang fand und durch Albert, Weichmann, Neumark, Sohr, Löhner, Wecker, Heinleid, Schwemmer, Flor u. a. in der Hausmusik eingebürgert wurde. Einzelne dieser arienhaften Melodien fanden meist in vereinfachter Form kirchliche Verwendung. Dies ist auch bei zwei Melodien Strattner's der Fall gewesen. Die Melodie zu dem Liede „Himmel, Erde, Luft und Meer", das Neander 1680 auf eine Melodie des französischen Psalters verweist, hat St. in $^{12}/_{8}$ componirt; dieselbe ist einfach und anmuthig und wurde, in geraden Takt umgesetzt, in weiten Kreisen verwendet. Das Lied „Der Tag ist hin, mein Jesu bei mir bleibe" hat bei Neander eine Melodie weitesten Umfangs (eine Octave und Quinte), welche zwar mit einigen Veränderungen auch in kirchlichen Gebrauch genommen ist, doch hat die Melodie Strattner's, nachdem der Rhythmus und der melodische Fortschritt ausgebreitet war, in den Kirchen eine allgemeine Verbreitung gefunden. Die Umbildung, die St. an der Melodie „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" vornahm, ist kirchlich nicht verwendet worden. Somit kann man nicht sagen, daß St. für den Kirchengesang von Bedeutung gewesen ist."

Von Strattner's musikalischen Schöpfungen scheinen nur sehr wenige auf unsere Tage gekommen zu sein. Außer den Melodien zu Neander'schen Liedern läßt sich nur noch ein einziges Werk von ihm anführen. „Vier Aria novissima mit einer Sing und zwei Instrumentalstimmen" (Frankfurt a. M. 1685). Der Umstand, daß keins der größeren musikalischen Werke Strattner's, die er aus eignem Antriebe schuf und in Frankfurt und an anderen Orten aufführen ließ, bis jetzt nachzuweisen ist, macht ein abschließendes Urtheil über seine künstlerische

Bedeutung unmöglich. Doch beweist das Verhalten des Frankfurter Rathes gegen ihn und das Ansehen, das er sich alsbald nach Antritt seines Amtes in dieser musikliebenden Stadt erwarb, daß er nicht nur ein sehr tüchtiger Musiker war, sondern auch zu den hervorragendsten Capellmeistern seiner Zeit gehörte. Während Strattner's kurzer Amtsthätigkeit gewann das musikalische Leben in Frankfurt einen neuen Aufschwung, wurden viele Keime gesäet, die am Anfang des 18. Jahrhunderts durch den berühmten Frankfurter Capellmeister Georg Philipp Telemann weitere Pflege fanden und erst in späterer Zeit zu voller Blüthe kommen sollten.

Nach einer erfolgreichen fast zehnjährigen Thätigkeit und durch seine bereits erwähnte Verheirathung mit der Wittwe eines Frankfurter Bürgers hatte es St. beinahe erreicht, in die Bürgerschaft und damit in lebenslänglichen Dienst der freien Stadt Frankfurt aufgenommen zu werden, als er 1691 in eine unsaubere Geschichte verwickelt wurde, die ein ungünstiges Licht auf seinen Charakter wirft und ihn seine Stellung kostete. Zwar bot St. alles auf, um sich aus der Sache herauszuwinden und sein Amt zu behalten, allein die unter der Herrschaft des Pietismus in Frankfurt sehr streng gewordenen moralischen Anschauungen verlangten in erster Linie vom Christen ein exemplarisches Leben und faßten jede Ueberschreitung von Zucht und Sitte als schweres Verbrechen auf. Trotz aller Bitten und Versprechungen wurde St. wegen seines Vergehens aus der Stadt verwiesen. Man war bei Rath so empört über ihn, daß er nur auf wiederholtes dringendes Ansuchen seiner Frau die Erlaubniß erhielt, nach dem Urtheil noch 14 Tage „zur Regelung seiner Angelegenheiten“ in der Stadt weilen zu dürfen. Bis zur ersten Hälfte des Jahres 1695 hielt sich St. in der Nähe von Frankfurt auf. wo, ließ sich nicht ausfindig machen. Da ihm der Rath ein Abgangszeugniß verweigerte, scheint er mehrere Jahre keine Aussicht gehabt zu haben, eine neue Stelle zu finden. Im Herbste 1693 widmete St. dem Rathe „eine musikalische Kirchenarbeit“ und bat, man möge ihn doch wieder zu Gnaden annehmen und seinen Fehltritt vergessen. Dies Ansuchen wiederholte er bis Mai 1695 mehrmals, wurde jedoch stets kurz und bündig damit abgewiesen. Für seine musikalischen Arbeiten gab man ihm Gnadengeschenke, gewährte ihm schließlich auch um seiner Familie willen wieder den freien Zugang in die Stadt, jedoch die Erfüllung seines höchsten Wunsches blieb ihm versagt, obwol die Capellmeisterstelle 1695 noch nicht wieder besetzt war.

Trotzdem St. kein moralisches Ansehen mehr in Frankfurt genoß, gelangte er doch bald nach dem Scheitern seiner hiesigen Pläne wieder zu einer einflußreichen musikalischen Stellung. Diese Thatsache ist ein weiterer Beweis für seine künstlerische Tüchtigkeit, die bei der Wahl für seinen neuen Herrn jedenfalls ausschlaggebend gewesen ist. Am 1. October 1695 wurde St., der als bisheriger Canzellist und Tenorist bezeichnet wird, zum Partuculier Kammermusikus und Vice-Capellmeister des Herzogs von Sachsen-Weimar erhoben. Er kam an August Kühnel's Stelle, der als Capellmeister nach Kassel gegangen war, und hatte, laut seiner Bestallung, den Capellmeister J. S. Dresen in dessen Abwesenheit oder in sonstigen Verhinderungsfällen zu vertreten. Auch gehörte es zu seinen Verpflichtungen, an jedem vierten Sonntage ein Stück von seiner eignen Composition unter seiner Leitung aufzuführen und jederzeit, ob er nun dirigiren mochte oder nicht, den Tenor zu singen. Hierfür erhielt St. eine Besoldung von 200 Gulden jährlich. In Weimar war er zwar lange nicht so unabhängig und so gut besoldet wie in Frankfurt a. M., doch wäre seine Stellung ohne Zweifel eine viel freiere und bessere geworden, wenn ihn sein kränklicher Vorgesetzter J. S. Dresen nicht überlebt hätte. St. starb bereits im April 1704 (am 11. April wurde er beerdigt) in Weimar als herzoglicher Vice-Capellmeister.

Ebensowenig wie über Strattner's Wirksamkeit am baden-durlachschen Hofe ließen sich über seine künstlerische Thätigkeit in Weimar genauere archivalische oder sonstige Nachrichten ermitteln. Deshalb konnte auch nicht festgestellt werden, ob er, gleich dem 1681 in Weimar verstorbenen Componisten Georg Neumark, in irgend welchen Beziehungen zur fruchtbringenden Gesellschaft stand.

Acten des Frankfurter Stadtarchivs. — Mittheilungen aus dem Großh. Bad. General-Archiv in Karlsruhe und dem Großh. Archiv in Weimar. — Walther, Musikal. Lexikon 1732. — Gerber, Histor.-Biogr. Lex. 1792. — Derselbe, Neues Biogr. Lex. 1814. — Kümmerle, Encyklopädie der evangel. Kirchenmusik. — Die Melodien der deutsch-evangelischen Kirchenlieder, von J. Zahn. Gütersloh, Bd. V, S. 438, Nr. 185; Bd. VI, S. 261, Nr. 794. — Winterfeld, Der evangelische Kirchengesang, 1843—47. — Derselbe, Zur Geschichte heiliger Tonkunst, 1850—52. — Schletterer, Geschichte der kirchlichen Dichtung und geistlichen Musik, 1866. — Becker, Die Hausmusik in Deutschland im XVI. und XVII. Jahrhundert, 1840. — Becker, Zusammenstellung der Tonwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, 1847. — R. Eitner, Bibliographie der Musiksammelwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, 1877.

E. Mentzel.

Straub: Leonhard St., ein namhafter, auch um seiner Schicksale willen bemerkenswerther Buchdrucker des 16. Jahrhunderts, geboren 1550, † vor 1608 (s. u.). Als Sohn des Goldschmieds Jakob St. in St. Gallen einer sehr angesehenen dortigen Bürgersfamilie entstammend (der bei der Einführung der Reformation in St. Gallen wesentlich betheiligte „Steuerherr" Leonhard St. war jedenfalls ein Verwandter, vielleicht sein Großvater) hatte er in der Froschauer'schen Buchdruckerei in Zürich und dann in der Froben'schen zu Basel sich mit der Kunst Gutenberg's vertraut gemacht und führte sie nun als erster in seine Vaterstadt ein. Am 5. Mai 1578 erhielt er die obrigkeitliche Erlaubniß. Die Presse, die — den Verhältnissen des jungen Meisters entsprechend — sehr gut eingerichtet war (es war eine Schriftgießerei, bald auch eine Papiermühle mit ihr verbunden, auch fehlte ein eigener Formschneider nicht) entwickelte bald eine große Thätigkeit und nicht lange stand es an, so mußte St. die Werkstatt von dem unzulänglich gewordenen Hause in der Stadt in das leerstehende geräumige Kloster der Feldnonnen zu St. Leonhard verlegen. Sein „Werk" ist, so viel wir finden können, noch nirgends zusammengestellt; aber berühmt ist gleich einer seiner frühesten Drucke geworden. Es ist dies ein von St. selbst verfaßter Wandkalender auf das Jahr 1579, in welchem die Wappen der Kantone abgebildet waren, dasjenige von Appenzell jedoch nicht ganz richtig, sofern es einen weiblichen statt eines männlichen Bären zeigte. Darin sahen die schon vorher aus andern Gründen gegen St. Gallen verstimmten Appenzeller eine Beschimpfung. Es kam zu einer förmlichen Vorstellung bei dem Stadtmagistrat vermittelst einer Gesandtschaft, und als das nicht sofortige Wirkung hatte, drohte der Krieg auszubrechen, als der Fürstabt von St. Gallen noch im letzten Augenblick vermittelnd eingriff und den Vergleich von Rorschach zu Stande brachte, infolge dessen St. befriedigende Erklärungen abgeben und in die Vernichtung des noch vorhandenen Vorraths seines Kalenders willigen mußte. Schlimmer liefen für den Drucker die Schwierigkeiten ab, welche ihm sein Verhältniß zu der gleichzeitig mit der Errichtung der Presse eingesetzten Censurbehörde bereitete. Da er sich um diese fortgesetzt nicht kümmerte und sogar ausdrücklich verbotene Bücher, namentlich Schwenckfeldische druckte, so wurde er 1584 mit Frau und fünf Kindern für immer aus der Stadt verwiesen. Er zog mit seiner Druckerei nach Goldach, wo seine Papiermühle stand, und da er sich dort in der nächsten Nähe von Rorschach befand, so datirte er die an dem neuen Orte hergestellten

Drucke eben von letzterem Platze. Es bedeutet also der Ausdruck: „Reichshof Rorschach“ auf manchen seiner Drucke nicht, wie man früher geglaubt hat, einen erdichteten, sondern den wirklichen Druck- bezw. Verlagsort. Der Fürstabt Bernhard, auf dessen Boden sich St. in Goldach befand, unterstützte ihn in seinen Unternehmungen; andererseits geschah es sicher mit Rücksicht auf diese katholische Herrschaft und Umgebung, vielleicht auch in der Absicht, die protestantischen St. Galler zu ärgern, daß St. nunmehr zur katholischen Kirche übertrat. Bald nach dem Wegzug von seiner Vaterstadt knüpfte der unternehmende Mann aber auch in Constanz Verbindungen an und verlegte dorthin einen Theil seines Geschäfts. Der erste Buchdrucker war er hier zwar nicht — schon 1505 hatte Johann Schäffler dort gedruckt —; aber es war die erste bedeutende und die erste ständige Presse, die mit ihm nach Constanz kam. Während er die Goldacher Druckerei in der Hauptsache seinem jüngeren Bruder Georg, einem gewandten Formschneider, überließ, der sie 1599 nach St. Gallen zurückverlegte — sie ging mit Georg's Tode 1611 ein —, war Leonhard St. vorwiegend in Constanz thätig und u. a. mit dem Drucke von Missalen, Brevieren und Predigten beschäftigt. Er starb jedenfalls vor 1608. Gewöhnlich wird 1607 als sein Todesjahr bezeichnet; wenn aber die Angabe in Schwetschke's Codex nundinarius richtig ist, wo ein den Namen der Wittwe Straub's tragender Druck von 1604 aufgeführt wird, so fällt sein Tod noch vor das J. 1605. Nach seinem Ableben blieb das jüngere, aber blühende Constanzer Geschäft in seiner Familie und erst am Anfang des 18. Jahrhunderts verschwindet das dortige Druckergeschlecht der Straub aus der Geschichte des Buchdrucks.

Vgl. W(egelin), Die Buchdruckereien der Schweiz. St. Gallen 1836. S. 1—43. — (Wegelin,) Geschichte d. Buchdruckereien im Kanton St. Gallen, Ebd. 1840. — (Binkert,) L. Straub, der erste Buchdrucker der Stadt St. Gallen. Ebd. 1878. — Lübeck, Die Einführung der Buchdruckereien in St. Gallen und Schaffhausen, in der Neuen Züricher Zeitung 1889, Nr. 146, 150, 153, 158. (Dieser Aufsatz, sowie Wegelin's zweite Schrift ist uns nicht erreichbar gewesen.) — Schriften d. Vereins f. Geschichte des Bodensees, Heft 9, 1878, S. 39.

Steiff.

Strauch: D. Aegidius St., lutherischer Theologe, geboren 1632 am 21. Februar alten Stils, † am 13. December 1682 in Danzig, war der Sohn des Professors der Rechte und kurfürstlichen Raths D. Johann St. in Wittenberg, verlor aber schon 1639 seinen Vater. Durch Privatlehrer unterrichtet, war er bei seinen eminenten Anlagen schon im 14. Lebensjahre befähigt, die öffentlichen Vorlesungen der Universität mit Erfolg zu besuchen. Nach dreijährigen Studien, die sich vorzugsweise auf Geschichte, Mathematik und orientalische Sprachen richteten, ging er 1649 nach Leipzig, wo er, seine Sprachstudien fortsetzend, sich nunmehr der Theologie widmete, kehrte aber auf Bitten seiner Mutter 1650 wieder nach Wittenberg zurück, habilitirte sich 1651 als Magister, hielt täglich 6—8 Stunden Privatcollegien, disputirte häufig, wurde 1653 wegen seines Fleißes als Mitglied der philosophischen Facultät recipirt und 1656 zum außerordentlichen Professor der Geschichte befördert. Die ihm 1659 obendrein übertragene Professur der Mathematik legte er 1664 nach Uebernahme der durch Frankenberger's Tod erledigten Geschichtsprofessur wieder nieder. Die theologische Facultät, welcher alles daran liegen mußte, den ebenso tüchtigen als fleißigen Docenten für sich nutzbar zu machen, hatte ihn 1655 unter die Candidaten der Theologie aufgenommen und ihm die Erlaubniß ertheilt, theologische Collegien öffentlich anzuschlagen. Sie hatte keinen Undankbaren verpflichtet; St. erwarb sich 1657 die licentia und empfing mit noch sechs andern Licentiaten 1662 die höchste theologische Würde. Durch die Herausgabe des

consensus repetitus fidei vere Lutheranae 1665, gegen welche Friedrich Ulrich Calixtus zu Rettung der Ehre seines Vaters öffentlich aufgetreten war, war der synkretistische Streit aufs neue entbrannt. St., 1666 von der theologischen Facultät zu ihrem Assessor ernannt, wurde mit der Vertheidigung des consensus betraut; die Facultät hatte den rechten Mann getroffen; sein 1668 erschienener „Consensus repetitus fidei vere Lutheranae in 88 punctis, quae contra puram et invariatam Aug. Conf. aliosque libros symbolicos scriptis publicis ita impugnarunt Georgius Calixtus ejusdemque complices, ut Lutheranorum titulo indignos se reddiderint, a calumniis, mendaciis et iniquis censuris D. Frid. Ulrici Calixti vindicatus“ war so heftig und anzüglich, daß die infolge desselben zwischen ihm und Ulrich Calixt gewechselten Streitschriften schwerlich ihres Gleichen finden. Eine 1660 an ihn ergangene Berufung zum Rector des Gymnasiums in Stettin, sowie eine zweite 1666 nach Eperies in Ungarn hatte St. auf Befehl des Kurfürsten, der ihm persönlich sehr wohl wollte, ablehnen müssen; erst auf die dritte Vocation zum Pastor an die Trinitatiskirche und Rector des Athenäums in Danzig wurde er 1669 und diesmal um des lieben Friedens willen vielleicht nicht ungern entlassen, offenbar zum Schaden der Danziger, welche bald inne werden sollten, wie theuer der Vorzug, den berühmten St. den ihren zu nennen, erkauft war. Strauch's Anzug machte dem Frieden in Danzig ein Ende; der von ihm als Doctor der Theologie vor dem senior ministerii beanspruchte Vortritt entzweite ihn mit der Geistlichkeit; sein zügelloses Polemisiren gegen Calvinisten, Synkretisten und Papisten von der Kanzel und in Druckschriften bereitete dem Rath ernstliche Verlegenheiten. St. kannte kein Ansehn der Person. Dem 1673 gestorbenen König von Polen versagt er das Prädicat selig; „den außerhalb der wahren Kirche Seienden, von deren Bekehrung man nichts wisse, dürfe man diesen Titel nicht geben.“ Vergebens suchte ihn der Rath zur Mäßigung zu bewegen; St. wollte nicht einmal von Milderung seiner harten Rede hören; er berief sich auf das Strafamt des heil. Geistes. Nach Erschöpfung aller Mittel zu gütlicher Beilegung der Sache erklärte ihn der Rath am 28. December 1673 für entlassen; er hatte seine Macht überschätzt; St. war der Abgott des gemeinen Mannes; ein Aufstand der Gewerke zwang den Rath, Strauch's Dimission zurückzunehmen und ihn am 4. Januar wieder in sein Amt einzusetzen. Einmüthig erhob sich jetzt das ganze Ministerium wider St.; von allen Kanzeln wurde gegen ihn gepredigt, er sei, weil eingezwungen, kein rechter Diener Christi mehr und könne mit gutem Gewissen sein Amt nicht länger führen. Pasquille, in denen St. als Dornstrauch figurirt, wurden ausgestreut, Gutachten von Universitäten eingeholt; der Rath rechtfertigte sein Verfahren in öffentlichen Schriften, die Gewerke antworten mit einer heftigen Retorsion und bewachen auf die Nachricht, daß der Rath mit dem Gedanken umgehe, St. durch die bewaffnete Macht aufheben und nach Weichselmünde bringen zu lassen, Tag und Nacht das Pfarrhaus; die Spannung war aufs höchste gestiegen, das äußerste schien bevorzustehn, da erhielt St. 1675 eine Vocation zum Professor der Theologie und Assessor primarius des Consistoriums in Greifswald und zu gleicher Zeit eine zweite nach Hamburg als Pastor an die Jacobikirche. Er entschied sich für letztere, mußte sich aber seiner Gemeinde in Danzig, die ihn nicht entlassen wollte, verpflichten, „wenn ihm Gott aus dieser Unruhe hülfe“, wieder zu ihr zurückzukehren. In Berlin war St. wegen seines unablässigen Hetzens wider die Calvinisten ohnehin übel berufen, wegen häufigen Verkehrs mit dem schwedischen Gesandten obendrein in den Verdacht gerathen, gegen den Kurfürsten zu conspiriren; der Landweg nach Hamburg führte durch brandenburgisches Gebiet; St. fürchtete sich böser Liebe und beschloß, zur See nach Greifswald zu gehen und von dort aus die Reise an seinen Bestimmungsort zu Lande fortzusetzen. Mit Päßen von

Schweden, Dänemark, Holland und Brandenburg versehen segelte er 1675 im October auf eigenem, zu dieser Reise gekauften Schiffe von Danzig ab, wurde aber bei Colberg in offener See angehalten, trotz seiner Päſſe nach Colberg gebracht und dort in der Hoffnung, das Diarium der mit dem schwedischen Gesandten gepflogenen Deliberationen bei ihm zu finden, mit seinen Effecten der strengsten Visitation unterworfen. Die Nachsuchung blieb erfolglos und St. wurde, nachdem er den verlangten, anfangs von ihm verweigerten Diffessionseid schließlich geleistet, mit neuen Päſſen versehen und entlassen. Sie halfen ihm nicht weit. Auf neue Befehle von Berlin wurde er zum zweiten Male arretirt und nach Küstrin in strenge Haft gebracht. Alle Bitten und Bemühungen des Hamburger Raths und der Danziger Bürgerschaft um die Freilassung des zu Unrecht Inhaftirten blieben fruchtlos, fruchtlos sogar die Verwendungen des Kurfürsten von Sachsen und des Königs von Polen; die Erbitterung gegen St. war in Berlin so groß, daß das schlimmste befürchtet werden durfte. „Eher henken als schenken," lautete ein geflügeltes Wort seiner Feinde. Die Untersuchung wurde mit neuem Eifer aufgenommen; sie ergab nichts; nach drei Jahren vergeblichen Inquirirens entschloß man sich endlich, den von allen Seiten einlaufenden Intercessionen Rechnung zu tragen und den hart geprüften Mann seiner Haft zu entlassen, nachdem er am 9. Juli 1678 einen Revers, „diese Haft nullo modo zu rächen", hatte unterzeichnen müssen. In Danzig war des Jubels kein Ende; die Bürgerschaft verlangte St. zurück und holte ihn am 20. Juli mit königlichen Ehren in die Stadt. St. erhielt vom Rath eine neue Vocation und wurde in seine unbesetzt gebliebenen Aemter feierlich aufs neue eingeführt; am 8. September, dem seinetwegen besonders angesetzten Buß- und Bettage, hielt er seine Anzugspredigt. Eine ihm zu Ehren geprägte Medaille bildet ihn ab, wie er 1675 bei seinem Abzuge von Danzig und wie er 1678 bei seiner Rückkehr nach Danzig ausgesehn; den langen, ihm im Gefängniß gewachsenen Bart hat er bis zu seinem Tode fortgetragen. Seine Zerwürfnisse mit der Danziger Geistlichkeit wurden durch einen Vertrag ausgeglichen, in welchem beide Theile sich verpflichteten, Alles zu vergessen und des Geschehenen nicht mehr zu gedenken.

Für das Reich Gottes hat St. wenig Frucht geschafft; zum Theologen fehlte es ihm nicht an Gelehrsamkeit, wol aber an Milde und Liebe; er hätte bleiben sollen, was er war, Historiker, Mathematiker, Astronom. Sein „Breviarium chronologiae" (Viteb. 1657), seine „Continuatio Joannis Sleidani" (1668), seine „Astrognosia synoptice et methodice adornata" (Viteb. 1659), seine „Aphorismi de numerorum doctrina" haben wiederholte Auflagen erlebt, seine theologischen Streitschriften aber zu seinem Ruhme nichts beigetragen. Die Zahl seiner Disputationen und Gelegenheitsschriften ist Legion. Von seinen theologischen Werken verdient seine „Postille oder starke und Milchspeise in 176 Sonn- und Festtagspredigten über die Evangelien" (1683, 1702, fol.) Erwähnung.

Autobiographie Strauch's, mitgetheilt in Th. Crusius, Vergnügung müßiger St. III, 11—52. — Von des sel. D. Strauch's fatalen Begebenheiten. Manuscript, mitgetheilt in Th. Crusius, Vergnügung IV, 5—31. — Ueber seinen Streit mit Ulrich Calixt: Walch, Streitigkeiten der luth. K. I, 339—351. — Arnold, Kirchen- u. Ketzerhist. Th. II, Buch XVII. c. 7, 19. c. 11, 11.

Schimmelpfennig.

Strauch: Georg St., Maler, Kupferstecher und Emailmaler in Nürnberg. Geboren am 17. September 1613, † am 13. Juli 1673. Diese Daten finden sich auf einem in Kupfer gestochenen Bildniß des Meisters von unbekannter Hand. Sein verwandtschaftliches Verhältniß zu dem älteren Nürnberger Maler und Kupferstecher Lorenz Strauch ist unbekannt. Schon im Alter von zehn Jahren

soll er ein großes Geschick zum Illuminieren von Holzschnitten an den Tag gelegt haben. Dreizehn Jahre alt trat er in die Lehre von Johann Hauer und 1635 legte er mit der Darstellung eines „heil. Sebastian“ sein Probestück ab. Eines besonderen Rufes erfreute er sich als Emailmaler. Ein mit G. St. 1661 bezeichnetes, in dieser Technik ausgeführtes kleines Rundbild mit der Darstellung des die Gerechtigkeit umarmenden Friedens befindet sich in Berlin, eine auf Kupfer gemalte allegorische Darstellung der unbefleckten Empfängniß und der Tugend der Maria besitzt das Belvedere in Wien. Eine Reihe seiner wie das im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg befindliche Frauenporträt v. J. 1664 meist miniaturartig ausgeführten Bildnisse sind von verschiedenen Meistern in Kupfer gestochen, bei anderen hat er selbst den Stich besorgt. Außer den Bildnissen befindet sich unter seinen Stichen eine Darstellung von Jacob's Tod, eine seinen Namen enthaltende Vignette und ein aus zwölf Blatt bestehender „Stammbaum der Familie Welser von Neunhof“. Eine mit G. St. bezeichnete Darstellung Christi mit dem Hauptmann von Capernaum ist von N. Schurtz in Kupfer gestochen. Der Stich der 182 religiösen Embleme, mit dem er „die evangelische Sonntags- Fest- und Epistelpostill“ des J. M. Dilherr ausstatlete, von dem er noch andere Werke illustrirte, rührt von Melchior Küssel her. Für den 1647 bei Paul Fürst in Nürnberg erschienenen Todtentanz schuf er das, eine „Todtentanzdarstellung“ aufweisende Titelblatt. Als seine Schüler werden genannt W. L. Hopfer, M. Neidlinger und J. Ph. Lembcke.

J. G. Doppelmayr, Histor. Nachr. ꝛc. 1730. — G. K. Nagler, Neues allgem. Künstlerlexikon XVII. 1847. — G. K. Nagler, Die Monogrammisten III. 1863. P. J. Rée.

Strauch: Georg Wilhelm St., Mathematiker, geboren am 5. Juni 1811 in Heppenheim in Hessen, † 1868. Er war Lehrer der Mathematik und Physik an der Bezirksschule zu Muri im Kanton Aargau. Strauch's wichtigste litterarische Leistung ist sein zweibändiges „Lehrbuch der Variationsrechnung“ (Zürich 1849), welches das erste eigentliche Lehrbuch dieser Disciplin darstellt. Besonders verdienstlich sind in dem II. Bande die zahlreichen Beispiele, wenn auch die breite und doch nicht immer durchsichtige Schreibart Strauch's das Lesen einigermaßen erschwert. Die gleichen Vorzüge und Mängel treten in einem späteren Werke hervor, von welchem nur ein erster Band erschienen ist: „Praktische Anwendungen für die Integration der totalen und partialen Differentialgleichungen“ (Braunschweig 1865).

Todhunter, A history of the progress of the calculus of variations. Cambridge 1861. pag. 373—401. Cantor.

Strauch: Johann St., Rechtsgelehrter, geboren zu Colditz, einem Meißnischen Städtchen, am 12. September 1614, † zu Gießen am 2. December 1679. Strauch's gleichnamiger Vater war Rentmeister der Fürstin Sophie, Wittwe des Kurfürsten Christian I. von Sachsen, welche zu Colditz ihren Wittwensitz aufgeschlagen hatte. Hier empfing St. den ersten Unterricht, besuchte sodann das Zeitzer Gymnasium und ging 1630 zum Besuche philosophischer und juristischer Vorlesungen auf die Hochschule nach Leipzig. Er wohnte daselbst bei Johann Schilter, einem seiner Familie befreundeten Rechtsgelehrten, der Beisitzer am obersten weltlichen Gerichtshofe wie am geistlichen Consistorium war, und auf das Studium des strebsamen Jünglings fördernd einwirkte .... 1633 kam St. auf die Jenenser Hochschule. Von Professor Friedrich Hortleder, einem nahen Verwandten, gastlichst aufgenommen, erhielt er durch dessen Vermittlung Zutritt zu dem Weimaraner Archiv. Er benutzte es hauptsächlich zu seinen in Juristenkreisen viel verbreiteten und sehr geschätzten Dissertationen „juris publici sc. exotericae“, worin er die wichtigsten staatsrechtlichen Fragen des 16. Jahrhunderts

quellenmäßig darstellt. (Das Werk erschien 1666 in Jena 4°; 1679 mit etwas geändertem Titel in Gießen 4°.) Nach dreijährigem Verbleiben in Jena zog es St. wieder nach Leipzig, wo ihm die beiden Carpzow, Johann Benedict, der Theologe und Benedict, der Jurist, eine gastliche Aufnahme bereiteten. Hier erwarb er 1638 den Grad eines Magisters philosophiae; bald darauf wurde er am großen Fürstencollegium angestellt und Beisitzer der philosophischen Facultät, in welcher Eigenschaft er Vorlesungen über lateinische Sprache und Geschichte hielt. Damals verfaßte er für seine Privatvorträge die „Dissertat. undetriginta theoretico-practicae ad universum jus Justinianeum“, welche das gesammte Gebiet des römischen Privatrechtes umfassen und auf Carpzow's Rath 1647 zu Leipzig im Drucke erschienen. Dieses erste juristische Werk unseres Gelehrten fand lebhaften Beifall und hat zur Verbreitung seines Namens wesentlich beigetragen. Die 2. Ausgabe von 1659 ist von Jena datirt, die dritte veranstaltete 1666 der spätere Beisitzer des Reichskammergerichtes, Professor Joh. Jakob Avianus mit einem Index dissensionum et decisionum Electoralium etc. 1682 veröffentlichte Christ. Thomasius als Erstlingsschrift „Annotationes theoreticae-practicae in Joh. Strauchii dissertationes XXIX“, und hebt in der Vorrede dessen Methode hervor, welche sich von der pedantischen „methodus causarum“ frei halte. Die letzte Ausgabe besorgte Ephraim Gerhard, Jena 1718. Die folgenden Arbeiten Strauch's sollen am Schlusse kurz besprochen werden. Ums Jahr 1647 gründete St. seinen Hausstand, indem er nach Annahme der einen die Tochter von Friedrich Leibnitz, Professor der praktischen Philosophie in Leipzig, nach andern die Tochter des Juristen Schmuck zum Traualtar führte. Nachdem er 1651 mit der Abhandlung „de accessionum quibusdam maxime controversis speciebus“ (Jena 1651. 4°) in Jena den juristischen Doctorhut erworben, wurde er dort im folgenden Jahre (1652) ordentlicher Professor der Rechte und Facultätsbeisitzer; seine Disput. pro loco behandelte die „operis novi nuntiatio“. St. bekleidete während seines achtjährigen Aufenthaltes dreimal das juristische Decanat und genoß als Lehrer allgemeines Ansehen. . . . . Auswüchse des damaligen Pennalismus und ein deshalb entstandener Auflauf, welcher Jenas Ruf nach außen schädigte, verleideten ihm den Aufenthalt. Er zögerte nicht, von dem ihm befreundeten Struve überdies ermuntert, die ihm angetragene Stelle eines Syndikus von Braunschweig anzunehmen, und verabschiedete sich mit einer, ernste Mahnworte enthaltenden Rede „de Berytho“ von der Musenstadt. Er hatte das Thema gewählt, weil die Akademie der phönicischen Hafenstadt Berythos, nun Beirut, durch Unbotmäßigkeit ihrer Schüler in Verfall gerathen war. St. konnte jedoch in Braunschweig nicht recht heimisch werden. Die Braunschweiger hielten sein höfisch-glattes Wesen — eine Leipziger Angewohnheit — für Falschheit und begegneten ihm mit Mißtrauen. Hierzu traten noch häusliche Zwiste, indem seine zweite Frau, eine Tochter des Jenenser Juristen Erasmus Ungebauer, welche er nach dem am 30. August 1654 erfolgten Ableben seiner ersten Gattin geehelicht hatte, viel lieber im väterlichen Hause zu Jena als im eheherrlichen in Braunschweig verweilte, und nur durch wiederholte ernste Drohbriefe zurückgerufen werden konnte. Als sich nun 1668 durch Georg Adam Struve's Berufung als geheimer Rath an den Weimaraner Hof in Jena eine Professur erledigte, ergriff St. mit Eifer die Gelegenheit, auf Struve's Verwenden nach Jena zurückzukehren, wo ihm, unter Verleihung des Hofrathstitels, die Professur des Codex, der Novellen und des Staatsrechtes, der Beisitz am Hofgerichte, nebst dem Vorsitze in der Facultät wie am Schöppenstuhle übertragen wurde. Noch im erwähnten Jahre siedelte er nach Jena über; kurz darauf ernannte ihn Herzog Ferdinand Albrecht von Braunschweig zum Hofrath, Herzog Bernhard von Sachsen-Jena zum Kanzler und Präsidenten des geistlichen Gerichts, bald

darauf zum Geh. Rath des Jenenser Hofes. St. verwaltete die verschiedenen Aemter neben der Professur mit Umsicht, verfaßte nebenbei zahlreiche Dissertationen, zog sich aber durch freimüthige Sprache manche Feinde zu. — 1671 erschien das „Lexicon particularium juris“ (2. Auflage 1684. 4°); 1674 „duo semest. amoenitatum juris canon.“, welche wiederholt herausgegeben wurden. Als zu jener Zeit der Ordinarius Christ. Phil. Richter mit Tod abging, wurde an dessen Stelle — mit Umgehung Strauch's — der um sieben Jahre jüngere Struve berufen; ersterer, hierdurch aufs tiefste gekränkt, zumal er seit Jahren den verstorbenen Richter in Ordinariatsgeschäften öfter vertreten mußte, zog sich von seinen Collegen und allmählich von der Universität ganz zurück. Zu dieser ernsten Verstimmung gesellte sich ein zweites Ereigniß, welches Strauch's Stellung in Jena geradezu unhaltbar machte. Herzog Bernhard war zum Kummer seiner Gemahlin von einer heftigen Neigung entbrannt, welche bei der Mehrzahl der Bevölkerung Anstoß erregte, von St. aber gebilligt wurde. Diese Haltung unseres Gelehrten wurde von seinen Gegnern als Charaktermangel ausgebeutet und trübte selbst das Verhältniß zum Herzog, bei dem die rasch entstandene Neigung ebenso rasch ins Gegentheil umschlug. — Bei dieser Sachlage erkannte es St. dankbar an, daß ihm ein früherer Zuhörer einen Ruf an die Gießener Hochschule erwirkte, und ließ sich ohne Zaudern — im Herbste 1676 — als Prokanzler und Professor der Rechte in Gießen nieder. Dort beschloß er den noch kurzen Rest seiner Tage, indem er am 2. December 1679 in einem Alter von 65 Jahren entschlief. In Gießen zählte zu seinen Schülern und Verehrern Johann Georg Kulpis (siehe diesen), dem er aus Anlaß der Doctorpromotion 1678 ein Gratulationsschreiben widmete, wogegen Kulpis nach Strauch's Tod dessen „spec. instit. jur. publ.“ mit Erläuterungen neu veröffentlichte (Frankfurt 1683). St. hinterließ zwei Söhne; der ältere wurde Geistlicher in Hessen, der jüngere bekräftigte den Satz, daß großer Männer Söhne selten zu gerathen pflegen. Von den beiden Töchtern heirathete die eine den Jenenser Syndikus Martin Neuburger. Des Verlebten Vermögen bestand hauptsächlich in seiner Bibliothek, welche die Stadt Frankfurt a. M. erwarb.

Von schriftlichen Arbeiten unseres Juristen sind noch zu erwähnen: a) „Diss. X super titulum Dig. ultimum de regulis juris“. Eine neue Auflage veranstaltete T. Spitz, Professor in Jena 1674, eine dritte soll von Professor Dr. Andreas Wiege in Straßburg (1714) herrühren. Der zweiten jener 10 Dissertationen war das „Problema“ angehängt „Pontificem Joañem VIII. vehementer & contenter non nemo negat, sexum mentitum; nihilominus verisimile sit.“ Wegen dieses Problems durfte, wie die Allern. Nachr. v. jurist. Büchern 1743, S. 264, versichern, über Dissert. 2 in Straßburg nicht disputirt werden. b) Lexicon particularum juris, 1671, 4°, worin die Bedeutung deutscher und lateinischer Wörter im juristischen Sprachgebrauche durch Quellen- und Litteraturcitate dargelegt wurde. c) „Amoenitatum juris canon. semestria duo“ (Jena 1674), ein beliebtes Werk, das 1675, 1718, 1732 in neuen Auflagen erschien. d) Zahlreiche Dissertationen, welche sich auf Rechtsalterthümer, Kirchen-, Civil- und Staatsrecht beziehen. Unter diesen wird in 15 das Leben römischer Juristen besprochen. F. A. Hamberger, der eine größere Biographie Strauch's verfaßte, und C. G. Knorr (ersterer Jena 1715, 4°, letzterer Halle 1729, 4°) haben Sammlungen Strauch'scher Dissertationen edirt. — St. zählt nach Stintzing zu den Juristen 2. Ranges, nimmt jedoch unter diesen eine hervorragende Stellung ein, da er sich um Fortentwicklung des Rechtes unleugbare Verdienste erworben. Neben Klarheit der Methode und Genauigkeit seiner Dissertat. XXIX wird seine gediegene philologische und geschichtliche Bildung gerühmt, welche ihm eine quellenmäßigere Behandlung des Rechtes ermöglichte. Sein College Struve, mit dem er stets freundschaftlichen Verkehr unterhielt, sein Neffe Johann Schilter, sein Schüler

Kulpis sprachen gleich Thomasius (Annot. ad Str. Dissertat. Praef.) mit ungetheilter Verehrung von ihm, da durch seine Methode die Herrschaft des ramistischen Formalismus gebrochen. Gundling (Gundlingiana VIII, 196, 1716) bemerkt, daß St. „mit seinen Amoenit. jur. canon. alle seine Landsleute übertroffen habe, — — daß aber die Wenigsten verstehen, was Deutschland an St. verloren.“ Schurzfleisch endlich (arc. I, p. 12—14) nennt ihn den deutschen Cujacius, von Wissen und Gelehrsamkeit überströmend. — Das in Kupfer gestochene Porträt ist als Titelbild Gerhard's Dissertat.-Ausgabe beigefügt.

Brevis de Vita Jo. Strauchii narratio in Laur. Andr. Hambergeri opusc. Jena und Leipzig 1740. — Allerneueste Nachr. v. Jurist. Büchern f. d. J. 1739, VIII. Thl., 708—13. — Zeuner, Vitae Prof. Jenensium. p. 164. — Stintzing, Gesch. d. d. RW. II, 232—38. Eisenhart.

Strauch: Lorenz St., Maler und Kupferstecher in Nürnberg, geboren 1554, † 1630, war 1606 und 1625 Vorgeher der Malerzunft und 1624 Genannter des großen Rathes. Näheres über seine Lebensverhältnisse ist nicht bekannt. Das schöne Bronce-Epitaph seines auf dem Rochusfriedhofe befindlichen Grabes zeigt sein Bildniß. Erwähnt wird ein 1610 verstorbener gleichnamiger Sohn und seine Frau Barbara, die 1613 starb. Die Mehrzahl seiner entweder mit vollem Namen oder dem aus einer Verschlingung von L und S gebildeten Monogramm versehenen Arbeiten sind Bildnisse, deren Zahl auf einige hundert geschätzt wird. Außer den gemalten Bildnissen, deren das Germanische Museum in Nürnberg vierzehn und die Schleißheimer Gallerie zwei besitzt, sind die in Kupfer gestochenen Bildnisse zu nennen, die theils von ihm selbst, theils von den Kupferstechern A. Kohl, J. F. Leonart, Jacob v. Sandrart und G. Strauch ausgeführt sind. Außerdem schuf er eine Reihe bemerkenswerther landschaftlicher Prospecte, unter denen die Nürnberger hervorragen. Zwei langgestreckte Blätter, welche die Stadt von der Ost- und Westseite her zeigen, und von denen das erstere ihn im Vordergrunde als Zeichner aufweist, sind im J. 1599 von Hans Wechter in Kupfer gestochen, den 1621 ausgeführten Stich seiner beiden Rathhausdarstellungen, bei deren einer ein patricischer Hochzeitszug die Staffage bildet, versah Hans Troschel, der auch das Bildniß des Strauch gestochen hat. Als eigenhändigen Stich kennzeichnet die Aufschrift: Laurentius Strauch Norimbergensis pinxit et Excudit anno 1519 die große „Ansicht des Nürnberger Marktplatzes“ und wahrscheinlich rührt auch die Ausführung der in den Jahren 1598 und 1599 entstandenen, mit seinem Monogramm versehenen „Nürnberger Ansichten“ („Unterburg“, „Gleishammer“, „Doos“, „Stein“ zweimal und „Negeleinsmühle“) von ihm her. Eine Nürnberger Landschaft zeigt auch die ihm zugeschriebene „Allegorie auf den Tod“. Außer den Nürnbergern schuf er die selbstgestochenen Prospecte von Landshut und Innsbruck und stellte er in einem Stich „das Innere der Barfüßerkirche in Innsbruck“ dar. Sein Monogramm findet sich auf einem bei Hirth, K. B. III, 1462 abgebildeten Kupferstich mit einem auf einem Trommler reitenden Pfeifer, sowie auf einer Abbildung der heiligen Lanze und der Kreuzpartikel der zu seiner Zeit in Nürnberg befindlichen Reichskleinodien. Letztere wird jedoch auch für Lucas Schnitzer, der das gleiche Monogramm hat, in Anspruch genommen. Zweifelhaft sind zwei ihm zugeschriebene mit dem Dürermonogramm versehene Stiche: „Moses, die Gesetzestafeln empfangend“ (1524) und „der heil. Hieronymus“ (1512).

Nagler's neues allgem. Künstlerlexikon XVII. 1847. — A. Andresen, Der deutsche Peintre-Graveur I. 1872. — G. Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch III. 1885. Rée.

Straus: Johann Valentin St., Jurist, geboren in Heiligenstadt (Eichsfeld), studirte die Rechte in Mainz, wurde am 22. Januar 1709 Licentiat, kurz

darauf Dr. juris, am 11. October 1710 außerordentlicher, am 20. April 1719 ordentlicher Professor der Rechte für das öffentliche Recht und den Codex und nach eingetretener Apertur am 3. August 1726 Beisitzer der Facultät, im J. 1727 Rector der Universität; 1737 las er noch. Ueber sein späteres Leben fehlen Angaben.

Schriften (Waldmann zählt 26 Dissertationen auf, es seien die bedeutenderen genannt): „De appellatione eiusque effectu". 1728. — „De obligatione parentum ex delictis liberorum". 1729. — „De concursu creditorum eorumque privilegiis. eod. De nonnullis specialibus injuriarum. eod. De modo testandi minus solenni inter clericos". 1731. — „De jure superficiario". 1732. — „De exheredatione bona mente facta". 1734. — „De potestate et regalibus principum". 1736. — „De sequestrationibus, arrestis et repressaliis." 1737.

Waldmann, Biogr. Nachrichten S. 12 ff. v. Schulte.

Strauß: Emil St., Mathematiker, geb. in Frankfurt a. M., am 3. Mai 1859 † ebenda am 6. Februar 1892. Als Kaufmannssohn sollte er sich dem Handelsstande widmen. Die hervorragende Begabung, welche er aber in der „Philanthropin" genannten israelitischen Realschule an den Tag legte, bewogen die Eltern, ihm zu gestatten, eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen. Er besuchte nun die oberen Classen des städtischen Gymnasiums und ging Ostern 1878 zur Universität ab. Er studirte ausschließlich in Berlin, wo er im November 1882 die Lehrerprüfung bestand. Sein Probejahr machte St. an dem Philanthropin in Frankfurt durch, derselben Anstalt, welche er als Knabe besucht hatte. Nach dessen Ablauf wurde er wieder an derselben Anstalt zum ordentlichen Lehrer befördert. Eine Lungenentzündung raffte ihn in wenigen Tagen weg. St. hat eine Uebersetzung von Galilei's Dialog „über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme" (Leipzig 1892) herausgegeben, deren Vorzüge in einer mustergültigen Sprache, zweckmäßig gewählten Anmerkungen und einer sehr schönen biographischen Einleitung bestehen. Außerdem hat er 1887 eine mathematische Abhandlung in den Acta mathematica, XI, 13—18, 1889 eine zweite in Berichten des freien deutschen Hochstiftes veröffentlicht.

Osterprogramm des Philanthropin für 1892. Cantor.

Strauß: Gerhard Friedrich Abraham St. ist am 24. Sept. 1786 in Iserlohn geboren, wo sein Vater Abraham Strauß (vergl. über ihn E. Frommel, J. A. Strauß, 1879), ein durch Semler von der Orthodoxie befreiter, ernster Pietist, Pfarrer war. „Es ist etwas Großes", sagt von ihm der Sohn, „einen Vater zu haben, der uns glauben lehrt." Schon vor seiner Geburt dem geistlichen Stande verlobt, kannte er als Knabe keine süßere Hoffnung, als die erste Predigt und dann ein seliger Tod. Er studirte in Halle, wo er seinen Freundschaftsbund mit Neander schloß. Schleiermacher blieb ihm damals unverständlich. Seine heilige Stunde schlug am 9. Juli 1806, an welchem Tag sich ihm der Gottmensch in Christo als die Einheit des Objectiven und Subjectiven herausstellte. „Ich sprang auf, weil ich mich nicht sitzend halten konnte, weinte, schluchzte, fiel auf meine Knie, dankte dem Herrn und wußte nicht, wie ich mein Glück ausdrücken sollte." Seine Studien beendigte er in Heidelberg unter Schwarz und Daub. Von den Mystikern, besonders von Bernières-Louvigny und Tersteegen, befruchtet, von Gottfried Arnold's Gebeten und Novalis' Schriften bewegt, durchhallen sein Leben und seine Predigten das Halleluja, Hosianna und Kyrie eleison. Allezeit rhythmisch gestimmt, schrieb er, seit 1809 Pastor zu Ronsdorf im ehemaligen Herzogthum Berg, seine „Glockentöne; Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geistlichen" (1815, 7. A. 1840), voll Begeisterung für das schönste der Aemter und die seligste unter allen Lebensweisen. „Wenn ich in dir stehe, liebes Kirchlein, begeistert unter den

Andächtigen, da möchte ich nimmer von der Kanzel, nimmer von dem Altare hinweg.“ Theologen aller Richtungen dankten dem gefühlvollen Verfasser und prognosticirten ihm eine für das Reich Jesu heilsame Amtsführung. Einst von den Gläubigen begrüßt als ein den neuen Kirchenfrühling verkündendes Festgeläute, haben sie in unserer realistischen Zeit an diesem Idyll den Geschmack verloren. Seit 1814 Pfarrer der lutherischen Gemeinde in Elberfeld, wurde ihm die Verlobung mit einer Reformirten (Johanna v. der Heydt) als Verrath an seiner Gemeinde ausgelegt. Als der von Napoleon geraubte und nach dessen Sturz zurückgebrachte Kunstschatz, die Victoria, Elberfeld passirte, hielt er eine „Predigt von der Wiedererstattung“ (Elberfeld 1815) über Ez. 33, 15. In „Helons Wallfahrt nach Jerusalem 109 Jahre vor der Geburt unseres Herrn“ (4 Bde. 1820.21) und der (1822 anonym erschienenen) „Taufe im Jordan aus dem 2. Jahrh. der christlichen Kirche“ gab er anschauliche Darstellungen des gläubigen alttestamentlichen Judenthums und der Kirchengeschichte des zweiten Jahrhunderts. Er hat auch den für ihn und Andere zum Gnadenmittel gewordenen Predigerverein in der Farbmühle, in der Mitte zwischen Elberfeld und Gemarke, begründen helfen. Als vierter Hof- und Domprediger in Berlin (seit 1822) und zugleich Professor der praktischen Theologie an der Universität — nachmals auch wirklicher Oberconsistorialrath (1836), Mitglied des neucreirten Oberkirchenrathes (1850), und Oberhofprediger (1856) — hat er, in neuen geistlichen Zungen redend, wesentlich mit beigetragen zu der dortigen Erweckung und Bekehrung der Metropole der Vernunftreligion. Er ließ hier eine Reihe einzelner Predigten, zumeist auf Wunsch des Hofes, und eine Predigtsammlung über die zwei Grundlehren des Protestantismus, die Rechtfertigung aus dem Glauben und die Lehre vom Worte Gottes, unter dem Titel „Sola“ (2 Bde. 1844 und 1846) erscheinen. Er hat seines Amtes in der königlichen Familie, auch am Grabe bedeutender Männer der Wissenschaft, wie Schleiermacher und Neander, gewaltet. Als Abgeordneter seines Königs verhandelte er 1837 in Wien mit Metternich über den freien Abzug der Zillerthaler, welcher gewährt wurde. Seine letzte Predigt war die zum Gedächtniß Friedrich Wilhelm’s IV., dessen Tod sein eignes Leben knickte. Mit der Losung: „Ruhe du, Herr, in mir, daß ich ruhen könne in dir“ ist er am 19. Juli (dem Todestag der Königin Louise) 1863 heimgegangen. Ein geborener Prediger und mit Novalis die Predigt für das höchste achtend, was der Mensch liefern kann, war ihm das Predigen das gute Werk seines Lebens. „Nie war mir wohler, als wenn ich von der Kanzel kam.“ Mochte in seinen Predigten die Klarheit des Gedankens manchmal zurücktreten hinter das schillernde Bild, die Wahrheit hinter die Schönheit, mochte seine Lebendigkeit manchen zu dramatisch und theatralisch, sein Pathos echauffirt erscheinen, alle solche Einwendungen wichen vor der Bewunderung seiner hinreißenden Beredsamkeit, von welcher Cicero’s Wort vom influere in animos hominum, in aures concionis wirkliche Geltung hatte. In seinen Vorlesungen trug er die Katechetik vor als die Wissenschaft von der Mittheilung kirchlichen Wissens, der kirchlichen Stimmung die Liturgik, des kirchlichen Wollens die Pastorallehre, des ganzen kirchlichen Lebens die Homiletik. Im übrigen liebte er, als hätte er mit Hegel die Dreiheit für die absolute Form der Vernunft gehalten, für jeden Gegenstand die trichotomische Eintheilung. So behandelte er die Pastorallehre nach Subject, Object und Art der Seelsorge; das Object wiederum dreifach: Weltlinge, Selbstlinge, Lüstlinge. In seinem Werk „Das evangelische Kirchenjahr, in seinem Zusammenhang dargestellt“ (1850. 2. Aufl. mit erweiternden und berichtigenden Anmerkungen von K. Schwarzlose. Berlin 1891) hat er die Entstehung und den organischen Zusammenhang des Kirchenjahres theils aus dem Verlauf des Sonnenjahres, theils

aus den altkirchlichen Pericopen erklärt und seine Symbolik gedeutet. Eine große Anzahl bedeutender Prediger hat sich unter ihm gebildet. Löhe (s. A. D. B. XIX, 116) bekannte, für die Praxis des geistlichen Amtes von ihm am meisten gelernt zu haben. Seine theologische Richtung charakterisirt sein Ausspruch: „Der menschliche Geist, der sich vor seinem ewigen Herrn beugen soll bis zur gänzlichen Unterwürfigkeit, mag sich in den heiligsten Angelegenheiten von bloßer menschlicher Macht nicht knechten lassen.“ Dieser pietistisch-weitherzige Standpunkt gestattete ihm, in ein engeres Verhältniß zu Hengstenberg (Bachmann, Hengstenberg II, 19) wie zu Bunsen (Nippold, Bunsen I, 321) zu treten. Das ungleichartige Triumvirat Neander, Twesten, Stahl hat er einmal als die drei festen Säulen der Berliner Universität und des wahren Glaubens bezeichnet. Er war ein eifriger Vertreter der Union, darum auch der königlichen Agende, ihm das Ideal einer Liturgie. Dem in den höchsten Kreisen sich bewegenden Hofprediger gereicht es zur Ehre, daß er keine höhere Ehre für ein Kind Gottes kannte, als dem Herrn das Kreuz nachtragen.

Nekrolog in der Neuen Evangel. Kirchenzeitung 1863, Nr. 30 und 31. Selbstbiographie unter dem Titel: Abend-Glockentöne. Erinnerungen eines alten Geistlichen aus seinem Leben von F. Strauß. Berlin 1868.

G. Frank.

Strauß: Gottfried St., Jurist und Rechtslehrer, geb. am 28. Aug. 1641 in Wittenberg, † am 6. März 1706 daselbst. Der Vater Benedict lebte als Richterbeamter in Wittenberg, die Mutter Anna Maria war eine Tochter des dortigen Rentmeisters . . . . Gottfried besuchte das Gymnasium, dann die Universität seiner Vaterstadt, und setzte das juristische Studium in Leipzig eifrig fort. 1666 erwarb er an dieser Hochschule die Würde eines Doctors beider Rechte, ertheilte jungen Adeligen Repetitorien über öffentliches und bürgerliches Recht, und nahm hierauf nach damaligem Brauche Anwaltspraxis. 1672 wurde St. in Leipzig außerordentlicher Professor der Rechte und noch im nämlichen Jahre in die Juristenfacultät aufgenommen. Schon im nächsten Jahre (1673) erhielt er als ordentlicher Professor den Lehrstuhl für Institutionen, 1685 den für Pandekten, 168 . den des Codex, 1690 der Decretalen, und rückte zum Ordinarius der Facultät vor. Inzwischen hatten ihm 1678 der Kurfürst von Sachsen, ebenso der Fürst von Anhalt den Hofrathstitel verliehen; auch wurde er zum Beisitzer des Consistoriums, dann des Schöffengerichtes, endlich zum Mitglied des obersten Gerichtshofes des Königreiches Polen ernannt. 1706 von einer hartnäckigen Krankheit ergriffen, erlag er dieser trotz sorgsamster Behandlung seines Bruders, Oberarztes in Wittenberg, nach wenigen Wochen in einem Alter von 65 Jahren. Die feierlichen Exequien erfolgten am 9. Mai, wozu der Universitätsrector Dr. Wilhelm Berger die Angehörigen der Hochschule in herkömmlicher Weise mittels Programms einlud, in dem der Verstorbene mit dem römischen Juristen Servius Sulpicius verglichen wird. — St. bekleidete während seiner akademischen Laufbahn viermal das Rectorat, zwölfmal das Decanat der juristischen Facultät, und hatte in erfolgreicher Weise die Förderung der geistigen und materiellen Interessen der Hochschule im Auge. Er war dreimal verheirathet. Die erste Ehe schloß er 1674 mit Anna Martha, Tochter des Hauptpastors Gumprecht zu Bautzen, die zweite 1685 mit Regina Sophia, Tochter des Rechtsgelehrten Wilhelm Leyser, die dritte mit Johanna Barbara Börner, Wittwe des Hofraths und Professors Kaspar Ziegler in Leipzig. Als Schriftsteller hat er sich auf Gelegenheitsschriften und Dissertationen beschränkt, von welch' letzteren Zedler's Encyklopädie aus den Jahren 1661—68 gegen 70 meist civilrechtlicher Natur aufzählt.

Zedler's Universal-Lexikon s. v. Strauß. — Nova liter. German. anni 1706 coll. p. 321.

Eisenhart.

Strauß: Henriette St., geborene Trefftz, Sängerin, erblickte am 28. Juni 1826 in Wien das Licht der Welt. Ihr Vater, ein polnischer Edelmann, war Officier in der österreichischen Armee, ihre Mutter aber die Tochter jener Margarethe Schwan, für die Schiller vorübergehend in Mannheim geschwärmt hat. Da die Verhältnisse ihrer Eltern sehr günstig waren, so erhielt Henriette eine vortreffliche Erziehung. Als das Vermögen der Mutter jedoch in späteren Jahren verloren ging, mußten sich die Eltern entschließen, die reiche Begabung ihrer Tochter für die Musik und die Sprachen auszunützen. Sie wurde von dem italienischen Gesangslehrer Gentiluomo in Wien zur Sängerin ausgebildet. und machte so bedeutende Fortschritte, daß sie, obwol erst vierzehn Jahre alt, ein Engagement an der Wiener italienischen Oper erhielt. Da sie jedoch nicht beschäftigt wurde, wandte sie sich nach Dresden, wo sie in Bellini's „Romeo und Julie“ neben der Schröder-Devrient mit großem Erfolge die Giuletta sang und spielte. Auf Verwendung der Königin von Sachsen ertheilte ihr der berühmte Morlacchi Gesangsunterricht; auch soll ihr die Schröder-Devrient Unterweisungen im Spielen gegeben haben. Einen ähnlichen Erfolg erzielte sie in Leipzig, wo sie in dem Gewandhausconcert vom 30. Januar 1840 zum ersten Mal auftrat. Mendelssohn nahm sich ihrer besonders an und soll das bekannte Lied: „Es ist bestimmt in Gottes Rath“, das am 18. März 1841 zum ersten Mal in einem Gewandhausconcert gesungen wurde, für sie componirt haben. Von Leipzig ging die Sängerin nach Wien zurück, wo sie zuerst am Kärtnerthortheater und dann bei Pokorny auf dem Theater an der Wien mit wachsendem Beifall thätig war. Häufige Gastspiele in Dresden, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M. und Preßburg dienten nur dazu, ihren Ruhm in immer weitere Kreise zu verbreiten. Das Jahr 1848 vertrieb sie aus Wien. Sie ging nach London, wo sie von Jullien engagirt wurde und zwei Jahre hindurch in vielen Concerten die Engländer geradezu entzückte. Allabendlich sang sie den „Rekrut“ von Kücken und machte das „Trab, trab mein Rößlein“ so populär in London, daß es auf allen Straßen gepfiffen und auf allen Drehorgeln gespielt wurde. Dem musikalischen Erfolg entsprach der äußere Gewinn, da sie für jene Zeit enorme Honorare erhielt. So konnte sie nach ihrer Rückkehr nach Wien ein glänzendes Haus führen und namentlich die Künstlerwelt in häufigen Gesellschaften bei sich sehen. Viel Aufsehen erregte im J. 1862 ihre Vermählung mit dem Capellmeister Johann Strauß, der zwölf Jahre jünger wie sie war. Ein Jahr nach ihrer Verheirathung begab sie sich zu einer Concerttournée nach St. Petersburg, wo sie mit ihren Liedern von Schumann, Schubert und Mendelssohn am kaiserlichen Hof großen Beifall erzielte. Es ist nicht bekannt, ob sie seitdem noch öffentlich aufgetreten ist. Doch folgte sie ihrem Gemahl auf seinen zahlreichen Kunstreisen. Sie starb am 9. April 1878 in Hietzing bei Wien. — Mendelssohn soll sie für die beste deutsche Liedersängerin erklärt haben.

Vgl. Illustrirte Zeitung. Leipzig 1851. XVI. Bd. Nr. 392, S. 16. (Mit Porträt.) — Wurzbach XLVII, 93—96. — Illustrirter Kalender für 1880. 35. Jahrg. Leipzig 1879. S. 114. — F. J. Fétis, Biographie universelle des musiciens. Supplément. Paris 1880. II. S. 549. — A. Dörffel, Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier der Einweihung des Concertsaales im Gewandhause zu Leipzig. 1881. S. 99 (40). H. A. Lier.

Strauß: Jakob St., Theologe, geb. zu Basel ca. 1480—85. Seine erste Bildung empfing St. wol in seiner Vaterstadt und war seit 1506 in Straßburg, nach Waldner auch in Wertheim, und an anderen Orten, ohne Zweifel auch in Horb am Neckar, als Schulmeister thätig. Im J. 1515 fühlte er das Bedürfniß, seine Bildung zu vollenden, und ging nach Freiburg, wo er 1516

Lehrer der Philosophie wurde und die theologische Doctorwürde erwarb. Ueber den nächsten Jahren seines Lebens liegt noch ein Dunkel. Wir kennen weder seinen Aufenthalt noch den Weg, auf dem er der Reformation zugeführt wurde. Vor 1521 war St. wahrscheinlich nicht als Mönch, sondern als Stiftsprediger in Berchtesgaden. Begleitet von Christoph Söll, einem Gesellpriester, der dem Stift Berchtesgaden angehört hatte, dem späteren Straßburger Prediger, kam St. Anfang 1521 nach Tirol, und zwar nach Waldner zuerst nach Schwaz, wo er erst in der Pfarrkirche, und als ihm diese verschlossen wurde, auf dem anstoßenden Friedhofe predigte, aber die dortigen Barfüßer, besonders Bruder Michael aus dem ritterlichen Geschlecht von Brauneck, wirkten ihm entgegen, so daß St. sich genöthigt sah in das benachbarte Hall am Inn überzusiedeln. Wenn Waldner St. erst am 24. Juni 1521 in Hall erscheinen läßt, so ist das unhaltbar. Denn St. predigte dort schon an Pfingsten den 19. Mai über das Abendmahl in beiderlei Gestalt und den Mißbrauch der Beichte. Zuvor aber hatte er längere Zeit den zahlreichen Priestern in der Stille lateinische Vorlesungen über das Evangelium Matthäi gehalten, wofür ihm jeder Zuhörer 1 halben Gulden gab, während der Prediger zu S. Nicolai, Dr. Steph. Seligmann, ihn in seinem Haus beherbergte. Diese Vorlesungen brachten St. zu großem Ansehen. Bald begann er auf Veranlassung des Rathes in der Kirche des Frauenklosters zu predigen. Da diese aber bei großem Zulauf aus Stadt und Land nicht mehr genügte, überließ ihm Seligmann mit Erlaubniß des Rathes seine Kanzel in der Nikolaikirche. Bei günstigem Wetter mußte er im Freien predigen. Stürmisch griff St. die Lehren und Einrichtungen der alten Kirche an und behandelte in der Fastenzeit 1522 die Lehre von der Beichte in 16 Predigten. Er mahnte das Volk die Messe, das Requiem und die Votivmessen zu meiden. Wo einer den Meßgottesdienst nicht meiden könnte, solle er das Leiden und Sterben Christi betrachten. Nunmehr wurde die Geistlichkeit St. gram und nannte ihn höhnisch den „Spitzgeist". Die Altgläubigen riefen den Prediger des Barfüßerklosters in Schwaz, Michael v. Brauneck, herbei, der predigte, wer lutherische Bücher habe und doch zu Gottes Tisch gehe, sei ewig des Teufels. Der Bischof von Brixen, der alte Humanist Seb. Sprenz, verbot St. das Predigen, allein dieser, gestützt auf die Gunst von Rath und Gemeinde, kümmerte sich nicht um das Verbot; Seligmann kündigte St. die Herberge, aber ein Bürger nahm ihn auf, und das Volk sorgte für seinen Unterhalt. Auch der Inhaber der Pfarrei Hall, Dr. Ambr. Iphofer, Custos des Domstifts Brixen, der zugleich die reichen Pfarrpfründen Klausen und Bruck an der Mur besaß, erschien jetzt in Hall, um das er sich bis jetzt wenig gekümmert hatte, und erklärte in seinen Predigten die sieben Opfer, die Jahrtage, die Seelgeräthe und den Dreißigsten für lauter zum Heil nothwendige Dinge. In Gemeinschaft mit einem andern Abgesandten des Bischofs verbot er dem Rath noch einmal Namens des Bischofs Strauß' Predigten und ließ am Sonntag Estomihi (2. März) durch zwei Gesellpriester dem eben von der Predigt heimkehrenden St. eine neue Citation vor das bischöfliche Gericht in Brixen angesichts des Volkes überreichen. Da entstand ein Auflauf; mit Mühe gelang es den Bürgermeistern das erregte Volk zu beschwichtigen. Der Rath sandte zu Gunsten des Predigers Gesandte nach Brixen und an die Regierung in Innsbruck. Diese wagte trotz der wiederholten Mahnungen des Bischofs nicht gegen St. vorzugehen, sondern suchte nur den Rath insgeheim zur Entlassung Strauß' zu bewegen. Am 2. Mai 1522 erschien St. selbst mit etlichen aus Rath und Gemeinde vor der Regierung, die aber jetzt dringend auf seine Abfertigung und Verweisung drang, da der Bischof die Sache an den Kaiser und an den Erzbischof von Salzburg gebracht hatte. Am 4. Mai hielt St. seine letzte Predigt

im Freien und theilte hier dem Volk seinen Weggang mit, was Thränen und Empörung über die Geistlichkeit hervorrief. Es wäre St. leicht geworden, die Volksstimmung für sich zu benützen, aber er zog in der folgenden Woche in der Stille ab und ging zunächst nach Haslach (wahrscheinlich im Zillerthal), von wo er seinen Freunden in Hall einen kurzen christlichen Unterricht von erdichteten Bruderschaften zusandte. Dann wandte er sich nach Norden. Es scheint, daß er in Wertheim auf kurze Zeit weilte, um eine Stelle bei Graf Georg zu gewinnen, aber es gelang nicht. Nun ging er nach Wittenberg, wo er als Basileus doctor inscribirt wurde und sich mit dem aus Feldkirch in Vorarlberg stammenden Propst Bernhardi von Kemberg befreundete. Von Kemberg aus sandte er seinen Sermon „vom Sacrament des Leibs und Bluts Christi“ an die Haller. In Wittenberg scheint der geistesverwandte Karlstadt auf St. besondern Eindruck gemacht zu haben. Ende 1522 wurde er Prediger in Eisenach, wo er bei einem großen Theil der Gemeinde und bei Herzog Johann, dem nachmaligen Kurfürsten, Vertrauen gewann und schon an Weihnachten der Disputation mit den Barfüßern in Weimar beiwohnte, deren Acten er herausgab.

Als kräftig ausgeprägter Charakter voll stürmischer Thatkraft, in der sich der Schweizer nicht verleugnete, ging St. hastig daran, die Messe abzuthun, die Bilder zu entfernen, das Fegfeuer und die alten Gebräuche zu bekämpfen und gegen die eingewurzelten Laster zu zeugen. Bald wurde er auch mit der Visitation in der Umgegend in Gemeinschaft mit Burkhard Hund beauftragt. Er zog auch Georg Witzel bei, den er zum Pfarrer in Wenigen-Lubnitz bestellt hatte. Sein ganzes Vorgehen mochte aber dem Schalten „eines Amtmanns oder Schultheißen gleichen“, wie ihm Just. Jonas vorwarf. Als gälte es plötzlich die ganze gesellschaftliche Ordnung umzugestalten (regna sua quaerit, sagte Luther von St.), wollte er mit dem Hofprediger Stein in Weimar das mosaische Recht wiederherstellen und nicht nur, wie die bisherige Kirche, das Zinsnehmen, sondern auch das Zinsgeben als unchristlich verbieten und forderte das Volk geradezu zur Verweigerung von Abgaben an Geistliche auf. Luther wurde erregt. Einen Bruch verhinderte Melanchthon, der schriftlich und mündlich auf St. mildernd einwirkte. Aber seine Schriften galten den unruhigen Geistern wie Grebel als „sehr evangelisch“. Auch die oberschwäbischen Bauern nannten 1525 St. unter den Predigern, welche „das göttliche Recht“ aussprechen sollten.

Im Bauernkrieg suchte St. mit dem Eisenacher Amtmann Hans Oswald zu beschwichtigen; er beschwor die Leute unter Thränen auf der Kanzel und sandte Witzel auf die Dörfer, um Frieden zu predigen. Die Bauern dankten ihm schlecht, sie wollten ihn in die Werra werfen. Aber auch den siegreichen Fürsten war St. verdächtig. Er wurde gefangen und nur seine demüthige Haltung wie sein gewandtes Auftreten retteten ihm nach der Schlacht bei Frankenhausen das Leben, aber nicht sein Amt. Er mußte in die Ferne ziehen. In Nürnberg sank er, geistig gebrochen und körperlich angegriffen, zusammen. Hier hörte er von dem Abendmahlsstreit und der Betheiligung Oekolampad's. Der Augenblick, sich wieder einen guten Namen zu machen, schien gekommen. Er suchte Anschluß bei Brenz und den schwäbischen Syngrammatisten, aber Brenz behandelte ihn kühl. St. bot Oekolampad eine Disputation an, aber dieser schlug sie ab, indem er St. seine wissenschaftliche Unzulänglichkeit zu verstehen gab. Ohne entmuthigt zu sein, stürzte er sich, als er durch Vermittelung der Gattin des badischen Landhofmeisters Konrad v. Venningen Stiftsprediger in Baden-Baden geworden war, in eine litterarische Fehde mit Zwingli und Oekolampad. Er schrieb erst 1526 „wider den unmilden Irrthum“ Zwingli's und suchte 1527 gegen Oekolampad die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl zu erweisen. Während Oekolampad den Gegner keiner Antwort

würdigte, antwortete Zwingli derb und grob, behandelte ihn als „deutschen Schulmeister“ und suchte ihn auch beim Markgrafen als aufrührerisch zu verdächtigen, während Joh. Schneewil von Straßburg St. mit Hohn überschüttete. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die nicht gerade würdige Behandlung durch die Schweizer und Straßburger St. verbitterte, den Markgrafen Philipp für die Einflüsterungen Balth. Merklin's zugänglicher machte und 1528 zur Austreibung der zwinglisch gesinnten Prediger, wie Melch. Ambach und Joh. Mantel, führte.

Das Lebensende von St. ist noch dunkel. Sicher ist, daß er 1534 todt war. Nach Waldner kehrte er 1532 in schwerer Krankheit zum alten Glauben zurück und starb 1533. Es ist wol denkbar, daß der begabte, nicht unedle, aber stürmische, selbstbewußte Mann durch die nicht immer billige Behandlung von Seite seiner Gegner und die ihm allzu radical scheinende Reform gleich seinem Schüler Witzel ins Lager der Altgläubigen zurückgetrieben wurde.

Strobel, Miscellanea III, 1—44. — Schmidt, Jak. Strauß. Progr. des Realgymn. Eisenach, 1865. — Zeitschr. f. hist. Theol. 1865, 293. — Schmidt, Justus Menius I, 105. — Keim, Theol. Jahrbücher 1855, 216. — Vierordt, Gesch. der ev. Kirche Badens I, 247. — Hartmann u. Jäger, Brenz I, 157. — Bossert, Luther und Württb. 1883, S. 33 ff. — Theol. Realencykl., 2. Aufl., 14, 783. 16, 861 und Jahrb. des Protestant. in Oesterreich 1885, 155. — Waldner in der Zeitschr. des Ferdinandeums in Tirol 1882, 5 ff. — Schmoller, Die nationalökon. Ansichten der Reformatoren.

G. Bossert.

Strauß: David Friedrich St. wurde am 27. Januar 1808 in der kleinen württembergischen Residenz- und Garnisonsstadt Ludwigsburg geboren. Sein Vater, ein Kaufmann, verband mit einer geistigen Begabung und Bildung, welche über das Durchschnittsmaaß hinausging, ein leicht aufbrausendes Temperament und eine Neigung zu religiöser Mystik, die mit den Jahren zunahm. In seinem Geschäft hatte er keine glückliche Hand und sein Wohlstand ging mit der Zeit empfindlich zurück. Mehr aber, als vom Vater, hatte St., in seiner geistigen Individualität wie in seinen Gesichtszügen, von der Mutter geerbt: einer kleinen, lebhaften, verständigen, an Kopf und Herz kerngesunden Frau, welcher eine einfache, praktische Frömmigkeit genügte, und welche mit dem Sohne, der ihr sein Bestes zu verdanken bezeugt, bis an ihr Ende aufs innigste verbunden war. Seinen ersten Unterricht erhielt St. in den Schulen seiner Vaterstadt; im Herbst 1821 wurde er dem „niederen Seminar“ in Blaubeuren übergeben, einer von den vier Klosterschulen des Landes, in denen seit dem 16. Jahrhundert der größere Theil seiner protestantischen Kirchendiener auf das Studium der Theologie vorbereitet wird. Die vier Jahre, welche er hier zubrachte, waren für ihn von entscheidender Bedeutung und vom vortheilhaftesten Einfluß auf seine Entwicklung. In dem alten Benedictinerkloster, das in einem schönen Gebirgsthal an der Südseite der schwäbischen Alb gelegen ist, hatten sich etwa fünfzig Knaben zusammengefunden, um in einem genau vorgeschriebenen Studiengang, unter sorgfältigster Beaufsichtigung durch die Lehrer, in den damals üblichen Gymnasialfächern unterrichtet zu werden; und unter diesen befanden sich eben damals ungewöhnlich viele fähige, nicht bloß mit guten Schulkenntnissen, sondern auch mit eigenartigen Talenten reich ausgestattete Köpfe, von denen auch mehrere, wie außer St. Friedrich Vischer, Gustav Pfizer, Wilhelm Zimmermann, Christian Märklin, sich in der Folge auf verschiedenen Gebieten rühmlich bekannt gemacht haben. Und diesen Schülern hatte eine seltene Gunst des Schicksals gerade für die wichtigsten Unterrichtsfächer zwei so vortreffliche Lehrer gegeben, wie dies Baur und Kern, die späteren Tübinger Theologen,

nach dem einstimmigen Zeugniß ihrer damaligen Zöglinge, jeder in seiner Art, gewesen sind. So entwickelte sich hinter den grauen Klostermauern und in den Schranken einer halb klösterlichen, stellenweise auch wirklich zu engherzigen Disciplin ein Leben und Treiben, dessen jugendliche Munterkeit und phantasievollen Humor uns St. und Vischer ebenso, wie seine geistig und gemüthlich befruchtende Wirkung, noch nach langen Jahren in den frischesten Farben geschildert haben. St. gehörte zu denen, welche sich sowol am Unterricht als an dem geselligen Leben der jungen Leute aufs eifrigste betheiligten, und zu dem idealen Gehalt und der poetischen Färbung des letzteren am meisten beitrugen, welche aber auch von beiden den reichsten Ertrag für sich selbst gewannen. Schon bei der Aufnahme in das Seminar hatte er sich als einer der kenntnißreichsten unter den Zöglingen erwiesen; beim Austritt aus demselben hatte er alle andern entschieden überflügelt. Als er in die Anstalt eintrat, war er ein scheuer, vom Heimweh geplagter, körperlich etwas schwächlicher Knabe gewesen; als er im Herbst 1825 auf die Universität überging, auf der ihn das theologische Seminar, das bekannte „Stift“ aufnahm, war er nach der Schilderung Vischer's ein stolz aufgeschossener Jüngling, mit ansprechendem länglichem Gesicht, großen dunkeln Augen, bedeutender Stirn und schönem, hellbraunem altdeutschem Haar; und hätte man auch, wie Vischer weiter bemerkt, in diesem Johanneskopf den künftigen Kritiker nicht vermuthet, so machte doch sein ganzes Wesen, trotz der mädchenhaften Schüchternheit, die ihm Unbekannten gegenüber sein Leben lang nachging, den Eindruck einer geistigen Bedeutung, die seinen Lehrern Achtung einflößte und die Bewunderung seiner Altersgenossen hervorrief. Ausgereift war er freilich noch lange nicht; gerade auf der Universität hatte er vielmehr noch eine folgenreiche Entwicklung durchzumachen, ehe er den Schwerpunkt seines geistigen Lebens gefunden hatte. In der Philosophie, der die zwei ersten Studienjahre vorzugsweise gewidmet sein sollten, fand sich St. mit seinen Freunden von dem akademischen Unterricht wenig befriedigt. Sein eigenes Studium führte ihn zunächst Schelling in die Arme, und von ihm auch zu J. Böhme, an dessen theosophische Offenbarungen er in jener Zeit wie an ein Evangelium glaubte. Gleichzeitig schloß er sich, von dem gewöhnlichen studentischen Treiben nicht angezogen und die burschenschaftlichen Illusionen ironisch ablehnend, einem Kreis an, der um Eduard Mörike geschaart den Cultus der Poesie, und insbesondere den der Romantik, mit schwärmerischer Begeisterung betrieb. Und die Hoffnung, mit einer höheren Welt in unmittelbare Verbindung zu kommen, veranlaßte ihn zu einem Besuch bei Justinus Kerner und seiner „Seherin von Prevorst“, aus dem für ihn als bleibende Frucht eine lebenslängliche Freundschaft mit dem liebenswürdigen Dichter hervorging. Erst in seinem dritten Universitätsjahr, als er bereits zum Studium der Theologie vorgerückt war, begann St. aus dem Banne dieser philosophisch-poetischen Mystik sich herauszuarbeiten; von Kerner's Geisterglauben hat er sich, dem Magnetismus gegenüber noch allzu befangen, 1830 in seiner ersten litterarischen Arbeit (jetzt Charakterist. und Kritik. 390 ff.) losgesagt. Den entscheidenden Anstoß zu diesem geistigen Läuterungsproceß gab ihm Schleiermacher's Glaubenslehre, die in ihren philosophischen Voraussetzungen seinem Schellingianismus nahe genug stand, aber durch ihre ganze Methode vorzüglich geeignet war, die enthusiastischen Anschauungen des jungen Philosophen in scharf umgrenzte Begriffe umzuprägen, und eine unbewußt in ihm schlummernde Kraft, seine ungewöhnliche dialektische Begabung, zu entbinden. In der gleichen Richtung wirkte der Unterricht Baur's, des einzigen unter Strauß' theologischen Lehrern, von dem er einen nachhaltigen Einfluß erfuhr. Hatte auch dieser große Forscher, als ihn St. in Tübingen hörte (1827—30), zu den Werken, die seinen Namen in der Geschichte der protestantischen Theo-

logie verewigt haben, erst einzelne Bausteine zuzurichten begonnen, so konnte doch die Gründlichkeit seiner gelehrten Arbeit, die Weite seines historischen Blickes, der große Stil und rein wissenschaftliche Sinn, in dem er alles behandelte, seines Eindrucks auf den empfänglichen Geist talentvoller Schüler nicht verfehlen; seine Vorlesungen über Apostelgeschichte und Korintherbriefe brachten schon die ersten, allerdings noch schüchternen Ansätze zu Baur's neutestamentlicher Kritik; und seine Beurtheilung Schleiermacher's führte bereits 1827 zu dem Ergebniß, daß es auch seinem Scharfsinn nicht gelungen sei, den idealen Christus mit dem historischen zur Deckung zu bringen. Mit dem Studium Schleiermacher's verband aber St. in seinen letzten Semestern auch das Hegel's, dessen Name auf den Lehrstühlen der schwäbischen Landesuniversität damals noch kaum genannt wurde. Er las mit einigen Freunden die Phänomenologie, und wurde von dem genialen Werke immer tiefer in die Gedankenkreise seines Verfassers hineingezogen. Als er im Herbst 1830 sein Universitätsstudium mit einer glänzenden Prüfung abschloß, war er ein entschiedener Anhänger der Hegel'schen Philosophie, war aber bereits auch auf die Wichtigkeit des Punktes aufmerksam geworden, an welchen die weitere Entwicklung seiner theologischen Kritik zunächst anknüpfte: der Frage nach dem Verhältniß der religiösen Vorstellung und des speculativen Denkens und nach den Folgerungen, die sich aus Hegel's Bestimmung dieses Verhältnisses für die Theologie ergaben.

Nach seinem Abgang von der Universität wurde St. einem Prediger auf dem Lande, nahe bei Ludwigsburg, als Vicar zugetheilt, und neun Monate später mit der Vertretung eines abgegangenen Professors an der Klosterschule zu Maulbronn beauftragt. In der ersten von diesen Stellungen fanden seine Predigten und Katechisationen durch ihre Faßlichkeit und die Frische seines Auftretens bei seiner ländlichen Zuhörerschaft, wie später bei der anspruchsvolleren in Tübingen, vielen Beifall; daneben ließ ihm aber das Amt an der kleinen Gemeinde ausreichende Muße für die Fortsetzung seiner eigenen Studien. In Maulbronn allerdings nahm ihn der Unterricht in Latein, Hebräisch und Geschichte, welchen er den Zöglingen unmittelbar vor ihrem Uebergang auf die Universität zu ertheilen hatte, vollauf in Anspruch. Die Lebendigkeit und Klarheit seines Unterrichts, sein Geist und seine Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr, machten ihn bei seinen Schülern allgemein beliebt. Indessen dauerte dieser Lehrauftrag nur drei Monate; bald nach Ablauf desselben, im October 1831, machte sich St., nunmehr Dr. phil., auf den Weg nach Berlin, um seinen wissenschaftlichen Bildungsgang unter Hegel's und Schleiermacher's persönlicher Leitung zum Abschluß zu bringen. Das Schicksal war diesem Vorhaben nicht günstig. Am 3. November traf St. in Berlin ein; am 14. wurde Hegel von der Cholera weggerafft, nachdem St. noch seine ersten Vorlesungen gehört und ihn in seinem Haus aufgesucht hatte. Schleiermacher aber verhielt sich gegen den Hegelianer kühl und ablehnend. Seine Vorlesungen hörte St., und von der (damals nicht gehaltenen) über das Leben Jesu verschaffte er sich Nachschriften, deren Studium, hauptsächlich durch den Widerspruch, zu dem es ihn veranlaßte, nicht wenig dazu beitrug, seine eigenen Ansichten über den Gegenstand zu klären. Von den Mitgliedern der Hegel'schen Schule wurde ihr schwäbischer Gesinnungsgenosse mit offenen Armen aufgenommen; in ein besonders nahes Verhältniß kam er zu Vatke, und im Verkehr mit diesem gelehrten und scharfsinnigen Manne nahm der Plan eines Werkes, mit dem er sich schon seit einiger Zeit getragen hatte, die Gestalt an, aus der wenige Jahre später das „Leben Jesu" hervorging. Er hatte zuerst an eine Dogmatik gedacht, in der nicht bloß die Entstehung der kirchlichen Dogmen, sondern auch ihre Auflösung durch Aufklärung und Kritik dargestellt, und dann erst ihre

Wiederherstellung durch den Begriff vollzogen werden sollte, um so eine genauere Einsicht in das Verhältniß des Historischen und des Speculativen im Christenthum zu gewinnen. Jetzt beschloß er, zunächst die evangelische Geschichte nach diesem Plan zu bearbeiten, der aber in der Folge, als es zur Ausführung kam, noch eine wesentliche Aenderung und Beschränkung erfuhr. — Nach seiner Zurückkunft von Berlin trat St. (Mai 1832) als „Repetent“ an dem theologischen Seminar in Tübingen ein, wo er in rastloser wissenschaftlicher Arbeit und heiterem, von sprudelnder Jugendlust erfülltem Zusammenleben mit den alten Universitätsfreunden drei glückliche Jahre zubrachte. Sofort begann er auch mit den Vorlesungen, die besonders von seinen Maulbronner Schülern sehnsüchtig erwartet worden waren. Er trug mit glänzendem Erfolge Logik und Metaphysik, Geschichte der neueren Philosophie, Plato's Gastmahl, Geschichte der Moral vor. Die erste von diesen Vorlesungen war eine sehr geschickte Wiedergabe und Erläuterung des Hauptinhalts der Hegel'schen Logik, welche damals in Tübingen noch fast unbekannt war; eine größere Selbständigkeit bethätigte sich in den anderen. Indessen zog sich der gefeierte Lehrer schon nach drei Semestern von dieser akademischen Thätigkeit wieder zurück, um sich ganz dem kritisch-historischen Werke zu widmen, zu dem er schon in Berlin den Plan gefaßt hatte. Dieser Plan hatte ihn neben seinen Vorlesungen fortwährend beschäftigt und immer festere Gestalt gewonnen; jetzt arbeitete er in ihm so gewaltig, daß das ganze Werk, mit Ausnahme der Schlußabhandlung, 1400 Druckseiten, binnen Jahresfrist im Manuscript fertiggestellt wurde. In welchem Geist es gehalten sein werde, hatte schon 1834 die scharfsinnige Kritik einiger Schriften über das Matthäusevangelium (jetzt Charakterist. u. Krit. 235 ff.) gezeigt. Aber weder diese noch einige andere kleine Arbeiten, die seit 1830 erschienen waren, hatten die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen, und so war Strauß' Name den meisten noch ganz unbekannt, als „Das Leben Jesu kritisch bearbeitet“ (Tüb. 1835, 2 Bde.) ihn mit einem Schlage zu einem von den berühmtesten und gefürchtetsten in der zeitgenössischen Litteratur machte. Die epochemachende Bedeutung dieses Werkes beruht auf der grundsätzlichen Entschiedenheit, mit der sein Verfasser den herrschenden Auffassungen der evangelischen Geschichte eine neue entgegenstellte, der Kühnheit und Folgerichtigkeit, der dialektischen Gewandtheit und schriftstellerischen Meisterschaft, womit er seinen Standpunkt an dem Gegenstand seiner Untersuchung durchführte. Hatten Supranaturalisten und Rationalisten bis dahin an dem streng historischen Charakter der biblischen Erzählungen festgehalten und ihr Gegensatz sich darauf beschränkt, daß die Wunderberichte von jenen als solche stehen gelassen, von diesen ins Natürliche umgedeutet wurden; war auch Schleiermacher in der Hauptsache nicht über die rationalistische Exegese, die Hegel'sche Schule, nach dem Vorgang ihres Meisters, nicht über eine unklare Gleichsetzung des Historischen und Speculativen hinausgekommen, und hatte selbst die weitgehendste Kritik höchstens in den Außenwerken der evangelischen Geschichte einzelne sagenhafte Zuthaten anzuerkennen gewagt, so führte St. mit einer in alles Einzelne eingehenden Gründlichkeit den Beweis, daß ein großer Theil der evangelischen Erzählungen nicht aus geschichtlichen Berichten, sondern aus Dichtungen bestehe, und er behauptete dies insbesondere von allen Wundergeschichten, das Hauptwunder der Auferstehung miteingeschlossen, von den Reden Christi im vierten Evangelium und von der ganzen ihm eigenthümlichen Schilderung seiner Person und Geschichte. Jene Dichtungen erklärte er aber nicht für das bewußte Werk bestimmter Personen, sondern für ein Erzeugniß des christlichen Gemeingeistes, für eine mythische Umbildung der Geschichte, bei der sich die religiöse Phantasie, ohne sich dessen bewußt zu sein, von einem doppelten Motiv habe leiten lassen: einerseits von

dem Bestreben, den Stifter des Christenthums in immer zunehmendem Maaße zu verherrlichen, andererseits von dem Bedürfniß, in ihm die Erfüllung der messianisch gedeuteten alttestamentlichen Aussprüche und Vorbilder, überhaupt alle die Züge nachzuweisen, aus denen sich das Messiasbild jener Zeit zusammensetzte, und zu denen namentlich auch die Aehnlichkeit mit Moses und seiner Geschichte gehörte. St. hat später selbst anerkannt, daß diese Erklärung des Ungeschichtlichen in den evangelischen Berichten nur theilweise genüge; aber an der Berechtigung seines Angriffs auf ihre Geschichtlichkeit hat er jederzeit entschieden festgehalten. Was er mit diesem kühnen Angriff gewagt hatte, und wie tief er damit in die Ueberzeugungen der Zeit einschnitt, zeigte sich sofort an der Bewegung, die derselbe hervorrief. Kein theologisches Werk, seit den Wolfenbüttler Fragmenten, hat gegen seinen Urheber einen solchen Sturm entfesselt, wie das „Leben Jesu". Die wissenschaftliche Arbeit der protestantischen Theologen drehte sich Jahre lang fast nur um dieses Buch. Hunderte von Entgegnungen jedes Umfangs erschienen, von allen Standpunkten und in allen Tonarten, in der Regel aber mit leidenschaftlicher Gehässigkeit, wurde es bestritten; und wenn St. im Vorwort seines ersten Bandes seine Leser auf die Schlußabhandlung vertröstet hatte, welche den dogmatischen Gehalt des Lebens Jesu als unversehrt nachweisen werde, so konnte diese doch mit ihrem Endergebniß, daß nur die Menschheit, aber kein Einzelner, das Subject der Prädicate sein könne, welche die Kirche dem Gottmenschen beilegt, solchen, denen gerade an der Einzelpersönlichkeit des Gottmenschen alles gelegen war, selbstverständlich nur als ein weiterer schlagender Beweis für die Gefährlichkeit des Kritikers und der Schule, aus der er hervorgegangen war, erscheinen. Die württembergischen Staats- und Kirchenbehörden warteten den Abschluß des Werkes nicht ab, ehe sie über den Verfasser desselben eine Maßregel verhängten, welche in seinen Lebensgang tief eingriff. Alsbald nach dem Erscheinen des 1. Bandes wurde St. seiner Repetentenstelle in Tübingen enthoben und als Professoratsverweser auf ein Schulamt in seiner Vaterstadt versetzt, das weder seinen Fähigkeiten noch seinen Wünschen entsprach. Er hielt es jedoch nicht über ein Jahr darin aus: im Herbst 1836 gab er es auf und verlegte seinen Wohnsitz für sechs Jahre nach Stuttgart. Er wohnte hier allein in einem kleinen Gartenhause innerhalb der Stadt und führte, in seine Arbeiten vergraben, ein zurückgezogenes Gelehrtenleben, in welches neben dem Verkehr mit näheren Freunden nur Kunstgenuß und ab und zu eine kurze Reise einige Abwechslung brachte. An Veranlassung zu litterarischer Arbeit fehlte es ihm nicht. Schon wenige Monate nach der Vollendung seines Werkes hatte sich eine neue Auflage desselben nothwendig gezeigt, welche im Herbst 1836 erschien. Da aber St. derselben nur einzelne Bemerkungen zur Vertheidigung, Erläuterung oder Berichtigung seiner früheren Darstellung beigefügt hatte, beschloß er jetzt, sich mit den namhafteren von seinen Gegnern in eigenen Erörterungen auseinanderzusetzen; und er that dies in jenen „Streitschriften", welche sich durch das Schlagende ihrer Polemik, die Gewandtheit ihrer Dialektik, die Schärfe ihrer Beweisführung, die Durchsichtigkeit und Lebendigkeit ihrer Darstellung, wie durch den Nachdruck, mit dem das Recht der freien Forschung vertheidigt wird, Lessing's Beantwortung der Angriffe von Göze und Genossen ebenbürtig zur Seite stellen. Drei Hefte dieser Streitschriften erschienen 1837; da aber inzwischen eine dritte Auflage des Lebens Jesu nöthig geworden war, zog es St. vor, jene Erörterungen abzubrechen und das, was er auf Einwürfe zu erwidern hatte, in kürzerer Form seinem Hauptwerk einzuverleiben. Indessen zeigte die neue, 1838 erschienene Auflage des letzteren, daß der Widerspruch, auf den St. gestoßen war, in seiner Einstimmigkeit doch einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er räumte in derselben nicht allein (wie schon Streitschr. III, 37 f.) die Möglichkeit mancher

außerordentlichen Vorgänge auf allzu unsichere Analogieen (des Hellsehens u. s. f.) hin ein, sondern er wagte auch seine Einwürfe gegen die Glaubwürdigkeit und Echtheit des Johannesevangeliums nicht mehr mit der gleichen Entschiedenheit geltend zu machen, wie früher. Gleichzeitig und im Zusammenhang damit suchte er in den Selbstgesprächen über „Vergängliches und Bleibendes im Christenthum“ (1838, wiederabgedruckt in „Zwei Friedliche Blätter“, Altona 1839) für die geschichtliche Persönlichkeit Christi eine größere Bedeutung zu gewinnen, als die Schlußabhandlung des Lebens Jesu sie übrig gelassen hatte. Schien ihm auch Schleiermacher's absolute Sündlosigkeit und Urbildlichkeit des Erlösers fortwährend das Maaß der menschlichen Natur zu überschreiten, so fand er es doch denkbar und sonstigen Analogieen entsprechend, daß er ein Größtes in seiner Art, derjenige religiöse Genius gewesen sei, über den die Menschheit auf diesem Gebiete des geistigen Lebens niemals hinauskommen werde. St. hat diese Zugeständnisse an die gewöhnliche Auffassung des Christenthums in der Folge wieder zurückgenommen: in der vierten und letzten Ausgabe des ersten Lebens Jesu (1840) stellte er in allem wesentlichen die erste wieder her, und die „Selbstgespräche“ führt er (Ges. Schr. I, 13) auf eine krankhafte Stimmung zurück. Zunächst aber ließ ihn die versöhnlichere Wendung, die seine Stellung zur positiven Religion genommen hatte, hoffen, daß es ihm möglich sein werde, auch in dem Fache der Theologie, in dem seine Neigung und der bisherige Gang seiner Studien ihn doch noch immer seinen eigentlichen Lebensberuf suchen ließen, als Universitätslehrer den Wirkungskreis zu finden, nach dem er sich so lebhaft sehnte und für den er so vorzüglich befähigt war. Ihm einen solchen in Zürich zu verschaffen, hatte Ferdinand Hitzig, noch ohne ihn persönlich zu kennen, in Verbindung mit Kaspar Orelli, sich seit 1836, zunächst vergeblich, bemüht; im Januar 1839 gelang es ihnen, mit Hülfe des Bürgermeisters Hirzel, seine Berufung auf den erledigten Lehrstuhl der Dogmatik durchzusetzen. Diese Berufung rief jedoch in der Bevölkerung des Kantons eine Aufregung hervor, die mit allen, auch den verwerflichsten Mitteln eines erbitterten Parteikampfes genährt wurde, und die um so gefährlicher anwuchs, da sich derselben sofort die politischen Gegner der radicalen Regierung für ihre Zwecke bemächtigten. Die Regierung sah sich außer Stande, ihren Beschluß aufrechtzuerhalten: sie nahm ihn in der Form zurück, daß der Neuberufene noch vor dem Antritt seines Amtes pensionirt wurde; was sie allerdings vor dem Schicksal nicht bewahrte, ein Halbjahr später von einem Haufen bewaffneter Bauern, nicht ohne Blutvergießen, gestürzt zu werden. Die ihm gesetzlich zustehende Pension nahm St. an, verwandte sie aber zunächst zu einer wohlthätigen Stiftung. Den Anlaß zu dieser gab der Tod seiner Mutter, die noch während der Züricher Wirren, im März 1839, andauernder Kränklichkeit erlag. Zwei Jahre später verlor St. auch seinen Vater.

Neben den bisher besprochenen Schriften hatte St. von 1835—39 noch eine Reihe von Beiträgen für Zeitschriften verfaßt; der bedeutendste derselben ist die werthvolle Studie über Schleiermacher und Daub, welche er 1839 mit Anzeigen von Schriften aus dem Gebiete der Theologie, des thierischen Magnetismus und der schönen Litteratur in den „Charakteristiken und Kritiken“ vereinigte, während gleichzeitig eine reizende Schilderung Justinus Kerner's aus den Hall. Jahrbüchern (1838) in die „Friedlichen Blätter“ überging. Indessen nahm der unermüdliche Gelehrte sofort wieder eine umfassendere Aufgabe in Angriff. Um sich für die Züricher Lehrstelle vorzubereiten, hatte er eingehende dogmengeschichtliche Quellenstudien betrieben; als die Aussicht auf jene sich zerschlug, ging aus denselben sein zweites theologisches Hauptwerk hervor, das 1840—41 in zwei starken Bänden erschien: „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft“. St. wollte

in diesem Werke, mit dem er an einen älteren Plan (s. o.) anknüpfte, wie er sagt, die Bilanz unseres dogmatischen Besitzstandes ziehen; er wollte feststellen, was und wieviel von dem christlichen Glauben sich auf dem Standpunkt der modernen Wissenschaft noch festhalten lasse; es sollte eine Kritik jenes Glaubens von diesem Standpunkt aus sein. Die allgemeine Voraussetzung dieser Untersuchung und den Maaßstab für das, was die „moderne Wissenschaft" fordert, bildete Hegel's Philosophie und im besondern seine Religionsphilosophie, bezw. das, was der Kritiker als ihrem Sinn und Geist entsprechend erkannte. Mit ihr theilte sie auch die einseitig theoretische Auffassung der Religion: sie war weniger eine Kritik der christlichen Religion als der christlichen Dogmatik. Es wurde für jedes Hauptstück derselben zunächst die biblische Lehre in ihren mannichfaltigen Verzweigungen dargestellt; es wurde gezeigt, auf welchem Wege sich diese zum kirchlichen Dogma entwickelte; es wurden die Widersprüche, mit denen sie behaftet war, die Schwierigkeiten, welche ungelöst blieben, hervorgehoben und die allmähliche Zersetzung der Dogmen, wie sie sich mit der zunehmenden Erkenntniß jener Schwierigkeiten unaufhaltsam vollzog, an der Hand der Geschichte verfolgt; und es wurde nun gefragt, ob die kirchlichen Lehren oder auch nur die von neueren Dogmatikern festgehaltenen Bestandtheile derselben, jenen Einwürfen gegenüber, ohne eine unzulässige Umdeutung ihres Sinnes, vor der Wissenschaft unserer Zeit noch bestehen können. Wenn nun die Antwort auf diese Frage nur verneinend ausfiel, so war dies allerdings schon durch die Fragestellung bedingt. Was untersucht werden soll, ist nur die Vereinbarkeit der überlieferten religiösen Vorstellungen mit unsern wissenschaftlichen Begriffen, nicht die Frage, ob die religiösen Bedürfnisse und Lebenserfahrungen, welche in jenen Vorstellungen den ihrer Zeit angemessenen Ausdruck gefunden haben, auch auf unserem Standpunkt noch als berechtigt anerkannt werden müssen, und welche Sätze uns hiefür den gleichen Dienst leisten würden, den die kirchlichen Dogmen der Vorzeit geleistet haben. Um sich seine Aufgabe so zu stellen, hätte St. grundsätzlich über die Hegel'sche Religionsphilosophie hinausgehen müssen, innerhalb derselben war er zunächst auf die Kritik der Dogmen angewiesen; und als solche betrachtet, ist seine Glaubenslehre eine Leistung, welche hinter dem Leben Jesu nicht bloß nicht zurücksteht, sondern dasselbe als wissenschaftliches Kunstwerk noch übertrifft. Das gleiche Aufsehen konnte sie dennoch nicht hervorbringen, so bedeutend auch immerhin ihr Erfolg war.

Mit seiner Glaubenslehre gab St. der Theologie für viele Jahre als Schriftsteller den Abschied, und betheiligte sich auf diesem Gebiete nur noch als Zuschauer an den Arbeiten seiner Freunde. Wenn aber zugleich auch in seiner litterarischen Thätigkeit überhaupt eine längere Pause eintrat, so hing dies mit der Gestaltung seiner persönlichen Verhältnisse zusammen. St. verheirathete sich im August 1842 mit Agnese Schebest, einer gefeierten Sängerin, welche den kunstsinnigen und feinfühligen Mann schon seit Jahren, so oft sie als Gast in Stuttgart erschien, durch ihre Schönheit und Anmuth, die classische Vollendung ihres Spiels und ihres Gesanges, immer aufs neue entzückt hatte; und er verlegte nunmehr seinen Wohnsitz erst nach Sontheim bei Heilbronn, dann in diese Stadt selbst, in der es ihm an alten und neuen, nahen und entfernteren Freunden nicht fehlte. Aber die Ehe war nicht glücklich: ohne daß gesetzliche Scheidungsgründe vorgelegen hätten, wurde seine Lage für St. so unerträglich, daß er eine thatsächliche Trennung von seiner Frau herbeiführte. Diese zog nach Stuttgart, wo sie am 22. December 1870 gestorben ist. Ihre beiden Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, wurden erst der Obhut der Mutter, 1851 der des Vaters übergeben. — Diesen häuslichen Nöthen kaum entronnen, wurde St. in die politische Bewegung des Jahres 1848 hineingezogen. Die Ludwigsburger wollten ihren

berühmten Mitbürger als Vertreter nach Frankfurt in die Paulskirche entsenden; als die Stimmen der ländlichen Wähler einem pietistischen Fanatiker den Sieg über ihn verschafften, entschädigten sie ihn durch ein Mandat für die württembergische Abgeordnetenkammer. Er selbst hatte sich die Bedenken nicht verborgen, welche bei seiner Individualität in einer Zeit hochgehender politischer Erregung der Annahme der ihm angebotenen Candidaturen entgegenstanden, und sich nur zögernd dazu entschlossen; und der Erfolg bewies nur zu sehr, wie vielen Grund er dazu gehabt hatte. Ein Feind aller doctrinären Allgemeinheiten und aller politischen Phrasen, kam er mit seiner nüchternen Beurtheilung und seiner maaßvollen Behandlung der Dinge sofort nach dem Zusammentritt der Ständeversammlung (September 1848) zu dem Radicalismus, welcher in dieser immer mehr um sich griff, und auch zu vielen von seinen Wählern in einen Gegensatz, der sich von Tag zu Tag verschärfte; er sah sich vereinzelt und zum zeitweiligen Zusammengehen mit solchen gezwungen, deren Conservatismus von dem seinigen weit ablag; und nach mehreren für ihn unangenehmen Auftritten nahm er am 23. December 1848 von einem unverdienten Ordnungsruf Veranlassung, sein Mandat, unter Verzicht auf die Diäten, niederzulegen. Sechs Volksreden, die er aus Anlaß der Wahl für Frankfurt hielt (jetzt Ges. Schr. I, 237 ff.), eine ungemein lichtvolle Darstellung gesunder politischer Ansichten, wurden der Oeffentlichkeit übergeben.

Nach der Trennung seiner Ehe und dem Ende seiner politischen Thätigkeit lebte St. erst (Januar 1849 bis Herbst 1851) allein in München, dann mit seinen Kindern in Weimar und in Köln, dem Wohnort seines Bruders, seit dem Herbst 1854 in Heidelberg; und hier blieb er sechs Jahre, welche ihm durch die Schönheit der Gegend, durch das Zusammenleben mit seiner Tochter, die dort in Pension war, durch den freundschaftlichen Verkehr mit geistig hochstehenden Männern und feingebildeten Frauen und durch eigene fruchtbare Arbeit verschönert wurden. 1860 war er wegen eines Augenleidens einige Monate in Gräfe's Behandlung in Berlin und kehrte dann mit seinen Kindern nach Heilbronn zurück; nach der Verheirathung seiner Tochter (1864) hielt er sich kürzere Zeit in Berlin, Heidelberg und anderen Orten auf, und siedelte im Herbst 1865 nach Darmstadt über; hier blieb er mit Ausnahme eines Winters, den er in München zubrachte (1867/68), bis zum Herbst 1872, der ihn in seine Vaterstadt Ludwigsburg zurückführte. Um den Anfang dieser 25jährigen Periode begann auch seine litterarische Productivität wieder aufzuleben, welche seit der Vollendung der Glaubenslehre, erst über der Begründung, dann über der traurigen Gestaltung seines Hausstandes, ins Stocken gerathen war. Die ersten Anzeichen der wiedererwachenden Schaffenslust waren zwei kleinere Arbeiten aus dem Jahr 1847: das Lebensbild seines Freundes, des 1846 verstorbenen Dichters Ludwig Bauer, mit dem er eine Sammlung Bauer'scher Schriften einführte (Ges. Schr. II, 199 ff.), und die geistvolle, tiefeinschneidende Satire auf König Friedrich Wilhelm IV., welche den Inhalt der kleinen Schrift: „Julian der Abtrünnige“ (ebd. I, 175 ff.) bildete. Bereits hatte er aber auch eine größere Arbeit begonnen. Eine Sammlung von Briefen des Dichters Schubart, welche ihm Fr. Vischer überließ, veranlaßte ihn, sie durch weitere Erwerbungen zu ergänzen und aus ihnen durch Hinzufügung einer biographischen Einrahmung und Verbindung eine Geschichte des ihm sympathischen, und von Jugend auf auch durch mündliche Ueberlieferung wohlbekannten Mannes herzustellen, welche meisterhaft ausgeführt 1849 in zwei Bänden erschien. Damit eröffnete er die Reihe jener biographischen Werke, denen seine Feder von da an für eine Reihe von Jahren fast ausschließlich gewidmet war. Als im Herbst 1849 sein vertrautester Freund

von einer Krankheit jählings weggerafft wurde, setzte er ihm in seinem „Christian Märklin“ (1850) ein schönes, auch für die Kenntniß seines eigenen Wesens und Lebens werthvolles Denkmal. Die kühle Aufnahme, welche diese Schrift in jenem für sie so ungünstigen Zeitpunkt fand, nahm ihrem Verfasser zunächst die Lust zum Verkehr mit dem Publicum; und auch als 1855 aus dem mühseligen und augenverderbenden Studium zahlloser Acten und Drucke ein gründliches und umfangreiches Werk: „Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin“ hervorging, fand es fast nur in Gelehrtenkreisen Beachtung. Um so größer war der Erfolg seines fesselnd geschriebenen, auf eingehendstem Studium beruhenden „Ulrich v. Hutten“ (1. Aufl. 1858, 2 Bde.; 2. Aufl. 1871, 1 Bd.), dem 1860 als 3. Theil der 1. Ausgabe eine Uebersetzung von Hutten's Gesprächen folgte. Von den Biographieen deutscher Dichter, die St. nach dem Hutten in Angriff nahm, sind nur zwei Capitel der ersten, Klopstock betreffenden (jetzt Ges. Schr. X, 1—173) fertig geworden, denen ein Vortrag über Lessing's Nathan (1861; a. a. O. II, 43 ff.) sich anschließt. Andere kleine Arbeiten aus diesen und den folgenden Jahren sind Ges. Schr. II, S. XI verzeichnet. St. vereinigte dieselben, nachdem die Mehrzahl einzeln oder in Zeitschriften erschienen war, 1862 und 1866 in den zwei Bänden seiner „Kleineren Schriften“. — Schon in Strauß' biographischen Werken läßt sich indessen, auch abgesehen von dem „Märklin“, erkennen, daß das theologische Interesse in ihm keineswegs erloschen war. Schubart erscheint ihm nicht bloß als das Opfer des fürstlichen Despotismus, sondern auch als das eines ungesunden und unfruchtbaren Dogmenglaubens; im Hutten hält er den Vorkämpfer protestantischer Geistesfreiheit im 16. Jahrhundert zugleich dem neunzehnten als mahnendes Vorbild entgegen; und Hutten's Gespräche hat er mit einer Vorrede eingeführt, welche die kritischen Ergebnisse seines Lebens Jesu lebhaft in Schutz nimmt, und die Frage, ob wir uns heutzutage noch Christen nennen dürfen, so scharf stellt, daß wir bereits an Strauß' letztes Werk erinnert werden. Mit seiner Schrift über „H. S. Reimarus“ (1861; Ges. Schr. V, 229—409), den bedeutendsten Vorläufer seiner Evangelienkritik aus dem 18. Jahrhundert, wandte sich St. wieder einem theologischen Thema zu, und 1863 folgte ihr in dem „Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet“, statt der nöthig gewordenen neuen Auflage seines gleichnamigen früheren Werkes eine neue Bearbeitung des Gegenstandes. Von der älteren, deren kritische Ergebnisse in allem wesentlichen festgehalten werden, unterscheidet sich diese neue nicht allein durch ihre gemeinverständlichere Darstellung und die möglichste Vermeidung aller nur dem Fachgelehrten zugänglichen Erörterungen, sondern auch durch eine sehr erhebliche Erweiterung ihrer Aufgabe. Der Kritik der evangelischen Erzählungen, welche die zweite Hälfte der Schrift ausmacht, geht eine Untersuchung über unsere Evangelien, in der sich St. namentlich auch hinsichtlich des vierten die Ergebnisse Baur's und seiner Schüler aneignet, und eine Darstellung alles dessen voran, was sich, wie er glaubt, über die Persönlichkeit, das Leben, die Lehre und die Wirksamkeit Jesu mit geschichtlicher Wahrscheinlichkeit ausmitteln läßt. Auch dieses Werk hatte großen Erfolg. 1865 erschienen zwei Nachträge zu demselben: „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte“, eine schlagende Kritik der eben veröffentlichten Schleiermacher'schen Vorlesungen über das Leben Jesu, und „Die Halben und die Ganzen“, eine mit wissenschaftlicher Ueberlegenheit und schriftstellerischer Virtuosität abgefaßte Streitschrift gegen Hengstenberg und Schenkel, in der aber St. den ihm näher stehenden Vermittlungstheologen viel schonungsloser behandelt als den orthodoxen Fanatiker. In die sieben Jahre, die St. 1865—72 in Darmstadt verlebte, fallen außer der zweiten Sammlung seiner „Kleinen Schriften“ die drei Arbeiten, welche den Abschluß seiner Schriftstellerlaufbahn bezeichnen:

„Voltaire“ (1870); „Krieg und Friede“ (1870; Ges. Schr. I, 297 ff.); „Der alte und der neue Glaube“ (1872). Die erste von diesen Schriften ist der Prinzessin, späteren Großherzogin Alice von Hessen gewidmet, welche ebenso wie ihre Schwester, Kaiserin Friedrich, den geistvollen Gelehrten durch verständnißvolle Theilnahme und persönlichen Verkehr auszeichnete; sie besteht aus Vorträgen, welche vor ihr gehalten wurden, und sie gibt uns in denselben eine so lebendige, naturgetreue und anziehende Schilderung von der Persönlichkeit, dem Lebensgang und der vielseitigen Thätigkeit ihres Helden, daß sie durch ihre künstlerische Vollendung selbst unter Strauß' Werken dieser Gattung hervorragt; und so hatte sie sich auch, wie dieß ihre vielen, rasch aufeinanderfolgenden Auflagen beweisen, einer ungewöhnlichen Anerkennung zu erfreuen. Keinen geringeren Beifall fanden die zwei Sendschreiben an Renan („Krieg und Friede“), worin St. Deutschlands Recht auf Elsaß-Lothringen und auf eine von fremder Einmischung unabhängige Ordnung seines nationalen Lebens gegen die französischen Anmaßungen und Sophismen mit großem Geschick, unwiderleglicher Logik und patriotischer Wärme vertheidigte. Indessen beschäftigten ihn bereits die Vorstudien für eine (nach Ges. Schr. I, 61 f.) schon lange geplante Schrift, in der er sich selbst und der Welt über die Stellung Rechenschaft ablegen wollte, welche die Wissenschaft unserer Tage den von ihr Gebildeten zur Religion und zum Christenthum anweise. Diese Schrift, die sich selbst in ihrem Titel „ein Bekenntniß“ nennt, ist „Der alte und der neue Glaube“. Nachdem St. hier seine Einwürfe gegen die christlichen Dogmen und die ihnen zu Grunde liegenden Erzählungen in der knappsten und durchsichtigsten Form, in der Sache mit seinen früheren kritischen Erörterungen übereinstimmend, dargelegt hat, wendet er sich zur Beantwortung der zwei Fragen: „sind wir noch Christen?“ „haben wir noch Religion?“ Die erste derselben, deren Bejahung St. noch in den „Halben und Ganzen“ wenigstens dann für möglich gehalten hatte, wenn das Christenthum „sich auf seine Wahrheit zusammenziehe“, wird jetzt entschlossen verneint, die zweite nur für den Fall bejaht, daß auch das aus einer pantheistischen Weltansicht hervorgehende Gefühl der Abhängigkeit, der Ergebung und der inneren Freiheit noch Religion genannt werde. In der positiven Darstellung seiner Ansichten über die Welt und die Lebensaufgabe des Menschen bemüht sich St., die Anschauungen, die er ursprünglich der Philosophie verdankte, mit den Ergebnissen der neueren Naturwissenschaft in Einklang zu bringen; verbirgt sich aber nicht, daß hier noch manches der genaueren wissenschaftlichen Fassung und Begründung bedürfe. — Auch dieses letzte Werk des kühnen Kritikers erregte ein außerordentliches Aufsehen; wie weit es auch in andere Kreise als die der Gelehrten eindrang, zeigten die sich rasch folgenden neuen Auflagen (1877 bereits die neunte). In der Presse ließen sich aber fast nur gegnerische Stimmen, und nicht immer in dem Tone vernehmen, der einem so edeln und bedeutenden Geist gegenüber jedenfalls geboten gewesen wäre; während Strauß' Freunde theilweise doch auch deshalb schwiegen, weil sie von seinen Ausführungen nicht in jeder Beziehung befriedigt waren. Zum Zweck der Verständigung fügte St. der vierten Auflage seiner Schrift (Januar 1873) ein schönes, mild und versöhnlich gehaltenes Nachwort bei. Auf eine weitere Betheiligung an den Verhandlungen über sein Werk mußte er verzichten. Bald nachdem er im Herbst 1872 seinen Wohnsitz von Darmstadt nach Ludwigsburg verlegt hatte, machten sich die Anzeichen eines Uebels bemerklich, das durch eine Kur in Karlsbad nicht gebessert, und als dessen Ursache schließlich ein bösartiges Geschwür in den Gedärmen erkannt würde. Von einer alten Dienerin seines Hauses treu gepflegt, von seinem Sohne, der als Arzt in dem nahen Stuttgart lebte, sorgfältig behandelt, ertrug er die schweren Leiden seiner Krankheit mit der frommen Ergebung und inneren Heiter-

keit eines Weisen; liebenswürdig, wie immer, gegen Freunde, die ihn besuchten, in lebhaftem geistigem und so lange wie möglich auch schriftlichem Verkehr mit den abwesenden, unter denen Tochter und Enkel obenan standen, bis ans Ende voll warmer Theilnahme für die vaterländischen Angelegenheiten. Am 8. Februar 1874 entschlief er. Im Anschluß an eine von ihm selbst hinterlassene Anweisung erschienen 1876—78 in 12 Bänden die „Gesammelten Schriften von D. F. Strauß eingeleitet . . . von E. Zeller", welche mit Ausnahme des „Frischlin" und weniger kleiner Stücke alles enthalten, was St. nach seiner Glaubenslehre veröffentlicht hat; außerdem, bis dahin ungedruckt, die höchst interessanten „Litterarischen Denkwürdigkeiten", welche Bd. 1 eröffnen, und die Gedichte, welche den Inhalt des 12. Bandes ausmachen. Die letzteren begleiten, von den ersten Proben aus der Universitätszeit bis zu den ergreifenden Liedern vom Krankenlager, den ganzen Lebensgang des Verfassers, und sie lassen uns neben dem Genuß, den die meisten durch ihre Formvollendung, ihren poetischen Gehalt und heitern Humor gewähren, in sein Geistes- und Gemüthsleben einen tiefen Blick werfen. Noch manches weitere enthält das „Poetische Gedenkbuch", welches Strauß' Sohn schon 1876 als Manuscript für Freunde drucken ließ. — Die Quellen der vorstehenden Darstellung bildeten neben persönlicher Erinnerung und zahlreichen Briefen von St. seine Schriften, namentlich Ges. Schr. I, 1—152 und „Chr. Märklin"; Fr. Vischer, Krit. Gänge I, 3 ff. Altes und Neues 250 ff.; E. Zeller, D. F. Strauß (Bonn 1874); A. Hausrath, D. F. Strauß und die Theologie seiner Zeit (2 Bde. Heidelb. 1876, 1878), wo neben fleißig gesammeltem gedrucktem, für einzelne Partieen auch ungedrucktes Material benützt ist; H. Benecke, W. Vatke (Bonn 1883). An diesen Orten findet sich auch näheres über die meisten von den Personen, mit denen St. in Beziehung stand, und die auf ihn und seinen Lebensgang eingewirkt haben. E. Zeller.

Strauß: Johann St., der ältere der beiden weltberühmten Walzercomponisten, geboren zu Wien am 14. März 1804, † ebenda am 25. September 1849, war der Sohn armer Wirthsleute, in deren Gaststube „Zum guten Hirten" sich oft eine kleine Schaar einfacher Wiener Volksmusiker mit ihren bescheidenen Instrumenten und Weisen einzufinden pflegte. Von diesen erhielt der Knabe die ersten musikalischen Anregungen. Er zeigte sehr früh ein feines Gehör und ein treues Gedächtniß, und kannte bald keinen höheren Wunsch, als den, Musiker zu werden. In der Volksschule, die er besuchte, erlernte er sehr rasch das Violinspiel. Aber als er so weit herangewachsen war, daß er für einen bürgerlichen Beruf herangebildet werden sollte, gab ihn sein strenger Vater zu einem Buchbinder in die Lehre. Diese Beschäftigung wollte ihm gar nicht zusagen; er verließ nach kurzer Zeit heimlich seinen Meister und wollte sich mit seiner Geige selbst durch die Welt schlagen. Der Zufall führte ihn mit einem wohlhabenderen Freunde seines Vaterhauses zusammen, der sich seiner und seiner Neigungen annahm, und ihn bei Polyschansky, einem damals wohlbekannten Violinlehrer, im Violinspiel ordentlich ausbilden ließ. Um diese Zeit, St. war etwa 14 Jahre alt, starb sein Vater. Durch die Verwendung seines Gönners erhielt er nun öfter die Aufforderung in privaten Kreisen zu spielen, und zeigte sich besonders als Violaspieler in Quartetten brauchbar. Späterhin fand er Beschäftigung in dem Orchester des damals sehr beliebten Musikdirectors Pamer, der in den großen Vergnügungslocalitäten „beim Sperl" aufzuspielen pflegte. Dem aufstrebenden St. genügte das aber nicht. Im J. 1819 machte er den ersten bedeutsamen Schritt in seinem Leben, er verband sich mit Lanner und den Brüdern Drahanek, die sich damals schon wegen ihres ausgezeichneten Zusammenspiels ganz besonderer Beliebtheit bei den Wienern erfreuten. Dieses Quartett, das in kurzer Zeit alle ähnlichen Unternehmungen auf dem Gebiete wienerischer Unterhaltungs-

musik aus dem Felde schlug, wuchs unter Lanner's Führung im Laufe einiger Jahre zu einem kleinen Orchester heran, und St. war überall Lanner's Stellvertreter. Sechs Jahre lang dauerte das vertrauliche Verhältniß der beiden jungen Musiker, die nicht nur Talent, sondern auch Lebensfreude und Leichtsinn aneinander kettete. Aus ihren gemeinsamen Erfolgen erwuchsen im Laufe der Zeit kleine Streitigkeiten und im J. 1825 gingen sie auseinander. St., dem die meisten Musiker der Lanner'schen Capelle die Anhänglichkeit bewahrten, gründete mit ihnen und mit einigen Neugewonnenen ein eigenes Orchester, und fing an auch als Componist hervorzutreten. 1826 brachte er seine ersten Walzerpartien zu Gehör. Diese waren die „Täuberl-Walzer", die „Döblinger-Reunion-Walzer" und die „Wiener-Carneval-Walzer", welche alsbald auch bei Haslinger in Wien erschienen. Seinen großen Ruf als Walzercomponist begründete er aber 1827 mit der ersten Lieferung der „Kettenbrücke-Walzer", welche einen außerordentlichen Jubel hervorriefen. Nun stand er neben Lanner ebenbürtig da. Von dieser Zeit an theilte sich Wien in zwei Parteien: die Lannerianer und die Straußianer, von denen jede mit heller Begeisterung für ihren Abgott eintrat. Jahraus jahrein wiederhallten nun die Vergnügungsorte Wiens von den Tönen der beiden Meister, und ihr Wettstreit förderte eine große Anzahl von immer neuen Tänzen, meist Walzern, zu Tage. Straußens an und für sich reicheres Talent erhielt hierdurch so kräftige Anregung und Nahrung, daß er seinen Gegner bald überflügelte. 1830—36 spielte er in den Sperlsälen, mit einem in der Geschichte des Wiener Carnevals beispiellosen Erfolg. 1834 wurde er zum Capellmeister des ersten Bürgerregiments, 1835 zum Hofballmusikdirector ernannt. Sein Orchester war mitunter gegen 200 Musiker stark; denn da er mit Engagementsanträgen überhäuft wurde, mußte er es oft in zwei oder mehrere Theile theilen, um an allen Orten, wo man seiner verlangte, zu spielen. Stets hatte er aber ein Stammorchester, das er auf einer Stufe besonderer Vollkommenheit zu erhalten bestrebt war. Denn noch mehr als durch Lanner gewann durch ihn die Unterhaltungsmusik an künstlerischem Schliff. In seinen Programmen suchte er jeder Trivialität auszuweichen und in Beziehung auf die technische Ausführung des Gebotenen stellte er an sein Orchester die höchsten Ansprüche. Seine Compositionen zeugen von einer seltenen Frische und Leichtigkeit der Erfindung. Neue Melodien, von einem zu ihrer Zeit ganz ungeahnten Reiz, und neue Rhythmen von hinreißendem Schwung kamen durch ihn in die Litteratur der Tanzmusik. Ueberdies machte ihn die fortwährende Uebung zu einem Meister der Instrumentirung. Nur in der Harmonie stand er nicht auf derselben Höhe. 1833, als er schon einen Weltruf hatte, machte er sich zum erstenmale zu einer Kunstreise mit seinem Orchester auf. Er besuchte Pest, und der große Beifall, den er hier fand, ermunterte ihn zu weiteren Reisen. Von diesen kehrte er aber für die Carnevalszeit immer wieder nach Wien zurück, das ihn über alle Beschreibung verehrte und liebte, und wo ein Fasching ohne ihn gar nicht denkbar gewesen wäre. 1834 spielte er in Berlin, Leipzig, Dresden und Prag, 1835 in München, Augsburg, Stuttgart, Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim, Frankfurt, Nürnberg, Regensburg und anderen Städten des westlichen und südlichen Deutschlands, 1836 in Braunschweig, Hannover, Hamburg, Bremen, Düsseldorf, Amsterdam, Haag, Köln, Aachen, Lüttich, Brüssel, Bonn, Mainz u. a. 1837 reiste er über München, Stuttgart und Straßburg nach Paris. Hier erreichte sein Triumph den Höhepunkt. Von seiner Erscheinung wie von seiner Musik war Alles begeistert, der König und sein Hof, wie der Bürger und der Handwerksmann. Am höchsten schätzte er die Anerkennung, die ihm Meyerbeer, Cherubini und Berlioz zollten. Sein Erfolg veranlaßte ihn sogar über den Fasching in Paris zu bleiben, wo er, wie auf allen Reisen, nie um neue Tänze verlegen war. Was er hier für

seine Kunst gewann, war die Quadrille, die er bis dahin nicht so gepflegt hatte, wie den Walzer. 1838 reiste er, nachdem er auch in Amiens, Lille und anderen Städten Frankreichs, dann in Belgien und in den Niederlanden gespielt hatte, nach London. Hier gab er in kurzer Zeit eine glänzende Reihe von 72 Concerten, theils bei Hofe und bei den Reichen, meist aber öffentlich. Er besuchte auch andere Städte Englands, und selbst Dublin, und wurde nur durch die Zaghaftigkeit seiner Orchestermitglieder an der Ausführung seiner Lieblingsidee, einer Reise über den Ocean, gehindert. Das Heimweh, das seine Musiker beschlich, veranlaßte ihn, nach Frankreich zurückzukehren. Nachdem er sie hier beruhigt hatte, unternahm er eine neue Reise durch England und Schottland. In Edinburg befiel ihn ein starkes Fieber und zwang ihn zur Heimreise. Er reiste über Calais, Paris, Straßburg und München, in diesen, wie in anderen Städten stets concertirend, nach Wien, wo er in einem bejammernswerthen Zustand ankam. Durch die Kunst seiner Aerzte hergestellt, feierte er am 1. Mai 1839 sein Genesungsfest, an dem ganz Wien mit Freude und Begeisterung theil nahm. Zwei Jahre blieb er nun in Wien, und brachte in dieser Zeit die Quadrille in die Mode. In den Jahren 1841—44 bereiste er die Provinzstädte Oesterreichs und Ungarns, war aber im Fasching, wie früher, immer in Wien. 1845 spielte er wieder in Berlin. Hier geschah es daß Mendelssohn ihm insbesondere für seine Kunst des Instrumentirens das höchste Lob spendete. 1846 blieb er wieder in Oesterreich, 1847 besuchte er aber neuerdings Berlin, Hannover und Magdeburg. Im J. 1848 verherrlichte St. den Wiener Fasching, wie in den früheren Jahren. Aber auch die Stürme dieses Jahres fanden in seiner Thätigkeit keinen anderen Wiederhall, als den, daß er seine Compositionen mit politisch gefärbten Titeln versah, in denen er seiner Treue für das Kaiserhaus Ausdruck gab. 1849 machte er noch eine Reise durch Deutschland, die Niederlande und England. In London erkrankte er wieder. Rasch kehrte er nach Wien zurück, rasch erholte er sich auch und fing im herannahenden Herbst in gewohnter Weise seine Concerte an. Aber ebenso rasch ereilte ihn auch der Tod. Er erlag einer Gehirnlähmung. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß an seinem Leichenbegängniß jedermann in Wien theilnahm. Denn man liebte in ihm nicht nur den Meister, der in seiner Kunst den Wiener am treuesten verkörpert hat und der Tausenden unzählbare Stunden heiterster Lebensfreude bereitet hatte, sondern auch den Menschen, dessen Liebenswürdigkeit, Güte und Charakterfestigkeit allgemein bekannt waren. Auf seinen Reisen kannte er nur zwei Rücksichten: die auf seine Kunst, welche ihn von seinen Untergebenen unbedingten Gehorsam fordern ließ, und die auf das Wohl seiner Musiker, infolge deren er trotz aller Triumphe, die seiner überall harrten, nie einen wesentlichen materiellen Ertrag zu verzeichnen hatte. St. hat 241 Werke veröffentlicht. Unter seinen Tänzen ragen die Walzer über alle hervor. Viele darunter haben bis heute ihren Reiz nicht eingebüßt. Der populärste seiner Märsche ist der „Radetzky-Marsch“, der seit dem Jahre 1848, wo er zum ersten Male aufgeführt wurde, eine Art patriotischen Losungswortes für alle Oesterreicher geblieben ist. Aus Straußens Ehe, die er in jungen Jahren schloß und in jungen Jahren löste, gingen drei Söhne hervor, die sein geistiges Erbe antraten: Joseph, Johann und Eduard. Unter ihnen steht Johann, der Walzerkönig der neueren Zeit, seinem Vater am nächsten.

L. Scheyrer, Johann Strauß' musikalische Wanderung durch das Leben. Wien 1851. E. Mandyczewski.

Stravius: Georg Paul St., Weihbischof von Köln, geboren zu Borchloen im Fürstbisthum Lüttich um 1600, † zu Köln am 4. Februar 1661. Aus seinem früheren Leben ist nur bekannt, daß er Doctor der Theologie und Secretär bei der Nuntiatur in Köln, später Kanonikus des Stiftes St. Ursula

in Köln war. 1640 wurde er zum Titularbischof von Joppe und Weihbischof des Kurfürsten Ferdinand von Köln ernannt und am 17. Februar 1641 von dem Fürstbischof von Osnabrück, Franz Wilhelm Grafen v. Wartenberg, zu Bonn consecrirt. (Bei dieser Gelegenheit veröffentlichte J. H. Heister, der Neffe des Aegidius Gelenius, die Schrift: Suffraganei Colonienses; s. A. D. B. XI, 672.) Im Auftrage des Nachfolgers des Kurfürsten Ferdinand, Maximilian Heinrich, verfaßte St. für die 1662 zu haltende Diöcesansynode die „Decreta et statuta“ (s. A. D. B. XXI, 54). Diese wurden gedruckt der Synode vorgelegt. Eine darin enthaltene sehr scharfe Rüge des Unfugs, daß die Archidiakonen gegen eine jährliche Abgabe Priestern erlaubten, eine Concubine zu halten, erregte aber solchen Anstoß, daß die ganze Auflage, angeblich bis auf vier Exemplare, vernichtet und durch einen corrigirten Neudruck ersetzt wurde. — Ein älterer Bruder von St., Richard Paul St., geboren um 1590, war Weihbischof von Lüttich (Titularbischof von Dionysia), † im Juni 1653.

Becdelièvre, Biographie Liégoise II, 118. — F. E. v. Mering, Die hohen Würdenträger der Erzdiöcese Köln, 1846, S. 79. Reusch.

Strebel: Johann Sigmund St., Ansbachischer Geschichtsforscher, geboren 1702 zu Memmelsdorf im Itzgrund. Nach in Ansbach, Jena und Halle zurückgelegten Studien wurde er 1723 Hofmeister bei dem Ansbachischen Minister v. Seckendorf, 1727 Erzieher des minderjährigen Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich von Ansbach. Nach dessen Regierungsantritt (1729) wurde er zum Justizrath und Bibliothekar, 1732 zum wirklichen Hofrath und Geheimen Archivar ernannt. In dieser Stellung verfaßte er sein Hauptwerk „Franconia illustrata oder Versuch zur Erläuterung der Historie von Francken“ (Schwabach 1761), das seinem Namen ein dauerndes Andenken sichert, obschon es Torso geblieben ist (es ist nur ein erster Theil erschienen). Die darin enthaltenen Untersuchungen über den Rangau (mit Karte) und die älteste Geschichte des Ansbacher Gumpertusstifts (mit einer Ausgabe der Vita s. Gumberti) sind für ihre Zeit sehr werthvoll und bilden den Ausgangspunkt einer reichen Litteratur über diese, noch heute nicht zum Abschluß gelangten wissenschaftlichen Fragen. 1739 zugleich zum Consistorial- und 1757 zum Geheimen Rath befördert, starb St. am 11. Juni 1764. Von seinen übrigen Schriften seien hier noch erwähnt: „Erneuertes Gedächtniß der S. Gumpertus-Stifts-Kirche zu Ansbach“ (Schwabach 1738 und 1741) und „Leben und Schriften des ehem. berühmten Staatslehrers Johann Limnaeus“ (Onolzbach 1741). Christian Meyer.

Streber: Franz Ignaz v. St., geboren am 11. Februar 1758 zu Reisbach, einem Marktflecken im niederbairischen Vilsthal, als Sohn eines unbemittelten Marktschreibers und Aufschlägers, verdankte der Kirche und seiner guten Singstimme die Möglichkeit des Studiums. Als Singknabe in den Seminaren zu Ingolstadt und Landshut erzogen — die Herzogin von Sulzbach ließ ihn einmal in den Ferien eigens nach Sulzbach kommen, um ihn singen zu hören —, wurde er 1774 in das Institut der Bartholomäer in Ingolstadt aufgenommen, wo er 1776 den philosophischen Magistergrad erlangte und drei Jahre später die Theologie absolvirte. Nachdem er ein Jahr lang als Aushilfslehrer am Lyceum in Landshut und als Musikpräfect im Seminar daselbst beschäftigt gewesen war, kam er 1780 als Hofmeister in die Familie des geheimen Rathes v. Widder nach München. Dort vollendete der Sänger Anton Raff Streber's Ausbildung im Gesange und schloß mit seinem Schüler so enge Freundschaft, daß er bis an sein Lebensende mit ihm zusammenwohnte. Noch wichtiger für Streber's weitere Entwicklung erwies sich, daß der junge Hofmeister im Hause Widder's, der eine auserlesene Münzsammlung besaß, die erste Anregung und Anleitung zum Studium der Numismatik erhielt. Schon 1782, während er zugleich

als Secretär des Prälaten v. Maillot bei der Hofbibliothek wirkte, wurde er vom Cardinal v. Häffelin, Vorstand des kurfürstlichen Hausschatzes und Münzcabinets, als sein Gehülfe in der letzteren Sammlung verwendet. Drei Jahre später ward er zur Einrichtung des Münz- und Antikencabinets namentlich beigezogen und bald darauf mit der Aufsicht über diese Sammlung sowie den Hausschatz und die Reiche Capelle betraut. Zugleich ward er 1783 überzähliger Hofcaplan, in Anbetracht „seiner wahrhaft geistlichen Sitten, wissenschaftlichen Kenntnisse und trefflichen Singkunst und Stimme". Unter drei Landesfürsten, von jedem derselben hochgeschätzt und ausgezeichnet, behielt St. diese Doppelstellung in der Hofcapelle und im Münzcabinet und stieg auf der Leiter der Ehrenstellen von Stufe zu Stufe. Präses des Bartholomäer-Instituts, 1792 geistlicher Rath und Censurrath, ward er 1797, wiewol damals der jüngste Rath des Collegiums, Vicedirector, 1799 wirklicher Director des geistlichen Rathes, 1800 zweiter und 1803 wirklicher Hofcapelldirector. Dazwischen schufen die Stürme der neuen Zeit auch in seinen persönlichen Verhältnissen Wandel. Der geistliche Rath ward 1802 aufgelöst, St. als Director quiescirt, als Präses des Bartholomäer-Instituts in Untersuchung gezogen. Dagegen erfolgte 1803 seine Ernennung zum o. Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in der historischen Classe. St. gewann nun mehr Muße für die Thätigkeit im Münzcabinet, das er nach der seit dem dreißigjährigen Kriege eingerissenen Unordnung und nach Vereinigung des Mannheimer mit dem Münchener Cabinete (1785) zum ersten Male wissenschaftlich ordnete. Fünf Mal hat er in den Kriegsjahren dieser Epoche die Sammlung eingepackt, aus München geflüchtet, wieder ausgepackt und geordnet. Wer fühlte ihm nicht nach, wenn er wehmüthig klagt: „Ach, wie wenige Stunden waren hinreichend, die mühevolle Arbeit so vieler hundert auf einmal zu vernichten!" Dazu waren die neuen Erwerbungen zu verarbeiten, die gerade in dieser Periode massenhafter als sonst zuströmten. In den Denkschriften der Akademie hat St. die Geschichte dieses reichen Cabinets veröffentlicht, um dessen Einrichtung und Erläuterung er sich die größten Verdienste erwarb und das über acht Jahrzehnte aufs engste mit dem Namen St. verknüpft bleiben sollte. In die Jahre 1807—1820 fällt auch eine Reihe gediegener Abhandlungen aus dem Gebiete der Münzkunde, die dem Verfasser einen ehrenvollen Namen in der numismatischen Wissenschaft sichern. Dann aber gaben seine bewährten Kenntnisse in den geistlichen Angelegenheiten Anlaß, daß er auch zu diesen wieder herangezogen wurde. Der frühere Gehülfe des Cardinals Häffelin ward in die Commission einberufen, welche die Vorarbeiten zum Abschlusse des Concordates zu erledigen hatte. 1821 wurde er Mitglied des neuerrichteten Domcapitels von München-Freising, zuerst als erster Domherr und Director des erzbischöflichen geistlichen Raths, seit 1822 als Dompropst. Am 16. December 1821 wurde er zum Bischof von Birtha (in Mesopotamien) und zum Weihbischof consecrirt. Es war ihm vergönnt, bei König Ludwig I. mit seiner Verwendung für die Wiederherstellung (1835) des Klosters Seligenthal bei Landshut durchzudringen, seine Eltern nach fünfzigjähriger Ehe zum zweiten Male einzusegnen, selbst sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum zu feiern: auf offenem Markt hielt da der Greis in Reisbach die Predigt, in der geliebten Heimath, deren Schulwesen und andere gemeinnützige Anstalten ihrem wohlthätigen Sohne eine Reihe von Stiftungen verdanken. St. starb am 26. April 1841 und nach einem harmonischen Leben, das nie eine Krankheit, nie eine Leidenschaft getrübt hatte, erschien bei ihm der Tod so sehr als der Bruder des Schlafes, daß das unveränderte Aussehen der Leiche den Gedanken an Scheintod wachrief. König Ludwig, der von dem Gerücht hörte, ließ durch seinen Leibarzt den Tod feststellen. Begraben liegt St., in dessen Charakter Milde, Freundlich-

keit und unbegrenzte Wohlthätigkeit die hervorstechendsten Züge waren, unter den Arkaden des Centralfriedhofs in München. In Reisbach aber ward 1845 auf dem Hauptplatze ein gemeinsames Denkmal für drei Männer errichtet, die innerhalb 20 Jahren dort das Licht der Welt erblickt und sich zu Zierden des katholischen Clerus aufgeschwungen hatten: es sind F. J. v. Streber, der Naturforscher Maximus v. Imhof und der Bischof von Regensburg, Franz Xaver Schwäbl.

Franz Streber, Rede zum Andenken an Ignaz v. St., München 1843. — Karl Lautenbacher, Das Denkmal zu Reisbach für M. v. J., F. X. v. Sch. u. J. v. St. (1845). — Riggauer, Geschichte des k. Münzcabinets in München (1890), S. 29. Riezler.

Streber: Franz St., Neffe des obigen, als Sohn eines Patrimonialrichters zu Deutenkofen bei Landshut am 26. Februar 1806 geboren, † in München nach vierzehnmonatlichem schwerem Leiden in der Nacht vom 20. auf 21. November 1864. Schon mit sechzehn Jahren absolvirte er das Gymnasium in Landshut, worauf er sich in Landshut und München dem Fachstudium der Theologie zuwandte. Ein Jahr lang betrieb er in München unter Thiersch und Kopp classische Philologie. Indessen ward er durch den Umgang mit seinem Oheim, seinem Schwager, dem Erzgießer Stiglmayer, und anderen Gelehrten und Künstlern mehr und mehr auf das Gebiet der Kunstgeschichte, Archäologie und Münzkunde geführt. Auf Wunsch seines Oheims nahm er die Stelle eines Amanuensis am kgl. Münzcabinete an, indem er gleichzeitig der Theologie entsagte, deren Studium er mit einem glänzenden Examen (1827) abschloß. 1829 begab er sich zu längerem Aufenthalt nach Wien und setzte dort das in München begonnene Studium der Archäologie und Numismatik fort. Nachdem er sich durch einen kritischen Katalog über 18,000 griechische Münzen und ein „Lexicon numismatico-iconographicon“ mit meisterhaften Zeichnungen von etwa 6000 griechischen Münzen der Münchener und Wiener Sammlung als Numismatiker bewährt hatte, brachte ihm das Jahr 1830 die Ernennung zum Adjuncten des Münchener Münzcabinets. Den Doctorgrad erlangte er im folgenden Jahre von der Erlanger philosophischen Facultät für die Abhandlung: „Symbolae ad genealogiam Burggraviorum Norimbergensium saec. XIII.“ Eine 1834 vollendete Arbeit: „Numismata nonnulla graeca“ berichtigte eine Reihe von falschen oder mangelhaften Münzbestimmungen und wurde von der Pariser Akademie mit einem Preise gekrönt. Im nämlichen Jahre wurde St. a. o. Mitglied der Münchener Akademie, 1835 a. o. und 1840 o. Professor der Archäologie an der Universität München, 1841 Nachfolger seines Oheims als Conservator des kgl. Münzcabinets. In zahlreichen, in den Schriften der Akademie veröffentlichten Abhandlungen aus dem Gebiete der altgriechischen, keltischen, mittelalterlichen Münzkunde, wobei auch für Mythologie und Geschichte manche schöne Frucht abfiel, erwies er sich durch ausgedehnte Kenntniß und Scharfsinn, durch treffende Combinationsgabe und die gewissenhafteste Durcharbeitung bis in die kleinste Einzelheit als Meister des Fachs. Einige seiner Aufsätze sind archäologischen und kunstgeschichtlichen Fragen gewidmet. Bahnbrechend war die im 9. Bande der Münchener akad. Abhandlungen (1860) veröffentlichte Untersuchung über die sogenannten Regenbogenschüsselchen, worin diese bisher räthselhaften Münzen zuerst keltischen Stämmen zugewiesen wurden. Die französische Akademie hat auch dieser Arbeit einen Preis zuerkannt. Auf dem Katheder lehrte St. Archäologie, Kunstgeschichte und Aesthetik und wirkte, ohne seine Schüler hinzureißen, durch Klarheit und Gründlichkeit. Zwei Mal trug er die Last des Rectorats, einige Jahre auch die noch drückendere des Ephorats, das unter Abel's Ministerium für die philosophische Facultät eingeführt worden war.

Seine Gründung war der Verein zur Unterstützung armer Studirender, dessen Vorstand er bis zu seiner letzten Krankheit blieb, eine Abzweigung der St. Vincentiusgesellschaft, die ihn ebenfalls zu ihren Stiftern zählte. In allen diesen Stellungen gab St. mit offener Entschiedenheit seine streng kirchliche Richtung kund. Der Papst hat seine Verdienste um die katholische Sache durch Verleihung des Gregoriusordens anerkannt. 1848 gründete er mit Gleichgesinnten den Verein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit, dessen erster Vorstand er während seines achtjährigen Bestandes war und in dessen Auftrag er eine Reihe von politischen Adressen und Erklärungen verfaßte. Noch einmal griff er als Politiker 1859 zur Feder, indem er auf den Wunsch einer fürstlichen Persönlichkeit eine Denkschrift verfaßte, welche zur Errichtung von Freicorps unter dem Schutze der deutschen Regierungen aufforderte. Oesterreichs Niederlage in Italien und der Zusammenbruch des Kirchenstaats bereiteten dem Strenggläubigen und Conservativen herbe Enttäuschungen. Seit 1835 war St. in glücklichster Ehe mit einer Tochter des Fabrikanten Diez von Koblenz vermählt, eines Freundes von Görres und Clemens Brentano.

(Strodl,) Zur Erinnerung an F. St. in den historisch-polit. Blättern, Bd. 55 (1865), S. 85 f. Auszug hieraus im 27. Jahresberichte des histor. Vereins v. Oberbayern. — Nekrolog v. M. J. Müller in den Sitz.-Berichten der Münchener Akad., 1865, I, 261 ff. Riezler.

Strecker: St., „Reschid Pascha", türkischer Divisionsgeneral, am 8. Juni 1830 in Bamberg geboren, trat in das preußische Heer, zuerst bei einem Jägerbataillone, ging bald zur Artillerie über, ward bei dieser Officier, schied aber aus um in türkische Dienste überzugehen, in denen der kurz vorher entbrannte Orientkrieg der Jahre 1853—1856 ihm eine glänzendere Zukunft in Aussicht stellte, als die Heimath ihm zu bieten schien. Von Alters her hatte seine Waffe dort preußische Lehrer gehabt. Zunächst gehörte er einer von England im Lager von Constantinopel gebildeten Legion, dem „Turkish contingent", an. Bevor diese auf den Kriegsschauplatz abrücken konnte, machte der am 30. März 1856 zu Paris geschlossene Friede den Feindseligkeiten ein Ende. St. nahm nun unmittelbar im türkischen Heere Dienste und wurde bald als Oberstlieutenant und Artillerieanweiser dem in Armenien stehenden 4. Ordu (Armeecorps) zugetheilt. Hier blieb er zehn Jahre lang, meist in den großen Garnisonen Ersingjan und Erzerum, und erwarb sich eine genaue Kenntniß der türkischen Sprache und der staatlichen wie gesellschaftlichen Verhältnisse. Daneben versah er zeitweise die Geschäfte eines englischen Consuls. Dann wurde er zum 2. Ordu versetzt, dessen Generalcommando sich in Schumla befand. Die dort von ihm ausgebildeten Truppen bewährten ihre Tüchtigkeit in den Kämpfen des Jahres 1877 um Plewna. St. selbst war wiederum nicht vergönnt, am Kriege unmittelbaren Antheil zu nehmen. Bei Ausbruch desselben wurde er, inzwischen zum Brigadegeneral aufgestiegen, als Befehlshaber der Artillerie nach der Festung Varna berufen. Da es zu einer Belagerung derselben nicht kam, hatte er keine Gelegenheit sich vor dem Feinde auszuzeichnen. Er mußte sich damit begnügen Sorge zu tragen, daß die von Varna aus zu beschaffende Ausrüstung der im Felde und in den Festungen befindlichen Truppen mit allem ihnen Nöthigen, soweit es ihn anging, jederzeit vorhanden war. Als gegen Ende des Krieges Constantinopel durch einen feindlichen Angriff bedroht war und Anstalten zur Abwehr eines solchen getroffen wurden, ward St. zum Inspecteur der Artillerie des unter den Oberbefehl von Fuad Pascha gestellten Vertheidigungsheeres ernannt; der Friede von Stefano bewirkte jedoch, daß letzteres nicht in Thätigkeit trat. St. nahm nun zunächst an den zum Zwecke der Herstellung und Neugestaltung des Heerwesens angeordneten Berathungen und Arbeiten theil, dann

wurde er im J. 1879 an Stelle von Vitalis Pascha zum Commandeur der ostrumelischen Miliz ernannt. Es war eine schwierige Aufgabe, welche seiner dort wartete. Er hatte die vorhandenen Truppen aufzulösen, eine neue Heeresmacht zu schaffen und sie auszubilden; dabei waren die Forderungen des Generalgouverneurs und das einflußreiche Wirken Rußlands, die Beschlüsse des ständigen Ausschusses der Provinzialverwaltung, die nationalen Hoffnungen auf die Zukunft Großbulgariens und die Hoheitsansprüche seines Kriegsherrn zu berücksichtigen und zu beachten. Daß die Lösung der Aufgabe glückte, war Strecker's Tact und seinem militärischen Verständnisse zu danken; das Gewicht seiner Persönlichkeit und der Eindruck, welchen sein Auftreten überall hervorbrachte, wurden durch eine höchst gewinnende äußere Erscheinung, an die des Kaisers Friedrich III. erinnernd, unterstützt. Als die Arbeit, welche im J. 1885 gelegentlich des serbisch-bulgarischen Krieges eine von St. freilich nicht vorgesehene Probe bestand, zum Abschlusse gekommen war, erbat er seine Entbindung von dem dornenvollen Amte, dessen Führung ihm außerdem durch einen 1881 im Kirdschaligebiete versuchten Aufstand erschwert worden war. Sehr günstig sprechen sich über sein Streben und Wirken in diesem Amte namentlich die Erinnerungen eines preußischen Officiers aus, welche unter dem Titel „Elf Jahre Balkan“, 1889 zu Breslau erschienen sind. Aus Ostrumelien kehrte er nach Constantinopel zurück, wo er, zum Divisionsgeneral befördert, bis zu seinem am 18. Januar 1890 nach kurzer Krankheit erfolgten Tode als Mitglied des Artillerie- und Ingenieurcomités im Kriegsministerium gewirkt hat. — Daneben ist St. als Schriftsteller mannigfach thätig gewesen. Seinem Aufenthalte in Armenien verdankt eine Arbeit „Ueber den Rückzug der Zehntausend“ ihr Entstehen, welche, Strecker's selbständige an Ort und Stelle gewonnene Ansichten über den von Xenophon eingeschlagenen Weg vertretend, 1886 zu Berlin durch den Druck veröffentlicht ist, und während der letzten Jahre seines Lebens beschäftigte er sich mit dem Sammeln und Sichten des Materials zur Darstellung der Ereignisse des letzten russisch-türkischen Krieges. Voll von warmem Interesse für das türkische Volk und den Ruhm des Heeres, dem er angehörte, empfand er schmerzlich, daß kein Werk vorhanden sei, welches, neben den übrigen die türkischen Quellen berücksichtigend, auch den von letzterer Seite zu machenden Ansprüchen gerecht würde und gedachte dem vorhandenen Mangel abzuhelfen. Es ist ihm nicht vergönnt gewesen seine Arbeit zu vollenden. Was er hinterlassen hat ist unter dem Titel „Bemerkungen über den russisch-türkischen Krieg 1877/78 und Beitrag zur Geschichte desselben“ als 8. und 9. Beiheft vom Jahre 1892 zum Militärwochenblatt (Berlin) zum Abdrucke gelangt.

Militärwochenblatt, Berlin 1892, Nr. 20. B. Poten.

Strecker: Adolph St., einer der hervorragendsten Forscher im Gebiete der organischen und physiologischen Chemie, Professor in Christiania, Tübingen und Würzburg, wurde in Darmstadt, der Vaterstadt so vieler bedeutender Chemiker, als vierter Sohn des hessischen Archivrathes Ludwig St. am 21. October 1822 geboren; † am 7. November 1871. Bis zum Frühjahr 1838 besuchte er das dortige Gymnasium, dann die höhere Gewerbeschule und von 1840 an die Universität Gießen. Die kleine hessische Hochschule hatte damals unter den Lehrern der Naturwissenschaften, wofür sich St. schon als Knabe entschieden hatte, Namen ersten Ranges aufzuweisen. Schon hatte sein großer Landsmann, Justus Liebig, die Höhe seines Ruhmes erstiegen; Hermann Kopp, Heinrich Buff, Friedrich Knapp standen in der Blüthe ihrer Arbeitskraft. Glücklich, solcher Lehrer Schüler zu sein, widmete sich St. mit dem ihm eigenen unermüdlichen Fleiße den Studien, insbesondere dem der Chemie und bestand, noch nicht zwanzigjährig, am 24. August 1842 das Doctorexamen. Einer der begabtesten

Schüler Liebig's, wurde er sogleich zum Lehrer der Naturwissenschaften an die Realschule seiner Vaterstadt berufen, wo er in den oberen Classen Physik, Mathematik, Botanik und Mineralogie vortrug. Sein neuer Beruf wurde ihm bald so lieb, daß er dem mehrfach ausgesprochenen Wunsche Liebig's, als sein Assistent nach Gießen zurückzukehren, erst nach drei Jahren zu folgen vermochte, um die ehrenvolle Stellung eines Privatassistenten Liebig's zu übernehmen. Das gemeinsame Arbeiten mit dem geschätzten Lehrer, dem er auch bei seinen Redactionsgeschäften, namentlich für die Annalen der Chemie und Pharmacie behülflich war, schärfte seine Beobachtungsgabe und zumal seinen kritischen Blick, durch den sich seine späteren Arbeiten vor denen anderer Forscher in so hohem Maaße auszeichnen.

Die zahllosen Stoffe der thierischen und pflanzlichen Organismen waren damals nur wenig erforscht; mit jedem Schritte stieß man auf neue wissenschaftliche Fragen, auf neue wichtige Verbindungen, welche erst gelöst und untersucht werden mußten, wollte man zu höheren Aufgaben der wissenschaftlichen Erkenntniß fortschreiten. Diese Entwicklungsepoche der organischen Chemie war es, in welche ihm mit sicherem Blicke und mit schöpferischer Hand, wie nur wenigen seiner Zeitgenossen, einzugreifen vergönnt war.

Mit einer für die physiologische Chemie grundlegenden Arbeit „über die chemische Constitution der Hauptbestandtheile der Ochsengalle" habilitirte sich St. am 20. Januar 1849 in Gießen als Privatdocent. Im folgenden Jahre beabsichtigte er, um seinen Wirkungskreis zu erweitern das Berliner Laboratorium von Heintz zu übernehmen, welcher an Marchand's Stelle nach Halle ging; allein bevor noch die Verhandlungen mit dem Decanat in Berlin beendet waren, hatte St. Gelegenheit, sich für die erledigte ordentliche Professur für Chemie in Christiania zu bewerben, wohin er, dessen Name bereits über die Grenzen seiner Heimath bekannt genug war, am 31. Juli 1851 berufen wurde.

An der nordischen Hochschule entfaltete St. während neun Jahren eine ebenso vielseitige wie fruchtbringende Thätigkeit, beiläufig auch als Lehrer der Chemie an der Artillerie- und Ingenieurschule; sein Sprachtalent gestattete ihm, sich nach kurzer Zeit des fremden Idioms in geläufigem Vortrage zu bedienen. Oeftere Reisen hielten die Verbindung mit der Heimath aufrecht. Seine erste Ehe, die er 1852 mit Fräulein Weber aus Darmstadt schloß, währte kaum ein Jahr, da die Gattin nach der Geburt eines Töchterchens starb. Im J. 1855 vermählte er sich mit seiner Cousine Lina Strecker aus Mainz. Aus dieser überaus glücklichen Ehe entsprangen zwei Töchter und ein Sohn.

Die zahlreichen Untersuchungen Strecker's aus dieser Zeitepoche, deren Resultate sämmtlich in den „Annalen" veröffentlicht sind, gehören zu den classischen Arbeiten der chemischen Litteratur. Kein Wunder, daß, wenn sich die Gelegenheit bot, andre Hochschulen darauf bedacht waren, diese eminente Kraft für sich zu gewinnen. Vergebens bemühte man sich in Zürich und Gent um ihn, ebenso in Greifswald, von wo er das Diplom eines Ehrendoctors der Medicin erhielt; dem Rufe Tübingens, wo 1860 Christ. Gmelin gestorben war, vermochte St. jedoch nicht zu widerstehen. Nur ungern verlor man ihn in Christiania, wo sein Andenken durch die Aufstellung einer Marmorbüste in der Universität dankbar geehrt wurde.

Zehn Jahre hat St. der Tübinger Hochschule als eine der ersten Lehrkräfte angehört, aber seine Lehrthätigkeit ging weit über die Grenzen des Laboratoriums hinaus. Jeder Chemiker kennt das Strecker'sche Lehrbuch der Chemie, eine Neuherausgabe des Regnault'schen, und die zahlreichen Auflagen, die es erlebt hat, jedesmal dem veränderten Stande der Chemie angepaßt, bezeugen, wie viele

Jünger der Wissenschaft ihre Kenntnisse seinem Lehrtalente verdanken. Auch der Herausgabe der „Jahresberichte der Chemie“ hat sich St. während einer Reihe von Jahren gewidmet.

Der Tod von Scherer's in Würzburg 1869 veranlaßte Strecker's Berufung an die bairische Universität; aber nicht lange sollte die scheinbar unerschöpfliche Arbeitskraft hier wirken. Als er im April 1870 das neuerbaute Laboratorium übernommen, entleerte der Ausbruch des französischen Krieges bald die Hörsäle, und als sich nach dem Friedensschlusse die Reihen wieder schlossen, war auch das letzte Semester für ihn gekommen. Seine sonst feste Gesundheit hatte schon in Tübingen, vielleicht durch eine längere Beschäftigung mit giftigen Thalliumverbindungen, gelitten. Im Herbste wollte er in den bairischen Alpen Erholung suchen, kehrte aber krank von dort zurück und erlag einem hartnäckigen Nierenleiden am 7. November 1871.

Die wissenschaftliche Lebensarbeit Strecker's umfaßt einen Zeitraum von 25 Jahren. Die Zahl seiner Abhandlungen in den „Annalen“ beträgt mehr als sechzig. Hier können nur die wichtigsten eine kurze Erwähnung finden. Seine erste Arbeit vom Jahre 1846 behandelt eine neue Methode der Berechnung der Atomgewichte des Silbers und des Kohlenstoffs. Um die Fehler der analytischen Bestimmungen auf ein Minimum zu reduciren, berechnete er die Atomgewichte aus zwanzig, von Liebig und Redtenbacher ausgeführten Analysen von organischen Silbersalzen, wobei er zum ersten Male die eben von Gauß, Bessel und Hansen ausgearbeitete Methode der „kleinsten Quadrate“ in die chemische Rechnung einführt. — Bald findet der Gießener Assistent Gelegenheit, an die Arbeiten berühmter Gelehrten die kritische Sonde zu legen. In der Chemie herrscht damals die Theorie der gepaarten Verbindungen; Gerhardt und Laurent versuchen in ihrer Untersuchung über die Anilide eine Definition dieser „gepaarten Verbindungen“ zu geben, müssen sich aber den Nachweis Strecker's gefallen lassen, daß ihre Definition keineswegs für alle Fälle paßt, während umgekehrt in vielen Fällen, wo sie paßt, gar keine gepaarten Verbindungen vorliegen.

Bei dem damaligen Stande der Wissenschaft war es bei complexen Verbindungen ungemein schwierig, aus den analytischen Daten auf die Constitution derselben und ihrer Verwandlungsproducte Schlüsse zu ziehen, so daß viele Forscher darauf verzichten mußten, Constitutionsformeln aufzustellen. Gerade darin aber zeigte sich der Scharfsinn Strecker's; mit zwingender Logik hat er den inneren Zusammenhang ganzer Gruppen und Reihen der complicirtesten Verbindungen aufgedeckt, immer aufs neue den Grund legend zu weiteren Forschungen. Niemals hat er sich mit dem unmittelbaren experimentellen Erfolge begnügt, sondern stets die philosophische Seite der Wissenschaft im Auge behalten. Aus einigen Flechten hatte Stenhouse eine ganze Reihe von interessanten neuen Stoffen isolirt, die Orsellsäure, Orsellinsäure, die Erythrin-, Pikroerythrin-, Evern-, Evernin-, Lecanor- und Parellsäure, das Orcin und Erythroglucin, ohne deren Zusammensetzung interpretiren zu können; St. deckt den causalen Zusammenhang auf und vollendet damit die ganze Untersuchung. Oft gelingt es ihm bei Stoffen, welche von verschiedenen Forschern unter verschiedenen Namen beschrieben werden, deren Identität nachzuweisen. Seine Analysen sind von einer Genauigkeit, daß er sich auf seine Zahlen unbedingt verlassen kann, und häufig kommt es vor, daß er die Untersuchungen Anderer wiederholen muß, um Irrthümer aus der Welt zu schaffen, die den Fortschritt der Wissenschaft gefährden; so bleibt es nicht aus, daß er sich im Streite um die Wissenschaft erbitterte Feindschaften zuzieht, wie u. a. mit dem holländischen Chemiker Mulder: stets aber geht er als Sieger aus dem Kampfe hervor.

Mit besondrer Vorliebe und mit einem erstaunlichen Aufwande von geistiger

Arbeit hat sich St., wie schon erwähnt, der Erforschung der Stoffe des thierischen Körpers gewidmet. Ein großer Theil unsrer Kenntnisse der Physiologie, insbesondre der Chemie des Stoffwechsels, beruht auf seinen Untersuchungen. Schon zu Anfang des Jahrhunderts haben die Gallensubstanzen die Aufmerksamkeit vieler Chemiker, wie Thenard (1805), Berzelius (1807), auf sich gelenkt. Während jedoch der Letztere annahm, daß die Galle im wesentlichen aus Bilin bestehe, unterschied L. Gmelin (1826) nicht weniger als 22 Stoffe in der Galle. Inzwischen hatten sich Demarcay (1838), Kemp (1843), Theyer und Schlosser (1845), Platner, Verdeil und zumal Mulder mit der Chemie der Galle beschäftigt. Strecker's Arbeiten darüber beginnen im J. 1847; er zeigt, daß Berzelius' Bilin nur in sehr kleinen Mengen in der Galle vorkommt, daß die Cholsäure von Gmelin und die Cholsäure von Demarcay zwei ganz verschiedene Körper sind, da jene Stickstoff enthält, diese keinen, und nennt die letztere Cholalsäure, weil sie durch Alkalien aus der ersteren gewonnen werden kann; er zeigt, daß außer der Cholsäure noch eine zweite Säure in der Ochsengalle vorhanden ist, die Choleïnsäure, welche neben Stickstoff noch Schwefel enthält, diese liefert mit Alkalien ebenfalls Cholalsäure; während aber die Cholsäure in Cholalsäure und Glycocoll zerfällt, eine Stickstoffsubstanz, die man schon früher aus der Hippursäure gewonnen hatte, so entsteht aus der Choleïnsäure neben Cholalsäure ein ebenfalls schon bekannter Stoff, das Taurin Redtenbacher's, welchen St. nun auch als normalen Bestandtheil der Muskelflüssigkeit auffindet.

Die Gallen der verschiedensten Thiergattungen werden der ferneren Untersuchung unterworfen, wobei sich bemerkenswerthe Unterschiede herausstellen. Während z. B. die Gallensäuren gewöhnlich an Natrium gebunden sind, so enthalten die Gallensalze der Seefische vorzugsweise Kalium, obwol sie in einer Kochsalzumgebung leben. In der Galle der Fische, der Schlangen und des Schafs findet sich fast nur Cholsäure, während beim Hunde nur Choleïnsäure auftritt. Das Schwein und die Gans haben ihre besonderen Gallensäuren, die Hyocholsäure und die Chenocholsäure, welche mehr Kohlenstoffatome enthalten, als jene. Diese Gallenuntersuchungen bilden zugleich den Ausgangspunkt zu weiteren Forschungen und Entdeckungen auf anliegenden Gebieten. Eine der wichtigsten bildet die künstliche Darstellung des Taurins (1854). Aus dem Steinkohlengas hatte Regnault mit Hülfe der wasserfreien Schwefelsäure die Isäthionsäure gewonnen, welche Strecker's Interesse erregte, weil ihr Ammoniaksalz zum Taurin in naher Beziehung zu stehen schien. In der That gelingt es ihm, durch Erhitzen auf 220° daraus Taurin zu bilden: einen Gallenbestandtheil aus den Steinkohlen! Von noch größerer Bedeutung ist die künstliche Darstellung der Milchsäure. Eine abfällige Kritik über Pelouze's Milchsäurereaction veranlaßte ihn, schon 1847 sich mit dieser Substanz zu beschäftigen. Scheele hatte sie 1780 in der sauren Milch als eine eigenthümliche Säure erkannt; 1808 hatte sie Berzelius in der Muskelflüssigkeit aufgefunden; unter dem Namen Nancysäure war sie 1813 von Braconnet aus dem Zuckersaft erhalten worden; Liebig jedoch zeigte, daß die Fleischmilchsäure mit der gewöhnlichen, welche er auch im Sauerkraut und bei manchen Krankheiten im Magensaft fand, nicht identisch sei, da die Fleischmilchsäure das polarisirte Licht drehte, während die andrer Herkunft optisch inactiv ist. Die künstliche Darstellung der Milchsäure durch St. aus Blausäure und Aldehydammoniak, welcher er noch die Umwandlung der Fleischmilchsäure in inactive Milchsäure hinzufügte, ist nicht nur in chemisch-physiologischer Hinsicht, sondern vielleicht noch mehr deshalb von außerordentlicher Wichtigkeit, weil sich an die dadurch ermöglichte rationelle Formulirung der Milchsäure einer der größten Fortschritte der Theorie der organischen Verbindungen heftet: der Uebergang von der Typentheorie zu der der Atomverkettung.

Seiner classischen Arbeiten über die im Thier- und Pflanzenkörper vorkommenden organischen Basen darf hier nur kurz gedacht werden. Seitdem Wurtz und Hofmann die einfachsten Repräsentanten dieser Körpergruppe erforscht hatten, haben die basischen Verbindungen des Thier- und Pflanzenkörpers unausgesetzt das Interesse der Chemiker in Anspruch genommen. Im Jahre 1850 schreibt St. an Liebig, er habe außer dem Kreatin und dem Kreatinin, die Liebig im Fleischsaft bereits aufgefunden hatte, eine neue Fleischbase entdeckt, das Sarkin; das Ochsenfleisch enthalte davon 0.022 %. Diese Entdeckung war deshalb von Bedeutung, weil das Sarkin bereits, jedoch in unreinem Zustande, von Scheerer in der Milz und im Herzmuskel unter dem Namen Hypoxanthin aufgefunden und weil es mit dem Xanthin, das 1838 von Liebig und Wöhler in einigen seltenen Harnsteinen gefunden wurde, und mit der Harnsäure in einer eigenthümlichen Beziehung stand. Diese drei Körper zeigten nämlich bis auf ihren unterschiedlichen Gehalt an Sauerstoff eine ganz gleiche Zusammensetzung. Auch zu dem 1846 von Unger aus dem Guano dargestellten Guanin steht das Sarkin in naher Verwandtschaft. Alle diese Verhältnisse werden von St. zum Gegenstand einer sorgfältigen und erfolgreichen Untersuchung gemacht, welche u. a. auch zu der künstlichen Darstellung des Xanthins aus dem Guanin führt. Er zögert nicht, den Kreis dieser Untersuchung auf die Pflanzenbasen auszudehnen. Das Caffeïn im Caffee und Thee, das Theobromin im Cacao, diese beiden Alkaloïde, welche in der Nahrung so vieler Völkerschaften die Wirkung der Fleischalkaloïde ersetzen müssen, sie sind, wie St. zeigt, einfache Abkömmlinge des Xanthins, in das zwei bezw. eine Methylgruppe eingetreten sind. In der That gelingt es ihm auf Grund dieser Ueberlegung das Theobromin in Caffeïn zu verwandeln. Eine andre für die Theorie der organischen Stickstoffkörper wichtige Entdeckung war die Darstellung des Guanidins, welches St. bei dieser Gelegenheit aus dem Guanin darstellte.

Durch diese Erfolge ermuthigt, zieht St. andere Pflanzenstoffe in seinen Forschungskreis. Er stellt die Formel der Vulpiansäure (1831 von Bebert aus Cetraria vulpina erhalten) fest, die in Norwegen als Wolfsgift verwendet wird; er erkennt die richtige Formel der Piperinsäure und der Gerbsäure und unterwirft das Arbutin und dessen mannichfachen Umwandlungsproducte einer eindringenden Untersuchung: jenen Bitterstoff, den Kawalier 1852 aus den Blättern der Bärentraube erhalten, und findet hierbei das Hydrochinon wieder, das Wöhler 1844 aus der Chinasäure dargestellt hatte. Bei der Nitrirung der Salicylsäure gewinnt er eine Nitrosalicylsäure, welche Piria 1845 als Anilotinsäure aus dem Indigo erhalten. Aus den schon mehrfach bearbeiteten Farbstoffen des Krapps isolirt St. das Alizarin und das Purpurin zum ersten Male in reinem Zustande; in dem Styracin, aus der Rinde von Styrax officinalis, erkennt er eine Verbindung von Zimmtsäure und Zimmtalkohol und lehrt zugleich das natürliche Zimmtöl auf künstlichem Wege zu bereiten.

Die moderne Farbchemie preist ihn als den Entdecker der „Azoverbindungen“. Während durch Zinin und insbesondre durch die classischen Untersuchungen Hofmann's festgestellt war, daß die aromatischen Nitroverbindungen bei ihrer Reduction in saurer Lösung direct Amidokörper bilden, fand St. bei der alkalischen Reduction die beiden wichtigen Zwischengruppen der Azo- und Hydrazoderivate.

Zu Strecker's letzten größeren Arbeiten gehört die erschöpfende Untersuchung einer complexen Verbindung, welche schon Vauquelin im Gehirn aufgefunden hatte, die später im Eidotter, im Blut, im Fleischsaft &c. gefunden und von Gobley Lecithin genannt worden war. St. erkannte darin eine Verbindung von Cholin (Trimethylaminoxäthyl) mit Distearylglycerinphosphorsäure.

Zum Schlusse mögen noch Strecker's Arbeiten aus der Metallochemie erwähnt werden. Fast gleichzeitig mit Frankland und völlig unabhängig von ihm, stellte St. die interessanten Verbindungen des Quecksilbers mit Methyl und Aethyl dar. Auch über Zinnäthyl und Stibäthyl machte er bei Gelegenheit einer Abhandlung für das Liebig'sche Handwörterbuch Untersuchungen. Für die Chemie des Thalliums stellte er die wichtige Thatsache fest, daß dieses merkwürdige Metall zwei Reihen von Verbindungen bildet, in denen es bald einwerthig, bald dreiwerthig aufzutreten vermag. Es wurde bereits erwähnt, daß das Arbeiten mit diesen giftigen Thalliumverbindungen vermuthlich den Keim zu Strecker's frühem Tode gelegt hat, welcher am 7. November 1871 der rastlosen Thätigkeit eines der begabtesten und erfolgreichsten Forscher auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Chemie ein allzufrühes Ziel gesetzt hat.

Strecker's Nekrolog von R. Wagner mit Bildniß, Ber. d. d. chem. Ges. V, 125. B. Lepsius.

Strecker: Konrad Wilhelm St., Rechtsgelehrter, geboren zu Kirchworbis auf dem Eichsfelde am 18. April 1690, † zu Erfurt 1765. Strecker's Vater, Johann Adam, öffentlicher Notar und Procurator im Harburg'schen Amte brachte ersteren auf die Jesuitenschule nach Heiligenstadt, wo er behufs Vorbereitung auf die Universität fünf Jahre blieb; dann bezog er die Hochschulen zu Mainz und Erfurt, um sich dem Rechtsstudium zu widmen, erlangte auf letzterer mit der Abhandlung „de utraque jurisdict. suprema eccles. et civili“ (Erfurt 1717. 4°) am 25. Mai 1717 den Doctorgrad, und wurde zugleich außerordentlicher Professor der Rechtswissenschaft, 1721 Assessor beim Stadtgerichte Mainz, und stieg nun im Wechsel verschiedener Aemter rasch von Stufe zu Stufe. 1722 wurde er Kämmerer im Rathe zu Mainz, 1729 Beisitzer der Juristenfacultät in Erfurt, 1731 Oberbauherr, 1733 Syndikus und Vormundschaftsconsulent, welch letztere Stelle er 1736 wieder niederlegte. 1734 jüngster, und zwei Jahre später (1736) oberster Bürgermeister, 1735 Professor Codicis und ältester Beisitzer der Juristenfacultät, 1740 erfolgte seine Ernennung zum wirklichen kurmainzischen Regierungsrath, und bekleidete er von 1742—46 vier Jahre die Würde eines Rector magnificus. Bis ins hohe Alter als Lehrer thätig und geschätzt starb er 1765.

St. hat keine größeren Werke verfaßt, wohl aber von 1717—1761 sehr viele Dissertationen und Gelegenheitsschriften über verschiedene Rechtsmaterien, welche insgesammt in Erfurt verlegt wurden, und in Meusel's Lexikon (XIII, 455—60) erschöpfend aufgezählt sind. Werner hat unsern Gelehrten in Kupfer gestochen, eine große Allongeperücke umrahmt das volle Gesicht.

Motschmann, Gel. Erfurt. 2. Forts. S. 183—88. — Weidlich, Zuverl. Nachrichten von jetzt lebenden Rechtsgelehrten I, 340 ff. — Jenichen, Leben jetzt lebender Rechtsgelehrten S. 218—28. Eisenhart.

Streckfuß: Adolf Friedrich Karl St., Schriftsteller und Uebersetzer, wurde am 20. September 1778 zu Gera an der Elster geboren. Er besuchte das vortreffliche Stiftsgymnasium zu Zeitz und lag darauf 1797—1800 an der Leipziger Universität mit Fleiß dem Rechtsstudium ob. Sogleich danach trat er als Amtsaccessist beim Dresdner Justizdepartement in den praktischen Dienst. Die Jahre 1801—1803 verweilte er im Hause eines in Triest wohnhaften Onkels als Hofmeister und verwerthete diesen Aufenthalt zur gründlichen Erlernung der italienischen Sprache und ausgedehnten Lectüre ihrer Hauptschriften, sodann bis 1806 in derselben Function anderwärts in Wien. Nachdem er ein Jahr als Advocat und Gerichtsactuar in Zeitz practicirt hatte, wurde er 1807 Secretär bei der Stiftsregierung daselbst, 1811 Geheimer Regierungssecretär beim Geheimen Cabinet in königlich sächsischen Diensten zu Dresden, 1813 Geheimer Referendar im Geheimen Consilium, dann in der Finanzabtheilung des provisorischen, erst russischen,

dann preußischen, Gouvernements ebenda und trat nach dem zweiten Pariser Friedensschlusse 1815 vollständig in den preußischen Staatsdienst. Er ward zunächst 1816 Geheimer Finanzrath, dann erster Regierungsrath bei der neuinstallirten Verwaltung in Merseburg, 1819 nach Berlin berufen, 1820 Geheimer Regierungs- und Vortragender Rath im Ministerium des Innern, 1823 Geheimer Oberregierungsrath, endlich 1840 Mitglied des Staatsraths. Er erfreute sich des höchsten Vertrauens seiner Vorgesetzten und erhielt verhältnißmäßig früh den Rothen Adlerorden III. Classe. Freilich war er auch eine durch und durch aufrichtig loyale, wenn auch keine servile Persönlichkeit, während sein Sohn, der Romanschriftsteller Adolf St. (geb. 1823, Stadtrath in Berlin), schon bald nach Streckfuß' Tode in den Strudel der radicalen Demokratie gerieth und auch als Litterat dauernd einen entschieden liberalen Standpunkt verfochten hat. Im J. 1843 kam er um seinen Abschied ein, den er mit dem Titel und Range eines Wirklichen Geheimen Oberregierungsraths erhielt, und siedelte nach Zeitz über, um hier den Lebensabend in Muße zu genießen. Doch war ihm dies nicht vergönnt; er starb in Berlin schon am 26. Juli 1844, auf einer Reise begriffen.

Auf verschiedenen Gebieten der Poesie hat sich St. beschäftigt und, was er in Druck gab, stets sorgsam durchgefeilt und geprüft, so daß ihn W. Menzel (Gesch. der deutsch. Dichtung III, 385) mit Unrecht „zu den halbromantischen Vielschreibern" rechnet. Es eigneten ihm lebendige Einbildungskraft, Tact für das Schöne in Stoff und Darstellung und Gewandtheit der Form. Lyrische „Gedichte" sammelte er 1804 und 1811 (neue Ausgabe 1823). Die Sonette davon zeichnet Wohlklang aus, doch verschwimmt ebendarin der Inhalt wie bei den meisten Sonettisten der Zeit; auch unter den paar Romanzen steht nichts Bleibendes. „Sein Bestes sind die Elegien in weichen Distichen, den Goethe'schen nachgebildet, worin das Entstehen und Wachsen eines zärtlichen Verhältnisses nicht ohne Anmuth geschildert wird" bemerkt gut W. Menzel (a. a. O. S. 242). Sentimentale Stimmung athmen auch das Gedicht „Ruth, ein Gedicht in vier Gesängen" (1805), sein erster umfänglicherer Versuch, und „Altimor und Zomira" (1807), ein sechs Gesänge umfassendes Märchen, das neuschöpferisch auf einer Trift anbauen wollte, wo 1805 die „Zwei Märchen nach [Graf Carlo] Gozzi" nur nachgebildet hatten, endlich der Sammelband „Neuere Dichtungen" (1834), ein Kunterbunt gemischter romantischer Plänkeleien. Eine ganze Anzahl solcher Kleinigkeiten in Taschenbüchern verzeichnet Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. dtsch. D.[1] III, 223 f.

Die kläglichen Romane Streckfuß' freilich schlugen ganz aus der Art. Die Empfindsam- und Rührseligkeit gab sich hier hausbacken, platt, mit einem Stich ins Kotzebue'sche. „Klementine Wallner" (1811), die drei Bände „Erzählungen" (1814; 2 Bände 1830), namentlich aber „Julie von Lindau, oder: Wille, Natur und Verhängniß" (1819) beweisen die Geringfügigkeit seiner einschlägigen Gaben. Die Titelheldin des letzteren betrügt ihren sanften Gatten, ohne daß man weiß weshalb, und erlangt, als sie auf der überhetzten reuevollen Rückkehr zu ihm ein Blutsturz überfällt, nebst ihrem ihr gefolgten Buhler sterbend des Edelmüthigen Verzeihung. Auch im Drama leuchtete St. kein Stern; zwar meint das Allgemeine Theaterlexikon (VII, 43) noch 1842 von seiner einzigen Probe, der Tragödie „Marie Belmonte" (1807), sie sei „weniger bekannt geworden, als sie es verdient", doch bestreitet wol Streckfuß' Selbsterkenntniß allein schon diese Behauptung: er ließ diesen Acker fürder brach liegen. Dagegen hat er A. Manzoni's Trauerspiel Adelchi als „Adelgis" gut für die Bühne deutsch bearbeitet (1827) und damit Goethe's Hochachtung vor dem bedeutenden Werke praktisch zur Geltung zu verhelfen unternommen (vgl. R. Köhler, Arch. f. Litteraturgesch. XI, 395).

Seine außerordentliche Befähigung zur Wiedergabe von Dichtungen des, ihm seit jenen Triester Hauslehrertagen voll geläufigen Italienischen hat St. anscheinend nicht sofort als stichhaltig erkannt. Und doch ward dies das einzige Feld, wo ihm gebührende Lorbeeren winkten. Dann freilich, als er von seinen Uebersetzeranlagen überzeugt war, hat er sich mit Eifer und Beharrlichkeit dieser Aufgabe gewidmet und Ariost's „Rasenden Roland" (1818—20; 2. Auflage 1838—40), Tasso's „Befreites Jerusalem" (1822; 4. Auflage 1847) und Dante's „Göttliche Komödie" (1824—26) verständnißvoll und glatt in deutsche Verse umgesetzt und mit brauchbaren Commentaren für den Durchschnittsbedarf begleitet. Seine Uebertragungen zeigen keine holprigen oder dunkeln Stellen, entbehren aber in der Regel des congenialen Anempfindens und Hineindenkens. Trotzdem sind sie werthvoll und haben in der Geschichte der neudeutschen, von den Führern der Romantik befruchteten Uebersetzerkunst ihre Rolle. Sie wurden mehrfach aufgelegt, besonders die Dante-Uebersetzung (Originalausgabe in 9. Auflage 1871), die neuerdings verschiedentlich (z. B. von Pfleiderer, Leipzig 1876, in Reclam's Universalbibliothek; von Roquette, Stuttgart 1883, in Cotta's Bibliothek der Weltlitteratur) revidirt und neuherausgegeben wurde. Eine Gesammtausgabe aller drei Uebersetzungen erschien 1841 zu Halle. Die mit dieser Thätigkeit zusammenhängende litterarhistorische Leistung über denjenigen Dichter, dem seine Reproduction am schönsten gerecht wird, „Torquato Tasso's Leben" (1840), bringt nichts Neues, weder an Thatsachen noch an Gesichtspunkten. Der Ruhm eines strebsamen und tüchtigen Uebersetzers verbleibt St. ungeschmälert für immer.

Ludwig Fränkel.

Streffleur: Valentin Ritter v. St., k. k. Generalkriegscommissär, Sectionschef im Reichskriegsministerium, geboren am 18. Februar 1808 zu Wien, † am 5. Juli 1870 zu Purkersdorf bei Wien. St. widmete sich in jungen Jahren dem Militärstande und wurde im Erziehungshause des 49. Infanterieregiments zu St. Pölten, dann in der Grazer Cadettencompagnie für den Waffendienst herangebildet. 1830 trat er als Fähnrich in das 49. Infanterieregiment, in welchem er bis zum Oberlieutenant activ diente, und dann dem Generalquartiermeisterstabe zugetheilt ward. Als Hauptmann stand er als Professor bei der damals bestehenden italienischen adeligen Leibgarde in Verwendung und wurde als Major (im 7. Infanterieregimente) mit der ehrenden Aufgabe betraut, (1847) dem Erzherzog Franz Joseph (Sr. Majestät dem jetzt regierenden Kaiser) die Kriegswissenschaften vorzutragen, welchem Lehramte er bis zum Jahre 1848 oblag. Im Mai dieses Jahres wurde St. zum Generaladjutanten der Nationalgarde für Wien und Niederösterreich ernannt. Zum provisorischen Obercommandanten derselben im Monat Juli gewählt, blieb er, da ein Handbillet des Kaisers vom 1. October 1848 das Commando dem Feldmarschalllieutenant v. Bechtold überwies, vorläufig als dessen Stellvertreter bei diesem Corps. Da ihn der Wahlbezirk Bruck a. d. Leitha indessen zum Deputirtenstellvertreter für das Frankfurter Parlament gewählt hatte, so ging er Mitte October dahin ab und blieb daselbst bis zum Frühjahre 1849. Vom Jahre 1850 stand St., der den Militärdienst verlassen hatte, bis 1859 im Ministerium der Finanzen und des Handels in Verwendung, u. zw. als Leiter des Bauarchivs, als Secretär des statistischen Bureaus und als Referent für die Catastralverwaltung. Im November dieses Jahres wurde er zum Generalkriegscommissär im Kriegsministerium ernannt und zugleich mit der Herausgabe der Oesterreichischen militärischen Zeitschrift betraut, die er bis zu seinem Tode geleitet hat. Im März 1865 erhielt St. den Orden der Eisernen Krone III. Classe und wurde noch im October d. J. den Statuten gemäß in den erbländischen Ritterstand erhoben. Seit dem Jahre 1868 wirkte er außerdem noch als Professor der Terrainlehre an der technischen

Hochschule in Wien und wurde 1869 zum Sectionschef im Reichskriegsministerium als Vorstand einer Abtheilung des neuerrichteten technisch-administrativen Militär-comités ernannt.

Von einer Weite und Gründlichkeit des Wissens, das er sich von früher Jugend an durch rastlosen Lerneifer angeeignet hatte, beseelte St. das rastlose Streben seinem Vaterlande auf allen jenen Gebieten des öffentlichen Lebens zu nützen, auf welchen ihm seine in den verschiedenen von ihm eingenommenen Stellungen erworbenen militärischen, nationalökonomischen und administrativen Kenntnisse und Erfahrungen ein Urtheil gestatteten.

Zu jenen Fragen, welche für die materielle Entwicklung des Staates, namentlich seiner Vaterstadt Wien, von einschneidender Bedeutung waren, den Eisenbahnanlagen, der Donauregulirung, der Stadterweiterung, den Sanitätsfragen hatte er schon Jahre bevor sie Gegenstand der Erörterung wurden, Stellung genommen. Als Kartograph verfaßte er die hypsometrischen Schulkarten der österreichischen Kronländer, die Donauschifffahrtskarte und eine große Aufnahme der Stadt Wien. Seine Schichtenkarte von Tirol fand auf der Pariser Ausstellung im Jahre 1855 verdiente Würdigung. Streffleur's nie rastende Thätigkeit beschäftigte sich mit sämmtlichen Gebieten der Kriegswissenschaft und hier eröffnete sich ihm durch die Gründung der Oesterreichischen Milit. Zeitschrift, eigentlich durch die Fortsetzung der älteren, seit dem Jahre 1848 nicht mehr erscheinenden Zeitschrift dieses Namens ein weites Feld lohnendster Thätigkeit. So belebte er eine periodische Publication, die nach Inhalt und Ausstattung den Forderungen der Zeit und einer großen Armee angemessen war und sich einen bedeutenden Ruf im Inlande wie im Auslande erwarb. Seit dem Jahre 1839 war St. mit Anna Hett vermählt, welcher Ehe vier Töchter entsprossen.

Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XL, 2; enthält auch die Uebersicht der Schriften Streffleur's, sowohl der selbständigen Werke, als der in Sammelwerken abgedruckten Aufsätze auf S. 4. — Oesterr. Milit. Zeitschrift IV, 106.

C. v. Duncker.

Streiff: Johann Heinrich St., geboren am 1. Januar 1709, † am 26. (?) October 1780. Einem angesehenen und begüterten Geschlechte entsprossen, ist St. im Todtenregister von Glarus als „ennetbirgischer Ehrengesandter, Landmajor und Landvogt der Grafschaft Thurgau und Ehrenmitglied des evangelischen Rathes“ eingetragen. Was ihm aber ein bleibendes Andenken in weiteren Kreisen sichert, sind nicht die Ehrenstellen, welche seine glarnerischen Mitbürger ihm übertragen haben, sondern daß er 1740 zu Mollis die erste „Indienne- und Schnupftücherfabrik“ im Thale der Linth eingerichtet hat und damit der Gründer der weltbekannten glarnerischen Druckerei und der Anfänger des glarnerischen Fabrikwesens im neueren Sinn, d. h. der in geschlossenen Fabriken concentrirten Großindustrie dieses Kantons geworden ist. St. hat nach der Anleitung eines Genfers Fazy (oder Fatio?) Baumwolltücher in vorzüglicher Indigofarbe gefärbt und bedruckt. Nach seinem Tode ging die von ihm gegründete Fabrik an einen Tochtermann Heinrich Blumer über, und ein anderer Tochtermann, Richter Johannes Tschudi, erbaute um das Jahr 1783 eine zweite. Sind auch diese beiden Fabriken gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wieder eingegangen, so war mit ihnen doch der heute noch blühenden glarnerischen Druckindustrie die Bahn geöffnet; und wie von der ersten Streiff'schen Druckerei auch eine durch längere Zeit im Thurgau blühende Färberei und Druckerei ihren Ausgang genommen hat, ist oben — s. A. D. B. IX, 645 f. — unter Artikel „Greuter“ zu lesen.

Heer u. Blumer, Der Kanton Glarus (Bd. VII des hist.-geogr.-statist. Gemäldes der Schweiz). — G. Heer im Heft XV des Glarner Jahrbuchs.
Wartmann.

Strein: Johann St., Kanonist, geboren zu Waldürn (jetzt Baden) im J. 1584, † zu Bamberg am 10. Februar 1663. Er trat am 22. September 1604 in die Gesellschaft Jesu ein, wurde Mag. philos., Dr. theol., Professor der Theologie und erster Lehrer des Kirchenrechts an der 1648 errichteten Akademie in Bamberg, nahm auch theil an dem 1652 abgehaltenen Generalcapitel des Ordens. Schriften: „Flos iuris canonici de personis ecclesiasticis“. 1652. 12°. „Fructus iuris can. in Bamberg. academiae area collectus de iudiciis“. eod. 12°. „Syntagma canonico-politicum de conventionibus, pactis et contractibus“. 1655. 12°, alle Bamberg. Alle drei sind neu verarbeitet in „Summa iuris can. comprehensa tribus partibus, in qua distincte et succincte explicantur, quae ad personas, negotia et iudicia eccles. ex canonum praescriptis pertinent. Accedit commentarius in regulas iuris pontificii et iuris utriusque antinomia cet.“ P. 1—3, 5 Köln 1658, 4°, ib. 1659. 4°. Ein vielgebrauchtes Buch.

Jäck, Panth. Sp. 1109. — de Backer, Bibl. V, 715. — Meine Gesch. III, 1. S. 138.
v. Schulte.

Streit: Karl Konrad St., Regierungsrath, schlesischer Schriftsteller, † 1826. Geboren zu Groß-Glogau am 2. März 1751 als Sohn des dortigen Criminaldirectors Joh. Konr. St. ward er zuerst in seiner Vaterstadt unterrichtet, dann auf dem Pädagogium zu Bunzlau, von wo er zu seinem Großvater nach Hirschberg entwich und endlich seit 1766 in dem Pädagogium zu Züllichau, dessen Director, Consistorialrath Steinbart den lebhaften aber talentvollen Knaben liebgewann und ihn 1768 mit rühmlichem Zeugniß zur Universität Frankfurt a. O. entließ, auf der er bis Ostern 1772 die Rechte studirte. Darauf trat er als Hofmeister im Hause des Generals v. Tauentzien zu Breslau ein und erhielt durch den letzteren bereits 1773 die Stelle eines Auditeurs und Regimentsquartiermeisters. Schon damals gab er ein theatralisches Wochenblatt heraus, vertrat die schönen Wissenschaften in Klose's Breslauischen Nachrichten und stellte 1776 in der ausgesprochenen Absicht, der geringen Beachtung, welche das geistige Leben Schlesiens in dem übrigen Deutschland fand, entgegenzuwirken, sein „Gelehrtes Schlesien“ zusammen. Als 1778 der bairische Erbfolgekrieg ausbrach, vermittelte Tauentzien, da ihm Streit's Körperconstitution nicht kräftig genug schien, als daß er dem Regimente hätte in den Krieg folgen können, die Uebernahme desselben in die Verwaltung als Secretär bei der Breslauer Kriegs- und Domänenkammer, unter dem Titel eines Kammerreferendars, der ihn als akademisch gebildeten Mann qualificirte. Hier eifrig und erfolgreich thätig, fand er noch Muße zu litterarischen Arbeiten. 1778 erschien von ihm eine „Allgemeine schlesische Bibliothek“, und kleine Novellen aus seiner Feder fanden beifällige Aufnahme und erlebten z. Th. mehrere Auflagen. Das Bedeutungsvollste war, daß er in Ausführung eines 1784 in schlesischen Gelehrtenkreisen unter lebhafter Befürwortung des Philosophen Garve entsprungenen Planes die Leitung einer schlesischen Monatsschrift übernahm, „welche das dem engeren Heimathlande Gehörige an Geschichte, Statistik und Landeskunde zur Unterhaltung und wissenschaftlichen Belehrung bearbeiten und im Anhange sowie im chronistischen Theile entsprechend dem Sinne der Schlesier bis in die persönlichen und Familieninteressen ihre verbindenden Fäden ziehen sollte“. Diese 1785 gegründeten schlesischen Provinzialblätter haben dann, trotz alles Elends der Franzosenzeit, 64 Jahre bestanden und so fest in der Erinnerung der Schlesier gehaftet, daß ihre nochmalige Wiederbelebung auf längere Zeit gelingen konnte. Sie sind bald zu großem Einfluß gelangt und eine Stimme des Landes geworden, wie solche

kaum eine andere Provinz aufweisen kann; alle in den schlesischen Grenzen geschätzten Namen fanden sich in diesen Blättern vertreten. St. hat dieselben (bis 1812 im Verein mit dem schlesischen Geographen Zimmermann) 41 Jahre lang bis an seinen Tod redigirt, und wenn er mehr als dem Gelehrten lieb war, dem bloß nach leichter Unterhaltung verlangenden Geschmacke des großen Publicums nachzugeben schien, so konnte er dagegen anführen, daß die von ihm im Anschlusse an die Provinzialblätter 1792 begonnene strenger wissenschaftlich gehaltene „Schlesische Monatsschrift“ nur einen Jahrgang erlebt hat.

Ein weiteres Verdienst erwarb sich St., indem er 1798 die Leitung des damals in den Besitz einer Actiengesellschaft übergegangenen Breslauer Theaters übernahm. Holtei schreibt über diese Zeit: „Das Theater unter Streit's Leitung auf einer Kunsthöhe wie niemals weder vor noch nach ihm behauptete einen anerkannten Rang in Deutschland. Er hat ihm einen Theil seines Vermögens geopfert.“ Auch die Gründung eines „Lesemuseums“, wo Zeitschriften und Bücher auslagen, verdankt Breslau der Anregung und Organisation Streit's. Das Institut vereinigte Alles, was hier auf Bildung Anspruch machte, und die Bibliothek des Streit'schen Lesezirkels galt Jahrzehnte lang für die besteingerichtete Büchersammlung.

St. ward 1802 Kanzleidirector und 1809 Regierungsrath. Sein 25jähriges Dienstjubiläum brachte ihm mit dem Rothen Adlerorden III. Classe die Ernennung zum Ehrendoctor seitens der nach Breslau verpflanzten Viadrina. 1826 trat er aus dem Staatsdienste zurück und starb in demselben Jahre am 21. September.

Biogr. von Büsching in den Schles. Provinzialbl. LXXXV, 1 u. von Th. Oelsner, Rübezahl. 1871. S. 157. Grünhagen.

Streit: Sigismund St., Kaufmann, geboren zu Berlin am 13. April 1687 als der Sohn des Hufschmieds David St. und seiner Ehefrau Eva Marie, gebornen Meltzow, † zu Padua in der Nacht vom 19. zum 20. December 1775. Seine Leiche wurde seiner letztwilligen Bestimmung gemäß nach Venedig überführt und dort auf der Insel St. Christoph auf dem Kirchhof der protestantischen Deutschen bestattet. Er hatte das Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster bis Secunda besucht, ging 1704 als Kaufmannsdiener nach Altona, dann nach Leipzig und von dort 1709 nach Venedig, wo er 1715 eine eigene Handlung begründete, die durch seine Sparsamkeit und Arbeitsamkeit ihm allmählich ein großes Vermögen verschaffte. 1750 setzte er sich zur Ruhe und siedelte 1754 nach Padua über. Von Beziehungen, die Friedrich der Große mit dem tüchtigen Geschäftsmanne unterhielt, geben zwei Schreiben Zeugniß, die in Robert Naumann's Serapeum 1858, Nr. 18, abgedruckt worden sind.

Ein bleibendes Denkmal hat sich St. durch seine Stiftungen begründet. Da er die Kinder seiner Geschwister — er selbst war unvermählt geblieben — „auf niedrigen Wegen fand und Niemanden unter ihnen, von dem ein solides Denken zu hoffen“, so wollte er zwar die Seinigen nicht ganz übergehen, aber den Haupttheil seines „durch Gottes offenbaren Beistand“ erworbenen Vermögens zu geistlichen Stiftungen in seinem Vaterlande bestimmen; und nach langen Erwägungen, wie sein Geld den größten Segen bringen könne, beschloß er drei Stiftungen zu machen. Seine Pläne entwickelten sich erst im Laufe vieler Jahre, und fast ein Vierteljahrhundert hat er über dieselben eine lebhafte Correspondenz geführt. Das Endergebniß war, daß St. durch Schenkungen unter Lebenden und durch letztwillige Verfügungen dem Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster zu verschiedenen von ihm mit peinlicher Sorgfalt bestimmten Zwecken 85 000 Thaler zugewendet hat und außerdem eine beträchtliche Anzahl seiner Bücher und 47 zum Theil sehr werthvolle Gemälde. Außerdem hat er in den

Jahren 1753 und 1754 dem Directorium der Hallischen Waisenhäuser in zwei Stiftungen je 15000 Gulden überwiesen zur Unterhaltung armer Kirchen- und Schulanstalten der vereinigten evangelisch-lutherischen Gemeinden in Nordamerika unmittelbarer großbritannischer Landeshoheit, und zu einem beständigen Fonds für die evangelische Mission zu Madras und Cudelur in Ostindien.

Seinem katholischen Diener Neri hatte er testamentarisch 300 Ducaten und sein gesammtes Mobiliar an Hausgeräth 2c. vermacht, jedoch mit der folgenden Klausel, welche in gleicher Weise das treue Festhalten an seiner evangelischen Confession und seine kluge Vorsicht kennzeichnen: „Ich bin in der evangelisch-lutherischen Religion geboren und habe beständig darin gelebt, und in dieser Religion will ich, und erkläre es fest, durch völlige Ueberzeugung und Eifer gedrungen, bis zum letzten Hauch meines Lebens beharren. Mein Diener, Johann Neri, ist von dieser meiner inbrünstigen Entschließung durch mich und andere würdige Personen sehr oft unterrichtet, und aufs eifrigste ermahnt worden, daß er mir in dieser wichtigen Sache, auf welche ich mich völlig verlasse, getreu sein solle, und ich bin gewiß, daß er mich nicht hintergehen wird. Sollte aber wider alle meine Erwartung verlauten, daß ich die Religion verändert, so erkläre ich in diesem Fall, daß der Neri alles dessen verlustig gehen soll, was ich ihm in diesem Testament vermacht habe."

Büsching, Progr. des Grauen Klosters 1776 und in seinen Beiträgen zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. Th. IV. — Gedike im Programm des Grauen Klosters zu dem Wohlthäterfest 1794. — Ribbeck, Programme des Grauen Klosters zum Wohlthäterfest 1842 und 1844. — Heidemann, Geschichte des Grauen Klosters zu Berlin. Berlin 1874. F. Jonas.

Streit: Wilhelmine St. wurde am 16. September 1806 in Berlin geboren. Durch den Beruf ihrer Eltern, eines Schauspielerpaares Namens Schulz (Schulze), kam sie früh in Berührung mit der Bühne und erprobte in Karlsruhe schon als Kind ihr Darstellungstalent. Nachdem sie dann durch Madame Gervais, die hervorragende Primadonna der badischen Residenzbühne, in allen Fertigkeiten des Gesanges gründlich unterrichtet und auch von F. E. Fesca, der seit 1815 in Karlsruhe die Stelle des Concertmeisters bekleidete, tüchtig vorbereitet war, begann sie als Vitellia (Titus) mit großem Erfolge ihre Sängerlaufbahn. Die Suche nach einer passenden Anstellung führte sie zunächst auf Reisen und sie gastirte mit wechselndem Glücke in Darmstadt, Braunschweig, Kassel, Stuttgart, München und Hamburg. Ihre Gastrollen: Prinzessin (Johann von Paris), Emmeline (Schweizerfamilie), Julia (Vestalin), Agathe, Vitellia bezeugen die Vielseitigkeit ihrer gesanglichen Bildung, die kritischen Berichte über ihre Leistungen dagegen lassen erkennen, daß es der jungen Sängerin an Sicherheit und Reise noch fehlte. Ihre erste Anstellung fand Demoiselle Schulz im Februar 1823 zu Hannover, von wo sie indessen schon im Herbste desselben Jahres sich nach Frankfurt a. M. wandte. Zu größerer künstlerischer Bedeutung entwickelte sie sich aber erst in Leipzig, wo sie im Herbst 1825 ihre Thätigkeit als zweite Sopranistin begann und neben der italianisirten Demoiselle Canzi bald als Vertreterin deutscher Vortragsart Ansehen erlangte. Alma (Berggeist), Janthe (Die bezauberte Rose), Agathe, Euryanthe, Gräfin Armand (Wasserträger) galten damals als ihre besten Rollen. Im J. 1827 vermählte sich Wilhelmine Schulz mit dem Schauspieler Heinrich Streit und führte fortan dessen Namen auch als Künstlerin. Nachdem sie sich mehr und mehr dem heroischen Fache zugewandt, ward sie 1829 für das Hoftheater in Weimar verpflichtet, wo sie bis 1848 thätig war und in den groß angelegten Rollen der Iphigenia, Armida, Alceste, Medea, Vestalin, Donna Anna, Fidelio, Lady Macbeth (Chélard's Macbeth) ihre letzten Triumphe feierte. Heinrich Welti.

Streitberger: Johannes St., geboren am 5. November 1517 zu Hof im Voigtlande, studirte in Wittenberg Theologie, wurde 1543 Prediger zu Naumburg, 1546 Rector des neuerrichteten Pädagogiums zu Braunschweig, 1548 Inspector und doctor primarius des zwei Jahre vorher gegründeten Gymnasiums seiner Vaterstadt. 1567 folgte er einem Rufe seines Landesherrn, Markgraf Georg Friedrich's, als erster Generalsuperintendent des obergebirgischen Fürstenthums Kulmbach-Baireuth. In dieser Stellung hat er bis zu seinem am 20. April 1602 erfolgten Tode eine äußerst umfang- und segensreiche Thätigkeit entfaltet: er gilt mit vollem Rechte als der eigentliche Organisator des evangelischen Kirchenwesens in jenem Lande, das bekanntlich erst verhältnißmäßig spät sich mit Nachhaltigkeit der neuen Lehre angeschlossen hatte. Die Concordienformel von 1570, die Diöcesaneintheilung des Landes, die Einrichtung von Synoden und regelmäßigen Kirchenvisitationen und vieles andere hierher Gehörige sind sein Werk.

Enoch Widmann's Chronik von Hof in meiner Ausgabe der Quellen zur Geschichte der Stadt Hof, Bd. I (Hof 1893). — Lang, De superintendentibus Burggrav. Norici super. general. — Archiv f. Gesch. u. Alterth.-Kunde v. Oberfranken VI, 2. Christian Meyer.

Streiter: Josef St., politischer und schönwissenschaftlicher deutsch-österreichischer Schriftsteller und Dichter, wurde am 8. Juli 1804 zu Bozen geboren, wo er seine erste Erziehung und Ausbildung erhielt, später betrieb er das Studium der Rechtswissenschaft in Innsbruck, wurde in Padua zum Doctor der Rechte promovirt und ward im J. 1837 zum Advocaten in Cavalese ernannt, von wo er bald nach Bozen übersetzt, bis 1861 in dieser seiner Vaterstadt die erwähnte Stelle bekleidete. Als mannhafter Vertreter des Liberalismus, hatte St. mit der clericalen Partei Tirols zahlreiche Kämpfe auszufechten (worüber Wurzbach interessante Details mittheilt), er verblieb aber stets verfassungsgetreu und konnte diese seine politische Anschauung insbesondere geltend machen, nachdem er zum Bürgermeister von Bozen gewählt war. Im J. 1866 und später öfter noch wurde St. in den Tiroler Landtag gewählt, in welchem er stets auf dem Boden der Verfassungspartei stand und insbesondere die Rechte der Deutschen in Oesterreich auf das kräftigste vertheidigte. Auch seine historisch-politischen Veröffentlichungen nehmen alle diesen Standpunkt ein. St. starb als in Schrift und That wackerer Verfechter aller freiheitlichen Bestrebungen in Oesterreich in seiner Vaterstadt am 17. Juli 1873.

Schon in seiner Studienzeit hatte sich St. auch mit poetischen Arbeiten beschäftigt. Im J. 1828—1830 gab er im Vereine mit poetischen Freunden das Taschenbuch „Alpenblumen“ heraus, welches mehrere seiner Erstlingsarbeiten enthält. 1843 erschien mit dem Titel „Dichtungen“ ein Band, welchen St. unter dem Pseudonym Berengarius Ivo herausgab und der ein ganz hervorragendes poetisches Talent bekundet. Auch in verschiedenen poetischen Sammelwerken ist St. durch bemerkenswerthe Poesien vertreten. Von dramatischen Arbeiten sei hier insbesondere das fünfactige Schauspiel „Heinrich und Gregor“ (1844) angeführt. Aus späterer Zeit finden sich noch einige dramatische Stücke, so das Lustspiel „Der Assessor“ (1858), die Festspiele „Rudolph und Margaretha“ und „Jägertreue“ (1863) und verschiedene lyrische Dichtungen. Ueberaus bedeutsam sind die politisch-culturgeschichtlichen Publicationen Streiter's: „Die Jesuiten in Tirol“ (1845), „Die Revolution in Tirol von 1848“ (1851), die „Studien eines Tirolers“ (1861), die für die Kenntniß der zeitgenössischen politischen Verhältnisse im Lande so wichtigen „Blätter aus Tirol“ (Wien 1868). Auch in Zeitschriften und Journalen, insbesondere in der „Allgemeinen Zeitung“, in den „Grenzboten“ und in der Wiener „Deutschen Zeitung“ veröffentlichte St. im

Sinne seiner politischen Anschauung gehaltene und die Verhältnisse Tirols vortrefflich beleuchtende Aufsätze. Im J. 1839 hat St. auch eine Uebersetzung von Rigotti's Werk über „die Lehre vom dinglichen Rechte" bearbeitet und herausgegeben.

Wurzbach, Biogr. Lex. XL. — Brümmer, Lex. d. deutsch. Dicht. d. 19. Jahrhunderts II. — Kehrein, Biogr.-litt. Lex. II. — Augsburger Allgem. Zeitg. 1873, Beil. Nr. 206. A. S.

Streithagen: Peter St., ascetischer Schriftsteller reformirter Kirche (nicht zu verwechseln mit dem Kanonikus gleichen Namens, der zu Cranenburg und Heinsberg lebte und durch lateinische Gedichte und historische Schriften sich bekannt gemacht hat), geboren am 23. November 1591 zu Aachen, † am 12. Juni 1653 zu Heidelberg. In seine Jugendzeit fällt die Wirksamkeit des unerschrockenen Zeugen evangelischer Wahrheit, des Johannes Badius in Aachen. Als die römisch-katholische Partei aber in dieser Stadt die Oberhand gewann, flohen die Eltern Streithagen's mit ihren Kindern in die Kurpfalz. St. erhielt seine Schulbildung in Heidelberg, wo er dann auch studirte und 1615 eine Lehrerstelle am Pädagogium erhielt. Die Verwüstung Heidelbergs 1622 zwang ihn zur Flucht. Auf dem linken Rheinufer, in der Stadt Germersheim, fand er ein Unterkommen. Drei Jahre wirkte er daselbst als Prediger an der reformirten Gemeinde unter vielfachen Bedrückungen seitens der Spanier, welche diese Stadt besetzt hielten und unter ihrem Schutze fremde, römisch-katholische Ordensleute an den Einwohnern ihre Propaganda treiben ließen. Ihnen gegenüber konnte sich St. auf die Länge ohne Schutz und Recht nicht halten. Er zog nach Geldern, wo ihn Herr von Müllendonck den Grafen Ernst und Wilhelm von Nassau zum Feldprediger empfahl. Als solcher begleitete er den letzteren auf seinen Feldzügen gegen die Kaiserlichen. Nach der Befreiung der Stadt Wesel vom spanischen Joche am 14. August 1629 kamen für die Evangelischen des Niederrheins einige Jahre der Ruhe, in denen unter dem Schutze der Niederlande und Brandenburgs das Kirchenwesen derselben wieder in einen geordneten Stand gebracht wurde. Den Anfang mit dieser sogenannten Reformation machte man im Herbste 1628 in den Städten Emmerich und Rees, wo den Reformirten die ihnen abgenommenen Kirchen wieder eingeräumt wurden. St. eröffnete in Emmerich am 28. Sept. genannten Jahres in der Jesuitenkirche den reformirten Gottesdienst mit einer solennen Predigt. Auf des Magistrates Bitte bediente St. das Predigtamt in dieser Stadt bis zum Jahre 1631, wo ihn Friedrich V. von der Pfalz, der unglückliche Böhmenkönig, zu seinem Hofprediger berief. Diesen begleitete er von da an auf allen Reisen unter vielen Gefahren bis an dessen Ende, worauf ihm die Inspection Dirmstein in der unteren Pfalz übertragen wurde. Nachdem die Stadt Heidelberg am 5. Mai 1633 aus der Feinde Gewalt befreit worden, berief der Administrator der Kurpfalz, Ludwig Philipp, St. zum Prediger an der Peterskirche daselbst. Doch schon im November des folgenden Jahres mußte er aus der Pfalz, welche wieder in der Gegner Gewalt gekommen war, fliehen. Kurfürst Karl Ludwig, welcher im Haag sich in jener Zeit aufhielt, bediente sich nun seiner als Hofprediger. Mit diesem Fürsten machte St. höchst beschwerliche Reisen zu Wasser und zu Lande, in England und in Frankreich, ja, lag auch infolge eines Schlagflusses längere Zeit krank darnieder. Seiner ausgezeichneten Predigten wegen baten im Haag mehrere Herren, er möge bei ihnen einen Dienst annehmen. St. liebte aber die Kurpfalz als sein zweites Vaterland zu sehr. Als der Friede wiedergekehrt war, eilte er zurück und übernahm 1650 sein voriges Heidelberger Amt. Zugleich wurde er erster Kirchenrath und Hofprediger.

In England hatte sich St. mit der erbaulichen Litteratur dieses Landes bekannt gemacht. Der Wunsch wurde in ihm rege, das eine und andere, was

er als vorzüglich erkannte, seinen Landsleuten zu übermitteln. Zu dem Ende übersetzte er Joh. Catton's Lebensweg, erklärt in 34 Predigten, ins Deutsche. Auf dieses ließ er 1651 als eine Hauptfrucht dieser seiner Studien in England folgen: „Das hochwichtige Werk der Wiedergeburt. Nach ihrer Art, Beschaffenheit, Beschreibung, Kennzeichen, Früchten, Wirkung, Hinderungen, Mitteln, Zweck u. s. w. aus den berühmtesten englischen Theologis vorgestellt und zusammengetragen von Petro Streithagen". Diese Arbeit, welche unter der geübten Hand Streithagen's eine Originalschrift wurde, begründete das Ansehen ihres Autors. Denn bei der Verwilderung, welche der große deutsche Krieg zurückgelassen, sehnte man sich sehr nach ascetischen Schriften, welche die Mittel vermeintlich angaben, wie die Menschen in kurzer Zeit auf eine höhere Stufe der Cultur und Sitte gebracht werden könnten. Daher ward auch genannte Schrift Streithagen's so sehr gesucht, daß sie schon nach wenigen Jahren vergriffen war. Deshalb veranstalten schon 1658 die Prediger Marcus Floccenius zu Heidelberg und Paul Wirtz zu Mannheim eine neue Auflage derselben, welche sie dem Kurfürsten Karl Ludwig widmen. Auch im J. 1722 erschien eine Ausgabe. Unter anderen war diese Schrift Streithagen's bahnbrechend für die Behandlung der Fragen dieser Art in der reformirten Kirche Deutschlands. In der lutherischen Kirche wurde nachher dadurch der Pietismus hervorgerufen.

J. H. Andreae Spicilegium V post conatum histor.-litterarium de Gymnasio Heidelbg. — Jos. Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis. — Weidneri Apophthegm. III. Cuno.

Streithorst: Anton v. d. St., braunschweigischer Staatsmann, wurde im J. 1562 oder 1563 geboren. Er stammte aus einem alten, ursprünglich westfälischen Adelsgeschlechte, das erst seit kurzem im Braunschweigischen sich niedergelassen hatte, und war wol der vierte der sieben Söhne, die Christoph v. d. St., Hofmarschall und Statthalter zu Wolfenbüttel, bei seinem Tode († 24. Juni 1576) zurückließ. Seine Mutter Eva, geb. v. Sambleben († Febr. 1589), war in erster Ehe mit dem Großvogte Balthasar v. Stechow verheirathet gewesen, der 1553 in der Schlacht bei Sievershausen gefallen war. Die Familie war reich begütert und stand mit dem fürstlichen Hause in nahen Beziehungen. Christoph v. d. St. hat die Häuser Königslutter, Rottorf und Schliestedt in seinem Besitze vereinigt. Ersteres ging auf den ältesten Sohn Heinrich Christoph über, während wir später Schliestedt im Besitze Anton's, Rottorf in dem seines Bruders Joachim sehen. Dieser war der einzige von den Brüdern, der außer Anton im J. 1613, wo beide am 10. September mit ihrem Neffen Hermann Christoph, Heinrich Christoph's Sohne, einen Erbvergleich schlossen, noch am Leben war. Bald nach dem Tode des Vaters, am 13. Juli 1576, bezog Anton mit Joachim und zwei anderen Brüdern die Universität Helmstedt. Dann setzte er auf Reisen durch Oberdeutschland und Italien, die er in Begleitung des späteren Helmstedter Professors Friedrich Dasypodius machte, seine Studien fort. Im J. 1589 kehrte er in die Heimath zurück und lebte in Schliestedt als Privatmann. Die Urtheile aus dieser früheren Zeit lauten über ihn durchaus günstig. So nennt ihn ein Mann wie Caselius (s. A. D. B. IV, 40) 1611 „non minus de optimis disciplinis et summis virtutibus quam familia nobilem"; und ähnlich heißt es von ihm noch in der Memoria Dasypodii (Meier, Monumenta Julia p. 100). Bald zog er die Aufmerksamkeit des Herzogs Heinrich Julius auf sich, der von 1591 ab seine Dienste bei verschiedenen Behörden, sowie besonders zu Gesandtschaften gebrauchte, bis er ihm unterm 11. Januar 1600 als Hofrath beim Hofgerichte eine feste Anstellung ertheilte. Für nähere Beziehung zu dem Fürsten selbst spricht wohl der Umstand, daß alle vier Söhne, sowie ein Neffe Anton's in der Begleitung des Erbprinzen Friedrich Ulrich waren,

als dieser am 3. October 1603 sich in Helmstedt immatriculiren ließ. Daß er als Beamter wegen seiner Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit in hohem Ansehen stand, zeigte sich bald nach dem Tode des Herzogs Heinrich Julius († 20./30. Juli 1613). Dessen Nachfolger, Herzog Friedrich Ulrich, war den Regierungspflichten, die ihm oblagen, in den folgenden unruhigen Zeitläuften und bei den Schwierigkeiten zumal finanzieller Natur, die er hier vorfand und die der verunglückte Versuch gegen die Stadt Braunschweig noch sehr verschlimmerte, nichts weniger als gewachsen. Man fürchtete, daß er, eine ehrliche, gutmüthige, aber schwache Natur, geistiger Anstrengung abhold und den Freuden der Tafel um so mehr ergeben, nur zu leicht von seiner Umgebung sich würde beeinflussen lassen, zu selbständigen Entschlüssen, zu planmäßigem Regiment sich nicht würde aufraffen können. Deshalb suchten seine nächsten Anverwandten, seine Mutter, die Herzogin Elisabeth und deren Bruder, König Christian von Dänemark, ihm und der ganzen Landesverwaltung dadurch einen festen Halt zu geben, daß sie ihm eine Anzahl Räthe zur Seite stellten, an deren Zustimmung jede seiner Handlungen gebunden war. Niemand hielt man für würdiger an ihre Spitze zu treten, als Anton v. d. St., dessen liebenswürdiges Wesen — rosa inter spinas nennt ihn eine alte Schilderung der damaligen Hofleute zu Wolfenbüttel — die Uebernahme solch einer Aufgabe sehr zu erleichtern schien. Unterm 31. October 1615 ward er zum Oberhofmeister, Geheimrath und Hofrichter bestellt, und es wurden ihm vier Regierungs- und Geheimräthe, nämlich Jobst v. Weyhe, Hans v. Mützefahl, Berthold v. Rautenberg und Eberhard v. Weyhe, beigeordnet. Der Herzog verpflichtete sich ausdrücklich, Alles, was sie riethen, in Gnaden zu vermerken, keine Briefe oder Schriften, daran gelegen, zu vollziehen, ehe sie sie gelesen und erwogen, und ohne ihr Wissen nichts zu verschenken, zu veräußern oder zu verschreiben. Am 1. Februar 1616 ließ er hierüber eine gedruckte Verordnung ausgehen, in der es ausdrücklich hieß, daß kein Document Gültigkeit besäße, wenn es nicht der Oberhofmeister oder einer der vier Räthe zuvor unterschrieben hätte. Unterm 10. December 1616 wurde Anton seiner treuen, guten Dienste wegen zum Statthalter, geheimsten Kammerrath und Hofrichter ernannt; wol um sich gefügigere Werkzeuge zu schaffen, ließ er sich sechs Räthe, die an allen wichtigen Entschließungen theilnehmen sollten, zur Seite stellen: Arend v. Wobersnau, Eberhard v. Weyhe, Joachim v. d. St., Anton's Bruder, Jobst v. Weyhe, Henning v. Rheden und Berthold v. Rautenberg. Die Regierung erhielt durch diese Neuerungen einen ganz veränderten Charakter; ihr Schwerpunkt lag von jetzt ab statt in den Rathsversammlungen, bei jenen Männern, die, abgesehen von den Justiz- und Parteisachen, die der fürstlichen Rathsstube und Kanzlei verblieben, eigentlich alles zu entscheiden hatten. Es bildete sich eine Oligarchie von bedenklichem Charakter; die Person des Fürsten trat um so mehr zurück, je mehr er bei seiner indolenten Gesinnung froh war, lästiger Arbeit und Verantwortung überhoben zu sein. Es war so Anton v. d. St. und den Leuten, die zu ihm hielten, ein Leichtes, einen völlig beherrschenden Einfluß auf Friedrich Ulrich zu gewinnen und lange Zeit zu behalten. So gut die Absicht war, die zur Einsetzung der Regentschaft geführt hatte, so verderblich waren für den Fürsten wie für das Land die Folgen, die daraus erwuchsen. Die Verführung zu Uebergriffen, zu eigener Bereicherung und Vernachlässigung der Landesinteressen war bei dem willenlosen Fürsten und bei dem Mangel jeglicher Controle für die Machthaber eine zu große, als daß sie ihr auf die Dauer hätten widerstehen können; und als sie die schiefe Ebene erst einmal betreten hatten, da gab es kein Aufhalten, bis ihrem Treiben gewaltsam ein Ende gemacht wurde. Es ist bekannt, wie schwere Wunden dieses Streithorst'sche Regiment durch seine eigennützige Verwaltung, insbesondere die heillose Münzverfälschung, das sogenannte

Kipper- und Wipperwesen, wodurch Handel und Wandel für lange Zeit fast völlig lahm gelegt wurden, dem allgemeinen Wohlstande des Landes geschlagen hat. Wohl noch mehr als Anton v. d. St. entfalteten die Landdroste Arend v. Wobersnau, der das Gebiet zwischen Deister und Leine, Joachim v. d. St., der die Harzämter, und Henning v. Rheden, der die Weserlande unter sich hatte, eine geradezu landesverderbliche Thätigkeit; sie vor allem zogen sich den allgemeinen bitteren Haß im höchsten Maaße zu. Friedrich Ulrich schenkte ihnen blindes Vertrauen und geschickt verstanden sie, fremde Einwirkungen von ihm fern zu halten. So insbesondere seinen Bruder, den Herzog Christian, den sie bei der Kinderlosigkeit des Landesherrn als seinen Nachfolger fürchteten. Die Warnungen der Mutter, der Herzogin Elisabeth, die freimüthigen Worte des alten Hofpredigers Basilius Sattler (s. A. D. B. XXX, 408) waren lange Zeit wirkungslos; auch das in kräftiger Sprache abgefaßte, hochfahrende Mahnschreiben, das König Christian unter dem Namen des „Königlichen Weckers“ am 21. December 1620 von Cronenburg aus an Friedrich Ulrich ergehen ließ, war zunächst ganz ohne Erfolg. Es waren hauptsächlich drei Punkte, die hier den Streithorsts und ihren Genossen, von deren Wesen und Gebahren eine äußerst ungünstige Schilderung entworfen wird, zum Vorwurf gemacht wurden: die Verschlechterung des Münzwesens, die übermäßige Beschwerung der Unterthanen und die Veräußerung von Kammer- und Klostergütern. Es würde uns zu weit führen, im einzelnen hierauf einzugehen. Auch die später erhobenen Anklagen, die sich außerdem auf die verschiedensten Punkte bezogen, auf Eingriffe in die Justizpflege, Verwahrlosung der Landeseinnahmen, Unterschlagung öffentlicher Gelder, Verwüstung der Wälder, Errichtung einer besonderen Hauskanzlei, Erregung von Zwietracht in der fürstlichen Familie, Absperrung des Fürsten, Beraubung des Grabes Kaiser Lothar's in Königslutter u. s. w. u. s. w., können wir hier nicht verfolgen. Mögen manche derselben auch übertrieben gewesen sein, mag man auch Einiges davon auf Rechnung des Eifers der siegenden Gegenpartei setzen müssen, die schließlich allein das letzte Wort behielt: so steht doch fest, daß die üppige Lebensweise der Landesregenten, ihr stark angewachsener Reichthum, den sie durch Leistung von Vorschüssen an den Herzog noch mehr zu dessen Beherrschung auszunutzen verstanden, in scharfem Gegensatze zu der stetigen Geldnoth des Fürsten und der völligen Verarmung des Landes stand. Die Münzverschlechterung, die eine allgemeine Theuerung, hie und da Hungersnoth, ja, nach den Aussagen der Landschaft, revolutionäre Bewegungen und Unsicherheit selbst in der Hofstadt verursachte, hatte mit der Zeit einen solchen Umfang angenommen, daß das Kammergericht zu Speier 1620 deshalb eine Citation erließ. Hatte diese bei den unruhigen Zeiten auch sonst keine merklichen Folgen, so hielt es Arnd v. Wobersnau, der sich auf dem Kalenberge, in Amelungsborn und an anderen Orten ganz besonders die schändlichsten Münzvergehen hatte zu Schulden kommen lassen, doch für gerathen, das Weite zu suchen. Wol um Ende März 1621 floh er nach Hildesheim, wo er schon am 3. Juni desselben Jahres gestorben ist. Auch Henning v. Rheden fühlte sich bald nicht mehr sicher; er nahm am 10. März 1622 seinen Abschied. Denn um diese Zeit hatten sich auch einige der angesehensten Ständemitglieder, denen der Landrentmeister Barnstorff geschickte Unterstützung lieh, zusammengethan, um dem Fürsten die Augen über die Landesverderber zu öffnen. Verschiedene Eingaben brachten sie glücklich in die Hände des Fürsten; anfangs machten sie für die Mißstände nur allgemein die fürstlichen Räthe, dann aber ganz offen die Streithorsts verantwortlich. Diese suchten die Schuld auf Münzmeister und Juden abzuwälzen und das Auftreten der Landstände als einen Eingriff in die landesherrlichen Rechte, als einen widerrechtlich beanspruchten Condominat darzustellen. Aber auf die Länge konnten ihre Aus-

flüchte bei dem Herzoge nicht verfangen. Auf dem Schlosse zu Hessen gelang es am 10. September 1622 dem vereinten Bemühen der Herzogin Elisabeth, ihres Schwagers, des alten Herzogs Philipp Sigismund und verschiedener Ständemitglieder und Beamten den Landesherrn von der Schuld der Streithorsts zu überzeugen. Er ließ sie abtreten und gefangen setzen. Ein neues Regiment, in dem Ernst v. Steinberg auf Bodenburg zum Statthalter ernannt wurde, trat an ihre Stelle. So schwer der Herzog an die Schuld der Streithorsts hatte glauben können, so unerbittlich war er nun bei dem Bestreben, die Strenge des Rechts über sie walten zu lassen. Am 14. December 1622 wurde der Proceß eröffnet, am 12. Mai 1623 begannen die Verhandlungen. Der Großvogt und Vicehofrichter Jobst v. Weyhe führte den Vorsitz des Gerichtshofes, der aus mehreren hohen Beamten und Helmstedter Rechtslehrern gebildet war. Es wurden drei Klagelibelle eingereicht, von denen eins von dem Herzoge Christian veranlaßt war. Dieser warf ihnen u. a. vor, daß sie ihn seinem Bruder hätten verdächtig machen wollen, als wenn er nach der Landestheilung a. a. strebte. Schon die hohe Artikelzahl der Klageschriften (2567, 1185 und 84) erklärt die lange Zeit, die die Verhandlungen in Anspruch nahmen. Inzwischen hatten die Streithorst'schen Verwandten sich an den Kaiser gewandt und von ihm unterm 26. Februar 1624 einen Befehl erwirkt, nach dem die Angeklagten gegen eine Caution von 100 000 Gulden in Freiheit zu setzen und ihre Güter ꝛc. ihnen wieder zurückzugeben wären. Braunschweigischerseits sah man darin eine Beeinträchtigung der Criminaljurisdiction der Reichsfürsten und trat in Schriftwechsel mit Kurbaiern, Sachsen und anderen Reichsständen, die am kaiserlichen Hofe deshalb intercedirten. Dadurch gerieth der Proceß ins Stocken. Ehe er entschieden, starb Anton v. d. St. am 17. September 1625 in der Gefangenschaft. Seine Leiche wurde den Angehörigen ausgeantwortet und in Schliestedt in der Stille beigesetzt. Sein Bruder Joachim wurde im folgenden Jahre aus der Haft entlassen, nachdem er am 3. März den von ihm geforderten Receß unterschrieben hatte. Sobald er frei war, widerrief er denselben, da er ihm durch die Drohung, ihn nach Dänemark zu bringen, abgezwungen wäre. Die Güter, die die Beiden besessen, blieben ihren Nachkommen im wesentlichen erhalten. — Anton war zweimal verheirathet, zuerst mit Anna Marie v. Seggerde, die um den Anfang des Decembers 1613 gestorben ist, dann mit Dorothea v. Bibow, die den Gatten noch lange Jahre überlebte († 26. Sept. 1659). Er hinterließ vier Söhne: Christoph, der später Geheimrath und Landdrost wurde, Julius Ernst, der 1637 das von dem Grafen v. Mansfeld verpfändete Amt Erdeborn übernahm, Franz Otto und Julius August.

Vgl. außer den Braunschweig-Hannoverschen Geschichten von Spittler, Havemann und v. Heinemann v. Bülow, Beiträge zur Geschichte der Braunschweig-Lüneburgischen Lande S. 167 ff. — Bode, Das ältere Münzwesen Niedersachsens S. 112 ff., 165 ff. — Henke, Calixt I. S. 228 ff. — Heine, Geschichte des Dorfes Erdeborn (Mansfelder Blätter 5. Jahrgang S. 34 ff.; der hier von dem Grafen v. Oeynhausen aufgestellte Stammbaum nach Obigem zu vervollständigen). — Herzogliches Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Streithorst: Johann Werner St., verdienter Schulmann und Geistlicher, geboren am 8. Mai 1746, † am 17. Februar 1800 als Oberdomprediger zu Halberstadt, war 1768—1772 Lehrer an der Schule zu Wernigerode, von 1772 ab war er als Subconrector, dann Conrector und zuletzt Rector adjunctus am Martineum zu Halberstadt thätig, zugleich bekleidete er als Prediger an der heiligen Geistkirche und seit 1775 als zweiter Prediger an der Domkirche ein geistliches Amt. Im November 1787 wurde er Mitglied des Halberstädter

Consistoriums und am 15. Februar 1788 Oberdomprediger. In dieser Stellung war er Ephorus des Halberstädter Stephaneums und Mitglied der domcapitularischen Kirchen- und Schuldeputation und hat sich wesentliche Verdienste um das Gedeihen des Kirchen- und Schulwesens im Fürstenthum Halberstadt und des Stephaneums im besondern erworben. Seine schriftstellerische Thätigkeit besteht in der Herausgabe von Predigten und Reden, Gelegenheitsschriften und Beiträgen zu Zeitschriften philosophisch-psychologischen und pädagogischen Inhalts. Er gehörte durchaus dem Gleim'schen Freundeskreise an und gab auch die Auszüge aus den Collectaneen von David Claus, einem zu Gleim's Zeit in Halberstadt lebenden Manne aus dem Volke, heraus. A. Richter.

Streitt: Franz St., Genremaler, geboren am 24. November 1839 zu Brody (Galizien) als der Sohn eines k. k. österreichischen Finanzbeamten, machte seine Kunststudien zu Krakau, wo er seine ersten Bilder zur Ausstellung brachte: „Polnische Eltern segnen ihren ins Feld ziehenden Sohn" (1862); „Rauchende Lehrlinge" (1864) und eine „Zigeunerfamilie" (1865). Dann bildete er sich an der Akademie zu Wien unter Professor v. Engerth und malte einige Bilder nach Gedichten von Mickiewicz: „Der Leiermann" (1860) und „Der Woiwode", auch eine „Bacchantin" und „Landpartie" und ein großes historisches Bild „Johann, Herzog von Finnland (nachmals König Johann III. von Schweden) mit seiner Gemahlin Katharine und ihrem Sohne Sigismund, im Königskerker zu Gripsholm". Offenbar angeregt durch Munkacsy schilderte St. den „Letzten Besuch" einer Mutter und Gattin bei dem Verurtheilten im Gefängniß. Im J. 1871 übersiedelte St. nach München, wo sich der Einfluß von Piloty, Jos. v. Brandt und Kowalski-Wieruß bewährte. Hier entstand eine Reihe kleiner wohlausgeführter Genrebilder, zu welchen der Maler mit Vorliebe heimathliche Erinnerungen verarbeitete, darunter eine „Familienscene", die „Bitte um Feuer" und das später abermals wiederholte „Wandernde Quartett" von Bettelmusikanten; eine Scene „Bei der Kartenschlägerin", ein polnisches „Gänsemädchen" und „Zigeunerkinder" (1873). Darauf folgten „Der letzte Weg" (Ausführung eines Verbrechers zum Schaffot), „Der erste Freund" und „Der erste Schritt" (1874), eine rothe Dame mit dem Blumenorakel „Er liebt mich!" (1875) und eine „Aerztliche Consultation". Unter den weiteren Arbeiten Streitt's findet sich eine „Zigeunertruppe" an einem Brunnen in einer ungarischen Pußta (1882), ein Fiedel spielender „Zigeunerknabe" (1885, als Holzschnitt in Nr. 26 Ueber Land und Meer 1887), der humoristische „Kampf ums Dasein" (1888) mit zwei Gruppen von fahrenden Musikanten, welche auf einem großen, schneebedeckten Platz, dessen Hintergrund ein österreichisch-polnisches Städtchen abschließt, um die Wette geigen, blasen und spielen. Sehr harmloser Natur war „Der eingeholte Deserteur" (ein das eingefangene junge Lamm tragendes Mädchen), „Anziehungskraft der Erde" (1888) und die „Zarte Anfrage" (1889). Von langen asthmatischen Schmerzen erlöste der Tod den Künstler am 29. December 1890. Mit Franz St. „wurde nicht bloß ein Künstler, sondern auch ein braver Gatte, ein gesinnungstüchtiger Freund und ein edler Mensch zu Grabe getragen." Ein großer Theil seiner Skizzen, Studien und Zeichnungen wurde im März 1891 im Münchener Kunstverein zur Ausstellung gebracht.

Vgl. Wurzbach, Lexikon XL, 39. 1880. — Kunstvereinsbericht f. 1890, S. 77. Hyac. Holland.

Strempel: Joh. Karl Friedrich St., geboren am 20. August 1800 zu Bössow bei Grevesmühlen, † am 29. August 1872 zu Ludwigslust, namhafter Kliniker und Operateur. Sohn eines Landgeistlichen, widmete er sich naturwissenschaftlichen und medicinischen Studien, denen er in Rostock und Berlin mit Eifer oblag. An letzterer Universität erwarb er 1822 die medicinische

Doctorwürde. Nachdem er kurze Zeit in Schwerin prakticirt hatte, siedelte er 1825 nach Rostock über, wo er sich bald allgemeines Vertrauen erwarb. Neben einer durch glänzende Erfolge ausgezeichneten praktischen Wirksamkeit vernachlässigte er aber keineswegs das rein wissenschaftliche Studium und trat als Privatdocent in die akademische Laufbahn ein. Schon zu Ostern 1826 übertrug ihm der Rath der Stadt Rostock eine ordentliche Professur und eröffnete ihm so einen ausgedehnten Wirkungskreis, der sich noch erweiterte, als im Jahr darauf das Patronat der Hochschule gänzlich auf den Landesherrn überging und somit an die Stelle einer zweigetheilten, mitunter auch zwiespältigen Verwaltung ein einziger zielbewußter Wille trat. Es fehlte der Universität zur Zeit so ziemlich an allem, was zur Förderung und praktischen Verwerthung der naturwissenschaftlichen und medicinischen Disciplinen dienen konnte. Eine kleine naturwissenschaftliche Sammlung und ein sehr bescheidenes anatomisches Institut war alles; nicht einmal ein Krankenhaus stand der Universität zur Verfügung, da die Stadt selbst nur ein kleines, für klinische Zwecke durchaus ungeeignetes Armen-Krankenhaus besaß. Unter solchen Umständen war ein ersprießlicher medicinischer Unterricht kaum möglich. Strempel's Verdienst ist es, unermüdlich, in immer und immer wiederholten Vorstellungen auf die Nothwendigkeit besonderer Institute hingewiesen zu haben. Der Erfolg blieb nicht aus und man kann wol mit Recht behaupten, daß seiner Anregung und seinem persönlichen Vorgange mehr oder minder alle die jetzt in Rostock bestehenden mannichfaltigen medicinischen Anstalten ihre erste Entstehung verdanken. Schon 1828 hatte er mit eigenen Opfern die Errichtung einer anfänglich nur in kleinen Abmessungen gehaltenen, in gemietheten Räumen untergebrachten Klinik möglich gemacht, die bald heranwuchs, bei Abbruch des alten städtischen Krankenhauses auch dessen Insassen aufnahm und schließlich in dem 1855 eröffneten, unter Strempel's eifrigster Mitwirkung ins Leben getretenen neuen städtischen Krankenhause aufging. Eine geburtshülfliche Klinik und Unterrichtsanstalt für Hebammen war schon 1837 damit verbunden worden, ebenso eine kleine Station für Augenleiden, da St. als Operateur bei Schielen und Staarleiden sehr großen Ruf besaß. Doch nicht nur rein medicinische, auch andere wissenschaftliche Institute haben dem weiten Blick und dem unabläßigen Bemühen Strempel's ihre Entstehung oder Förderung zu danken, wie das naturhistorische Museum, das chemische Laboratorium und das astronomische Observatorium. In Anerkennung dieser seiner hervorragenden Verdienste wurde er 1838 zum Obermedicinalrath ernannt.

Eine bei einer Section zugezogene nicht ungefährliche Verletzung führte ihn 1841 zur Cur nach Baden bei Wien; nach seiner Herstellung nahm er daselbst und in Wien eine Reihe dort noch ziemlich unbekannter Operationen vor, besonders Tenotomieen, die eben erst von dem eng mit ihm befreundeten Dieffenbach in Aufnahme gebracht waren, und erregte damit das größte Aufsehen in ärztlichen Kreisen, sodaß ernstlich daran gedacht wurde, ihn ganz an Wien zu fesseln. Familienverhältnisse, Anhänglichkeit an die selbst geschaffenen Institute und der ausgesprochene Wunsch des Landesherrn erhielten ihn indessen der heimathlichen Hochschule. Mit Eifer verfolgte er die Fortschritte der Wissenschaft und sorgte dafür, daß sie auch seinen Kliniken zugute kamen, wie er sich denn diesen Anstalten mit solcher Hingebung widmete, daß er seiner ausgedehnten und einträglichen Stadtpraxis um ihretwillen entsagte. Als er seine körperliche Rüstigkeit abnehmen fühlte, trat er nach und nach von der persönlichen Leitung der Kliniken zurück und überließ sie jüngeren, mit Sorgfalt selbst dazu auserlesenen Kräften: 1855 gab er die medicinische Klinik an Th. Thierfelder, 1861 die chirurgische an Simon ab und zog sich infolge zunehmender Kränklich-

keit allmählich ganz in die Stille zurück. Am 2. August 1872 erlebte er noch die leider durch das kurz vorher erfolgte Dahinscheiden der treuen Lebensgefährtin getrübte Freude, daß ihm zu seinem 50jährigen Doctorjubiläum von nah und fern die wärmsten Glückwünsche dargebracht wurden. Wenige Wochen darauf setzte ein sanfter Tod seinem thätigen Leben ein Ziel.

Mittheilungen von Seiten der Familie. — Krabbe, Trost- und Erinnerungsworte am Sarge, Rostock 1872. — Blanck, Die mecklenburgischen Aerzte, Schwerin 1874, S. 151 (mit Verzeichniß der von Strempel veröffentlichten Schriften). — Uffelmann, Hygienische Topographie der Stadt Rostock, Rostock 1890, S. 138 ff. — Braun, Zoologie, vergleichende Anatomie und die entsprechenden Sammlungen bei den Universitäten Bützow und Rostock, Rostock 1891, S. 23. Ad. Hofmeister.

Stresow: Konrad Friedrich St., geistlicher Liederdichter. Er war geboren am 15. Februar 1705 zu Sandberg in der Grafschaft Reventlov auf Sundewitt in Schleswig-Holstein, besuchte das Lübecker Gymnasium und studirte dann Theologie in Kiel und Wittenberg von 1723 an. Nachdem er eine Zeit lang Hauslehrer gewesen, ward er 1730 gewählt zum Pastor in Rieseby und 1738 in Haseldorf. 1752 ward er ernannt zum Hauptpastor und Kircheninspector in der Stadt Husum und 1760 zum Hauptpastor in der Stadt Burg, und Kirchenpropst der Insel Femarn, 1776 Consistorialrath. Hier feierte er 1780 sein 50jähriges Dienstjubiläum (Acta histor. eccl. nostri temporis VIII, 452) und starb am 17. December 1788. Er war auch Mitglied der Schwedischen Gesellschaft pro fide et christianismo. Er galt als gelehrter, frommer und gründlicher Theologe und hat eine Reihe ascetischer Schriften verfaßt, zunächst eine „Hauspostille“, die auch 1752 in dänischer Sprache erschien. Zur Einführung des Rectors Schaumann an der Gelehrtenschule in Husum schrieb er: „Die Schule als Werkstätte des heiligen Geistes“ (1756, und wieder gedruckt Halle 1767). „Entwurf einer Theodicee der göttlichen Offenbarung“ (1770); „Erinnerung an die Katechumenen, die ihren Taufbund erneuern wollen“ (1773). Als geistlicher Liederdichter erschien von ihm: „Biblisches Vergnügen in Gott oder sämmtliche Psalmen in Liedern“ (1752, 5 Theile). Die Psalmen sind hier nach fünf Rubriken geordnet: 1) messianische, 2) den erhöhten Heiland und himml. König betr., 3) David's Gebete, 4) Trostpsalmen, 5) Lob- und Dankpsalmen. Der Inhalt ist im Silbenmaaß bekannter Lieder wiedergegeben und die Melodie dazu angegeben. — „Sonn- und festtägliche Erquickung in geistlichen Liedern über evangel. und apostol. Texte“ (1757); „Katechismus in geistlichen Liedern zur häuslichen Erbauung für Alt und Jung“ (1785). Heerwagen urtheilt: die Poesie ist rein, angenehm und erbaulich. Einige seiner Lieder haben in Gesangbüchern Aufnahme gefunden, z. B. Des Donners schreckliches Gebrülle ꝛc., Gelobt, gelobt seyst du mit Freuden ꝛc., Wie gnädig ist der höchste Wille ꝛc., Willkommen, du Geschenk des Himmels ꝛc., Gottlob, da bist du Kind ꝛc., Gieb o Herr, daß wir die Gaben ꝛc. Letzteres im Kramer'schen Gesangbuch Nr. 712.

O. H. Moller, Von der Stresow'schen Familie, Flensburg 1781. — S.-H. Prov.-Ber. 1789, I, 117. — Heerwagen 138. — Kordes' Schriftstellerlex. 508. — Johannsen, Histor.-biogr. Nachr. von geistl. Liederdichtern Schlesw., 1802, 253. — Zeitschr. d. Gesellsch. f. S.-H.-L. Gesch. XVI. Kiel 1886, S. 322. Carstens.

Stretlingen: Heinrich v. St., Minnesinger. Das Geschlecht der Stretelinger, dessen Stammburg am Thuner See liegt, war so alt und vornehm, daß die angeblich von dem letzten Gliede zusammengedichtete Stretlinger Chronik es mit den burgundischen Königen in engen Zusammenhang bringt. Wahrscheinlich war aber gerade Heinrich III. von Stretelingen, der durch übermüthige Welt-

freude Ansehen und Reichthum der Familie verdarb, unser Dichter. Er ist 1258—94 zu belegen; die Art der Gedichte weist mehr in diese Zeit als in die Jahre 1250—63, in denen sein gleichnamiger Vater auftritt. — Die Manessische Handschrift bringt von ihm drei Liebeslieder; das letzte hat er bereits in höheren Jahren gedichtet. Inhaltlich sind die Gedichte bedeutungslos, reich an Reminiscenzen, die gelegentlich in künstlich aufgeputzter Gestalt erscheinen. Der Form nach sind sie Zeugnisse für den Einfluß des echten Volksliedes auf den Minnesang; aber die kurzen, volksthümlichen Verse, die Anreden und Refrains sind ebenfalls durch Reimhäufung und Responsionskünste höfisch übergüldet.

Der bernische Staatsmann und Historiker N. F. v. Mülinen (s. A. D. B. XXII, 783), Besitzer eines altstretelingischen Gutes, setzte dem Minnesinger ein Denkmal, so daß der unbedeutende Dichter vielleicht der erste altdeutscher Sänger war, dem diese Ehre widerfuhr. Auch hat Tieck eins seiner Lieder erneuert.

Bartsch, Schweizer Minnesinger S. LXIX (Biographisches) und S. 106 f. (Text). — v. d. Hagen, Minnesinger IV, 116—117 und Bildersaal S. 66 bis 74. — Bächtold, Gesch. d. deutschen Dichtung in der Schweiz S. 153. — Weitere Litteratur bei Bartsch. — Die Stretlinger Chronik herausg. von J. Bächtold, Frauenfeld 1877 (besonders S. VII—XXVI).

Richard M. Meyer.

Streubel: Johann Woldemar St., als Militärschriftsteller auch unter dem Namen „Arkolay“ bekannt, welchen er sich, denselben von der mittelalterlichen, richtiger Arkeley geschriebenen Bezeichnung für das Geschützwesen herleitend, beigelegt hatte, wurde am 18. November 1827 im Dorfe Börnichen bei Augustusburg im Königreiche Sachsen geboren. Sein Vater, welcher Revierjäger war, starb früh. Nach dem Tode desselben siedelte die Mutter nach Wegefahrt bei Freiberg über; ihr Sohn, welcher bis dahin die Volksschule besucht hatte, wurde Ostern 1842 in die Gewerbeschule zu Chemnitz aufgenommen und besuchte diese drei Jahre lang. Die Zeugnisse, welche ihm dort ertheilt wurden, lauten mittelmäßig, am wenigsten gut waren seine Leistungen in der Mathematik und namentlich im Französischen, in letzterer Sprache blieben sie bis zuletzt „mittelmäßig“. Bei seiner Entlassung von der Schule sprach er die Absicht aus auf die Militär-Bildungsanstalt in Dresden überzugehen. Diese Bezeichnung führte zu jener Zeit das frühere und gegenwärtige Cadettencorps, bei welchem damals eine Einrichtung bestand, vermöge deren neben den die Mehrzahl der Zöglinge bildenden Cadetten einige aus dem Mannschaftsstande hervorgehende Anwärter die erforderliche Ausbildung für die Officierslaufbahn erhielten. St. trat zunächst zu Dresden als Kanonier in den Militärdienst, wurde 1847 Unterofficier, 1849 zur Militärbildungsanstalt commandirt und am 28. Juli 1850 zum Officier befördert. Mit großem Eifer widmete er sich nun seinem Berufe, entzog sich aber dem Verkehr mit seinen Kameraden und stieß sie durch Ueberhebung und Starrsinn von sich ab. Dieses Verhältniß und der Wunsch durch ein um sechs Thaler höheres Monatsgehalt seine schmalen Einkünfte zu verbessern, damit er mehr Bücher kaufen könne, bewogen ihn, die Versetzung zu den mit der Artillerie vereinigten Pionieren zu erbitten; sie wurde ihm 1851 zu theil. Drei Jahre später trat er ohne Nennung seines Namens mit seinem Erstlingswerke „Rußland historisch und strategisch beleuchtet von einem deutschen Officier“ (Kaiserslautern 1854) an die Oeffentlichkeit. Die Veranlassung gab ihm der eben begonnene Orientkrieg. Er hatte die kommenden Ereignisse im allgemeinen richtig vorausgesehen. Dieser Erfolg, in Verbindung mit dem Umstande, daß der als Militärschriftsteller hochangesehene Pönitz die Schrift ungünstig beurtheilt hatte und daß die von diesem vertretenen Ansichten sich vielfach als irrig erwiesen, trug dazu bei, die hohe Meinung,

welche St. von sich hatte, zu steigern. Beim Erscheinen seiner nächsten Arbeit trat er mit seinem vollen Namen hervor. Der Titel derselben lautete „Die zwölfpfündige Granatkanone und ihr Verhältniß zur Taktik der Neuzeit“ (Kaiserslautern und Leipzig 1857); ihr Verfasser bezeichnet sie als eine „artilleristisch-taktische Untersuchung“. Sie zog ihm, wegen einiger tadelnder Bemerkungen über das österreichische Artilleriematerial, die der dortigen Regierung Veranlassung zur Beschwerde bei der sächsischen gegeben hatten, einen Verweis vor versammeltem Officiercorps zu, eine Strafe, welche den aufgeregten und empfindlichen Verfasser bewog, im Herbst 1858 den Abschied aus dem Militärdienste zu nehmen. Er blieb in Dresden wohnen und gedachte von seiner Feder zu leben, träumte auch, daß dereinst irgend welche Macht gern seine Dienste in Anspruch nehmen würde. Den Stoff zur Arbeit bot ihm zunächst der im folgenden Jahre ausbrechende Krieg in Italien. Vor Beginn desselben erschien „Die militärische Schwäche Frankreichs Deutschland gegenüber“ (Stuttgart 1859, zuerst in der Deutschen Vierteljahrsschrift abgedruckt), ihr folgte nach Beendigung des Krieges eine andere Flugschrift „Ueber den Mangel an genialen Feldherren in der Gegenwart“ (Dresden 1859). Seine Absicht über den Krieg jenes Jahres ein größeres Werk zu schreiben, für welches er den Stoff sammelte, ist nicht zur Ausführung gekommen. Dagegen übernahm er die Leitung eines von der Bundes-Militär-Commission begründeten, von allen Staaten außer Preußen und Kurhessen begünstigten „Militär-Wochenblattes für das deutsche Bundesheer“, welches seit dem 1. Juli 1860 in Frankfurt a. M., wohin St. übersiedelte, herausgegeben wurde. Das Blatt hatte anfangs Erfolg, ging aber, als dieser sich sehr gemindert hatte, mit dem 31. December 1863 ein. St. führte darauf einige Jahre die Redaction eines politischen Wochenblattes, welches der „deutsche Reformverein“ erscheinen ließ. Er schrieb damals außerdem „Die gezogenen Geschütze“ (Darmstadt 1861) und die „Panzerschiffe“ (Darmstadt 1862), Schöpfungen der Neuzeit, deren erbitterter Gegner er war, er bezeichnete das Auftreten der letzteren als einen nautischen und artilleristischen Rückschritt. Jetzt legte er sich den Schriftstellernamen „Arkolay“ bei. Als Frankfurt preußisch geworden war, zog St., um nicht unter der verhaßten Regierung zu stehen, nach Heidelberg, wo er trotz seiner Bedürfnißlosigkeit in ärmlichen Verhältnissen lebte. Er veröffentlichte dort eine „Taktik der Neuzeit vom Standpunkte des Jahrhunderts und der Wissenschaft“ (Darmstadt 1868), in welcher er „allen Denkern in den Heeren“ vortrug, daß die Artillerie im J. 1866 eine bedeutende Verschlechterung in ihren Leistungen aufgewiesen habe. Seine Stellung in der Wissenschaft der Waffe wurde eine immer mehr vereinzelte. Das nächste, was er schrieb, war seinem Preußenhasse entsprungen, der Titel des Buches hieß „Der Anschluß Süddeutschlands an die Staaten der preußischen Hegemonie, sein sicherer Untergang bei einem französisch-preußischen Kriege“ (Zürich 1869); das Buch machte Aufsehen und erlebte fünf Auflagen; die Ereignisse zeigten aber bald, daß der Verfasser sich hier auf einer ebenso falschen Fährte befand, wie bei seinen militärischen Untersuchungen. Letztere brachte er nochmals in einem größeren Werke „Die Mysterien der Artillerie, kritisch-didaktisch-historische Analyse des Kartätschschusses glatter Rohre als Grundlage der Dreiwaffen-Taktik“ (Darmstadt 1870). Seine vorletzte Arbeit „Das Germanenthum und Oesterreich, resp. Oesterreich und Ungarn als Fackel für den Völkerstreit“ (Darmstadt 1872) zeigt bei aller Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit noch klare Gedanken und lichtvolle Gliederung, die nächste und letzte aber „Lüge und Wissenschaft, Neues zu Altem, für Officiere aller Waffen“ (Frankfurt 1872) ist bei bereits umnachtetem Geiste geschrieben, ein Zustand, welcher im Sommer des

letztgenannten Jahres seine Ueberführung in die Irrenanstalt zu Illenau veranlaßte, in welcher er am 25. Decbr. 1873, ganz stumpf geworden, gestorben ist. Streubel's Fehler und Irrthümer wurzelten in seinem Charakter, nicht in einem Mangel an Verstand; seine Selbstüberschätzung und sein Eigensinn hinderten ihn an voller Würdigung der Ansichten und Meinungen seiner Gegner. Der Vortheil, welchen die Wissenschaft von seinen Schriften gehabt hat, bestand darin, daß er anregend wirkte und zur Widerlegung herausforderte.

Eine Schilderung von Streubel's Lebensgange und eine Würdigung seiner Schriften hat G. Zernin im „Organ der militär-wissenschaftlichen Vereine“, 26. Band, Wien 1883, gegeben. B. Poten.

Streubel: Karl Wilhelm St., hervorragender Wundarzt, wurde am 9. Juli 1816 in Leipzig geboren, studirte seit 1836 in seiner Vaterstadt und in Göttingen Medicin, erlangte 1840 mit der Abhandlung „De aneurysmate anastomotico“ die Doctorwürde, machte dann zwei Jahre lang wissenschaftliche Reisen mit längerem Aufenthalte in Berlin, Wien und Paris, ließ sich 1843 als Arzt in Leipzig nieder, habilitirte sich gleichzeitig als Docent an der dortigen Universität, widmete sich speciell der Chirurgie, wurde 1845 Wundarzt am Georgenhospital und Polizeiarzt, gab die letztgenannte Stellung infolge einer Differenz betreffs Ueberwachung der Prostitution 1861 wieder auf, begleitete 1866 als Feldarzt die sächsische Armee im preußisch-österreichischen Kriege, erkrankte infolge der dabei erlittenen Strapazen und starb am 8. Decbr. 1868 an Lungenbrand. St. war ein praktisch wie schriftstellerisch gleich hervorragender Chirurg, auch als akademischer Lehrer — seit 1852 als außerordentlicher Professor der Medicin und von 1858—62 zusammen mit Franke bezw. Benno Schmidt Vorsteher der chirurgischen Poliklinik — insbesondere wegen der Klarheit und Wissenschaftlichkeit seiner Vorträge sehr beliebt. Seit 1843 bis zu seinem Tode war er Referent der chirurgischen Litteratur für Schmidt's Jahrbücher der Medicin, von 1842—45 für Goeschen's Jahresbericht über die Fortschritte der gesammten in- und ausländischen Medicin. Seine Berichte zeichneten sich durch Gründlichkeit aus. Auch verfaßte St. zahlreiche Originalabhandlungen über verschiedene Gegenstände aus seinem Specialgebiete. Ein chronologisch geordnetes Verzeichniß findet sich in Winter's Biographie Streubel's im Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte V, 562. — Rühmende Erwähnung verdient, daß St. als langjähriger Director der medicinischen Gesellschaft in Leipzig und als Vorstand des ärztlichen Bezirksvereins sich um die Förderung ebensowohl der wissenschaftlichen wie der collegialen Interessen des ärztlichen Standes verdient gemacht hat. Pagel.

Stricciuſ: Wolfgang St., ein Componist des 16. Jahrhunderts, gebürtig aus Wunsdorf in Sachsen, studirte Jura und wurde um 1588 Cantor „einer ersamen Landschaft in Crain“ wie er selbst schreibt. Er hatte seinen Wohnsitz in Laibach, wie die Unterschrift zur Dedication zu den 1588 erschienenen deutschen vierstimmigen Liedern ergibt. Da aber diese Aemter stets sehr schlecht bezahlt wurden und der Gehalt mehr in Lieferung von Naturalien als in Geld bestand, so sehen wir ihn elf Jahre später im Hannoverschen in Pattensen als „Notarius publicus“ und Stadtschreiber angestellt, ohne aber der lieben Kunst zu entsagen, deren Pflege er durch Herausgabe neuer deutscher mehrstimmiger Lieder bethätigt. Von seinen Compositionen sind uns 3 Sammlungen erhalten: 1588 erschien in Nürnberg eine Sammlung von 21 4stimmigen Liedern (Exemplare in Bibl. Göttingen, Bibl. in Berlin fehlt ein Stb., auch Dr. E. Bohn in Breslau besitzt ein vollständiges Exemplar), dann 1593 zu Ulssen eine Sammlung 5- und 4stimmiger deutscher Lieder (ein vollständiges Exemplar besitzt die kgl. Universitäts-Bibl. in Stockholm, überhaupt das bisher

einzig bekannte) und endlich eine dritte Sammlung dreistimmiger deutscher Lieder 1600 in Helmstedt bei Lucius; die Dedication ist schon am Tage Thomae Apostoli, 21. December 1599, geschrieben. Sie enthält 14 Lieder. Ein vollständiges Exemplar besitzt die kgl. Bibl. zu Berlin. Da keins der Lieder in Partitur vorliegt, so ist ein Urtheil über dieselben einer künftigen Zeit vorbehalten. Rob. Eitner.

Stricerius: Johannes St. oder Stricker, niederdeutscher Dramatiker aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Um 1540 in dem holsteinischen Dorf Grube, vier Meilen östlich von Eutin, geboren, bezog er am 12. April 1560 die Wittenberger Universität, um Theologie zu studiren. Schon nach anderthalb Jahren wurde er von Benedict v. Ahlefeldt, dem einflußreichen Rathe des Herzogs Adolf, zum Pfarramte in dem kurz zuvor in ein landesherrliches Amt umgewandelten Kloster Cismar bei Grube berufen und am 8. October 1561 in Wittenberg ordinirt. Während seiner 23jährigen seelsorgerischen Wirksamkeit in Cismar und Grube trat er unerschrocken gegen das üppige, zuchtlose Leben des übermüthigen Adels auf, der gegen Niedre manche Gewaltthätigkeiten verübte und auch dem Landesherrn gegenüber eine nahezu selbständige Machtstellung gewonnen hatte. Er zog sich dadurch soviel Feindschaft zu, daß sogar ein Mordversuch auf ihn unternommen wurde; und als er 1584 seinen „Düdeschen Schlömer" veröffentlicht hatte, vertrieb ihn der Oldenburger Amtmann Detlef v. Rantzau von Haus und Hof. In Lübeck bei dem evangelischen Bischofe Eberhard v. Holle, der gleichfalls mit Strenge den wüsten Lebenswandel seiner Domherren zu bessern suchte, fand er mit seiner Familie Schutz und wurde im September 1584 als Pfarrer am Burgkloster angestellt. Er starb am 23. Januar 1598 zu Lübeck. — Schriftstellerisch ist St., abgesehen von einer niederdeutschen Bearbeitung von Luther's Katechismus (1594), mit zwei niederdeutschen Dramen hervorgetreten, dem „Geistlichen Spiele von dem erbermlichen Falle Adams und Even" (Lübeck 1570; hochdeutsch o. O. 1602) und dem „Düdeschen Schlömer" (Lübeck 1584, Frankfurt a. O. 1593 zweimal; hochdeutsch Magdeburg 1588). Beide Werke verrathen den vollen sittlichen Ernst des Bußpredigers, der zur rechten Kinderzucht ermahnen und vor ruchlosem Schlemmerleben warnen will, und aus diesem Gesichtspunkte müssen einige lehrhaft breite Partien beurtheilt werden. Abgesehen davon ragt St. durch eigenartige Auffassung und treffende Charakterschilderung über die meisten gleichzeitigen Dramatiker hervor; unter den niederdeutschen kann sich nur Burkard Waldis mit ihm messen. Schon das erste Stück zeigt eine bemerkenswerthe Selbständigkeit in der Anlage, indem der Dichter hier nicht den Sündenfall, sondern seine Folgen, den Fluch der Sünde, vor Augen führt. Er verbindet darin drei verschiedene Motive, die mittelalterliche Dichtung der Klage Adam's, die durch Melanchthon bei den Protestanten beliebt gewordene Legende von Gottes Besuch bei den Kindern Eva's und den biblischen Bericht von Abel's Ermordung durch Kain, zu einem Familiengemälde, in dem die Handlung zwar etwas langsam fortschreitet, die Charaktere des schuldgedrückten, arbeitseligen Elternpaares aber nicht minder als die der Kinder, des frechen und störrischen Kain, des sanften und zarten Abel und des kleinen aber entschlossenen Seth, ganz vortrefflich gezeichnet sind. — Der „düdesche Schlömer" geht zurück auf die um ein Jahrhundert ältere niederländische Moralität „Elckerlijck" (d. h. Jedermann), in der eine allegorische Darstellung der christlichen Heilslehre mit der buddhistischen Parabel von den Freunden in der Noth combinirt ist. St. lernte den Stoff durch die geniale Bearbeitung des Utrechters Macropedius (Hecastus 1539) und durch den Homulus des Kölners Jaspar v. Gennep (1540) kennen, eine unselbständige, aber nicht ungeschickte Compilation aus

mehreren Dramen ähnlichen Inhalts. Entlehnte er also diesen Vorgängern den Gang der Handlung, so verfuhr er doch in der Ausführung völlig selbständig. Er wandelt die allgemein gültige Schilderung eines sich in Todesnoth bekehrenden Sünders in ein Sittenbild des damaligen holsteinischen Adels um; er macht aus dem Helden einen individuell gezeichneten Edelmann, der den keifenden Pfaffen zum Trotz Tag und Nacht schlemmen und buhlen, fluchen und Gewaltthätigkeit üben will und sich ungescheut an Kloster- und Kirchengut bereichert. Er stellt ihm gleichgesinnte Genossen, eine leichtsinnige Ehebrecherin und eine karge und harte Hausfrau zur Seite und einen jungen aber energischen Bußprediger gegenüber. Dieser realistischen Wiedergabe des wirklichen Lebens entspricht die Beschränkung des allegorischen Personals. Weder Gottvater noch die Jungfrau Maria erscheint, es fehlen die Personificationen von Reichthum, Stärke, Schönheit, Verstand, die den sterbenden Elckerlijck nach einander verlassen; nicht Frau Tugend und Frau Glaube trösten den Verzagenden, sondern der protestantische Prediger, der ihn auf Christi Verdienst hinweist. Außer dem Tode und einem zum Schluß erscheinenden Engel behält St. nur die aus L. Culman's Drama herstammenden Gestalten von Teufel, Sünde und Gesetz bei, die den Schlömer vor Moses' Gericht verklagen und seine Verdammung bewirken, die erst der Prediger im Namen Christi aufhebt: eine echt protestantische Gegenüberstellung von Gesetz und Evangelium. Die Wirkung dieser überirdischen Figuren hebt St. in richtiger Weise dadurch, daß er vor ihrem Auftreten alle andern Personen außer dem Schlömer von der Bühne entfernt. Die Handlung concentrirt er auf den Raum eines Tages und bereichert und belebt sie durch manche neue Motive; das Trinkgelage stellt er naturgetreu dar, legt aber dem Narren, um über seine eigene Ansicht keinen Zweifel aufkommen zu lassen, bitter ironische Bemerkungen in den Mund. Die Wirkung des „Düdeschen Schlömers" auf weitere Kreise erhellt aus den von dem Theologen Chr. Pelargus bearbeiteten, theilweise interpolirten Frankfurter Nachdrucken und aus der Entlehnung einer Scene durch die Dramatiker Arnold Quiting (1593) und J. Bechmann (1604); auch Fischart führt das Buch im Catalogus catalogorum an.

Vgl. meine Ausgabe des Düdeschen Schlömers, Norden 1889.

J. Bolte.

Stricker: der St. ist die einzige überlieferte Bezeichnung eines in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebenden süddeutschen Epikers, über den sonst im einzelnen keinerlei bestimmte Thatsachen berichtet werden. 'der Strickaere', wie er sich selbst (stets in dritter Person) und sein wenig jüngerer Zeitgenosse Rudolf von Ems ihn heißt, ward meist von 'stricken' (sc. maere) hergeleitet und als compositor, also als angenommener oder beigelegter Gattungsbegriff für 'Dichter' gedeutet, während andere die seltene orthographische Variante 'Strîchaere' vorzogen und als 'Wandersänger, fahrender Spielmann' auffaßten. Obzwar nun schon die ältesten Handschriften öftere Verwechslung mit tihtaere zeigen und der Geschlechtsname St. seit 1190 in Oesterreich mehrfach vorkommt, dürfte die allein übliche Benennung eine Gewerbetitulatur darstellen, wie sie damals zahlreich auftraten und wohl auch bald als ständige Familiennamen Geltung erlangten. Erklärt man da den Sinn z. B. als 'Seiler' oder 'einer der Netze stellt', so gewinnt man für die Frage, ob ein Vatersnamen vorliegt, nichts. Seine bürgerliche Herkunft zweifelt niemand an; sie belegen deutlich seine herben Tadelworte über die Verderbniß des Ritterstandes, der das Bürgerthum verhöhnt und die Bauern durch Drangsal zu wilder Rache reizt, ferner die Klagen über die gesunkene höfische Zucht, die Wahl der Stoffe und manche Besonderheiten in Anschauung und Ausdruck. Trotz alledem entstammten seine Bildung und sociale Auffassung der unmittelbaren Theilnahme an der

Glanzperiode höfischer Sitte; wo er freilich diese Schule genoß, bleibt ganz unklar. Denn so sicher ihn auch Erwähnungen verschiedener Zustände und sogar locale Anspielungen für die Zeit seiner Reise und des letzten Alters in den österreichischen Landen wohnen lassen, daß er dort geboren und aufgewachsen, geht weder aus eingestreuten sachlichen Zeugnissen noch aus sprachlichen Anklängen mit überführender Kraft hervor. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß des Strickers Heimath etwa am Uebergange des fränkischen Dialekts in den bairischen lag, wo oft noch gelegentliche mitteldeutsche Einflüsse hineinspielen, daß er dort seine Kindheit und Knabenjahre verbracht, als Jüngling und poetischer Debütant aber bald im bairischen Grenzgebiete (wo der Franciscaner Lamprecht von Regensburg auffallende Uebereinstimmungen mit ihm besitzt) Aufenthalt genommen und dann in Oesterreich dauernd Fuß gefaßt hat. Dafür sprechen nicht bloß der allmähliche Umschwung in der vorwaltenden Mundart, zwischen die sich auch litterarisch angeeignete Wörter drängen mögen, und der Wandel der Reimvocale, sondern auch stark bemerkliche innere Aenderungen, wie die zunehmende Abkehr vom erhabenen Stile des heroischen Epos, das Eingreifen des Humors, die satirische Stimmung und die hierbei überall mehr und mehr durchbrechende Neigung zur Einflechtung zeitgenössischer Vorgänge und realistischen Behandlungsweise. So gab man denn neuerdings die These von seiner österreichischen Nationalität, wie sie früher, weil hundertmal, wenn auch ohne positive Indicien wiederholt, unangefochten dastand, fast allerseits auf, zumal die Entstehung der Handschriften dafür keine Stütze bietet. Ein Südostdeutscher mag er allgemein genannt werden. Vermuthlich aber hat er als ein ‚Fahrender‘ wenn auch nicht als Spielmann, süddeutsche Höfe besucht und daselbst seine Fertigkeit des Singens und Sagens, unzweifelhaft ohne den Beisatz höherer Bildung, gefestigt, und ebenso zweifellos hat er sie darauf lange in Oesterreich geübt, vielleicht daselbst auch irgend einen Beruf ausgefüllt; ihn irgendwo, z. B. gerade in Wien, anzusiedeln, liegt kein Anlaß vor, daher auch nicht 'die Wiener Meerfahrt' des mitteldeutschen, ebenfalls in Oesterreich lebenden 'Freudeleeren' auf sein Conto zu setzen (v. d. Hagen's Germania, V 121 ff.). Wann seine litterarischen Erzeugnisse sich bei der Oeffentlichkeit meldeten, hängt weniger im dunkeln. Die weitesten Grenzen dafür ziehen die Jahre 1210 und 1250, sodaß man etwa 1185—90 seine Geburt ansetzen könnte. Wirklich directe Beziehungen zu Zeitereignissen hat man aus mehreren Gedichten herauslesen können. Doch liefern auch die genauer localisirten keinen unverrückbaren chronologischen Anhalt, z. B. weder das über den Verfall der Dichtkunst in Oesterreich (v. d. Hagen's Germ., II 82), da die hier gerügte Verwilderung des Geschmacks bis ins zweite Jahrzehnt zurückreicht, noch das lehrreiche „Maere von den Gäuhühnern“, wo es sich um zerfahrene Zustände handelt, die noch 1251 Ottokar's Landfrieden erheischten. An einen bestimmten österreichischen Fürsten vermag man die Person des St. nicht anzulehnen, obzwar er den Landesherrn nebst seinen schlechten Rathgebern öfters erwähnt, ja, nach der und jener hingeworfenen Glosse, den Babenberger Hof durch Augenschein kennen gelernt haben mag. Auch daß die einst als freigebig weithin gepriesenen Herren von Oesterreich karge Spender geworden, bringt keinen neuen Punkt zur zeitlichen Festlegung, sondern höchstens einen weiteren Beweis dafür, daß der St. ein gernder war, der sich den Unterhalt auf Reisen von Fürstensitz zu Fürstensitz erwarb. Und dies zwar, trotzdem ihm die zweite Hälfte seines Daseins und fast die ganze Spanne seines Dichtens wol ‚Osterlant‘ regelmäßige Unterkunft gewährte, sicherlich durch eigene Mittheilung seiner jüngsten Schöpfungen. Wie ließe sich sonst seine spätere Auslassung darüber rechtfertigen, seine Dichtungen, kaum daß er sie ein- oder zweimal vorgetragen, gälten als veraltet, und nun gar die angeknüpfte Beschwerde über die Oberflächlichkeit der

Beachtung? Auch die Wende in der poetischen Tendenz, die die „Klage“ und die „Frauenehre“ vornehmlich an den Tag legen, bestätigt einmal seine wachsende Unzufriedenheit mit den österreichischen Verhältnissen, andererseits mit seiner eigenen Lage, da er trübe in die Zukunft der Poesie blickt. Das erstere Gedicht vollzieht des Stricker's Uebertritt von dem Zweck der Unterhaltung, der ‚Kurzweil‘, zu der ernsteren Aufgabe, wider die einreißende Abnahme all der edlen Tugenden des Ritterthums, die Verlotterung des Glaubens und der Sittlichkeit zu predigen; das zweite die trotz des Unmuths über mangelnde Rücksicht erfolgte Rückkehr zum Herzensbedürfniß des Dichtens, für das ihm im Lobe des weiblichen Geschlechts ein neues ruhmwürdiges, freilich gerade ihm sich wenig schmiegendes Problem winkt. Beide fügen sich den Erfordernissen des Zeitgeistes und verrathen die Einsicht der Nothwendigkeit, fürder strengere Themata ins Auge zu fassen. Aber mit dieser Erkenntniß war es zu spät. Nicht nur waren ihm die alte Frische und Freudigkeit abhanden gekommen: auch das Alter meldete sich gemach: „was ich von der Schwäche sage, mit der die alten Leute behaftet sind, das sollt ihr umso eher glauben, als ich dabei aus eigener Erfahrung rede.“ Die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als mit Kaiser Friedrich's II. Tod die Pracht höfischen Lebens und Gesanges endgültig erlosch, sah St. kaum noch; wenige Jahre vorher wird er gestorben sein, welt- und schaffensmüde, aber berufen als ein Pfleger der guten alten Kunst. Als einen solchen führt ihn Rudolf von Ems auf, erstens im „Alexander“, zweitens im „Wilhelm“, rund um 1240, beidemal aber doch als einen reifen und bekannten Meister, von dem man noch manches erwarten dürfe. Andererseits erschließt man ein ungefähres Datum für die Eröffnung seiner litterarischen Laufbahn aus dem Verhältnisse seines „Daniel“ zu den verwandten Werken „Wigalois“ und Heinrich's von dem Türlin „Krone“, die etwa auf 1210 bez. 1215 zu fixiren sind. Danach sowie aus der ziemlich festen Annahme über die Entstehung des „Karl“ gewinnt man als terminus a quo c. 1215 oder etwas früher. Dazu stimmt das Gedicht über die Geistlichen, das wohl ebenfalls um 1215 fällt.

Es muß vorläufig noch unentschieden bleiben, welches seiner Werke dem St. den litterarischen Pfad geebnet hat. Theils liegt vieles und zwar wesentliches noch nicht im Drucke vor, theils auch steht gründliche Untersuchung des einzelnen aus. Ein verläßliches Bild der Reihenfolge muß auf den Ergebnissen fußen, die man erhält, wenn man, auf der Basis ausreichender Handschriftenkenntniß, Sprachform, Ausdruck, Stil, Metrik sorgfältig abwägt. Jedoch täuscht auch hier nicht bloß der anfängliche Eindruck, sondern auch selbst wirklicher Vergleich mit Danebenliegendem. So setzte man bisher fast allgemein „Daniel von Blumental“ als erste Frucht an, die gleichsam als Jugendsünde zu betrachten sei. Die unleugbare Milde im Versbau und in der stofflichen Technik nahm man als mehr als studirende Unbeholfenheit: als die schwankenden Ansätze des Dilettanten. Allerdings bedeutet dieses Werk keinen Gipfel der schier endlosen deutschen Artusromanlitteratur, nicht einmal in deren zweiter, unabhängiger gehaltenen Periode. Aber der Anspruch auf eigene Erfindung, den er selbst ablehnt, indem er, darin doch wol dem damaligen Brauche huldigend, als Strohmann den Alberich von Besançon, die Quelle zum „Alexander“ des Pfaffen Lamprecht, und noch dazu mit dessen Worten, vorschiebt, kommt ihm zu, zum wenigsten insofern, als er eine Unmasse ererbter Ingredienzien unter dem Streben nach kunstvoller Einheit zu verschmelzen suchte. Als Vorbilder dienten ihm allerhand deutsche Epen vom „Alexander“ bis zum „Wigalois“, als directe stoffliche Unterlagen die im wesentlichen auf mündlichem Wege zu ihm gelangten nordfranzösisch-bretonischen Sagenbearbeitungen, wenn auch gewiß keine als rechtes Reservoir, sodann verschiedene Requisiten und Episoden der deutschen Heldensage, der classischen Mythen und der

wandernden Märchenromantik: Meerungeheuer, Vampyre, Riesen und Zwerge, Zauberschwerter, Polyphem, Salomolegende u. s. w. Schon die Zuflucht zu diesen Schmuckmitteln zeigte, daß der St. auf seine Fähigkeit zur Anlage eines stilgerechten Artusromans selbst wenig vertraute. Er konnte jedenfalls ebenso wenig französisch — ob er deswegen allegorische Namen häufte, statt unrichtig erfundene zu riskiren? —, wie ihm die Eigenthümlichkeit der Ideenwelt, in der die Artusfabeln fußen, geläufig war. Daher watet man bei ihm auch nicht in schier endlosen Liebesabenteuern; vielmehr erschollen in bunten Variationen der Kampfschilderung die Hiebe des volksthümlich personificirten Heldenschwertes. Dagegen bestätigt „Daniel“ seinen ausgedehnten Verkehr mit gleichzeitigen Dichtgenossen und den Leistungen der älteren Classiker. Hartmann von Aue und Wirnt von Grafenberg liehen ihm auch im einzelnen mancherlei. Gerade hier ließen sich bei genauer Parallelisirung Blicke thun, die für die Einsicht in die Entwicklung des höfischen Stils äußerst wichtig wären.

Ob der „Karl“ älter oder jünger ist als der „Daniel“ — neuerdings entscheiden sich die meisten, im vollen Gegensatz gegen die herrschende Ansicht, für Priorität — hat deshalb nicht viel auf sich, weil es sich doch bloß um wenige Jahre dreht. Die Methode im Umguß einer und derselben Stelle des deutschen Rolandsliedes in beiden Gedichten fällt für des „Karl“ Erstgeburt in die Wagschale. Auch hier bemessen wir den ästhetischen Werth nicht eben hoch; ja vielmehr scheint nur die berichtigte Neuherausgabe eines hervorragenden Originals des Stricker's geringe Begabung für die Manier des großen Epos zu verdecken. Aufmerksamkeit gebührt dieser Arbeit, die sichtlich einem Verlangen der Zeit Rechnung trug, aus litterarhistorischen Gründen. Diese Erneuerung von des Pfaffen Konrad Rolandslied spiegelt sowol in den Veränderungen des äußeren Schnitts und des sprachlichen und metrischen Kleides als auch in den Motiven der Striche und gewandten beschreibenden Zusätze, bei denen andere Quellen, wol Ableitungen aus dem Französischen, und ältere deutsche über Karl's des Großen Jugend, aushalfen, den beträchtlichen Fortschritt des Geschmacks von 1140 bis 1220. Sonderliche Treue kann man dem St. weder im Tenor der Erzählung, noch in der Composition nachrühmen; darin übertrafen ihn andere 'Verbesserer' der alten naiven Darstellung bei weitem. Auch damit verletzte er die Pietät, daß er den im Bewußtsein der Litteraturfreunde vorwaltenden Helden Roland entthronte und alle Treffer auf Kaiser Karl zuspitzte. Aber allen solchen Vorwürfen halte man getrost entgegen, daß hier eben noch nicht der reife Dichter vor uns steht, sondern der St. im „Karl“ auf einem Gebiete tastet, das seinem Naturell nicht lag. Schon deshalb wäre die übliche Ansetzung um oder gar nach 1230 abzulehnen. Beide Proben der Bethätigung des St. im Heldengedicht fallen vor 1220 und wurden wahrscheinlich auch beide von ihm als mißglückt empfunden. Setzt man den „Daniel“ etwa zwischen 1215 und 1220, so darf man den „Karl“, der wie bei vielen größeren Poeten den Aufstieg mit einer Umdichtung eröffnete, ungefähr ins Jahr 1215 weisen.

Schon im „Daniel“ schimmert ein bemerklicher Zug im Talente des Strickers durch, ein Zug, der vielleicht gerade an dem episodenreichen Karl-Roland-Stoffe genährt worden sein mag: die nachdrückliche Vorliebe für die Kleinkunst der Erzählung. Wie er sich jedes Anlasses zur Detailzeichnung freut, wie er gern verweilt, wo es etwas eingehender zu schildern giebt, wie er sich in lebenswahre Bilder vertieft und sie sauber und anmuthig ausputzt, all das und der Grund davon, eine echte Beobachtungsgabe, leuchteten ihm selbst bald genug ein. Er schüttelte die schweren Waffen der Ritterepik, die er überaus gezwungen führte, ein für allemal von sich und griff zur ungleich leichteren Feder des Tagesnovellisten, die sich ja so oft durch den Pinsel des Genremalers, oder auch des

Caricaturisten ablösen läßt. Hier ruhte seine Stärke, und Gottlob kam ihm diese Einsicht auch schnell. So ward er der eigentliche Vater, aber auch zugleich der Classiker der mittelhochdeutschen Fabelerzählung. Wenn auch im allgemeinen die Moralfabel und die Novelle, die im Stofflichen das Schwergewicht sucht, bei ihm beinahe in einander überfließen, so lassen sich doch zwei Gruppen dieser einfachen epischen Gattung scheiden: lediglich auf Unterhaltung hinzielende und darum meist schwankartig ausstaffirte, andererseits lehrhaft angehauchte, satirisch eingekleidete, bis aufwärts zu ideal-sittenrichterlicher Tendenz. Und zwar verkriecht sich letztere nicht immer in das kaum beachtliche Zöpfchen einer Schlußmoral, mag diese auch noch so breit und fast lästig ausgesponnen werden; bisweilen durchrankt der didaktische Zweck das Ganze und erstickt die Handlung, soweit eine solche noch fühlbar ist, so in der biographisch bedeutsamen „Klage" und der „Frauenehre". Eine Dreigliederung der vielen hergehörigen Nummern vorzunehmen, in Maere, Bîspel und wirkliche Lehrgedichte oder Satiren, ist unnöthig; der zweite und dritte Abschnitt unterständen eben der didaktischen Kategorie. Die 'Maere', gedrängte Novelletten meist stark realistischen Anstrichs und oft durch derbe Schnurren gewürzt, finden sich zuerst unter des Stricker's Leistungen, und man möchte ihn, zu dessen Eigenart sie trefflich passen, als Erfinder anerkennen, wenn sie nicht zu häufig das Französische nachahmten und sein Nichtverständniß dieser Litteratur offenkundig ist, anderntheils aber Belege für eine deutsche Vermittlung an ihn fehlen. Freilich bleibt zu berücksichtigen, daß die große Mehrzahl dieser Geschichtchen, die auch bei weniger munterem Inhalte hurtig dahinhüpfen, namenlos überliefert ist und die Aussonderung des dem St. Gehörigen infolge der argen Aehnlichkeit in Ton und Abtönung leicht scheitert. Außerdem sind noch nicht alle in Betracht kommenden Handschriften gemeinsam und systematisch durchmustert: eine unerläßliche Vorbedingung. Dasselbe gilt von den ernsten Kleinigkeiten, obschon nicht in diesem Grade; doch werden auch viele Fabeln dem St. zugeschrieben, die nicht sein eigen sein können, mag die Form innerlich und äußerlich auch noch so innig anklingen. Etwa 10—20 Maere darf er unanfechtbar reclamiren. Davon behandeln mehrere tragikomisch das uralte Thema des Ehezwistes, wobei, wie auch in einigen anderen, Dorfleute Modell sitzen und durch die Ungetrübtheit der Farben überraschen. Andere stehen auf der Grenze des richtigen Märchenlandes, so „das Ritter-Spiegelbild", „der Traum des Gefangenen", besonders die wandernde Legende vom nackten König (Robert von Sicilien). Tieferen Sinn bergen „der Richter und der Teufel", eine drastische Reproduction der Volksmeinung über die Buchstabenjuristen, und „der Luderer", die naturalistische Entwicklung eines Völlers und Schmarotzers mit Tartuffe-artigen Zügen.

In den sogenannten „Beispielen", die Parabeln, Allegorien, Gleichnißreden, Spruchdeutungen u. a. umfassen und hie und da den biblischen Charakter verrathen, wird das epische Element mitunter ganz an die Wand gedrückt, und die Lehre überwuchert alles Thatsächliche. Die Nutzanwendung wird entweder, nicht selten ein bischen aufdringlich, angehängt oder ist zwischen den Zeilen mühelos herauszulesen. Eine gewisse Nüchternheit verdunkelt den gefälligen Eindruck des glatten Vortrags, dazu hie und da sogar Weitschweifigkeit. Wiederum spendet der St. hier sein bestes, wo Laune und fröhlicher Spaß regieren. Im Vergleich mit den meisten seiner Nachbeter läßt er kaum je dem Humor die Zügel schießen; denn wol alles, was uns ausgeartet erscheint, muthete damals nicht ungewöhnlich scharf an. Stellenweise schlägt der Wind um: bitterer Ernst beflügelt nun das Schifflein, und bald empfängt man den Ausfluß herben Spottes, bald feierlicher Mahnung. Da weicht auch jene Gleichgültigkeit und Blässe des Stils. Das sind die Stücke, wo der alternde Dichter den Fuß bannt — man vergleiche

das herrliche Gemälde vom „Alter" —, Einkehr hält und die Summe seiner Erfahrungen zieht, durchdrungen von dem Bewußtsein menschlicher Hinfälligkeit und des Schicksalsganges, der gebieterisch auf ein Höheres außerhalb des Alltagslebens weist. Hier tritt der Stricker auch als ein aufrichtig frommer Mann daher, der ohne alle dogmatische Starrheit innere Buße anempfiehlt und in der Religion den einzigen Rettungsanker des Sünders erschaut. Diese wenigen rein didaktischen Gedichte, die eine phrasenlose praktische Ethik auszeichnet, bilden den Gipfel seines Schaffens; auch formell: knapp umrissen, ohne Redeschwall oder Geplauder, eindringlich in Aufbau und Wortwahl. „Die Edelsteine", „die Beizer", „der kläffende Hund" symbolisiren jene abgeklärte und prunklose Lebensweisheit geradezu vollendet.

Am vollkommensten prägt aber des Stricker's Individualität doch sein einziges größeres novellistisches Werk aus, „der Pfaffe Amîs", das etwa zwischen 1230 und 1235 entstanden ist. Denn einerseits hantirt der St. darin schon souverän mit der Technik der schnakigen Maere, und zwar auch im umschlingenden Rahmen; das Büchlein stellt in Deutschland das älteste, in ein festes Netz eingeschlossene Schwankbündel dar. Andrerseits übersprudelt der Verfasser noch so von Heiterkeit und Schelmerei, daß er sich sicher noch in der Blüte der Kraft und vor den traurigen Zerwürfnissen in seinem österreichischen Wahlvaterlande befindet. Der Held dieser zwölf neckischen Abenteuer, die altes Erbgut des internationalen Räthsel- und Anekdotenschatzes höchst geschickt wieder erwecken und zierlich vernesteln, ist ein gescheiter englischer Kleriker Ameis, der aus Noth in der Fremde dem Broterwerb nachjagt, die Schliche, die er hierbei anwendet, ziemen sich zwar nicht für ein Mitglied des geistlichen Standes. Aber des Stricker's Liebenswürdigkeit und seine witzige Ader verwischen diesen Ausgang der Historie im Gedächtnisse fast vollständig, obwohl der kirchliche Beruf wiederholt zur Anknüpfung neuen Trugs herhalten muß. Daß der ehrlich fromme Dichter in Uebereinstimmung mit der Anschauung seines Jahrhunderts derlei, noch dazu in der Wurzel unfreiwillige, Ausschreitungen eines fidelen Weltpriesters nicht auf die schwere Achsel nahm, erhellt am besten aus Ameis' nach formeller Reue erfolgtem Avancement zum Abt und seligem Tode. Dafür zeugt auch die aus mehrfachen Citaten, die Allgemeinverständlichkeit voraussetzen, ersichtliche weite Bekanntschaft, die das Werkchen rasch genoß, ebenso die Wiederaufnahme mehrerer Streiche in den Narretheien Till Eulenspiegel's; den zweiten, die Kirchweihmesse, hat auch Hans Sachs neu gereimt.

Unleugbar zählt der Stricker nur den zweitclassigen Vertretern der mittelhochdeutschen Epik bei. Aber er hat mit gesundem Urtheil, als er den Glanz der höfischen Poesie mehr und mehr erbleichen sah, nicht wie andere hier noch um jeden Preis Lorbeeren pflücken wollen, auf Kosten der Natürlichkeit und Rechtlichkeit; war doch die Hauptquantität des Reizes, den die gleichzeitigen Pfleger des heroischen Epos ausströmen ließen, theils gespreizt und fade, theils — gelinde gesagt — erborgt. Er lenkte die Aufmerksamkeit einer verborgen blühenden Richtung zu der flotten kleinen Erzählung leichteren Gehaltes oder der belehrender Absicht. Mit außerordentlichem Glücke hat er sie auf eine stilsichere litterarische Fläche erhoben, und bald lief sie der sinkenden Ritterepopöe den Rang ab. Es kam ihm dabei sein Verständniß nationaler und volksthümlicher Weise zugute, indem es ihn überall zu dem Unmittelbaren und Klaren in Stoff und Stil hinzieht. So hindert denn nichts, sich ihn als rechten Volksdichter zu denken, der, abhold dem Regelzwange der adeligen Sänger auf der Burg, sich frei unter den niederen Schichten bewegte, wenn er auch trotz mancher Verwandtschaft der Kaste der Declamatoren, die in der Schenke und unter der Linde grause Heldenthat wie tollen Scherz zur Fiedel sangen, nicht einzureihen ist. Allbeliebt wurden

die Kinder seiner Muse binnen kurzem und lebten im Munde der Poesiefreunde, in Bruchstücken auch bei Compilatoren fort.

Die in obiger Darlegung verwobenen Ansichten ruhen auf gründlicher Prüfung des ausgedehnten Materials und können hier nicht Punkt für Punkt belegt werden. Das meiste für des Stricker's Kenntniß und Erkenntniß that nach Docen (Miscellaneen z. Gesch. d. dtsch. Litt. I u. II, 1807) Karl Bartsch (in seiner Ausgabe des „Karl“ und verschiedenen kleinen Beiträgen); doch sind jetzt viele seiner Aufstellungen nicht mehr stichhaltig. Das bibliographische Material hat man in der Hauptsache bei Goedeke, Grundriß z. G. d. d. D. § 43 beisammen; dessen Angaben ergänzt gut Piper in seinen beiden Bänden ‘Spielmannsdichtung’ (II, 113, 29 ff.) und ‘Höfische Epik’ (III, 86 ff.) in Kürschner's ‘Deutscher National-Litteratur’, außerdem Koberstein-Bartsch[6], I, 268, 81 u. 189, 26. Von neueren Sonderforschungen fördert L. Jensen, Ueber den Stricker als Bîspel-Dichter, seine Sprache und seine Technik mit Berücksichtigung des „Karl“ und „Amîs“ (Marburger Diss., 1885), abgesehen von den, übrigens nicht verwertheten, phraseologischen Sammlungen, sehr wenig und verrückt durch einen historischen Irrthum die Chronologie fälschlich (vgl. Seemüller, Dtsch. Litteraturztg., VII, 1526—28), da für Ausschälung und Sichtung der Stricker'schen Poesien aus den Handschriften noch die starke Hälfte zu leisten ist. Um so energischer bringen G. Rosenhagen's gediegene ‘Untersuchungen über Daniel vom Blühenden Tal vom Stricker’ (Kieler Diss., 1890) vorwärts, dessen einschneidende Resultate von der Kritik mit Recht fast samt und sonders angenommen wurden (vgl. S. Singer, Dtsch. Litteraturztg., XII, 703 ff.; J. Meier, Litteraturbl. f. germ. u. rom. Philol., XIII, 217—220; namentlich Seemüller, Anzgr. f. dtsch. Alterth., XIX, 247—253). Für Erläuterung und Quellenkunde von „Amîs“ und „daz bloch“ verdankt man verschiedenes Willkommene deren Herausgeber Lambel (in ‘Erzählungen und Schwänke’, 1872; 2. Aufl. 1883), der jüngst auch „die Frauenehre“ (vgl. Kummer, Ztschr. f. dtsch. Alterth., XXI, 290—301) näher gewürdigt hat (‘Zur Ueberlieferung und Kritik der Frauenehre des Strickers’ in: Symbolae Pragenses. Festgabe der deutschen Gesellschaft für Alterthumskunde in Prag zur 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien 1893’); zum „Amîs“ Einzelheiten R. Sprenger (‘Germania’ und ‘Ztschr. f. dtsch. Philol.’). In textkritischer Hinsicht wartet noch reiche Arbeit, sobald man über Hahn's schmächtiges Bändchen ‘Kleinere Gedicht von dem Stricker’ (1839) und v. d. Hagen's Zufallsauslese (in ‘Gesammtabenteuer’) hinaus einen hinlänglichen Ueberblick besitzen und die gesicherten Nummern für das ‘Beispiel’ (dessen Wesen jetzt E. Schröder, Ztschr. f. dtsch. Alterth. XXXVII, 255—57 sprachgeschichtlich neu erörtert) u. s. w. nebeneinander betrachten können wird. Aber auch in stoffvergleichender: man sehe z. B. die Parallelen zum „bloßen Kaiser“ bei Wackernagel, Litteraturg. I, 280 A. 21, Varnhagen, Ein indisches Märchen auf seiner Wanderung (1882), R. Köhler Arch. f. Littgesch. XI, 582 (G. R. Lorenz in „Die Gegenwart“, 44, Nr. 38, S. 205), H. Chr. Andersen's Märchen „Des Kaisers neue Kleider“ und Ludw. Fulda's dramat. Märchen „Der Talisman“ (1893); oder für die Burleske „Der begrabene Ehemann“ Liebrecht, Zur Volkskunde S. 124—141 (besonders 128 ff.), Jensen S. 43 ff., Fränkel in den Abhandlungen der Folklore-Gruppe des Chicagoer ‘World's Congress Auxiliary’ von 1893, Curiosità popolari tradizionali herausg. v. Pitrè, XII (1893) Nr. 2. Und das Aufspüren der Fäden, die zu Vorgängern — wie zu den epischen Meistern, deren Reimgefüge er vereinfachte, oder zu Walther von der Vogelweide, dem er eine Fabel entlehnte (W. v. d. V., hg. von Simrock und Wackernagel, II 171) —, Zeitgenossen und Jüngern leiten, verspricht anziehende Enthüllungen. So hat der wenig spätere Steirer Herrand von Wildonje des Stricker's Beispiel vom freienden Kater umgemodelt, und dessen Landsmann der Pleier trat sogar in der strengen Epik in seine Fußstapfen.

Das Lehrreichste aber würde doch einer reinlichen Ergründung von Sprache und Stil des Stricker's im Verhältnisse zu den Sternen der älteren höfischen Kunst entspringen.

Ludwig Fränkel.

Stricker: Wilhelm Friedrich Karl St., wurde am 7. Juni 1815 als Sohn eines Kaufmanns in Frankfurt a. M. geboren. Nach dem Besuche erst des Frankfurter und dann des Kreuznacher Gymnasiums wandte er sich 1835 nach Dresden, um auf der medico-chirurgischen Akademie unter Leitung seines Oheims F. A. v. Ammon medicinischen Studien obzuliegen; sie wurden in Göttingen fortgesetzt und 1839 in Berlin vollendet. An die Universitätszeit schlossen sich eine in Begleitung eines kranken Landsmannes unternommene Reise nach Italien und dann weitere medicinische Studien in Berlin und Paris. 1841 ließ er sich als Arzt in Dresden nieder, wandte sich aber aus Mangel an Praxis zumeist litterarischen und culturgeschichtlichen Studien zu, die für die Richtung seiner späteren schriftstellerischen Thätigkeit entscheidend geworden sind. Dieser Zeit seines Lebens entstammen außer einigen Artikeln in Biedermann's Monatsheften „über das deutsche Sprachgebiet“ und „über Auswanderung und Colonisation“ das „Allgemeine Reisetaschenbuch für Aerzte und Naturforscher“, welches Werk 1845 als „Reisehandbuch“ in neuer Bearbeitung erschien und für ähnliche Unternehmungen späterer Jahre grundlegend geworden ist; seine Forschungen auf dem streng medicinischen Gebiete beschäftigten sich damals zumeist mit der Augenheilkunde. Nach einer zweiten Italienfahrt ließ er sich im Juni 1844 in seiner Vaterstadt Frankfurt als Arzt nieder, mußte sich aber in den ersten Jahren vorzugsweise mit Armenpraxis beschäftigen, sodaß ihm reichliche Muße blieb, seine naturwissenschaftlich-geographischen Studien fortzusetzen und sich dem Frankfurter Vereinsleben zu widmen. 1845 gründete er mit zwei älteren Collegen die Frankfurter Augenheilanstalt; im folgenden Jahre begann er auch seine bibliothekarische Thätigkeit am Senckenbergianum (s. A. D. B. XXXIV, 3). Die am 24. September 1846 in Frankfurt abgehaltene Germanistenversammlung, von der so viele geistige Anregungen und so bedeutende wissenschaftliche Unternehmungen ausgingen, veranlaßte St. zur Herausgabe der Zeitschrift „Germania, Archiv zur Kenntniß des deutschen Elements in allen Ländern der Erde“; wenn auch das Unternehmen sich bedeutender Mitarbeiter erfreuen durfte, so konnte es doch die Revolutionsjahre nicht überleben. Im J. 1847 ließ St. eine größere Arbeit erscheinen, mit der er seine äußerst fruchtbare Thätigkeit auf dem Gebiete der vaterstädtischen Geschichtsschreibung begann, die „Geschichte der Heilkunde und der verwandten Wissenschaften in der Stadt Frankfurt a. M.“ Das Werk liefert auf der Grundlage der hier verwertheten Acten des städtischen Archivs eine sehr interessante Geschichte des Medicinalwesens und eine eingehende Beschreibung der damaligen Medicinalzustände der freien Stadt und ist noch heute von bedeutendem Werthe; freilich wäre eine Neubearbeitung des historischen Theils unter gründlicher Benutzung des archivalischen Materials eine nothwendige und auch lohnende Aufgabe. Die Bewegung des Jahres 1848, in welcher auch die Auswanderungsfrage zur Sprache kam, führte zur Gründung des „Nationalvereins für deutsche Auswanderung und Ansiedelung“; in dessen Auftrage gab St. in Gemeinschaft mit dem Darmstädter Küntzel den „Deutschen Auswanderer“ heraus. 1854 wurde St. nach dem Tode des von ihm hochverehrten Ch. E. Neeff (vgl. A. D. B. XXIII, 363) zweiter Bibliothekar der Senckenberg-Bibliothek und rückte 1863 an die erste Stelle vor, welche er bis zu seinem Tode versah. Seine Thätigkeit an der Spitze der medicinisch-naturwissenschaftlichen Bibliothek des Senckenbergianum, seine lebhafte Betheiligung an dem wissenschaftlichen Vereinsleben der Stadt, sein äußerst fruchtbares litterarisches Schaffen auf dem medicinischen, naturwissenschaftlichen, geographischen und localgeschichtlichen Gebiete

begründeten seine hervorragende Stellung im geistigen Leben der Stadt. In seinen letzten Jahren gönnte er sich mehr Muße; mit dem jüngeren Geschlechte konnte er nicht immer gleichen Schritt halten. Im August 1889 hatte er sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum unter großer Betheiligung seiner Berufsgenossen und der wissenschaftlichen Kreise Frankfurts gefeiert; am 4. März 1891 endete ein Schlaganfall sein arbeitsreiches Dasein. — Stricker's wissenschaftliche Arbeiten — ihre Zahl ist Legion — bestehen zum größten Theil aus Aufsätzen in allen möglichen Zeitschriften; die Gebiete, über welche sie sich erstrecken, sind bereits oben genannt. Von selbständigen Arbeiten sei außer den bereits angeführten noch die „Neuere Geschichte von Frankfurt am Main 1806—66“ genannt, ein Werk, welches in ziemlich formloser Weise zahllose Notizen ohne gehörige Verarbeitung zusammenstellt und dessen Hauptwerth in den persönlichen Erinnerungen und Eindrücken des Verfassers beruht. Streng wissenschaftliche Forschungen im jetzigen Sinne sind seine localgeschichtlichen Arbeiten keineswegs und daher heute durch gründlichere Verwerthung der Quellen leicht zu überholen; meist hat er nur den Rahm oben abgeschöpft und dem späteren Forscher den dankbarsten Stoff vorweggenommen. Auch seine medicingeschichtlichen Arbeiten, z. B. die 1865 erschienenen „Beiträge zur ärztlichen Culturgeschichte“, tragen vielfach ein feuilletonistisches Gepräge. Ueber seine medicinischen Arbeiten, von denen zwei mit Preisen gekrönt wurden, ein Urtheil abzugeben, fühle ich mich nicht berufen; die geographischen dürften meist veraltet sein. Als von allgemeinerem Interesse sei hier noch der Arbeiten gedacht, in denen er Goethe's Verhältnisse zur Vaterstadt und deren Zustände zu des Dichters Jugendzeit behandelt. Auch die „Allgemeine Deutsche Biographie“ verdankt ihm eine stattliche Reihe von Artikeln, meist über Frankfurter Persönlichkeiten.

Vgl. E. Cohn, Zur Erinnerung an Dr. med. Wilh. Stricker, im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge, Band IV, S. 385 ff., mit ausführlichem Verzeichniß von Stricker's Schriften. R. Jung.

Striebel: Franz Xaver St., Historien- und Genremaler, geboren am 21. Februar 1821 zu Mindelheim, war als der Sohn eines Bäckers zum Gewerbe des Vaters bestimmt, wußte es jedoch durchzusetzen, die Polytechnische Schule zu Augsburg besuchen zu dürfen. Von da ergab sich 1842 der Weg an die Münchener Akademie, wo St. unter Heß und Schnorr sich zum Historienmaler bildete, auch einige vielversprechende Compositionen, darunter eine „heilige Familie“ (1845) und eine „Versuchung Christi“ (1848) und namentlich eine drastische Scene „Aus dem Bauernkrieg“ (1856) lieferte, wie aufrührerische Rebellen in ein Kloster dringen, die Mönche berauben und mißhandeln. Dann wendete sich Striebel, nachdem er lange eifrig mit einschlägigen Studien beschäftigt und auch im landschaftlichen Fache sich versucht und zur weiteren Ausbildung Italien bereist hatte, ganz zum Genre, worin er bald unter seinen Zeitgenossen einen geachteten Namen errang. Insbesondere zog ihn die humoristische Seite des Volkslebens an, wobei er gerne solche Scenen wählte, welche durch Zeit und Ort ihm gestatteten, die Hauptgruppe des Bildes in einer eigenthümlichen Beleuchtung, nach dem Vorbilde des sog. Feuer-Müller, erscheinen zu lassen. Dazu gehörten z. B. ein „Liebesbrief“ (1862) und „Hafenbinder“, dann 1865 das drollige Bildchen „Nach der Polizeistunde“, welches einen Nachtwächter abschildert, der in einer eben von den letzten Gästen verlassenen, dunklen Wirthsstube mit Hülfe seiner Laterne nach etwaigen Bierresten in den herumstehenden Krügen forscht. Dann kam der „Alarm über einen vermeintlichen Einbruch“ (1866), ein „Abschied“ (1867), beide auf der Exposition zu Paris 1868 — ein „Klausner“ (1868), das „Innere einer Sennhütte“, eine „Häusliche Scene“, ein „Schweres Stück Arbeit“ (1869), eine „Scene auf der Alm“ und „Sonntag

in der Sennhütte" (1870). Der wackere Künstler erlag am 21. Februar 1871, gerade an seinem 51. Geburtstage, einem schleichenden Fieber, aufrichtig bedauert von seinen Freunden, die er sich durch seinen trefflichen Charakter gewonnen hatte.

Vgl. Nagler, Lexikon 1847, XVII, 477. — J. Große, Die Kunstausstellung des Jahres 1858, S. 149. — Kunstvereinsbericht 1872, S. 61. — Seubert, Lexikon 1878, III, 379. Hyac. Holland.

Strieder: Friedrich Wilhelm St., geboren zu Rinteln am 12. März 1739, Sohn des Universitätsbuchhändlers Nicolaus St., kam bereits mit dem 13. Jahre auf die dortige Universität, doch ohne großen Nutzen von dem Studium zu haben, da ihm eine ordentliche Vorbildung fehlte. Er verließ sie 1758, nachdem verfehlte Speculationen und die Trunksucht des Vaters das Geschäft immer mehr zurückgebracht hatten, und ließ sich als Soldat für das hessische Regiment Mansbach anwerben. 1765 nahm er seinen Abschied als Fähnrich und erhielt am 13. December die Stelle eines Registrators an der Bibliothek in Kassel; nebenher mußte er sich zu manchen anderen vorübergehenden Geschäften verwenden lassen. Nachdem der Tod des Landgrafen Friedrich's II. dem gewissenlosen Treiben des Marquis de Luchet, der seit 1776 auch die Bibliothek zu ihrem großen Schaden verwaltete (vergl. Strieder, Heff. Gel. Gesch. s. v. de Luchet), ein Ende gemacht hatte, wurde St. am 22. März 1786 zum Rath und wirklichen (ersten) Bibliothekar ernannt. Landgraf Wilhelm IX. schätzte ihn hoch wegen seiner Gewissenhaftigkeit und Rechtlichkeit und machte ihn 1788 zum Hofrath und Hofbibliothekar und 1790 zum Geh. Cabinetsarchivar, als er diese Institute auf dem Schlosse Weißenstein (seit 1798 Wilhelmshöhe genannt) einrichtete. Sein ganzer Haß gegen die Franzosen erwachte von neuem bei der Occupation von 1806: während der 7jährigen Fremdherrschaft hat er keinen Schritt aus seinem Hause gethan. Die Entlassung aus seinen Aemtern erhielt er 1808. Er erlebte noch die Rückkehr des geliebten Kurfürsten, der ihm am 18. Januar 1814 abermals die Direction der Kasseler Bibliothek, sowie die der Bibliothek und des geheimen Cabinetsarchivs in Wilhelmshöhe übertrug. Doch starb er bereits am 13. October 1815. — Sein Hauptwerk ist die „Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte", von der Reformationszeit bis 1806; sehr gewissenhaft gearbeitet und noch jetzt unentbehrlich. 15 Bände gab er selbst heraus (1781—1806), den 16. Dr. Wachler (1812), den 17. und 18. K. W. Justi. Fortsetzungen dieses Werkes K. W. Justi (1831) „von 1806—1830" und von O. Gerland (1863) „von 1831 bis auf die neueste Zeit". — Daneben sind besonders als grundlegend zu nennen: „Genealogisches Handbuch von dem fürstl. Hause Hessen". 1780 (umgearbeitet 1804); „Stamm- und Rangliste vom hochfürstl. hess. Corps". 1798 u. 1799 (nach preuß. Muster); „Grundlage zur Militärgeschichte des landgräfl. hess. Corps". 1798, welches er nach den Papieren des Kriegsrathes J. Fr. Gschwind und nach eigenen Forschungen ausarbeitete. Auch redigirte er vorübergehend (1776) die Kasselsche Staats- und Gelehrtenzeitung, von 1766—1788 die Kasselsche Polizei- und Commerzienzeitung und seit 1783 den Staats- und Adreßkalender.

Marburger Staatsarchiv. — Autobiogr. Aufzeichnungen in seiner Gelehrtengeschichte XVIII, 453. Kretzschmar.

Strigel, Malerfamilie in Memmingen des 15. und 16. Jahrhunderts.

Hans St., Maler, kommt 1433 in einer Memminger Urkunde vor. Er mag identisch sein mit dem Hans St., von dem ein hölzern gemaltes Altarwerk (von 1442) in der Kirche von Zell bei Staufen existirt. Ein Sohn von ihm war Ivo St., von dem die mittelalterliche Sammlung zu Basel kürzlich einen Schnitzaltar aus S. Maria im Val Calanca in Graubünden erwarb. Ivo war, als er es malte (1512), 81 Jahre alt.

Von einem Claus St. besitzt die Münchener Frauenkirche zwei Altarflügel mit den Heiligen Achatius und Urbanus vom Jahre 1500. Unbedeutende, an Zeitblom erinnernde Gemälde.

Wahrscheinlich ein Sohn des Ivo und vielleicht ein Bruder des Claus war Bernhard St., der bedeutendste Künstler der Familie. Er ist 1460—1461 zu Memmingen geboren. Seine unzweifelhafte Verwandtschaft mit B. Zeitblom in Ulm macht es wahrscheinlich, daß er bei diesem einige Zeit gearbeitet habe. Im J. 1506 ist er zuerst in Memmingen urkundlich bezeugt. St., der mit der linken Hand malte, erfreute sich bereits damals eines Rufes und war mindestens schon 1507 für den Kaiser Maximilian I. thätig. Im Auftrage dieses Fürsten machte er wiederholt Reisen nach Augsburg, Innsbruck und Wien, an welch letzterm Orte er 1520 bezeugt ist. In seiner Vaterstadt bekleidete er viele Ehrenstellen, und der Rath schickte ihn wiederholt mit Aufträgen an andere Städte.

Bernhard Strigel's Werke sind sehr zahlreich. Man erkennt sie ziemlich leicht an dem spitzigen Kinn seiner Figuren, den meist häßlichen Händen und dem unangenehmen Knitterwerk. Doch verfügte er über eine klare, warme Farbe. Früher gingen seine Bilder unter dem Namen „Meister der Hirscher'schen Sammlung", weil der verstorbene Domcapitular Hirscher in Freiburg i. Br. eine größere Anzahl dieser besaß. Der Name des Künstlers wurde erst durch W. Bode auf der Rückseite eines Bildes des Berliner Museums (Rath Cuspinian und seine Familie von 1520) entdeckt.

Wie bemerkt steht Bernhard unter dem Einflusse des B. Zeitblom, mit dem er sich jedoch nicht messen kann. Die größere Entwicklung der Malerei im Beginne des 16. Jahrhunderts wirkte auch auf ihn einigermaßen. Seinen religiösen Bildern sind seine Porträts vorzuziehen. Hier hielt er sich doch näher an die schlichte Natur, und seine klare tiefgestimmte Farbe kam ihm sehr zu statten. Größere Feinheiten der Beobachtung und Malerei wird man allerdings auch bei ihm vermissen. Werke von ihm findet man in zahlreichen Galerien; besonders interessante besitzt Berlin (vier Altarflügel von 1515), Wien, München, Nürnberg, Karlsruhe ꝛc. Auch im Schloß Tratzberg in Tirol finden sich Werke, und das Kloster Wilten bei Innsbruck besitzt von ihm eine allegorische Tafel von 1521, die, etwas decorativ gemalt, ein gutes Beispiel seines späteren, breitern Stiles ist. R. Vischer glaubt auch, daß St. einen Theil der Wandgemälde im Kreuzgang des Franciscanerklosters zu Schwaz gemalt habe. Von seinen Bildnissen sind hervorzuheben die Porträts Maximilian's I. und seiner Familie in der k. k. Sammlung zu Wien, das Bildniß des Königs Ludwig II. von Ungarn (1524), daselbst das Ferdinand's I. zu Rovigo (1525), der schon genannte Cuspinian in Berlin ꝛc. Besonders interessant sind die lebensgroßen Bildnisse des Augsburger Patriciers Konrad Rehlinger von 1517 (Münchener Pinakothek), die schon die spätere Manier des Künstlers kenntlich andeuten.

Für die Kenntniß B. Strigel's hat R. Vischer die bedeutendsten Verdienste; Artikel von ihm finden sich u. a. in der Allgemeinen Zeitung 1881 und dem Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen VI, 1885. Scheibler und Bode hatten schon im II. Bande des Jahrbuches der preuß. Kunstsamml. 1881 eine erste Uebersicht der Malereien Strigel's gegeben. Vgl. auch meine Bemerkung im Repertorium für Kunstwissenschaft 1888, XI, 357.

W. Schmidt.

Strigel: Victorinus St., evangelischer Theologe, † 1569. Sein Name wird viel genannt, weil er im synergistischen Streite den Standpunkt Melanchthon's gegen Flacius vertheidigte und noch über ihn hinausging. Er war indeß kein eigentlicher Streittheologe, sondern wollte als humanistisch gebildeter Denker gegen die manichäisirende Anthropologie der lutherischen Epigonen sittliche In=

teressen im Sinne Melanchthon's vertreten. St. stammte aus Schwaben, wo er zu Kaufbeuren am 26. December 1524 geboren wurde. Sein Vater, ein Arzt, Namens Ivo St., hatte 1511—1512 mit Melanchthon, Schnepff, Brenz und anderen in Heidelberg studirt und später Dienste bei dem berühmten Feldobersten Georg v. Frundsberg gethan. Im Alter von 14 Jahren begann Victorin St., sein Sohn, zu Freiburg i. Br. akademische Studien, bezog aber im October 1542 die Universität Wittenberg, um dort Philosophie und Theologie zu studiren. Hier schloß er sich hauptsächlich an Melanchthon an, wurde 1544 zum Magister promovirt und hielt nun selbst philosophische und theologische Vorlesungen. Der schmalkaldische Krieg vertrieb ihn indeß von hier, und nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Magdeburg begann er 1547 in Erfurt Vorlesungen. Durch Melanchthon's Vermitlung ward er von hier aus nach Jena berufen, um im Auftrage der Söhne des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen eine höhere Schule zu begründen. Am 19. März 1548 traf er an seinem neuen Bestimmungsorte mit 20 Studenten ein, eröffnete an demselben Tage das „Gymnasium academicum“ und begann am 20. März Vorlesungen über Philosophie, Geschichte und später auch über Melanchthon's Loci theologici. Neben ihm wirkten Joh. Stigel, Erhard Schnepff, Justus Jonas und andere. Da sie alle mit Eifer ihrer hohen Aufgabe oblagen, so kam die Jenenser Schule bald in Blüthe. Von Natur derb und heftig, lebte St. doch mit seinen Collegen auf verträglichem Fuße und fand auch in seinen häuslichen Verhältnissen volle Befriedigung. (1549 hatte er sich mit Barbara, einer Tochter des Kanzlers Franz Burkhardt, nach deren frühem Tode 1553 mit Blandina, Tochter seines Collegen Schnepff, verheirathet.) Aber als begeisterter Anhänger Melanchthon's wurde er in der neuen Umgebung alsbald in die theologischen Kämpfe hineingezogen, welche nach Luther's Tode die protestantischen Theologen aufs verderblichste spalteten, und in diesen Streitigkeiten ist sein Lebensglück untergegangen. Vergegenwärtigen wir uns, um seine Schicksale zu verstehen, die Hauptpunkte seiner Lehrweise.

Der wesentlichste Streitpunkt, welcher Strigel's Namen in der Lehrgeschichte des Protestantismus bekannt erhält, ist die Frage nach dem Verhältniß des menschlichen Willens zur göttlichen Gnade im Vorgange der Bekehrung des Menschen. Luther hatte im Gegensatz zu Erasmus in seiner Schrift de servo arbitrio jede Mitwirkung des menschlichen Willens dabei geleugnet, weil er im Anschluß an die augustinische Gnadenlehre die Bekehrung des Menschen rein als Werk der göttlichen Gnade aufgefaßt wissen wollte, wie dies auch seiner eigenen religiösen Erfahrung entsprach. Indeß die Begründung, welche Luther seiner Lehre gegeben hatte, war schon für Melanchthon der Anlaß gewesen, in diesem Stücke von ihm abzuweichen. Indem er nämlich fürchtete, daß auf Luther's Standpunkte die Verantwortlichkeit des Menschen für sein eigenes Verhalten nicht genügend gewahrt würde, so daß dessen Lehre in diesem Punkte sittlich bedenklich werden müßte, lehrte er selbst, daß der menschliche Wille sich im Vorgange der Bekehrung mitwirkend verhalte mit der göttlichen Gnade; der Wille des Menschen habe eine facultas applicativa, nämlich die facultas applicandi se ad gratiam. Melanchthon unterscheidet nun drei Factoren der Bekehrung, den heiligen Geist, das Wort Gottes und den menschlichen Willen. Nach dem griechischen Worte synergein wurde diese melanchthonische Lehre Synergismus genannt. Diese Lehre ist es, welche Strigel von seinem Lehrer Melanchthon übernommen hatte und in Wort und Schrift mit Kraft und Begeisterung vertrat. „Der menschliche Wille dürfe bei der Bekehrung nicht unthätig sein, sondern müsse selbst den Gehorsam wollen (velit aliquando obedientiam); der Glaube sei zwar Gottes Geschenk, werde aber nicht den Widerstrebenden, sondern den Hörenden und Zustimmenden gegeben (dari audientibus et annuentibus); das

anerschaffene Ebenbild Gottes sei durch die Sünde nicht völlig zerstört und erloschen, sondern in den äußersten Umrissen noch vorhanden (lineamenta extrema remanserunt); geblieben sei wenigstens die vernünftige Menschennatur (remansit, quod homo non nisi rationalis esse potest)“ (Schwarz bei Herzog R.-E., 14^2, 789). So ist Strigel's eigene Denkweise eine treue Wiederholung der Gedanken Melanchthon's.

So lange er nun mit Schnepff in Jena zusammenarbeitete und im Kreise der dortigen Gnesiolutheraner friedlich zu wirken sich genöthigt sah — war doch sein eigener Schwiegervater Schnepff wegen des Interims geflohen, und im Dienste des ernestinischen Hauses sollte nur das reine Lutherthum verkündigt werden! — ließ St. diese eigenthümlich melanchthonischen Gedanken mehr zurücktreten. Das änderte sich aber als 1557 am 27. April Flacius in Jena eintraf. Mit diesem entschiedenen Anhänger Luther's waren von seiten des Hofes Verhandlungen gepflogen worden, um ihn für eine Jenenser Professur und zugleich für die Stellung eines Obersuperintendenten der Kirche des sächsischen Herzogthums zu gewinnen. Trotzdem St. ihn gebeten haben soll, diesem Rufe nicht zu folgen, da sie beide an einem Orte einander nur im Wege stehen würden, kam er doch. So lange nun Schnepff noch lebte († 1. November 1558), hielten die beiden theologischen Gegner äußerlich leidlich Friede; aber über der Abfassung des Weimarer Confutationsbuches, einer flacianisch-parteiischen neuen Confessionsschrift gegen die philippistische Geistesrichtung, kam es zwischen beiden zum Streit. Als einer der hervorragendsten Lehrer der am 2. Februar 1558 feierlich eröffneten Universität durfte St. trotz seiner Weigerung bei Abfassung des Confutationsbuches nicht fehlen; aber leitender Geist dieser Arbeit wurde doch Flacius. Als dieser bei Artikel 6 des Confutationsbuches eine scharfe Verurtheilung des Synergismus Melanchthon's verlangte, erklärte sich St. mit der Lehre desselben, wie er sie in seinen Loci theologici von 1544 vorgetragen habe, völlig einverstanden. An diesem Lehrpunkte trat somit der Gegensatz beider Richtungen deutlich hervor; es kam zu heftigen Erörterungen; privatim und öffentlich häuften beide Gegner Anklagen gegeneinander; an die Führer schlossen sich Parteigänger; so war in kurzem die weimarische Kirche in die Parteien der Flacianer und der Philippisten gespalten. Aber mit der Erscheinung des Confutationsbuches im Anfang des Jahres 1559, das unter herzoglicher Genehmigung veröffentlicht wurde, und vom Lande als neues symbolisches Buch aufgenommen werden sollte, ward der Sieg der Flacianer offenkundig. Als daher St. im Februar 1559 ehrerbietig, aber fest in einem Schreiben an den Herzog remonstrirte, wurden vom Hofe Bemühungen gemacht, ihn zum Schweigen zu veranlassen. Als er sich darauf aber nicht einließ, wurde er wie sein Gesinnungsgenosse, Superintendent Hügel, am Morgen des zweiten Ostertages, den 27. März 1559, auf Befehl des Hofes durch Bewaffnete gefangen genommen und erst nach Leuchtenberg bei Jena, sodann nach Schloß Grimmenstein bei Gotha abgeführt. In der Gefangenschaft suchte man sie auf alle mögliche Weise zur Aenderung ihres Sinnes zu bestimmen. Das gelang aber nicht. Da indeß die Jenenser Universität, bedeutende evangelische Fürsten und selbst der Kaiser sich für die Gefangenen verwandten, so wurden diese am 5. September unter der Bedingung ihrer Haft entledigt, daß sie sich in Jena still verhielten und jedenfalls vor genügender Verantwortung die Stadt nicht verließen. Dazu wurde St. aber erst im nächsten Jahre Gelegenheit gegeben, indem der Herzog ein Colloquium zwischen Flacius und ihm zu Weimar halten ließ. Dasselbe begann am 2. August 1560 im Saale des alten Schlosses daselbst unter dem Vorsitz des Kanzlers Brück in Gegenwart des Herzogs, des Hofes und einer ansehnlichen Zuhörerschaft aus allen Ständen. Von den zur Discussion gestellten Punkten kam aber nur der

erste, der über den freien Willen (de libero arbitrio) zur Verhandlung, und speciell drehte sich der Streit wieder um das Verhältniß des menschlichen Willens zur göttlichen Gnade im Vorgange der Bekehrung. Beide Theile blieben, wie vorauszusehen war, bei ihrer Ansicht; aber die gewandte Beweisführung Strigel's für die Anerkennung der sittlichen Natur auch des sündigen Menschen und die manichäisirende Behauptung des Flacius, daß die Erbsünde geradezu das Wesen des natürlichen Menschen ausmache, scheinen auf den Hof eine gewisse Wirkung zu Gunsten Strigel's nicht verfehlt zu haben. Denn nach dreizehn Sitzungen, welche vom 2.—8. August, Vor- und Nachmittags jedesmal 2—3 Stunden gedauert hatten, wurde das Gespräch abgebrochen. Der Hof legte von nun an der Flacianischen Lehre keine so große Bedeutung mehr bei wie vorher; er wollte die Ruhe im Lande hergestellt sehen, was auch beiden Theilen mitgetheilt wurde. Das lag indeß keineswegs im Sinne der Flacianer. Sie tobten gegen St. und seinen Anhang weiter. Da griff der Herzog jetzt gegen sie zum Aeußersten: am 10. December 1561 wurden Flacius und seine „Rotte" außer Landes verwiesen, während St. am 24. Mai 1562 durch ein herzogliches Patent wieder vollständig in Amt und Würden eingesetzt wurde und am 28. Mai seine Vorlesungen über Melanchthon's Loci wieder begann. Trotzdem fühlte er sich in Jena nicht mehr wohl, und unter dem Vorgeben einer Reise nach Leipzig zog er im Herbste desselben Jahres dahin, ohne nach Jena zurückzukehren. Obgleich die ganze dortige Universität, zu deren hervorragendsten Gliedern er gehört hatte, ihn durch eine eigene Deputation um seine Rückkehr bat, wollte er in Sachsen bleiben, und da der Kurfürst ihm freistellte, ob er in Leipzig oder in Wittenberg lehren wolle, so zog er Leipzig vor und begann hier am 1. Mai 1563 theologische und philosophische Vorlesungen. Unangefochten lehrte er hier, bis seine Hinneigung zur calvinischen Abendmahlslehre in den maßgebenden Kreisen bekannt wurde. Da geschah es im Februar 1567, daß ihm, als er in der Erklärung der Loci eben zur Abendmahlslehre übergehen wollte, vom Universitätsrector der Hörsaal verschlossen, und ferneres Lehren in Leipzig ihm untersagt wurde. Da ein Recurs an den Kurfürsten vergeblich blieb, verließ St. Leipzig und begab sich zunächst nach Amberg, wo er sich offen zur calvinischen Abendmahlslehre bekannte, darauf nach Heidelberg, wo er vom Kurfürsten Friedrich III. als Professor der Ethik angestellt wurde. Aber nur kurze Zeit hat er hier gewirkt; denn schon am 26. Juni 1569 starb er im 45. Lebensjahre eines schnellen Todes. — Als äußere Erscheinung ein kräftiger stattlicher Mann, als Mensch von vortrefflicher allgemeiner Bildung, enormem Gedächtniß und schlagfertigem Witz, als Lehrer klar, dialektisch gewandt und glänzend beredt, daher immer anregend, so daß er überall von der akademischen Jugend schnell Zulauf hatte, folgte St. in seiner Denkweise durchaus Melanchthon, den er selbst in der Ausdrucksweise, ja sogar in der Schrift nachahmte. Original ist nichts an St., und nur der synergistische Streit stellt seinen Namen in der Dogmengeschichte des Reformationszeitalters an eine hervorragende Stelle.

Seine ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit bewegte sich auf dem Gebiete der Philologie, Philosophie, Geschichte und Theologie. Verzeichnisse seiner Schriften stehen bei dem unten anzuführenden Zeumer, bei Jöcher (Gelehrtenlexikon IV) und bei Otto (S. 83—96); von den theologischen sind die wichtigsten eine exegetische, „Hypomnemata in omnes libros Novi Testamenti etc." (Lips. 1565 und 1583), und eine dogmatische, „Loci theologici" hrsg. von Christ. Pezel (Neustadt a. d. Haardt, 4 Theile mit Appendix 1581—1584, in 4°), „die bedeutendste Dogmatik der engeren melanchthonischen Schule".

Zu vgl. Zeumer, Vitae prof. Jenensium S. 16 ff. — Salig, Historie

der Augsb. Conf. III, 587 ff. — Planck, Gesch. des prot. Lehrbegriffs IV, 605 ff. — Gieseler, Kirchengeschichte III. Bd., 2. Abth. 231 ff. — J. C. T. Otto, de V. Strigelio. Jena 1843. — Preger, Flacius II. — G. Frank, Gesch. der prot. Theologie I, 102 ff. Dazu hauptsächlich den Art. Strigel von (E. Schwarz †) Wagenmann in Herzog's Realenc. XIV (2. Aufl.), 785 ff. P. Tschackert.

Strigenitz: Georg St. (Strignitz, Strigenitius), lutherischer Prediger, † 1603. Unter den orthodox-lutherischen Predigern nach der Reformation zeichnete sich St. durch eine erstaunliche Fruchtbarkeit in homiletischen Productionen aus. Er erblickte das Licht der Welt am 9. Februar 1548 in Meißen, wo sein Vater ein angesehener Bürger war. Auf der Stadtschule, danach auf der Fürstenschule seiner Heimath vorgebildet, studirte er seit 1567 in Leipzig fünf und ein halbes Jahr und erwarb sich am 4. März 1572 zu Wittenberg die Magisterwürde. Noch in demselben Jahre berief ihn der Rath zu Döbeln als Schulmeister dahin; Ostern 1573 aber folgte er einem Rufe als Pfarrer nach Wolkenstein und vermählte sich noch in demselben Jahre am 7. Juni mit der Tochter Anna des Bürgermeisters zu Döbeln Barthel Zimmermann, die ihm zehn Kinder gebar und ihn überlebte. 1581 wurde er Hofprediger und Consistorialassessor in Weimar, und 1587 auf Befehl seiner fürstlichen Herrschaft, nicht auf seinen eigenen Wunsch, Pfarrer und Superintendent in Jena; aber wegen der Anfeindungen, welchen er daselbst ausgesetzt war, vertauschte er im Anfang des Jahres 1590 diese Stelle gern mit der Superintendentur zu Orlamünde, wohin ihn der Rath der Stadt sich erbeten hatte. 1593 erhielt er eine neue Berufung und zwar in seine Vaterstadt und siedelte 1594 dahin als Superintendent und Consistorialassessor über. Hier starb er am 16. Mai 1603. Ueber sein Grab hinaus behält er eine gewisse Bedeutung in der Geschichte der Predigt innerhalb der lutherischen Kirche, zu deren bedeutenderen Kanzelrednern er gehört. Seine Predigten sind, so charakterisirt sie W. Beste (s. unten), gedankenreich, aber dabei in hohem Grade populär; ihre zuweilen rücksichtslose Schärfe fand nicht immer Beifall. Die Methode besteht in der Behandlung des Textes nach einzelnen Lehrpunkten. Diese Art seiner Predigt ist formell steif, wie der Zeitgeschmack; aber da sie trotz aller Orthodoxie doch praktisch und tief erbaulich wirkte, indem sie auf die religiösen und sittlichen Bedürfnisse der Gemeinden Rücksicht nahm, so gehört St. in die Reihe von Predigern, welche eine innere Erneuerung der deutsch-lutherischen Predigt anbahnten. Wie streng er dabei an orthodoxen Theorien festhielt, und wie das wieder seine homiletische Productivität steigerte, davon nur ein Beispiel. Wie man unter dem Einfluß der Theorie von der Verbalinspiration der Bibel in jenen Kreisen über einzelne Worte, über Grüße, Eingänge, Ueberschriften und Unterschriften von neutestamentlichen Briefen ganze Predigten zu halten pflegte, so hielt auch St. 122 Predigten bloß über das Buch Jona (4. Aufl. 1619), darunter über die fünf Worte „zu Jona dem Sohne Amithai" allein vier Predigten. (Christlieb in Herzog, Realencyklopädie² XVIII (1888), 536.)

Aus der reichen Anzahl seiner Publicationen seien genannt: „Sechs Predigten von der Vocation, Confirmation und Bestallung des Propheten Jeremia". 1694. — „Gründliche Eintheilung der heiligen zehn Gebote Gottes". 1685. — „Iter Emahunticum" („Der Gang nach Emmaus") in 22 Predigten über Luc. 24, 23 ff. — „Der süße Jesus Christ oder acht schöne Weihnachtspredigten". 1590. 6. Aufl. 1613. — „Jonas, die Auslegung der wunderbaren und doch ganz lehrhaftigen und trostreichen Historie von dem Propheten Jona in 122 Predigten". 1593. 1595. 1602. 1619 in fol. — „Ossa rediviva" (über Ez. 37, 1 ff.) in 21 Predigten. — „Conscientia" d. i. Bericht vom Gewissen des Menschen (31 Predigten). 1596, zuletzt noch 1654 unter dem Titel „Gewissensspiegel". —

„Infanticidium Bethlehemiticum“ (Bethlehemischer Kindermord). (9 Predigten über Matth. 2, 16. 17.) Leipzig 1611 und andere mehr. Sämmtliche Publicationen s. bei Zedler s. u.

Zu vgl. Kirchbach (Paul), Leichpredigt bei dem Begräbniß ... Strignitii. Leipzig 1620. 4°. — Zedler, Universallexikon XL (1744), 977 ff. Aus beiden schöpft W. Beste, Die bedeutendsten Kanzelredner der älteren lutherischen Kirche II (1858), 300 ff., wo sich auch eine Predigt Strigenitz' aus dem Infanticidium Bethl. abgedruckt findet. P. Tschackert.

Strimesius: Samuel St., reformirter Theologe, † 1730. St. wurde am 2. Februar 1648 zu Königsberg i. Pr. geboren, wo sein Vater, Johann Strimes aus Utrecht, ein hervorragender, vieler Sprachen kundiger Kaufmann war. Vorgebildet zu Königsberg und zu Berlin, begann St. 1667 seine Studien in Frankfurt a. d. Oder und disputirte hier 1671 unter Grebenitz de vita Dei in genere. Darauf begab er sich auf Reisen, verbrachte ein Jahr zu Cambridge, und studirte auch noch einige Zeit in Oxford, wo er ein so gutes Andenken hinterließ, daß er 1709, also mehr als dreißig Jahre später, bei einem Jubelfest dieser Universität durch ein öffentliches Diplom unter die Oxfordischen Doctoren aufgenommen wurde. Nachdem St. auch noch London besucht, kehrte er nach Frankfurt a. d. Oder zurück und erhielt sogleich eine außerordentliche Professur der Philosophie, die er im October 1674 mit einer Rede „de desideratis in moralibus“ antrat. Ein halbes Jahr darauf wurde er ordentlicher Professor der Physik und Magister. 1679 aber trat er in den Kirchendienst, indem er eine Vocation als Pastor primarius an die reformirte Nicolaikirche und zugleich als außerordentlicher Professor der Theologie annahm. 1696 erhielt er eine ordentliche Professur daselbst, die er mit einer Rede „de universae theologiae summa rationalitate“ antrat, worauf er noch in demselben Jahre Doctor der Theologie wurde. Fünfmal war er Rector der Universität. Da St. einer Vereinigung der reformirten und der lutherischen Kirche sehr zugethan war und in Unionsschriften die reformirte Lehre für Lutheraner möglichst unanstößig darzustellen suchte, zog ihn König Friedrich I. von Preußen zu einem in Berlin 1703 angestellten Unionscolloquium hinzu. Auf diesem kam St. den Lutheranern weit entgegen. Er unterschied gemeine Wahrheiten und solche, die ein besonderes Gewicht zur Seligkeit hätten; in diesen wichtigen Wahrheiten seien die beiden protestantischen Kirchen einig, da sie die H. Schrift für das einzige adäquate Principium hielten, und da außerdem die Reformirten die fünf Hauptstücke des Katechismus und selbst die Augsburgische Confession annähmen. Die Differenz beider bestehe bei dem zehnten Artikel nur in dem Genuß des Leibes Christi mit dem Munde (manducatio oralis) und in dem Genuß der Ungläubigen (manducatio impiorum). Diese beiden Stücke hätten aber kein Gewicht zur Seligkeit. (Vgl. den unten anzuführenden „Entwurf ꝛc.“ und seine „Inquisitio in controvers. Lutheranorum et Reformatorum“ p. 752 u. f.) Indeß richtete er durch seine Unionsbemühungen wenig aus. Nach einem überaus fleißigen Leben erblindete er und starb unter heftigen Steinschmerzen am 28. Januar 1730 im Alter von 82 Jahren. Von seiner Ehefrau, einer geborenen v. Lith, mit welcher er 43 Jahre im Ehestande gelebt hatte, hinterließ er zwei Söhne, von denen der ältere, Johann Sam. St., Professor der Geschichte in Königsberg wurde. Von seinen zahlreichen Schriften seien erwähnt der (seine Unionsgedanken enthaltende) „Entwurf von der Einigkeit der Evangelischen im Grunde des Glaubens“. Frankfurt 1704 (8°); ferner „Theologischer Unterricht vom Kirchenfrieden“, 1705; „De unione Evangel. ecclesiastica“, 1711; „Christologia sacra“, 1712; außerdem eine ganze Anzahl anderer dogmatischer Schriften, Predigten und Dissertationen.

Zu vgl. Zedler, Universallexikon XXXX, 987—991, wo auch die Titel aller seiner Publicationen stehen. — Hering, Beiträge zur Geschichte der evangel.-reform. Kirche in den preußisch-brandenburg. Ländern I, 57 ff. Berlin 1784. — Alex. Schweizer, Die protest. Centraldogmen u. s. w. II (1856), 817 f. P. Tschackert.

Stritter: Johann Michael St., Schulmann, geboren am 22. März 1705, † am 30. Januar 1781. Er war der Sohn eines Landmannes zu Schierstein bei Wiesbaden. Nachdem er das Gymnasium zu Idstein absolvirt hatte, studirte er von 1724—1727 zu Jena Theologie, vernachlässigte aber dabei nicht die Studien der Schulwissenschaften, namentlich der lateinischen Stilistik. Zurückgekehrt in die Heimath, übernahm er zunächst (1728) Hauslehrerstellen im Elsaß und in Usingen und wurde im folgenden Jahre dem erkrankten Pfarrer zu Kloppenheim als Adjunct beigegeben. In dieser Stellung machte er sich so beliebt, daß nach dem Tode des Pfarrers die Bauern durch Androhung militärischer Gewalt zur Annahme von dessen Nachfolger gezwungen werden mußten. Da St. schon als Schüler sich ausgezeichnet und nunmehr in seinen verschiedenen Stellungen begründete Hoffnungen auf eine außergewöhnliche Lehrgabe hervorgerufen hatte, erhielt er auf Veranlassung des Generalsuperintendenten Lange von der fürstlichen Regierung den Befehl, noch zwei Jahre lang seine Studien fortzusetzen, andere Anstalten kennen zu lernen und so sich zu dem höheren Schuldienst mehr vorzubereiten, als sonst üblich war, indem in der Regel angehende Theologen längere oder kürzere Zeit als Gymnasiallehrer verwendet wurden und dann eine Pfarrstelle übernahmen; zur Bestreitung der Kosten seiner pädagogischen Reise wurden ihm jährlich 50 fl. in Aussicht gestellt, eine Summe, die wol auch damals nicht ausreichte, wie er denn selbst versichert, er habe mit „gelehntem Gelde“ seine Reise angetreten. Zuerst besuchte er Nürnberg und Altorf, begab sich von da nach Coburg und Jena, um mit Halle den Beschluß zu machen. Hier verweilte er längere Zeit, ertheilte im Waisenhause Unterricht und erwarb die akademische Magisterwürde. Bereichert mit neuen Erfahrungen und Anschauungen kehrte er 1732 nach Schierstein zurück und verwerthete einstweilen daselbst seine gewonnene und vervollkommnete Lehrgabe im Unterricht der Kinder der Volksschule, bis er im folgenden Jahre als Conrector an das Gymnasium zu Idstein berufen wurde; schon zwei Jahre später wurde er zum Prorector und Rector provisionalis, 1738 zum wirklichen Rector ernannt und bekleidete diese Stelle — mit einer Unterbrechung von etwa sechs Jahren — bis 1774.

Sogleich bei seinem Eintritt in das Gymnasium begann er, erfüllt von reformatorischem Feuereifer und bestrebt seine anderwärts gemachten Erfahrungen zu Idstein in das Leben zu führen, die Schäden, welche er hier wahrzunehmen glaubte, ohne Rücksprache mit seinen Vorgesetzten und ohne Rücksicht auf sie in seiner Classe zu beseitigen, und setzte diese Neuerungen, als ihm die Leitung der Schule übergeben worden war, für das ganze Gymnasium fort, so daß er es binnen einiger Jahre in seinem Sinne ganz und gar umgestaltet hatte. Dadurch hob er, wie er denn selbst ein tüchtiger Lehrer war, dem das Beste der ihm anvertrauten Jugend am Herzen lag, den Ruf seiner Schule außerordentlich, so daß der Besuch derselben bis auf 150 Schüler, darunter viele sog. Ausländer, stieg und er auch bei der Reform andrer Lehranstalten von seiner Behörde zu Rathe gezogen wurde. Die Neuerungen Stritter's begannen mit den Schulbüchern, indem er an die Stelle veralteter Lehrbücher neue und bessere oder an die Stelle der herkömmlichen Lesebücher andre setzte; der Unterricht in der französischen Sprache wurde erweitert, in Mathematik neu eingeführt, die Frühstunden von 4—6 Uhr abgeschafft, die Lehrstunden des Morgens um 6 Uhr begonnen. Ueberaus wichtig war die Anordnung bestimmter Classenziele, die

erreicht sein mußten, wenn ein Schüler in eine obere Abtheilung vorrücken wollte, nur daß St. zu weit ging, wenn er die Aufgaben und Ziele für jede Woche, ja jeden Tag im voraus bestimmte; daß er dabei auf Befolgung einer besseren Methode des Unterrichts sah, versteht sich von selbst. Für unsere Tage, in denen man soviel Gewicht auf Pflege des Körpers u. dgl. legt, ist es interessant, daß St. im J. 1747 eine Dreh- und Hobelbank für seine Schüler anschaffte, um ihnen eine nützliche Leibesbewegung zu ermöglichen.

Neben den guten Eigenschaften zeigten sich bei St. gleich von Anfang an gewisse Schattenseiten seines Charakters, durch welche, wie ein tüchtiger Schüler und später College von St., zuletzt selbst Rector des Gymnasiums sagt, er sich selbst, seinen Collegen, Schülern und allen, die mit ihm in Berührung standen, das Leben sehr sauer machte; er war nämlich, heißt es weiter, ein Mann von außerordentlich feurigem und hitzigem Temperament, dabei rechthaberisch im höchsten Grade, woraus natürlicher Weise, wenn andre ihm nicht beistimmen konnten oder wollten, eine ewige Zänkerei entstand. Dabei ging er oft eigenmächtig vor, hielt aber die einmal gemachten Anordnungen nicht immer fest, wie er denn die Dreh- und Hobelbank nach einigen Jahren wieder eingehen ließ. Deshalb wird er einem Hechte im Karpfenteich verglichen, der alles in Bewegung und Unruhe versetze.

Trotz der großen Last von Arbeiten, die St. auf seine Schultern zu nehmen kein Bedenken trug — ertheilte er doch als Conrector 7—7½ Stunden täglich — erlahmte er nicht in seinen Studien und war auch schriftstellerisch thätig. Dazu nöthigte ihn schon die Verpflichtung jährlich vier Programmabhandlungen zu schreiben. Da es ihm gelang, der Obliegenheit bei fröhlichen oder traurigen Vorfällen in dem Fürstenhause ein lateinisches Carmen zu verfassen, enthoben zu werden, so erörterte er nunmehr in diesen Programmen Fragen der Schule und des Unterrichts, seltner historische oder andre Gegenstände. Die meisten (94) sind in lateinischer Sprache abgefaßt (Observata scholastica), andre in deutscher (Teutsche Schuleinladungen) (14). Auch seine übrigen Schriften und Aufsätze in Zeitschriften dienten praktischen Zwecken; sie bewegen sich wie jene im Geiste der Pädagogik jener Zeit und haben auf die Entwicklung dieser Wissenschaft kaum Einfluß ausgeübt, weshalb wir von einer Aufzählung von Titeln derselben absehen; Meusel hat im gel. Teutschl. Bd. XIII viele derselben aufgeführt, einige haben sich in das Lexikon teutscher Schriftsteller Bd. VII unter den Namen Joh. Adam Stritter verirrt.

Nachdem St. so bis zum Jahre 1766 unermüdlich thätig gewesen war, gelang es seinen Gegnern, die Entlassung des unbequemen eigenmächtigen Mannes durchzusetzen. Während der nun folgenden unfreiwilligen Ruhezeit beschäftigte er sich, als sein Sohn E. G. St., bis dahin Collaborator des Gymnasiums, in eine Pfarrstelle eingerückt war, mit Unterweisung jetzt der Schulmeister der ganzen Umgegend und mit Predigen. Da wurde er, um die gelockerte Disciplin im Gymnasium wiederherzustellen, im J. 1771 zu seiner früheren Stelle zurückgerufen und, damit alle Zwistigkeiten mit der Behörde vermieden würden, auch zum Scholarchen ernannt. Der Versuch mißlang; zu den früheren Fehlern seines Charakters kamen nunmehr Eigenschaften, welche das zunehmende Alter so leicht mit sich führt, mürrisches Wesen und Scheltsucht: er mußte nach zwei Jahren abermals abtreten. Von da an lebte er bis zu seinem Tode zu Idstein und starb hier beinahe ganz kindisch geworden.

Rizhaub, Geschichte des Gymnasiums zu Idstein. — Ungedruckte archivalische Aufzeichnungen des Staatsarchivs zu Wiesbaden. — Firnhaber, Die nassauische Simultanschule I, 90. — Meusel, Gel. Teutschland XIII.

F. Otto.

Stritter: Johann Gotthelf (v.) St., Geschichtsforscher, geboren zu Idstein in Nassau im J. 1740, † in Rußland am 2. März 1801. Er war der zweite Sohn des Rectors Joh. Michael St. zu Idstein. Er besuchte das Gymnasium, dem sein Vater vorstand, und die Universität Halle, wo er vornehmlich theologische Collegia hörte. Doch widmete er in der Folge seine Dienste nicht dem Heimathslande, sondern begab sich nach St. Petersburg, wo er zunächst Beschäftigung und Anstellung an dem Gymnasium der Akademie fand. Nachdem er sein Hauptwerk vollendet hatte (s. u.), wurde er im J. 1780 zum Archivar an dem Reichsarchiv zu St. Petersburg mit dem Range eines Collegienassessors und zum Adjunct der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, 1785 zum Hofrath und Aufseher des Reichsarchives zu Moskau ernannt. Seine Verdienste um die Aufklärung der Geschichte Rußlands trugen ihm schließlich den Rang eines russischen Staatsrathes und den von der Kaiserin Katharina gestifteten St. Wladimirorden ein. Unter die Wünsche dieser Herrscherin, zu deren Erfüllung sie u. a. den bekannten Historiker und Publicisten A. L. Schlözer schon im J. 1765 zum ordentlichen Mitgliede der Akademie und Professor der russischen Geschichte bestellte, gehörte es bekanntlich, daß eine zuverlässige und vollständige Geschichte Rußlands zu Stande komme. Die kaiserliche Akademie nahm auch ihrerseits im J. 1767 diese Sache energisch in die Hand und beauftragte, da Schlözer um diese Zeit mit der Absicht umging Rußland zu verlassen, im J. 1768 den noch nicht lange eingewanderten, aber dazu ganz geeignet erscheinenden St., zunächst alles, was über die Geschichte Rußlands bei den Byzantinern sich vorfinde, auszuziehen und zusammenzustellen. Der ihm gestellten Aufgabe kam dieser in einer Weise nach, die ihm den Dank und die Anerkennung der Kaiserin und aller Kenner eintrug; sein Werk ist grundlegend für die wissenschaftliche Erforschung der älteren Zustände und Begebenheiten des großen russischen Reiches geworden. Es erschien von 1771—1780 in vier Quartbänden, die auf Kosten der Akademie gedruckt wurden, und führt den Titel: „Memoriae populorum olim ad Danubium, Pontum Euxinum, Paludem Maeotidem, Caucasum, Mare Caspium et inde magis ad septentriones incolentium, e scriptoribus historiae Byzantinae erutae et digestae“. Petropoli 1771, 1775, 1778, 1780. Um die Ergebnisse seiner Forschungen in weitere Kreise zu verbreiten, verfaßte St. zugleich Auszüge, die auch in das Russische übersetzt wurden, von 1770—75. 8°, veröffentlichte populäre Aufsätze im St. Petersburger Kalender (Historische Nachrichten von der Krim 1775, Nachrichten von den vornehmsten Völkern, die auf der nördlichen Seite der Donau .... wohnen 1776—1779) und im (Neuen) St. Petersburger Journal (Lebensbeschreibung des ehemaligen russischen Generals Patrik Gordon 1781 u. a.). Von einer Geschichte des russischen Reiches in russischer Sprache, die er nicht vollendete, erschienen kurz vor seinem Tode im J. 1800 zwei Bände in 4°. Die „Aufsätze, betreffend die russische Geschichte“ in der Bibliothek der Großfürsten Alexander und Constantin (Berlin u. Stettin 1784—1789, Th. 2—9), welche die Kaiserin Katharina verfaßte, beruhen auf einem großen handschriftlichen Werke Stritter's und reichen bis zum Jahre 1225 (das russische Original bis 1276). — Die Ausgabe des Cornelius Nepos, mit Anmerkungen und Register, St. Petersb. 1773, die St. besorgte, erinnert an seine Lehrthätigkeit im Gymnasium.

Meusel, Gel. Teutschland VII; Derselbe, Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatengesch. 1816. S. 545. — Schlözer, Probe russ. Annalen 1816. Vorrede. — Biographie universelle, Th. 44. Paris 1826. F. Otto.

Strixner: Joh. Nepom. St., Lithograph, geboren im J. 1782 zu Alten-Oetting (nicht 1783 zu Wasserburg, wie Lipowsky im bair. Künstlerlexikon S. 125 angibt), † zu München im J. 1855, kam in der Jugend mit seinem

Vater, einem Arzte, nach Wasserburg in Oberbaiern. Hier erhielt er von dem Bildhauer Eichhorn Unterricht im Zeichnen, suchte aber, weil derselbe ungenügend war, seine Weiterbildung vom Jahre 1797 an in München bei Professor Mitterer (s. A. D. B. XXII, 24), der dort als Zeichenlehrer am Gymnasium angestellt war und daneben eine Feiertagsschule für Künstler und Handwerker eröffnet hatte. Noch in demselben Jahre als Zeichner an der kurfürstlichen Galerie angestellt, erlernte St. im J. 1799 auch die Kupferstecherkunst unter Anleitung des Vicedirectors dieser Sammlung Joh. Jak. Dorner d. Ae. Noch mehr nahm sich seiner Ausbildung der Galeriedirector Joh. Christ. v. Mannlich an, der durch ihn ein „Zeichnungsbuch für Zöglinge der Kunst und für Liebhaber, aus Raphael's Werken gezogen", München bei Zängl 1804. fol. stechen ließ.

Inzwischen war in München die von Alois Senefelder im J. 1796 erfundene Kunst des Steindrucks oder der Lithographie so weit entwickelt, daß sie sich an höhere Aufgaben als Notendruck u. dgl. wagen durfte. Der Director der k. Hofbibliothek, Freiherr Joh. Christoph v. Aretin, verband sich unter Einsetzung bedeutender Mittel mit dem Erfinder, um die im k. Kupferstichcabinete aufbewahrten Handzeichnungen alter Meister auf lithographischem Wege facsimiliren zu lassen. St. wurde als Zeichner von ihnen angestellt und nach vielen mißlungenen Versuchen, die Senefelder noch als Drucker machte, konnte das auf der k. Hofbibliothek befindliche, im J. 1514 von J. Schönsperger in Augsburg gedruckte und von A. Dürer mit Federzeichnungen verzierte Gebetbuch Kaiser Maximilian's in lithographischer Nachbildung unter dem Titel: Albert Dürer's Christlich-Mythologische Handzeichnungen. München 1808. fol. herausgegeben werden. (Ueber spätere mit der Polyglotte des Vaterunsers vermehrte Auflagen und über einen Anhang von Cranach'schen Handzeichnungen vom Jahre 1818 s. Nagler, N. a. K. L. XVII, 487 ff.) Nun zog man noch Ferd. Piloty als weiteren Zeichner bei und in 72 Heften mit zusammen 432 Blättern wurden von 1808—15 die Handzeichnungen des k. Kupferstichcabinets unter dem Titel: Oeuvres lithographiques par Strixner, Piloty et Comp. veröffentlicht. St. erwarb sich schon während dieser Arbeiten erhebliche Verdienste um die Weiterbildung der Lithographie, deren verschiedene Manieren er zu erproben und zu verbinden suchte. Diesen Ruhm vermehrte er als Mitarbeiter an dem von Director v. Mannlich von 1815 an herausgegebenen Werke mit Nachbildungen der besten Gemälde der Galerien zu München und Schleißheim, wozu außer ihm und Piloty noch eine große Anzahl weiterer Künstler verwendet wurden. Er nahm an diesem sog. alten Galeriewerke bis zu Heft 26 theil, unstreitig den meisten Mitarbeitern in der glücklichen Erfassung dessen überlegen, was die Lithographie im Unterschiede von Kupferstich und Holzschnitt eigentlich leisten konnte. Seine Mitwirkung an diesem für die Geschichte der Lithographie epochemachenden Werke wurde abgebrochen durch einen Ruf, den er von Stuttgart aus durch die Gebr. Boisserée und ihren Genossen Bertram erhielt (vgl. Württ. Jahrbuch, herausg. von Memminger, Jahrg. 3 u. 4 (1821), S. 121 f.). St. kam mit einem Zeichner und zwei Druckern dahin, um deren reiche Sammlung von älteren ober- und niederdeutschen Meistern zu lithographiren. Hier brachte er seine schon bei dem Münchener Galeriewerke erprobte Verbindung von Ton- und Lichtplatten zu hoher Vollendung. Seine Auftraggeber ließen ihn im J. 1824 auch nach Paris reisen, wo inzwischen namentlich der Druck der lithographischen Platten eine in Deutschland nicht erreichte technische Vervollkommnung gefunden hatte. Bereichert mit den dortigen Erfindungen führte er das Werk freilich oft mehr nur als leitender, denn als ausführender Künstler weiter. Als die Boisserée'sche Sammlung von König Ludwig von Baiern angekauft und nach Baiern übergeführt wurde, ging St. wieder nach München zurück und brachte das buch-

händlerisch höchst gedeihliche Werk im J. 1836 zu Ende. Dann betheiligte er sich bei dem in der Cotta'schen Anstalt erscheinenden Münchener Pinakothekwerke, das zum Theil eine Umarbeitung und Erneuerung des alten Galeriewerkes bildete. Daneben malte er, wie er dies schon früher mit Nachbildungen der Boisserée'schen Sammlung gethan hatte, Lithographien nach einer von ihm selbst erfundenen Manier in Deckfarben aus, welche damit das Ansehen von Oelbildern erhielten und als Zimmerschmuck verkauft eine weite Verbreitung fanden. Diese Arbeit diente ihm in späteren Jahren als Hauptunterhaltsquelle. Wie Senefelder selbst wußte St. von dem reichen Erwerb, den ihre neue Kunst anderen verschaffte, nicht so viel auf sich überzuleiten und festzuhalten, daß er zu einigem Wohlstande gekommen wäre. Im höheren Alter mußte er sogar Künstler und andere Bekannte um Unterstützung angehen.

Ein Bildniß von ihm, im J. 1826 von Zöllner gezeichnet, kam in die Sammlung des Professors Vogel zu Vogelstein in Dresden. Merkwürdiger Weise scheint es kein lithographirtes Bild von dem Manne zu geben, der gerade auch als Porträtlithograph für seine Zeit Ausgezeichnetes geleistet hat.

Vgl. Senefelder, Lehrb. der Steindruckerey S. 105 u. 127. — Nagler, N. a. Künstlerlex. XVII, 479 ff.; Derselbe, Die Monogrammisten IV, Nr. 2543 und V, Nr. 313. Wintterlin.

Strnad: Anton St., Astronom, geboren am 14. August 1746 (oder 10. August 1747) zu Nachod, † am 23. September 1799 zu Sazena bei Welwarn in Böhmen. Sohn eines Nachoder Stadtrathes, genoß der junge St. seine Ausbildung in Königgrätz, wo sein Oheim als Domherr lebte, und trat 1763 in den Orden Jesu ein; der damals sehr geschätzte Pater Tessanek war sein Lehrer in der Mathematik. Eigentlich Proseß scheint St. jedoch nicht gethan zu haben, denn als 1773 sein Orden aufgehoben wurde, trat er nicht bloß in den weltlichen Stand zurück, sondern verheirathete sich auch (1784) mit Katharina v. Marsano. Unter Stepling (s. A. D. B. XXXVI, 102) bildete er sich in seinen Lieblingsfächern weiter aus, wurde 1774 Adjunct der Prager Sternwarte, 1778 außerordentlicher Professor der mathematischen und physikalischen Geographie, endlich 1781 Ordinarius und Director des Observatoriums. Aeußere Ehren fehlten ihm nicht; er wurde zum Decan, zum Rector und zum Repräsentanten beim Studiencongresse gewählt und empfing von Kaiser Franz II. eine goldene Ehrenmünze. Als Lehrer und Schriftsteller ließ er die praktische Seite der Wissenschaft in den Vordergrund treten; hierher gehören nachstehende Schriften: „Physikalischer Witterungskalender" (Prag 1788); „Physikalisches Taschenbuch auf das Jahr 1789" (ebenda 1789); „Chronologisches Verzeichniß der Naturbegebenheiten in Böhmen von 633 bis 1700" (ebenda 1790). Wirkliches Verdienst erwarb sich St. um die Organisirung des meteorologischen Beobachtungsdienstes; über die Witterung und verwandte Gegenstände hat er viel in den Prager Denkschriften, in den Mannheimer „Ephemeriden", in T. Mayer's „Sammlung physikalischer Aufsätze" und anderweit veröffentlicht. Es interessirte ihn namentlich die damals viel umstrittene Frage, ob, wie das Meer, so auch die Atmosphäre eine Gezeitenbewegung besitze. Auch astronomische Beobachtungen stellte er fleißig an und benutzte die Sonnenfinsterniß vom 4. Juni 1788, um die bis dahin noch immer nicht genau genug bekannte geographische Länge von Prag mit größerer Schärfe zu ermitteln. Von seinem Talente für praktische Mechanik legt die Wiederherstellung der astronomischen Uhr am Altstädter Rathhause Zeugniß ab, die ihm im Bunde mit dem Uhrmacher Landesberger gelang; er beschrieb die Arbeiten in einer besonderen Schrift (Dresden 1791). St. ruht zu Chrzirn bei Welwarn, wo ihm seine Gattin einen Denkstein mit lateinischer und czechischer Aufschrift errichten ließ.

Allgemeiner litterarischer Anzeiger, 1800, S. 759 ff. — De Backer, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus, VI. série, Lüttich 1861, S. 684. — v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 40. Theil, Wien 1880, S. 49 ff. Günther.

Stroband: Heinrich St., drei gleichnamige Thorner Bürger, die in der zweiten Hälfte des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts an der Spitze ihrer Stadt gestanden haben, und von denen ganz besonders der erste sich nach den verschiedensten Richtungen hin die allergrößten Verdienste um dieselbe erworben hat. — Einer schon gegen das Ende des 14. Jahrhunderts nachweisbaren märkischen Familie entsprossen, war Christian St., ein Sohn (geboren 26. Dcbr. 1482) des Frankfurter Rathmannes Johann, kaum 20 Jahre alt, nach Danzig gekommen, daselbst Hausbesitzer geworden und hatte die Tochter eines dortigen Bürgers (Anna Stutte) geheirathet. In dem sogenannten Frankenkriege, welchen der letzte Deutschordenshochmeister Albrecht von Brandenburg 1520 und 1521 gegen die Polen führte, hat er denselben mit den Waffen in der Hand und mit Geldvorschüssen unterstützt. Bald nach dem Kriege erhielt er auf des Hochmeisters Empfehlung vom Könige die Erlaubniß, nach Thorn überzusiedeln, und muß bei seinen neuen Mitbürgern bald ein gewisses Ansehen gewonnen haben, denn schon 1527 wurde er, ohne, wie es sonst Brauch war, auf der Schöppenbank gesessen zu haben, zum Rathmann gekoren. Es ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß schon er sich dem neuen Glauben zugewandt hat. Er starb am 26. Februar 1531. (Ueber ihn A. Semrau in der Thorner Ostdeutschen Zeitung 1890, Nr. 133.) Sein einziger Sohn war Johann (geboren 7. Dec. 1511, † 27. Oct. 1585), der im Alter von 21 Jahren Beisitzer des städtischen Gerichts, dann Rathmann und nach wenigen Jahren auch Schöppe des adligen Landgerichts im Kulmerland wurde. Wie seine Collegen im Rath ihn zum Bürgermeister erwählten, so übertrug ihm der Polenkönig Sigismund August die Würde des königlichen Burggrafen. Vielleicht war es wieder brandenburgischer Einfluß, der den König dazu veranlaßte, ihm und seinen Nachkommen auf dem bekannten Reichstage zu Lublin 1569 das Indigenat des polnischen Reiches zu ertheilen. Nachdem Sigismund August durch das Religionsprivilegium von 1557 den Protestanten in Thorn Bekenntniß und Ausübung ihres Glaubens freigegeben hatte, bekannte sich auch Johann St. öffentlich dazu und ließ nunmehr seine Kinder im neuen Glauben erziehen. Von welcher Art die Verdienste gewesen sind, die er sich um die 1568 vollzogene Gründung des Gymnasium classicum erworben haben soll, ist nicht anzugeben. Auf einem seiner Landgüter hat er eine Papiermühle angelegt. Der älteste seiner Söhne aus der Ehe mit Margaretha Esken war Heinrich (I) St., den ältere Thorner Schriftsteller gern den Großen nennen (geb. 14. Nov. 1548, † 20. Nov. 1609). Auf der Schule zu Schweidnitz vorgebildet, studirte er zu Frankfurt a. O. und zu Tübingen vorzugsweise die Rechtswissenschaft. Die zeitübliche Reise mußte er auf Deutschland beschränken, da ihm der Vater den Besuch Frankreichs aus Besorgniß wegen der dortigen religiösen und politischen Zustände nicht gestattete. Nach seiner Heimkehr wurde er (1578) Schöppe des altstädtischen Gerichts, bald auch des kulmischen Landgerichts, dann Rathmann, Bürgermeister, königlicher Burggraf; vielfach führte er die Vertretung seiner Stadt auf den engeren und weiteren Landtagen des polnischen Preußen wie auch auf polnischen Reichstagen. Mit besonderer Vorliebe und hervorragendem Erfolg wandte er seine amtliche Thätigkeit nach zwei Richtungen hin: auf den Ausbau und die Befestigung der Stadt und auf Kräftigung und Stütze des protestantischen Glaubens durch Kirche und Schule. Zur bessern Sicherung der Stadt diente das mit einem Kostenaufwande von 100 000 Mark erbaute Wachhaus zur Aufnahme von 80 Söldnern; ein

Zeughaus wurde in Angriff genommen; „von Befestigung der Stadt Thorn“ handelt eine noch vorhandene größere Denkschrift, welche St. selbst auf Grund einer im Auftrage des Rathes mit dem damals berühmten Kriegsbaumeister Anton v. Obbergen gehaltenen Berathschlagung aufgesetzt und 1591 eingereicht hat, und in der er den Umfang und die Kosten der nöthigen Bauten genau darlegt; einiges davon wurde noch zu seiner Zeit ausgeführt. Neben Gebäuden für eine Bibliothek und für ein Alumnat und Speisehaus beim Gymnasium, neben verschiedenen Bauten für Kirchen (die Orgel in der Marienkirche), Hospitäler und zu wirthschaftlichen Zwecken verdankt die Stadt dem Kunstsinn ihres Bürgermeisters den (freilich durch die schwedische Beschießung von 1703 zum Theil wieder vernichteten) ersten neuen Ausbau ihres herrlichen Rathhauses, das in den Jahren 1602—1604 durch Martin Steinhauer einen gründlichen Umbau seines Obergeschosses erfuhr und mit stattlichen Gemächern, Giebeln und Thürmen versehen und mit Gemälden verziert wurde (56 111 Florin Kosten). — Für seinen Glauben unmittelbar einzutreten, fand St. je mehr und mehr Veranlassung, als der Katholicismus, durch die Erfolge der Jesuiten gehoben und durch König Sigismund III. Wasa gestützt, auch in Polen zu immer schärferen Angriffen vorging. Er vertrat seine Stadt auf dem Convent der Evangelischen, welcher auf Reichstagsbeschluß im August 1595 in Thorn selbst tagte und den Consensus Sandomiriensis von 1570 bestätigte, und scheute selbst eine Reise nach Deutschland nicht, um den Widerspruch der starrsinnigen Rechtgläubigen beider evangelischen Kirchen zu beschwichtigen; und wenn in den folgenden Jahren die Jesuiten ihre Bemühungen, auch in Thorn festen Fuß zu fassen, nicht nach Wunsch erreichten, so durfte sich St. das Hauptverdienst daran zuschreiben. Seinen Bestrebungen, eine vollständige polnische Bibelübersetzung zu Stande zu bringen, trat der Widerwille der Gegner und der eigene Tod hindernd entgegen. — Den größten Ruhm Stroband's aber haben seine Mitbürger, die zeitgenössischen wie die späteren, einmüthig in dem erkannt, was er für das Thorner Schulwesen geleistet hat. Aeußerlich bestanden seine im J. 1594 durchgeführten Schöpfungen in folgendem: das Schulgebäude im ehemaligen Franziskanerkloster wurde erweitert und ausgebaut; zu den 10 (bisher 6) Classen des Gymnasiums trat noch eine den Elementen der Facultätsstudien gewidmete Classis oder Curia suprema hinzu, durch welche die Anstalt ein akademisches Gymnasium wurde; wie in dem Schulgebäude selbst für Söhne von Einheimischen, so wurde in einem besonderen Hause, der Oekonomie, für auswärtige Schüler ein Alumnat eingerichtet; für die Gymnasialbibliothek (Klosterbibliothek, ein Theil der Rathsbibliothek, dazu Ankäufe und Schenkungen) wurde ein eigenes Gebäude erbaut; die vorhandene Buchdruckerei wurde umgewandelt und an die neue Anstalt angeschlossen. Als Protoscholarch, Vorsteher des aus drei Mitgliedern bestehenden städtischen Scholarchats, verstand es St., den Rath und die Bürger zur Gewährung der nöthigen Mittel zu gewinnen. Doch seine Einwirkung auf die Neugestaltung des städtischen Schulwesens ging noch tiefer, auf Kern und Wesen der Sache selbst. Bei einem früheren Aufenthalte in Straßburg (bei Gelegenheit der nicht ausgeführten Reise nach Frankreich) hatte er Johannes Sturm kennen und schätzen lernen, und als er dann später die Hebung des heimischen Schulwesens ins Auge faßte, war ihm von Anbeginn klar, daß das Werk nur, wenn es auf den Grundsätzen des Meisters der neuen Pädagogik aufgebaut wurde, günstige Entwicklung versprach. Um diese Grundsätze im voraus weiteren Kreisen bekannt zu geben, hatte er von Lehrern des Gymnasiums die bedeutendsten Schriften Sturm's selbst und andere wichtige pädagogische Neuheiten, zumal Statuten neuer Schulen, sammeln und schon 1586—88 in drei Quartbänden (Institutionis literatae sive de discendi atque docendi ratione

tomi I, II, III) abdrucken lassen, und weiter sind unter den auf die Neuordnung selbst bezüglichen Acten und sonstigen Schriftstücken die meisten und wichtigsten, so das Statut und die Zucht- und Lehrordnung, von ihm selbst ganz und gar im Sturm'schen Geiste verfaßt. — Auch für die Verwaltung hat sich St. nicht bloß mit weitgehenden Reformplänen getragen, sondern auch so manche von ihnen, wenngleich sich nicht alles, was in jener Zeit geschah, als sein Werk erweisen läßt, zur Durchführung gebracht. Die 1605 vom Rathe bestätigte Ordnung und Willkür der Dorfschaften der Niederung, ein „vollständiges bäuerliches Gesetzbuch, mittels dessen H. St. als städtischer Verwalter der Niederung die Rechtsverhältnisse der Landleute nach altem Brauch und Gewohnheit ordnete", rührt von ihm her. Auch die Waisenordnung und die Ordnung des Quartieramtes von demselben Jahre werden ihm gewöhnlich zugeschrieben. Endlich war St. noch als gelehrter Jurist litterarisch und praktisch thätig. Im J. 1584 hat er die erste Druckausgabe des alten kulmischen Rechts, des sogenannten Alten Kulm, zu Thorn erscheinen lassen, freilich nach einer Handschrift, die „keineswegs zu den guten gehört", und als der preußische Landtag von 1590 die Neubearbeitung des adligen Landrechts beschloß, übertrug er zwar ihm und einem Starosten die gemeinsame Arbeit, jedoch so, daß der Bürgermeister als der rechtskundige Mann die Leitung haben sollte; das so entstandene Rechtsbuch ist 1599 gedruckt. — Ueber die weiteren Beziehungen der Stroband zu den brandenburgischen Hohenzollern läßt sich zwar nichts Zusammenhängendes nachweisen, doch scheinen dieselben nie ganz geschwunden zu sein. Wenigstens hat im J. 1609 der neue Herzog in Preußen, Kurfürst Johann Sigismund, als ihm für den Frühjahrslandtag schwierige Verhandlungen mit den polnischen Kommissarien und den preußischen Ständen über die Anerkennung der Curatel und der Nachfolgeberechtigung bevorstanden, den Thorner Bürgermeister zu seinem Rathsbeistande nach Königsberg berufen, ihn ein Vierteljahr bei sich behalten und ihn schließlich mit der Würde seines Geheimen Rathes geehrt.

Aeltere Lebensbeschreibungen in Melch. Adami Vitae Germanorum jureconsultorum, edit. III, Frankfurt a. M. 1706, S. 187—195 und in Das Gelahrte Preußen, II. Theil, Thorn (1723), S. 135—164; einige spätere bringen nichts Neues. Dazu: die Geschichten Thorns von Zernecke (1727) und von Wernicke (II. Band, 1842). — Kestner, Beiträge z. Gesch. der St. Thorn, 1882, S. 191—195. — Lehnerdt, Gesch. des Gymnasiums zu Thorn (im Festprogramm von 1868). — Gefällige Mittheilungen von A. Semrau.

K. Lohmeyer.

Strobel: Georg Theodor St., Geistlicher und Nürnberger Kirchenhistoriker, geboren am 12. September 1736 zu Hersbruck, besuchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt und seit 1751 jene von St. Sebald zu Nürnberg, bezog 1756 die Universität Altdorf, wo er sich neben der Theologie auch dem Studium der Philosophie und Geschichte widmete, und trat 1762 in das Seminar der Candidaten des Predigtamts in Nürnberg ein. 1769 wurde er als Pfarrer zu Rasch bei Altdorf angestellt. Als solcher hatte er auch die Functionen eines Vicarius beim Kirchenministerium zu Altdorf mit dem Wohnsitz daselbst zu übernehmen, was für ihn deshalb von besonderer Bedeutung wurde, weil er jetzt im Verkehr mit den ihm befreundeten Professoren wissenschaftliche Anregungen mancherlei Art empfing und die reichen Schätze der Altdorfer Bibliothek seinen Studien dienstbar machen konnte. Und als er 1774 als Pfarrer der Nürnberger Vorstadt Wöhrd berufen wurde, befand er sich an der eigentlichen Quelle seiner kirchenhistorischen Studien, denen er seine ganze Mußezeit widmete. Es war hauptsächlich die Geschichte der kirchlichen Reformation und hier insbesondere die Stellung, welche Melanchthon in der reformatorischen Bewegung eingenommen,

der Gegenstand seiner zahlreichen Schriften und Aufsätze. Ein glücklicher Gedanke und ein verdienstliches Werk für jene Zeit war es zunächst, daß St. des bekannten Nürnberger Rathschreibers Johannes Müllner Bericht von der Aenderung der Religion und Abschaffung des Papstthums in der Stadt Nürnberg als „kurzgefaßte Reformationsgeschichte“ allgemein zugänglich machte. Mancherlei und zum Theil wichtige Materialien und Aufsätze, vornehmlich zur Geschichte der Reformation, bot er dann in seinen „Vermischten Beiträgen zur Geschichte der Litteratur“ (1774, 1 Bd.), in den „Miscellaneen litterarischen Inhalts“ (1778—1782, 6 Bde.), in den „Beiträgen zur Litteratur“ (1784—1787, 2 Bde.) und in den „Neuen Beiträgen zur Litteratur besonders des 16. Jahrhunderts“ (1790—1794, 5 Bde.). Außerdem war er noch ein fleißiger Mitarbeiter an Riederer's „Abhandlungen aus der Kirchen-, Bücher- und Gelehrtengeschichte“, an dem in Altdorf erscheinenden „Litterarischen Museum“, an dem Meusel'schen und Henkischen „Magazin“ ꝛc.

Mit seinen Melanchthonstudien begann er schon in Altdorf und setzte sie sein ganzes Leben lang fort. Die erste Frucht derselben war die 1771 erschienene „Sammlung einiger Nachrichten zur Erläuterung der Geschichte Philipp Melanchthon's nebst verschiedenen noch ungedruckten Briefen desselben“. Weiterhin beleuchtete er Melanchthon's Verdienste um die Bibelexegese (1773), ging den Spuren der Thätigkeit des großen Reformators in Nürnberg nach (1774), gab in dem „Versuch einer Litteraturgeschichte von Philipp Melanchthon's locis theologicis als erstem evangelischem Lehrbuche“ Nachrichten über die verschiedenen Ausgaben, von Melanchthon selbst vorgenommenen Verbesserungen und Umarbeitungen dieses grundlegenden Buches, von dem er selbst allein 45 lateinische und 23 deutsche Ausgaben besaß, trat als Apologet auf gegenüber den Anschuldigungen und Vorwürfen, die gegen die loci theologici erhoben wurden, und gab endlich in dem Buche eine Bibliographie der bis dahin darüber veröffentlichten Schriften. Erwähnt sei auch, daß St. einige wichtige Schriften Melanchthon's, so die von demselben verfaßten „chursächsischen Visitationsartikel“ (1774), den „libellus de scriptoribus ecclesiasticis et vitis Ambrosii, Augustini et Hieronymi“ (1780), seine Schrift vom „Unterschied der evangelischen und papistischen Lehre“ (1782) und sein „Bedenken von kaiserlicher und päbstlicher Gewalt“ mit historischen Einleitungen versehen neu herausgab.

Seine hohe Verehrung, die er für Melanchthon hegte, verwickelte ihn zweimal in eine litterarische Fehde. 1773 trat er auf Grund urkundlichen Materials als Ehrenretter Melanchthon's gegenüber den Verunglimpfungen Prof. Hausen's auf, der den Wittenberger Kreis und besonders Melanchthon selbst des Verraths an Kurfürst Johann Friedrich und Moritz von Sachsen zieh, und zehn Jahre später vertheidigte er ihn in seiner „Apologie Melanchthons“ gegen die gehässigen Angriffe, welche der streitbare und durch seine litterarische Fehde mit Lessing bekannt gewordene Hauptpastor Goeze zu Hamburg gegen Melanchthon wegen angeblicher Furchtsamkeit, Charakterschwäche und Abfalls von der evangelischen Wahrheit erhoben hatte. Auch seine 1789 erschienene „Nachricht von Melanchthons sämmtlichen Briefen“ verfolgte den Zweck, den von Goeze geschmähten Reformator wieder zu Ehren zu bringen. Von seinen sonstigen Schriften seien noch genannt die schon 1772 erschienene „Nachricht von dem Leben und den Schriften Veit Dietrichs“ und die „Sammlung einiger auserlesener Briefe D. Martin Luthers zur näheren Kenntnis seines rechtschaffenen Herzens“ vom Jahre 1780.

Seine reichhaltige Melanchthonbibliothek vermachte St. der Stadt Nürnberg. Eine Bibliotheca Melanchthoniana, sive collectio scriptorum Ph. Mel.,

quam multo labore et studio sibi comparavit et quotidie augere gessit hatte er schon 1775 erscheinen lassen und gab sie vermehrt 1777 und 1782 heraus.

S. auch Nopitsch, Gelehrtenlex. III, 303 ff., wo ein Verzeichniß seiner Schriften. Mummenhoff.

Strobel: Johann Friedrich St., geboren im J. 1636 (?), † zu Obersulzburg (Sulzburg, Sulzbürg?) in der Oberpfalz am 13. November 1713, war bei den Grafen von Wolfstein, Albert Friedrich († 1693) und dessen Sohn Christian Albert, in deren Herrschaften Sulzburg und Pyrbaum Prediger und Superintendent. Er dichtete geistliche Lieder, von denen eine Anzahl zuerst (?) in dem Schönbergischen Gesangbuch von 1703 Aufnahme fanden; zwei Sterbelieder, die sich unter diesen befinden, sind von Freylinghausen in sein Gesangbuch von 1714 aufgenommen und haben dadurch größere Verbreitung gefunden; es sind das die Lieder: „Scheue nicht, o meine Seele, das, was alle Welt erschreckt", und „Woher kommt's, daß der Tod uns rafft". Auch von seiner Frau Maria Jacobina befindet sich in dem genannten Schönbergischen Gesangbuche ein Lied: „Was frag ich nach der Welt und ihrem ganzen Wesen".

Wetzel, Hymnopoeographia III, 275 f. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., IV, 278. — Kirchner, Kurzgefaßte Nachricht u. s. f., S. 49 Nr. 244. l. u.

Strobelberger: Johann Stephan St., Arzt, geboren zu Graz in Steiermark zu Ende des 16. Jahrhunderts, hielt sich seit 1613 in Frankreich auf, promovirte 1615 in Montpellier, kehrte dann nach Deutschland zurück, erhielt 1619 eine Anstellung am Hofe in Prag, und nachdem er mehrere Jahre in Regensburg prakticirt hatte, 1627 als k. k. Badearzt in Karlsbad in Böhmen. Sein Todesjahr ist wie das Geburtsjahr unbekannt. St., der um 1630 noch lebte, ist Verf. einer Art von medicinischer Topographie Frankreichs u. d. T.: „Galliae politico-medica descriptio in qua de qualitatibus ejus, academiis celebrioribus, urbibus praecipuis, fluviis dignioribus, aquis medicatis etc. disseritur" (Jena 1620); ferner schrieb er: „Historia Monspeliensis in qua datur urbis Monspeliacea tum scholae ejusdem celeberrimae brevis descriptio ac vitae illustrium ejusdem professorum etc." (Nürnberg 1625), sowie einige rein pathologische Abhandlungen über Pest, Zahnschmerz, Fieber u. a.

Vgl. Eloy, Dictionnaire historique de la médecine etc. IV, 329. — Kestner, Med. Gelehrtenlexikon S. 816 u. die im Biogr. Lexikon V, 565 genannten Quellen. Pagel.

Strodtmann: Adolf (anfangs schrieb er sich Adolph) Heinrich St., Schriftsteller und Dichter, wurde am 24. März 1829 zu Flensburg als Sohn des auch auf dichterischem Felde nicht unbekannten Subrectors an der Gelehrtenschule Johann Siegismund St. (s. u.) geboren. Das keineswegs begüterte väterliche Haus bot dem geweckten und frühreifen Knaben nicht bloß eine vortreffliche Pflege seines regen Wissenstriebs, die mit dem Schulunterricht verständig Hand in Hand ging, sondern auch eine ausgezeichnete geistig-sittliche Erziehung, deren tiefgreifende Spuren bis in die letzte Zeit vor Strodtmann's Tode reichen: das gemüthreiche Gratulationsgedicht an die Eltern zu deren goldener Hochzeit faßte damals die Fülle der Empfindungen schön und voll zusammen. Außerdem übte der Vater, dessen besonderer Studienzweig eigentlich die Theologie war, auf die später stark entwickelte freigeistige Richtung des Sohnes wol einen maßgeblichen Einfluß. Nach einander besuchte St. behufs Empfangs der ihm zugedachten humanistischen Bildung die Gymnasien zu Flensburg, Hadersleben, Plön und Eutin, und diese, wesentlich durch Versetzungen des Vaters verschuldete mehrfache Umsiedelung konnte ja natürlich der Einheitlichkeit der classischen Unterweisung nicht eben förderlich sein. Aber sie hatte nach zwei Seiten auch ihr Gutes: St.

gewöhnte sich von früh an an den Wechsel verschiedener Anschauungen, der ihm fürder so greifbar entgegentrat, und fand zugleich damit reichliche Gelegenheit, neben seiner heißgeliebten deutschen Muttersprache das dänische Idiom in mündlichem und schriftlichem Gebrauche zu beherrschen. Letztere Thatsache kam ihm bei seinem späteren Wirken als Uebersetzer sehr zu statten. Den Gegensatz von Deutsch und Dänisch, der Strodtmann's engere, von ihm mit loderndem Jugendfeuer umfangene Heimath, die Elbherzogthümer, zerwühlte, durchkostete er ja eben als Gymnasiast bereits gründlich: Plön und Eutin in rein deutschen Bezirken, letzteres noch dazu nicht einmal der dänischen Regierung unterthan, Hadersleben hingegen unmittelbar an der Grenze des eigentlichen Königreichs Dänemark und selbst in dänischem Sprachgebiete gelegen. Bald aber sollte er seine Gesinnung nachdrücklicher an den Tag zu legen Anlaß erhalten. Kaum hatte St. die Landesuniversität Kiel bezogen, da brach im März 1848 die Erhebung der Schleswig-Holsteiner wider die Kopenhagener Willkür los, und St., in seinem Denken eins mit der allgemeinen Begeisterung, trat sofort in das Kieler Studentencorps — wol die älteste „akademische Legion“ — dann als Freiwilliger in das von der provisorischen Regierung aufgestellte Heer. In einem der eröffnenden Gefechte, dem unweit Bau, ward St. lebensgefährlich verwundet und fiel am 9. April in die Hände der Feinde; so verbrachte er nun den Sommer im dänischen Lazareth und dann mit den gefangenen Studenten auf dem Linien- und Wachtschiff „Dronning Maria“ im Kopenhagener Hafen. Nach dem Waffenstillstande von Malmö wurde mit anderen auch St. ausgewechselt und gab nun seine litterarischen Erzeugnisse aus der jüngsten Vergangenheit in Druck, die „Lieder eines Kriegsgefangenen auf der ‘Dronning Maria’“ (Hamburg 1848). Er ließ sich im Herbste des Jahres an der Universität Bonn als stud. phil. immatriculiren und trat daselbst sehr bald Gottfried Kinkel nahe, der besuchte Vorlesungen über Kunstgeschichte und Aesthetik hielt. Dieser Mann gewann Strodtmann's ganzes Herz. Als Kinkel, rasch zum Führer der rheinischen Demokratie erhoben, nach dem kläglichen Ausgange der badischen Republik gefangen genommen und von den preußischen Assisen zur Zuchthausstrafe verurtheilt worden war, lieh St. seiner hingebenden Neigung für den verehrten Märtyrer einer wenngleich edel gemeinten, so doch verschrobenen Sache deutlichsten Ausdruck durch das ihm geltende „Lied vom Spulen“, dessen Veröffentlichung ihm im November 1849 in Bonn die Relegation als akademischer Bürger eintrug. „Das Lied vom Spulen“ wurde dann auf dem rückwärtigen Umschlage zum zweiten Bande des Kinkel-Buches, zuletzt wieder in der dritten Ausgabe der „Gedichte“ abgedruckt. Auch aus Köln, wohin er sich wandte, wies ihn die politische Polizei aus. Nun erschienen seine radicalen „Lieder der Nacht“ (Bonn 1850), und kurz danach das ungemein anziehende Buch „Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung. Biographisches Skizzenbuch“ (2 Bände, Hamburg 1850—51), nachdem er für kurze Zeit die bekümmerten Eltern besucht hatte. Edelmüthig überwies der selbst Existenzlose das Honorar letzterer Biographie, die übrigens trotz störender Sarkasmen einen wichtigen urkundlichen Beitrag zum Verständniß des „tollen Jahres“ darstellt, Kinkel's Kindern. Im Vaterlande war seines Bleibens nicht länger. Noch 1850 traf er sich in Paris, dem Sammelpunkte der flüchtigen deutschen Demokraten, mit Kinkel und dessen Befreier aus den Spandauer Kasematten, Karl Schurz, der sich bekanntlich heute als hochangesehener freier Deutschamerikaner mit der neuen Ordnung der staatlichen Dinge längst völlig ausgesöhnt hat. Die Gründe der baldigen Trennung Strodtmann's von diesen Genossen liegen nicht klar zu Tage. Jedenfalls folgte er nach kurzem Aufenthalte, dem auch das Sturmpoem „Lothar. Zeitarabesken“ (gedruckt Philadelphia 1853 im Selbstverlage), die Frucht eines unausgegorenen Brausekopfs, entstammt, dem Anerbieten eines

Hauslehrerpostens in der Familie einer deutsch-livländischen Baronin in London. Aber auch diese Stellung befriedigte ihn nicht. Sein ungestümes Sehnen ging nach dem vermeintlichen Eldorado aller idealen Zukunftshoffnungen jener Tage, den Vereinigten Staaten. Im Sommer 1852 segelte er hinüber. Mit Geldmitteln, die der Vater vorstreckte, gründete der wenig praktische Exstudent in Philadelphia eine deutsche Buchhandlung, mit der eine Leihbibliothek verbunden war, gab auch ein belletristisches Blatt, „Die Locomotive“, heraus, gelangte aber auf keinen grünen Zweig. Allmählich büßte er sogar, insonderheit bei dem publicistischen Unternehmen, sein ganzes kleines Vermögen ein und mußte 1854 sein Geschäft schließen. Nunmehr zog er als fahrender Litterat im Lande herum, anfangs in New-York ansässig, und arbeitete für deutsche Zeitungen, kümmerlich bloß sein Dasein fristend. Müde der verschiedenartigen Versuche, kehrte er 1856 aus dem gelobten Goldlande Amerika nach Deutschland zurück und ließ sich zu Hamburg nieder, wo er das Bürgerrecht erwarb und sich in unverdrossenem Ringen zuerst als Lehrer, dann als fleißiger Mann von der Feder eine immerhin auskömmliche Existenz schuf. In einem ausgedehnten litterarischen Wirken gewann er seitdem mannichfache Verdienste, obzwar schließlich keine einzige seiner Veröffentlichungen eine That bedeutet. Sein ehemaliger radicaler Standpunkt hatte sich merklich gemildert; doch war leider damit auch der behende Schwung, der uns an seinen ältesten Darbietungen mit fortreißt, fast ganz dahin, und der flammende Idealismus der ohne litterarische Absichten auf den Markt geworfenen Erstlinge schlägt nur noch in einzelnen rasch verglühenden Funken durch. Eine seltsame Lebens- und Dichtauffassung klingt aus den etwas mysteriösen Blättern seiner damals hervortretenden Schrift „In der Nonnenschule. Aus den Papieren einer Verstorbenen“ (Berl. 1871). Nachdem St. im Kriege von 1870 und 1871 als Berichterstatter der „Hamburger Börsenhalle“, der (Augsburger) „Allgemeinen Zeitung“ und der „Indépendance belge“ die „dritte Armee“ des gemeindeutschen Heeres in deren Hauptquartier ins Feld begleitet hatte, worüber „Alldeutschland, in Frankreich hinein! Kriegserinnerungen“ (2 Bde., Berlin 1871; mit Titel-Illustrationen von C. Junck) Auskunft ertheilen, übersiedelte er 1871 auf 72 nach dem Villenorte Steglitz bei Berlin, wo er ruhig und ziemlich zurückgezogen seinem aufreibenden Journalistenberufe nachging und am 17. März 1879 starb.

Wenn auch St. in verhältnißmäßiger Jugend tüchtige Proben eines lyrischen Talentes abgelegt hatte, so kann man nicht eben sagen, daß die Lyrik und die Poesie überhaupt seinen wahren Anlagen besonders entsprochen hätte. Die Dichtung der Gefühle und der Gedanken war damals der Tummelplatz aller derer, die sich zu Dolmetschern der sogenannten öffentlichen Meinung berufen wähnten und bei der Erfüllung dieser vermeintlichen Obliegenheiten das rhetorische Pathos der schleppenden Versbündel den banausischen Phrasen der Flugschriften und Volksversammlungen vorzogen. Freilich, auch St. verdiente sich auf diesem bequemeren Wege seine litterarischen Sporen, wie so und so viele andere. Er hat aber in richtiger Erkenntniß der Mängel und der Augenblicksstimmung der eigentlichen Revolutionspoesien deren Hauptmasse aus der Sammlung seiner „Gedichte“ ausgeschlossen, die zuerst 1857 zu Leipzig (2. Auflage ebenda 1870), zuletzt in abschließender dritter, neu vermehrter „Gesammt-Ausgabe“ 1878 ebenda (in Reclam's Universalbibliothek Nr. 1102—3) erschien. Dieses Compendium der Strodtmann'schen Lyrik ist in seiner endgültigen Gestalt nach damaliger Mode in mehrere stofflich sich abhebende Bücher getheilt und ermöglicht ein gutes Bild der lyrischen Leistungsfähigkeit Strodtmann's außerhalb des Bannkreises seiner himmelstürmenden Umsturztendenzen. Immerhin sind aber die Hälfte der sechs Bücher, dem Umfange nach fast zwei Drittel, den Geliebten Irmgart, Maria, Sulamith, Käthchen, Wally, Selma gewidmet. Einzelne Lieder, in denen

das Gemüth sich offenbart, bezeichnen wir getrost als Perlen, z. B. einige abgeklärteren Inhalts aus den letzten Lebensjahren, eine ganze Zahl der Liebesgedichte, sowie mehrere der 1870/71 entstandenen. Außerdem lieferte er von selbständigen poetischen Werken noch: „Rohana. Ein Liebesleben in der Wildniß“ (Hamburg 1857; 2. Auflage Berlin 1872) und „Ein Hoheslied der Liebe“ (Hamburg 1858), in denen es ihm nicht gelingt, romantisch gegriffene Probleme aus dem Reiche der Sentimentalität in frischere Luft etwas realistischeren Hauchs hinüberzuspielen. Größeren Werth beanspruchen sie nicht. Auch für „Brutus! schläfst du? Zeitgedichte“ (Hamburg, ohne Jahr [1863], mit 14 Illustrationen; Nachdruck London 1863) genügt das Lob sinnvoller und gutgebauter Verse.

Einigermaßen seltsam berührt es, zu sehen, wie St., im Jünglingsalter so äußerst energischen und selbständigen Strebens voll, im Verlaufe seiner zweiten Periode (die man etwa mit 1860 beginnen lassen mag) mehr und mehr Anempfinder, Nachbildner wird, bis er sich mit steigender Vorliebe der Uebersetzerthätigkeit zuwendet. Eine vielseitige und stetig sich auswachsende Begabung stand ihm hier zur Seite. Er übertrug gut, geschickt und fließend und verdeutschte seine Vorlagen wirklich. Den Geist fremder Völker und Sprachen verstand er wohl und fühlte er nach, aber ihn so leise durchschimmern zu lassen, daß das neue Gewand nicht platzt und reißt, gelang ihm eigentlich doch selten. Wohlweislich wählte er nur Texte in Idiomen, deren Kenntniß ihm völlig eignete. Außer „Montesquieu's Persischen Briefen“ (Berlin 1866) und „Armes Frankreich. Zeitgedichte von A. Rogeard. In freien Versmaßen übersetzt“ (Hamburg 1865), sowie der noch zu erwähnenden Publication „Die Arbeiterdichtung in Frankreich“, hat er nur englische und dänisch geschriebene Litteraturdenkmale vorgenommen. Das Englische war ihm aus den Londoner und den jenseit des Oceans verbrachten Jahren her geläufig, während er mit dem Dänischen seit der Kindheit vertraut war. So gab er denn folgende Uebersetzungen poetischer Werke heraus: aus dem Englischen „Lord Byron's erzählende Dichtungen“ (Hildburghausen 1862), „Percy Bysshe Shelley's ausgewählte Dichtungen“ (2 Bde., ebd. 1867), „Alfred Tennyson's ausgewählte Dichtungen“ (ebd. 1868), „Alfred Tennyson's Enoch Arden“ (Berlin 1876, mit Illustrationen von Paul Thumann); den Roman „Daniel Deronda“ von George Eliot (4 Bde., Berlin 1876); aus dem Dänischen beziehentlich Dänisch-Neunorwegischen den Roman „Ich lebe!“ (Stuttgart 1878) von Marie Sophie Colban und die „Novelle“ (2 Bde., Stuttgart 1876), Romane von Wilhelm Bergsöe (z. B. das sensationelle Werk „Fra Piazza del Popolo“, 3 Bde., Berlin 1870), H. H. H. Drachmann, J. P. Jacobsen (so dessen erfolgreiche Erstlinge „Mogens“ [1872] und „Et Skuddi Tagen“ [1875] als „Aus den Sandregionen und andre Erzählungen“, Berlin 1877), endlich Dramen von Chr. K. F. Molbech („Ambrosius“, Leipzig 1878; „Der Ring des Pharao“, ebenda 1879), B. Björnson („Das neue System“, Kopenhagen 1878) und H. Ibsen („Die Kronprätendenten“, Berlin 1872; „Der Bund der Jugend“, ebenda 1872). Dazu tritt die vorzügliche Wiedergabe der ersten Hälfte von Svend Grundtvig's classischer Sammlung dänischer Volksmärchen [Danmarks gamle Folkeeventyr]. Nach bisher ungedruckten Quellen erzählt“ (1878), deren zweite Hälfte dann Willibald Leo übertrug, sowie „Ein Wunderbuch für Knaben und Mädchen. Heroensagen des griechischen Alterthums in modernem Gewande. Nach dem Englischen des Nathanael Hawthorne für die deutsche Jugend bearbeitet“ (Berlin 1862; mit colorirten Bildern von Th. Hosemann) und die unten zu nennenden Anthologien.

Die Verdeutschungen prosaischer Arbeiten aus den beiden fremden Sprachen, die St. ferner unternahm, stehen im innigsten Zusammenhange mit seinen sonstigen Studien und Veröffentlichungen. Im allgemeinen freilich hat sich St., wenn

man davon absieht, daß er sich einmal an den eigenartigen Engländer William Hepworth Dixon („Frei-Rußland“; 2 Bde., Berlin 1870) heranwagte, als Uebersetzer nie übermäßig schwierige Originale ausgelesen. James Sime's „Lessing, his life and writings“, nach dem St. „G. E. Lessing. Ein Lebensbild“ „frei bearbeitet“ (Berlin 1878) hat, war kaum würdig, als eine Publication des „Allgemeinen Vereins für Deutsche Litteratur“ in deutschen Landen verbreitet zu werden, nachdem wir doch unendlich gediegenere deutsche Behandlungen desselben Themas besitzen. Und das zwar vielgerühmte — andererseits allerdings auch vielgeschmähte — Hauptwerk von Georg Brandes, „Die Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Vorlesungen, gehalten an der Kopenhagener Universität“ — der dänische Titel lautet: „Hovedströmninger i det 19. Aarhundredes Literatur“ — verlangte vom Uebersetzer keineswegs die Bewältigung sonderlicher formeller Hindernisse. Denn Brandes schreibt ja glatt und flüssig und lehnt sich trotz eines gewissen Anflugs von Pariser Feuilletonstil stark an deutsche Denkart an, wie er ja selbst das Deutsche, selbst schriftstellerisch, ganz vorzüglich beherrscht. Die Verdeutschung des Brandes'schen geist- und inhaltreichen, aber nun gemach in den Hintergrund tretenden Werkes, die St. unternahm, erschien gleichzeitig und schrittweise mit dem Original, und zwar die ersten vier Bände (Berlin 1872—76), zu denen ein 1887 in Leipzig veranstalteter Abdruck die Uebersetzung des mittlerweile herausgekommenen fünften, „Ueber die Romantische Schule“, von Wilhelm Rudow hinzufügte (neuer Gesammtabdruck Leipzig 1892 fg.). Die Arbeit Strodtmann's war autorisirt; gleichwol fand sich Brandes, der manche Mängel des Originals durch Uebersetzersünden zu bemänteln suchte, nach Strodtmann's Tode bemüßigt, selbst sein Werk in durchgesehener Fassung dem Deutschen anzueignen (Leipzig 1888), zog aber in einem sich hieran knüpfenden Proceß den kürzeren, da er sich nicht entblödet hatte — seinen Uebersetzer St. für Hunderte von Seiten einfach abzuschreiben. Diese Thatsache diene hier bloß als Beleg für die Güte von Strodtmann's Leistung. Außerdem übertrug St. von demselben Verfasser noch „Ferdinand Lassalle“ (Berlin 1877) und „Sören Kierkegaard“ (Leipzig 1879), beide als „Ein litterarisches Charakterbild“ bezeichnet.

Den Verdeutschungen dieser Art möchten wir, bevor wir zu Strodtmann's selbständigen litterarhistorischen Darbietungen übergehen, noch drei Veröffentlichungen anschließen, auf die wir oben im Zusammenhange der Besprechung seiner Uebersetzerthätigkeit schon hindeuten mußten, deren Schwerpunkt doch aber in dem litterargeschichtlichen Werthe ruht. Es sind: „Die Arbeiterdichtung in Frankreich. Ausgewählte Lieder französischer Proletarier. In den Versmaßen der Originale übersetzt und mit biographisch-historischer Einleitung versehen; nebst einem Anhang Victor Hugo'scher Zeitgedichte“ (Hamburg 1863); „Lieder- und Balladenbuch amerikanischer und englischer Dichter der Gegenwart. In den Versmaßen der Originale übersetzt und von Lebensskizzen der Verfasser begleitet. Mit einem Zueignungsbriefe an Ferdinand Freiligrath“ (ebenda 1862); „Amerikanische Anthologie. Dichtungen der amerikanischen Literatur der Gegenwart. Mit biographisch-historischer Einleitung“ (Hildburghausen 1870). Allen dreien gebührt das redliche Verdienst, bestimmte und zwar inhaltlich ganz besonders interessante Bezirke der ausländischen modernen Lyrik auch demjenigen, dem die Originalhülfsmittel oder aus mangelnder Sprachkenntniß deren Lectüre verschlossen, bequem zugänglich zu machen, zudem in einer wohlentsprechenden Form.

Die ganz selbständige Bethätigung Strodtmann's auf dem Felde litterarhistorischer Kritik und Charakteristik bewegt sich nicht durchaus in dem Rahmen seines sonstigen Schaffens. Bleibt er auch mit der Serie kundiger Essays über

„Das geistige Leben in Dänemark. Streifzüge auf den Gebieten der Kunst, Litteratur, Politik und Journalistik des skandinavischen Nordens“ (Berlin 1873) seinem gleichsam angestammten Gebiete treu, so überschreiten die „Dichterprofile. Litteraturbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert“ (2 Bde., 1878; 2. Ausg. 1887) streng genommen den Gesichtskreis, innerhalb dessen man im allgemeinen Strodtmann’s eigene Schriftstellerei abgeschlossen vermeint. Denn das bereits an dem bezüglichen Punkte der Lebensbeschreibung gewürdigte Buch über Gottfried Kinkel gehört eben ganz und gar in seine äußere und innere Entwicklungsgeschichte hinein und bildet gewissermaßen ein unmißbares biographisches Moment. Aber der feine Blick für litterarisches Sonderdasein, für unabhängiges Streben und Ringen des Schriftstellers, für künstlerische Genialität und bewußte Eigenthümlichkeit eines solchen, den Strodtmann’s „Dichterprofile“ in vielfacher Hinsicht bekunden, braucht uns nicht zu überraschen. Wir begegnen ihm schon in dem ganz vorzüglich geleiteten Journal „Orion. Monatsschrift für Kunst und Literatur“, dessen zwei einzige Jahrgänge er 1863—64 zu Hamburg herausgab (4 Bde.), einer der inhaltreichsten Zeitschriften ihrer Art. St. selbst schrieb dafür die Abhandlung „Das humanistische Element in der gegenwärtigen Deutschen Litteratur“, seinen Einleitungsessay über „Die Arbeiterdichtung in Frankreich“ u. a. Aber insbesondere stoßen wir auf ein gediegenes Verständniß jener Eigenschaften, die mit in erster Linie den gewaltigen, aus dem Borne der Urwüchsigkeit heraus spendenden Dichtergeist machen, bei Strodtmann’s Bemühungen für die Kenntniß Gottfried August Bürger’s und Heinrich Heine’s, dieser beiden — freilich in gänzlich verschiedener Weise — ungezogenen Lieblinge der Grazien. In Bezug auf ersteren bot er die Hauptmasse seiner Gewinnste in der imposanten Zusammenstellung der „Briefe von und an Gottfried August Bürger. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte seiner Zeit. Aus dem Nachlasse Bürger’s und anderen, meist handschriftlichen Quellen“ (Berlin 1874), deren vier starke Bände einen erstaunlichen Schrein wichtigsten Materials eröffneten (zu dem Sach- und Namensregister lieferte R. Köhler im Arch. f. Litt.-Gesch. VI, 526 f. werthvolle Zusätze). Man muß heute dieses Werk als die Hauptquelle über den unglücklichen Göttinger Dichter bezeichnen. Noch weitere Mittheilungen über letzteren hatte St. augenscheinlich vor, und es ist schade, daß er, „der letzte Forscher, der aus Bürger’s Nachlaß geschöpft hatte, gegen Ende seines Lebens die neuen Funde verzettelte und versteckte“, wie der erste derzeitige Bürgerforscher, August Sauer, ausruft (Vierteljahrsschr. f. Litteraturgesch. I, 260 f., wo er zugleich mehrere solcher Fundorte angibt). Noch viel erfolgreicher ward aber Strodtmann’s Wirken für die geziemende Stellung Heine’s in unserer Litteraturgeschichte. Besonders dadurch, daß er im Auftrage und mit Unterstützung von Heine’s Verleger, der auch seine Anfangsschöpfungen mit dem Namen der berühmt gewordenen Firma Hoffmann & Campe in Hamburg gedeckt hatte, den ersten Druck von „Heinrich Heine’s sämmtlichen Werken. Kritische Ausgabe“ (21 Bde., inbegriffen den Supplementband „H. Heine’s letzte Gedichte und Gedanken“, Hamburg 1861—69), der eine hochbedeutsame wissenschaftliche That darstellt, veranstaltet hat. Sein Nachfolger Ernst Elster, der mit seiner auf einer Menge neuen Materials fußenden siebenbändigen kritischen Ausgabe (1887—90) ein gut Stück über St. hinausgekommen ist, räumt ihm den Ehrenrang, der ihm ansteht, unbedingt ein. Nächstdem sorgte St. auch durch gründliche Sichtung und Feststellung der biographischen und litterarhistorischen Daten für eine gediegenere Erkenntniß dieses fesselndsten und trotz seiner ausgesprochenen Individualität am meisten typischen aus der Poetenschar der romantischen Epoche, unablässig und umsichtig, da er ihn verehrte wie einen Halbgott und einen inniggeliebten Freund zugleich. „Heinrich Heine’s Wirken und Streben, dargestellt an seinen Werken“ (Ham-

burg 1857), eine kleinere Schrift, beruht mehr auf einer allgemeinen, ruckweise aufflammenden Begeisterung und den Eindrücken, wie sie nach vielfacher bruchstückweiser Lectüre zurückzubleiben pflegen. Als St. später an die erneute Behandlung des weitschichtigen Stoffes ging, hatte sich jener jugendliche Rausch längst gesetzt, und eine genaue Prüfung der gesammten schriftstellerischen Aeußerungen Heine's, in denen sich ja bei ihm der Mensch Heine wirklich abspiegelt, war hinzugetreten. So erwuchs die actenmäßige Biographie „H. Heine's Leben und Werke“ (2 Bde., Berlin 1867—69), die eine, mit Recht verbilligte „zweite, verbesserte Auflage“ (ebd. 1873—74) erlebte und dann eine dritte (Hamburg 1884). Würdig schließt den Reihen: „H. Heine. Immortellen. Mit dem Titelbilde: H. Heine's Grab“ (Berlin 1870; zweite Auflage Hamburg 1871, auch New-York 1872); in ihnen kommt Strodtmann's Gefühls- und sozusagen persönliches Verhältniß zu dem Dichtergenius zu Wort und thatsächlich auch zu füglichem Ausdruck. Alle späteren Biographen und Kritiker Heine's erkennen Strodtmann's Leistungen auch nach dieser Hinsicht an, natürlich nicht ohne diese oder jene Einschränkung. Bloß einer und zwar einer der feinsinnigsten Kenner des so reichlich mißverstandenen Dichters, Karl Hessel, fällt einen schroffen Tadel: „Strodtmann“, sagt er, „hat das Werden des Dichters in Heine leider total verzeichnet; nach ihm geht Heine aus von Versemacherei und ringt sich erst langsam zu innerlicher Wahrheit durch“ (Vierteljahrsschr. f. Litteraturgesch. I, 513). Ob übrigens in dieser Auffassung Strodtmann's nicht doch mehr als ein Körnchen Wahrheit steckt, gehört nicht hierher; wir wollten nur Hessel's Ansicht als die eines unvoreingenommenen Berufenen registriren.

Bei Lebzeiten hat St. wenig Sonnenschein geschaut und gar viel unter Uebelwollen, Verkennung und absichtlicher Mißachtung gelitten. Er blieb trotz alledem unverdrossen am Werke, bis die Feder seiner Hand entsank. Früh genug schied er von dannen, und heute ist er schon, vierzehn Jahre nach seinem Tode, fast ein Vergessener. Als Dichter und Uebersetzer, als eifrigster Förderer unseres Bürger- und Heine-Verständnisses, nicht zuletzt als Patriot und Mensch läßt er an sich schöne, ehrliche Mannheit rühmen und einen geraden Fleiß im Eintreten für alles Würdige. Diese beste Seite des Litteraten, die noch erkannt werden kann lange nachdem die unmittelbare Kenntniß seiner Werke aufgehört hat, fühlte schon 1850 an dem Jünglinge St. ein Geistesverwandter von höherem Talente heraus, Max Waldau (s. Spiller von Hauenschild, Georg), in seiner Recension von Strodtmann's „Liedern der Nacht“ („Jahreszeiten“, Nr. 14). Ludwig Fränkel.

Strodtmann: Johann Christoph St., der Verfasser des Idioticon Osnabrugense. Er ist im J. 1717 zu Wehlau in Ostpreußen geboren, hat aber den größten Theil seiner späteren Lebenszeit als Schulmann im deutschen Nordwesten zugebracht. Am 1. Juni 1742 unter die Candidaten des Hamburgischen Ministeriums aufgenommen, folgte er 1743 einem Rufe als Conrector nach Peine. Von dort siedelte er (Ostern 1745?) als Rector nach Harburg über; im Frühjahr 1750 vertauschte er dieses Amt mit dem Rectorat des Gymnasiums zu Osnabrück, und hier ist er am 11. April 1756 gestorben. Seine litterarische Thätigkeit umfaßte mehr breit als tief Theologie, Philologie, Alterthumswissenschaft, Rechtsgeschichte und Gelehrtengeschichte. Er besorgte den 9. und 10. Theil der von dem Pfarrer Rathlef als Fortsetzung des „Gelehrten Europa“ herausgegebenen „Geschichte jetzt lebender Gelehrten“ (Celle 1745.46), gab dann, anfangs anonym, „Beyträge zur Historie der Gelahrtheit“ (5 Theile, Hamburg 1748—50) heraus und führte alle diese Unternehmungen in dem „Neuen Gelehrten Europa“ (Theil 1—8, Wolfenbüttel 1752—1756) weiter, dessen Redaction nach seinem Tode (für Bd. 9—21) Dr. Stosch in Lingen übernahm. Unter seinen antiquarischen Arbeiten ist die „Uebereinstimmung der deutschen Alterthümer mit den biblischen,

sonderlich hebräischen" (Wolfenbüttel 1755) eine gelehrte Curiosität, der aber in dieser Zeit die Parallelen nicht fehlen; mehr Werth haben seine Beiträge zur Geschichte des deutschen Rechts, wie die von G. L. Böhmer eingeführte Schrift „De jure curiali litonico oder von Hofhörigen Rechten" (Göttingen 1754). Das Studium der alten Rechtsurkunden scheint seine Aufmerksamkeit zuerst auf die niederdeutschen Idiotismen gelenkt zu haben: jedesfalls traf die Aufforderung, welche M. Richey in der Vorrede zur 2. Aufl. seines Idioticon Hamburgense an St. richtete, keinen Unvorbereiteten. So gelangte denn schon im gleichen Jahre (1755) mit Richey's Neubearbeitung das „Idioticon Osnabrugense" (Leipzig u. Altona 1756) zum Abschluß; ein „vollkommenes Westphälisches Idioticon," wie es Richey von ihm gewünscht hatte, lehnte St. in der Vorrede als außer seinen Kräften liegend ab. Diese Vorrede, die sich von aller überflüssigen und unkritischen Gelehrsamkeit, die St. sonst anhaftet, frei hält, betont besonders den praktischen Nutzen einer solchen Wörtersammlung für die 'obersächsischen' Juristen; sie spricht verständig über die persönlichen, wie über die sachlichen Schwierigkeiten des Unternehmens und theilt einige gute Beobachtungen über den Unterschied von Stadt und Land, Gemeinniederdeutsch und Specialdialekt, Eindringen von Hollandismen u. s. w. mit. Das Werk selbst ist, wie der Autor nicht verschweigt, durchaus nach dem Vorbilde Richey's angelegt und ausgearbeitet: ganz nach diesem Muster ist auch die vorangestellte primitive Lautlehre (Dialektologie) und lediglich auf Richey's Material beruht am Schlusse die Zusammenstellung der „Wörter, so die Osnabrücker mit den Niedersachsen gemein haben". Für ihre Zeit beachtenswerthe Leistungen, wurden beide Werke bald genug (1767) überholt — wenn auch nicht überflüssig gemacht — durch den „Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs".

Schröder, Lex. d. Hamb. Schriftst. VII, 334. — Meusel, Lexikon XIII, 484 ff. — Raumer, S. 244. Edward Schröder.

Strodtmann: Johann Sigismund St., Philolog und Theolog. Er war geboren in Hadersleben (Schleswig-Holstein) am 20. Juli 1797 als Sohn des Kirchenpropstes und Hauptpastors Adolf Hinrich St., † als Consistorialrath am 10. October 1839. (Ueber ihn vergl. „Der Consistorialrath A. H. St. nach seinem Leben und Wirken dargestellt von dessen Sohn J. S. St." Hamburg 1851.) Die Familie stammte von einem Lübecker Kaufmannsgeschlecht ab und der Großvater war ein angesehener Kaufmann in Preetz. Auf der Haderslebener Gelehrtenschule vorbereitet, studirte er Theologie und Philologie von 1815 an auf der Universität in Kiel und Halle und bestand Ostern 1821 das theologische Amtsexamen in Schleswig mit rühmlicher Auszeichnung. Darauf ward er zunächst Lehrer an der lateinischen Abtheilung der deutschen Petrischule in Kopenhagen, 1823 Collaborator an der Gelehrtenschule in Husum, 1826 Subrector an der in Flensburg und dann im Mai 1840, nach seines Vaters Tode, Hauptpastor an St. Mariä in Hadersleben, während die von jenem verwaltete Propstei dem Pastor Jannsen in Althadersleben übertragen ward. 1850 ward er von der dänischen Civilverwaltung, als entschieden Deutschgesinnter, seines Amtes entsetzt. St. hat eine actenmäßige Darstellung dieser seiner Amtsentsetzung veröffentlicht in seiner Schrift: „Satura". Hamburg 1864, und damit zugleich einen Beitrag zur Geschichte des Verfahrens der dänischen Regierung in Schleswig-Holstein geliefert. Er zog nun 1851 nach Wandsbeck, von wo aus er längere Zeit Privatunterricht in Hamburg ertheilte. 1857 ward er von der Universität Jena hon. causa zum Dr. phil. creirt. Er ist vielfach schriftstellerisch thätig gewesen bis an sein Ende. Er starb am 12. September 1888, über 91 Jahre alt. Zuerst erschien von ihm „Schilleri carminis renuntiatio inscripti versio latina, quam profectionis tesseram affert patronis atque amicis"

Havniae 1823, wieder abgedruckt in Seebode's Archiv für Philologie und Pädagogik. 1825 H. 4. Dann „Grammatik der dänischen Sprache." 1830. „Anatomische Vorhalle zur Stimm- und Lautlehre." 1837, zunächst als Gymnasialprogramm, und sehr beachtenswerth. „Horatius Flaccus' Werke, lateinisch mit metrischer Uebersetzung mit berichtigtem Grundtext nebst wichtigen Varianten, einer Biographie des Dichters, sowie Einleitungen, Inhaltsangaben und Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten." 1852/55, 2. Aufl. 1860. Dies ist des Verfassers Hauptarbeit und hat als eine Erscheinung von Bedeutung Anerkennung gefunden. Satura 1864 enthält außer der oben angeführten Abhandlung geistliche Etymologien und etymologisch-geschichtliche Untersuchungen über die Ortsnamen im Herzogthum Schleswig. Als Dichter hat er sich auch bekannt gemacht. „Mußefrüchte aus dem Musenheim", 1870, und „Dichtungen", 2. Aufl. 1880, sowie „Mythologie der Griechen und Römer in dichterischer Form" 1880. Außerdem lieferte er Beiträge zu Tagesblättern und Zeitschriften, als Haderslebener Lyra, Flensburger Wochenblatt, Itzehoer Nachrichten, Altonaer Mercur 2c., Recensionen in der Hallischen Litteraturzeitung, verschiedenes für die schleswig-holsteinischen Provinzialberichte, z. B. 1832 „über das Sanskrit". Auch war er Mitarbeiter von Grimm's deutschem Wörterbuch. Zum fünfzigjährigen Amtsjubiläum des Vaters verfaßte er beides, eine lateinische und eine hebräische Ode, die in seiner oben genannten Lebensbeschreibung des Vaters abgedruckt sind, S. 128. 129. Sein Sohn war der bekannte Dichter und Schriftsteller Adolf Strodtmann (s. d.).

Lübker-Schröder, schlesw.-holst. Schriftstellerlex. II, 596. — Alberti, ebd. II, 434 und Forts. II, 297. — Erslev, Dansk Forfatterlex. III, 257 und Supplem. III, 297. Carstens.

Strombeck: Friedrich Heinrich v. St., preußischer Geh. Oberlandesgerichtsrath, geb. zu Braunschweig am 2. October 1773, † am 30. März 1832. St. stammt aus einem altadeligen Stadtgeschlechte Braunschweigs, sein Vater Christoph Georg († 1801) war Erb- und Gerichtsherr auf Großtwülpstedt und Großsisbeck, seine Mutter, Christiane († 1807), eine Schwester des Mathematikers und Abtes Jos. Franz Häseler v. Amelunxborn. Nach dem Besuche des collegium Carolinum seiner Vaterstadt ging St. 1792 nach Helmstedt; dort verband er mit ernsten Studien ein heiteres Studentenleben und bezog im folgenden Jahre Jena, wo er — nach inzwischen liegendem Aufenthalte in Göttingen — seine juristischen Studien vollendete; später beaufsichtigte er das Familiengut Großtwülpstedt und bewarb sich 1798 in Begleitung seines ältesten Bruders in Berlin um eine Stelle im preußischen Staatsdienste. Er wurde alsbald Auscultator, hierauf Referendar beim Kammergerichte, dann Assessor und 1801 Rath am Justizcollegium in Posen. Dort verbrachte er, mit einer Tochter des preußischen Justizbeamten Zeller von Welferdingen verheirathet, nach dem väterlichen Ableben (1801) im Besitze eines stattlichen Vermögens frohe, glückliche Tage. Als jedoch am 3. November 1806 die Franzosen in die Stadt einrückten, trat eine traurige Wendung der Verhältnisse ein; sein schönes Haus wurde geplündert und zum Militärhospital umgewandelt; er selbst floh mit dem Könige nach Königsberg, zuletzt nach Tilsit. Seines Amtes in Posen verlustig, konnte St. auch nach geschlossenem Frieden keine feste Anstellung erhalten. Mit 100 Thlr. Reisegeld entlassen, wandte er sich, aller Hoffnung beraubt, wieder seiner alten Heimath zu und wurde in Helmstedt dritter Richter eines Districtstribunales des Königreiches Westfalen. Doch nach kurzem verließ er den seinem hochstrebenden Ehrgeize in keiner Weise zusagenden Posten und zog sich nach dem Städtchen Welferdingen zurück. Hier und in Mainz widmete er sich mit Feuereifer dem Studium des französischen Rechtes und galt bald als der erste Kenner

des französischen Processes in Deutschland. Im Juni 1810 erschien der erste Theil seines dreibändigen „Handbuches des westfälischen Civilprocesses", welcher von Fachmännern sehr günstig beurtheilt wurde. Auf Verwendung seines älteren Bruders (Präsidenten des Appellhofes in Celle) wurde St. unter sehr günstigen Bedingungen erster Tribunalrichter in Celle. Als nach der Schlacht bei Leipzig das Königreich Westfalen zu bestehen aufhörte, erhielt er 1814 die Stelle eines Oberlandesgerichtsrathes zu Halberstadt. 1820 lebte er als thätiges Mitglied einer Civilgesetzcommission in Berlin, nach deren Beendigung ihm der Titel eines Geh. Justizrathes verliehen wurde. Diese Belohnung dünkte dem ehrgeizigen Manne ungenügend; er hatte eine Präsidentenstelle oder einen ähnlichen Posten erwartet. Solch' Fehlschlagen seiner Herzenswünsche steigerte die trübe Stimmung, zu der er ohnedies neigte und welche in seinem ehrgeizigen Streben, sowie im Tode seiner geliebten Gattin und zweier ihm theuren Kinder weitere Nahrung fand. Leider wurde seine Gemüthsverfassung mit den Jahren immer düsterer. Er hielt sich von Freunden und Bekannten gemieden und verlassen und lieh vernünftigen Gegenvorstellungen der Seinigen kein Ohr. Seine Wahnideen gingen schließlich soweit, daß er sich an den König um Schutz wandte gegen seine vermeinten Feinde, von denen er glaubte, daß sie ihn wegen angedichteter Vergehen in Untersuchung zögen. Zerstreuung fand er in ernster Arbeit, in kleinen Harzreisen und in der neuen Häuslichkeit, welche ihm seine zweite Gattin, Maria Theresia, Tochter des Justizamtmannes Kraft, zu bereiten wußte .... Im Sommer 1831 wurde er auf Ansuchen in den Ruhestand versetzt. Am Beginn des folgenden Jahres befiel ihn ein bösartiges Fieber, das nach wenigen Monaten seinem Leben ein Ziel setzte. St. war ein edler, theilnehmender Mensch, uneigennützig und gewissenhaft, hatte jedoch unter seinem krankhaften Ehrgeize und zuletzt unter seinem hochgradigen Trübsinne schwer zu leiden. Nur durch den unermüdlichen Fleiß Strombeck's ist es erklärlich, daß er trotz seines unstäten Lebens neben den Dienstgeschäften auch eine litterarische Thätigkeit entfalten konnte. Seine beiden Hauptwerke sind: „Handbuch des westfälischen Civilprocesses", Hannover 1810—12, 3 Thle., und „Rechtswissenschaft der Gesetzgebung Napoleons &c. &c." Braunschweig 1811—13, 2 Bde.

Neuer Nekrolog der Dtschn., 10. Jahrg. (1832), I. Thl. S. 256—60, wo sich auch (S. 359—60) eine erschöpfende Zusammenstellung seiner Schriften befindet.
Eſnhrt.

Strombeck: Friedrich Karl v. St., geboren zu Braunschweig am 16. September 1771, † am 17. August 1848, entstammte einem alten braunschweigischen Patriciergeschlechte, das unterm 25. November 1800 in den Adelstand erhoben wurde. Sein Vater Christoph Georg v. St., der als Privatmann lebte und sich zumeist mit der Verwaltung seiner Güter beschäftigte, war in sehr guten Verhältnissen († am 17. April 1801); seine Mutter Christiane Henriette Luise geborne Häseler war die Tochter eines braunschweigischen Kaufmanns († am 20. August 1807). Er besuchte das Martinigymnasium seiner Vaterstadt, wo sich früh in ihm eine brennende Liebe zu der alten Litteratur entfachte, die sein ganzes Leben hindurch anhielt. Im März 1788 ging er auf das Collegium Carolinum über, wo er sich eifrig in eigenen Dichtungen versuchte und insbesondere Professor Gärtner einen großen Einfluß auf ihn ausübte. Am 21. October 1789 wurde er auf der Universität zu Helmstedt immatriculirt; er wohnte im Hause des Professors Bruns, hörte bei Oelze und Günther Rechtswissenschaft, setzte daneben aber als Mitglied der Deutschen Gesellschaft unter Hofrath Wiedeburg seine schöngeistigen Bestrebungen fort. Michaelis 1791 siedelte er nach Göttingen über. Er hörte hier bei Böhmer, Pütter, Claproth und Runde Jurisprudenz, aber auch bei Bürger ästhetische Vorlesungen und trat vorzüglich zu

Heyne in ein näheres Verhältniß, das bis zu dessen Tode währte. Nachdem er hier anderthalb Jahre geblieben war, trat er im Mai 1793 eine Reise durch Oberitalien an, von wo er im September 1793 nach Braunschweig zurückkehrte. Er trieb hier bei dem Professor Domenico da Gattinara fleißig Italienisch und ließ im folgenden Jahre als erste Frucht seiner dichterischen Arbeiten, seine Uebersetzung von Ovid's Kunst zu lieben erscheinen, der 1796 die von Ovid's Heilmitteln der Liebe folgte. Durch jenes Werk wurde auf den strebsamen jungen Mann die Aufmerksamkeit Herzog Karl Wilhelm Ferdinand's gezogen, der ihn unterm 2. April 1795 zum außerordentlichen Assessor beim Hofgerichte in Wolfenbüttel ernannte. Neben dieser richterlichen Thätigkeit, die ihn veranlaßte am 1. Januar 1797 seinen Wohnsitz nach Wolfenbüttel zu verlegen, setzte er seine Beschäftigung mit den alten Dichtern unverdrossen fort. Im J. 1799 erschien seine Uebersetzung der Elegien Tibull's, später die des Properz. Im Anfange 1799 wurde er auf Vorschlag des Herzogs in Gandersheim, wo die Schwester des Fürsten, Auguste Dorothea, Aebtissin des kaiserlich freiweltlichen Stifts war, zum Hof- und Abteirath ernannt. Als solcher entfaltete er eine sehr erfolgreiche Wirksamkeit. Außer der Verwaltung der Justiz und der Lehnskammer wurde ihm bald auch die Leitung des Finanzwesens und des Hofstaats der Aebtissin übertragen; er war bei allen Fragen deren rechte Hand, genoß ihr vollstes Vertrauen und stand zu ihr in einem wirklich freundschaftlichen Verhältnisse. Dies war vornehmlich in Braunschweig der Fall, wo die Aebtissin den größten Theil des Jahres zuzubringen pflegte und wohin auch St. im October 1801 zur Erledigung verschiedener Geschäfte, der Testamentsordnung der Herzogin Philippine Charlotte u. a. übersiedelte. Er verlebte hier glückliche Jahre. Schon in Gandersheim, wo er am 2. April 1799 sich mit Amalie v. Bülow, einer Tochter des kurhannoverischen Forstmeisters v. Bülow, verheirathete, hatte er sich ein eigenes Hauswesen gegründet. Der Herzog, der ihn im Mai 1801 zum ordentlichen Hofgerichtsassessor von der Curie der Ritterschaft ernannte, schenkte ihm großes Vertrauen; verschiedene Reisen, wie 1805 nach Paris, verschafften ihm stets neue Anregungen und Bekanntschaften. Als im J. 1806 die Schlacht bei Jena die fürstliche Familie auseinander trieb, begleitete St. die Aebtissin Auguste Dorothea nach Rostock, Lübeck und Ottensen, wo er den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand noch ein paar Tage vor seinem Tode († am 10. November 1806) sah. Dann reiste er nach Braunschweig zurück, um hier alles für die Heimkehr der Aebtissin vorzubereiten. Durch seine klugen Rathschläge und gewandten Verhandlungen erreichte er, daß Napoleon die Aebtissin in dem Genusse ihrer sämmtlichen Einkünfte beließ. Sie nahm darauf in Gandersheim ihren Wohnsitz, wo St. sich jetzt emsig mit dem Studium des französischen Rechts beschäftigte. Bei der Huldigung, die dem Könige von Westfalen am 1. Januar 1808 geleistet werden mußte, war auch St. unter den Deputirten. Unterm 15. Februar 1808 wurde er von dem Justizminister Siméon, mit dem er mit der Zeit sehr befreundet wurde, als Präsident des Districtstribunals in Einbeck angestellt; er blieb so in der Nähe Gandersheims, so daß er die Angelegenheiten der Aebtissin auch in Zukunft noch besorgen konnte. Als sie am 10. März 1810 starb, wurde er der Vollstrecker ihres Testaments, in dem ihm eine beträchtliche jährliche Pension ausgeworfen wurde. Seine Studien verfolgten jetzt vor allem praktische Ziele. Er entfaltete für die Einführung der neuen Gesetzgebung eine eifrige litterarische Thätigkeit. Auch an ihrer Berathung hat er als Mitglied beider Reichstage erfolgreich theil genommen. Sein Ansehen war hier so bedeutend, daß man ihm in der Civilgesetzcommission den Vorsitz übertrug. Auch von seiten der Regierung fand er volle Anerkennung. Er wurde zum Ritter der westfälischen Krone und unterm 22. September 1812 in den Freiherrnstand erhoben. Schon vorher (am

1. September 1810) war er zum Präsidenten des Appellationshofes in Celle ernannt worden und gerade drei Jahre später wurde er als Staatsrath nach Kassel berufen. Wenige Wochen darauf machte die Schlacht bei Leipzig der westfälischen Herrlichkeit ein Ende. Da ihm 1814 der Aufenthalt in Kassel untersagt wurde, so zog er nach Wolfenbüttel. Sein Wunsch, von dem Herzoge Friedrich Wilhelm eine Anstellung zu erhalten, ging nicht in Erfüllung. Er verwandte daher seine Muße zu umfangreichen litterarischen Arbeiten; er übersetzte die Werke des Tacitus und des Sallust. Neben den Alten zogen ihn jetzt auch die Naturwissenschaften mächtig an, besonders die Mineralogie und die Geognosie. Eine Frucht dieser Studien war die Uebersetzung von Scipio Breislack's Geognosie. In die richterliche Thätigkeit zurück führte ihn die Fürstin Pauline zur Lippe, mit der er in eifrigem Briefwechsel stand. Sie ernannte ihn unterm 28. Mai 1816 zum geheimen Justizrath und Mitglied des Oberappellationsgerichts zu Wolfenbüttel, das damals für das Herzogthum Braunschweig und die Fürstenthümer Lippe-Detmold, Lippe-Schaumburg und Waldeck gemeinschaftlich war. Unterm 9. September 1823 ward er zum lippischen Geheimrath ernannt und 1827 wurden ihm auch die waldeck'sche und die schaumburg'sche Stelle im Oberappellationsgerichte übertragen, in dem er unterm 5. Januar 1843 zum Präsidenten ernannt wurde. Daneben war er seit 1819 auch als Landtagsmitglied thätig. Er gehörte zu der Commission, die während der vormundschaftlichen Regierung den Verfassungsentwurf berieth, und hatte hauptsächlich die Verhandlungen mit dem Ministerium zu führen. Die Ereignisse des Jahres 1830, die Vertreibung Herzog Karl's II. ꝛc. suchte er in einer besonderen Schrift: „Was ist Rechtens, wenn die oberste Staatsgewalt dem Zwecke des Staatsverbandes entgegenhandelt?", zu rechtfertigen, von der 1832 die vierte Auflage erschien. Unterm 24. November 1820 wurde er von der ersten Section der Stände zum Mitgliede des Landessteuercollegiums erwählt, Ende des Jahres 1832 zum Director der herzoglichen Steuerdirection ernannt, aber am 1. Januar 1835 wegen der gesetzlichen Neuordnung der Finanz- und Steuerbehörden als solcher pensionirt. Neben allen diesen amtlichen Beschäftigungen setzte er seine litterarischen Bestrebungen unermüdet fort: die Uebertragungen aus den Schriftstellern der Alten, seine naturwissenschaftlichen, juristischen und geschichtlichen Studien; er machte weite Reisen nach Italien (1835), Holland (1837) und Scandinavien (1839) und theilte die Erlebnisse und Beobachtungen, die er dort machte, in besonderen Werken mit; er lieferte Beiträge für zahlreiche Zeitschriften und unterhielt mit den verschiedensten Gelehrten einen fleißigen Briefwechsel; er brachte eine reiche Sammlung von Bildern, Kunstgegenständen und eine vorzügliche Bibliothek zusammen. Nicht minder als wegen der von ihm veröffentlichten Werke erfreute er sich wegen der Vielseitigkeit seiner Bildung, seines rastlosen Fleißes und seiner Geschäftsgewandtheit nicht nur daheim, sondern in ganz Deutschland eines hohen Rufes. Er war Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften, darunter seit 1812 der Societät der Wissenschaften in Göttingen. Als in Braunschweig 1841 die Naturforscherversammlung tagte, wurde er zu ihrem Vorsitzenden gewählt. Er starb nach einer längeren Krankheit am 17. August 1848; seine Frau hat ihn bis zum 25. December 1860 überlebt. Von seinen fünf Söhnen sind zwei schon in der Jugend, von den andern Friedrich als Consistorialrath am 29. October 1887 in Wolfenbüttel, Hermann als Regierungsrath am 8. August 1846 zu Magdeburg und Eggeling als pensionirter Rittmeister am 27. Januar 1892 in Wolfenbüttel gestorben. — Auch sein Bruder Friedrich Heinrich v. St. (geboren am 2. October 1773, † am 30. März 1832 in Halberstadt) hat sich als juristischer Schriftsteller bekannt gemacht (s. o.).

Vgl. Fr. K. v. Strombeck, Darstellungen aus meinem Leben und aus

meiner Zeit I, II, 1833 (2. Aufl. 1835). — [Fr.] C[rame]r in den Zeitgenossen V, Heft 19 (1820), S. 141—170. — Annalen der Haupt- und Residenzstadt Braunschweig 1831, Nr. 6. — Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel.
P. Zimmermann.

Stromer: Heinrich St., s. Auerbach, Heinrich, Bd. I, S. 638.

Stromer: Ulman St., Nürnberger Rathsherr, Kaufherr und Chronist, geboren am 6. Januar 1329 als Sohn des Nürnberger Rathsherrn Heinrich St. und der Margaretha, einer Tochter des Schultheißen Heinrich Geuschmied, † am 13. April 1407. Mit U., was hier als Curiosum bemerkt sei, überlebten 17 Geschwister den Vater. Seit 1371 gehörte U. dem Rathe seiner Vaterstadt, wenn auch mit Unterbrechungen, an und stieg (1396) bis zur Stufe eines Obristhauptmanns empor. Von den Aemtern, die er im Rathe bekleidete, nennt er nur die Pflegschaft des Nonnenklosters zu St. Clara, welche er von 1372 bis 1390 versah, es kann indeß keinem Zweifel unterliegen, daß er noch andere und bei seinen bedeutenden Fähigkeiten auch wichtigere Rathsämter innegehabt hat. Im übrigen bediente sich der Rath seiner zu wichtigen politischen Missionen. Er selbst allerdings erzählt nur von seiner Sendung im J. 1384, als er mit anderen nach Nördlingen abgeordnet wurde, um den Beitritt Nürnbergs zum schwäbischen Bund herbeizuführen. Allein im J. 1386 übernahm er im Auftrag des Raths nicht weniger als vier politische Missionen, einmal nach Weißenburg, wo er in Bundesangelegenheiten verhandelte, dann zum Bischof Lamprecht von Bamberg in burggräflichen Händeln, weiter auf einen Tag des Bischofs Gerhard von Würzburg nach Neustadt und endlich nach Landshut. In der inneren Verwaltung der Stadt spielt er eine nicht unwichtige Rolle. 1406 ist er unter den Rathsverordneten, welche die Stadtrechnung abnehmen, und noch in seinem letzten Lebensjahre, im J. 1407, gab er einen Anschlag zur Losung mit einer Taxordnung. Als besonders bemerkenswerth muß es Erwähnung finden, daß ihm als Stadtbaumeister die Oberaufsicht und Rechnungsführung über den Bau des schönen Brunnens von 1390 bis 1396, dem Jahre seiner Vollendung, übertragen war. Er wirkte hier übrigens, was wohl festzuhalten, keineswegs als eigentlicher Baumeister, sondern nur in der Function eines Pflegers, eines vom Rath aufgestellten Commissars, während der Architekt in der Person ‚Heinrich des Boliers‘ zu suchen ist.

Das hohe Ansehen, dessen sich U. erfreute, ging weit über die Mauern seiner Vaterstadt hinaus. So standen der alte wie junge Herzog Ruprecht von Baiern und des letzteren Gemahlin Elisabeth mit ihm in näheren Beziehungen. Der alte Herzog nahm 1374 zum ersten Male bei ihm Herberge, König Ruprecht's Gemahlin Elisabeth hob 1401 seine Enkelin Else aus der Taufe und der König selbst war 1403 bei ihm zu Gast, wo er ihn in einer Urkunde seinen Wirth nennt und ihm, wol zur Deckung der Kosten, die Dinkelsbühler Stadtsteuer vom J. 1404 überweist.

Für den Historiker und insbesondere den Culturhistoriker ist U. St. in doppelter Beziehung bemerkenswerth, einmal als Verfasser einer geschichtlichen und genealogischen Aufzeichnung, die 1360 von ihm begonnen, unter dem Titel: „Püchel von meim geslechet und von abentewer“ bekannt, die Jahre 1349 bis 1407 umfaßt, dann aber noch in seiner Stellung als bedeutender Kaufherr und unternehmender Industrieller. Jenes Büchlein gibt nach beiden Seiten hin erwünschte Aufschlüsse, wenn es auch in dem engen Rahmen gehalten ist, wie er bei älteren derartigen Aufzeichnungen herkömmlich. Wenn man es als Denkwürdigkeiten bezeichnet hat, so darf man nicht an moderne Aufzeichnungen dieser Art denken. Das persönliche Moment tritt bei ihm vollständig in den Hintergrund, die Mittheilungen, die er gibt, sind oft lückenhaft, knapp, ja kärglich,

nichtsdestoweniger bilden sie aber wichtige Beiträge für die Geschichte seiner Zeit. Zunächst bringt er kurze Nachrichten über die Verbrennung und Vertreibung der Juden in Nürnberg in den Jahren 1349 und 1385 und über den allgemeinen Nachlaß der Judenschulden im J. 1390. Wir erfahren Näheres über das anhebende schlimme Verhältniß zwischen der Stadt und den Burggrafen, über die politischen Unternehmungen des Kaisers und der Fürsten, über den großen Städtekrieg, kurz über Alles, was ihm zur Festhaltung für sich und seine Nachkommen als wichtig genug erschien. Eine zweite Abtheilung seiner Aufzeichnung gibt genealogische und historische Nachrichten über die eigene Familie, die sich aufwärts bis ins Jahr 1205 auf seinen Ahnherrn Gerhard von Reichenbach zurückerstrecken, abwärts seine Sippschaft bis ins dritte Glied behandeln.

Dann folgen wieder locale Nachrichten über seine eigene Thätigkeit und persönlichen Verhältnisse, so auch über die Wiederansäung des Waldes bei Lichtenhof durch den Rath, die insofern für ihn auch ein familiäres Interesse darbot, als sein Bruder Peter St. mit der Durchführung dieser Aufgabe betraut wurde, über das Verhältniß zu seinen Erbleuten in Harlach u. s. f., dann aber über die Anlage seiner Papierfabrik. Den Schluß dieser Abtheilung bilden eine Menge genealogischer Notizen über die damals lebenden ehrbaren Nürnberger Geschlechter.

Das Büchlein Stromer's „von meim geslechet und von abentewr“ erscheint auch deshalb von ganz besonderem Interesse und hervorragender Wichtigkeit, weil in ihm sich das Bild des tüchtigen, gediegenen Nürnberger Kaufherrn und unternehmenden, seine Ziele klar ins Auge fassenden Großindustriellen des 14. Jahrhunderts in trefflicher Weise wiederspiegelt. Wol zu eigenem Gebrauch und zu Nutz und Frommen seiner Nachkommen hat er nach den Urkunden Kaiser Karl's IV. aus den Jahren 1332, 1347 und 1355 alle jene Städte in Süd- und Norddeutschland, am Niederrhein, in Flandern, Burgund und in der Schweiz in seinem Büchlein genau notirt, mit denen Nürnberg auf dem Fuße der Zollfreiheit auf Grund von Verträgen stand, weiter gibt er Mittheilungen über das Verhältniß des Nürnberger Gewichts zu dem in Frankfurt, Mainz, Köln, Brügge, Genua 2c., dann Barcelona, Krakau, Asow, Lemberg, ferner über Zölle, Geleitsgelder, Weglöhne, Unterkaufsgelder und andere Abgaben. Auch über das Verhältniß des Nürnberger Guldens zu den Regensburger Pfennigen für die Jahre 1377 bis 1396 erhalten wir wünschenswerthe Aufschlüsse. Zum Schluß gibt er noch eine Methode an die Hand zur Auffindung des Rauminhalts eines Fasses, die sog. Visirruthe.

Besonderes Interesse erweckt es, daß U. Str. der erste war, der in Nürnberg, ja wahrscheinlich in Deutschland überhaupt die Papierfabrikation im Großen heimisch machte. Linnenpapier wurde allerdings schon seit Beginn des 14. Jahrhunderts durch Handmaschinen bereitet. U. St. führte den Fabrikbetrieb ein. Er ließ Italiener kommen, welche ihm in der oberhalb Nürnberg an der kleinen Pegnitz gelegenen Gleismühle, späterhin und heute noch unter dem Namen Hadermühle bekannt, im J. 1390 ein Werk errichteten mit 18 Stämpfen, die durch zwei Räder getrieben wurden. Es war das für jene Zeit eine bedeutende Anlage, die dem Unternehmungsgeist U. Stromer's ein glänzendes Zeugniß ausstellt. Er war eben, und das leuchtet aus so manchen Stellen seines uns so werthvollen Büchleins auf das unzweideutigste hervor, ein ebenso weitblickender, kluger und gediegener Kaufmann, wie er ein vortrefflicher und zugleich anspruchsloser Mensch war.

Siehe Chroniken der deutschen Städte, Bd. 1, wo das Stromerbüchlein von Prof. Hegel publicirt und mit einer eingehenden Einleitung versehen ist.

Mummenhoff.

Stromeyer: Georg Friedrich Louis St., berühmter Chirurg. Wir sind in der glücklichen Lage, von demselben eine umfassende, anregende und geistreiche Autobiographie zu besitzen, aus der wir reichlich geschöpft haben. St. wurde am 6. März 1804 zu Hannover als ältester Sohn des königlichen Leibchirurgus Christian Friedrich St. (1761—1824), der sich das Verdienst erworben hat, bereits ein Jahr nach dem Erscheinen von Jenner's Werk, in Hannover 1799 die erste Kuhpockenimpfung ausgeführt zu haben, geboren. Seine Mutter, aus einer Hugenottenfamilie stammend, war Louise Louis, welchen Familiennamen daher St. als Vor- und Rufnamen erhielt. Nach der Schulzeit von 1810—1821 besuchte er von 1821—1823 die chirurgische Schule zu Hannover und hatte auf derselben zu Lehrern, außer dem noch jugendlichen Dr. Karl Krause, dem späteren berühmten Anatomen, die in der Wissenschaft wohlbekannten Militär- und Hofärzte Spangenberg, Holscher und Wedemeyer. Während der vier Semester, die er darauf in Göttingen (1823—1825) studirte, hatte er sich der Unterweisung verschiedener Berühmtheiten zu erfreuen, so des alten Blumenbach in der Naturgeschichte, Physiologie und vergleichenden Anatomie, seines Verwandten, des Hofraths Friedrich Stromeyer in der Chemie, des hervorragenden Chirurgen K. J. M. Langenbeck in der Anatomie und Chirurgie und des besonders in der Augenheilkunde hervorragenden, ihn besonders anziehenden Himly. Auch lebte er daselbst unter den angenehmsten Verhältnissen in dem Hause seines Gevatters, des Superintendenten Krause, des Vaters von Karl Krause, und erfreute sich des Umganges mit dem greisen Vetter seines Vaters, dem gesuchtesten Arzte Göttingens, dem Hofrath Dr. Johann Friedrich Stromeyer, und dessen Sohne, dem genannten Chemiker. Nach mehreren zusammen mit einem Freunde in den Jahren 1824 und 1825 unternommenen Reisen, welche ihn nach dem Harz, dem Rhein, nach Stuttgart und München und nach Weimar führten, wo er auch in Goethe's Hause Zutritt fand, brachte er zum Schluß seiner Studienzeit das Wintersemester 1825/26 in Berlin zu und wurde daselbst am 26. April 1826 zum Dr. med. promovirt. Neben den medicinisch-chirurgischen Celebritäten, wie Graefe, Rust, Jüngken, Rudolphi, Horn, Hufeland u. a., welche ihn daselbst anzogen, erfreuten ihn die Kunstgenüsse, welche ihm die Residenz im Theater und in Concerten durch ihre damals in nicht geringer Zahl vorhandenen Berühmtheiten darbot, zumal er auch in die Familie von Felix Mendelssohn eingeführt worden war. Nach der Promotion trat er im April 1826 eine große wissenschaftliche Reise, zunächst nach Wien, an, wobei er in allen Orten, die er berührte, wie Halle, Weimar, Leipzig, Dresden nicht nur die daselbst wirkenden berühmten Mediciner, sondern auch andere Größen (z. B. Tieck, Tiedge) aufsuchte, auch durch Bereisung der böhmischen Bäder sich nähere Kenntniß von denselben verschaffte und endlich von Regensburg aus, die Donau auf einem mit Brettern beladenen Schiffe abwärts fahrend, gegen Ende Juni nach Wien gelangte. In Wien zogen den jungen Doctor, außer den daselbst vorhandenen Kunstschätzen, besonders die berühmten Augenärzte Rosas und Jaeger an, denn die späteren Anziehungspunkte für Mediciner in Wien, die physikalische Diagnostik der Brustorgane und die pathologische Anatomie waren erst in ihrer Entstehung begriffen. Zu Anfang September verließ er Wien, um nach einer Reise durch Steiermark, das Salzkammergut und Salzburg noch München, Würzburg, Bamberg und deren medicinische Anstalten zu besuchen und endlich noch den Winter 1826/27 in Berlin zuzubringen, wo er namentlich Graefe, dem er bei einem Besuche in Wien als Führer gedient hatte, näher trat. Er legte darauf in Hannover die Staatsprüfung ab und trat Mitte Mai 1827 die lange ersehnte Reise nach England an, die ihn zunächst nach Bonn führte und ihn Walther, Nasse und Robert Froriep kennen lernen ließ. Die Reise ging dann Rheinabwärts über

Köln nach London, wo er fast dreiviertel Jahre, bis zum April 1828 blieb. Unser St. hatte das Glück, sogleich in den Kreis der großen Chirurgen Londons, wie Astley Cooper, Abernethy, Earle, Travers, Green, Brodie, Guthrie u. a., eingeführt zu werden, auch dem großen Physiologen Charles Bell näher treten zu können. In seinen „Erinnerungen“ schildert er lebhaft den mächtigen Eindruck, den Land und Leute auf ihn machten, und wieviel dieser Aufenthalt zur Erweiterung seiner Anschauungen und seiner Kenntnisse beigetragen hat. Von London ging er nach Paris, das zu jener Zeit (1828) in den Naturwissenschaften und der Heilkunde auf unbestrittener Höhe stand. Es hatte seine großen Chemiker (Thenard, Gay-Lussac, Dumas), Physiker (Arago), Zoologen (Cuvier, Geoffroy St. Hilaire), Physiologen (Flourens, Magendie), pathologische Anatomen (Cruveilhier), Aerzte (Louis, Andral) und Chirurgen (Larrey, Boyer, Dupuytren, Roux, Lisfranc). Den größten Eindruck auf den jungen deutschen Arzt machte Dupuytren, dessen Genie, Ausdauer, Beredtsamkeit und operative Gewandtheit seine hochgespannten Erwartungen noch übertraf, wenn auch bei den unglücklichen Hospitalverhältnissen seine Erfolge viel ungünstiger waren als die der englischen Chirurgen. St. lernte in Paris auch die damals fast nur dort geübte Steinzertrümmerung in den Händen ihrer Erfinder Civiale und Heurteloup kennen und besuchte mit großem Nutzen das für Hautkranke bestimmte Hospital St. Louis, in dem die berühmten Dermatologen Biett und Alibert wirkten. Zu Ende seines vierteljährigen Aufenthaltes in Paris hatte er noch die Freude, seine Mutter und seine Schwestern dort zu sehen und ihnen als Führer zu dienen, und mit ihnen, nachdem er noch Lyon und seine medicinischen Anstalten besucht, in der Schweiz wieder zusammenzutreffen. Mit dieser Reise schlossen seine Wanderjahre, indem er mit den Seinigen zu Anfang October 1828 in der Heimath wieder eintraf.

Der junge Doctor trat nunmehr in eine neue Phase seines Lebens ein, die ihn noch zehn Jahre lang an seine Vaterstadt Hannover fesseln sollte. Es gelang ihm, zunächst einen ärztlichen Verein ins Leben zu rufen, er erhielt einen Armenbezirk zugetheilt, den er bis zu seinem Fortzuge von Hannover beibehalten hat und wurde bereits zu Anfang 1829 ersucht, die allerdings nicht remunerirten Vorlesungen über Chirurgie an der chirurgischen Schule zu übernehmen, bei denen er eine Neuerung einführte, indem er das damals allgemein übliche Heftdictiren abschaffte. Die zu seiner Kenntniß gekommene, vor kurzer Zeit erschienene Schrift des berühmten Chirurgen und Orthopäden Delpech in Montpellier L'orthomorphie veranlaßte ihn, noch im J. 1829 eine orthopädische Anstalt anzulegen, auch erfand er in demselben Jahre noch die sehr bekannte Streckmaschine zur Heilung von Spitz- und Klumpfüßen. Das Jahr 1831, in welchem er sich mit der Tochter des Bürgermeisters Bartels in Hamburg vermählt hatte, brachte, wie bekannt, zum ersten Male die Cholera nach Deutschland, und um diesen bisher ganz unbekannten Feind näher kennen zu lernen, wurden, wie von anderen Staaten zahlreiche Aerzte, so auch von der hannoverschen Regierung unser St. mit einigen Collegen nach dem Osten geschickt. Nachdem er in Danzig und Umgegend über die Krankheit sich näher unterrichtet hatte und nach Hannover zurückgekehrt war, war die Seuche bereits bis Hamburg vorgedrungen und bedrohte das eigene Land, so daß St. von neuem nach Hamburg und in die benachbarten hannoverschen Städte geschickt wurde, um sich von den daselbst getroffenen Vorkehrungen zu unterrichten. Im J. 1832 erschien dann ein von ihm verfaßter umfangreicher Choleraberichte. Daran schlossen sich weitere schriftstellerische Arbeiten: zunächst ein Aufsatz (Rust's Magazin, Bd. 39, 1833) über die von ihm behufs Behandlung des Klumpfußes ausgeführte Durchschneidung der Achillessehne, die St. zuerst in der ungefährlichen subcutanen Weise vorzunehmen gelehrt hat. Indessen diese und eine zweite Veröffentlichung über denselben Gegenstand machten

in Deutschland geringen Eindruck, und erst als St. einen jungen englischen Arzt, Dr. Little, der vorher vielfach vergeblich behandelt und auch von Dieffenbach gesehen worden war, durch diese Operation und eine sorgfältige orthopädische Nachbehandlung im J. 1836 von seinem Leiden befreit und Dieffenbach davon Kenntniß erhalten hatte, wurde die von diesem mit Enthusiasmus aufgenommene neue Methode Gemeingut der Chirurgie, und ist es keiner von Stromeyer's geringsten Ruhmestiteln, die subcutane Chirurgie geschaffen zu haben, über die er in einer größeren Schrift: „Beiträge zur operativen Orthopädik, oder Erfahrungen über die subcutane Durchschneidung der Muskeln und deren Sehnen" (1838) berichtete. Vorher schon hatte er in einer Schrift „Ueber Paralyse der Inspirationsmuskeln" (1836) sich mit einer Theorie der seitlichen Wirbelsäulenverkrümmung (Skoliose) beschäftigt und verschiedene, die Nerventhätigkeit betreffende, physiologische Aufsätze erscheinen lassen.

Mit dem Jahre 1838 trat St. einen neuen Lebensabschnitt an. Obgleich er schon 1832 zum königlichen Hofchirurgus ernannt worden war, war er zu dem 1837 einziehenden König Ernst August in gar keine Beziehungen getreten, dagegen hatte er sich durch seine chirurgischen und orthopädischen Leistungen so bekannt gemacht, daß er getrost als Nachfolger des trefflichen Michael Jaeger den Lehrstuhl der Chirurgie an der Universität Erlangen, wohin er zu Ende October 1838 übersiedelte, übernehmen konnte. Der Aufenthalt in Erlangen behagte unserem St., unter liebenswürdigen Collegen und fleißigen Studenten, sehr gut. Einige Unterbrechung gewährten Reisen und die 1840 daselbst tagende Naturforscherversammlung, bei der St. das Amt des zweiten Geschäftsführers übernehmen mußte. Auch machte er daselbst die erste Bekanntschaft mit den von seinem Vorgänger und von Textor in Würzburg vielfach ausgeführten Gelenkresectionen, die er bis dahin nirgends gesehen hatte und für die er später auf dem Gebiete der Kriegschirurgie mit aller Kraft eintrat. — Als im December 1840 der Professor der Chirurgie Wilhelm in München plötzlich verstorben war, wurde St., auf Veranlassung des Königs Ludwig selbst, an seiner Stelle nach München berufen und siedelte dahin zu Anfang des Jahres 1841 über. Indessen die Verhältnisse, die er daselbst vorfand, sagten St. in keiner Weise zu, und als im September 1842 ihm gleichzeitig zwei Berufungen, die eine nach Tübingen, die andere nach Freiburg, zugingen, zögerte er nicht, die eine derselben anzunehmen, und zwar die nach Freiburg, wo er sechs Jahre, vom Herbst 1842 bis ebendahin 1848 des reinsten Glückes genießen sollte. Neben der herrlichen Lage der Stadt und angenehmen collegialen Verhältnissen fand St. daselbst ein an Zahl und Mannichfaltigkeit reiches klinisches Material, das zu einer beträchtlichen Zahl großer Operationen Anlaß gab. Im J. 1844 erhielt St. von der Pariser Akademie der Wissenschaften für die Erfindung der Schieloperation einen Preis von 3000 Franken, während Dieffenbach für die erste Ausführung derselben dieselbe Summe bekam. In demselben Jahre machte er eine zweite Reise nach London und brachte vier Wochen von seinen Ferien im Hause des von ihm geheilten Dr. Little zu. In Freiburg schrieb St. auch den ersten Band seines „Handbuch der Chirurgie", welches heftweise von 1844—1849 erschien. Die im J. 1848 das badische Land heimsuchende Revolution betraf in ihren blutigen Vorgängen auch die Stadt Freiburg und verursachte unserem St. mancherlei Unbequemlichkeiten und obgleich der Aufenthalt daselbst ihm sehr gut gefallen hatte, er auch von dem Großherzog durch Ernennung zum Medicinalrathe (1847), Hofrath und Medicinalreferenten des Hofgerichts (1848) geehrt worden war, so bestimmten ihn einestheils jene widerwärtigen Verhältnisse, anderntheils sein lange gehegter Wunsch, der Kriegschirurgie näher zu treten und dabei dem Vaterlande einen Dienst zu leisten, eine Berufung nach Kiel als Professor der

Chirurgie und Generalstabsarzt der schleswig-holsteinischen Armee an Stelle des nach Berlin berufenen Bernhard Langenbeck anzunehmen, trotzdem ihm die Stadt und noch mehr die chirurgische Klinik bei seinem ersten Besuche mißfallen hatten. Im November 1848 trat er seine neue Stellung während des Waffenstillstandes an und es wurde zunächst ein Dienstreglement für Militärärzte entworfen, berathen und eingeführt und im Februar 1849 auch eine neue Civilmedicinalordnung. Weiter waren neue chirurgische Instrumente, Transport- und Lazarethmaterial für die junge Armee zu beschaffen und das ärztliche Personal an den geeigneten Stellen unterzubringen, und hatte man sich zu dem neuen Feldzuge, der thatsächlich zu Anfang des April 1849 begann, zu rüsten. St. machte hier seinen ersten Feldzug mit, bei dem er nicht einen unthätigen Zuschauer abgab, sondern überall rathend und helfend eingriff. Mitte August kehrte er zu seiner klinischen Thätigkeit in Kiel zurück und begann eine Abhandlung über Schußfracturen zu schreiben, aus der sich seine 1855 und in 2. Auflage 1861 erschienenen berühmten „Maximen der Kriegsheilkunst“ entwickelten, die 1867 noch einen die Erfahrungen des Jahres 1866 umfassenden Nachtrag erhielten. Nach einer vom Februar bis Juni durchgemachten schweren Krankheit mußte er im Juli wieder ins Feld rücken und gerieth nach der noch in demselben Monate stattgehabten Schlacht bei Idstedt mit den zahlreichen, in der Stadt Schleswig und in dem Schlosse Gottorp befindlichen Verwundeten, die er nicht hatte verlassen wollen, in dänische Gefangenschaft. Im August durfte er über Lübeck und Hamburg nach Holstein zurückkehren, wo sich noch viele Verwundete befanden und wo sich eben die Cholera gezeigt hatte. Nach der definitiven Rückkehr nach Kiel im Januar 1851 und der gleichzeitigen Pacificirung der Herzogthümer hatte St. zunächst noch mit der Regelung des Invalidenwesens zu thun, erhielt später im August von der dänischen Regierung unter sehr vortheilhaften Bedingungen die Bestallung als Professor der Chirurgie und Augenheilkunde an der Universität, und wurde 1852 zum Director des holsteinschen Sanitätscollegiums ernannt. Während St. im Sommer 1853 eifrig bemüht war, für die Kliniken Neubauten zu erlangen, wurde ihm von Hannover aus der Antrag gemacht, als Generalstabsarzt in hannoversche Dienste zu treten und dieser Antrag nach einigem Zögern auch angenommen, so daß er anfangs April 1854, nach sechszehnjähriger Abwesenheit, in seine Vaterstadt zurückkehrte. Es fand sich hier für ihn ein reiches Feld der Thätigkeit, bei dem Erlaß von Instructionen für die Recrutenaushebung, die Sanitätssoldaten, bei der Erneuerung und Verbesserung des Sanitätsmaterials der Armee, dem Bau eines neuen Generalhospitals und von Kasernen, der Inspicirung der verschiedenen Garnisonorte und endlich der Regelung der Anstellung und Beförderung der Militärärzte. Hand in Hand damit gingen wissenschaftliche schriftstellerische Arbeiten, wie die Vollendung seiner schon erwähnten „Maximen der Kriegsheilkunst“, die Schriften und Aufsätze „Ueber den Verlauf des Typhus unter dem Einflusse einer methodischen Ventilation“ (1854), „Das General-Militärhospital in Hannover“ (1859), „Ueber granulöse Augenkrankheit“ und außerdem des II. Bandes seines „Handbuch der Chirurgie“ (1864—1868). — Die am 26. Juni 1866 geschlagene Schlacht bei Langensalza, welche zur Capitulation der hannoverschen Armee und der Einverleibung des Königreichs Hannover in Preußen führte, fesselte in ihren Folgen bei der Behandlung der Verwundeten St. daselbst noch bis Ende September, wo er nach Hannover zurückkehrte. Nachdem ihn in Hannover die Begutachtung der Invaliden längere Zeit in Anspruch genommen hatte, folgte er der Einladung der auf den Vorschlag der Königin Augusta von Preußen zu Conferenzen über die Verbesserung des Kriegssanitätswesens berufenen Commission, die Mitte März 1867 in Berlin zusammentrat, lehnte es jedoch ab, die ihm gleichzeitig angebotene Stelle als

Generalarzt des IV. Armeecorps in Magdeburg anzunehmen, da er nur in der gleichen Stellung beim X. Armeecorps in Hannover Erſprießliches leiſten zu können glaubte. Die Conferenz, welche in 38 Sitzungen, die ſich bis in den Mai erſtreckten, weſentliche Verbeſſerungen anbahnte, hatte zum Präſidenten Langenbeck, zum Vicepräſidenten St. ernannt. St. hatte die Freude, dieſer Verſammlung in Gemeinſchaft mit ſeinem Schwiegerſohne Esmarch, ſeinem Adjutanten in den Feldzügen von 1849/50, ſeinem Aſſiſtenten in der Klinik und ſeinem Nachfolger in der Leitung derſelben beizuwohnen. — Nach wenigen Jahren der Ruhe zog St. von neuem ins Feld, als conſultirender Generalarzt der III. Armee. Um Mitte Auguſt 1870 in Hannover abreiſend und dem XI. Armeecorps beigegeben, wohnte er der Schlacht von Sedan bei und wirkte einen Monat lang namentlich in Floing, wo er u. a. mehrere Baracken für die zahlreichen Verwundeten bauen ließ und die Bekanntſchaft des engliſchen, an der anglo-amerikaniſchen Ambulanz in Sedan wirkenden Chirurgen William Mac Cormac machte, deſſen ‘Notizen und Bemerkungen eines Ambulanzchirurgen’ er 1871 in deutſcher Ueberſetzung herausgab. Da das XI. Corps inzwiſchen nach Verſailles gerückt war, folgte St. ihm dahin nach und wirkte daſelbſt in Gemeinſchaft mit dem Berliner bekannten Chirurgen Dr. Wilms an dem im Schloſſe errichteten Hoſpital, durch welches eine ſehr große Zahl von Verwundeten ging, bis zur Auflöſung deſſelben, anfangs März, zu welcher Zeit er wieder in Hannover eintraf. — Ungefähr ein Jahr ſpäter erfüllte er ein ſeinem neuen Freunde Mac Cormac ſchon in Sedan gegebenes Verſprechen, ihn in London zu beſuchen, indem er im Mai 1872 dahin abging und von jenem ſowie Dr. Little herzlich empfangen wurde. Mit Mac Cormac ſtattete er auch der Militär-mediciniſchen Schule in Netley bei Southampton einen Beſuch ab und hielt, feierlich daſelbſt empfangen, ſowol dort, als auch in dem prächtigen neuen St. Thomas-Hoſpital in London, zu deſſen Chirurgen Mac Cormac gehörte, längere Reden in Gegenwart der Zöglinge dieſer Anſtalten in engliſcher Sprache. Sehr befriedigt und erfriſcht von ſeinem Londoner Aufenthalt, kehrte St. in die Heimath zurück. Seine Muße in den folgenden Jahren benutzte er dazu, um eine Schrift „Erfahrungen über Local-Neuroſen“ (1873) und ſeine nachſtehend näher angeführten „Erinnerungen“ (1875) abzufaſſen, und wenige Monate, nachdem er ſein fünfzigjähriges Doctorjubiläum, unter Betheiligung der Vertreter der deutſchen Chirurgie, begangen hatte, am 15. Juni 1876, ſchied er aus dem Leben. Seine dankbaren Mitbürger errichteten ihm ſpäter auf einem freien Platze in der Stadt Hannover ein Standbild.

St. war von Perſon eine ſtattliche Erſcheinung, geiſtreich, aber zu Sarkasmen geneigt, wie ſie ſich auch zahlreich über Perſonen und Gegenſtände in ſeinen „Erinnerungen“ finden. Seiner hervorragenden Verdienſte um die ſubcutane Chirurgie und die Orthopädie, welche in die erſte Zeit ſeines ärztlichen Wirkens fallen, haben wir ſchon gedacht. Der übrige Theil ſeines Lebens war hauptſächlich dem Ausbau der Kriegsheilkunde, namentlich in conſervativer Richtung, gewidmet. Nicht zu unterſchätzen ſind auch die Verdienſte, die er durch ſeine gewichtige Perſönlichkeit ſich um die Stellung, welche das Militärſanitätsweſen in einem Heere einnehmen ſoll, erworben hat.

G. F. L. Stromeyer, Erinnerungen eines deutſchen Arztes. Hannover 1875. 2 Bde. — Deutſche Militärärztliche Zeitſchrift 1876. S. 442. — Deutſches Archiv für Geſchichte der Medicin. Bd. VII. 1884. S. 195.

E. Gurlt.

Stroß: Heinrich St., genannt Romanus, evangeliſcher Geiſtlicher, † in der erſten Hälfte des Jahres 1544. Sein eigentlicher Name ſcheint Stroß geweſen zu ſein, denn ſo wird er in officiellen Schreiben und Aufſchriften der

Briefe genannt; Romanus heißt er, wie es scheint, in vertraulicher Rede; der Grund des Beinamens wie die Herkunft des Mannes ist unbekannt. Er begegnet uns sofort als Hofprediger des Grafen Philipp III. von Nassau-Weilburg, welcher im J. 1523 die Regierung seines Landes antrat, und stand demselben bei Einführung der Reformation treu zur Seite. Zunächst mag er ihn mitbestimmt haben, im J. 1526 den ihm vielleicht befreundeten Erhard Schnepf nach Weilburg zu berufen; Briefe von diesem an St., welcher sich meist bei dem Grafen zu Neuweilnau aufhielt, beweisen ihr nahes Verhältniß. Nach Schnepf's Weggang (er wurde bekanntlich von dem Landgrafen Philipp von Hessen an die eben gegründete Universität zu Marburg berufen) blieb St. der einzige Rathgeber des Grafen in rein kirchlichen Fragen und mag im J. 1533 die erste nassauische Kirchenordnung (sie ist nicht erhalten) entworfen haben, zu deren Durchführung er zum ‘gemeinen Uffseher oder Visitator’ durch den ‘Gewaltsbrief für Heinrich Romanus’ (im Texte heißt er Henrich Stroß) vom 26. Juni 1536 ernannt wurde. Sowol dieser Gewaltbrief als die Protocolle über den Befund des Zustandes der Kirchen, soweit diese sich erhalten haben, sind abgedruckt bei Eichhoff. In der Folge tritt St. zurück; inwieweit er bei der Gründung der Lateinschule zu Weilburg 1540 mitgewirkt hat, wird nicht erwähnt. Er starb alt und arm; seine Wittwe heirathete den Rector der Lateinschule Charisius, welcher in einem noch erhaltenen Schreiben den Grafen um Unterstützung für den hinterlassenen Sohn des St. bittet. Sein Verdienst ist es, wenn unter den schwierigen und ungünstigen Verhältnissen jener Jahre die Reformation in dem Gebiete des Grafen Philipp festen Boden faßte; er kann mit Fug und Recht als einer der Begründer der Reformation in Nassau genannt werden. Sein Werk setzte mit Erfolg der jugendliche Kaspar Goltwurm fort.

N. G. Eichhoff, Die Kirchenreformation in Nassau-Weilburg. 1832. — A. Nebe, Geschichte der evangel. Kirche in Nassau. I. (Denkschrift des evangel. Seminars zu Herborn. 1863.) — K. Menzel, Geschichte von Nassau. II. 1884.

F. Otto.

Stroth: Friedrich Andreas St. gehört zu den bedeutendsten deutschen Schulmännern der Aufklärungszeit. Er wurde am 5. März 1750 zu Tribsees in dem damals unter schwedischer Herrschaft stehenden Theile Pommerns geboren und erhielt seine theologische und philologische Vorbildung auf den Universitäten Greifswald und Halle. Im J. 1773 wurde er von der Aebtissin von Quedlinburg an Stelle des durch seine Schriften berühmten Joh. Jak. Rambach (siehe A. D. B. XXVII, 201) als Rector an das Quedlinburger Gymnasium berufen und am 28. Januar 1774 in sein Amt eingeführt. Nach einer fünfjährigen Wirksamkeit folgte er dem Rufe des eifrigen Freundes und Beschützers der Wissenschaften Herzog Ernst II. (1772—1804) nach Gotha und übernahm dort am 1. September 1779 mit dem Titel Kirchenrath das Rectorat des Gymnasiums, das bereits durch seinen Amtsvorgänger Joh. Gottfr. Geißler (s. A. D. B. VIII, 528) aus tiefem Verfalle zu erfreulicher Blüthe gelangt war. Wie in Quedlinburg, so erwarb sich St. auch an seinem neuen Wohnorte in hohem Maaße Vertrauen und Anerkennung; aber der Tod setzte seiner segensreichen Thätigkeit ein frühes Ende. Ein Lungenübel, an dem er litt, wurde durch seine sitzende Lebensweise — statt sich in der freien Luft Bewegung zu machen, verbrachte St. seine Erholungsstunden meistens am Spieltisch — nur allzu sehr befördert. Um, wenn auch nicht völlige Heilung, so doch Linderung zu finden, trat er am 12. Juni 1785 eine Reise in seine Heimath an. Er kam aber nur bis zu dem Bade Lauchstädt und starb dort am 25. Juni, im 36. Jahre seines Alters.

St. besaß eine sehr umfassende und gründliche Gelehrsamkeit. „In mehreren

Wissenschaften," so heißt es in der Gothaischen Gel.=Ztg. vom 6. Juli 1785, „hat er es zu der Vollkommenheit gebracht, die Menschen möglich ist, und wir wüßten keine einzige, in der er Fremdling gewesen wäre". Seine zahlreichen Schriften, von denen sich ein Verzeichniß in Meusel's Lexikon der von 1750 bis 1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller XIII, 488—490, befindet, bewegen sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Philologie, Kirchengeschichte, Patristik und neutestamentlichen Exegese; einige behandeln pädagogische Zeitfragen. Als Theologe huldigte St. der Aufklärung, wie sie zur Zeit seiner Studien in Halle ganz besonders im Schwange war. Seine „Freimüthigen Untersuchungen, die Offenbarung Johannis betreffend", mit denen er als Einundzwanzigjähriger dem Professor C. F. Schmid in Leipzig entgegentrat, erschienen mit einer Vorrede des bekannten Rationalisten Joh. Sal. Semler. Von seiner Ausgabe der Kirchengeschichte des Eusebius Pamphili und der der Vita Constantini desselben wurden noch nach seinem Tode 1788 und 1796 neue Auflagen veranstaltet. In seinen philologischen Schriften hat St. weniger die Kritik als die Erklärung gefördert. Am bemerkenswerthesten sind darunter eine lateinische und eine griechische Chrestomathie, die zwei bezw. vier Mal aufgelegt worden sind, Anmerkungen zu Herodian, eine Auswahl aus Cicero's Briefen, eine Sammlung ausgewählter, auf Aegypten bezüglicher Stellen griechischer Schriftsteller unter dem Titel „Aegyptiaca", schließlich Ausgaben von Xenophon's Memorabilien des Sokrates, Theokrit's Idyllen und von Livius. Das letztgenannte Werk, das erst von Stroth's Amtsnachfolger Fr. Wilh. Döring (s. A. D. B. V, 289) zu Ende geführt wurde, galt seiner Zeit als die beste Handausgabe des römischen Historikers. St. ist auch Verfasser eines zweibändigen pädagogischen Romans: „Karl Weißenfeld, ein Lesebuch für Mütter, angehende Erzieher und junge Leute", in dem die unglücklichen Folgen einer fehlerhaften Erziehung und eines unmoralischen Verhaltens dargelegt werden.

Höher noch als Stroth's litterarische Thätigkeit ist die Wirksamkeit zu schätzen, die er als praktischer Schulmann entfaltet hat. Friedrich Jacobs, der vom 1. September 1779 bis Michaelis 1781 zu seinen Schülern gehörte, hat sich wiederholt auf das vortheilhafteste darüber ausgesprochen. Wo er in der Abschiedsrede, die er 1807 im Gymnasium zu Gotha vor seiner Abreise nach München gehalten hat, den Abgang des Rectors Geißler nach Schulpforta erwähnt, läßt er sich folgendermaßen vernehmen (Vermischte Schriften, Th. I [1823], S. 92 f.): „Als die Schule Geißler's Verlust als unersetzlich betrauerte, wachte Gothas guter Schutzgeist und setzte an die Stelle des Verlornen einen andern trefflichen Mann, der, wo es galt, an Festigkeit und Strenge, noch mehr aber an Milde und väterlichem Sinn seinem Vorgänger glich, an Genialität aber ihn übertraf. Die freundliche Güte, mit welcher St. mich behandelte, indem er mir häufigen Zutritt zu sich erlaubte, gewann mich gänzlich dem Stande des Schulmannes, den ich mit entschiedener Vorliebe, obgleich nicht ganz nach den Wünschen der Meinigen ergriff." Und mit derselben Wärme und Dankbarkeit äußert sich der vortreffliche Humanist über seinen Lehrer noch ein Menschenalter später, als derselbe schon mehr als ein halbes Jahrhundert im Grabe lag. „Seine Persönlichkeit", so sagt er in den Nachrichten aus seinem Leben (Verm. Schr., Bd. VII [1840], S. 16 f.), „in der sich Ernst und Milde mischte, gewann ihm bald die Liebe seiner Schüler und die Achtung seiner Collegen; so wie auch seine angenehmen gesellschaftlichen Talente ihm in einem größern Kreise Freunde verschafften. Aus seinen großen, geistreichen Augen sprach sein lebendiger Geist, aus seinen Bewegungen die feine Bildung seiner Sitten .... Aufmerksam auf jedes Talent, wußte er die Aeußerungen desselben durch einen freundlichen Blick

oder ein lobendes Wort zu belohnen, worauf bisweilen belehrende Gespräche oder der Auftrag einer angemessenen litterarischen Arbeit folgte. Die bessern Schüler der obersten Classe versammelte er wöchentlich einmal des Abends bei sich, wo keine andern als wissenschaftliche Unterhaltungen stattfanden, so wie auch an seinem Tische geschah, zu dem er bisweilen einige Schüler einlud." Auch der Litterarhistoriker Ludwig Wachler († 1838 als Professor zu Breslau) weiß es rühmend anzuerkennen, daß der „liebenswürdige" St. „unstreitig entscheidend auf seine Bildung eingewirkt habe." (Vgl. Strieder's Hess. Gel.-Gesch., Bd. XVI, S. 365.)

In seiner pädagogisch-didaktischen Anschauung blieb St. von der Bewegung, die von Basedow und dessen Philanthropin ausging, nicht unberührt; aber dieses hinderte ihn nicht, in den oberen Classen des Gymnasiums zu Gotha — die unteren wurden als eine eigentliche Bürgerschule betrachtet — besonders das Studium des Griechischen und Lateinischen zu fördern. Auf seinen Antrag wurde die Zahl der dafür bestimmten Stunden vermehrt. Basedow selbst gab er den Rath, im Dessauer Philanthropin das Griechische einzuführen. Hinsichtlich des Unterrichts legte er das Hauptgewicht nicht auf methodische Kunststückchen, sondern auf die Persönlichkeit des Lehrers. „Es ist eine bekannte und unleugbare Wahrheit", so berichtet er an das Oberconsistorium im J. 1783, „daß ein Schulmann nicht allein gute Kenntnisse und Gelehrsamkeit, sondern auch die Gabe eines guten, deutlichen und gründlichen Vortrags besitzen und drittens im Stande seyn müsse, sich die Liebe und Achtung seiner Schüler zu erwerben. Wenn nicht alle drei Eigenschaften mit einander verbunden sind und nur eine derselben fehlt, so werden die übrigen dadurch völlig unnütz und unbrauchbar, und die Schule, welche mit Lehrern geplagt ist, die, bei aller Kenntniß, sich nicht das nöthige Ansehen bei den Schülern erwerben können, leidet dadurch unglaublichen Schaden." Diese so einfache und unwiderlegliche, aber leider auch heute noch nicht mit der nöthigen Entschiedenheit maßgebend gewordene Wahrheit für Gotha schon vor länger als hundert Jahren zur Anwendung und Geltung gebracht zu haben, ist Stroth's großes und dauerndes Verdienst. Auf seinen Betrieb wurde die Verfügung getroffen, „daß solche, die sich noch nicht im Schulfache versucht hätten, nicht auf eine unwiderrufliche Art, sondern nur als Candidaten der Collaboratur auf einige Zeit, bis man sich von der Art ihrer Wirksamkeit überzeugt hätte, angestellt werden sollten". Zeigten solche „Seminaristen des Schulamts" sich unbrauchbar, so sollten sie nach einem oder höchstens zwei Jahren wieder entlassen werden. Ja, St. ging noch weiter. Er bewirkte, daß zwei untüchtige Lehrer, die er bei seinem Amtsantritte am Gothaer Gymnasium vorgefunden hatte, in Pfarrämter versetzt und für die auf diese Weise erledigten Stellen tüchtige junge Candidaten herangezogen wurden. Unter diesen befand sich auch der schon erwähnte Friedrich Jacobs, der später Jahrzehnte lang den Mittelpunkt des glänzenden Gelehrtenkreises, der sich in Gotha zusammenfand, gebildet hat. Als freilich Jacobs am 29. August 1785 in seine Stelle eingewiesen wurde, hatte der, auf dessen Betrieb er berufen worden, schon seit zwei Monaten seine Augen zum ewigen Schlafe geschlossen.

Verheirathet war St. seit dem 3. Juli 1774 mit Christiane Boysen, einer Tochter des wegen seiner umfassenden Kenntniß der orientalischen Sprachen bekannten Inspectors des Quedlinburger Gymnasiums, Consistorialrath Joh. Eberh. Boysen (s. A. D. B. III, 226 f.). Sie überlebte ihren Gatten und starb am 20. Januar 1799 zu Hamburg, wo der Mann ihrer Schwester, der oben erwähnte J. J. Rambach, seit 1780 als Hauptpastor zu St. Michaelis angestellt war. Außer einigen Gedichten in verschiedenen Zeitschriften ist von ihr 1781 erschienen: „Julie von Rheinstein, eine Geschichte aus dem Bayrischen Successionskriege."

Ein Bildniß Stroth's findet sich vor dem 62. Bande der Allg. Deutschen Bibliothek (1785).

Vgl. außer den bereits erwähnten Werken: Meusel, Lex. der von 1750 bis 1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller, Bd. XIII (Leipz. 1813), S. 487 bis 490. — Hirsching-Ernesti, Hist.-litter. Handbuch, Bd. XIII, Abth. 2 (Leipzig 1809), S. 93—97. — Allg. Deutsche Bibliothek, Bd. 64, S. 308. — Saxii Onomast. liter. P. VII, p. 246. — A. Düning, Gesch. des Gymnas. zu Quedlinburg (Quedlinburg 1890), S. 32 f. — Chr. Ferd. Schulze, Gesch. des Gymnas. zu Gotha (Gotha 1824), S. 282—286. — Zwei Briefe von Stroth an Basedow aus dem J. 1776 sind abgedruckt in den Jahrbb. f. Phil. u. Päd., 1893, II S. 497 f. und 486.

Friedrich Koldewey.

Strotha: Karl Adolf v. St., königlich preußischer Generallieutenant, 1786 in Schlesien geboren, ein Sohn des im J. 1806 bei der Belagerung von Breslau als Commandeur des Regiments v. Plötz gefallenen Oberst v. St., trat im Juni 1805 als Gefreiter-Corporal beim Infanterieregimente v. Treuenfels Nr. 29 in den Dienst, war darauf infolge der Ereignisse des Krieges gegen Frankreich bis zum Jahre 1811 inactiv, ward am 25. April 1811 als Secondlieutenant in der schlesischen Artilleriebrigade wiederangestellt, nahm als solcher an den Befreiungskriegen, in denen er das Eiserne Kreuz II. Classe erwarb, theil, ward am 22. Juni 1815 Premierlieutenant, am 23. Mai 1816 Capitän in der 3. (brandenburgischen) Artilleriebrigade und, nachdem er seit dem 30. December 1827 Artillerieofficier vom Platz in Magdeburg gewesen war, am 15. Februar 1830 Major in der Gardeartilleriebrigade zu Berlin, sowie demnächst in dieser Verwendung Mitglied der Artillerie-Prüfungscommission, am 30. März 1836 aber Brigadier der 3. Artilleriebrigade in Magdeburg, eine Stellung, welche er, inzwischen zum Oberst aufgestiegen, am 21. Januar 1847 mit der gleichen an der Spitze der 7. Artilleriebrigade zu Münster vertauschte. Am 2. März 1848, als man einen Krieg mit Frankreich erwartete, ward er zum Generalmajor und zum Commandanten der Festung Saarlouis ernannt. Von hier wurde er abberufen, als General Graf Brandenburg im Anfange des November jenes Jahres die Aufgabe übernahm, das schwankende Staatsschiff aus den Brandungen der Revolution in ein sicheres Fahrwasser zu führen. Durch Cabinetsordre vom 8. November 1848 ward er zum Kriegsminister ernannt. Man traute ihm diejenige Thatkraft und Entschlossenheit zu, deren der Inhaber des Postens in dieser schweren Zeit bedurfte, und hatte damit den rechten Mann getroffen. H. v. Sybel erzählt in „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." (München und Leipzig 1889, 1. Bd., S. 252), daß S. in der Frühe des nämlichen Morgens, an welchem die neuen Minister zum ersten Male in der Kammer erscheinen sollten, aus seiner Garnison in Berlin eingetroffen, nicht nach dem politischen Programme des Ministeriums gefragt, sondern sich nur erkundigt habe, ob er in Uniform oder in Civil kommen solle. Wenn diese Mittheilung auch nicht ganz mit einer genauen, augenscheinlich von gutunterrichteter Seite herrührenden Darstellung des Vorganges stimmt, welche in den „Militärischen Blättern" (G. v. Glasenapp, Berlin 1870, 23. Bd., S. 552) enthalten ist, so kennzeichnet sie doch den Mann. Energisch, streng, militärisch, imponirend — nennt ihn ein Neffe, welcher ihn persönlich gekannt hat, der Freiherr von Kessel-Zeutsch in den „Erinnerungen eines Gardeoffiziers" (Berlin 1892). Bis zum 27. Februar 1850 hat er an der Spitze des Kriegsministeriums gestanden. Da bat er um seine Entlassung. Ueber den Beweggrund schreibt Varnhagen v. Ense in seinen Tagebüchern (Zürich 1865, 7. Bd., S. 83): „Der König hatte ihm mehrere Beförderungen im Heere durch bloße Cabinetsschreiben aufgetragen, ohne Vortrag,

ohne Beweggründe. Der Minister, der sich darüber mit seinen Collegen berathen hatte, ließ die Schreiben unberücksichtigt liegen; endlich kam es zur Sprache und der Minister trat ab." Wenn auch der Hergang nicht so gewesen sein wird, wie Varnhagen ihn erzählt, und St. seinem Kriegsherrn gegenüber eine derartige Haltung schwerlich angenommen hat, so ist doch sein Rücktritt durch Vorkommnisse und Verhältnisse der bezeichneten Art mit herbeigeführt worden. Auch M. Duncker bestätigt dies in seiner ohne Nennung des Verfassers 1851 zu Berlin herausgegebenen Flugschrift „Vier Monate auswärtiger Politik", indem er über St. im allgemeinen und über seine Wirksamkeit als Minister insbesondere sagt: „Generallieutenant v. Strotha, ein intelligenter Officier und guter Administrator, hatte sein Amt niedergelegt, weil er, einst das entschlossenste Mitglied des Novemberministeriums, mit der Vollendung der Revision der Verfassung und der Vollziehung des Eides von seiten des Königs auf dieselbe — einem Ereigniß, zu welchem er selbst mit dem Grafen Brandenburg am meisten beigetragen hatte — die Aufgabe der Novemberverwaltung für vollendet hielt und es für deren Pflicht ansah, die Leitung des Staates anderen Händen zu überlassen. Gewisse über Personalfragen zwischen der Krone und dem Kriegsministerium eingetretene Differenzen waren für diesen Entschluß nur von untergeordneter Bedeutung gewesen." Sehr ungünstig lautet das Urtheil, welches Leopold v. Gerlach (Denkwürdigkeiten aus dem Leben ꝛc., Berlin 1891) über St. fällt. Er schreibt im März 1849: „St., der mir immer mehr als bornirt erscheint, hat sich mit S. M. über die Cadettenhäuser überworfen. Der König legt auf diese Sache einen zu großen Werth, sie ist verbrodelt und er sollte sie laufen lassen; aber außerdem ist Strotha eigenmächtig und unverschämt; er läßt ein königliches Diner absagen, weil er Befehle des Reichskriegsministers erwartet!!!" (a. a. O. I, 307) und im Juni d. J.: „Der König ist unzufrieden mit seinen Ministern, namentlich mit Strotha, der sich albern benimmt" (a. a. O. I, 330). Wrangel meint, St. sei ein braver Mann, der in der Kammer die Armee gut vertheidigt habe, sich aber falsch zum Könige stelle (a. a. O. I, 343). Bei dieser Stellungnahme hatte St. jedoch die übrigen Minister auf seiner Seite; sie waren der Ansicht, daß die ministerielle Verantwortlichkeit des Kriegsministers die nämliche sei wie ihre eigene und daß namentlich bei der damals in Rede stehenden Besetzung von Stellen die Gegenzeichnung der königlichen Ordres durch den Kriegsminister ebenso nöthig sei wie sie bei den übrigen Ministerien erfolgte (a. a. O. I, 336). Bald darauf warf der König St., unter Anerkennung der von ihm geleisteten Dienste, sein persönliches Verhalten gegen ihn selbst vor, worauf St. entschuldigend aber nicht reuig antwortete (a. a. O. I, 347). Uebrigens hat der König seine Verdienste durch Verleihung der Insignien von Krone und Scepter zur I. Classe des Rothen Adlerordens besonders anerkannt. Als St. abging sagte ihm der König, er möge sich eine Gnade ausbitten, er sei bereit sie ihm zu gewähren. St., der letzte seines Namens, bat, seinen Namen, der mit ihm ausgestorben wäre, auf seine nächsten Verwandten übertragen zu dürfen. So kommt es, daß der Name, obgleich St. keinen Sohn hinterließ, nicht erloschen ist. St. trat aus dem Ministerium zunächst als Generallieutenant zu den Officieren von der Armee über, ward am 26. September 1850 zum Inspecteur der 2. Artillerieinspection zu Berlin, bald darauf auch zum Präses der Artillerie-Prüfungscommission und der Prüfungscommission für Artillerie-Premierlieutenants ernannt, erhielt am 18. Februar 1854 den erbetenen Abschied und starb am 15. Februar 1870 zu Berlin. — Der Muße, welche das Leben im Ruhestande ihm vergönnte, entstammen zwei werthvolle Arbeiten über die Vergangenheit der Waffe, aus welcher er hervorgegangen ist: „Zur Geschichte der königlich preußischen 3. Artilleriebrigade bis zum Jahre 1829", und „Die königlich preußische reitende Artillerie vom

Jahre 1759—1816", beide Berlin 1868. Nach den obengenannten Erinnerungen eines Gardeofficiers liegen Beschreibungen von größeren Reisen, welche St. unternommen hat, im Archive des Gutes Raake, Kreis Oels, in Schlesien, woher seine Mutter, eine geborene Fräulein v. Kessel, stammte.

B. v. Kleist, Die Generale der königlich preußischen Armee von 1840 bis 1890. Hannover 1891 (enthält nur die Daten der Dienstlaufbahn).

B. Poten.

Strozzi: Peter St., Graf zu Schrattenthal, kaiserlicher Kämmerer und General-Feldmarschalllieutenant, geboren 1626, † 1664, war der Sohn Graf Giacomo Strozzi's, der unter Kaiser Ferdinand II. als General wichtige Dienste geleistet hatte und für diese mit reichen Güterschenkungen belohnt worden war. Nach beendeten Studien und der Ausbildung in den ritterlichen Uebungen war St. im J. 1645, als junger Cavalier, im Gefolge des kaiserlichen Principalgesandten Grafen Maximilian v. Trautmannsdorf in Münster und Osnabrück gewesen, von dort nach den Niederlanden gegangen und hatte einige Zeit in Brüssel geweilt. Im J. 1647 trat er bei der kaiserlichen in Böhmen gegen die Schweden im Felde stehenden Armee u. zw. bei dem FML. Wilhelm Vogt v. Hunoldstein'schen Regimente ein und erhielt bald darauf eine Compagnie.

Nach dem Frieden zu Münster (24./14. October 1648) that St. als Kämmerer Hofdienste bei dem König von Ungarn und Böhmen, Ferdinand (IV.). Nach dem frühen Tode dieses Fürsten, der am 31. März zum römischen König gewählt, schon am 9. Juli 1654, 21 Jahre alt, an den Blattern starb, trat St. in den Dienst des kaiserlichen Vaters zurück. Er errichtete im J. 1656 ein Regiment zu Fuß von 12 Compagnien, mit welchem er unter FM. Graf Enkevort's Commando nach Italien abging und bei Alessandria della Paglia im folgenden Jahre gefährlich verwundet ward. Wiederhergestellt diente er unter GLt. Graf Montecuccoli gegen die Schweden in Polen, und machte den Hülfszug für den König von Dänemark (1658) mit, nachdem er aus den Regimentern Hatzfeldt und Losenstein ein neues Regiment formirt hatte. Am 14. Januar 1660 (Datum des Creditivs) wurde er von Kaiser Leopold als Gesandter zu Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg abgesendet, „um mit Deroselben sich in Sachen, die in Preußen veranlaßten Friedens-Tractaten betreffend, in Unserem Namen zu vernehmen". Nach dem Frieden von Oliva (3. Mai 1660) kehrte St. zur Armee zurück und wurde am 8. Juni 1660 Generalfeldwachtmeister. Er führte dann drei Regimenter von der Armee u. zw. das seinige, das Montecuccoli'sche Cavallerieregiment und das Croatenregiment des Obersten Buschonitz nach Mähren in die Quartiere und hatte im November des 1660er Jahres sein Stabsquartier in Iglau. Zu Ende März des Jahres 1661 stand sein Regiment noch in Mähren, er selbst befand sich zu jener Zeit in Wien und betrieb eifrig die noch fehlende Ausrüstung und die Complettirung desselben, da er den Auftrag hatte dasselbe in Marschbereitschaft zu halten und vom Hofkriegsrathe an die Befehle des GLt. Graf Montecuccoli gewiesen worden war. Nebst dem Grafen Rothal ward er im März 1662 vom Hofe zum ungarischen Reichstag nach Preßburg gesendet und als der türkische Großvezier in Ungarn einrückte, erhielt GFW. Strozzi Befehl, die Truppen aus Siebenbürgen zurückzuführen. Er erkrankte im Feld gefährlich und meldet selbst dem GLt. Montecuccoli am 15. Juli 1663 aus Szerenz, daß er sich „noch immer sehr matt befinde und bis dato nicht recht erhohlen kann". Nachdem Neuhäusel von den Türken genommen, erhielt St. das Commando des Schlosses zu Preßburg, welches er soviel als möglich befestigen ließ. Im November 1663 (29.) zum Feldmarschalllieutenant und Capitän der Trabantengarde ernannt, erhielt St. gegen Ende des Jahres wieder eine diplomatische Sendung nach Paris. Von dort zurückgekehrt, belagerte

er unter Commando des Grafen Zrinyi, besonders auf Betreiben des Inneröſterreichiſchen Hofkriegsrathes, mit dem Grafen Wolfgang Julius v. Hohenlohe Kanizſa (April 1664), und ward am 20. Mai gelegentlich eines Ausfalles der Belagerten am Arm verwundet. Am 31. Mai konnte er erſt wieder aufſtehn und mußte ſich noch führen laſſen. Einem Berichte über den langſamen Fortgang der Belagerung und die Bedrohung durch ein türkiſches Entſatzheer fügt er hinzu: „Ich für meine wenige Perſon werde nicht laufen wo ein Anderer ſtehen wird und kann anderes nicht ſagen, die Welt iſt mein Zeuge was ich gethan habe, und alſo liegerhaft, krank nach der Möglichkeit thue, daß zu verwundern iſt, wie ich noch lebe, doch geſtehe ich, daß ich ganz consumirt bin, in Kopf, Gedächtniß, in Leib et tota constitutione.“

Die Belagerung von Kanizſa mußte Anfang Juni, als die Armee des Großvezirs zum Entſatze heranzog, aufgehoben werden (2. Juni). Am 14. Mai hatte der Großvezir die wiederhergeſtellte Brücke bei Eſſegg mit 40 000 Mann überſchritten und hierauf ein Lager bei Szigetvar (26. Mai) bezogen. Zrinyi, mit nur 20 000 Mann unter ſeinen Fahnen, ging auf das rechte Ufer der Mur unterhalb Zrinyvár zurück. Der Großvezir Achmed Köprili marſchirte auf dem linken Ufer der Drau gegen Zrinyvár und nahm auf den Hügeln Stellung, von welchen dieſe Feſtung eingeſehen und beherrſcht werden konnte. Er entſendete ein Detachement, welches die Mur überſchritt, ſich einer Inſel in dieſem Fluſſe bemächtigte und dort feſtſetzte. St. entriß jedoch am 6. Juni den Türken nach heftigem und erbittertem Kampfe die Inſel wieder. Leider traf den tapfern Krieger, als der Sieg ſchon errungen war, ein türkiſches Geſchoß und dieſer letzte glorreiche Erfolg bezeichnete auch das Ende ſeiner Laufbahn. Der Monarch verlor in ihm einen treuen, tapferen und verſtändnißreichen Officier, der nach den wenigen von ihm aufbewahrten Berichten ein außerordentlich fähiger und kenntnißreicher Mann geweſen ſein muß. Die Soldaten betrauerten einen geliebten und geſchätzten Führer, der aus eigenen Mitteln viel that, das oft harte Loos ſeiner Untergebenen zu mildern. Strozzi’s Leichnam wurde nach Wien gebracht und in der Hof-Pfarrkirche St. Auguſtin beigeſetzt. Seine Wittwe Maria Katharina, eine Tochter des kaiſerlichen Geheimen Rathes und Oberſthofmeiſters Franz Chriſtoph Graf v. Khevenhüller überlebte ihren Gemahl lange Jahre. Sie ſtarb erſt im J. 1714, 81jährig, zu Wien. Eine bedeutende, noch beſtehende Stiftung hat St. in ſeinem am 3. Auguſt 1658 verfaßten Teſtamente für die kaiſerliche Armee zum Unterhalte der in Kriegsdienſten des Erzhauſes Oeſterreich invalid gewordenen Officiere und Soldaten gewidmet. Nicht ſeine Verdienſte im Felde und Cabinete allein, auch ſein edler Sinn, mit dem er bedeutende Summen in den Dienſt vorſorgender Wohlthätigkeit ſtellte, ſichern Strozzi’s Namen in der öſterreichiſch-ungariſchen Heeresgeſchichte ein bleibendes pietätvolles Angedenken.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Gauhen, Des Heil. Röm. Reichs Genealogiſch-Hiſtoriſches Adels-Lexikon II. Leipzig 1747. — Verordnungsblatt für das k. k. Heer 1882. 12. Stück (Stiftbrief). C. v. Duncker.

Strubberg: Friedrich Auguſt (oder Armand) St., Schriftſteller unter dem Pſeudonym Armand, wurde am 18. Mai 1808 als der Sohn eines reichen Großfabrikanten zu Kaſſel geboren. Obwohl der Vater, ſeit Jahren mit Glück in der Tabakinduſtrie thätig, in ſeinen kaufmänniſchen Plänen durch Napoleon’s Continentalſperre vielfach lahm gelegt und in der Führung des Geſchäfts überhaupt beeinträchtigt ward, gewährte er St. die vorzüglichſte Erziehung. Raſtloſes Schaffen, Ehren- und Gewiſſenhaftigkeit wurden außerdem ein wichtiges Erbtheil des Elternhauſes. Zum Kaufmann beſtimmt, trat St. 1822, friſch und hoffnungsfreudig einer roſigen Zukunft entgegenſehend, als

Volontär in ein großes Handelshaus zu Bremen ein, dessen Geschäfte sich hauptsächlich auf Nordamerika bezogen. Da es St. glückte, sich binnen kurzem gerade in die seinen lebhaften Geist anregenden transatlantischen Angelegenheiten einzuarbeiten, so erhielt er bald einen Vertrauensposten im Contor seines Hauses. Von hoher schlanker Gestalt, blühendem Aussehen, feinen ausdrucksvollen Zügen, dabei von einnehmendem Auftreten in einer liebenswürdigen Art, so verstand St. es wohl damals wie hinsichtlich seines Wesens noch lange danach durch seinen Umgang zu fesseln und trotz eines gewissen ungeschminkten Selbstbewußtseins und seiner Jugend in der Gesellschaft eine gewisse Rolle zu spielen. Damit mag es zusammenhängen, daß er, etwa 1826, mit einem Mädchen aus hochachtbarer Familie zärtliche Beziehungen anknüpfte. Die Eifersucht eines Vetters seiner Geliebten, der auf deren Hand speculirte, provocirte einen öffentlichen Zusammenstoß mit St., und die Folge davon war ein Duell, in dem St. den neuen Tybalt lebensgefährlich verwundete. Rasch entschlossen schiffte er sich nach Amerika ein, wohin sein Dichten und Trachten schon seit geraumer Weile stand. Im Norden der Vereinigten Staaten lebte er nun drei Jahre, führte im Auftrage großer Handelshäuser weite Reisen aus und bereicherte so seine Lebens- und Sachkenntniß aufs mannigfaltigste. Aus diesen wohlbefriedigenden Verhältnissen riefen ihn im Spätherbst 1829 Familienangelegenheiten heim. Für den umfänglichen Absatz des väterlichen Exportbetriebs hatten nämlich die arg erschwerenden Zollschranken Beschränkung auf den Binnenverkauf im Kurfürstenthum Hessen erzwungen, und so nahte immer drohender der Zusammenbruch trotz der durch den Deutschen Zollverein geschaffenen Erleichterungen, weil die Bedrängniß der Napoleonischen Obherrschaft die Mittel des alten St. zu sehr mitgenommen hatte. So lange es zweckdienlich erschien, griff St. dem Vater unter die Arme; dann aber zog er, gegen Ende der dreißiger Jahre, zum andern Male über den Ocean, in dem gepriesenen Eden der Europamüden sein Glück zu gründen. In New-York, Baltimore, Richmond, sowie auch zu Havana vertrat er als Commissionär überseeische Handlungen der Alten Welt und erlangte bald durch Umsicht und gewinnendes Wesen eine angesehene kaufmännische und sociale Stellung. Infolge seines Verlöbnisses mit einer jungen Amerikanerin gerieth er wiederum mit einem vetterlichen Nebenbuhler aneinander, der St. forderte, aber in dem Zweikampfe fiel. Als Mr. Schubbert flüchtete St. zu Schiff nach den Südstaaten, um dort als Zwischenhändler nach den Indianerterritorien von neuem anzufangen. Der Dampfer sank vor Louisville an der virginischen Küste, Strubberg's Habseligkeiten wurden zwar mitgerettet, aber ihr Zustand nöthigte St. doch zu längerem Aufenthalte in der Stadt. Ein Deutscher, Professor der dortigen Medicinschule, bewog ihn zum Studium seines Fachs, dem er sich auch sofort so eifrig unterzog, daß er nach zwei Jahren, als Dr. Schubbert promovirt, sich nach dem herrlichen West-Texas begab und da am Leone niederließ.

In einem Blockhause, das dreiseitig mit 14 Fuß hohen Pallisaden umzäunt war, brachte er hier einige kummerfreie Jahre zu, der Vielumgetriebene mit drei Landsleuten zusammen, drei scharfe Tagesritte von der nächsten menschlichen Behausung entfernt, stets in Fehde mit den waffengeübten Rothhäuten, die man sich bloß mit guten Gewehren vom Halse halten konnte. Strubberg's spätere schriftstellerische Erstlinge widmen sich fast ausschließlich der Schilderung des Wanderer- und Einsiedlerdaseins, das er etwa ein Jahrzehnt hindurch geführt hat. Bringt uns sein litterarisches Debut „Bis in die Wildniß" (4 Bände, Breslau 1858; 2. Auflage 1863), so lernen wir unmittelbar darauf „Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianergebieten" (Stuttgart 1858; 2. Auflage 1876) kennen, die St. der fern von ihm als Erzieherin gedrückte und unfreie Tage verlebenden heiß-

geliebten einzigen Schwester zur Aufklärung über seine Umgebung und deren großartige Reize mit getreuer Anschaulichkeit und ungemeiner Frische erzählte. „Alte und neue Heimath“ (1859) und „An der Indianergrenze“ (4 Bände, 1859) zeigen dann seinen Blick durch die folgenden interessanten Erfahrungen stark vertieft, letzteres in rein ethnographischer Hinsicht wohl das gehalt- und lehrreichste unter Strubberg's Werken. Als nämlich, gelockt durch die nach den Neuenglandstaaten gelieferten Nachrichten der Strubberg'schen Colonie, mehr und mehr „Grenzer“ und ähnliches gieriges Volk, das die nie betretenen Wälder urbar machen und die noch jungfräuliche Schöpfung ausschlachten wollte, nebst südstaatlichen Plantagen-Sclavenfürsten einrückten und so die Civilisation auch diese paradiesischen Tristen beleckte, ward es St. in seinem Reiche zu eng und zu ungemüthlich. Da bot sich gerade eine willkommene Gelegenheit zu anderweitiger nützlicher Bethätigung dar. Der „Deutsche Fürsten- (oder sogenannte Mainzer-) Verein in Texas“ kam mit dem Ankaufe weiter Strecken und deren Besiedlung durch deutsche Einwanderer nicht recht vorwärts, hauptsächlich wegen des Mangels einer fachmännischen und landeskundigen Verwaltung. Für Unterkunft, Speise und Vorsichtsmaßregeln infolge des Klimawechsels sorgte niemand; die auf sich angewiesenen Ankömmlinge fielen der Pest und anderen Epidemien nach Tausenden zum Opfer. Da folgte St. dem Rufe, als Colonialdirector und ärztlicher Sachverständiger an die Spitze des Unternehmens zu treten. Er beseitigte rasch durch entschlossenes Eingreifen die Krankheiten völlig und legte die bald aufblühenden deutschen Städte Neubraunfels und ein Jahr darauf 170 km nordwärts im Indianergebiete am Perdinales Friedrichsburg an. Mehr als zwanzig Jahre danach hat St. in lebendigem Colorit „Friedrichsburg, die Colonie des deutschen Fürstenvereins in Texas“ (Leipzig 1867) der deutschen Lesewelt vorgestellt.

1846 entführte ihn beim Ausbruche der Feindseligkeiten zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko der Wunsch, letzteres Land bequem kennen zu lernen, seinem Friedenshandwerke. Unter General Scott machte er den ganzen Krieg mit, den er in „Scenen aus den Kämpfen der Mexikaner und Nordamerikaner“ (1859) als sein beobachtender Augenzeuge geschildert hat und dem auch das Buch „In Mexiko“ (4 Bände, 1865) entsprang, und schiffte sich bei der Landung in New-Orleans, Frühjahr 1848, sofort nach dem ärztearmen Arkansas ein, wo Cholera, Pocken und Sumpffieber grassirten. In Camden am oberen Washitaflusse verrichtete er Wunder der Heilkunst und gab dann dem Antriebe, sich daselbst seßhaft zu machen, nach. Ein neues anmuthiges Heim bezog er, practicirte und war daran, eine reiche Sclavenbesitzerin zu heirathen, als ihn auf einer Jagd nach Bären, die dort arg unter Pferden und Rindern wüsteten, ein giftiges Insect ins rechte Auge stach. Als er über ein Jahr lang dem Verluste des verletzten Gliedes entgegengearbeitet hatte, beschloß er 1854 eine einjährige Europareise, um zu retten, was noch zu retten war. Zwei Jahre lang consultirte er die namhaftesten Specialisten in Paris, Berlin, Göttingen, Heidelberg, Wiesbaden und Marburg ohne nachhaltigen Erfolg, bis er an Hofrath de Loew in Gräfrath bei Elberfeld den „liebenswürdigsten und tüchtigsten aller Augenärzte“ fand, der ihn nach wenigen Wochen, wenn auch mit verringerter Sehkraft, als geheilt entließ.

Inzwischen begann in Strubberg's Adoptivvaterlande der Bürgerkrieg, der in den Südstaaten, wo sein Heimwesen stand, alle Verhältnisse umstürzte, indem die Sclaverei, auch für Arkansas der Nerv alles Wohlstandes, aufgehoben ward. Was St. besaß, flog in alle Winde; seine Braut starb. Der Roman „Sclaverei in Amerika oder Schwarzes Blut“ (3 Bände, Hannover 1862), noch vor der endgültigen Entscheidung zwischen Union und Conföderirten geschrieben, beweist

Strubberg's humane Gesinnung in diesem Punkte, die trotzdem den richtigen Blick für das, was den seltsamen südstaatlichen socialen Zuständen Rechnung trägt, nicht verleugnet. Wie hätte auch ein Mann, der auf Pflanzungen, wo 500 Neger arbeiteten, die einst gezählten Halbgesunden zum Trinkwasser holen herauslesen mußte, gegen diese unglücklichen Geschöpfe nicht von dem gleichen brüderlichen Gefühle beseelt gewesen sein müssen wie gegen seine geistig ebenbürtigen Mitmenschen! Dieses Werk strömt übrigens am meisten wirklich dichterischen Hauch aus. St. blieb nun vorläufig in der Vaterstadt Kassel bei der theuren Schwester und begann, durch die unfreiwillige Muße veranlaßt, Bemerkenswerthes und Hervorstechendes aus dem Schatze seiner Erinnerungen aufzuzeichnen, anfänglich ohne weitergehende litterarische Zwecke. Unter Freunden gespendeter Beifall vermochte ihn, in der Kölnischen Zeitung (wo dann etliche seiner Romane ans Licht traten) eine Probe dem öffentlichen Urtheile zu unterbreiten. Die Versuche, deren Namen oben angeführt wurden, gelangen glänzend, weit über alle Erwartung, und so legte sich nun St. mit der ihm eigenen eifervollen Hingabe auf die schriftstellerische Ausmünzung seiner interessanten Kreuz- und Querfahrten. Schier unversiegbar strömte der Quell seines Gedächtnisses, wozu sich eine immer wachsende Fabulirkunst gesellte; bis Ende 1868 waren an 50 Bände Romane und Jugendschriften gedruckt. Es gehören hierher die Romane „Ralph Norwood“ (5 Bände, Hannover 1860), „Der Sprung vom Niagarafalle“ (4 Bände, 1864), „Saat und Ernte“ (5 Bände, 1866), „Der Krösus von Philadelphia“ (4 Bände, 1870), „Die Fürstentochter“ (2 Bände, 1872), „Die alte spanische Urkunde“ (2 Bände, 1872), „Zwei Lebenswege“ (1875), die als „Erzählung“ bezeichneten „Der Methodisten-Geistliche“ (1873) und „Die geraubten Kinder“ (1875), endlich die mehr memoirenartig gehaltenen „In Süd-Carolina und auf dem Schlachtfelde von Langensalza“ (4 Bände, 1868) und „Aus Armand's Frontierleben“ (3 Bände, 1868). Die beiden letztgenannten bekunden besonders deutlich den Umstand, daß eigentlich sämmtliche einschlägigen Erzeugnisse Strubberg's einer Zwittergattung zwischen dem echten Roman und der völkerkundlichen Studie beizählen, die vor und außer ihm nur Charles Sealsfield (d. i. Karl Anton Postel, s. d.), ein Litterat sehr ähnlichen Entwicklungsganges und nahe verwandten Stoffgebietes, mit Erfolg gepflegt hat. Auch technisch halten sie in der Regel zwischen Erzählung und Schilderung die Mitte. Von Strubberg's verschiedenen Jugendschriften, die das aufrichtige Bestreben zeigen, den pädagogisch wie ästhetisch verwerflichen sogenannten Indianer-, Räubergeschichten und anderen Ausgeburten colportirter Schauerromantik, den Boden abzugraben ist die beste Nummer „Karl Scharnhorst“ (Hannover 1863; 3. Auflage, ebenda 1887). Am Ende seines bewegten Lebens blieb es ihm dann noch versagt, Lorbeeren als Dramatiker zu pflücken: „Der Freigeist“ (Kassel 1883) und „Die Quadrone“ (ebenda 1885), zwei Schauspiele, besaßen ebensowenig bühnenmäßigen Zuschnitt als die ungedruckte Tragödie „Gustav Adolf“. Nur ganz zuletzt zeichnete St. als Litterat mit seinem Familiennamen. Bis dahin war alles unter dem Pseudonym Armand erschienen.

Nach 1860 kehrte St. von Hannover, wo er einige Jahre gelebt hatte, zur Schwester nach Kassel zurück. Da besuchte eines Tages den Unvorbereiteten seine Bremer Jugendgeliebte, die, unvermählt, ihm die alte Neigung entgegenbrachte. Diese führte die beiden Sechziger zur Ehe und einer späten, aber kurzgespannten Seligkeit. Als S. einmal vor seiner Wohnung in der Königsstraße ankam, hörte er aus einem Auflaufe, eine Frau sitze, vom Wahnsinn befallen, halb nackt auf der Treppe. Es war sein Weib, das ihn gar nicht erkannte und bald in einer Anstalt an Tobsucht zu Grunde ging. Da erst erfuhr St., daß sie ihm ihren langen Aufenthalt im Irrenhause vor der Trauung verheimlicht hatte.

Mit diesem schweren Schicksalsschlage, der ihm unendlich tief in die Seele griff, paarte sich eine andere bittere Enttäuschung, die hier in Strubberg's eigener Darstellung vorgetragen sei. „Meine schriftstellerische Thätigkeit wurde durch eine neue Aufgabe unterbrochen, welche seitens der Agnaten eines depossedirten Hauses an mich gestellt wurde. Ich hatte den Prinzen W. kennen gelernt, der mich flehentlich bat, ihm beizustehen, seine Rechte an dem Fideicommiß-Vermögen des —schen Hauses gegen den preußischen Fiscus zu vertheidigen, da Preußen zugleich mit dem Lande auch dieses Privatvermögen an sich genommen hatte. Ich erklärte dem Prinzen, daß ich ja nicht Jurist sei und mir daher die nöthigen Kenntnisse fehlten, um eine solche Aufgabe mit Erfolg durchführen zu können; dennoch beharrte er bei seinem Ansuchen und ich versprach ihm, für ihn zu thun, was in meinen Kräften stehe. Ich begann die Angelegenheit und die dahin einschlagenden Rechte und Gesetze zu studiren, und lieferte dem Anwalte des Prinzen die Entwürfe zu den Eingaben bei den Behörden und den Gerichten. Da starb der depossedirte Fürst und Preußen legte dem Abgeordnetenhause einen Gesetzentwurf zur Genehmigung vor, wonach mit dem Tode des Fürsten das Familien-Fideicommiß-Vermögen des —schen Hauses in das preußische Staatseigenthum übergegangen sei. Man schrieb mir von Berlin, daß die Gesetzvorlage, wenn ich nicht etwas Besonderes dagegen thue, ohne Zweifel durchgehen und dann alle Rechte der Agnaten an dem Vermögen durch das Gesetz beseitigt werden würden. Ich ließ schnell einen Protest gegen die Vorlage drucken und im Abgeordnetenhause vertheilen, und dasselbe erklärte darauf, daß das Haus keine Behörde sei, welche solche Rechtsfragen zu entscheiden habe; das sei Aufgabe der ordentlichen Gerichte. Ueber diesen Protest wurde ich wegen Beleidigung des Fiscus in zwei Instanzen vor Gericht gestellt, doch beide Mal kostenlos freigesprochen. Die Rechte der Agnaten standen wieder hoch; mit rastloser Thätigkeit schlug ich alle erneuerten Angriffe des Fiscus darauf ab; ich vernichtete alle die unzähligen Angriffe in der Presse dagegen, lieferte die Entwürfe zu sämmtlichen Proceßschriften und hatte die Revisionsschrift an das Reichsgericht bereit, als die Regierung Vergleichsunterhandlungen einleitete, welche bald zu einem endgültigen Vergleichsabschlusse zwischen ihr und den Agnaten führten und wodurch einem jeden derselben 25 000 Thaler Jahresrente und ein Schloß zugestanden wurde. Dem Prinzen W. war die Rente auf sieben Jahre im voraus ausgezahlt worden und er hatte das Schloß R. im Werthe von 300 000 Thalern in Besitz genommen. Von allem diesem würde er ohne meine rastlose Thätigkeit für ihn niemals von Rechtswegen einen Pfennig erhalten haben; allein als ich ihn um Erfüllung des Entschädigungsvertrages zwischen ihm und mir ersuchte, weigerte er sich, mir für meine Thätigkeit für ihn etwas zu vergüten, und berief sich, als ich gegen ihn klagte, darauf, daß ich sein Advocat gewesen sei und als solcher kein Recht gehabt habe, noch einen Extravertrag über eine Vergütung für meine Arbeiten mit ihm zu machen, und daß mir nichts weiter als die Advocatengebühren zukämen.

Ich hatte zwölf Jahre Tag und Nacht für ihn gearbeitet, hatte meine schriftstellerische Thätigkeit dabei aufgeben müssen, welche mir etwa 3000 Thaler jährlich einbrachte, und hatte nur während der letzten vier Jahre monatlich 100 Thaler von ihm bezogen, weil ich etwa 3000 Thaler erspartes Geld auch ausgegeben hatte und nicht mehr aus eigenen Mitteln existiren konnte. Ich mußte den Prinzen verklagen und er wurde vom Gericht verurtheilt, den Vertrag mit mir zu erfüllen. Diese Behandlung war eine der unerhörtesten Erfahrungen meines 75jährigen Lebens, zumal da ich dem Prinzen nicht allein zu seinem jetzigen Vermögen verholfen, sondern ihm auch in andern wichtigen Lebensfragen mit gleicher Treue und Anhänglichkeit beigestanden hatte. Ich hatte ihn von

einer ihm unfehlbaren Untergang drohenden Krankheit befreit, gegen welche er in Deutschland und im Ausland vergebens Hülfe gesucht, hatte seinen Scheidungsproceß gegen seine erste Gemahlin geführt, hatte in seinem und seines spätern Schwiegervaters Auftrag eine Klage wegen vermutheter Vergiftung seiner Mutter bei der Staatsanwaltschaft eingeleitet, war im Interesse seiner Söhne aus erster Ehe thätig gewesen, hatte fortwährend seine Dienerschaft ergänzt, kurz, ich hatte alle seine häuslichen und geschäftlichen Angelegenheiten besorgt und war in seinem Interesse fast immer unterwegs gewesen, und nun hatte er mich in meinen alten Tagen zum Bettler machen wollen! Die Entrüstung über die mir angethane schmähliche Behandlung für alle meine treuen Dienste und Aufopferungen während so vieler Jahre warf mich auf das Krankenlager, von dem ich mich in meinen hohen Jahren nur langsam erholen konnte und wobei ich meine sonst so unverwüstliche Arbeitskraft fast eingebüßt habe, und so werde ich den noch sehr großen Schatz meiner Lebenserinnerungen wohl unbenutzt mit mir ins Jenseits hinübernehmen müssen."

Nach all den traurigen Erfahrungen, die St. gesammelt hatte, ist ein Sinken seiner Lebensfreude, ein Erlahmen seiner anscheinend allen Anstürmen trotzenden Kraft nicht zu verwundern. In seinen dramatischen Spätlingen gelangt seine greisenhafte Stimmung stellenweise greifbar zum Durchbruch. Als auch seine Schwester, an der er über alles hing, todt war, übersiedelte er von Kassel, wo ihn nun nur schmerzliche Zeugnisse einer lieben Vergangenheit umgaben, nach dem ruhigen hessischen Landstädtchen Gelnhausen. Hier verbrachte er den Rest seiner Tage — er starb am 3. April 1889 — in Mäßigkeit und Einfachheit, wie er gewohnt war, in Beschaulichkeit und Zurückgezogenheit. Zunehmende Altersschwäche verhinderte den einst so überaus rüstigen Mann seinen Lieblingsplan einer genau durchgesehenen und nach den richtigen Gesichtspunkten verkürzten Gesammtausgabe seiner epischen Arbeiten zu verwirklichen. Aber auch ohne diese gewinnen wir aus kritischer Betrachtung seiner Leistungen den Eindruck eines weltklugen, grundgescheuten Mannes von gemäßigt modernen Anschauungen, eines anziehenden Erzählers und gewandten Stilisten, einer starken in sich gefestigten Persönlichkeit.

Weil er eben unter dem Decknamen Armand schrieb, wußte man lange genug fast nichts von ihm und seinem denkwürdigen Geschick — zumal er jede Auskunft beharrlich verweigert zu haben scheint — und so ist er auch in den meisten Handbüchern der Litteraturgeschichte nicht einmal genannt, neuerdings wohl nur in der Geschichte der deutschen Litteratur von Otto v. Leixner (2. Aufl., 1893, S. 1021 f.), übrigens ganz kurz. Nähere Mittheilungen brachte der etwas redselige Nekrolog von Otfrid Mylius (d. i. Karl Müller in Stuttgart), der persönliche Berührung mit St. gehabt zu haben scheint, in der Kölnischen Zeitung vom 18. August 1889, 2. Blatt. Dieser ausführliche Nachruf ist deshalb sehr verdienstlich, weil er vielerlei bisher ganz unbekannte Einzelheiten mittheilt, und für sie haben wir uns auch dankbar an diese einzige Quelle gehalten. Auch die Conversations- und die litterarisch-biographischen Fachlexika bieten nichts oder wenig Detaillirtes über Strubberg's interessante Gestalt. In das Brockhaus'sche Conv.-Lex. hat ihn erst der Unterzeichnete für die jetzt erscheinende 14. Auflage hineingebracht, während „Brockhaus' Kleines Conversationslexikon" in der (neuesten) 4. Ausgabe von 1888 schon eine Notiz enthält, Meyer's Conv.-Lexikon aber einen längeren Artikel. Ludwig Fränkel.

Strube: David Georg St., Jurist und Publicist, geboren am 29. Nov. 1694 zu Celle, † am 24. Juli 1776 zu Hannover. St. stammte von beiden Eltern her aus hannoverschen Beamtenfamilien; sein Vater, Heinrich Anton St. († 1715), war einer der ersten Räthe des Celler Oberappellationsgerichts, seine

Mutter die Tochter des herzoglich cellischen Kammermeisters Knop. Er erhielt seine Erziehung durch Hauslehrer, unter denen Joh. Friedr. Gruner, nachmals Consistorialpräsident in Coburg und bekannt durch seine Opuscula ad illustrandam historiam Germaniae (1760), genannt zu werden verdient. 1713 bezog er die Universität Halle und wurde der Hausgenosse Joh. Sam. Stryk's. Anfangs sich zu Gundling haltend, hat er sich nachher mehr an Thomasius und J. H. Böhmer angeschlossen, selbständig über den Werth der Lehrer urtheilend, anstatt dem beweglichen Applaus der akademischen Menge zu folgen. Nach Halle besuchte er noch Leiden, wo Gerh. Noodt, Schulting, Burmann, Bernard seine Lehrer waren. Das Quellenstudium, dem er sein Leben lang zugethan blieb, hat er bei den Holländern gelernt, das des Deutschen wie des Römischen Rechts. 1718 disputirte er unter Noodt's Vorsitze de origine nobilitatis germanicae et praecipuis quibusdam ejus juribus, einen Gegenstand, der ihn noch oft beschäftigen sollte. Die akademische Reise, mit der er sein Studium abschloß, führte ihn durch die Niederlande, nach England, Frankreich und durch einen großen Theil von Deutschland. Nach seiner Heimkehr bei dem Oberappellationsgerichte als Advocat immatriculirt, wurde er 1720 von der Ritterschaft und den Städten des Hochstifts Hildesheim zum Landsyndikus erwählt, zugleich Beisitzer des Hofgerichts und Mitglied des evangelischen Consistoriums. Die zwanzig Jahre seiner Hildesheimer Thätigkeit sind durch eine Reihe bedeutender Arbeiten forensischer und litterarischer Art bezeichnet. Das Recht der Bauergüter behandelte er sofort in der „Commentatio de jure villicorum vulgo vom Meierrechte" (Cellis 1720; 4°), die nachher noch zweimal, um historische Anhänge, Observationes juris et historiae Germaniae u. a. vermehrt, abgedruckt ist. In einem beim Reichskammergericht anhängigen Privatprocesse bezeugten 1726 Ritterschaft und Städte das erbliche Recht der Hildesheimschen Meier, während das Domcapitel und die sieben Stifter das Gegentheil 1730 attestirten. Zur Rechtfertigung des Zeugnisses der weltlichen Stände veröffentlichte St. 1730 den „Gründlichen Bericht von dem Abmeierungsrechte vornehmlich im Stift Hildesheim" und erwies, daß kein Gutsherr befugt sei, seine Meier und deren Erben nach Willkür und Gefallen ohne erhebliche Ursachen der Meierstatt zu entsetzen. Durch den Amtmann Mühlenpfort ließen zwar die geistlichen Stände Strube's Rechtsausführungen bekämpfen, erfuhren aber durch „das befestigte Erbrecht der Stift-Hildesheimschen Meyer" (1752) von Strube's Sohn, Julius Melchior, eine entschiedene Widerlegung. Die ganze Polemik hatte den günstigen Erfolg, daß, als nach dem siebenjährigen Kriege für viele, wüst gewordene Höfe nur durch Zusicherung eines festen, erblichen Rechts neue Bebauer zu gewinnen waren, eine Verordnung des Fürstbischofs von 1781 das erbliche Recht der Meier anerkannte, ebenso wie auch in die Calenbergische Meierordnung von 1772, die der jüngere St. nach den Grundsätzen seines Vaters redigirt hat, eine alle Zweifel beseitigende Anerkennung des Erbrechts der Meier Aufnahme fand. Andere Arbeiten der Hildesheimer Zeit betreffen das Recht des evangelischen Consistoriums, auch ohne Zustimmung des Landesherrn Feier- und Festtage auszuschreiben, das Jagdrecht, dessen für das gemeine Recht zu vermuthende Regalität von Cramer, damals Professor in Marburg, nachher Assessor beim Reichskammergericht, behauptet war und von St. in den „Vindiciae juris venandi nobilitatis germanicae" (1739) widerlegt wurde. Die wichtigste unter den das öffentliche Recht angehenden Arbeiten ist der „Gründliche Unterricht von Regierungs- und Justizsachen" (1773, wiederabgedruckt in Rechtl. Bed. V Anhang, in Spangenberg's Ausg. III, 219 ff.). Veranlaßt war die Untersuchung durch das Nebeneinanderbestehen von Kanzlei und Hofgericht mit concurrirender Gerichtsbarkeit, nur daß das Hofgericht von Regierungs- und peinlichen Sachen ausgeschlossen war. Das Resultat Strube's,

Regierungssachen seien solche, die keine gerichtliche Untersuchung und richterlichen Spruch erforderten, mußte schon um seiner negativen Fassung willen unbefriedigt lassen, und nach Stüve's Urtheil hat er die einfachen Grundsätze des Landesrechts vielfältig verwirrt. So reich die Hildesheimer Zeit an litterarischer Anregung war, so scheinen die Verhältnisse des kleinen Staatswesens mit seinen feindlichen Gegensätzen doch viel Unerquickliches herbeigeführt und St. persönliche Anfeindung von seiten derer zugezogen zu haben, gegen die er amtlich und wissenschaftlich auftreten mußte. Es war ihm deshalb willkommen, als ihm um 1740 G. A. v. Münchhausen, mit dem er schon seit beinahe zwanzig Jahren bekannt war (s. A. D. B. XXII, 730), einen Platz im hannoverschen Staatsdienst antrug. Als advocatus patriae, mit dem Titel eines Geheimen Justizraths, hatte er außer der processualischen Vertretung der königlichen Gerechtsame dem Ministerium als Beirath in allen Rechtsfragen mit seinem schriftlichen Gutachten zur Seite zu stehen. Bis 1758 blieb er in dieser einflußreichen Stellung. Als in diesem Jahre der Kanzleidirector v. Bernstorff starb, wurde St. dessen Nachfolger und blieb an der Spitze der Justizkanzlei zu Hannover bis zu seinem Tode. Daß er 1772 den Titel eines Vicekanzlers erhielt, hatte keine Aenderung seiner amtlichen Stellung zur Folge. — In jedem der Aemter, die St. in Hannover bekleidete, entwickelte er eine außerordentliche Regsamkeit, amtlich wie litterarisch. Schon von Hildesheim aus war er zu den Arbeiten herangezogen, die die Gründung der Universität Göttingen betrafen. Nachher hat er namentlich in allen, die juristische Facultät betreffenden Angelegenheiten dem Minister Hülfe geleistet. Durch seine Correspondenz mit dem jungen Professor Pütter half er ihn zum Publicisten Göttingens heranzuziehen. Die Bibliothek des Oberappellationsgerichts zu Celle bewahrt in mehr als 20 Foliobänden die Gutachten verschiedensten Inhalts, welche St. dem Ministerium auf sein Ansuchen erstattet hat. Die staatsrechtlichen Kämpfe vor und während des siebenjährigen Krieges forderten wiederholt Strube's Feder heraus. In der „Entdeckten Verdrehung des westphäl. Friedensschlusses“ (1758) trat er den kirchenpolitischen Broschüren des Fürstabts zu Emmeran in Regensburg, Krauß; in der „Gründlichen Vertheidigung der Kurfürstlich Braunschweig.-Lüneb. Postgerechtigkeit“ (1758) und „Beweis der Nichtigkeit aller Scheingründe“ (1760) den Prätensionen des fürstlichen Hauses Taxis entgegen. Bekannter als durch die ganze bisher betrachtete Thätigkeit ist St. durch die beiden Sammelwerke geworden, die bis vor etwa dreißig Jahren zu den häufigst citirten in juristischen Schriften gehörten: die „Nebenstunden“ (6 Thle., 1742—68; 2. Ausgabe 1778—83) und die „Rechtlichen Bedenken“ (5 Thle., 1767—1777 und neue Abdrücke 1785, 1801). Die „Nebenstunden“ enthalten ausführliche Abhandlungen über auserlesene und brauchbare Staatsrechtsmaterien (Pütter); und auf manche ihrer Resultate haben sich die späteren Forscher wie Eichhorn, vereinzelt selbst Waitz, noch berufen können. Die „Rechtlichen Bedenken“ sind eine Sammlung kurzer Ausarbeitungen über praktische Fragen des Privatrechts, des Strafrechts, zum Theil auch des Staats- und Verwaltungsrechts, die St. in seiner richterlichen Thätigkeit vorgekommen waren. Obschon er gestand, vor seinem Eintritt in die Praxis mehr in Leibniz als in Carpzov gelesen zu haben, haben doch seine Zeitgenossen das, was man damals Brauchbarkeit nannte, an seiner Arbeit nie vermißt. J. Möser wünschte ein Landrecht, aus praktischen Entscheidungen wie denen Strube's zusammengesetzt. Der späteren Zeit hat seine Arbeit als ein Grundpfeiler des gemeinen deutschen Rechts gedient. Die hannoversche Jurisprudenz, die im vorigen Jahrhundert in die Stelle der kursächsischen einrückte und tonangebend für das gemeine Recht wurde, hat durch eine Reihe von Sammlungen praktischer Entscheidungen ihre Bedeutung für die Handhabung und Wissenschaft des gemeinen Rechts bewährt.

„Strubens rechtliche Bedenken“ stehen obenan in dieser Reihe; und wie lange sie den Ruhm ihres Verfassers aufrecht erhalten haben, beweist der Umstand, daß 1827—28 Ernst Spangenberg noch eine neue, systematisch geordnete Ausgabe in drei Bänden veranstaltet hat. Als Richter und Chef eines sehr angesehenen Gerichtshofes entwickelte er die ruhmvollste Thätigkeit. Selbst in den Ferien, wenn er sein Gut aufsuchte, nahm er Actenbände mit und studirte sie. Er war nicht bloß Correferent in allen Civilsachen und den wichtigeren Criminalsachen, sondern legte selbst jährlich mehr Relationen in Civilsachen ab als irgend ein Mitglied seines Collegiums. Justus Möser rühmt ihm nach, er habe, wie Hugo Grotius, Geschichtskunde, Rechtsgelehrsamkeit und Philosophie verknüpft. Der beliebten Vorstellung von den verknöcherten Juristen des 18. Jahrhunderts entspricht er so wenig wie Andere. Er bleibt nicht bei Hugo Grotius, dem herrlichen, wie er ihn nennt, stehen, ist empfänglich und zugänglich für neue Erscheinungen des Lebens und der Litteratur. Er vertheidigt Montesquieu gegen seine Angreifer, würdigt Mably und berichtet eingehend und zustimmend über das Project des Corporis juris Friedericiani (in den Relationes de libris novis, Fasc. 4, Gött. 1749). Lessing hat ihm vorgeworfen, so gut er im Historischen sei, so wenig Beifall verdiene er im Politischen und Pragmatischen. Man darf die Natur seiner historisch-staatsrechtlichen Abhandlungen nicht übersehen; sie sind regelmäßig Polemiken und können deshalb nicht alle Seiten ihres Gegenstandes berühren. Mit seinem politischen Urtheil hält St. sonst nicht zurück, nur äußert er es meistens kurz und gelegentlich, nicht in umständlicher Ausführung. Daß er nicht blind gegen die Schäden der Zeit, nichts weniger als ein mit ihrem Strome schwimmender Jurist ist, zeigen genug seiner Aeußerungen. Er verkennt nicht die Mißbräuche der Reichsgerichtsbarkeit, möchte aber doch lieber in der Barbarey leben als in sehr vielen teutschen Fürstenthümern und Städten, wenn keine Reichsgerichte wären oder deren Macht den Unterthanen zu helfen weiter eingeschränkt würde. Er tritt der beliebten Vermehrung der Regalien entgegen, ebenso wie denen, die das Jus domaniale dergestalt ausdehnen, daß den Unterthanen wenig übrig bleibt. Er ist wie J. Möser ein Freund und ein Kenner des historisch Gewordenen, Feind bloßer Theorien, aber nicht dem Bessern und Reformiren auf Grund der Erfahrung abgeneigt, bleibt jedoch hinter J. Möser weit zurück in der Darstellung, in der Anmuth der Form, in dem humorvollen Wesen. Seine Aufsätze und Abhandlungen bewegen sich stets in der trockenen Form der Deduction. Der Leser kommt nirgends zum Genuß einer historischen Darstellung aus den Quellen, sondern muß immer die Polemik mit einem litterarischen Gegner und lange Citate aus Schriften Anderer oder aus Quellensammlungen in den Kauf nehmen. St. ist in Urkunden und Scriptores gleich gut bewandert und weiß sie mit Kritik zu benutzen. Er hat einen richtigen historischen Blick für Völker und Zeiten und versteht es, durch kurze Vergleiche mit der Gegenwart Vergangenes anschaulich zu machen. Aus den mancherlei Kämpfen, in die ihn ein langes, litterarisches Leben verflochten hat, ist er siegreich hervorgegangen. Am bekanntesten ist der über zehn Jahre sich hinziehende Streit mit dem hohenlohischen Archivar Hanselmann geworden, der die Entstehung der Landeshoheit schon in die Zeit vor dem Interregnum setzen wollte. Wenn man ihn und seinen Sohn zu den Häuptern der orthodoxen Partei in Hannover gerechnet hat, so hat ihn das nicht gehindert, bei den Berufungen nach Göttingen gegen die Unfrieden stiftenden Ketzermacher zu wirken und die Schrift des Reimarus von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion ein vortreffliches Buch zu nennen. —

St. war seit 1723 mit der Tochter des Bürgermeisters Hofmeister zu Hildesheim verheirathet. Der älteste Sohn dieser Ehe war Julius Melchior St.,

geboren am 19. März 1725 zu Hildesheim, † am 29. Juli 1777 zu Hannover. Er studirte in Göttingen, machte 1746—47 eine gelehrte Reise mit Falke und Pütter nach Wetzlar, Regensburg und Wien (s. A. D. B. XXVI, 751) und blieb seitdem in naher Freundschaft mit Pütter verbunden, der ihm in seiner Selbstbiographie ein so rühmliches Denkmal gesetzt hat. Nachdem er die Aemter eines Klosterconsulenten, eines calenbergischen Landsyndikus bekleidet, dem Consistorium, der Justizkanzlei in Hannover angehört hatte, wurde er neben seiner Stellung als Archivar 1762 einer der geheimen Secretäre, durch deren Hände die auswärtigen Geschäfte gingen, ein vertrauter Gehülfe G. A. v. Münchhausen's, der ihn früh ins Auge gefaßt und herangebildet hatte. Zu den bereits in der Biographie seines Vaters erwähnten Arbeiten kommt eine Anzahl von Staatsschriften hinzu, die J. M. St. bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges gegen den französischen und gegen den kaiserlichen Hof richtete, sowie Deductionen, die er in dem Streite König Georg's III. von England mit dem Osnabrücker Domcapitel über die Regierungsvormundschaft während der Minderjährigkeit des 1764 zum Bischof gewählten Herzogs von York verfaßte. — Meine frühere Angabe (s. A. D. B. VI, 543), daß eine Tochter D. G. Strube's die Frau des älteren Falke gewesen sei, ist irrig; Falke's Frau war eine geborne Dietz aus Darmstadt. Danach ist auch A. D. B. XXIX, 474 zu berichtigen.

v. Werlhof im Vaterl. Archiv I (1819) S. 65 ff. Daraus z. großen Theil: Spangenberg in s. Ausg. der Rechtl. Bedenken I, S. XXI. — Pütter, Litt. des T. Staatsr. I, 395; II, 273. — Rößler, Gründg. der Univ. Göttingen S. 11, 247 ff. — F. Frensdorff, Die ersten Jahrzehnte des staatsr. Stud. in Göttingen (1887) S. 11; zwei Briefsammlgn. des Welfenmuseums (Nachr. v. d. kgl. Gesellsch. der Wiss. 1893 Nr. 8) S. 306 ff. — Roscher, Gesch. der Nat.-Oek. S. 527. — J. Möser, S. W. VI, p. XXII; II, 214. — Lessing, S. W. (Lachmann's Ausg.) XI, 1, S. 382. — Stüve im Staatswörterb. IV, 701.

Pütter, Litt. des St.R. II, 41; Selbstbiogr. II, 544 ff., 645 ff. — Schäfer, Gesch. des siebenj. Krieges II, 1, S. 197. F. Frensdorff.

Struck: Hieronymus Johann St., Buchdrucker, stammte aus einer für die Typographie bis auf die Gegenwart hochverdienten Familie, und war der Sohn des zu Lübeck im J. 1720 verstorbenen Buchdruckers Samuel St., welcher aus Ratzeburg gebürtig war; ein Verwandter desselben, Mich. Ant. St., übte dieselbe Kunst in Wernigerode im J. 1740. In Greifswald (1739) als akademischer Buchdrucker angestellt, vervollkommnete St. die dortige Officin mit Hülfe des ihm befreundeten Breitkopf in Leipzig, und war dann bis zum Jahre 1759 eifrig für die Herausgabe gelehrter Schriften thätig, namentlich für die umfangreiche Pom. Lehnshistorie von A. G. Schwarz, 1740 (1500 S.), sowie für die von Dähnert besorgte Ausgabe von dessen Geschichte der Pom. Städte, 1755 (888 S.). Auch leitete er den Druck der von Dähnert in Greifswald herausgegebenen Zeitschriften, Pom. Bibliothek und Kritische Nachrichten (1752—56). Dessen ungeachtet gerieth er mit der Universität, namentlich mit dem Juristen Aug. Balthasar (s. A. D. B. II, 29), in Streit, weil er angeblich den Druck der akademischen Schriften über der Förderung des eigenen Verlages versäume, und siedelte infolgedessen (1759) nach Stralsund über, wo er die Aemter eines Raths- und Regierungs-Buchdruckers unter sehr günstigen Bedingungen vereinigte. Nach seinem Tode, am 2. Februar 1771, übernahm sein jüngerer Sohn Joh. Franz St. (1774) die Officin in Stettin, welche er bis 1790 führte, der ältere Sohn, Christian Lorenz Struck, geboren 1741, stand dagegen der vom Vater vererbten Raths- und Regierungsdruckerei bis zu seinem Tode im J. 1793 vor, und ihm folgte sein Sohn Johannes St., geboren 1775, bis zu seinem

Tode im J. 1809. Die Stettiner Officin ging später (1809—29) auf den Sohn von Joh. Franz, Karl Wilhelm St., und dann auf dessen Neffen Hessenland über, die Stralsunder Officin führte dagegen den Namen Struck weiter, indem sie sich von Johannes auf dessen Sohn Ferdinand (1809—78), sowie den Enkel Ferdinand und Urenkel Dr. Ferdinand St. vererbte, so daß sich dieselbe seit sechs Generationen fortgesetzt in derselben Familie befindet. Von gelehrten Werken, die aus ihr hervorgingen, sind besonders erwähnenswerth: Dähnert's Pom. Landesurkunden in sieben starken Foliobänden (1782—1802); Mohnike, Sastrow's Leben (1823) und Strals. Chron. I (1833); außerdem hat Struck's Druck und Verlag durch die Herausgabe der Pom. Prov.-Kalender, der Reg.-Patente und des Amtsblatts, der Wochenschrift Sundine (1828—48) und der bis auf die Gegenwart geführten Redaction der Stralsunder Zeitung, sowie durch seine lithographische Anstalt einen wesentlichen Einfluß auf die pom. Litteratur und Cultur geübt.

Mohnike, Gesch. der Buchdruckerkunst, 1840, S. 23 ff., 60 ff., 80—83, und außerdem die betr. Büchertitel u. Personalkenntniß. Pyl.

Strudel: Paul Freiherr v. St., Bildhauer, geboren 1648 zu Cles in Südtirol, † am 20. November 1708 in Wien. Wie sein jüngerer Bruder, erlernte er wahrscheinlich im Hause seines Vaters die Bildhauerei, dürfte dann in Trient und Innsbruck gearbeitet und wie sein Bruder Dominik sich in der Ingenieurkunst ausgebildet haben. Ungefähr um das Jahr 1680 kam er nach Wien, trat im J. 1686 in die Dienste des Kaisers Leopold I. und erwarb sich hier als „welischer Bildhauer“ einen weitverbreiteten Ruf. Anfangs scheint er auch in der von seinem Bruder Peter errichteten Akademie als Lehrer beschäftigt gewesen, mit diesem jedoch später in Zwistigkeiten gerathen zu sein. Eine seiner ersten größeren Arbeiten in Wien war die nach dem Entwurfe von deutschen Wiener Künstlern begonnene und von Paul St. im italienischen Barokstil wesentlich abgeänderte Dreifaltigkeitssäule am Graben. Seine Betheiligung an diesem Werke begann bald nach dem Jahre 1687 und dauerte bis zu deren Vollendung im J. 1692. Er hatte Antheil an der Wolkenpyramide, den Figuren der Pest, des Kaisers mit dem Engel und dem großen Engel mit der Krone. Sein zweites größeres Werk sind: der Altar in der Josefi-Capelle der Hofburg und die aus weißem Tiroler Marmor ausgeführten Statuen der Mitglieder des Kaiserhauses, von welchen jedoch bei seinem Tode erst fünfzehn vollendet waren. Die Ausführung der übrigen fiel seinem Bruder Peter zu. Von diesen Statuen stehen gegenwärtig sechzehn im großen Saal der kaiserlichen Hofbibliothek; die übrigen im Habsburger-Saal der Franzensburg in Laxenburg. — Von anderen Werken erwähnt Nagler der Statuen der Veronika, Magdalena, Franz v. Assisi und eines Bischofs im Dome zu Trient und der Madonna am Koretischen Hause in Innsbruck. Auf seine und seines Bruders Dominik Bitte wurden beide Brüder in den Freiherrnstand mit dem Namen Barones de Strudel et Vochburg erhoben und sowie Peter in seinem Adelsbrief dem „Apelles“ gleichgehalten wird, ebenso werden dieselben in ihrem Adelsbriefe als „Praxiteles“ und „Phidias“ gefeiert. Bei seiner Bewerbung um den Adel beklagte sich Paul St., daß sein Bruder Peter ohne sein Vorwissen die Standeserhöhung früher erwirkt habe und bemerkt, daß er und Dominik nicht geringere Verdienste wie Peter besitzen. Er hinterließ einen Sohn, von dem nichts näheres bekannt ist.

Nagler, Künstlerlexikon XVII, 496. — J. Schlager, Raphael Donner, Wien 1848, S. 26. — Lützow, Geschichte der Akademie der Künste, Wien 1877, S. 10 u. 140. — A. Hauser, Die Dreifaltigkeitssäule am Graben in den Berichten des Wien. Alterthumsvereines XXI, 82. K. Weiß.

Strudel: Peter Freiherr v. St., Maler, geboren 1660 zu Cles im Nonnsberger-Thale Südtirols, † am 4. Oct. 1714 in Wien. St. war der Sohn des zu Cles in Südtirol ansässig gewesenen Bildhauers Johann St. und der jüngere Bruder des Bildhauers Paul Freiherrn v. St., von welchem S. 640 oben die Rede gewesen. Nachdem er sich als Maler bei dem in Venedig gebildeten Giovanni Carlo Lotto ausgebildet und wahrscheinlich im Hause seines Vaters auch als Bildhauer Kenntnisse erworben hatte, trat er zuerst in die Dienste des Johann Wilhelm, Pfalzgrafen am Rhein und Kurfürsten von Heidelberg, des Schwiegersohns Kaiser Leopold's I., wo er die Stelle eines Hofmalers und wirklichen Kämmerers bekleidete. Wahrscheinlich auf Empfehlung seines Gönners kam er ungefähr um das Jahr 1685, nach Wien zu einer Zeit, in welcher bereits sein Bruder Paul in kaiserlichen Diensten stand und die Stadt die Schrecken und Verwüstungen der zweiten Türkenbelagerung noch nicht überwunden hatte. Zunächst finden wir ihn aber nicht allein damit beschäftigt, sich seiner Kunst zu widmen, sondern sein Augenmerk darauf gerichtet, zur Erhaltung seiner zahlreichen Familie in Gemeinschaft mit seinem dritten Bruder Dominik andere gewinnbringende Unternehmungen ins Leben zu rufen. Er zog mit den siegreichen kaiserlichen Truppen nach Ungarn und leistete bei der Belagerung Ofens so gute Dienste, daß er nach dem Entsatze der Festung im J. 1686 sich um ein Haus in Ofen und einige Grundstücke daselbst zur Errichtung einer Papierfabrik für Ungarn mit einem auf 30 Jahre dauernden Privilegium bewarb. Als letzteres fehlschlug, wollte er im J. 1687 einen Ziegel- und Kalkofen bei Wissegrad errichten und auch nach dem Fehlschlagen dieses Planes im J. 1688 den Branntweinpacht für Pest und Ofen unternehmen, jedoch gleichfalls ohne Erfolg. In demselben Jahre kehrte Peter St. nach Wien zurück und widmete sich nunmehr seinem eigentlichen Berufe. Er erwarb eine ausgedehnte Grundfläche in der heutigen Waisenhausgasse in der Alservorstadt und erbaute sich hier — nach Erweiterung der Grundstücke — mitten unter Weingärten ein schönes, reich ausgeschmücktes Wohnhaus mit einem kunstvoll angelegten Garten. Begünstigt von dem kunstliebenden Kaiser Leopold I., welcher im Wetteifer mit Ludwig XIV. alles daran setzte, den Aufschwung der einheimischen Industrie und des Handels zu fördern und durch Heranziehen fremder, meist italienischer Künstler ein reiches, prunkvolles Hofleben in seiner Residenzstadt zu entfalten, wurde Peter St. zum Hof- und Kammermaler ernannt und ihm die ungewöhnlich hohe Besoldung jährlicher 3000 Gulden unter der Bedingung gewährt, daß seine Thätigkeit jedes Jahr acht Monate dem Kaiser gewidmet sein solle. Doch die zahlreichen, am Hofe erhaltenen Aufträge genügten nicht seinem Ehrgeize. Er faßte im J. 1692 den Entschluß, eine Akademie für Malerei und Bildhauerei zu errichten, wozu er die Unterstützung des Kaisers in Anspruch nahm. Ursprünglich bestand seine Absicht, die Akademie in die innere Stadt zu verlegen, doch es scheint nicht dazu gekommen zu sein, sondern dieselbe blieb in den ausgedehnten Räumen des Strudelhofes, wie seine Besitzung in der Alservorstadt hieß. Der Kaiser unterstützte das Unternehmen nicht bloß mit Geld, sondern vertraute ihm auch die in Rom erworbenen kostbaren Antiken für den Unterricht zur Benutzung an. Da St. zur Errichtung und Erhaltung seiner Akademie ein Capital von 15 000 Gulden aufzunehmen genöthigt war, so gab ihm der Kaiser im J. 1700 zur Deckung dieser Schuld eine Summe von 12 000 Gulden. In Anerkennung seiner hervorragenden künstlerischen Leistungen und seiner großen Verdienste um die Gründung der Akademie erhob ihn der Kaiser mit Diplom vom 20. März 1701 in des heil. römischen Reiches Freiherrnstand mit dem Prädicate „Strudl de Strudenhoff“ und verlieh ihm zugleich die Würde eines kaiserlichen Truchseß.

In diesem Diplome, welches ihn im bombastischen Stile jener Zeit „Apelles“ gleichstellt, führt er auch zuerst den Titel: Präfect der Akademie. Trug diese Akademie bisher den Charakter eines subventionirten Privatinstitutes, so gab ihr Kaiser Josef I. im J. 1705 die Eigenschaft einer öffentlichen Anstalt, welcher auch fernerhin St. als Präfect vorstand. Außer seinen Bezügen als Hofmaler von 3000 Gulden wurden ihm in letzterer Eigenschaft 1000 Gulden angerechnet. Das Wiener Diarium vom 19. December 1705 erwähnt, daß die Akademie zwei Tage vorher unter großem Zulauf von ausländischen Künstlern und Schülern eröffnet wurde. Auch jetzt blieb die Akademie ohne besondere Dotation. Selbst von dem Freiquartiere in der Satlerischen Behausung am Stock-im-Eisenplatz, um welches sich St. im J. 1707 für die Akademie bewarb, scheint er keinen Gebrauch gemacht zu haben; vielmehr dürfte nach allen bisherigen Nachforschungen die Tradition berechtigt sein, daß St. die Akademie wie bisher im Strudelhofe bis zu seinem, im J. 1714 erfolgten Tode fortführte. Noch weniger ist bekannt, daß die Akademie eine bestimmte, den Lehrgang und die äußere Stellung berührende Organisation hatte. Es dürften ihn jedoch beim Unterrichte sein Bruder Paul und Dominik unterstützt haben. Thatsächlich wurde die Anstalt nach dem Tode des Künstlers aufgehoben, und sie feierte erst unter Kaiser Karl VI., im J. 1725, ihre Wiedergeburt. — Die Bedeutung Strudel's kommt nach dem hier geschilderten Lebenslaufe nach doppelter Richtung hin in Betracht. Als Begründer der ersten Akademie hat er — wie Lützow in seiner Geschichte der Wiener Akademie hervorhebt — das große Verdienst, im Einklange mit den Anschauungen der Renaissance den Kunstjüngern gezeigt zu haben, daß das Wesen der Kunst auf einem Erfassen des Ganzen, auf einer allgemeinen theoretischen und praktischen Bildung beruhe. Er durchbrach die Schranken, mit welchen, wie an anderen Orten, auch in Wien die verknöcherten Zünfte die Künstler umgaben. In seinem Hause zahlreiche Schüler versammelnd, welche die handwerksmäßige Ausbildung verschmähten, wies er diese an der Hand der ihm zu Gebote gestandenen Werke auf das Studium der Antike hin und ermöglichte ihnen, durch Modelle den Unterricht nach der Natur zu pflegen, allerdings in der Auffassung des damals zur höchsten Blüthe, aber auch zur größten Verwilderung gelangten italienischen Barokstiles. — Ein Vertreter des italienischen Barokstils war St. auch als ausübender Künstler, was sich aus seinem ganzen Bildungsgange und seinem Verweilen am Wiener Hofe, welcher damals der Sammelpunkt zahlreicher italienischer Künstler war, erklären läßt. Als ein Meister der decorativen Malerei erwies sich St. in der Ausschmückung der Decken und Kuppeln, mit welchen er die Paläste des Prinzen Eugen (heute kaiserl. Belvedere) und des Fürsten Schwarzenberg am Rennweg, des königlich sächsischen Lustschlosses in Groß-Sedlitz u. a. m. schmückte; die Gemälde sind zwar in der Regel derb und breitgemalte Compositionen allegorischen und mythologischen Inhalts, Genien mit Blumen und Spruchbändern u. dgl., sie erinnern aber durch ihre lebendige Bewegung und ihr kräftiges Colorit an die guten Traditionen der älteren Zeit. Ein Theil dieser Decorationsbilder sind heute noch vorhanden. Höher an Werth sind seine eigentlichen Bilder, die theils aus historischen, theils aus mythologischen Compositionen und aus Porträts bestehen und theils in einigen Kirchen Wiens, wie in der Hofkammercapelle und der Rochuskirche auf der Landstraße, theils in den verschiedensten Galerien, wie im Belvedere und in der fürstlich Liechtenstein'schen Galerie in Wien, in der Dresdener Galerie, im königlich bairischen Schlosse in Schleißheim u. s. w. anzutreffen sind (Nagler, Künstlerlexikon XVII, 496). Seine Berühmtheit, welche ihn vielfach beschäftigte und seiner Kunstschule einen weitverbreiteten Ruf verschaffte, machte ihn zu einem wohlhabenden Manne, welcher dafür die Neigung besaß, auf großem

Fuße zu leben. Bevor noch vor ungefähr 15 Jahren der alte Strudelhof umgebaut wurde, zeigte derselbe in den Innenräumen noch die Ueberreste der prachtvollen Ausstattung, welche die älteste Heimstätte der Wiener Akademie besaß. Er hinterließ bei seinem Tode einen einzigen Sohn mit Namen Johann Wilhelm Strudel Baron v. Strudendorff.

Karl v. Lützow, Geschichte der k. k. Akademie der bildenden Künste, Wien 1877. — J. G. Schlager, Georg Raphael Donner, Wien 1848.

Karl Weiß.

Struensee: Adam St., gelehrter Theologe und hochgestellter Geistlicher. Er war geboren am 8. September 1708 zu Neu-Ruppin in Brandenburg als Sohn eines Tuchmachermeisters. Auf der Lateinschule der Vaterstadt und dem Gymnasium in Brandenburg vorbereitet, ging er 1727 auf die Universität Halle. Es herrschte hier noch der Pietismus, für den A. H. Francke's Sohn kämpfte, und St. schloß sich diesen Kreisen an. Nach einem Jahre ging er jedoch von hier nach Jena, wo damals Professor Dr. Franz Buddeus sich eines ausgezeichneten Rufes erfreute. Dieser ist Struensee's Vorbild geblieben. Buddeus nahm 1729 St. in sein Haus als Informator seines Sohnes. 1730 ward er schon Hofprediger der Gräfin Sayn-Wittgenstein zu Berleburg, 1732 vom König von Preußen ernannt zum Prediger an der Kirche auf dem Neumarkt in Halle, 1739 ward er als Nachfolger Freylinghausen's zum Pastor an St. Ulrich gewählt, 1747 vom Kirchencollegio zu St. Marien zum ersten Pastor vocirt, mit welchem Amte bisher das Inspectorat über die sämmtlichen Stadtkirchen verbunden gewesen. Für dies letztere wurde vom König der Feldprediger Herrnschmidt jetzt ernannt, dagegen St. zugleich zum Professor der Theologie an der Universität. Er hat dann nun täglich neben seinem Pastorat Vorlesungen gehalten über Exegese, Moral, Homiletik &c. Er war in dieser Zeit sowol ein beliebter Prediger als akademischer Docent. 1752 erging an ihn der Ruf als Nachfolger des Consistorialraths Bolten, Propstes und Hauptpastors an der Dreifaltigkeitskirche in Altona, und er glaubte diesem Ruf, als vom Herrn kommend, folgen zu müssen. Zugleich ward er Mitglied des holsteinischen Oberconsistoriums in Glückstadt und erhielt den Charakter als Consistorialrath. Bei seinem Weggange von Halle creirte ihn die dortige theologische Facultät noch zum Dr. theol. hon. causa. Bis 1760 hat er in diesen Aemtern in Altona mit Segen gewirkt und das kirchliche Leben daselbst hob sich in dieser Zeit zusehends. Schon früher, 1747, nach dem Tode des Generalsuperintendenten Conradi, war an St. als Nachfolger gedacht, der den Ruf eines ausgezeichneten Predigers hatte. Damals lehnte er aber, der sich in Halle wohlfühlte, diesen Ruf ab. Nachdem nun aber der Generalsuperintendent Dr. Reuß in sein Heimathland Württemberg zurückkehrte, lag es nahe, den jetzt im Lande, in Altona, fungirenden für dieses Amt zu bestimmen. Er ward dann 1760 zum Generalsuperintendent für Schleswig-Holstein und zum Oberconsistorialrath ernannt und siedelte nun nach Rendsburg über. Nach dem Tode des Generalsuperintendenten für den Großfürstlichen Antheil in Holstein, Hasselmann, 1784, ward ihm auch dessen bisheriger Bezirk zugelegt, der inzwischen incorporirt worden war. Er hatte übrigens schon 1780 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert, lebte aber noch bis zum 20. Mai 1791, da er heimging im 61. Dienstjahre.

St. hat festgehalten an dem Standpunkt, auf den er schon während seiner Studienzeit durch Buddeus gekommen war, bewies sich aber Andersdenkenden gegenüber stets tolerant und milden Charakters. Er gab seine Zustimmung zu den von Kanzler Dr. J. A. Cramer gemachten Entwürfen eines schleswig-holsteinischen Landeskatechismus und eines schleswig-holsteinischen Gesangbuchs, obwol sie nicht ganz in seinem Geiste abgefaßt waren. Für die Hebung des

Schulwesens war er besonders thätig. Wegen der in Nordschleswig in Gebrauch stehenden dänischen Sprache in Kirche und Schule, eignete er sich im schon vorgerückten Alter diese Fremdsprache bis zur grammatischen Correctheit an, wenn er sie auch in etwas eigenthümlichem Dialekte sprach. Von seinen Schriften erwähnen wir: „Auslegung des Hebräerbriefes“ (Flensb. 1764), des „Briefes an die Galater“ (das. 1764), „Akademische Vorlesungen über die theologische Moral“ (das. 1765), „Anweisung zum erbaulichen Predigen“ (Halle 1756) und „Predigtsammlungen“ (Halle 1747, 3. Aufl. 1758). Während seines Predigtamtes in Altona ließ er fortwährend seine Predigt-Dispositionen drucken. Außerdem sind von ihm in den Druck gegeben eine Reihe Einzel-Predigten und mehrere akademische Dissertationen. Seine Söhne sind Johann Friedrich, der bekannte dänische Cabinetsminister (s. S. 647) und Karl August, der preußische Staatsminister (s. S. 661).

Scholz, Holst. Kirchengeschichte S. 267. — Jensen-Michelsen, Schlesw.-Holst. Kirchengesch. IV, 138. — Kordes' Schriftstellerlex. S. 509. — Döring, Gelehrte Theologen IV, 441. — Bolten, Kirchennachrichten I, 81. — Matthiä, Leben u. Amtsjubiläum des G.-S. St., 1780. — Carstens in Zeitschr. d. Gesellsch. f. schlesw.-holst. Geschichte X, 143. Carstens.

Struensee: Christian Gottfried St., bedeutender Schulmann, geboren am 14. August 1717 zu Walchow bei Ruppin, † am 14. August 1782 zu Halberstadt, war ein Sohn des Predigers Michael Struensee und seiner Ehefrau Anna Katharina geborne Liezmann. St. hatte in seiner Jugend, da ihm der Vater bald starb, mit bitterer Armuth zu kämpfen; wohlthätige Gönner erhielten ihn, während er das Stephaneum zu Halberstadt besuchte, dessen Conrector J. H. Prielmeyer, ein Schüler A. H. Francke's, ihn in nachhaltiger Weise wissenschaftlich anregte. 1737 bezog er die Universität Halle und führte hier unter großen Entbehrungen ein vierjähriges Studium durch, das in der Beschäftigung mit der Philosophie seinen Mittelpunkt hatte. St. gehörte zu den Männern des vorigen Jahrhunderts, in denen sich der Geist eines milden Pietismus mit seinen für die Pädagogik so wirksamen Impulsen und der Geist der neuaufstrebenden deutschen Philosophie auf das innigste verband. 1741—1747 wurde er Lehrer am Pädagogium des Klosters (am) Berge bei Magdeburg. Er stand hier unter Leitung des Abtes Steinmetz, dem er seine praktische Ausbildung als Lehrer zu verdanken hat. Im November 1747 wurde St. als Conrector an das Stephaneum nach Halberstadt berufen und wirkte zunächst 12 Jahre als Lehrer dieser Anstalt in segensreichster Weise. Seine Lehrthätigkeit umfaßte alle Sprachen und Wissenschaften, die an gelehrten Schulen damals getrieben wurden, doch legte er das Hauptgewicht auf die Beschäftigung mit den alten Sprachen. Nach dem Tode des Rectors Wurzler wurde St. 1759 Rector der Anstalt, die ihm die durchgreifendsten Reformen verdankte. Er führte an derselben für die Sprachen das Fachsystem ein, namentlich eröffnete er dem Griechischen und Deutschen einen größern Raum an seiner Anstalt. Er vermehrte die Zahl der Lehrer, Unterrichtsgegenstände und Unterrichtsstunden, hob die Disciplin der Anstalt und begründete ein Alumnat. Er erhob durch eine unermüdliche Thätigkeit, die ganz der Schule gewidmet war, und durch eine nach allen Beziehungen hin musterhafte Amtsführung als Rector die ihm untergebene Anstalt auf den Gipfel der Blüthe, die sie im vorigen Jahrhundert erreichte. Seine schriftstellerischen Arbeiten sind, Uebersetzungen aus dem A. T. abgerechnet, in Programmen zerstreut. Struensee's Thätigkeit fehlte auch die Anerkennung nicht. 1768 wurde er Mitglied des Halberstädter Consistoriums, in dieser Stellung wurde ihm die Aufsicht über die Landschulen des Fürstenthums Halberstadt übertragen. 1777 wurde er Beisitzer der vom Domcapitel errichteten Kirchen- und Schuldeputation.

Zugleich hatte er die Aufsicht über das am 1. Juni 1778 errichtete Seminar zur Vorbildung von Landschullehrern zu führen, das ihm seine erste innere Organisation verdankte. Verheirathet war St. seit seinem 48. Lebensjahre mit Katharina verw. Hessel geborne Spilke und erzog zwei Stiefkinder, einen Sohn und eine Tochter.
A. Richter.

Struensee: Gustav Karl Otto v. St., Großneffe der beiden Minister, als Romanschriftsteller bekannt unter dem Namen Gustav vom See. Er wurde geboren am 13. December 1803 zu Greifenberg in Pommern. Als dreijähriges Kind kam er nach Köln, wo sein Vater Karl Georg Philipp v. St., der in Greifenberg das Landrathsamt bekleidet hatte, zum Polizeipräsidenten ernannt war. Auf die geistige Entwicklung des Knaben übte seine Mutter Friederike, geborne v. Laurenz, den nachhaltigsten Einfluß aus. Die hochbegabte Frau leitete seine Erziehung fast ausschließlich, bis ihn das Kölner Gymnasium als Schüler aufnahm. Nachdem er hier das Abiturientenexamen abgelegt hatte, besuchte er von 1823—1826 die Universität Bonn, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Aus dem Freundeskreise dieser Jahre mögen hier v. Madai und Bachem genannt werden, von denen der eine später Polizeipräsident von Berlin, der andere Oberbürgermeister von Köln wurde. Seine Erinnerungen an die lustige Studentenzeit hat St. nachmals in den Romanen „Die Egoisten“ und „Herz und Welt“ niedergelegt. Im J. 1826 verlobte er sich, noch Student, mit Josephine, der weniger durch Geist als durch hervorragende Schönheit ausgezeichneten Tochter des katholischen Buchhändlers Imhoff in Köln. Sein ehrgeiziger Vater, der mit dem talentvollen Sohne hochfliegende Pläne verfolgte, söhnte sich erst nach längerer Zeit mit dieser nicht „standesgemäßen“ Verbindung aus. Die Verheirathung fand am 24. August 1831 statt. Nachdem St. vom 1. April 1827 als Hofgerichtsauscultator in Arnsberg, und seit dem 15. October 1828 in Düsseldorf, wo er mit dem hernach so berühmten Historien- und Landschaftsmaler Karl Friedrich Lessing nähere Bekanntschaft schloß, als Referendar thätig gewesen war, wurde er nach bestandenem Staatsexamen als Regierungsassessor nach Koblenz versetzt (26. Juli 1831). Seine Beförderung zum Regierungsrath erfolgte am 12. Juli 1834. In Koblenz, wo ihn der Dienst wieder mit den früheren Bonner Studiengenossen vereinte, verlebte er in anregendem Verkehre mit diesen mehrere schöne Jahre, bis er im Juli 1838 zum zweiten Male nach Arnsberg übersiedeln mußte. Hier sollte er während seines beinahe sechsjährigen Aufenthaltes die Anregung zu dichterischem Schaffen empfangen, und zwar durch eine Frau, die bedeutend ältere Gattin des Regierungsrathes v. Bernuth. Unter ihrem Einflusse entstand Struensee's erstes Werk, die norwegische Novelle „Das Pfarrhaus zu Aardal“ (1842). Honorar dafür bekam der Dichter nicht. Trotz der hierdurch hervorgerufenen Entmuthigung ließ er diesem Erstlinge noch die Novellensammlung „Aus dem Leben“ (1843), sowie den Roman „Egon“ (1843) folgen.

Mit Struensee's Rückversetzung nach Koblenz (11. Mai 1844) hörte seine schriftstellerische Thätigkeit auf; der Roman „Rancé“ (1845) und die „Rheinischen Novellen“ (1846) bilden den vorläufigen Abschluß. Sie wurde erst im J. 1850 mit dem Romane „Die Belagerung von Rheinfels“ wieder aufgenommen. Inzwischen, im December 1847, war St. zum Oberregierungsrath in Breslau befördert. Der Abschied vom Rhein wurde ihm außerordentlich schwer; kaum aber hatte er im Frühjahre 1848 sein neues Amt angetreten, als ihm die Stelle des Regierungspräsidenten in Trier angeboten wurde. Dabei hatte es jedoch sein Bewenden. Die Bestätigung blieb aus, da St. seine liberale Gesinnung auch dann nicht verleugnen mochte, als das Ministerium Manteuffel ans Ruder kam. In dem Conflictsjahre 1863 nahm er als liberaler Abgeordneter an den

preußischen Landtagsverhandlungen theil; er trat der Fraction Grabow bei. Auch das war nicht geeignet, seine Carrière zu fördern. So blieb er denn bis 1866, wo er auf sein Ansuchen in einen ehrenvollen Ruhestand versetzt wurde (1. Juli), in seiner Stellung als Oberregierungsrath in Breslau; den Titel „Geheimer" Oberregierungsrath, der ihm verschiedentlich beigelegt wird, hat er nie erhalten.

Nur langsam konnte sich der Rheinländer an die neuen schlesischen Verhältnisse gewöhnen, die ihn nun bis an sein Lebensende gefesselt hielten. Und doch traten ihm auch in Breslau bald treue Freunde an die Seite: Felix Eberty, Gottschall, Karl v. Holtei. Wie der persönliche Verkehr mit diesen Männern, so trug der Briefwechsel mit Hackländer und Elise Polko viel dazu bei, ihm die Befriedigung und Anregung zu geben, die er in seinem Berufe nicht fand. Mit ganzem Eifer wandte er sich nun der Schriftstellerei wieder zu, der er nach seiner Pensionirung sich ausschließlich widmete. Seine Productionskraft war außerordentlich groß; sie erscheint um so größer, wenn man bedenkt, daß der Dichter bereits im 40. Lebensjahre stand, als er zum ersten Male an die Oeffentlichkeit trat. Von den zahlreichen kleineren Novellen und der Gedichtsammlung „Herbstblätter" (1853) ganz abgesehen, verfaßte St. im Laufe seines Lebens an 20 größere Romane, die zusammen etwa 70 Bände ausmachen. Als seine besten Werke gelten: „Rancé", 1845; „Die Egoisten", 1853; „Vor fünfzig Jahren", 1859; „Zwei gnädige Frauen", 1860; „Herz und Welt", 1862; „Falkenrode", 1870. Wenigstens hatten gerade diese Romane ihrer Zeit den durchschlagendsten Erfolg; sie erwarben dem Dichter das Interesse der Kaiserin Augusta und des Herzogs Ernst von Gotha, das ihn bis an seinen Tod begleitete. Dieser ereilte ihn am 29. September 1875 in Breslau, als er soeben von einer größeren Reise zurückgekehrt war.

Daß St. erst als gereifter Mann zu schriftstellern begann, ist seinen Romanen zu Gute gekommen. Viele von ihnen führen uns auf den Boden der vaterländischen Geschichte, zumeist in die Zeit Friedrich's des Großen oder der Napoleonischen Kriege, die St. noch durch mündliche Tradition oder aus eigener Anschauung kannte — „Vor fünfzig Jahren" schildert die bewegte Zeit von 1807 bis 1815; in „Zwei gnädige Frauen" wird ein Bild aus dem siebenjährigen Kriege entworfen; „Heimathlos" (1867) spielt unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II. —, andere behandeln, wie „Arnstein" (1868) moderne Probleme des socialen Lebens: in allen aber tritt uns der Verfasser als ein ausgezeichneter Menschenkenner entgegen, der eine genaue Kenntniß der socialen, politischen und religiösen Zustände des preußischen Staates besitzt. Auf allen Gebieten ist er zu Hause. Was er schreibt, hat Hand und Fuß. Unleugbar kamen St. bei seinem Schaffen die wissenschaftliche juristische Bildung und seine Thätigkeit als Verwaltungsbeamter ebenso zu Statten, wie die Erfahrungen, welche er als einfacher Soldat (1825) und Landwehrlieutenant des Bonner Ulanenregiments (1828) im militärischen Leben hatte sammeln können. Als sein Vorbild bezeichnete er selbst den Engländer Bulwer.

Um mit einem unbefangenen, gleich nach Struensee's Tode niedergeschriebenen Urtheile über seine Stellung innerhalb der deutschen Litteratur zu schließen: „Ihm gebührt nach Heinrich König und Mügge neben Hackländer ein rühmlicher Platz in der deutschen Romanlitteratur des 19. Jahrhunderts. Seine Diction war nicht so markig wie die Mügge'sche, seine historische Darstellungskraft geringer als die von Heinrich König, er hatte nicht Hackländer's Humor, aber er besaß von allen Dreien etwas und wußte — Eklektiker, wie er in allen Dingen sich zeigte — seinen größeren Arbeiten doch stets ein eigenes Gepräge aufzudrücken. Seine kleinen Erzählungen aus den späteren Tagen haben seinen Ruhm nicht gefördert, dagegen gehörten einige aus der ersten Periode zu den besseren ihrer Zeit."

Eine vollständige Aufzählung von Struensee's Werken — eine Auswahl in sechs Bänden erschien Breslau 1876 — gibt Franz Brümmer in seinem Deutschen Dichterlexikon II, 1877. S. 409 ff. Damit ist jedoch zu vergleichen desselben Verfassers Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrh., Leipzig, Reclam, 3. Ausg. S. 293. Die bedeutendsten Romane erschienen seit dem Juli 1860 im Feuilleton der Kölnischen Zeitung, die auch das letzte Werk des Dichters: „Die Philosophie des Unbewußten", nach seinem Tode zuerst veröffentlichte (Jg. 1875, Nr. 302 ff.). Bezeichnend ist, daß St., wie er selbst einmal äußerte, erst seit seiner Verbindung mit diesem Blatte nennenswerthe Erfolge aufweisen konnte. Auch für andere Zeitungen war der Dichter thätig: so enthalten der Hannover'sche Courier und die Schlesische Zeitung zahlreiche Beiträge aus seiner Feder, die Schlesische Zeitung namentlich Kritiken der zeitgenössischen schönen Litteratur. — St. war auch lange Jahre hindurch der Vorsitzende des Breslauer Zweigvereins der Schillerstiftung. — Eine Monographie über ihn gibt es bisher nicht.

Nekrologe in der Schlesischen und Kölnischen Zeitung. Auch in der — jetzt nicht mehr existirenden — Schlesischen Presse soll ein längerer Nekrolog gestanden haben (der mir nicht vorlag). — Franz Bornmüller, Schriftstellerlexikon 1882. — Ad. Stern, Lexikon der deutschen Nationallitt. 1882. — Blätter für litterar. Unterhaltung, 1875, Nr. 42. In Nr. 26 eine Kritik der „Lisdana" (1875) und des „Majorat" (1875) von Rud. v. Gottschall. — Eine Würdigung der besten Romane geben Heinr. Kurz und Rud. v. Gottschall in ihren Litteraturgeschichten. Die dürftigen und oft sich widersprechenden Nachrichten der Nekrologe wurden ergänzt und berichtigt durch die dankenswerthen Mittheilungen der verwittweten Frau Generalmajor Else v. Struensee, Struensee's Schwiegertochter, in Breslau, und besonders der Frau Polizeilieutenant Klara Stöpel, seiner Tochter, in Berlin. Ernst Jeep.

Struensee: Johann Friedrich St., der bekannte unglückliche dänisch-deutsche Staatsmann. Geboren am 5. August 1737 zu Halle a. S. als Sohn des angesehenen Pastors Adam St., eines zweifellosen Anhängers des Halleschen Pietismus, fand er sich, bei völlig verschiedener Anlage und Denkart, von früh an durch die Einseitigkeit dieser pietistischen Richtung, sowie durch die Härte der väterlichen Erziehung abgestoßen. Je weniger der Hallesche Pietismus bei seinem auf Erbaulichkeit gerichteten Streben den Werth der Wissenschaft zu würdigen verstand, um so mehr fühlte der junge St. sich zu dieser, insbesondere zu Philosophie und Naturwissenschaften hingezogen. Zum Gelehrten sich berufen glaubend, ward er durch die äußeren Verhältnisse indeß genöthigt, nachdem er bereits mit fünfzehn Jahren die Universität in seiner Vaterstadt bezogen, sich einem Brodstudium zu widmen. Bereits im zwanzigsten Lebensjahre zum Doctor der Medicin daselbst promovirt, wurde er, doch wol durch den Einfluß seines inzwischen als Propst nach Altona berufenen Vaters, am 6. Februar 1758, mithin noch nicht einundzwanzig Jahre alt, zum Physikus in letzterer Stadt ernannt. Dennoch gelang es ihm nicht, sei es seiner allzu großen Jugend, sei es der freisinnigen Grundsätze wegen, zu denen er in dieser frommen Stadt sich offen bekannte, eine einträgliche Praxis zu erlangen. Auf die Unterstützung des Vaters angewiesen, jedoch bestrebt, von diesem — der übrigens zu Ostern 1760 als königl. dänischer Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent der Herzogthümer Schleswig und Holstein nach Rendsburg übersiedelte — sich ganz frei zu machen, wandte er sich mit einem Bittgesuch nach Kopenhagen an den Minister v. Bernstorff. Dasselbe ist interessant durch die Erklärung: daß er bei einer Erhöhung seines Gehalts auf nur 200 Reichsthaler zufriedengestellt sein würde, sich dann aber auch durch anatomische Vorlesungen, durch Hebammenunterricht und dergleichen den Altonaern

nützlicher machen könnte, als wenn er, um seinen Unterhalt zu gewinnen, „sich mit der praxi medica allzu viel zu zerstreuen gezwungen sähe“. Die Praxis scheint er, da sie ihn von Hause aus nicht interessirte, vernachlässigt zu haben, obwol er auch noch die Ernennung zum Landphysikus in der Grafschaft Ranzau und der Herrschaft Pinneberg annahm. Andrerseits war er, zumal seine finanziellen Verhältnisse sich nicht besserten und sein wiederholtes Gesuch um Gehaltserhöhung abschlägig beschieden wurde, keineswegs von Brodneid frei; es gebe zu viel Aerzte, meinte er, und er sprach sich grundsätzlich gegen die Zulassung neuer in Altona aus. Ohnehin war er schnell geneigt, Quacksalber und Charlatans in einigen seiner Collegen zu sehen, denen die Wissenschaft vorwiegend Erwerbsquelle war. Mit dem ihm eigenen Spott begann er dieselben, sowie die von ihnen angepriesenen Geheimmittel in der seit Juli 1763 zu Hamburg erscheinenden, angeblich in Rabener's Spuren wandelnden Monatsschrift „Zum Nutzen und Vergnügen“ zu geißeln; freilich ohne Nennung seines Namens, doch ist seine Autorschaft meist durchsichtig genug. Auch bekannte oder behauptete er nachher, daß ihm eine derartige Geißelung durch sein Amt zur Pflicht gemacht worden sei. Allein er blieb bei den Mißbräuchen seines eigenes Standes nicht stehen; gleich das erste Stück der Monatsschrift enthält ein ihm ebenfalls zugeschriebenes scharf satirisches Epigramm „An die Fürsten“, das gegen einen politischen Uebelstand des dänischen Reichs, den sog. Lakaismus zu Felde zog. Die Reaction erfolgte aber bald; noch im nämlichen Jahre wurde auf Veranlassung des bekannten Hamburger Hauptpastors J. M. Goeze, der in diesen Satiren selbst Schmähungen der Religion, ja Gotteslästerungen erblickte, das weitere Erscheinen der Monatsschrift in Hamburg verboten. Durch den dortigen Magistrat wurde zugleich der Oberpräsident im benachbarten Altona auf die Zügellosigkeit ihrer Verfasser und Redacteure, des Juristen Panning und des Physikus Dr. Struensee, in den schärfsten Ausdrücken aufmerksam gemacht. Nur die persönliche Milde des an sich selbst sehr sittenstrengen Ministers Bernstorff scheint den jungen St. damals vor ernsteren Unannehmlichkeiten bewahrt zu haben. Dieser ward nicht abgeschreckt durch die Unterdrückung der Zeitschrift und die Vereitelung des Versuches, sie unter verändertem Titel erscheinen zu lassen. Aber er setzte es begreiflicher Weise auch nicht durch, daß ihm für die „Altonaische Monatsschrift“, die er seit Beginn des Jahres 1764 auf eigene Hand herausgeben wollte, die erbetene Befreiung von der gesetzlichen Censur bewilligt wurde. Da verzichtete er auf die Herausgabe; indeß aus Ehrgeiz, aus Interesse wie aus der Nothwendigkeit, „seine Einkünfte zu vermehren“, fuhr er fort, mit populär-wissenschaftlicher Tendenz — seiner Satire nun aber doch wol einen Zügel anlegend — für die schleswig-holsteinischen und für andere Provinzialblätter der deutschen Nachbarlande zu schreiben.

Dank seiner allseitigen Wißbegierde, seiner dementsprechend ausgebreiteten Lectüre, seiner großen Arbeitskraft und seinem durchdringenden Verstande, hatte St. sich unleugbar schon in jüngeren Jahren eine Menge der verschiedenartigsten Kenntnisse angeeignet, wenn diese auch nicht immer tief gewesen sein mögen. Zu seinen Lieblingsschriftstellern gehörten die Encyklopädisten, Voltaire und insgemein die Aufklärungsphilosophen jener Zeit. Er selber bildete sich ein metaphysisches System, das aber schon an sich nicht consequent war. Seine Moral war die des praktischen Eudämonismus. Die Begriffe gut und böse waren ihm im Grunde gleichbedeutend mit nützlich und schädlich im Hinblick auf die menschliche Gesellschaft, und gerade für die mannigfachen Schäden im socialen wie im politischen Leben hatte er einen scharfen Blick; ihnen durch seine Kritik entgegenzutreten, fühlte er sich immerdar berufen. Der positiven Religion ebenso wie den historischen Ueberlieferungen gegenüber sich auf die Vernunft stützend, war er ein Freigeist und theoretischer Weltverbesserer — bei der Abneigung freilich,

die ihm nicht bloß sein eigener Vater, sondern im allgemeinen die herrschenden streng conservativen Elemente entgegensetzten, aller Voraussicht nach ohne weiteren Einfluß. Daß es aber anders kam, wurde durch seine Bekanntschaft mit einem Manne bewirkt, welcher ihm wie kein Zweiter für sein ganzes übriges Leben verhängnißvoll werden sollte. Der Graf Schack Karl zu Rantzau-Ascheberg, der, zwanzig Jahre älter als St., bereits eine vielbewegte, ja abenteuerliche Vergangenheit hinter sich hatte, hielt sich, von großen Reisen zurückgekehrt, eben damals für längere Zeit gleichfalls in Altona auf. Geist- und kenntnißreich, fand er sich mit St. um so eher zusammen, als er mit ihm den kritischen Tadel am Bestehenden, vor allem im Gegensatz zu der Regierung in Dänemark, als dessen Provinzen Schleswig und Holstein schlechthin galten, gemein hatte. Dies jedoch immer mit dem Unterschiede, daß, was bei St. Theorie war, bei Rantzau, dem einst ganz plötzlich und offenbar nicht freiwillig verabschiedeten Generalmajor, von persönlichem Groll und Haß eingegeben erschien und besonderen praktischen Zwecken diente. Er glaubte an St. einen Gesinnungsgenossen gefunden zu haben, den er sich selber unbedingt nutzbar machen könne. Er schmeichelte ihm — wozu allerdings auch der Umstand beitrug, daß er, durch seine Verschwendungen in arge finanzielle Bedrängniß gerathen, sich nicht entblödete, theilweise auf Kosten seines jungen bürgerlichen Freundes, trotz der stets unsicheren pecuniären Verhältnisse desselben, zu leben. Nur zu leicht ließ sich St. durch Rantzau's bestechende Art gewinnen; während sie mit einander beim Tabakrauch politisirend alle möglichen Reformprojecte für Staat und Gesellschaft entwarfen, ließ er sich von ihm einreden, daß er die Fähigkeit habe, der Minister eines großen Reiches zu werden. Dennoch soll Rantzau es gewesen sein, der, direct und indirect, ihn vor der Hand noch veranlaßte, sich mehr als bisher der ärztlichen Praxis zu widmen. Der gute Erfolg, mit welchem St. die an den Pocken erkrankte Gemahlin des Grafen behandelte, hatte die Wirkung, daß vornehme Häuser, die ihm bis dahin verschlossen waren, sich ihm öffneten. Rantzau empfahl ihnen St. als einen Mann, der durch sein Genie die Wissenschaft oder Erfahrung ersetze. Die rationelle Sicherheit, mit welcher St. auftrat, die Liebenswürdigkeit und der Humor, die er im rechten Augenblick zu entfalten verstand, dazu auch sein einnehmendes Aeußere, machten ihn in den ersten Kreisen des holsteinischen Adels mit einem Male als Arzt und, da er sich ebenso aufrichtig als dienstwillig zeigte, bald selbst als Vertrauten begehrenswerth. In dieser zwiefachen Hinsicht hatte er besonders bei den Frauen ein unerwartetes Glück.

Seinem Ehrgeiz aber diente diese glückliche Wendung nur als Staffel zur Erreichung einer höheren Position. Altona war ihm, wie Rantzau, auf die Dauer ohnehin zu klein; und seine adligen Verbindungen ließen ihn früher oder später hoffen, sich unmittelbar dem Hofe zu nähern. In der That hatte er es ihnen zu verdanken, daß er für die große und lange Reise, die Christian VII. von Dänemark im Mai 1768 nach England und Frankreich antrat, als Arzt angenommen und somit dem königlichen Gefolge beigegeben wurde. An sich war dies freilich kein bedeutender Posten; St. aber nahm von da aus die Gelegenheit bald wahr, sich in des Königs unmittelbarer Umgebung festzusetzen. Vor Christian selber, den seine frühen Ausschweifungen bereits als geistig zerrüttet erscheinen ließen, wagte er mit imponirendem Freimuth hinzutreten. Er wagte es, ihn vor den schädlichen Verleitungen unwürdiger Höflinge zu warnen und ihm, wiewohl ohne ernstlichen Erfolg, Ermahnungen zu neuer Selbstachtung zu geben. Er verstand es, sich ihm während dieser Reise durch Unterredungen und angeblich selbst noch durch Lectüre angenehm zu machen, indeß er, mit seinem offenen Blick und vielseitigen Interesse, in Frankreich wie in England zugleich Beziehungen mit den Männern der Wissenschaft anknüpfte, auch seine eigenen Kenntnisse durch den

Besuch der naturwissenschaftlichen Sammlungen zu bereichern bemüht war. Für St. hatte diese, ursprünglich auf zwei Jahre angesetzte, dann um mehr als die Hälfte abgekürzte Reise nun aber vor allem das wichtige Ergebniß, daß sie ihm die dauernde Anstellung als Leibarzt Seiner Majestät verschaffte. Im Januar 1769 mit dem Könige heimgekehrt, verließ er ihn fortan nicht mehr, sondern machte sich ihm, für seine körperliche Gesundheit ebenso wie für seinen seelischen Zustand besorgt, von Tag zu Tag nothwendiger und unentbehrlicher. Seine Offenheit hinderte ihn nicht, dem schwachsinnigen, gleich unselbständigen als eingebildeten Fürsten in eigenthümlicher Weise auch wieder zu schmeicheln. Ja, wenn gelegentlich und anscheinend zufällig das Gespräch auf Politik kam, suchte er ihn glauben zu machen, daß er, der absolute Monarch, auch ohne seine Minister zu regieren fähig sei und nicht nöthig habe, ihre Anmaßungen sich gefallen zu lassen.

Bereits im Frühjahr 1769 zum Wirklichen Etatsrath ernannt und dadurch hoffähig geworden, war St. bestrebt, nach verschiedenen Richtungen hin seine Fäden anzuknüpfen und sich einer festen Stellung in der eigentlichen Hofgesellschaft zu versichern. Noch aber stand ihm die Königin Caroline Mathilde mit persönlicher Abneigung gegenüber: und das um so mehr, als sie ihn für einen gewissenlosen Intriganten, moralisch überhaupt für nicht besser als ihren Gemahl, bei seinem freigeistigen Wesen wohl auch für einen Religionsspötter hielt. Ihre Ehe mit dem in jeder Beziehung weit unter ihr stehenden König war eine höchst unglückliche; ihr liebebedürftiges Herz hatte dieser nie verstanden, nie zu würdigen vermocht. Und ihre Abneigung gegen seinen neuen Günstling bemerkend, drängte Christian, als sie im Sommer des nämlichen Jahres erkrankte, nicht sowohl aus Theilnahme wie aus Bosheit St. als Arzt ihr förmlich auf. Da aber erwies sich St. als Meister in psychologischer Beobachtung und Berechnung. Von Altona her gewohnt, die Damen der vornehmen Welt als Arzt und Rathgeber zu behandeln, gelang es ihm, jene Abneigung der jungen edlen, aber gänzlich unerfahrenen Königin durch sein ehrerbietiges Benehmen, seine trostreichen Versicherungen, sein auch hier sogleich vollkommen sicheres und freimüthiges Auftreten schnell zu überwinden. Erst ihr ehelicher Kummer hatte sie krank gemacht, und er durfte es unternehmen, indem er diesen delicaten Punkt aufs delicateste berührte, sich als Vermittler zwischen ihr und dem König anzubieten. Er verpflichtete sie sich zu Dank, indem er den letzteren ermahnte, statt sie durch Sarkasmus abzustoßen, ihr mit natürlicher Höflichkeit und Aufmerksamkeit entgegenzukommen. Und mehr noch; wenn es St. auch unmöglich war, ihm Liebe für die ihm wider seinen Willen angetraute Gemahlin, eine englische Prinzessin, und Empfänglichkeit für ihre unverkennbaren Reize einzuflößen — wahrer und inniger Liebe war Christian überhaupt nicht fähig —, so glückte es ihm doch, denselben der Königin fügsamer zu machen. So weit fügsam in der That, daß sich Christian ihr unwillkürlich mehr und mehr unterordnete und sie allmählich eine Herrschaft über ihn gewann, die ohne Struensee's fortgesetzte Einwirkung undenkbar gewesen wäre. Der Vertraute des Königs war überraschend schnell auch der der Königin geworden. Doch zu der Dankbarkeit für St., die außerdem durch die von ihm glücklich ausgeführte, damals noch als lebensgefährlich geltende Impfung des zweijährigen Kronprinzen (Mai 1770) bedeutend erhöht ward, gesellten sich bei Caroline Mathilde sehr bald andere, tiefere Empfindungen. St. interessirte sie durch seinen Verstand, seine Kenntnisse, seine Art zu sprechen und zu unterhalten, täglich mehr; seine ganze Persönlichkeit fesselte sie; aus dem Vertrauten wurde ein Freund und, bei ihrem häufigen Zusammensein, im Lauf von wenigen Monaten, sicher schon im Frühjahr 1770, ein Geliebter. Damals erhielt er auch bereits Aemter von größtem thatsächlichem Einfluß auf die Verhältnisse des Hofes; er ward Vorleser des Königs, Cabinetssecretär der Königin und Con=

ferenzrath. Er hatte seine Wohnung auf dem Schloß, und sogar auf jedem Ausflug begleitete er das hohe Paar; er war die maßgebende Stimme desselben. Ueber alle Höflinge war er emporgestiegen; unvermeidlich mußte er der Gegenstand ihres Neides werden, und zwar um so mehr, als die Königin ihre Zuneigung zu ihm der Welt mit großer Unvorsichtigkeit zeigte, und als er selber durch diese Zuneigung sein Ansehen öffentlich documentiren wollte. Ein Bürgerlicher, ein einfacher Doctor, ein Parvenu, wurde er verächtlich als Favorit bezeichnet. Seiner hohen Protectorin sicher, fragte er nicht danach. Der indolente König ließ ihn gewähren; ja, von Eifersucht gänzlich frei, schien derselbe das unerlaubte Verhältniß fast zu begünstigen.

Allein für St. war auch dies nur ein Mittel zum Zweck, so sehr er gleich sich dadurch mit seiner Selbstliebe und seinem sinnlichen Behagen geschmeichelt fand, und so sehr er sich der Königin, ohne sie zu lieben, wie er von ihr geliebt wurde, verpflichtet fühlte und ihr aufrichtig ergeben war. Sein Zweck war, ohne daß er es vorzeitig merken ließ: mit dem König und durch denselben das Land zu beherrschen, die absolute Monarchie, welche Dänemark darstellte, im Sinne des aufgeklärten Despotismus zu regieren und zu reformiren, seine vor Rantzau in Altona entwickelten Theorien damit zu praktischer Ausführung zu bringen. Und eine Reise der Majestäten nach Holstein im Sommer 1770 gab ihm Hoffnung, daß es dazu kommen werde, als unterwegs fast der ganze sie begleitende Hofstaat und selbst der Minister Graf Bernstorff plötzlich nach Kopenhagen heimgeschickt wurde. Auf den besonderen Wunsch des so fast allein mit dem Königspaar zurückbleibenden St. wurde dagegen jener bisher wie in einer Art Verbannung lebende Graf Rantzau, der ausgesprochene Gegner Bernstorff's und seiner Regierungsprincipien, herangezogen und wiederum in Gnaden aufgenommen. Jetzt hatte St. gewonnenes Spiel, und Jedermann sah große Umwälzungen am Hof wie in der Regierung voraus. Drei königliche Cabinetsbefehle, vom 4. September datirt, galten als sein gegen Bernstorff gerichtetes Manifest. Sie signalisirten den bevorstehenden Sturz dieses Ministers, indem sie theils einen Fehlgriff seiner auswärtigen Politik — eine kostspielige, doch aber wegen unzureichender Rüstungen verunglückte Expedition Dänemarks gegen den Seeräuberstaat Algier —, theils Mißbräuche betrafen, die während seiner langen Regierung im Innern des Landes fortgewuchert hatten. Ein solcher Mißbrauch war namentlich die bisher übliche übermäßige Verleihung von Ehrentiteln; nach dem bezüglichen Cabinetsbefehl sollte fortan damit sparsam verfahren, sollten nur noch Männer von wirklichem Verdienst eines Charakters oder einer Standeserhöhung gewürdigt werden. Der dritte dieser königlichen Befehle war aber der wichtigste und ohne Frage von epochemachender Bedeutung, indem er die drückende und oft jedenfalls mit Chicanen verknüpfte Censur, unter welcher St. selbst als Schriftsteller gelitten hatte, völlig aufhob und für die dänische Monarchie das Recht einer uneingeschränkten Preßfreiheit verkündigte.

Bernstorff's Entlassung erfolgte bereits am 15. September und die der übrigen Minister, der alten Perücken, wie Rantzau mit bezeichnendem Hohn sie nannte, daneben auch vieler anderer höherer Beamten in den nächsten Wochen oder Monaten. Gedeckt durch die Königin, die an des Königs Stelle getreten war, beschlossen St. und Rantzau, sich in die Summe der Staatsgeschäfte zu theilen, letzterer das Kriegswesen und die hohe Politik, ersterer alles Uebrige und dies zugleich zu leiten. Beide verschmähten zunächst den Ministertitel, und mit der Einfachheit eines Cincinnatus schien wenigstens St. an seine schwierige selbstgestellte Aufgabe zu gehen. Andrerseits aber wurde ihm seine formelle Zurückhaltung von Anfang an auch als Verlegenheit oder gar als Furcht ausgelegt: und das zumal, da die unerwartete Entlassung des trotz aller Fehler sehr ver-

dienstvollen und überall hochgeachteten Bernstorff als ein Werk der Intrigue weithin im Lande Unwillen erregte. Empfindliche Störungen drohten alsbald im Lauf der auswärtigen Geschäfte einzutreten; da es keinen Minister des Auswärtigen mehr gab, wurde den fremden Gesandten durch eine königliche Note eröffnet, daß sie in Angelegenheiten, die keinen Aufschub duldeten, sich schriftlich an den König selber wenden möchten; die dänischen Diplomaten im Ausland hatten ihre Berichte an das scheinbar führerlose „Bureau für die ausländischen Angelegenheiten in Kopenhagen" einzusenden. Die ungünstigste Wirkung übte aber Bernstorff's Entlassung auf das Verhältniß Dänemarks zu Rußland aus. Der bekannte provisorische Tractat von 1767, den dieser Minister mit der Zarin Catharina II. zur Ausbreitung und Befestigung der dänischen Herrschaft über ganz Schleswig und Holstein zu Stande gebracht hatte, schien sofort wieder in Frage gestellt; in höchstem Grade mißgestimmt über seine Entlassung wie über das Emporkommen des ihr von früher her verhaßten Rantzau, erklärte Catharina den Tractat für suspendirt. Und schnell traten unter dem Schüren des gewissenlosen Rantzau Verwicklungen ein, die selbst einen Krieg mit Rußland befürchten ließen, die indeß St., obwohl im ersten Moment von ihm fortgerissen, klug genug war, bei Zeiten durch vorsichtiges Einlenken beizulegen. Hinweg über Rantzau, dessen Gefährlichkeit er schon bei dieser Gelegenheit erkennen mußte, den er trotzdem noch keineswegs fallen lassen wollte, zog er, als der wahre Premierminister, obwohl mit seinem Titel „Conferenzrath" sich noch begnügend, den Grafen v. d. Osten an seine Seite. Er berief diesen, der als ehemaliger dänischer Gesandter in Petersburg Erfahrungen gesammelt hatte, bereits im December 1770 zum Minister des Auswärtigen. Zwar blieb das Verhältniß zwischen beiden Reichen ein sehr kühles; St. suchte sich aber damit zu trösten, daß es wenigstens auch ein friedliches blieb. Ja, im Gegensatz zu der allzu großen Fügsamkeit, die Bernstorff Rußland aus Rücksicht auf jenen provisorischen Tractat bewiesen hatte, wollte er nun der dänischen Monarchie eine feste selbständige Haltung hier wie insgemein nach außen hin geben. Entschlossen, jeden fremden Einfluß auf die inneren Angelegenheiten zurückzuweisen, verzichtete er umgekehrt auf die Interventionspolitik seiner Vorgänger in Bezug auf schwächere Nachbarstaaten, vornehmlich auf ihre in gehorsamem Anschluß an Rußland thätig gewesene Einmischung in die Parteiverhältnisse des tief in sich gespaltenen und damit zur Ohnmacht verdammten Schwedens. Graf v. d. Osten, der trotz seines höheren Titels für den schon allgewaltigen St. doch nicht mehr als „eine Art Departementsdirector" war, mußte sich, wohl oder übel, nach diesem jedenfalls an sich vernünftigen Princip einer durchgehenden Neutralität richten. St. erachtete die letztere ebenso wie den auswärtigen Frieden für nothwendig, um sich desto intensiver der Ausführung seiner inneren Reformen widmen zu können. Das war ihm unter allen Umständen die Hauptsache. Er fühlte sich berufen, sämmtliche Mißbräuche ohne Ausnahme im Staat abzuschaffen, und erklärte gelegentlich, in der Regierung desselben keinen Stein auf dem anderen lassen zu wollen.

Um aber dazu möglichst freie Hand zu bekommen, verfolgte er von Anfang an die Tendenz, an die Stelle der bisherigen Collegialregierung die reine Cabinetsregierung, mit anderen Worten seine persönliche Regierung zu setzen. Durch königliche Cabinetsbefehle vom November und December 1770 wurden sämmtliche Regierungscollegien in einfache Bureaus mit engumschriebenen Befugnissen umgewandelt, wobei jedoch auch auf die Beschleunigung des Geschäftsganges besonderes Gewicht gelegt ward. Und es erschien nur als die Consequenz dieser Umwandlung sowie jener allgemeinen Ministerentlassung, daß er durch eine königliche Acte vom 27. December das aus den Chefs der Regierungscollegien bestehende Geheime Etatsconseil, das stolzeste und ehrwürdigste aller Collegien überhaupt,

vermuthlich noch mit Rantzau's nachdrücklicher Unterstützung förmlich aufheben ließ. War dasselbe für den Einen wie den Andern doch eine Kette an Hand und Fuß, für St. ohnehin ein unliebsames aristokratisches Gegengewicht gegen die rein monarchischen Bestrebungen, die er vertrat oder zu vertreten vorgab. Wie Friedrich der Große sein eigener Minister und Rathgeber war, so wollte eben auch St. im Namen oder anstatt König Christian's dies sein. Und er gedachte zu herrschen nach dem Vorbilde Friedrich's, wie ihm denn auch die preußische Verwaltung vor jeder anderen als Muster diente. Gewiß ist, daß er nach diesem Muster viel Zweckmäßiges schuf, die Staatsmaschine wesentlich vereinfachte, Ordnung und Sparsamkeit herstellte. Systematische Sparsamkeit erkannte er als ein Gebot für die Verbesserung der zerrütteten Finanzen. Freilich nicht ohne persönliche Härte, wurden Pensionen und Gnadengehälter so viel als möglich beschnitten, Höflinge, die ihm als Nichtsthuer oder Schmarotzer galten, mit ihren Familien fortgeschickt. Dem herrschenden Luxus trat er auf allen Seiten entgegen; den Künsten wurde die reiche Unterstützung, die sie bis dahin vom Hofe genossen hatten, entzogen oder doch außerordentlich verkürzt. Auch Industrie und Handel sollten keine Unterstützung mehr für Experimente und künstliche Operationen erhalten, Manufacturen und Fabriken, die nicht anders als auf Kosten des Staats bestehen könnten, ohne weiteres eingehen; so wurden z. B. die nur mit Verlust arbeitenden königlichen Seidenfabriken sofort geschlossen. Sein Hauptaugenmerk richtete St., wie man sich denken kann, unmittelbar auf die Finanzverwaltung selber. Ein ganz neues Finanzcollegium ward im Frühjahr 1771 errichtet, das, da vor allem im Finanz- und Cameralwesen Einheit noth that, die allgemeine Aufsicht über dieses im vollen Umfang des Reiches und seiner zugehörigen Provinzen führen sollte, zugleich aber ebenfalls in mehrere Bureaus, in vier scharf gesonderte Departements für die einzelnen Zweige der Finanzen getheilt wurde; den letzteren wurde außerdem je eine dänische, eine norwegische, eine deutsche Kammer angegliedert. Eine glückliche Wahl traf St., indem er seinen älteren Bruder Karl August, der während eines langen Aufenthalts in Preußen die dortige Administration eingehender studirt hatte, durch König Christian zum Finanzdeputirten berufen ließ. Freilich hatte er auch dabei einen Hintergedanken: ohne ihn selbst, der die Hand über die Privatcasse des Königs hielt, und seinen Bruder, der im Finanzcollegium dominirte, durfte hinfort kein Thaler mehr ausgegeben werden. Auf jeden Fall war die Neuordnung des Finanzwesens, wie sich bald aus der Vermehrung der Einkünfte und der Verminderung der Ausgaben ergab, ein unleugbares Verdienst dieser beiden Männer. — Eine durchgreifende Förderung erfuhr gleichzeitig durch St. die Rechtspflege, an sich schon durch die Reorganisation des Gerichtswesens, vornehmlich durch die Begründung einer allgemeinen centralisirten Gerichtsbarkeit in der Hauptstadt, des „Hof- und Stadtgerichtes", mit Beseitigung der vielen bisherigen privilegirten Gerichte daselbst, nach dem Grundsatz der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz. Hierzu trug dann aber auch die Verbesserung des Proceßverfahrens, die Aufhebung veralteter und inhumaner Gesetze, die Milderung der Strafgesetze, die Abschaffung der Sporteln wesentlich bei. Im Zusammenhang mit diesen Neuerungen stand die Umgestaltung der Stadtverfassung von Kopenhagen, welches bei seiner bisherigen, dem Mißbrauch der Vetterschaften wie dem Schlendrian allzu leicht Vorschub leistenden Verfassung nur als ein mangelhaft verwalteter Ort bezeichnet werden konnte. Der alte Magistrat mit der ihm zur Seite stehenden Versammlung deputirter Bürger und Notabeln, der sog. zweiunddreißig Männer, wurde aufgehoben und durch einen ganz neuen, zunächst vom König ernannten Rath ersetzt; doch sollten, mit Ausnahme der Bürgermeister und des Syndikus, die Rathmänner in Zukunft von der Bürgerschaft, aus deren Mitte jährlich gewählt werden (königl. Rescript vom 2. April

1771). So hoffte St. die städtische Verwaltung zum allgemeinen Nutzen nach oben wie nach unten hin abhängiger zu machen, wozu nun insbesondere mitwirkte, daß dieser neuen Stadtobrigkeit die richterliche Gewalt seiner Vorgängerin gänzlich entzogen worden war. — Kurz zuvor schon hatte er dem Protectionswesen durch die gesetzliche Vernichtung des Lakaismus, d. h. durch das Verbot der Zulassung von Domestiken zu den öffentlichen Aemtern (Cabinetsordre vom 12. Februar), einen wuchtigen Streich versetzt.

Auf die allgemeine Wohlfahrt vorzüglich Bedacht nehmend, brachte St. überall seine philanthropischen Ideen zur Geltung. Der Armen und der Bedrängten nahm er sich an. Er war eifrig bestrebt, der herrschenden, durch Mißwachs und andere Umstände hervorgerufenen Theuerung durch Verbote der Ausfuhr und durch Erleichterung der Einfuhr aller Arten von Getreide zu wehren; er sorgte für die Anlage von Reservemagazinen und für billige Brotpreise zu Gunsten der vielen Unvermögenden in Kopenhagen. Er dachte an rationelle Verbesserung des Armenwesens ebenso wie an völlige Befreiung der Bauern von der zwar nicht mehr rechtlich, indeß noch thatsächlich bestehenden Leibeigenschaft. Was die frühere Regierung nach dieser Richtung hin gethan, hatte keine nennenswerthe Erfolge gehabt; von der seinigen durfte man sich solche versprechen. Eine Ordonnanz zu genauer Abgrenzung der Frohndienste und zu wesentlicher Beschränkung der gutsherrlichen Willkür (vom 20. Februar) bedeutete einen guten Anfang. In seiner Absicht lag ferner auch die Aufhebung der verknöcherten Zünfte. Ein Gebiet, auf dem er als ehemaliger Arzt vornehmlich berufen schien wohlthätig zu wirken, war das Sanitätswesen. Um die öffentliche Gesundheitspflege machte er sich verdient durch die Reorganisation der Hospitäler, durch die Ausbreitung der Blatternimpfung, durch die von ihm bewirkte Bearbeitung einer neuen Pharmakopöe.

Bei der Fülle seiner Neuerungen fehlte es freilich nicht an allerhand sehr anfechtbaren Verordnungen. Die Zahlenlotterie, die er — zumeist wohl aus finanziellen Gründen — durch ein königliches Octroi vom 12. Januar 1771 einführen ließ, war in moralischer wie ökonomischer Hinsicht verwerflich. In moralischer trug St. überhaupt nun die laxesten Grundsätze selbst als Leiter der Regierung zur Schau. Er war ein Feind aller vom Staat dictirten Sittengesetze, da er fand, daß der Staat sich um Sitten und Handlungen seiner Unterthanen nicht zu bekümmern habe, insofern nicht die Ruhe und die Sicherheit der Gesellschaft durch dieselben unmittelbar betroffen würden. Im Gegensatz zu den drakonischen Polizeigesetzen aus vergangenen Zeiten, durch deren Zwang nur zu häufig heimliche Laster neben der Heuchelei hervorgerufen sein mochten, gewährte er einer von Kirche und Polizei bis dahin aufs strengste bevormundeten Nation auf einmal Freiheiten aller Art. Zu ihrer Aufheiterung, die sie nach seiner Meinung auch besser machen würde, ließ er bisher kaum gekannte Vergnügungen zu. In Wirthshäusern und Schankstätten hob er die Polizeiaufsicht auf. An bestimmten Tagen ließ er auf den Marktplätzen Kopenhagens öffentliche Musik aufführen; an Sonn- und Festtagen, was in Dänemark noch nicht der Fall gewesen war, gestattete er Schauspiele und Concerte. Zu festlichen Aufzügen, Wettrennen, Maskeraden erhielt das Publicum häufig freien Zutritt. Er erlaubte sogar die Errichtung einer Pharaobank im Rosenborger Schloßgarten, der außerdem bis tief in die Nacht fortan geöffnet blieb und so zum Schauplatz mannigfacher Orgien wurde. — Auch an sich zu rechtfertigende Anordnungen, die er als Mediciner oder sonst aus praktischen oder humanen Gründen traf, schienen unter den Umständen einen Beigeschmack zu haben, als begünstige er die Corruption. So die größere Zulassung von öffentlichen, unter ärztlicher Controle stehenden Häusern; so die Herstellung eines Findelhauses in der Hauptstadt und einer königlichen Erziehungsstiftung für Findelkinder, zu deren Unterhaltung eine Steuer

auf Luxuspferde erhoben wurde; so auch die Beschränkung der zahlreichen Feiertage in Dänemark, die freilich allzu sehr dem Müßiggang und der Trunkenheit gedient hatten. Dazu kam ferner die Abschaffung aller Strafen für Ehebrecher und Mädchenverführer, diejenige der an sich immerhin bedenklichen Geld- und Gefängnißstrafen wegen außerehelicher Geburten, die Aufhebung des Verbots von Heirathen zwischen Ehebrechern, sowie die Bestimmung, daß niemand überhaupt mehr in Ehebruchsfällen klagbar werden dürfe, als der beleidigte Gatte.

Es war Struensee's Unglück, daß man diese unter den obwaltenden Verhältnissen mehr oder minder gefährlichen Neuerungen nicht bloß als einen Commentar zu seinen moralischen Grundsätzen, sondern direct auch zu seinem persönlichen Lebenswandel auffaßte. Und der Tadel, der Widerspruch, auf den sie dadurch in verschärftem Maaße stießen, übertönte gar bald das Lob, das seine unzweideutigen Bemühungen um Hebung von Wohlfahrt und Bildung, seine wohlberechtigte Förderung von Toleranz und Humanität, seine zahlreichen Anregungen und Verbesserungen auf politischem wie socialem Gebiete bei allen Unbefangenen fanden. Allerdings war seine Reformsucht an sich schon viel zu ungestüm, sein ganzes Vorgehen ein zu übereiltes, als daß Störungen und Erschütterungen im Gange der Geschäfte hätten ausbleiben können. Eben dadurch, wie durch die Härte, mit welcher die von ihm nicht für berechtigt angesehenen, die privilegirten, die sonst ihm im Wege stehenden Existenzen infolge seiner jähen Umwandlungen betroffen wurden, ward das Gute und Vortheilhafte, das er schaffen wollte, großentheils von vornherein aufgehoben oder durch empfindliche Nachtheile aufgewogen. Die Kopenhagener Bürgerschaft, die wider sein Erwarten in der Beseitigung jener zweiunddreißig Notabeln einen ihr selber angethanen Schimpf erblickte, zeigte sich um so mißmuthiger, als der durch ihn veranlaßte Wegzug vieler der vornehmsten Familien aus der Hauptstadt Handel und Wandel daselbst merklich beeinträchtigte. Der Ausfall im Miethzins der Wohnungen wie im Absatz des Kleinhandels wurde überdies noch durch den Abgang zahlreicher Arbeiter erhöht, die, über Nacht brodlos geworden durch das plötzliche Aufhören der nicht rentablen Fabriken, der Prachtbauten und sonstiger luxuriöser Unternehmungen, sich nach anderer Arbeit an anderen Orten umsehen mußten. So litt die Hauptstadt — die um Mitte 1771 bereits von mehr als 4000 ihrer Einwohner verlassen war — und die große Menge zu gleicher Zeit schwer, obwohl doch St. sich beider materiell wie auch sonst annahm. — Ohne Rücksicht auf die Herkunft und die noch vor kurzem herrschende Protection, bloß nach ihren Fähigkeiten wählte er seine Beamten, und meist gelang es ihm wirklich, für seine Zwecke die brauchbarsten Männer zu finden. Aber er überbürdete sie dann auch mit Arbeiten, die sich auf die Durchführung seiner Reformen bezogen und derentwegen die laufenden Geschäfte oft massenhaft liegen bleiben mußten. Dabei verbat er sich als echter Dictator alle Einwendungen und Erinnerungen, zu der sie größere Sachkenntniß und praktische Erfahrung im Sinne behutsamen Vorgehens und zur Vermeidung schroffer Uebereilungen gewiß berechtigt haben würde. Von niemand wollte dieser unfehlbare Theoretiker belehrt sein, und er wies mit kategorischer Heftigkeit selbst die ihm näher Stehenden, die einmal eine andere Ansicht äußerten, zurück. Er konnte dann auch sie ohne weiteres fallen lassen, wie er bei seiner Umwälzung der alten Collegien und andrerseits aus Sparsamkeitsgründen schon zahlreiche Amtsentsetzungen, in der Mehrzahl der Fälle selbst ohne Gewährung von Pension und Entschädigung, vorgenommen hatte. Thatsächlich war denn niemand seiner Stelle mehr sicher. Er schuf damit in einem Staat, der an sich wenig Industrielle, desto mehr Beamte und Diener der Krone hatte, zahllose Mißvergnügte; und auch dieses Mißvergnügen der Bureaukratie übte naturgemäß eine ungünstige Rückwirkung auf die Arbeiten selber aus. — Die

meisten Feinde erwuchsen ihm in dem Heer jener ehemals Privilegirten. Die Lakaien, der Aussicht auf die übliche Beförderung zu Räthen und Amtsleuten beraubt, die Zunftmeister, denen die Aufhebung ihrer Zünfte bevorstand, haßten ihn. Die gefährlichste Feindschaft aber zog er sich von seiten des Adels und der Geistlichkeit, der beiden berufenen Hauptstützen der absoluten Monarchie, zu. Die orthodoxen Prediger erkannten ihn als Atheisten, und schon jene Beschränkung der Feiertage galt ihnen als Gotteslästerung. Sie verdammten ihn als unwürdig, wie er seinerseits den Adel verdammte. Durch die vollendete Rücksichtslosigkeit, mit der er die Vornehmen behandelte und in allen ihren Privilegien zugleich angriff, wollte er, wie man annahm, ihren Stand zu Grunde richten. Nicht genug, daß er ihnen — mit jener einen Ausnahme — die Ministerstellen verschloß, sie in großer Anzahl aus den ansehnlicheren Aemtern, die sie stets als ihre Domäne betrachtet, entfernte und sie allmählich ganz entfernen zu wollen schien. Nicht genug, daß er sie in ihrer Eigenschaft als Gutsherren durch Beschränkung der Bauernfrohnden und andere Maßregeln kränkte, daß er ferner so viele adlige Familien vom Hofe förmlich ins Elend schickte. Durch sein Vorhaben, die Armee auf mehr als die Hälfte zu reduciren, beleidigte er noch insbesondere den Officierstand und durch die im Mai 1771 erfolgte Verabschiedung der berittenen Garde, mit der er dies Vorhaben gleichsam einweihte, hier wieder die Adligen in erster Reihe. Und so fast in allem Uebrigen. Ihr Stolz empörte sich bei dem Gedanken, von einem gemeinen Emporkömmling, noch dazu einem derartigen „Favoriten" sich maßregeln lassen zu sollen.

Auch Graf Rantzau ertrug es nicht, daß dieser niedrig Geborene, den er sich zum Werkzeug ausersehen, der immer nur seine Creatur hatte sein sollen, über ihn hinweg gestiegen war und ihn bei Seite geschoben hatte. Nicht minder widerwärtig war es aber dem Grafen Osten, als Minister des Auswärtigen ganz von St. und dessen Weisungen abhängen, auch nicht wie er zum König unmittelbaren Zutritt haben zu sollen. In letzterer Hinsicht ging es jedoch auch den fremden Gesandten am Hofe nicht besser. St. wagte es, sogar sie, die zu fürchten er freilich noch besondere Ursachen hatte, in möglichster Entfernung zu halten, so daß sie nicht einmal mehr zu Privataudienzen bei den Majestäten zugelassen wurden. Durchgehends zeigte er, wie sehr es ihm auf die absolute und widerspruchslose Beherrschung des Hofes ankam; und unter dieser Voraussetzung glaubte er, zu seinem Verhängniß, keiner Partei im Lande als Stütze weiter zu bedürfen. Radical despotisch, gleich Joseph II. sich wild überstürzend, hatte er so wenig als dieser eine Ahnung von der Macht der Ueberlieferung und ebenso wenig von der Macht des Vorurtheils. In seiner persönlich nur allzu precären Stellung meinte er sich hinreichend durch die nach außen hin verbreitete Fiction zu decken, daß er ganz im Auftrag des — thatsächlich zwischen Stumpfheit und Wahnwitz schwankenden — Monarchen handle, das Organ der Gedanken Seiner Majestät sei. Durch bloße Cabinetsbefehle ließ er seine neuen Gesetze, darunter auch seine einschneidendsten Reformen verkündigen. Wenn ein derartiges Verfahren schon durchaus ungewöhnlich war, so wurde es dadurch, daß diese Befehle sämmtlich auf deutsch abgefaßt waren, für die Nationaldänen geradezu tief verletzend. Die Sprache verrieth jeden Augenblick die wahre Stimme des Orakels, die Herrschaft eines Fremdlings in ihren Landen, die durch seine Entschuldigung, daß er keine Zeit habe, dänisch zu lernen, nur noch verhaßter werden mußte.

Am schwersten wurde aber doch empfunden, wie und wodurch das beispiellose Emporsteigen Struensee's überhaupt erst ermöglicht worden war — sein Verhältniß zur Königin Caroline Mathilde, über welches die große Unvorsichtigkeit Beider, ihr stetes und auffallendes Zusammensein weder der Dienerschaft bei Hofe noch anderen Einsichtigen einen Zweifel übrig ließ. Er hatte sich ein=

genistet an diesem Hof. Er hatte ihm nach Verdrängung der gewohnten aristokratischen Gesellschaft, ja nach Zurücksetzung und wenigstens indirecter Fernhaltung der Königinwittwe Juliane Marie, der Stiefmutter König Christian's, sowie ihres Sohnes, des sog. Erbprinzen Friedrich, gleichsam den Stempel eines gut bürgerlichen Hauses aufgedrückt, in dem er selbst sich Herr wie im Staate fühlte. Dank der Preßfreiheit, die er selber erst geschaffen, erschienen seit dem Frühjahr 1771 Pamphlete mit Anspielungen auf das Verhältniß Struensee's zur Königin, die, obwohl Beide nicht genannt waren, doch keiner Mißdeutung unterliegen konnten — Pamphlete zugleich auf seine exorbitante Stellung im Staat wie auf das Schattenkönigthum Christian's. Als am 7. Juli Caroline Mathilde einer Tochter genas, zeigte sich Hoch und Niedrig in demonstrativer Weise kalt und zurückhaltend; die öffentliche Meinung schien dieselbe als Prinzessin, als ein Glied des erlauchten Hauses Oldenburg nicht anerkennen zu wollen, wenn sie auch durch die Anzeige ihrer Geburt an die auswärtigen Höfe und durch die Tauffeierlichkeit officiell als legitim erklärt ward. In den nämlichen Tagen, am 14., beging St. den unbegreiflichen Fehler, sich zum Geheimen Cabinetsminister ernennen und gleich darauf sich in den dänischen Grafenstand erheben, sich außerdem zu standesgemäßer Ausstattung die Summe von 60 000 Reichsthalern vom Könige schenken zu lassen. Ersteres war ein in Dänemark bisher nicht gekannter Titel, und er bedeutete, durch eine bezügliche Cabinetsordre vom 15. näher erläutert, ein Amt, eine Machtbefugniß, wie sie ebenfalls bisher noch keinem Unterthanen anvertraut gewesen war. St. durfte hinfort im Namen des Königs und ohne dessen Unterschrift Cabinetsbefehle ertheilen, die vollkommen respectirt werden sollten, als wenn sie der König selbst unterzeichnet hätte. Alle Behörden und Beamten sollten ihnen unbedingte, augenblickliche Folge leisten. Was er thatsächlich allerdings längst schon besaß, die exclusive Gewalt, erhielt er demnach mit dem exclusiven Titel auch officiell. Folgerichtig konnte kein anderer Minister mehr neben ihm bestehen; und man nahm an, daß Graf Osten ihm auch als Minister des Auswärtigen förmlich werde weichen müssen. Nach zehn Monaten seiner Regierungsthätigkeit hatte St. sich nun als Reichsverweser, als Großvezier offenbart. Es war ein überaus gewagter Schritt, von dem sogar seine königliche Freundin ihm vergebens abgerathen hatte, der seine Feinde vermehrte und auch von seinen Anhängern als der herrschenden Lex Regia zuwider für mehr denn unpolitisch gehalten wurde. Bloß er selber hatte gewähnt, seine wankende Autorität dadurch befestigen zu können. Seine Standeserhöhung aber zeigte ihn, den bewußten Verfolger der Vorrechte und Vorurtheile des Adels, erst recht in einem eigenthümlichen Lichte; und vollends inconsequent, selbstsüchtig und habgierig zugleich ließ ihn die großartige Schenkung erscheinen, die er sich im Widerspruch mit seinem Sparsystem, mit seiner durchgreifenden Reduction der Gnadengehälter zugewendet hatte. Fast muthwillig steigerte er damit nach allen Richtungen hin, in allen Schichten wie in allen Provinzen, in Schleswig und Holstein nicht weniger als im eigentlichen Dänemark, die gegen ihn bestehende Erbitterung. Hatte er doch auch dadurch eine neue unverzeihliche Unvorsichtigkeit begangen, daß jene Standeserhöhung am Geburtstage Caroline Mathildens, gleichzeitig dem Tag der Taufe ihres Töchterchens, am 22. Juli erfolgt war — nachdem er sie wenige Monate zuvor, am Geburtstage des Königs, 29. Januar, einen neuen Orden unter dem Namen des Mathildenordens hatte stiften und schon damals zum Gerede der Leute sich von ihr zum Ritter dieses Ordens hatte machen lassen. Die gehässigsten Gerüchte wurden ausgesprengt, die schließlich in der Behauptung gipfelten, daß er nach Entfernung des einfältigen Monarchen die Königin heirathen und, ein neuer Cromwell, sich zum Protector des Reiches ausrufen lassen, ja sich der Krone bemächtigen wolle.

Unter der Einwirkung einer materiellen Nothlage, die St. zu beseitigen versprochen, aber durch die Fehler seines stürmischen und unpolitischen Verfahrens nur noch verschärft hatte, wuchs der allgemeine Unmuth; man stand wie auf einem Vulkan. Und bereits zu Anfang September drohte eine Eruption, indem ein paar hundert in Norwegen angeworbene Matrosen in demonstrativem Aufzug nach dem Schloß Hirschholm, der Sommerresidenz des Hofes kamen. Durch Struensee's Umgestaltung des Admiralitätscollegiums sich mit ihren Forderungen empfindlich zurückgesetzt, sich arg geschädigt fühlend, wollten sie den König persönlich sprechen, um von ihm zu erfahren, ob man auf seinen Befehl sie Noth leiden ließe. Man gab ihren Forderungen nach und traf unter Struensee's Leitung Anordnungen zur Beschwichtigung, die, da sie von der Furcht dictirt erschienen, das gerade Gegentheil bewirkten und die Aufregung nur steigerten. Ein im Namen der Königin am 28. September zu Friedrichsberg veranstaltetes Matrosenfest wurde nach dem gebratenen Ochsen, der dabei zum Schmause diente, spöttisch als Sühnochse bezeichnet; dasselbe gab, unter dem Anwachsen der Schmähschriftenlitteratur, bereits Anlaß zu Gerüchten von einem gegen St. selbst bei dieser Gelegenheit gerichteten Attentat. Er hielt sich mit dem Königspaar zurück und ließ, was bis dahin unnöthig und ungebräuchlich gewesen, die Zugänge zu Hirschholm fortan militärisch streng bewachen, während die Attentatsgerüchte sich thatsächlich von Tag zu Tag mehrten. Bereits am Morgen des 4. October fand man Maueranschläge in Kopenhagen, die den Minister als Tyrannen und Usurpator, als Beleidiger der Majestät für vogelfrei erklärten und offen zum Meuchelmorde wider ihn aufforderten. Der Mißbrauch der Preßfreiheit konnte nicht weiter getrieben werden; und St. sah sich aus Rücksicht auf seine eigene Person veranlaßt, diese Institution, auf die er ganz besonders stolz gewesen war, durch Rescripte vom 7. und 28. des nämlichen Monats zu widerrufen oder doch erheblich einzuschränken. Die Menge der bisherigen Schmähschriften, sowie die anonymen Drohbriefe, die er persönlich erhielt, ließen den nur zu lange sorglos gewesenen Mann auch sonst noch allerhand ernste, militärische und polizeiliche Maßregeln zu seiner und der Königin Sicherheit, sowie zur vollsten Ueberwachung des Königs ergreifen, die den Glauben erweckten, als fiele er plötzlich von einem Extrem in das andere. Sie hatten ohnehin den verhängnißvollen Erfolg, daß sie seine Gegner in dem Glauben bestärkten, er sei im Grunde nur kleinmüthig und furchtsam. War dem so, so galt er nach dem Urtheil der Einsichtigen für verloren.

Der einzige männliche Vertraute, den er noch besaß und an dessen dauernder Freundschaft ihm lag, ja wegen seiner demselben von Anfang an gemachten Confidenzen liegen mußte, stand im Begriff, von ihm abzufallen und ihn zu verrathen. Es war der Kammerherr Enevold v. Brandt, der, schon von Altona her ihm befreundet, von ihm einst zugleich mit Rantzau herangezogen worden war: und dies, um als ständiger Gesellschafter des Königs letzterem die Zeit vertreiben zu helfen, so gut es ging, namentlich aber allen Unbefugten oder Widersachern den Zugang zum Hof, zum Thron zu versperren und unliebsamen Ueberraschungen vorzubauen. Ein bei dem Geisteszustand und der Launenhaftigkeit Christian's wenig erfreuliches, im übrigen geradezu widerwärtiges Amt, welches dadurch nicht erträglicher ward, daß St. ihm noch das Amt des Intendanten der königlichen Schauspiele, sowie des Directors der königlichen Gemäldegalerie und Kunstkammer für seinen Freund hinzugefügt hatte. Brandt vermochte seine künstlerischen Pläne ja doch nicht zur Ausführung zu bringen, da Struensee's Sparsystem die nöthigen Mittel allzu sehr beschnitten hatte. Und auch Brandt's Erhebung in den Grafenstand, die gleichzeitig mit seiner eigenen erfolgt war, auch das gleiche großartige, im Namen des Königs, in Wirklichkeit

durch St. ihm zu theil gewordene Geldgeschenk waren nicht im Stande, ihn zufrieden zu stellen. Offen genug und wiederholt hatte Brandt dem despotischen Leiter der Dinge, in dem auch er den bürgerlichen Parvenu nicht übersehen konnte, sein Mißbehagen unter nachdrücklichen Warnungen ausgesprochen. Durch anonyme Schreiben nun aber selbst gewarnt und mit dem Tode gleich St. bedroht, entwarf er den Plan, seinen Freund, der ihn zum Hüter bestellt hatte, hinterrücks zu stürzen, mit anderen Worten ihn aufzuheben, in Haft zu nehmen und dann für immer aus Dänemark zu verbannen. Dieser Plan scheiterte wegen des auf Brandt lastenden allgemeinen Argwohns. Er hatte dagegen das Mißgeschick, sich in Struensee's bevorstehenden Fall unmittelbar zu verwickeln, indem er (November) durch eine höchst beleidigende Herausforderung von seiten des unberechenbaren und ihm selbst ersichtlich gram gewordenen Königs so gereizt wurde, daß er, sich ganz vergessend, durch Thätlichkeiten sich an ihm, dem Träger der Krone, vergriff. St. aber gereichte auch dies nur zur Erschwerung seines eigenen Unglücks, da er die körperliche Züchtigung Christian's durch Brandt als eine verdiente unter der Hand zu billigen wagte, ohne verhindern zu können, daß das Geheimniß derselben am Hof und von da aus weiter verrathen wurde. Damit gewannen denn die längst bestehenden, wiewohl ungerechten und äußerst gehässigen Berichte, daß der Gesalbte des Herrn von ihm mißhandelt werde, und es gewannen noch schlimmere Verdächtigungen in unerwarteter Weise Nahrung. Es hieß, St. habe es auf das Verderben nicht allein des Königs, sondern auch des berufenen Thronerben abgesehen. Die Wahrheit ist, daß er den dreijährigen Kronprinzen Friedrich, zur Kräftigung seiner zarten Gesundheit und mit ausdrücklicher Billigung seiner liebevollen Mutter, der Königin Caroline Mathilde, schlicht wie ein bürgerliches Kind nach den freilich extremen Ansichten J. J. Rousseau's, bei mäßiger Nahrung erziehen und von früh an sich an ein hartes Lager wie an Frost gewöhnen ließ. Ein böser Zufall aber wollte, daß in eben dieser Zeit, an einem rauhen Herbsttage, bei Gelegenheit einer vom Hofe veranstalteten Parforcejagd, der kleine Prinz zu Hirschholm momentan ohne die nöthige Aufsicht gelassen und demnach fast erstarrt vor Kälte in einem einsamen Schloßgemach gefunden worden war. Und das wurde nun dem als Pädagogen ungeübten, in seiner guten Absicht sicher auch hier zu weit gehenden Theoretiker gleichfalls als Verbrechen angerechnet. Aehnlich geschah es in allen Dingen, so daß es den Feinden Struensee's, die ihm den Tod geschworen hatten und unter denen jetzt sein ehemaliger, inzwischen immer mehr in den Hintergrund gedrängter Freund Graf Rantzau hervorragte, nicht schwer wurde, die Fäden zu einer durchgreifenden Verschwörung zu knüpfen. Denn eine solche galt als unvermeidlich zur Vernichtung des Dictators, der, sich mehr denn je an der Gunst seiner königlichen Freundin sonnend, auf der einen Seite zwar Furcht verrathen hatte, auf der anderen doch noch mit erheucheltem Gleichmuth fortfuhr, nach seinem Belieben zu schalten und zu reformiren.

Anstatt aber wenigstens in seinen Armeereform-Bestrebungen einzuhalten und sich nach so mißlicher Wendung der Dinge womöglich gerade in der Armee noch eine Stütze zu suchen, scheute St. nicht davor zurück, der Auflösung der berittenen Garde auch die der Garde zu Fuß durch eine Cabinetsordre vom 21. December folgen zu lassen. Er übersah, daß in dieser absoluten Monarchie die königliche Leibwache ein Stolz der Nation selber war; und so stachelte er mit dem Unwillen des Adels den der hauptstädtischen Bürgerschaft, bis zum Pöbel herab, aufs ernsteste. Es kam in Kopenhagen zu einer förmlichen Meuterei, die unter dem Namen der Weihnachtsabendfehde bekannt ist und die, da St. sich hierbei von neuem schwach und bis zur Furchtsamkeit nachsichtig gegen die meuternden Soldaten zeigte, die allgemeine Gährung permanent zu machen drohte. Zur

nämlichen Zeit bereitete er auch der orthodoxen Geistlichkeit im Lande noch ein neues Aergerniß durch die Aufhebung alter Verordnungen, welche gegen das Eindringen der mährischen Brüder und ihrer Lehren gerichtet waren. Er leistete einer Ansiedlung der Herrnhuter im Schleswigschen erheblichen Vorschub und zeigte damit eine Toleranz, die unter anderen Verhältnissen Lob verdient haben würde, jetzt aber, wie die Dinge einmal lagen, nur einen neuen Beleg für das Unpolitische seines Verfahrens lieferte. Sein eigener Vater, der Generalsuperintendent von Schleswig und Holstein, sprach sich sehr energisch gegen die Zulassung der Secte aus. Von Angehörigen und Freunden beinahe ganz verlassen, stand der Minister vereinsamt da; und bloß die Königin blieb in ihrer Hingebung und Liebe ihm unentwegt treu. Allen feindlichen Auflehnungen zum Trotz glaubte sie in ihm ein Wesen höherer Art zu sehen und hielt ohne Wanken ihn für auserlesen zum Wohlthäter des Reiches. Noch neue formelle Auszeichnungen, so die Ernennung zum Großkanzler, standen ihm, wie es hieß, bevor. Indeß eine umsichtig und bedächtig vorbereitete, dann schnell und sicher ausgeführte Palastrevolution warf alles zu Boden.

Durch die dreiste Vorspiegelung, daß in allernächster Zeit der Monarch vom Thron gestoßen werden sollte (von hochverrätherischen Machinationen war St. weit entfernt), hatte Graf Rantzau die Bedenken der zaghaften Königinwittwe Juliane Marie, sich mit ihm in ein Complot einzulassen, unter Assistenz ihres Gewissensrathes Professor Guldberg zu überwinden verstanden. Von St. und zweifellos von Caroline Mathilde ebenfalls gekränkt, stellte sie sich an die Spitze der nunmehr auch nach ihrer Ueberzeugung zur Rettung des Staates nothwendig gewordenen Verschwörung. Einer Verschwörung, an der außerdem ein alter Bekannter des Grafen, der aus persönlichen Gründen von dem gleichen Haß gegen St. erfüllte „Generalkriegscommissar“ Beringskjold, ferner der erst vor kurzem an den Hof berufene Generalmajor v. Eickstedt und der wie St. aus Deutschland nach Dänemark eingewanderte Oberst v. Köller thätigen Antheil nahmen. In den ersten Morgenstunden des 17. Januar 1772, nach einem Ballfest auf Schloß Christiansborg, wurde dort zunächst der König von den Verschworenen überrumpelt und, aus dem Schlaf geweckt, zur Ausfertigung verschiedener Vollmachten und Befehle, die sie für ihre Zwecke brauchten, genöthigt. Gleichzeitig aber wurde ebendaselbst auch schon St. in seiner Wohnung durch den ungeduldigen Köller, wenig später Caroline Mathilde durch Rantzau, der ihr den Haftbefehl von seiten ihres Gemahls bereits vorlegen konnte, in ihren Gemächern überfallen und gefangen genommen. Andere Verhaftungen folgten noch in derselben Nacht oder am nächsten Morgen nach. Struensee's Sturz war gelungen und wurde in der Hauptstadt wie im ganzen Lande freudig begrüßt, durch Illumination, durch Dankfeste, von der Kanzel wie in der Presse als ein Ereigniß der Erlösung gefeiert. Ein außerordentlicher Gerichtshof, officiell als Inquisitionscommission bezeichnet, hatte über St. und Brandt, die alsbald nach der Citadelle abgeführt und dort in Ketten geschlossen worden waren, sowie über die anderen verhafteten Männer abzuurtheilen, die, wie sein völlig schuldloser Bruder, als ihre Complicen betrachtet wurden. Der gefallene Cabinetsminister war elend genug, in seinem Verhör vom 21. Februar, nach anfänglichem Widerstande, unter Thränen ein — am 25. noch weiter ausgeführtes — Geständniß abzulegen, welches die Königin Caroline Mathilde in vernichtender Weise compromittirte, aber auch zu seinem Todesurtheil hingereicht haben würde. Ein zweiter außerordentlicher Gerichtshof verurtheilte die unglückliche, auf Schloß Kronborg gefangen sitzende Frau, die nun nicht mehr zu leugnen im Stande war, am 6. April als Ehebrecherin zur Scheidung von ihrem ungeliebten und ihrer Liebe niemals würdig gewesenen Gemahl. Am 25. ward das härteste

Urtheil über St. selbst wie über den mit ihm als unlösbar verbunden geltenden Brandt gefällt. Beide wurden als Majestätsverbrecher ihrer gräflichen und anderen Würden für verlustig erklärt und am 28. öffentlich, auf dem Oesterfelde bei Kopenhagen, nach Abhauung der rechten Hand enthauptet. — Dann folgte naturgemäß eine Zeit der politischen Reaction, die, an die conservativen Tendenzen der früheren Minister anknüpfend, fast alle von St. berufenen Beamten entfernte, alte Institutionen und alte Privilegien wiederherstellte und von seinen Einrichtungen nur das Wenigste bestehen ließ. Gleichwol vermochte sie nicht zu verhindern, daß die fruchtbaren Impulse, die er unter allen Umständen gegeben hatte, künftigen Reformen in freundlicheren Zeiten zu Gute kamen. Tief einschneidend in die allgemeinen Verhältnisse war Struensee's Sturz aber noch besonders dadurch, daß er, obschon in den deutschen Provinzen ebenfalls laut bejubelt, in Dänemark selbst zu einem dauernden nationalen Siege über das Deutschthum ausgedehnt wurde. Ging letzteres nun doch ein für alle Mal der Begünstigung und Bevorzugung verlustig, die es hinsichtlich der Sprache wie der Persönlichkeiten früher von oben her genossen hatte. Es war die Folge von Struensee's beleidigender Geringschätzung des Dänischen. Im allgemeinen hat in seinem Walten und Wirken der aufgeklärte Despotismus des vorigen Jahrhunderts ein Fiasco erlitten, wie es nirgends größer war. Und trotz seiner unleugbaren Begabung, seines unermüdlichen Fleißes, seines redlichen Willens, zu bessern und zu beglücken, war es ein nur allzusehr verschuldetes Fiasco. Denn ohne Kenntniß der Menschen, ohne Achtung vor dem Volk, ohne praktische Erfahrung in den Geschäften, zumal aber auch ohne die persönliche Reinheit des berufenen Staatsmanns, ohne höheres moralisches Bewußtsein, war St. in der Hauptsache doch nur seinem kühnen und blinden Ehrgeiz gefolgt. Ein Amt hatte er ausgeübt, das ihm von Rechtswegen und nach Verdienst nicht gebührte, sondern unter Ausbeutung einer unerlaubten Gunst von ihm usurpirt worden war.

J. K. Höst, Geheime Kabinetsminister Grev Johann Friedrich Struensee og hans Ministerium; deutsch u. d. T.: Der dänische Geheimecabinetsminister Graf Joh. Friedr. Struensee und sein Ministerium. (L. J. Flamand, Christian den Syvendes Hof, eller Struensee og Caroline Mathilde. — G. F. v. Jenssen-Tusch, Die Verschwörung gegen die Königin Caroline Mathilde und die Grafen Struensee und Brandt.) — K. Wittich, Struensee; dies Buch ins dänische übersetzt und durch einen Beitrag des deutschen Verfassers, kursächsische Gesandtschaftsberichte enthaltend, vermehrt von Chr. Blangstrup. — Belangreich sind die englischen Gesandtschaftsberichte bei Fr. v. Raumer, Beiträge zur neueren Geschichte III. Vgl. Mrs. Gillespie Smyth, Memoirs and correspondence of Sir R. M. Keith. — Comte E. de Barthélemy, Struensée d'après les dépêches du ministre de France à Copenhague: Revue d'histoire diplomatique. 1. année. — Zahlreiche Memoirenwerke, insbesondere: Reverdil, Struensée et la cour de Copenhague 1760—1772. — Mémoires de M. de Falckenskiold, officier général au service de S. M. le roi de Danemarck. — Charlotte Dorothea Biehls historiske Breve in Historisk Tidsskrift, udgivet af den danske historiske Forening. III, 4. — Vgl. die Aufsätze von Molbech, Schiern, Holm, Grundtvig, Koch und Anderen in der nämlichen Zeitschrift sowie in Danske Samlinger for Historie, Topographi, Personal- og Literaturhistorie. — G. Hille, Struensee's literarische Thätigkeit: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte XVI. — N. Lassen, Den Struenseeske Proces: Tidsskrift for Retsvidenskab. 1891.

K. Wittich.

Struensee: Karl August v. St., gelehrter Staatsmann der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der ältere Bruder des Grafen St., wurde am 18. August

1735 zu Halle a./S. geboren. Sein Vater, der bekannte evangelische Theolog pietistischer Richtung, Adam St., entstammte einer Neu-Ruppiner Familie, deren Mitglieder bisher in der Regel Tuchmacher gewesen waren. Wie so oft in der deutschen Geschichte, so bildete auch bei den Struensees das Pfarrhaus die Durchgangsstufe zur Ruhmeslaufbahn. Für den geistlichen Beruf bestimmt, studirte St. zu Halle erst Theologie; später wandte er sich jedoch dem Studium der Mathematik und Philosophie zu. Schon mit 22 Jahren erhielt er eine Anstellung als Lehrer in diesen beiden Fächern an der Ritterakademie zu Liegnitz. Das Material an Schülern, das St. dort vorfand: junge Edelleute, die sich in der Regel dem Officiersstande widmeten, sowie der ausbrechende Krieg lenkten ihn auf die Beschäftigung mit den Militärwissenschaften. Er fand keine brauchbaren Handbücher für den kriegswissenschaftlichen Unterricht vor und entschloß sich daher selbst solche abzufassen. Schon nach drei Jahren, 1760, erschienen seine „Anfangsgründe der Artillerie", dem durch seine Bauernfreundlichkeit bekannten schlesischen Minister v. Schlabrendorff gewidmet, ein Werk, das sich durch klare Systematik auszeichnet, Jahrzehnte hindurch das maßgebende Buch dieses Faches war und vielfach, zuletzt noch im J. 1809 (von Hoyer bearbeitet) neu aufgelegt wurde. Erst seit Scharnhorst's Arbeiten veraltete es. Scharnhorst selbst erkannte noch 1789 seine Unentbehrlichkeit an. Aber schon Friedrich II. zollte der Publication seinen warmen Beifall und ließ viele Officiere und Freicorporale Unterricht bei St. nehmen. Bald darauf heirathete St. die Tochter des Stiftsverwalters der Ritterakademie Müller. 1767 erschien als zweite Frucht seiner kriegswissenschaftlichen Studien die „Kriegskunst des Grafen von Sachsen", eine Uebersetzung mit vielen Anmerkungen und einer noch jetzt lesenswerthen längeren Einleitung, in der St. wirkungsvoll den Theoretiker gegen den Praktiker vertheidigt. Gerade als er mit der Herausgabe eines dritten, umfangreichen Werkes „Anfangsgründe der Kriegsbaukunst" beschäftigt war, wurde er von seinem Bruder nach Kopenhagen berufen. Schon am 13. November 1769 zum dänischen Justizrath ernannt, ging er im April 1771, nach vierzehnjähriger Lehrthätigkeit in Liegnitz, nach Dänemark. Von dort erwirkte er sich (4. Mai) den Abschied aus preußischen Diensten. Am 29. Mai 1771 wurde er zum Deputirten im dänischen Finanzcollegium ernannt. Er entwickelte sofort ein hervorragendes Organisationstalent, indem er höchst zweckmäßige, durchgreifende Aenderungen im Behördenwesen vornahm. In kurzer Zeit wußte er ein ungewöhnlich umfangreiches Decernat in seiner Hand zu vereinigen. Aber schon nach dreivierteljähriger Thätigkeit hatte er seine Rolle als dänischer Staatsmann ausgespielt. In den Sturz seines Bruders verwickelt, schmachtete er seit dem 17. Januar 1772 monatelang im Kerker, mußte jedoch endlich wegen notorischer Schuldlosigkeit freigegeben werden. Er traf im Juli in Berlin ein, wo ihn Friedrich II. mit Spannung erwartete, um ihn wieder in Liegnitz zu verwenden. Der Professor, der Struensee's ehemalige Stelle innehatte, sollte sofort versetzt werden, obwol sich kaum ein entsprechender Platz für ihn finden ließ. Aber der preußische Gesandte am dänischen Hofe, v. Arnim, hatte schon berichtet, daß St. in Dänemark die Lust vergangen wäre, wiederum Schulmeister zu sein, daß er vielmehr im Verwaltungsdienst Beschäftigung wünschte.

Dieser Wunsch sollte ihm indeß zunächst noch nicht erfüllt werden; vielmehr wies ihn Friedrich II. noch 1775, als St. schon seit Jahren in Alzenau bei Hainau in Schlesien Grundbesitz erworben und (1774) mit dem dritten Bande seiner „Anfangsgründe der Kriegsbaukunst" seine militärwissenschaftlichen Arbeiten abgeschlossen hatte, mit den schroffen Worten zurück: „Er ist Profesor gewesen und Wen er wäre hier geblieben, so wäre aus Ihm ein tüchtiger Schuhlmann geworden, da er aber in Dännemark gewesen, hätte er lauter große sachen im

Kopff". Kopenhagen war jedoch für St. die hohe Schule in der Finanzpolitik geworden; und mit der ihm eigenen geistigen Beweglichkeit und Leichtigkeit machte er sich jetzt, einer der ersten in Preußen, an ein eingehendes Studium der Volkswirthschaft. Zunächst übersetzte er eine Sammlung von Aufsätzen des Nationalökonomen Isaac de Pinto aus dem Französischen (1776). Zugleich arbeitete er über das neu von Friedrich II. nach dem siebenjährigen Kriege errichtete schlesische Creditwerk, dessen praktischen Werth er als schlesischer Gutsbesitzer kennen lernte. Die in ihrer Art classische Abhandlung über diesen Gegenstand, zugleich eine Charakteristik der bisherigen fridericianischen Finanzpolitik, deren Bewunderer St. ist, erschien vereinigt mit zwei anderen größeren volkswirthschaftlichen Abhandlungen über Staatsanleihen und Getreidehandel im J. 1777. Nunmehr sah sich der König, dessen scharfer Blick jetzt die Brauchbarkeit Struensee's für die Verwaltung erkannte, zu Struensee's unverzüglicher Berufung nach Elbing als Bankdirector bewogen (1777). St. erwarb sich in dieser Stellung wesentliche Verdienste. Außerdem gab er ungenannt ein volkswirthschaftliches Werk heraus: „Kurzgefaßte Beschreibung der Handlung der vornehmsten europäischen Staaten", ein Handbuch, das indeß mehr durch buchhändlerische Speculation veranlaßt zu sein scheint und von St. nicht vollendet wurde. Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes dieses Werkes rührt von Sinapius her. Schon nach wenigen Jahren wurde St., auf Antrag von Schulenburg-Kehnert, in Anerkennung seiner Fähigkeiten zum Director der Seehandlung und Geh. Finanzrath ernannt (21. Januar 1782, nach Görne's Sturz) und siedelte als solcher nach Berlin über. Unter Friedrich II. nicht mehr schriftstellerisch hervortretend, wurde er seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's II. einer der Hauptmitarbeiter der Neuen berlinischen Monatsschrift, in der er u. a. (Mai und Juni 1787) mehrere Abhandlungen mit freihändlerischem Anstrich über freien Getreidehandel in den preußischen Staaten und über freien Gold- und Silberhandel veröffentlichte. Die bemerkenswertheste Arbeit aber war die periodische Besprechung der französischen Finanzverwaltung in den Jahren 1788—1790, in der von Anfang an der gesammten Necker'schen Politik in der vernichtendsten Weise das Urtheil gesprochen wurde. In diesen die allgemeine Aufmerksamkeit erregenden Aufsätzen tritt das klare und gesunde Urtheil des Mathematikers ganz besonders hervor. Später schrieb St. nur noch zwei kleinere volkswirthschaftliche Abhandlungen. So ist er als nationalökonomischer Schriftsteller leider nur Fragmentist geblieben. Daß er eine Kraft ersten Ranges war, erkannten die einsichtsvollen Zeitgenossen sehr bald, so u. a. Mirabeau. Nachdem er 1789 von Dänemark Genugthuung für die ihm 1772 zugefügte Unbill gefordert und diese dadurch erlangt hatte, daß man ihn dänischerseits unter dem Namen St. v. Carlsbach (in Anlehnung an den Namen seiner Mutter, die eine geborene Carl war) adelte, beförderte ihn Friedrich Wilhelm II. am 16. October 1791 an Werder's Stelle zum Minister des Accise-, Zoll-, Commercial- und Fabrikenwesens. Diesen Posten hat St. bis zu seinem Tode, genau 13 Jahre, bekleidet. Er hat jedoch hier nicht die Erwartungen erfüllt, zu denen man bei seinen Anlagen berechtigt gewesen wäre. Sein Ministerium ist als eine Zeit des Stillstandes, der Erschlaffung und Erstarrung zu bezeichnen, ein Urtheil, welches sich weniger darauf gründet, daß er dem Mercantilsystem huldigte und es mit Hartnäckigkeit gegen Friedrich Wilhelm III. vertheidigte. Im Gegentheil, wenn er z. B. am 9. Juli 1798 die Nationalindustrie als die vorzüglichste Quelle des staatlichen Reichthums bezeichnete, die auf alle Weise zu beleben wäre, und wenn er noch am 17. Juni 1800 die schlimmsten Folgen für das preußische Fabrikwesen weissagte, falls nicht die Einfuhrverbote aufs schärfste durchgeführt würden, so bewies er durch diese Haltung für die damalige Zeit durchaus staatsmännisches Verständniß. Er

beharrte damit in den Bahnen der erprobten fridericianischen väterlichen Regierung. Wer St. auf Grund einiger Ansichtsäußerungen, die von der zur Zeit Friedrich's II. und Friedrich Wilhelm's II. herrschenden volkswirthschaftlichen Richtung abweichen, als Freihändler und deswegen als Lichtpunkt in der Finsterniß einer zurückgebliebenen Zeit betrachtet, irrt in doppelter Hinsicht. St. war zugleich ein praktischer, staatsmännischer Kopf, der vielleicht hie und da in der Theorie eine radicale Ansicht entwickelte, der aber schon 1777 erkannt hatte, daß dem Staatsmann gewisse Grenzen gezogen sind, die ihn zuweilen verhindern, das zu thun, was nach seiner Ueberzeugung das Erstrebenswertheste ist.

Struensee's Verwaltung hatte indeß andere sehr erhebliche Mängel. Er hat nichts gethan, um den im Laufe der Zeit unerhört schwerfällig gewordenen Verwaltungsorganismus zu vereinfachen, obwol er selbst am besten die Nothwendigkeit einer Neugestaltung erkannte. Er selbst nannte das indirecte Steuersystem Preußens ein Chaos. In seiner eigensten Domäne, dem Salzdepartement, um das er sich ursprünglich große Verdienste erworben hatte, mußte Stein als sein Nachfolger unverzüglich umfassende Umwälzungen vornehmen, weil der Gang der Geschäfte zu verwickelt und dadurch ein ganz unhaltbarer Zustand geschaffen war. Wiederholt bezeichnete St. die Zeit als den einzigen Reformator; und als man ihm die Nothwendigkeit einer Reform vorhielt, gab er in seiner phlegmatischen Weise zur Antwort: „Eine Zeit lang wird die Pastete wol noch halten". Sehr bezeichnend ist es auch für ihn, wenn er am 18. Juni 1801 an Beyme schreibt: „Ich habe bei meinem Alter nicht mehr die erforderliche Courage, um den Kampf zwischen fabriquen und Meßhandel noch einmal durchzufechten". Er fühlte sich also selbst zu alt für sein Amt. In den Finanzverlegenheiten Friedrich Wilhelm's II. hat er, obwol die Steuerkraft Preußens nicht übermäßig angestrengt war und die fridericianische Zeit viel größere Opfer verlangt hatte, nicht vermocht, genügende Hülfsquellen zu erschließen, ein Umstand, der gleichfalls in seiner Reformmüdigkeit begründet sein dürfte. Seine politische Haltung erhellt aus der Thatsache, daß er einer der eifrigsten Fürsprecher der traurigen Friedenspolitik Preußens seit 1795 war, bei offenbarer Hinneigung zu Frankreich. Er hat für das Zustandekommen des Baseler Friedensvertrages gewirkt und ebenso hat er bestimmenden Einfluß auf die Maßnahmen von 1799 gehabt. Auch dies Verhalten erklärt sich zum großen Theil zweifellos aus seinem Ruhebedürfniß. Schön irrt wol nicht, wenn er die dänische Zeit mit ihren Enttäuschungen als die Ursache davon hinstellt, daß St. ein Feind jeder schnellen Aenderung wurde. Sagt doch auch Mirabeau, daß St. las des orages gewesen wäre. Die olympische Ruhe dieses klaren Kopfes, vereinigt mit einem Anflug von liberalem Geist, der sich auch in scharfem, gegensätzlichen Verhältniß zu Hofmännern, wie z. B. dem Minister Grafen Hoym, in der Hinneigung zu den demokratisirenden Tendenzen der französischen Revolution und religiös in ausgesprochener Freigeisterei kundgab, verfehlte indeß, zumal da sich St. daneben auch durch eine gebieterische, äußere Erscheinung auszeichnete, nicht ihren Eindruck auf einige aufstrebende Geister des jungen Preußens, wie auf Theodor v. Schön, Hans v. Held, Beguelin und Kunth. Sein Ministerhotel, das Accisepalais, war eins der gastlichsten Häuser Berlins. St. machte einen Aufwand, der lange nicht durch sein äußerst hohes Gehalt (14 600 Thlr.) gedeckt wurde. Wie der General v. Köckeritz, konnte er die „Verseschmiede" nicht leiden. Daher verkehrten Dichter und Künstler nur wenig bei ihm. Selbst einen amtlichen Bericht Alexander's v. Humboldt verwies er lächelnd als phantastisch zur Umarbeitung an Nöldechen. Nur der Humor der Lichtenberg'schen Schriften behagte ihm. Bei seiner Abneigung gegen Neuerungen ist sein häufiges Eintreten für eine Besserung der pecuniären Lage der Subalternen bemerkenswerth, das von wechselndem Erfolge

begleitet war. Er starb, 69jährig, am 17. October 1804 in Berlin an der Hirnwassersucht und wurde auf seinem Gute Matschdorf bei Frankfurt a. O., einem ehemaligen Johanniterlehen, das er sich im Januar 1792 erworben hatte, begraben. Er hinterließ drei Töchter, von denen die älteste, Henriette, an den kurmärkischen Erblandforstmeister v. Königsmark und die zweite, Friederike, an einen v. Schütze verheirathet war.

Eine interessante Persönlichkeit, ausgezeichnet durch eine glückliche Verbindung von Praxis und Theorie, ragt St. mehr durch wirthschaftliches Wissen als durch ökonomisches Wollen hervor. Von den Ereignissen hin und her getragen, in jeder Lage sich eine Stellung verschaffend, gehört dieser vielseitige Mann weniger zu denen, die die Epoche machen, als zu denen, die von der Epoche gemacht werden. Er behauptet daher wol einen bemerkenswerthen Platz in der Geschichte der deutschen Wissenschaft und des preußischen Beamtenthums. In der allgemeinen Geschichte aber, in der mehr die großen, zeitbewegenden Umstände berücksichtigt werden, kommt er höchstens als hemmende Kraft in Frage.

Die sehr reichhaltigen Acten des Geh. Staats-Archivs zu Berlin. — Struensee's angeführte Werke. — H. H. L. v. Held, Struensee, eine Skizze für diejenigen, denen sein Andenken werth ist. Berlin 1805 (im wesentlichen nur Charakteristik, weniger biographischen Stoff enthaltend). — Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland, München 1874. — Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften III, München 1891. — C. E. Schück, Die Minister Struensee, Hoym und Stein in ihrer Beziehung zu einander und zu den Nothständen in Schlesien 1790/92 und 1804/5 in den Abhdl. d. Schles. Gesellsch. f. vaterländ. Cultur, phil.-hist. Abth., Breslau 1864. — Jens Kragh Höst, Joh. Fr. Struensee u. s. Ministerium. Kopenhagen 1826/27. 2 Bde. — Zuverläßige Nachricht von der großen Staatsveränderung in Dänemark. 2. Aufl. Halle 1772. — M. Philippson, Geschichte des preuß. Staatswesens vom Tode Friedrich's des Großen rc. Bd. 1 u. 2. Leipz. 1880/82. — G. Schmoller in s. Jahrbuch, N. F. 6 (1882) S. 1377/78. — Mirabeau, De la monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand. III. Londr. 1788. p. 393, 406/7. — Aus den Papieren Theod. v. Schön's. Halle a./S. 1875. Bd. I, 29—34. — P. Bailleu, Preußen u. Frankreich. I. Leipz. 1881. — Schmoller-Hintze, Preußische Seidenindustrie. II u. III. Berlin 1892. — (Rother), Verhältnisse des kgl. Seehandlungsinstituts. Berlin 1845. — Pertz, Leben Stein's, passim.

H. v. Petersdorff.

Struggl: Marcus Maria St., Servit, geboren am 16. Jan. 1700 (?) in Kärnten, † am 7. April 1760 in Wien. Er war lange Lector der Theologie im Servitenkloster zu Wien, auch Generalvicar seines Ordens. Seine Werke sind: „Theologia universa in via recentiorum ad usum studentium accommodata“ (2 Fol., Wien 1744); „Tyrocinium confessariorum prope omnibus sufficiens, sive theologia moralis etc.“ (1 Fol., Linz 1751); „Theologia moralis juxta . . . canonicam moralemque doctrinam, quae in praeclaris operibus Benedicti XIV. elucet“ (1 Fol., Ferrara 1758). In der Dogmatik „schließt er sich in eklektischer Weise der antithomistischen Scholastik an“, in der Moral ist er Probabilist.

Werner, Gesch. der kath. Theol. S. 95, 113. — Hurter, Nomenclator (2), 2, 1274.

Reusch.

Strunck: Delphin St. war einer der ehrwürdigsten Vertreter norddeutscher Orgelkunst im 17. Jahrhundert. Ueber seine Lehr- und Wanderjahre wissen wir, wie bei manchem anderen Kunstgenossen, nur Spärliches. Im J. 1601 (wo?) geboren, war er 1630—32 in Wolfenbüttel an St. Beatae Mariae Virginis Organist; er stand also in unmittelbarem Verkehr mit den Vertretern

der Schildt'schen Organistenfamilie. Ueber seinen Aufenthalt in den nächsten Jahren erfahren wir nichts, denn die Angaben einiger Lexika, er sei darnach in Celle gewesen, sind urkundlich nicht erwiesen; erst vom J. 1639 ab, wo ihn die Vorsteher der St. Martinikirche in Braunschweig zum Organisten erwählten, geben die Kirchenbücher genauere Kunde über ihn. Außer freier Wohnung erhielt er 135 Thlr. und 2 Scheffel Roggen als Gehalt. Da unter seinem Amtsvorgänger, Valentin Röther (seit 1617 Organist) das alte Orgelwerk durch ein neues ersetzt war, so hatte St. die beste Gelegenheit, seine „newe vnd verbesserte artt", seine „besondere Musicalische kunst undt geschikligkeit" glänzen zu lassen. Auch außerhalb der Kirche geschah dies; wir erfahren, daß er 1646 „E. E. Rath zu ehren eine Musicalische Comediam von der Maria Magdalena auf dem Altenstadrathhause agiret". Als Braunschweig im Juni 1671 dem Herzog Rudolph August huldigte, componirte St. zu der kirchlichen Feier einen „Musicalischen Glückwünschenden Zuruff" (vergl. Emil Vagel, Musikkatalog von Wolfenbüttel, 1890, S. 45). Mit besonderer Vorliebe trat er für die Compositionen des ihm befreundeten Heinrich Schütz ein, dessen gedruckte Werke St. in seiner Gegend vertrieb, wie es auch Sam. Scheidt in Halle that. Wol unmittelbar nach seiner Anstellung verheirathete sich St. mit Katharine Marie geb. Stubenrauch; der Ehe entsprossen drei Kinder: Nikolaus Adam wurde am 15. Novbr. 1640, Anna Margarete am 23. Febr. 1643, Christian Friedrich am 28. Decbr. 1653 getauft. Nach Ablauf seines Contractes erklärte St., sein Amt ferner nicht verrichten zu können, wenn man sein unzureichendes Gehalt nicht erhöhte. Der neue Contract vom 31. Juli 1650 gewährte ihm denn eine persönliche Zulage von 15 Thalern, da der Kirchenvorstand den tüchtigen Mann nicht verlieren mochte. Man verpflichtete ihn dafür aufs neue, „sich bei St. Martini für einen Organisten unabsetzlich gebrauchen zu lassen, auch mit Musiciren undt orgelschlagen iedesmahl fleißig aufzuwarten". Der 1658 abgelaufene Contract wurde jedenfalls in seinem ganzen Inhalt auch ferner aufrecht erhalten, da die Rechnungsbücher als Strunck's Gehalt bis zu seinem Tode immer dieselbe Summe von 150 Thlr anführen. Kurz vor Michaelis 1667 starb der erst im Mai d. J. an St. Magni in der Altenwik angestellte Organist Esaias Schüler. Zum Nachfolger wurde vorläufig auf ein Jahr St. erwählt, „der sich verpflichtet, das er seinen Sohn wil anhero senden vndt selber auch fleissig auffsicht haben". Der Sohn war natürlich der 12-jährige Christian Friedrich, nicht Nikolaus Adam, welcher längst das Elternhaus verlassen hatte. Den im nächsten Jahre nöthig gewordenen und im Februar 1669 beendigten Neubau der St. Magni-Orgel durch den Orgelbauer Friedrich Besser leitete und überwachte St. In den nächsten Jahren wurden St. außer den beiden genannten Orgeln noch drei andere unterstellt, nämlich die zu St. Aegidien, St. Catharinen und St. Andreas; er selbst oder sein Sohn versah den Dienst. An St. Magni war St. verpflichtet, „allemahl den 6sten Sontag die Orgel selber zu schlagen". Am 28. August 1685 starb Strunck's Frau, bald auch sein jüngster Sohn. Seine Tochter verheirathete sich wol; denn wir hören von einem Herrmann St., der bis 1706 Organist an St. Aegidien in Hannover war. Die Schicksalsschläge in der Familie und die Beschwerden des herannahenden hohen Alters machten ihn körperlich „fast abgelebt" und amtsmüde. Am 13. Juli 1688 kündigte er, „weil er Alters halber nicht mehr hat fortkommen können", den Dienst an St. Magni, den bis Ostern 1689 sein Schüler Stubenrauch (wol ein Verwandter seiner Frau) verwaltete und den dann Heinr. Lorenz Hurlebusch übernahm, ein Schüler A. Kniller's, A. Coberg's und Ehrenstein's. Die übrigen Orgeln waren nach des jüngeren St. Tode längst schon durch jugendfrische Kräfte besetzt. An St. Andreas saß Christoph Blaß (Blaes), ein Schüler Buxtehude's, an St. Katharinen Joach. Konr. Winckler, an St. Ulrich und

Blasius Jakob Bölsche, welchem ebenfalls ein Buxtehude'scher Schüler, Georg Dietrich Leiding, folgte. Im October 1694 wurde St. durch den Tod erlöst; am 12. d. M. fand seine Beisetzung auf dem St. Martinikirchhof statt. Sein unmittelbarer Nachfolger im Hauptamte wurde Blaß, späterhin Hurlebusch. — Für die wichtige Frage nach dem Verhältniß der Orgel zum Gemeindegesang bieten die eben verwertheten Kirchenacten keinen näheren Aufschluß; sie sprechen nur allgemein vom Orgelschlagen. Um so werthvoller sind die Vorschriften der Braunschweig-Lüneburger Kirchenordnung von 1657, um Strunck's künstlerische Wirksamkeit in der Kirche zu beurtheilen (vgl. G. Rietschel, Die Aufgabe der Orgel im Gottesdienste bis in das 18. Jahrh., Leipzig 1893, S. 59). „In der Sonnabendsvesper soll bei dem Hymnus vor dem Magnificat und bei diesem selbst ein Vers um den anderen auf der Orgel gespielt oder zugleich darinnen figuraliter musiziret oder gesungen werden. Bei dem deutschen Psalm oder Hymnus de tempore in den Hauptgottesdiensten kann der Organist auf der Orgel die Gesänge fein langsam in Contrapuncto mit musiziren." Die erhaltenen Orgelcompositionen Strunck's passen in diesen Rahmen vollständig hinein (man findet sie auf der kgl. Bibliothek zu Berlin, Stadtbibliothek zu Lüneburg, Universitätsbibliothek zu Königsberg). Ein Magnificat noni toni, aus drei Versen bestehend, diente zum Vortrag in den Sonnabends-Vespergottesdiensten. Zu diesen kam Herzog Rudolf August von Wolfenbüttel öfter nach Braunschweig herüber, um den Künstler zu hören, den er als Erbprinz schon schätzen gelernt hatte. Die Choralbearbeitung „Laß mich dein sein und bleiben" ist so eine Begleitung „fein langsam in Contrapuncto", ganz im Stile Scheidt's. Die übrigen Compositionen sind Werke, wie sie zum Präambuliren oder zum Postludiren gebraucht wurden: eine Toccata von mächtiger Ausdehnung und Steigerung in der Heranziehung der gewaltigen Ausdrucksmittel der Orgel; eine breit angelegte Fantasie über den Choral „Ich hab mein' Sach' Gott heimgestellt"; drei coloristische Bearbeitungen von Orlandus' „Surrexit pastor bonus", Haßler's „Verbum caro factum est" und eines Anonymen „Tibi laus, tibi gloria". St. steht mit seinem Stil, seinen Formen, seinen Ausdrucksmitteln ganz auf dem Boden der norddeutschen Orgelmusik, wie sie in den Werken Scheidt's, Schildt's und Scheidemann's vor uns lebt. Daß diese Männer directen Einfluß auf St. ausgeübt haben, wird auch durch die biographischen Einzelheiten bestätigt.

Von Litteratur über Strunck wäre nur A. G. Ritter, Zur Geschichte des Orgelspiels, zu nennen, der im 2. Band eine Composition veröffentlicht hat. Die musikalischen Lexica bieten nur dürftige Notizen. Max Seiffert.

Strunck: Nicolaus Adam St., Sohn von Delphin St., war einer der ersten Vertreter der ältesten deutschen Oper. Seine Lebensschicksale waren etwas bewegtere als die seines Vaters. St. wurde am 15. November 1640 in der St. Martinikirche zu Braunschweig getauft; Braunschweig war demnach sein Geburtsort, nicht Celle, wie alle Lexika angeben. Daß er schon im Alter von zwölf Jahren Organist an St. Magni wurde, beruht ebenfalls auf einem Irrthum. Diese Organistenstelle wurde erst 1667 Delphin St. übertragen, welcher jene durch seinen zweiten Sohn, Christian Friedrich, verwalten ließ. St. trieb aber unter Leitung seines Vaters eifrig Musikstudien. So ist es erklärlich, daß er, nachdem er die Braunschweiger Schule absolvirt und die Universität Helmstedt bezogen hatte, die Muße der Ferien benutzte, um bei dem als Violinisten berühmten N. Schnittelbach in Lübeck Unterricht zu nehmen. Hier erlangte St. eine solche virtuose Fertigkeit auf der Violine, daß ihn 1660 Herzog August als ersten Violinisten in seiner Hofcapelle zu Wolfenbüttel anstellte. Doch blieb er nicht lange. Schon 1661 trat er mit 220 Thalern Gehalt in die Capelle des Herzogs Christian Ludwig zu Celle ein. Mit Bewilligung seines Herrn unternahm St. eine Reise nach Wien, wo er sich am Hofe des musikverständigen

Kaisers Leopold I. hören ließ, der den Künstler durch eine goldene Kette auszeichnete. Nach seiner Rückkehr nahm St., da Herzog Christian Ludwig 1665 gestorben war, Dienste in der Capelle des Herzogs Johann Friedrich von Hannover, von wo ihn Hamburg 1678 als Rathsmusicus berief. Schon 1679 wurde er hier städtischer Musikdirector und brachte als solcher in kurzer Zeit neun Opern auf die Hamburger Bühne: 1678 „Der glückselig steigende und der unglücklich fallende Sejanus"; 1680 „Esther", „Doris", „Die drei Töchter Cecrops", „Alceste"; 1683 „Theseus", „Semiramis", „Floretto". Als der Große Kurfürst 1682 Hamburg besuchte, hörte er die Alceste, welche ihm so gefiel, daß er St. als Capellmeister in Berlin zu haben wünschte. Aber der Herzog Ernst August von Hannover konnte den Großen Kurfürsten überbieten; er berief St. zum Kammerorganisten und verlieh ihm eine Präbende als Domherr des reichen Stiftes Beatae Virginis zu Eimbeck. Mit seinem Herzog reiste St. 1685 nach Italien, wo in Rom seine Begegnung mit Arcangelo Corelli erfolgte. In Venedig erreichte St. eine Trauernachricht aus der Heimath; aus diesem Anlaß componirte er am 20. December 1685 ein „Ricercar auf den Tod seiner Mutter". Als St. nach längerer Zeit die Rückreise antrat, suchte er zum zweiten Male Wien auf, wo ihm wiederum ehrenvolle Auszeichnungen zu theil wurden. Als er in Dresden ankam, wurde er im Januar 1688 vom Kurfürsten Johann Georg III. als Vicecapellmeister angestellt, mit einer Besoldung von 500 Thlrn., welche noch in demselben Jahre auf 600 Thlr. stieg; sein vorgesetzter Capellmeister war (seit 1682) Christoph Bernhard. St. mußte sogleich die von Pallavicini begonnene Oper Antiope zu Ende componiren. Im Februar amtirte St. zum ersten Male beim Gottesdienst, und zu Ostern brachte er sein Oratorium „Die Auferstehung Jesu" in der Kirche zu Gehör. Im Februar 1692 ging der Kurfürst Johann Georg IV. nach Berlin, um sich dort zu verloben. Bei dieser Gelegenheit scheint auch St. in Berlin gewesen zu sein, da er in einem Gedichte die Festlichkeiten beschrieben haben soll. Das Jahr 1692 wurde für St. in mehreren Beziehungen ereignißreich. Im November starb Bernhard, St. wurde sein Nachfolger als erster Capellmeister. Schon vorher, im Juni, hatte St. von dem Kurfürsten ein Privileg zur Errichtung einer deutschen Oper in Leipzig erhalten. In dem Erlaubnißdecret hatte der Kurfürst die Hoffnung ausgesprochen, es werde die Leipziger Oper zur Beförderung der Kunst und zugleich hinsichtlich der Instrumentalisten eine Art Vorschule für die Dresdener Oper abgeben. Die Eröffnung des neuen Theaters am Brühl fand Anfang Mai 1693 mit Strunck's Alceste statt. Da nur während der drei Messen gespielt wurde, konnte St. daneben bequem seine Amtspflichten in Dresden erfüllen. Mit der Oper, für welche er selbst 16 Singspiele schrieb, machte aber St. schlechte Geschäfte; er setzte sein ganzes Geld zu. Zum Unglück löste nun noch 1697 Kurfürst Friedrich August die Dresdener Hofcapelle auf, so daß St. seiner Stellung verlustig ging. Nur eine kleine Entschädigung wurde ihm zu theil dadurch, daß er 1699 mit einem Gehalt von 300 Thlrn. die Oberaufsicht über alle Capellen im Lande erhielt. Nur solche Capellen, deren Directoren von St. eingesetzt wären, sollten auf Hochzeiten u. s. w. aufspielen dürfen. Am 20. September 1700 starb St.; seine Wittwe, dann seine Töchter, welche als Sängerinnen auf der Bühne mitwirkten, sowie sein Schwiegersohn Döbricht führten das Opernunternehmen weiter.

Außer den genannten Opern schrieb St. Compositionen für die Kirche und Kammer, Chorwerke mit Instrumentalbegleitung, Orgelstücke, sowie Arien und Compositionen für Violine und Violdigambe. Die Handschriften bezw. Drucke befinden sich in der Kgl. Bibliothek Berlin, Kgl. Privatbibliothek Dresden, Universitätsbibliothek Königsberg, Stadtbibliothek Hamburg, Herzogl. Bibliothek Wolfenbüttel. — Von Litteratur über St. ist zu nennen: Prof. Fr. Zelle, J. Theile und N. A. Strungk, Progr. des Humboldt-Gymnasiums in Berlin, 1891. —

Fr. Chrysander, Allg. Musikal. Ztg., 1877. — Fürstenau, Zur Gesch. d. Musik in Dresden. — Kümmerle, Encyklopädie d. evang. Kirchenmus. III. — Monatshefte f. Musikf., 1889, S. 89. Max Seiffert.

Strunz: Friedrich St. wurde am 5. März 1680 zu Marienberg im damaligen Kurfürstenthum Sachsen geboren. Im J. 1699 bezog er die Universität Wittenberg und wurde dort 1709 Adjunct der philosophischen Facultät. Assessor derselben und Candidat der Theologie nennt er sich 1713, im folgenden Jahre „ordinis philosophorum assessor atque hoc tempore decanus ac imperiali auctoritate comes palatinus“. Als solcher vollzog er am 17. October 1714 auf einmal nicht weniger als 28 Magisterpromotionen. Im J. 1715 wurde er dann Professor der Poesie, bekleidete im Sommer 1722 das Rectorat und starb als Decan der philosophischen Facultät am 23. April 1725, nachdem er kurz zuvor erst sein 45. Lebensjahr vollendet hatte.

Ueber die Wirksamkeit, die St. als akademischer Lehrer entfaltet hat, läßt sich bei der Kärglichkeit der vorhandenen Quellen ein sicheres Urtheil nicht gewinnen. Jedenfalls wird man sagen dürfen, daß zu seiner Zeit in Wittenberg die Luft den classischen Studien nicht günstig war. Die dortige Universität war noch immer eine Hochburg des unverfälschten Lutherthums, dessen Vertreter auf die Humaniora mit Geringschätzung herabsahen und theilweise durch die zweifelhafte Latinität ihrer Schriften nur allzu oft den Spott ihrer Gegner herausforderten. Abraham Calov freilich, der streitbarste Vertreter dieser Richtung, war bereits 1686 gestorben, aber immer noch hielten die beiden theologischen Professoren Johannes Deutschmann († 1706) und Caspar Löscher († 1718) das Banner der Rechtgläubigkeit hoch empor, und neben ihnen stand von 1707 bis 1709 des Letztgenannten Sohn, Valentin Ernst Löscher, der bekannte Gegner des Pietismus, der 1747 als Superindentent zu Dresden gestorben ist. Im Laufe der Zeit hatte allerdings die juristische Facultät die theologische an Ansehen überflügelt, aber damit war für die Sache der Humanisten wenig gewonnen. Man fühlt die geringwerthige Stellung, die sie einnehmen, heraus, wenn man St. in der Vorrede zu seinem „Glossarium Rutgersii“ (s. w. u.) über die „imperiosa litterarum elegantiorum contemptio et despicientia“, unter der er zu leiden habe, klagen hört. Trotzdem fehlt es nicht an Anzeichen dafür, daß seine gründliche Gelehrsamkeit Anerkennung gefunden hat. Seine Ausgabe des „Glossarium Rutgersii“ wurde lobend beurtheilt; eine seiner Abhandlungen („De ululatu in sacris Minervae“, zuerst Vitembergae 1719) fand noch 42 Jahre nach seinem Tode Aufnahme in J. Chr. Martini's Thesaurus dissertationum (tom. III. pars I, Norimbergae 1767, 8°, pag. 105—120). Auch seinen Vorlesungen blieb der Beifall der akademischen Jugend nicht versagt. Als Professor der Poesie hatte er seine Zuhöhrer mit der antiken Verskunst bekannt zu machen und sie in das Verständniß der griechischen und römischen Dichter einzuführen. Wie er dieser letzten Aufgabe gerecht zu werden suchte, geben andeutungsweise die Lectionskataloge zu erkennen. So kündigte er für das Winterhalbjahr 1722/23 als Publicum an: „de dramaticae poeseos natura exponet, atque ab initio quidem comoediae, eiusque virtutes demonstrabit et vitia exemplisque veterum Graecorum et Latinorum illustrabit“; für den Sommer 1723: „explicata ex dramatica poesi comoediae natura, tragoediae indolem virtutesque ac vitia expositurus est“; endlich für das Winterhalbjahr 1723/24: „partem quae restat ex dramatica poesi, nempe satyricam, Aristophane, Juvenali, Persio ducibus enarrat“. Inwieweit hierin, wie J. Chr. A. Grohmann im dritten Theile seiner Annalen der Universität Wittenberg (Meißen 1802), S. 95 gemeint hat, schon wirklich fruchtbare „Vorübungen der wissenschaftlichen Aesthetik“ erblickt werden können, dürfte aus diesen kurzen Inhaltsangaben schwer zu entscheiden sein. In

seinen Privatcollegien erklärte St. in den eben erwähnten Jahren griechische Dichter unter Berücksichtigung der Scholien und erbot sich außerdem noch, „varias sapientiae doctrinas“ vorzutragen. Seine Vorlesungen beliefen sich täglich auf fünf, eine Anzahl, die wohl weniger auf eine unersättliche Begierde zu lehren, als auf ungünstige Vermögensverhältnisse schließen läßt. Hierzu würde stimmen, daß sein Name in dem Verzeichnisse der Wittenberger Hausbesitzer nicht mit aufgeführt wird, während die meisten seiner Amtsgenossen, wenn sie länger in Elbathen — so nannte man früher Wittenberg — verblieben, sich in den Besitz eigener Häuser zu setzen pflegten.

Die Schriften, die St. veröffentlicht hat, sind weder zahlreich, noch von erheblichem Umfange. Abgesehen von lateinischen Gedichten und Festreden, sind es meist kürzere Abhandlungen, theils theologischen, theils geschichtlichen, ihrer Mehrzahl nach aber philologischen Inhalts. Die der ersten und zweiten Art können an dieser Stelle ohne Schaden für die Sache mit Stillschweigen übergangen werden. Von den philologischen Werken bewegen sich einige, wie die Abhandlungen: „Utrum immolatio Phrixi eadem sit ac Isaaci necne“ (1719), „De Iride philosophiae ac poeseos symbolo“ (1719), „De Niso Samsonis symbolo“ (1724), wie auch die bereits erwähnte „De ululatu in sacris Minervae“ (1719) auf dem Gebiete der Mythologie; von dauernder Bedeutung aber ist nur die Bearbeitung eines kurzen griechischen Glossars, das zuerst der scharfsinnige Jurist und Diplomat Jan Rutgers (s. A. D. B. XXX, 42) im 6. Bande seiner Variae Lectiones (Lugd. Bat. 1618, 4°), ohne den eigentlichen Zweck desselben zu kennen, veröffentlicht hatte. St. erkannte darin das Fragment eines Scholions zu dem aus der Zeit der Antonine stammenden Gedichte des Oppian über den Fischfang (*Ἁλιευτικά*) und bewies die Richtigkeit seiner Ansicht in der von ihm veranstalteten neuen Ausgabe: „Iani Rutgersii Glossarium Graecum nunc penitus restitutum • origini suae vindicatum atque annotationibus illustratum“. Vitembergae 1719. kl. 8°. Seine letzte Schrift: „De vero usu verborum mediorum“, worin er sich gegen Ludolf Küster's (s. A. D. B. XVII, 438) Abhandlung über den richtigen Gebrauch der medialen Verben im Griechischen („De vero usu verborum mediorum apud Graecos eorumque differentia a verbis activis et passivis“, Paris 1714, 2. Ausg. Leyden 1717, u. ö.) zu wenden beabsichtigte, blieb infolge seines Todes ungedruckt.

Vgl. Georgii Annales Acad. Vitemberg. contin. a Schroedero (Vitemb. 1775). — Acta Acad. Vitemberg. A. C. 1722 et 1723, A. C. 1723, A. C. 1723 et 1724 (Vitemb. 1724—1725). — Jöcher's Gel.-Lex. IV, Sp. 891 f. — Zedler's Univers.-Lex. XXXX, Sp. 1089 f. Die Schriftenverzeichnisse bei Jöcher sowohl wie bei Zedler bedürfen in mehreren Punkten der Berichtigung und Vervollständigung. F. Koldewey.

Strupp: Joachim St. gen. von Gelnhausen, Arzt u. Polyhistor, geb. 6. April 1530 als Sohn des Predigers zu Grünberg i. Oberhess.; studirte in Marburg (1545) und Wittenberg (1548). Auf Melanchthon's Empfehlung wurde er (1551) Präceptor der Gemahlin Kurfürst Moritz' von Sachsen, Agnes, bei der er auch nach ihrer zweiten Vermählung mit Johann Friedrich d. Mittl. von Gotha blieb. Darauf wurde er Präceptor ihrer jüngeren Schwester Elisabeth in Kassel (1560 mit Kurfürst Ludwig VI. von der Pfalz vermählt). 1575 kam er nach Darmstadt als Leibarzt des Landgrafen Georg, von wo ihn die Pfalzgräfin nach Heidelberg zur Erziehung ihres Sohnes Friedrich (IV.) berief; zugleich war er hier Leibarzt und Bibliothekar. Die Grundsätze seiner Methode und den bisherigen Verlauf der Ausbildung seines Schülers schilderte er 1583 in dem „Hof-Schuellbuch“. Bereits im folgenden Jahre kehrte er nach Darmstadt zurück, als mit der Vormundschaft Johann Casimir's die Erziehung reformirten Pädagogen über-

geben wurde; er erblindete 1587 und hatte viel mit Noth zu kämpfen. Ob eine Belehnung mit einem Hofgut zu Habitzheim, welche 1604 von Hessen und Pfalz geplant war, zu Stande kam, ist nicht ersichtlich. Er starb am 18. Juni 1606.

Marburger Staatsarchiv. — Moser, Patriot. Archiv 1786 IV, 210—344 eingehend über den Heidelberger Aufenthalt, mit Actenstücken. — Strieder, Hess. Gelehrten-Gesch. XVI, 57. — Joh. Angelus, Leichpredigt 1607. — Kestner, Med. Gelehrt.-Lex. S. 817. Kretzschmar.

Strutius: Thomas St., wahrscheinlich aus Rathenow in der Mark Brandenburg gebürtig, wenn man annehmen darf, daß der 1603 in Danzig erschienene Hochzeitsgesang, der mit Thomas Sthrucius, Organist in Stargardt, gezeichnet ist, demselben Strutius gehört, der 1656 Organist an St. Trinitatis in Danzig und der Componist von Johann Maukisch' Lobsingender Herzens-Andacht war. Letzterer war ein außerordentlich gewandter Contrapunktiker, der sich mit Vorliebe in den schwierigsten Formen bewegte und sie mit Leichtigkeit handhabte, außerdem aber haben seine Stimmen einen so melodischen Fluß, daß man mit Bewunderung seinen Tonsätzen lauscht. Außer den 76 vier- und fünfstimmigen geistlichen Liedern zu Maukisch' „Lobsingende Hertzens-Andacht", Dantzig 1656 (Exempl. in der Stadtbibl. in Leipzig), verzeichnet Koch in seiner Geschichte des Kirchenliedes III, 367 noch das geistliche Liederbuch „Geistliche Sing- und Betstunden, Dantzig 1657", zu denen St. 34 Melodien mit Generalbaß gesetzt hat (ein Fundort der letzteren Sammlung ist mir nicht bekannt). Dagegen besitzt die Kgl. Bibliothek zu Berlin im Ms. 1100, Sammelband, Partitur, Nr. 25, die Motette „Euge anima mea", für Sopran, 2 Violinen und Orgel; im Ms. W 100 Nr. 1589 elf vier- und fünfstimmige Lieder aus obigem Liederbuche von Maukisch in Partitur. Zwei davon abgedruckt in Winterfeld's evangelischen Kirchengesange Bd. II, Beispiele S. 54, 55. Ferner besitzt die Bibliothek zu Upsala handschriftlich vier Motetten für Singstimmen und Instrumente und die Katharinenbibliothek zu Elbing eine Sonate für acht Instrumente, gedruckt in Danzig 1658 in neun Stimmbüchern und eine dreistimmige contrapunktische Arbeit im Ms., überschrieben „Drei Ungleiche machen ein Gleiches", welche aus drei bekannten Choralmelodien besteht, die so ineinander verwoben sind, daß jede Stimme ihren Choral singt und dabei alle drei sich harmonisch decken; streng genommen eine Spielerei, der man doch die Anerkennung nicht versagen kann, wenn die Aufgabe in so geschickter Weise gelöst ist. (v. Winterfeld's evang. Kirchengesg. II, 152 und G. Döring's Geschichte der Musik in Preußen.)

Rob. Eitner.

Struve: Burkhard Gotthelf St., Polyhistor, besonders Historiker, geboren in Weimar am 26. Mai 1671, † in Jena am 25. Mai 1738. Er war der zweite Sohn des gelehrten Juristen Georg Adam St. (s. d.), der damals als Geheimrath in Weimar lebte und 1692 als Präsident in Jena starb. Seine Mutter Susanne geborne Berlich wird als eine energische, verständige, kluge und gelehrte Frau gerühmt, die selbst litterarisch hervortrat, indem sie z. B. Geistliche Sonn- und Festtagsgedanken, Geistliche Andachtsperle u. a. m. verfaßte. An den Correcturen des letztgenannten Buches soll sie am 26. Mai 1671 noch wenige Stunden vor ihrer Entbindung gelesen haben, und die älteren Biographen pflegen diesem Umstande den Hang ihres Sohnes zur Schriftstellerei zuzuschreiben. Schon 1673 siedelte der Vater von Weimar nach Jena über, wo er als ordentlicher Professor in die juristische Facultät der Universität eintrat. Dort empfing der junge Burkhard Gotthelf von Privatlehrern seinen ersten Unterricht. Bei guten Anlagen und Fähigkeiten und unter der sorgsamen Anleitung seiner Eltern machte der Knabe erfreuliche Fortschritte, nur in die Geheimnisse der Poesie vermochte er nicht einzudringen. Um den lebhaften Knaben nicht der strengen Zucht

eines geschulten Pädagogen entrathen zu lassen, gab ihn der Vater 1684 nach Zeitz in das Haus des als Philolog bekannten Rectors Christoph Cellarius, der von 1672—1676 in gleicher Eigenschaft am Gymnasium zu Weimar gewirkt hatte und von daher mit der Struve'schen Familie befreundet war. Dieser Schritt brachte zu Anfang nicht die erwartete Wirkung hervor. St. fiel in Zeitz dem Umgang mit wüsten Gesellen anheim, die ihm in litteris et moribus wenig förderlich waren. Da entschloß sich die Mutter, ihren Sohn zurechtzuweisen. Sie reiste persönlich nach Zeitz und ihren Mahnungen gelang es, den Gefährdeten auf richtige Wege zurückzulenken. Mit verdoppeltem Eifer widmete sich der junge Mann nun seinen Aufgaben, theils in den Unterrichtsstunden des Stiftsgymnasiums, die er in Auswahl besuchte, theils aber, und zwar überwiegend, in privaten Studien. Besonders eifrig las er die römischen Geschichtschreiber, trieb aber auch die griechische Sprache und beschäftigte sich mit Geschichte, Geographie und Alterthümern der Römer und Griechen. Cellarius zog ihn schon damals zu gelehrter Mitarbeiterschaft heran, als er der Neubearbeitung von Fabri's Lexikon oblag. Als 16jähriger Jüngling verließ St. 1687 mit gutem Lobe seiner Lehrer das Gymnasium und bezog die Universität Jena. Er hörte dort Vorlesungen über Philosophie, Politik, Geschichte und Jurisprudenz bei J. J. Müller, J. A. Schmid, G. Schubart, Hartung u. a., zog es aber vor, viele Gegenstände nach gedruckten Compendien autodidaktisch durchzuarbeiten, wenn Person oder Vortrag der Professoren ihm nicht gefielen. Die Trockenheit der Jurisprudenz schreckte ihn ab, aber eingedenk des Sprüchleins „dat Justinianus honores“ ließ er sich von seinem Ehrgeiz immer wieder anstacheln, diese Wissenschaft hinter seinen übrigen Studien nicht zurückstehen zu lassen. Im J. 1689 disputirte St. in zwei Abhandlungen, deren erste über Turniere und Ritterspiele das künftige Hauptgebiet seiner Thätigkeit schon durchscheinen läßt; die andre handelte vom Waschgolde. Bald darauf zog er zur Fortsetzung seiner Studien nach Helmstedt, wo er zu Meibom's Füßen saß, aber auch fleißig die französische Sprache trieb. Nach einem kurzen Besuche der Universität Frankfurt a. O. kehrte St. 1690 nach Jena zurück. Die Berathungen im Elternhaus über seine Zukunft führten dazu, daß er Anfang 1691 nach Halle a. S. übersiedelte, um sich in die Gerichtspraxis einzuarbeiten. Obgleich ihm der greise Kanzler und Präsident Geheimerath v. Jena dort alle Förderung angedeihen ließ, konnte er dem Gerichtsdienste doch keinen Geschmack abgewinnen und verließ Halle schon wieder zu Ostern 1691. Sein älterer Bruder, der damals als Chemiker und Alchymist im Dienste hoher Persönlichkeiten im Haag lebte, berief ihn nun als Gehülfen zu sich. Zwar folgte St. der Aufforderung, wobei er auf der Reise seine Sammlung seltener Bücher durch Ankäufe vieler werthvoller Stücke bereicherte, aber in Holland befiel ihn bald eine schwere Krankheit, und wiederhergestellt sah er sich genöthigt, zur Erholung nach Jena heimzukehren. Durch den Gouverneur von Livland Grafen Hastfer eröffnete sich ihm dort die Aussicht, in Schweden eine Anstellung zu finden, aber es traten Hindernisse ein, und von Hamburg, wohin er schon gereist war, wandte er sich nach Wetzlar. Dort ward St. aufs neue von einer heftigen Krankheit heimgesucht, und kaum war das Schlimmste überstanden, da rief ihn 1692 der Tod seines Vaters nach Jena. Er ehrte später (1705) das Andenken des Verstorbenen durch Herausgabe einer biographischen Familienschrift „Pii manes Struviani“. Nach Regelung der Hinterlassenschaftsangelegenheiten schloß sich St. seinem älteren Bruder wieder an, der jetzt an verschiedenen kleinen deutschen Höfen wie Meiningen, Arnstadt, Kassel seinen Experimenten oblag. Aber bald brach Unheil über den Alchymisten herein, er wurde einer Reihe unehrlicher Handlungen beschuldigt und gefangen gesetzt. Mit Mühe gelang es unserm St., durch Veräußerung seiner Bücherschätze

und Aufopferung seines väterlichen Erbes die Freilassung des bedrohten Bruders zu erkaufen.

All diese Schicksalsschläge und der Einfluß eines merkwürdigen Mannes brachten den unruhigen und ehrgeizigen jungen Gelehrten auf ganz andre Wege. Er hatte in Meiningen die Bekanntschaft eines Genossen seines Bruders gemacht, eines sprachkundigen Mannes, der sich für einen Baron v. Stark ausgab. Bei diesem lernte St. die hebräische Sprache und vertiefte sich auf Anrathen des Lehrers in die Lectüre des Alten Testaments in der Ursprache. Körperlich geschwächt durch die überstandenen Krankheiten und nervös überreizt durch die Ereignisse der letzten Zeit, glaubte er für sein ehrgeiziges und nach außen gerichtetes Leben und Streben nicht bloß durch Selbsteinkehr, sondern auch durch wirkliche Weltentsagung büßen zu sollen. Eine förmliche Feindschaft gegen Bücher und Wissenschaften ergriff ihn, er las nur noch die Bibel und die mystischen Schriften eines Tauler und Johann Arnd und versank immer tiefer in Melancholie bis zu dem Punkte, daß er sich auf eine Einsiedelei zurückziehen wollte. Der Gesang eines Schulknaben, der vor Struve's Thür die getragenen Weisen eines geistlichen Liedes erschallen ließ, riß den Grübler aus seinen trübsten Gedanken. Er begann wieder nebenbei ein wenig Chemie zu treiben und besuchte seinen nach Leipzig verzogenen älteren Bruder, jedoch nur für kurze Zeit, da er wahrnahm, daß dieser durch die Erfahrungen nicht gewitzigt worden war. So führte er zwei Jahre lang ein beschauliches, nach innen gekehrtes Leben, dessen Thätigkeit nach außen nur auf die Verwaltung der Angelegenheiten seiner Mutter gerichtet war.

Allmählich beruhigte sich sein Gemüth, und dem innerlich Geläuterten kehrte die Lust zum Studiren wieder. Da fand sich auch die Gelegenheit, einen Anker für sein Leben auszuwerfen. Im März 1696 war der Universitätsbibliothekar Johann Georg Kummer in Jena gestorben. St. bewarb sich mit um die Stelle und hatte das Glück seine Mitbewerber zu schlagen. Im Sommer 1697 ward er zum Universitätsbibliothekar mit 44 Gulden Jahresbesoldung ernannt. Viel Arbeit harrte seiner in dieser Stellung, denn die Bibliothek war schrecklich verwahrlost, in größter Unordnung (Augiae stabulum nennt sie St. einmal) und ohne genügende Kataloge. Unter Beistand eines Famulus ging er mit Eifer an die Besserung der Zustände, brachte System in die Aufstellung, ordnete und katalogisirte. Schlimmen Widerstand fand er bei den Professoren, als er den beim Ausleihen eingerissenen unglaublichen Schlendrian beseitigen wollte. Einen Ruf an die Wolfenbütteler Bibliothek 1699 lehnte er ab, nachdem ihm Versprechungen wegen Aufbesserung seines winzigen Gehaltes und Ermunterungen zur Fortsetzung der begonnenen Bibliotheksreorganisation zu theil geworden waren. Aber die Zusagen erfüllten sich nicht so rasch, wie St. erwartet hatte. In demselben Jahre 1699 erschütterte ihn der Tod der geliebten Mutter derart, daß er wieder in schwere Krankheit verfiel. Dazu gesellten sich manche andere Nöthe. Die Professoren wollten sich nicht bloß den strafferen Zügel des neuen Bibliothekars nicht gefallen lassen, sondern sahen es auch sehr ungern, daß St. unter großem Zulauf der Studenten private Vorlesungen über deutsche Geschichte hielt. Besonders der Professor der Geschichte, G. Schubart, war ungehalten über das Beginnen des jungen Gelehrten, der sich noch keinerlei akademische Würden erworben hatte, und bereitete ihm allerhand Schwierigkeiten. Verdrießlich über diese unerquicklichen Zustände bat St. Anfang 1700 in entschiedenster Form um seine Entlassung, wenn ihm nicht gewisse Forderungen erfüllt würden. Es dauerte bei dem schwerfälligen Geschäftsgange, den die Vielheit der landesherrlichen Nutritoren der Universität mit sich brachte, bis ans Ende des Jahres, ehe eine Ent-

scheidung getroffen war. Man bewilligte ihm 10 Gulden Gehaltszulage, Freitisch im Convict für seinen Famulus und sicherte ihm eine außerordentliche Professur in der philosophischen Facultät zu. St. blieb und erwarb sich nun 1702 in Halle mit einer Abhandlung über das Bibliotheksrecht die akademischen Würden. War man auch in Jena darüber verschnupft, daß er dies auswärts gethan hatte, so konnte er sich doch nun mit seinen Vorlesungen frei bewegen und hatte die Aussicht vor sich, bei Gelegenheit in eine ordentliche Professur einzurücken. Hierdurch wuchsen ihm die Fittiche. Mit neuem Muthe ging er an die Bibliotheksarbeit sowohl wie an seine Vorlesungen und begann jetzt erst recht eigentlich zur Förderung der Wissenschaften eine litterarische Thätigkeit zu entwickeln, die ungewöhnlich fruchtbar war und bis ans Ende seines Lebens währte. Seine Hauptkraft wandte er fortab der Geschichte zu und daher lenkten sich, als 1704 durch G. Schubart's Tod die ordentliche Professur für Geschichte erledigt worden war, die Blicke der maßgebenden Kreise auch auf St. Ein ernstlicher Nebenbuhler erstand ihm nur in dem jüngeren Heinrich Leonhard Schurtzfleisch, der schon seit 1680 als ordentlicher Professor der Geschichte in Wittenberg wirkte. Aber Schurtzfleisch lehnte den Ruf nach Jena ab, und so ward St. im Herbst 1704 zu Schubarts Nachfolger ernannt, während Magister Reinhard die Bibliothekarstelle übernahm. Sein amtliches Wirken, bei dem ihm ein angenehmes Sprachorgan und eine gefällige Lehrweise sehr zu statten kamen, und seine rege schriftstellerische Thätigkeit verschafften ihm bald Ruhm und Ansehen. Im J. 1712 ehrte ihn die Universität durch Uebertragung des Prorectorats, die philosophische Facultät außerdem durch Ernennung zu ihrem Decan. Eben dieses Jahr brachte ihm einen ehrenvollen Ruf an die Universität Kiel, wo er die Professur des öffentlichen Lehen- und kanonischen Rechts bekommen sollte. Aber die Ernestinischen Herzöge erhielten ihn der Universität Jena durch eine Gehaltszulage, durch Uebertragung einer außerordentlichen juristischen Professur (neben seiner philosophischen) mit Anwartschaft auf ein Ordinariat und durch Verleihung des Prädicates „Rath und Historiograph des Ernestinischen Hauses". Fünf Jahre später, 1717, ernannte ihn der Markgraf Georg Wilhelm von Brandenburg-Baireuth zu seinem Wirklichen Hofrath mit der einzigen Verpflichtung, jährlich zweimal für kurze Zeit nach Baireuth zu kommen, um dort einige Disputationen zu halten. Das in Aussicht gestellte Ordinariat in der juristischen Facultät erhielt St. 1730 durch Ernennung zum Professor des Staats- und Lehenrechts, wobei ihm gleichzeitig das Prädicat als Hofrath des Fürstlichen Gesammthauses Sachsen verliehen wurde. Seit 1736 war er Senior der philosophischen Facultät und Subsenior der ganzen Universität Jena. Ohne vorausgegangene Krankheit starb St. unvermuthet am 25. Mai 1738, einen Tag vor Vollendung seines 67. Lebensjahres. Er war dreimal verheirathet gewesen: zuerst mit Anna Elisabeth Bertram, einer Juristentochter aus Halle, die schon 1706 von seiner Seite gerissen wurde; dann mit Anna Elisabeth Stender aus Naumburg a. S., die ihn nach Jahren längerer Gemeinschaft abermals als Wittwer zurückließ; endlich 1723 mit Marie Sophie geborner Hansen, Wittwe des Quedlinburgischen Superintendenten E. Fr. Kettner, die ihn überlebte.

Schon oben ist darauf hingewiesen worden, daß St. eine ungewöhnlich fruchtbare litterarische Thätigkeit entfaltet hat. Die Zahl seiner selbständigen großen und kleinen Schriften, der fremden Werke, die er bearbeitet und herausgegeben, sowie der akademischen Dissertationen, deren Abfassung wohl er als Präses in der Hauptsache besorgt hat, beträgt in runder Summe 100, abgesehen von seinen zahlreichen Beiträgen zum 4. Theile des Allgemeinen historischen Lexikons des Buddäus. Es ist hier nicht der Ort, alle schriftstellerischen Leistungen Struve's — er schrieb in deutscher, lateinischer und französischer Sprache — aufzuzählen,

nur einige charakteristische und hervorragende können erwähnt werden. An seine bibliothekarischen Beschäftigungen erinnert außer der oben angeführten Abhandlung über das Bibliotheksrecht eine „Einleitung zur Kenntniß der Litteratur" (zuerst Jena 1704 und später mehrmals neu aufgelegt) und die Schrift „Historia et memorabilia bibliothecae Jenensis" (Arnstadt 1705). Von den juristischen Schriften seien hervorgehoben „Syntagma juris publici" (Jena 1711, neue Bearbeitung ebenda 1720), „Historia juris" (Jena 1718) und besonders die „Bibliotheca juris selecta" (Jena 1703), die bei Struve's Lebzeiten in vier Auflagen erschien und nach seinem Tode noch mehrmals von Buder neu herausgegeben wurde. Einen mehr philologischen und litterarischen Charakter tragen die zweibändige „Bibliotheca antiqua" (Jena 1705—6) und die ebenfalls in zwei Theilen veröffentlichten „Acta litteraria ex manuscriptis edita" (Jena 1702 bis 1720). Struve's litterarisches Hauptverdienst liegt aber in seinen historischen Arbeiten, durch die er an der Förderung der deutschen Geschichte wacker mitgearbeitet hat. Das Jahrhundert von 1650—1750, in das Struve's Leben und Wirksamkeit fällt, charakterisirt sich auf dem Gebiete der deutschen Geschichtschreibung durch den Eifer, mit dem die Gelehrten die historischen Quellen sammelten. Auch St. wandelte auf diesen Bahnen, theils als Wiederherausgeber früherer Sammelwerke, theils als Begründer einer eignen Sammlung. Er besorgte die dritten Auflagen von zwei geschätzten Sammlungen, nämlich von M. Freher's „Germanicarum rerum scriptores" (Straßburg 1717—18) und von J. Pistorius' „Rerum Germanicarum scriptores" (Regensburg 1726—27). Mit seinem „Neu eröffneten historisch-politischen Archiv" (5 Theile, Jena 1706 bis 1722) aber lieferte er eine neue auch jetzt noch immer brauchbare Sammlung kleinerer Geschichtsquellen und Arbeiten. Nicht minder verdienstlich war Struve's „Selecta bibliotheca historica" (Jena 1705, neu bearbeitet von Buder 1740 und von Meusel 1782). Was M. Freher vor ihm in geringerem Umfange versucht hatte, führte St. hier zum ersten Male in weitestem Rahmen durch, nämlich eine belehrende, kritische und wohlgeordnete Uebersicht des ungeheuren geschichtlichen Quellenmaterials, das sich seit Erfindung der Buchdruckerkunst allmählich aufgestapelt hatte. Endlich verdienen auch Struve's Darstellungen der deutschen Geschichte erwähnt zu werden. Als Vorläufer erschien zuerst ein kleineres Handbuch unter dem Titel: „Syntagma historiae Germanicae a prima gentis origine ad annum usque 1716" (Jena 1716), das auch von Zschackwitz ins Deutsche übersetzt wurde. Hieraus entwickelte sich im Laufe eines Jahrzehntes und mehr ein größeres und umfassenderes Lehrbuch in 2 Bänden: „Corpus historiae Germanicae a prima gentis origine ad annum usque 1730" (Jena 1730; zweite Auflage besorgt und vermehrt von Buder, Jena 1753; dritte Auflage Dresden 1755). Im Jahre nach Erscheinen dieses Buches gab St. auch eine deutsche Bearbeitung davon heraus unter dem Titel: „Vollständige teutsche Reichshistorie" (2 Bände, Jena 1732), nachdem er bereits 1724 eine „Einleitung zur teutschen Reichshistorie" (2 Bände, Jena 1724) veröffentlicht hatte. Diese Lehrbücher, besonders das „Corpus", erwarben sich bald große Beliebtheit, wurden weit verbreitet und viel gebraucht und haben das ihrige beigetragen zur Belebung und Hebung des Sinnes für vaterländische Geschichte. Die Darstellung ist verständlich und lesbar, die Form rein erzählend, ohne viele politische und psychologische Betrachtungen, der Stoff vollständig gegeben und nicht ungeschickt gruppirt. Von Irrthümern und falschen Auffassungen war St. natürlich nicht frei, und manche seiner Arbeiten mußten sich sehr scharfe Kritiken gefallen lassen, z. B. die „De doctis impostoribus" (Jena 1703), aber er war für Belehrung nicht unzugänglich und hat bei neuen Auflagen oder sonst sich bietenden Gelegenheiten die Ausstellungen der Kritiker vielfältig berücksichtigt.

Als sächsischer Historiograph hat St. eine „Bibliotheca Saxonica“ (Halle 1736) und auch viele Specialarbeiten zur sächsisch-thüringischen Geschichte verfaßt, von denen manche bis auf die Gegenwart einen Werth behalten haben, z. B. die Dissertationen „De ruta Saxonica“ (Jena 1705) und „Historia princernarum Varila-Tautenburgicorum“ (Jena 1722, gewöhnlich unter dem Namen des Respondenten Friderici gehend). Vollständige Verzeichnisse von Struve's Schriften finden sich an den hernach benannten Stellen bei Götte und Zedler.

Götte, Das jetzt lebende gelehrte Europa II, 621—651. — Acten des Staatsarch. z. Weimar. — Zedler's Univ.-Lex. XL, Sp. 1095—1108. — Joh. Günther, Lebensskizzen d. Professoren d. Univ. Jena. — Jöcher, Gel.-Lex. IV, Sp. 892. — F. X. Wegele, Gesch. d. dtschn. Historiographie. Mitzschke.

Struve: Friedrich Gottlieb St., Rechtslehrer, geboren zu Jena am 10. November 1676, † in Kiel am 23. Juli 1752. Der fünfte Sohn des Georg Adam St. aus dessen zweiter Ehe mit Susanne Berlich (in der vollen Reihe der Struve'schen Kinder das achtzehnte) kam Friedr. Gottlieb 1689 auf das Gymnasium nach Halle, das er sieben Jahre besuchte, widmete sich hierauf in Jena zwei Jahre dem Rechtsstudium, das er 1698 in Halle fortsetzte. Nach dessen Vollendung begab er sich 1700 zur Erledigung nicht näher bezeichneter Geschäfte nach Westfalen, wo er zwei Jahre blieb. Heimgekehrt erwarb er mit der Inauguraldissertation „Von Badern und Badestuben“ (Jenae 1703. 4°) in Jena den juristischen Doctorgrad, und hielt an der Universität civilrechtliche Vorlesungen. 1712 wurde er in Jena zum Hofgerichtsadvocaten, 1722 in Hildburghausen zum herzoglichen Rath, Professor am Gymnasium illustre und Landsyndikus ernannt, im nächsten Jahre aber (1723) unter Beibehaltung der Professur zum Regierungs- und Consistorialrath befördert. Zwei Jahre später (1725) folgte er als schleswig-holsteinischer Rath einem Rufe nach Kiel, wo er 1737 mit dem Titel eines Justizrathes zum ersten Professor der Rechte und Ordinarius der Facultät vorrückte, in welcher Eigenschaft er im 76. Lebensjahr verschied. St. war ein sehr thätiger Schriftsteller, der von 1704—1752 eine Reihe von Dissertationen und Programmen verfaßte; außerdem besorgte er zwei größere Decisionensammlungen seines Vaters, von welchen die eine den Titel führt: „Decisiones juris opificiarii centum et aliquot“ (Jena 1708; 2. Aufl. ebenda 1711), die andere: „Decisiones Sabbathinae, Canonicae, et Practicae selectiores de Conventibus et Contractibus, etc.“ (ebenda 1717), und sind ersterer drei Disputationen „de opificibus“ beigefügt. Auch mit den Werken Adrian Baier's (der 1634 zu Jena geboren, dortselbst als ordentl. Professor der Pandekten am 7. September 1698 starb) beschäftigte er sich eingehend, und gab dessen „Handwerksgesellen“ (Jena 1717), den „Meister bey den Handwerkern“ (1. Aufl. ebenda 1719, 2. Aufl. 1727), „von der Zünfte Zwang“ (Jena 1721), „vom Handwerks-Zeuge“ (Jena 1722), endlich dessen „Allgemeines Handlungs-, Kunst- und Handwerks-Lexikon 2c.“ (Jena 1722) neu und theilweise vermehrt heraus. Ein Verzeichniß seiner Schriften bei Meusel XIII, 504 u. f. Weidlich, Geschichte der jetzt lebenden Rechtsgelehrten II, 566.

Roethelt's Leichenprogr. auf F. G. Struve (Kiel 1752) [auf den Münchner Bibliotheken nicht vorhanden]. — Weidlich a. a. O. — Meusel und die dort Citirten. Eisenhart.

Struve: Friedrich Adolf August St., Arzt, bekannt als erster Darsteller künstlicher Mineralwässer, ist am 9. Mai 1781 als Sohn des Arztes Ernst Friedrich St. († 1805) zu Neustadt bei Stolpen geboren. Er begann 1799 das Studium der Heilkunde in Leipzig, das er in Halle 1802 beendigte, wo er mit der Abhandlung „De quibusdam theoriae respirationis capitibus prodromus sistens docimasiam pulmonum Plouquetianam“ promovirte. Nach-

dem er in demselben Jahre noch zum Zweck seiner Vervollkommnung an Peter Frank's Klinik in Wien sich aufgehalten hatte, etablirte er sich 1803 als Arzt in seiner Vaterstadt, übernahm zugleich die Leitung der dortigen Apotheke und nach seiner Verheirathung mit einer Nichte des Eigenthümers der Salomons-Apotheke in Dresden (1805) siedelte er hierher über und verwaltete die letztgenannte, indem er die ärztliche Praxis aufgab und sich ausschließlich technisch-naturwissenschaftlichen Arbeiten widmete. Infolge eines wiederholten Curaufenthalts in Karlsbad und Marienbad, wozu er sich nach einer 1808 bei der Darstellung der Blausäure erlittenen lebensgefährlichen Affection entschließen mußte, kam er auf den Gedanken, Mineralwässer künstlich auf chemischem Wege nachzubilden. Die praktische Ausführung dieses Gedankens gelang St. auch wirklich nach Jahre langem Bemühen. 1818 konnte die erste Mineralwasseranstalt in Dresden, gleich darauf eine solche in Leipzig eröffnet werden, 1823 eine dritte in Berlin gemeinschaftlich mit Dr. Soltmann. 1825 folgte eine vierte in England, das Royal German Spaa in Brighton unter Leitung von Dr. Swaine und später wurden ähnliche Anstalten in Königsberg, Warschau, Moskau, St. Petersburg, Kiew u. a. Städten errichtet, die alle durch Schüler von St. geleitet wurden. Auch war St. schriftstellerisch in bedeutendem Grade thätig. Wir führen von seinen Arbeiten an: „Ueber die Nachbildung der natürlichen Heilquellen" (mit Vorrede von F. L. Kreysig, 2 Hefte, Dresden u. Leipzig 1824—26); „Remarks on an institution for the preparation and use of artificial mineral waters in Great Britain" (London 1823); „Beschreibung zweier Vorrichtungen zu Dampfbädern" (Dresden 1831); „Bemerkungen über einige gegen seine künstlichen Mineralwässer gemachte Einwürfe mit Anmerkungen und Anhang von C. W. Hufeland" (Hufeland's Journal 1829). Aus Struve's, nach seinem am jahrelangen Blasenleiden am 29. September 1840 bei einer Besuchsreise in Berlin erfolgten Tode durch seinen Schwiegersohn Dr. Vetter veröffentlichten Nachlasse rühren noch einige Aufsätze her, welche in den von Vetter herausgegebenen Annalen der Struve'schen Brunnenanstalten (1841) publicirt wurden, nämlich: „Experimente über die Entstehung der Mineralwässer durch Auslaugung"; „Ueber den Wechsel der Bestandtheile der Mineralquellen"; „Ueber den Jod- und Bromgehalt verschiedener Mineralquellen"; „Ueber das Verhalten des kohlensauren Eisenoxyduls in versendeten Mineralwässern". Nachzutragen ist noch, daß St. als Stadtverordneter in Dresden (seit 1833) sich um das Wohl der Stadt durch Verbesserung des Armenwesens, des Waisen- und Armenhauses verdient machte. — Seine praktischen Bestrebungen wurden wesentlich durch seinen Sohn Gustav Adolf St. (geboren am 11. Januar 1812 in Dresden) gefördert, der viel für die Verbreitung der künstlichen Mineralwässer that und für Gründung Struve'scher Mineralwasseranstalten in verschiedenen Städten sorgte, worin er nach seinem Rücktritt (1880) von seinem Sohn Oscar St. (geboren am 5. Juli 1838 in Dresden) abgelöst wurde.

Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte V, 570. — Poggendorff, Biogr.-litterar. Handwörterbuch II, 1036. Pagel.

Struve: Georg Adam St., Rechtsgelehrter, sächsischer Geheimrath und Präsident des Juristencollegiums zu Jena, geboren am 27. (nicht 25.) September 1619 zu Magdeburg, † am 15. December 1692 zu Jena. Struve's Vater Berthold, einer alten braunschweigischen Familie entstammend, war Erbherr zu Wanzleben und erzbischöflicher Rath zu Magdeburg, die Mutter Anna Margaretha eine geborne Brunner, unter deren Vorfahren sich mehrere namhafte Juristen befanden; insbesondere genoß deren Urgroßvater, Georg Brunner, als Beisitzer des Reichskammergerichtes zu Speier und Consulent mehrerer Reichsstände hohes Ansehen. Im October 1630 kam der elfjährige St. auf das Gymnasium nach

Schleusingen, und kehrte wegen der damaligen Kriegswirren erst 1636 ins Elternhaus zurück, ohne von den Seinen erkannt zu werden, bis er sich selbst den freudig Ueberraschten zu erkennen gab. Nach kurzem Aufenthalte dortselbst bezog er am 11. Juni 1636 die Universität Jena, um sich philosophischen, geschichtlichen und juristischen Studien zu widmen, und erhielt durch Professor Fomann, einen mütterlichen Verwandten, fördernde Anleitung; andrerseits hatte er durch die kaiserlichen Truppen, welche die Stadt besetzt hatten und brandschatzten, auch das väterliche Heim in Wanzleben zerstörten, unter schweren Drohungen ernste Gefahren zu bestehen. Nach Ablauf von mehr als vier Jahren ging St. im December 1640 zur Erholung seiner Gesundheit nach Hause, und bezog im Frühjahr 1641 die Universität Helmstedt. Dort trat er in regen Verkehr mit Hermann Conring, der ihn in die Politik und die deutschen Rechtsalterthümer einführte, und mit dem Juristen Heinrich Hahn, an dessen Stelle er bisweilen den Zuhörern die Observationes Wesenbeccii erläuterte und in die Feder dictirte. Nach vollendetem Rechtsstudium erwarb er unter Hahn's Vorsitz mit der Dissertation „de vindicta privata“ (Helmstedt 1646. 4°; Jena 1670 u. 74. 4°) im Februar 1645 die akademische Licenz, und wurde bereits im April desselben Jahres von Herzog August von Sachsen, Erzbischof zu Magdeburg, im Alter von noch nicht 26 Jahren zum Beisitzer am Schöffengerichte zu Halle ernannt. Im Februar des folgenden Jahres in Helmstedt zum Doctor juris promovirt, wurde er nach Ablauf eines halben Jahres auf Vorschlag der Facultät an Stelle des verstorbenen Gottfr. Fibig als Rechtslehrer nach Jena berufen, wo er am 12. December 1646 die Dissertation pro loco „de privatis aedificiis“ hielt (Jena 1646. 4°). Nach damaligem Herkommen wurde er zuerst Professor der Institutionen, dann der Pandekten (die er anfangs nach Wesenbeck vortrug), endlich der Novellen und des Lehenrechts. Da er bemüht war, an Stelle des geisttödtenden Dictirens den lebendigen Vortrag treten zu lassen, und zugleich dem herrschenden Gerichtsgebrauche Rechnung trug, gewann er bald, nicht ohne den Neid einiger Collegen, zahlreiche Schüler. Im Juni 1648 erfolgte nebenbei seine Ernennung zum Assessor am Gerichtshofe (Landgericht) zu Jena, und am 6. November desselben Jahres seine Heirath mit Anna Maria, der einzigen Tochter seines Vorfahren im Ordinariate, Christoph Philipp Richter's, Präsidenten der Juristenfacultät zu Jena. Einige Jahre später (1653) gab er dortselbst seine erste größere schriftliche Arbeit, das „Syntagma Juris Feudalis“ in 16 Capiteln heraus; ein beliebtes Handbuch des Lehenrechts, welches eine Reihe von Auflagen erlebte. Die 2., vermehrte Aufl. erschien 1659 ebenda, die 8. 1703 zu Frankfurt, 4°, unter Beigabe zahlreicher Consilien und Responsen aus dem Lehenrecht. (Die späteren Werke Struve's werden weiter unten Besprechung finden.) Am 23. März 1661 übernahm unser Gelehrter mit landesherrlicher Genehmigung für drei Jahre mit einem Gehalte von jährlich 300 Joachimsthalern und der Verpflichtung, nöthigenfalls viermal im Jahre nach Braunschweig zu reisen, das Amt eines Rathes genannter Stadt, der er in ihrem Streite mit dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg wegen der städtischen Freiheit sehr ersprießliche Dienste leistete. Im J. 1667 — nach mehr als zwanzigjähriger Lehrthätigkeit — verliehen die Herzöge von Sachsen, weimaraner Linie, St. das Amt eines Hofrathes und übertrugen ihm zugleich als Director die Cameralangelegenheiten, weshalb er sich am 11. December mit seiner zahlreichen Familie nach Weimar begab, wo er am 13. desselben Monats in eidliche Pflicht genommen wurde. Als im J. 1672 die altenburger Linie erlosch, und die Gothaer mit der Weimaraner zur Erbfolge berufen wurde, betraute letztere St. mit ihrer Vertretung, welcher die umfassende Sache bereits am 17. Mai des nämlichen Jahres durch einen Erbvergleich zu allgemeiner Zufriedenheit ordnete,

und in Anerkennung dessen am 25. Juni zum Geheimen Rath befördert wurde. Durch den am 31. December 1673 erfolgten Tod Philipp Christoph Richter's, Struve's Schwiegervater, kam die Stelle eines Präsidenten und Ordinarius am Jenenser Juristencollegium in Erledigung. Um diese bewarb sich u. a. der gefeierte Rechtslehrer Johannes Strauch (s. o. S. 529), allein sie erhielt St., welcher am 28. Juli 1674 mit den Seinen nach Jena übersiedelte, und dort im August in feierlicher Weise in sein neues Amt eingeführt wurde, mit dem zugleich die Professur des kanonischen Rechtes nebst dem Vorsitze am Gerichtshofe (Landgericht) zu Jena verbunden war. St. entfaltete nun trotz seiner Jahre eine vielseitige Wirksamkeit. Er war am Gerichtshofe und als Schriftsteller thätig, las kanonisches Recht, ertheilte Rechtsgutachten und stand auf Wunsch dem fürstlichen Hause berathend zur Seite. Ums Jahr 1680 starb Herzog Bernhard von Jena; ihm folgte sein einziger, minderjähriger Sohn, Johann Wilhelm; Johann Ernst der Aeltere von Weimar, zum Vormund bestellt, übergab gegen Ende August 1680 St. die Oberleitung der Vormundschaftsgeschäfte, zugleich ernannte er ihn zum Präsidenten des Consistoriums und Director des Steuerwesens, wodurch St. dem Lehrfache aufs neue entzogen wurde. Die verschiedenen Dienstaufgaben nahmen den Ernannten so sehr in Anspruch, daß er häufig auch zur Nachtzeit an den Schreibtisch gefesselt war.

Der jugendliche Fürst, Johann Wilhelm, war unserm Gelehrten sehr zugethan, und pflegte ihn deshalb meist „Vater“ zu nennen. Es war daher für letzteren ein schwerer und schmerzlicher Schlag, als jener am 4. November 1690 allgemein betrauert von einer bösartigen Krankheit hinweggerafft wurde. St. hatte sich in die bisherigen Zustände zu fest eingelebt, als daß er in seinen vorgerückten Jahren sich in die durch die veränderten Verhältnisse völlig neue Sachlage hätte finden können. Er trat sohin im Juni 1691 in den Ruhestand, sich nur auf den Katheder beschränkend, dem er nie völlig entsagt hatte, obwohl er Befreiung von der Lectionspflicht genoß; denn nach Versicherung der Biographen „war seine Begierde, der studirenden Jugend mit gelehrten Discursibus und Collegiis an die Hand zu gehen, unersättlich“. Im nämlichen Jahre bedurfte der Landgraf von Hessen seiner Dienste, und ernannte ihn deshalb zum hessisch-darmstädtischen Geheimen Rath.

St. starb (seit 1686 mit einem schmerzhaften Steinleiden behaftet) in der Nacht auf den 16. December 1692 Morgens 4 Uhr infolge eines Lungenschlages, nachdem er tags vorher am Schöffengerichte Vortrag erstattet hatte, weshalb er noch auf dem Todtenbette bemerkte: „Ordinarium Jenensem stantem mori oportet.“ St. erfreute sich sehr günstiger Vermögensumstände; die Honorare seiner vielgelesenen Werke mehrten trotz der Kinderschaar die väterliche Erbschaft, und zu dem Erbgute Wanzleben erwarb er zwei weitere Landgüter, eins in Uhlstatt, das zweite zu Wenigen-Jena, nach denen er sich auf den Titelblättern seiner späteren Ausgaben zu nennen pflegte. Auch äußere Erscheinung und Temperament waren nach dem von den Zeitgenossen entworfenen Bilde vortheilhaft; „corpus firmum, quadratum, bene dispositum et gerendis negotiis obduratum, frons hilaris atque aperta, oculi vivaces“ sagen die Quellen.

Zweimal verheirathet, schloß er die erste Ehe, wie bereits erwähnt, 1646 mit Anna Maria Richter, welche ihm eine Tochter und sieben Söhne gebar; die zweite am 31. August 1663 in Dresden mit Susanna, der jüngeren Tochter des kaiserlichen Pfalzgrafen und kurfürstlich sächsischen Rathes, Burkhard Berlich, Erbherrn zu Wegfart und Waltersdorf. In nahezu 30jähriger Ehe erzeugte er mit seiner Gattin 17 Kinder, von denen indeß die Mehrzahl schon frühzeitig starb. Von den überlebenden fünf Söhnen widmeten sich vier dem Studium der Rechtswissenschaft; unter ihnen haben die zweitehelichen Söhne: Friedrich

Gottlieb, Ordinarius an der Juristenfacultät der Kieler Hochschule, namentlich aber Burkhard Gotthelf, ordentlicher Professor der Geschichte zu Jena, in der Gelehrtenwelt viel Ansehen genossen (s. oben). Letzterer, beim Tode des Vaters auf Reisen abwesend, schrieb auch unter dem Titel „Pii Manes Struviani sive de vita & scriptis Georgii Adami Struvii etc." (Jena 1705) dessen von kindlicher Pietät zeugende Biographie, welcher das übliche Programma in funere Struvii (gleichfalls ein curriculum vitae enthaltend, pag. 91—108) und ein ausführliches Schriftenverzeichniß beigegeben sind (pag. 108—125). Von den 149 Dissertationen sind vier, von St. 1639—46 selbst vertheidigte, mehrmals aufgelegt, die übrigen 145 wurden von 1646—92 unter seinem Vorsitze vertheidigt. Unter den größeren Schriften sind neben dem „Syntagma jur. feud." noch zwei hervorzuheben: das „Syntagma juris civilis universi", später „Syntagma jurisprudentiae secundum ordinem pandectarum" (1658—63) und „Jurisprudentia Romano-Germanica forensis olim in Academia praelecta et explanata, nunc revisa & aucta". Jenae 1670. 4°. Ersteres hat der Verfasser in 50 Dissertationes oder Exercitationes eingetheilt, deren erste Hälfte 1658, deren zweite 1663 erschien. Die Behandlung des reichhaltigen Stoffes ist fließend und klar. Einer rechtsphilosophischen Einleitung folgt die Darlegung der historischen Grundlage des positiven Rechts in Deutschland, dieser das jus civile — bestehend aus dem römischen Privatrecht und den wichtigsten deutschrechtlichen Instituten. Zur dritten Ausgabe von 1668 lieferte ein Ungenannter einen äußerst umfassenden index tripartitus; die 9. Auflage ist von 1701 datirt. Die wissenschaftliche Bedeutung des Werkes geht am sprechendsten daraus hervor, daß eine Reihe tüchtiger Gelehrten dasselbe mit Annotationes, Additiones und ähnlichen Beigaben versahen. So Philipp Müller, Professor der Theologie in Jena, mit einer synoptischen Tabelle (1687); Erhard Weigel, Professor der Mathematik in Jena, mit einer synopsis mnemoneutica (1669); Adrian Baier, Pandektist in Jena, mit Schnobel's Dissertationen (Jena 1663 u. 1669); Peter Müller, Professor in Jena, dann Kanzler in Gera, mit umfassenden Zusätzen und Observationen in drei Bänden (Nürnb. 1. Bd. 1692, 2. Bd. 1698, 3. Bd. 1704; 2. Aufl. 1738); Heinrich Ernst Flörcke, Struve's Schwiegersohn, mit Annotationen (Magdeburg u. Leipzig 1706); endlich hat Ferdinand Behaimb in Linz eine Sciagraphia Struv. jur. privati (Lincii 1672) ausgearbeitet.

Wohl wenige Bücher waren von solchem Erfolge begleitet, wie die obengenannte „Jurisprudentia Romano-Germanica forensis", welche unter dem Namen des „kleinen Struve" über ein Jahrhundert das beliebteste Institutionenlehrbuch war, und hundert Jahre nach seinem Erscheinen (Jena 1670. 4°) die letzte Auflage erlebte (Frankfurt 1771). St. hatte das Compendium nach den in Jena gehaltenen Vorlesungen während seines Weimaraner Aufenthaltes ausgearbeitet. Es ist ein einleitendes Lehrbuch für das gesammte geltende Recht nach der Institutionenordnung, mithin eine Vorbereitung auf das Studium des Syntagma jur. civ.; das sehr zweckmäßig angelegte Werkchen fand sofort nach dessen Erscheinen lebhaften Beifall, und wurde schon im nächsten Jahre in Frankfurt a. O. 1671 nachgedruckt. 1683 erschien die 4., 1704 die 9., 1718 die 12., 1733 die 13., 1739 die 16., 1760 die vorletzte und 1771 (wie bereits erwähnt) die letzte Ausgabe. Mehrere Autoren, wie Ludwig Mencke in Leipzig (1704), J. G. Schauenburg in Jena (1737), J. G. Heineccius (1759 u. 1767), endlich Joh. Ludwig Schmidt (1763) haben das Werk mit Zusätzen und Observationen versehen. Bedeutend als Staatsmann und Lehrer ist St. auf dem Gebiete der juristischen Litteratur geradezu eine hervorragende Erscheinung, wie schon die zahlreichen Auflagen seiner Schriften und die Bemühungen namhafter Juristen um dieselben bekunden. Er war eine Persönlichkeit, in welcher sich die leitenden

Gedanken der Zeit verkörperten, und kann in der That Bened. Carpzov an die Seite gestellt werden. Stintzing bemerkt in seiner treffenden Charakteristik Struve's (Gesch. d. deutsch. Rechtswissensch. II, 161—64): Seine Schriften sind die ersten theoretischen Werke, in denen die empirische Methode, die unbefangene Erkenntniß und Gestaltung der Wirklichkeit als Ziel der Rechtswissenschaft zur Geltung kommen. Er hat Klarheit über die Grundlagen des deutschen Rechtszustandes geschaffen, und wird hierdurch in der Rechtsgeschichte stets einen hervorragenden Platz behaupten. — Sein in Kupfer gestochenes Brustbild ist der von Burkhard Gotthelf St. verfaßten Biographie beigegeben.

Pii manes Struviani von Burkhard Gotthelf Struve. — Rosenmüller, Beiträge ꝛc. . . . — Zeumer, Vitae 139. — Schulte III, 2, 47. — Stintzing, Geschichte d. deutsch. Rechtswissenschaft 2. Abth. 146—164. Eisenhart.

Struve: Gustav v. St., Publicist und politischer Agitator, wurde am 11. October 1805 in München geboren als Sohn des russischen Wirklichen Staatsraths Johann Gustav v. St., welcher 1817 zum russischen Geschäftsträger in Karlsruhe ernannt wurde. Nachdem er hier die erste Jugendzeit verbracht hatte, studirte er 1824—26 in Göttingen und Heidelberg die Rechte. Seiner freieren Ansichten wegen hielt der Vater eine Anstellung in Rußland nicht für angemessen und bewirkte, daß er 1831 die Stelle eines Secretärs bei der oldenburg'schen Gesandtschaft am Bundestage erhielt. Allein die freieren politischen Ansichten, welche er in Frankfurt offen aussprach und verfocht, brachten ihn mit dem oldenburg'schen Gesandten und anderen Diplomaten in Conflicte. Klagen und Tadel darüber, daß die Zusagen der Bundesacte vom Bundestage nicht erfüllt worden, schienen für einen Angestellten seiner Art nicht passend. Es war ihm daher sehr erwünscht, daß er 1828, nach dem Tode seines Vaters, von dieser Stellung abberufen wurde. Sehr begünstigt vom Minister v. Brandenstein, erhielt er eine Stelle als Landgerichtsassessor in Jever. Dieselbe sagte ihm jedoch aus ähnlichen Gründen wie die Stelle in Frankfurt nicht zu. Derselbe Geist, meinte er, beherrsche, wenn auch unter anderen Formen, den Stand des Richters wie des Diplomaten. Aus den oldenburg'schen Diensten ehrenvoll entlassen, siedelte er 1832 nach Mannheim über. Hier vermochte er zwar in seiner Beschäftigung als Obergerichtsadvocat den Civilprocessen keinen Geschmack abzugewinnen, er widmete sich ihnen aber, weil er erkannte, daß die Advocatur eine wichtige Vorschule des politischen Lebens sei. Diesem blieb er jedoch vorläufig noch ganz fern; mit Vorliebe wandte er sich aber dem Studium der Staatswissenschaften und verwandter Fächer zu. Aus diesen Studien ging zunächst hervor ein „Erster Versuch auf dem Felde des deutschen Bundesrechts, betr. die verfassungsmäßige Erledigung der Streitigkeiten zwischen deutschen Bundesgliedern“. Dann folgte ein schon mehr politischer „Briefwechsel zwischen einem ehemaligen und einem jetzigen Diplomaten“ (Mannheim 1845). Schon dieser erste Schritt auf politischem Gebiete brachte ihn ins Gefängniß. Die Verurtheilung erfolgte, weil er in der Schrift den Fürsten Metternich des Hochverraths beschuldigt hatte. Hiernach veröffentlichte er wieder ein rein wissenschaftliches Werk über „Das öffentliche Recht des deutschen Bundes“ (2 Theile. Mannheim 1846). Die folgende Schrift „Briefe über Staat und Kirche“ (Mannheim 1846) trug ihm wieder mehrere Wochen Gefängniß ein. Alsdann schrieb er wieder einige rein juristische Schriften: „Positiv-rechtliche Untersuchung der auf die Presse sich beziehenden bundesrechtlichen Bestimmungen und Bezeichnung der Mittel, deren Freiheit zu erlangen“; „Grundzüge der Staatswissenschaften“ (4 Bde. Frankfurt 1847—48), eine „Kritische Geschichte des deutschen Staatsrechts, dargestellt in ihren Hauptträgern“ (Mannheim 1847) und ein „Politisches Taschenbuch“ (Frankfurt 1847). Daneben fand er noch Zeit, sich mit größtem

Eifer der Phrenologie zu widmen. Er gründete eine phrenologische Zeitung, die sich jedoch nicht lange behaupten konnte, hielt in Mannheim und Heidelberg phrenologische Vorlesungen und untersuchte den Schädel jedes Mannes, den er dazu erlangen konnte, am liebsten die Schädel von Volksvertretern. Was er an diesen entdeckt zu haben glaubte, veröffentlichte er einige Male sofort und ohne Rücksicht in seiner Zeitschrift. Dadurch entstand mehrfach Scandal, zumal diejenigen, welche sich so an den Pranger gestellt fühlten, nicht immer dazu schwiegen. Es ging aus diesen Studien übrigens noch hervor eine „Geschichte der Phrenologie“ (Heidelberg 1843), „Die Phrenologie inner- und außerhalb Deutschlands“ (Heidelberg 1843) und ein „Handbuch der Phrenologie“ (Leipzig 1845). Gewissermaßen noch einem dritten Fache widmete er sich durch seine Anfang 1844 gegründete „Zeitschrift für Deutschlands Hochschulen“, wegen der er während der kurzen Zeit seiner Redaction, bis August 1845, mit der Censur mehrfach in Zwist gerieth. Hierdurch bekam, wie er später sagte, sein alter Groll gegen Despotismus neue Nahrung. Gewaltig wuchs dieser aber, nachdem er am 1. Juli 1845 die ihm angebotene Redaction eines politischen Tageblatts, des Mannheimer Journals angenommen hatte. Obwohl er dessen entschieden freisinnige Tendenz sich schriftlich vorbehalten hatte, leitete er, unter Ablegung der Adelsbezeichnung, das Blatt zunächst in sehr gemäßigtem Sinne. Dennoch gerieth er mit dem Censor zu Mannheim in eine lange Reihe harter Kämpfe. Gediegene und in anständiger Form gehaltene Aufsätze wurden ihm so verstümmelt, daß deren Aufnahme unmöglich war. Die Mittheilung von Thatsachen wurde ausgemerzt, Actenstücke, die durch alle Blätter liefen, gestrichen und der gesetzliche Recurs gegen diese Chicanen durch kleinliche Hemmungen erschwert. In diesem täglichen kleinen Kampfe benahm sich St. mit großem Geschick und andauernd mit großer Tapferkeit. Als aber 1846 die Opposition in der zweiten badischen Kammer gegen das ganze Blittersdorf'sche System lebhafter wurde, lenkte auch St. das Mannheimer Journal in die Bahnen dieser Opposition. Die Liberalen in der Kammer waren ihm bald nicht entschieden genug und, verbündet mit Hecker, griff er „die Halben und die Lauen“ an. Der Eigenthümer des Blattes entzog ihm deshalb die Redaction. Dies hatte aber nur die Folge, daß St. selbständiger und kühner den Kampf gegen das Regierungssystem fortsetzte. Er gründete 1847 in Mannheim den „Deutschen Zuschauer“, ein Blatt, in welchem die öffentlichen Zustände aller deutschen Staaten mit größter Schärfe, Rücksichtslosigkeit und Bitterkeit in schwungvollem Stile besprochen und eine zu hoffende Revolution deutlich in Aussicht gestellt wurde. Ferner machte er weiteren Kreisen das Nähere über das Verhalten des Mannheimer Censors bekannt. Er ließ alles drucken was dieser gestrichen hatte und man fand es allgemein unbegreiflich, bis zu welcher Spitze eine constitutionelle Regierung die Censur hatte treiben lassen. So wurden von ihm veröffentlicht „Actenstücke der Censur des Herrn v. Uria-Sarachaga“, dann „Actenstücke der Censur und Polizei der Stadt Mannheim“ und „Actenstücke der badischen Censur und Polizei“. Daneben gab er sich abermals einer Lieblingsneigung hin: aufs strengste alle Fleischspeisen verschmähend, empfahl er ein solches Leben durch die Schrift: „Mandara's Wanderungen“. Die in ganz Deutschland so viel Aufsehen und Interesse erregenden vormärzlichen liberalen Bestrebungen in Baden bestanden nicht bloß im Auftreten der Kammeropposition, sondern auch in Struve's journalistischer Thätigkeit. Und diese würde noch mehr Sympathie gefunden haben, wenn er nicht begonnen hätte, sich einer mehr demokratischen Richtung zuzuwenden, welche er auch in einer großen liberalen Versammlung aus ganz Baden zur Schau trug, die am 12. September 1847 in Offenburg stattfand. Nach dem Ausbruch der Bewegung von 1848 hielt er, zumal im Bewußtsein, durch seine journalistische

Thätigkeit den Boden für die Bewegung in Südwestdeutschland vorbereitet zu haben, für sich die Zeit gekommen, politisch mehr hervorzutreten. In der That ist er durch seine Betheiligung an der Bewegung im Sinne der Republik am bekanntesten geworden. Schon in der Bürgerversammlung vom 27. Februar in Mannheim trat er Männern wie Mathy, Bassermann, v. Soiron entschieden entgegen und bewirkte gegen diese den Beschluß für eine durch ihn der zweiten Kammer zu übergebende Petition mit den weitgehendsten Forderungen, ein ungewöhnlicher Schritt, welchem jedoch durch v. Itzstein's kräftiges Auftreten die Spitze abgebrochen wurde. Aehnlich trat St. am 5. März in der das Vorparlament berufenden Heidelberger Versammlung mit dem Verlangen nach einer föderativen Republik besonders H. v. Gagern entgegen. Die große Offenburger Versammlung der badischen Staatsbürger vom 19. März wurde auf Struve's Antrieb berufen und genehmigte sein Programm einschließlich der Bestimmung, daß in jeder Gemeinde ein Verein für Bewaffnung, politische und sociale Bildung des Volks sorgen solle. Für den Unterrheinkreis ward St. selbst in den Hauptausschuß dieser Organisation gewählt. Gleichen Erfolg hatte er in der großen Freiburger Versammlung vom 26. März. Durch ihn wurde diese zu der Forderung bewogen, daß die neue deutsche Verfassung auf Grundlage der föderativen Republik festgestellt und daß gegen Widerstand hiergegen Gewalt vom Volke gebraucht werde. In demselben Sinne trat er im Vorparlament auf; schon am 31. März trug er demselben ein auf Aufhebung der stehenden Soldaten- wie auch der Beamtenheere, der erblichen Monarchie u. s. w. gehendes Programm vor und am 2. April stand er an der Spitze der 79 Männer, welche nach Ablehnung der Permanenz und des gegen die Bundesausnahmsgesetze gerichteten Zitz'schen Antrags unter Verwahrung ausschieden. Sie traten zwar nach inzwischen erfolgter Aufhebung dieser Gesetze am 3. April wieder ein; aber da, wie er in einer späteren Schrift sagte, kein entschiedener Republikaner in den 50er Ausschuß gewählt wurde, so suchten er und Genossen „sich auf einem anderen Felde geltend zu machen, als auf demjenigen, auf welchem die Ränkeschmieder und die Schwätzer des Siegs gewiß waren“. Den von ihm mit angeregten und geführten ersten badischen Freischaarenzug sah er darin begründet, daß das badische Volk seine bisherige bedeutungsvolle Stellung, Deutschland die Fahne des Fortschritts voran zu tragen, nur unter einer neuen kräftigen Leitung habe behaupten können, und da die in Offenburg aufgestellten Forderungen des badischen Volks von der Regierung nicht befolgt worden, habe er mit Fickler am 5. April bei Welcker als Bundestagsgesandten noch einen friedlichen Versuch gemacht durch die Forderung einer Abstimmung über Monarchie und Republik; nach Fickler's Verhaftung aber hätten die durch Verschleppung dieser Frage getäuschten Führer infolge ihres öffentlich gegebenen Worts zu den Waffen greifen müssen. Infolge seiner in Ueberlingen, Stockach und Donaueschingen erlassenen Aufrufe zum Aufstand folgten ihm 300 Männer, die jedoch bis zur Vereinigung mit den Schaaren Hecker's schwer zusammenzuhalten waren. Struve's Frau Amalie, geborne Düsar, Tochter eines Sprachlehrers aus Heidelberg, führte das Gepäck der Schaar, deren Bestand wechselte, indem mehrmals einige hundert Mann entwichen und Andere wieder eintraten. Trotzdem setzte er unermüdlich seine Aufruhrsreden in Kleinlaufenburg und Säckingen fort, legte Beschlag auf Zollkassen, versuchte Schaaren aus der Schweiz heranzuziehen und die bei Kandern zersprengte Truppe Hecker's wieder zu sammeln; als aber immer mehr der Seinigen in wilder Flucht davoneilten, setzte er sich, wie er sagt, um sie zu leiten, auch hierbei an ihre Spitze. In Säckingen verhaftet, ward er unter der Bedingung der Auswanderung nach der Schweiz bald wieder entlassen. Er begab sich allerdings nach Rheinfelden im Aargau, kehrte aber mit 200 deutschen Arbeitern zur Unterstützung des

Sigel'schen Corps zurück und führte bei Günterstal eine Abtheilung selbst ins Gefecht. Nach der Niederlage dieses Corps bei Freiburg versuchte er bei Todtnau vergeblich die Flüchtigen zu sammeln. Trotz aller Mißerfolge war er in einer Unterredung mit Hecker in Hüningen für Fortsetzung des Unternehmens; es kam aber nicht zur Einigung, weil Struve's Plan der Heranziehung französischer Hülfe von Hecker abgelehnt wurde. Er begab sich nun nach Straßburg, wo er mit Heinzen eine Schilderung der „Schilderhebung der deutschen Republikaner im April 1848" herausgab. Die französische Regierung bewirkte jedoch am 7. Mai seine Entfernung von der Grenze. Er siedelte daher nach Chalons über. Bald darauf ließ er sich mit Heinzen in Birsfeld bei Basel nieder, wo beide einen „Plan zur Revolutionisirung und Republikanisirung Deutschlands" herausgaben. Dieserhalb aus Baselland ausgewiesen, zog er nach Rheinfelden über, ließ behufs Erhaltung der Gährung in Südwestdeutschland eine Fortsetzung seines „Deutschen Zuschauer" in Basel erscheinen und suchte durch Reisen in der Schweiz wie im Elsaß eine Gemeinsamkeit der deutschen Flüchtlinge unter seiner Leitung zu Stande zu bringen. Die sehnlichst erwartete Gelegenheit wieder loszuschlagen, bot sich ihm durch die Septemberereignisse in Frankfurt a. M. Am 21. September erschien er zu Lörrach in Baden und setzte dort den Bürgern auseinander, daß das Volk nie zu seinem guten Recht gelangen würde, wenn es nicht „seine fluchbeladenen Fürsten verjage". Alsbald ging er zur That über durch Beschlagnahme öffentlicher Cassen und durch Veröffentlichung von Erlassen im „ersten republikanischen Regierungsblatt Deutschlands". In einem dieser Erlasse rief er das deutsche Volk zu den Waffen um die Republik herbeizuführen. Ein anderer Erlaß enthielt eine „Dienstanweisung für sämmtliche Bürgermeister". In einem dritten verfügte er „im Namen der provisorischen Regierung Deutschlands" die sofortige Abschaffung aller auf dem Grund und Boden haftenden mittelalterlichen Lasten ohne Entschädigung. Auch verfügte er, daß „alles Grundeigenthum des Staats, der Kirche und der auf Seiten der Fürsten kämpfenden Staatsbürger provisorisch an die Gemeinden, in deren Gemarkung es liegt, übergehen solle". Die Schuld daran, daß die 4000 Mann, mit welchen er am 24. September von Freiburg aufbrach, bald vom badischen General Hoffmann zersprengt wurden, hat St. auf die durch seinen Commandanten Löwenfels bewirkte Zersplitterung der Kräfte geschoben; in Wahrheit aber hatte er selbst diese Theilung vorgenommen, um dadurch die Meuterei eines Bataillons beizulegen. In Wehr bei Säckingen ergriffen, ward er am 30. September von der standrechtlichen Commission in Müllheim an die ordentlichen Gerichte gewiesen, nach Rastatt gebracht und am 30. März 1849 in Freiburg, nach Vertheidigung durch Brentano und nach dem Spruch der Geschworenen, wegen Versuchs des Hochverraths zu 5 Jahren und 4 Monaten Gefängnißhaft verurtheilt. Beim Beginn der badischen Erhebung für die Reichsverfassung aus dieser Haft zu Bruchsal in der Nacht zum 14. Mai von einem Volkshaufen gewaltsam befreit, organisirte er alsbald wieder Streitkräfte und ward in den unter Brentano gebildeten Landesausschuß als einer der Vicepräsidenten aufgenommen. Hier gerieth er wegen seiner radicalen Vorschläge alsbald in Streit mit Brentano und Genossen. Aber auch Beschlüsse, welche er durchgesetzt hatte, wie die auf Verhaftung der gefährlichen, Dienstentlassung der minder gefährlichen Beamten, Verhaftung von 500 Volksverräthern, erwiesen sich als unausführbar, auch nachdem der Ausschuß eine Reihe von Ansprachen, die St. verfaßt, erlassen hatte. Als an Stelle dieser schwerfälligen Leitung eine geringere Personenzahl als provisorische Regierung getreten war, bot diese St. das Departement des Aeußern an, verwarf jedoch sein bezügliches Programm. Unmuthig über Thatenlosigkeit und Schwäche der Regierung, welche ihn nicht aufgenommen, bildete er am 5. Juni 1849 in

Karlsruhe einen „Club des entschiedenen Fortschritts", um eine neue, ausgesprochen republikanische und vor keiner Gewaltthat zurückschreckende Regierung ins Leben zu rufen, ward jedoch von Brentano genöthigt, Karlsruhe zu verlassen. Er gesellte sich zunächst zu den Aufständischen in der Rheinpfalz und schickte sich in Neustadt a. H. durch Verbreitung eines Probeblatts zur dortigen Wiederherausgabe seines „Deutschen Zuschauers" an, als er sich nach der Niederlage der badischen Aufständischen bei Waghäusel bewogen fühlte, zu diesen zu eilen. Kurze Zeit hier beim Corps Mieroslawski's weilend, erschien er am 25. Juni in der badischen constituirenden Versammlung zu Offenburg, in welche er inzwischen zu Engen gewählt war. In dieser Versammlung vereitelte er, nachdem sie nach Freiburg übergesiedelt war, Brentano's Plan, gegen Unterwerfung günstigere Bedingungen für die Führer des Aufstands zu erlangen. Er stürzte dadurch diesen Dictator und wußte selbst in diesem Augenblicke des offenbarsten Niedergangs die Versammlung noch zum Beschluß der Kriegführung aufs äußerste zu bewegen. In einer von St. verfaßten Ansprache der Versammlung wurde Brentano als feiger Vaterlandsverräther bezeichnet; dieser aber schob mittelst öffentlicher Erklärung vom 1. Juli 1849 die Hauptschuld am Mißlingen auf St., worauf St. noch 1849 von der Schweiz aus in der Schrift „Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden" (Bern; rec. in Augsb. „Allg. Ztg." 353 Beil. von 1849) die Schuld den Gemäßigten beimaß. In demselben Sinne schrieb seine Frau „Erinnerungen aus den badischen Freiheitskämpfen" (Hamburg 1850). Im März 1850 wurde St. durch das Stadtamt Mannheim „wegen beharrlicher Landesflüchtigkeit" des badischen Staatsbürgerrechts verlustig erklärt, in Baiern wurde er wegen Theilnahme am pfälzischen Aufstand zum Tode verurtheilt. Aus der Schweiz, wohin er zunächst flüchtete, ausgewiesen, begab er sich nach Frankreich. Hier polizeilich überwacht, ging er nach England, von wo er jedoch wegen Mangels sicherer Erwerbsquellen nach Nordamerika auswanderte. Am 11. Mai 1851 in New-York angelangt, ließ er sich in Statenisland nieder, ist aber seines Aufenthalts in der großen Republik niemals froh geworden, während Brentano hier zu Ehren gelangte († am 18. September 1891 in Chicago). Gleich beim Maifest der New-Yorker Deutschen, wo er auf Wunsch die Festrede hielt, entgingen St. und seine Frau nur mit Noth der allgemeinen Prügelei. Für neue Schriften konnte er keinen Verleger finden. Der „Deutsche Zuschauer", welchen er am 1. Juli 1851 in New-York wieder erweckte, mußte schon am 1. April 1852 wieder eingehen. So lebte er 1853—56 in ärmlichen Verhältnissen bei Granitvillage auf Statenisland. Selbst das von ihm und seiner Frau auf Anregung des Directors des deutschen Theaters in New-York geschriebene und am 29. Januar 1855 dort aufgeführte Stück „Abälard und Heloise" brachte ihm nur Kosten. Ebensowenig Erfolg hatte seine Schrift „Die Union vor dem Richterstuhl des gesunden Menschenverstands" (New-York 1855; rec. in Grenzboten 1856. 3. Quart. S. 111), worin er Mißverhältnisse der amerikanischen Zustände, namentlich die Aemterjagd, die Sclaverei und die Bestechlichkeit von Congreßmitgliedern tadelnd schilderte. Ungebrochen aber wandten er und seine Frau ihre ganze Kraft an die Vollendung einer schon im Bruchsaler Gefängniß begonnenen, ganz in demokratischem Geist gehaltenen „Weltgeschichte in 9 Büchern", die er als sein Hauptwerk bezeichnete. Dieser Arbeit widmete er sich besonders seit April 1856 als Gastfreund des Bierbrauers Biegen auf dessen Besitzung Dobbsferry, Westchester-County, am Hudson. Allein viele Abnehmer des Werks gingen von ihm ab, nachdem er 1856 in Reden zu New-York, Boston, Albany, Rochester, sowie mittelst Aufrufs an die Deutschen Amerikas für die Wahl des Sclavereigegners Fremont gegen Buchanan zum Präsidenten der Republik aufgetreten war. Im December 1856 wieder nach New-York verzogen, hielt er 1857—58 in

dortigen Handwerkervereinen belehrende Vorträge z. B. „über die Wanderungen der Idee“, und über die Quellen des Aberglaubens. Damit in Verbindung stand seine Redaction der vom New-Yorker Arbeiterbunde seit April 1858 herausgegebenen Wochenschrift „Die sociale Republik“. Bei aller Mühe, welche er sich, namentlich durch Reden in Philadelphia, für die Verbreitung dieses Blattes gab, hatte er so wenig Dank davon, daß er am 5. Februar 1859 auch diese Sache wieder aufgab. Nachdem er dann wieder ein Jahr auf Statenisland (in Stapleton) gewohnt, wo sein erstes Kind geboren wurde, verzog er 1860 abermals nach New-York. Er wirkte hier für Lincoln's Wahl zum Präsidenten, vollendete seine „Weltgeschichte“ und gab eine Schrift „Revolutionszeitalter“ heraus. Beim Ausbruch des Secessionskriegs trat er 1861 als Gemeiner in das 8. deutsche Freiwilligenregiment unter Blenker, brachte es bis zum Hauptmann, trat aber im November 1862 aus, weil er nicht unter Blenker's Nachfolger, gegen den sich alle Officiere ausgesprochen hatten, dienen wollte. Ueber diesen Feldzug schrieb er „Das 8. Regiment New-Yorker Freiwilligen und Prinz Salm-Salm“. Längst schon voll Sehnsucht nach der Heimath, kehrte St. nach dem Tode seiner Frau und infolge der badischen Amnestie vom 7. August 1862, der Republik am 2. Juni 1863 wieder den Rücken. Er ließ sich in Stuttgart, dann in Coburg nieder, wo er sich wieder verheirathete und aufs neue zur Feder griff. Zunächst wandte er sich in der A. Allg. Ztg. (310 vom 6. November 1863) gegen Angaben in Häusser's Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution (Heidelberg 1851), welcher Struve's Verhalten aufs schärfste kritisirt hatte und jetzt, in der A. Allg. Ztg. (324 vom 20. November 1863) erwidernd alles früher Gesagte aufrecht hielt. Sodann gab er in Coburg vier zwanglose Hefte unter dem Titel „Diesseits und jenseits des Oceans“ (1863 u. 64) heraus, um damit „ein geistiges Wechselverhältniß zwischen der alten und der neuen Welt, namentlich zum Frommen Deutschlands anzubahnen“. Die Abschnitte von diesseits des Oceans enthalten u. a. Rückblicke auf sein früheres Auftreten in Baden und dienten mehreren obiger Angaben als Quelle. Ferner gab er heraus eine „Geschichte der Neuzeit“ (Koblenz 1864), schilderte in der Gartenlaube (von 1865, S. 56) „Fr. Hecker in Amerika“, schrieb einen „Kurzgefaßten Wegweiser für Auswanderer“ (Bamberg 1867) und gemeinsam mit G. Rasch Biographien unter dem Titel „Zwölf Streiter der Revolution“ (Berlin 1867). Darin sind die Artikel über Hecker, Blind, Blum, Bakunin von St. verfaßt. Seine Bestellung zum nordamerikanischen Consul für die thüringischen Staaten wurde von deren Regierungen abgelehnt, zumal im Hinblick auf seine am 27. Juli 1864 in Coburg erfolgte gerichtliche Verurtheilung zu 3 Monaten Gefängniß wegen ehrverletzender Aeußerungen gegen deutsche Fürsten in der Allg. deutschen Arbeiterzeitung. 1869 siedelte er nach Wien über, wo er die Schriften herausgab: „Pflanzenkost, die Grundlage einer neuen Weltanschauung“ (Stuttgart 1869), „Das Seelenleben oder die Naturgeschichte des Menschen“ (Berlin 1869) und ein Drama „Eines Fürsten Jugendliebe“ (Wien 1870). Es war ihm nicht beschieden, die Vollendung der deutschen Einheit zu erleben, welche er lebenslang in übergroßer Ungeduld erstrebt hatte. Am 21. August 1870 starb er in Wien mit den Worten: „Dieser entsetzliche Krieg! Ich muß fort!“ Der Beerdigung wohnten einige Journalisten und der Verein der Vegetarier bei, dessen Vorsitzender er war. Er hinterließ außer der Wittwe, zwei Töchter erster Ehe. — St. war eine zum Excentrischen angelegte Natur, ein starrer Principienkämpfer, ein Fanatiker, ein durch zahlreiche Nadelstiche des vormärzlichen Regierungssystems großgezogener Republikaner, der die Republik als Radicalmittel gegen Wiederkehr solcher Zustände mit vollster Ueberzeugung, mit der ganzen Kraft seiner Seele, unbeirrt um alle Schwierigkeiten mit rabiater Entschlossenheit einzuführen

strebte, dabei ohne praktische Erfahrung, von großer Reizbarkeit und Leidenschaft, von großer Arbeitskraft, unerschrockener Ausdauer, von Muth und Wahrheit im Kampfe für sein Ideal. Darin stimmen auch die Charakteristiken bei Weech, Weber, in den Grenzboten, der Gegenwart und auch sein Freund Heinzen überein.

Heinzen, Einige Blicke auf die bad.-pfälz. Revolution. Bern 1849. — Grenzboten 1849. 2. Sem. Bd. IV (Die deutsch. Flüchtl. in der Schweiz.). — Steger's Ergänzbl. IV, 725—732. Leipzig 1849. — Gegenwart II, 338. Leipzig 1849. — Raveaux, Mittheil. über die bad. Revolution. Frankfurt 1850. — Häusser, Denkwürdigkeiten z. Gesch. der bad. Revolution. — A. Allg. Ztg. 1848 Nr. 272, 279; 1849 Nr. 36 u. 171; 1851 Nr. 152; 1870 Nr. 237. — Gartenlaube 1865, S. 453 (Heimgekehrt aus dem Exil, mit Bild, von G. Rasch.). — Braun, Bilder aus d. deutsch. Kleinstaat I, 325. — Meyer's Ergänzbl. S. 336. Hildburghausen 1870. — v. Weech, Bad. Biogr. II, 331—339. Heidelberg 1875. — Unsere Zeit 1881, II, 840. — Biedermann, 30 Jahre deutsch. Geschichte I, 261. — Biedermann, Mein Leben I, 326. — G. Weber, Geschichtsbilder S. 482—485. Leipzig 1886.

Wippermann.

Struve: Jacob St., Mathematiker, geboren am 21. November 1755 auf dem Gute Horst bei Uetersen in Holstein, † am 2. April 1841 in Altona. Sohn eines Maurermeisters sollte er zum Landwirthe erzogen werden. Sein Körper erwies sich aber zu schwach, und ein kleiner Auswuchs auf seinem Rücken scheint die Folge der ihm anfangs zugemutheten Anstrengungen gewesen zu sein. St. kam nun zu dem alten Pastor Vasmer in Elmshorn, der ihn bald mehr als Schüler denn als Diener behandelte und für den Besuch des Gymnasiums zu Altona vorbereitete. Ebenderselbe setzte es durch, daß St. zuerst dieses Gymnasium, dann die Universität Kiel besuchen konnte. Schon 1780 kam St. als Conrector an die lateinische Schule nach Harburg. Von da folgte er 1783 einem Rufe als Rector nach Bückeburg, 1784 einem ähnlichen nach Hannover. Im J. 1791 erreichte ihn die Ernennung als zweiter Professor und Mitdirector des Gymnasiums in Altona, und 1794 wurde er ebenda erster Professor und Director, eine Stellung, in welcher er bis 1827 verblieb. Im Gefühle herannahender Altersschwäche bat er um seine Entlassung und erhielt sie, worauf er noch 14 Jahre ein ruhiges, geistig nicht mehr fruchtbares Leben führte. Am 10. Januar 1833 war es ihm vergönnt, seine goldene Hochzeit mit der Tochter des Pastors J. H. L. Weise in Steinbek zu feiern. Aus der glücklichen Ehe stammten 5 Söhne und 2 Töchter. Von den zahlreichen Schulbüchern und Programmen Struve's sind besonders zu erwähnen ein Programm von 1815 über befreundete Zahlen, ein solches von 1827 über überschüssige Zahlen, ein solches von 1821 über das von Lessing zuerst herausgegebene archimedische Epigramm.

Neuer Nekrolog der Deutschen für 1841, I. Theil, S. 374—376.

Cantor.

Struve: Karl Ludwig St., Philolog und Dichter, wurde am 2. Mai 1785 zu Hannover als der älteste Sohn des dortigen Rectors des Lyceums, Jakob St. (s. o.) geboren. Als die Familie im J. 1791 nach Altona übersiedelte, trat der kleine Karl in die dritte Classe des k. Christians-Gymnasiums ein. Er wurde hier in der Mathematik von seinem Vater, im Lateinischen und Griechischen von Professor G. E. Klausen unterrichtet. Als vierzehnjähriger Knabe hielt er bei der Festfeier am Geburtstage des Königs von Dänemark Christian VII. eine deutsche Rede in Versen, und als fünfzehnjähriger versuchte er in Steinbek zu predigen, wobei er durch seinen Ernst und seine Würde alle Anwesenden in Erstaunen setzte. Nachdem Karl St. im J. 1801

sein Abiturientenexamen glänzend bestanden, zog er nach Göttingen, um daselbst Theologie und Philologie zu studiren. Hier zeichnete er sich durch seinen Fleiß und seine Fähigkeit aus und gewann am 4. Juni 1802 eine goldene Medaille für die Lösung einer Preisaufgabe: „De doctrina Graecorum et Romanorum de statu animarum post mortem“ (Altona 1803, 113 S.). Nach einjährigem Aufenthalt in Göttingen zog der junge Student nach Kiel, um der Forderung zu genügen, 2 Jahre auf einer einheimischen Universität zu verbringen. In Kiel behagten dem geistreichen lebhaften Jüngling die Vorlesungen und die Professoren nicht; er studirte privatim, suchte und fand anderweitige angenehme Gesellschaft, machte viel ernste und heitere Gelegenheitsgedichte und sandte sie seinen Eltern nach Hause. Kurz vor Weihnachten 1803 wurde er in Kiel Dr. phil. („Observationum et emendationum in Propertium edendum specimen“, 77 S., 8°) und kehrte nun zu seinen Eltern nach Altona zurück, um sich eine eigene Lebensstellung zu suchen. Der schöne Plan, einem reichen jungen Mann auf einer Reise nach Frankreich, Italien und Griechenland als Begleiter sich anschließen zu können, kam leider nicht zur Ausführung, weil der Betreffende erkrankte. Was nun beginnen? Zwei Stellen, beide außerhalb Deutschlands, wurden dem jungen Doctor angeboten; die eine in England (London), die andere in Livland durch den dortigen Professor Gaspari, zu dem die Struves in verwandtschaftlichen Beziehungen standen. St. wählte Livland. Im Frühjahr 1804 verließ Karl St. das Elternhaus und reiste zu Schiff nach Livland, um hier die Stelle eines Hauslehrers bei einem Herrn Meiners, 40 Werst von Dorpat, anzutreten. Durch Vermittelung seines Onkels Gaspari machte er die Bekanntschaft der Dorpater Professoren, insonderheit schloß er innige Freundschaft mit dem Professor der Nationalökonomie Friedr. Rambach, dem die Aufgabe zugefallen war, in Dorpat ein Gymnasium einzurichten. Professor Rambach, der den talentvollen Jüngling schätzen gelernt hatte, forderte ihn auf, die Stelle des ersten Lehrers der griechischen Sprache und Litteratur zu übernehmen; Karl St. ging mit Freuden darauf ein. Als am 15. (27.) September 1804 das Gymnasium feierlich eröffnet wurde, hielt der noch nicht zwanzigjährige Doctor eine lateinische Rede „De educatione et institutione puerorum apud veteres“. Allein sein Streben ging weiter. Im J. 1805 habilitirte er sich bei der philosophischen Facultät an der Universität („Diss. pro venia legendi de elementis Epidoclis,“ Dorpati, 28 S. 8°). Dann gründete er sich durch Verheirathung ein eigenes Haus. Neun Jahre verlebte Karl St. in Dorpat: als die schönsten Jahre seines Lebens hat er einst in einem Briefe sie bezeichnet. Als Lehrer am Gymnasium, als Privatdocent an der Universität gleichzeitig unterrichtend, litterarisch thätig, hatte er bald einen ansehnlichen Freundeskreis gefunden, zu dem auch die Professoren Rambach und Segelbach gehörten. Ueberdies waren zwei jüngere Brüder ihm nach Dorpat gefolgt: Wilhelm St., der spätere Professor der Astronomie, seit 1808; Ludwig, stud. med. seit 1811. Karl St. hielt Vorlesungen über Homer, Sophokles, Herodot, Juvenal, Horatius, über römische und griechische Alterthümer, über alte Geschichte und Mythologie, über griechische und lateinische Grammatik. Hier in Dorpat verfaßte er einige Abhandlungen: „Consilium de nova editione S. A. Propertii mox adornanda“ (1806, 39 S., 8°); „Juvenal's erste Satire metrisch übersetzt und mit einem Commentar begleitet“ (1807, 49 S., 4°); „Sophoclis, ut volunt, Clytemnestrae fragmentum, post editionem Mosquensem principem edi curavit, notis adjectis“ (Riga 1807, 220 S.). Auch die später (1816) erschienene griechische Grammatik ist in Dorpat ausgearbeitet worden. Besonders bekannt wurde Karl St. in weiteren Kreisen durch eine Rede, die er am Krönungsfeste Kaisers Alexander I. (15. September 1812) im Gymnasium hielt: „Der Feldzug des Darius gegen

die Scythen". In dieser bemerkenswerthen und mit vielem Beifall aufgenommenen Rede verweist er auf die Zähigkeit des Darius, durch die die Macht der eindringenden Scythen gebrochen wurde. Die Rede ist wiederholt deutsch gedruckt (1812, später 1813 und 1822), auch in russischer Sprache im „Sohn des Vaterlandes" (1812, Nr. 4, S. 109) erschienen. — Während der Dorpater Periode war St. auch einmal in St. Petersburg, erneuerte hier die Freundschaft mit Friedrich Greef, schloß neue Freundschaft mit E. Koehler und machte Bekanntschaft mit dem Grafen Sergei Uwarow. — Trotz alledem wollte es ihm nicht gelingen — wonach er strebte — eine Professur an der Universität Dorpat zu erhalten: er war vom Conseil der Universität zum Professor der Geschichte gewählt worden, aber er wurde — aus unbekannten Gründen — von der Obrigkeit nicht bestätigt. Er sah sich nach einer andern Lebensstellung, nach einem andern Beruf um — er wollte Pfarrer werden. Im J. 1813 unterwarf er sich bei der theologischen Facultät der vorgeschriebenen Prüfung, erhielt den Grad eines Candidaten der Theologie, und bewarb sich um eine Pfarrstelle in der Nähe von Dorpat. Da er bereits die esthnische Sprache erlernt hatte, so konnte er mit Erfolg in Niggen (16 Werst von Dorpat) predigen; doch ein anderer Candidat erhielt die Stelle, — die Hoffnung war vergebens gewesen. Da erhielt er — durch Vermittlung des Professors Burdach und seines Onkels Gaspari — den Ruf nach Königsberg, um als Nachfolger Hamann's die Stelle eines Directors am Altstädtischen Gymnasium zu übernehmen. Am 29. Mai 1814 verabschiedete er sich von seinen Schülern und Collegen und verließ mit schwerem Herzen das ihm und seinen Brüdern zur Heimath gewordene Dorpat. Wie oft hat er sich später dahin zurück gesehnt!

Als Karl St. das Amt eines Directors übernahm, war er erst 31 Jahre alt, viel jünger als mancher der Lehrer des ihm anvertrauten Gymnasiums, aber energisch und thatkräftig. Unter seiner Leitung kam das Gymnasium, wie allseitig anerkannt wurde, zur größten Blüthe. Fast 25 Jahre hat Karl St. in Königsberg gewirkt und sich den Ruf eines tüchtigen Schulmannes, eines gründlichen Gelehrten classischer Bildung erworben, wohl angesehen bei Collegen und Fachgenossen, insbesondere nahe stand er dem Professor C. A. Lobeck. — Allein die Last der Arbeit in der Schule drückte ihn nieder, — in Königsberg hatte er keine Aussicht eine Professur zu erlangen, seine Blicke waren immer noch auf Dorpat gerichtet — erst 1823 ließ er die Hoffnung, daselbst Professor zu werden, gänzlich schwinden. Als ein Wilnaer Professor der alten Litteratur gestorben war, beschloß St. sich um die erledigte Stelle zu bewerben, da wurde die Universität aufgehoben. Einen Ruf nach Baiern, woselbst man die Schulen nach preußischem Muster verbessern wollte, sowie einen Ruf nach Lübeck als Director des Gymnasiums lehnte er ab. — Trotz seiner übergroßen Arbeitslast als Director des Gymnasiums war Karl St. auf litterarischem Gebiet außerordentlich thätig. Außer einer Anzahl von Abhandlungen (28), die er in den Schulprogrammen veröffentlichte (kleinere und größere), außer den Vorträgen, die er in der Deutschen Gesellschaft zu Königsberg hielt (2. Juli 1824 öffentliche Rede bei Gelegenheit des hundertjährigen Geburtstages Klopstock's; 18. Januar 1820 über die Ungewißheit der alten Geschichte u. a. m.), verfaßte er: „Griechische Grammatik für die Gymnasien des Lehrbezirks der k. Universität zu Dorpat; Formenlehre" (Riga und Dorpat 1816, 2., verbesserte Aufl. 1823); „Abhandlungen und Reden, meist philologischen und pädagogischen Inhalts" (Königsberg 1822, XXIII, 340 S.); „Ueber den politischen Vers der Mittelgriechen, eine Abhandlung" (Hildesheim 1828, 139 S. 8°); „Quaestionum de dialecto Herodoti specimen" (Regiomonti 1828, 421 S.); specimen secundum

(1829). Ferner lieferte er sehr schätzenswerthe Beiträge zu J. G. Schneider's griechisch-deutschem Wörterbuch, einen Supplementband zu Buttmann's neuer Ausgabe der vier Dialoge des Plato. Mit Ph. Buttmann, dem Herausgeber der griechischen Grammatik, stand St. in sehr regem Briefwechsel. Er veröffentlichte auch eine „Theorie der Parallellinien" (Königsberg 1820) und gab einen Band „Gelegenheitsgedichte" (Königsberg 1817, 126 S. 8°) heraus; ferner „Diana und Endymion", ein Festspiel zur goldenen Hochzeit seiner Eltern (20. Januar 1833). — Ein Verzeichniß aller seiner Veröffentlichungen ist abgedruckt in Recke-Napiersky's Gel.-Lexikon IV, 324—326, sowie in Beise's Nachträgen II, 22 u. 26 und in den Opuscula selecta Caroli Ludovici Struvii, die sein Neffe J. Th. Struve in Leipzig 1854 herausgab (p. XLIV—XLIX).

Als Karl St. am 17. Juni 1838 nach kurzem Krankenlager aus diesem Leben schied, schrieb sein Freund Lobeck (Königsberg, K. Pr. Staatszeitung Nr. 135): „Struve der Philolog, ein berühmter Name ist in diesen Tagen unter uns erloschen, berühmt durch andere in andern Wissenschaften, in der classischen Philologie zuerst durch unsern verewigten Freund. Was er auf diesem Gebiet für griechische und lateinische Grammatik und Lexikographie geleistet, wird noch lange fortleben in der Wissenschaft, ein Denkmal seiner Thätigkeit, rühmlich der Zeit, der es angehört." — —

Karl St. hatte sich bereits in Dorpat im J. 1805 mit Wilhelmine Sparwat, Pflegetochter eines gewissen Roemer, der in Livland ein Gut besaß, verheirathet. In glücklicher Ehe lebte er, bis am Ende des Jahres 1832 durch eine Lungenentzündung ihm die geliebte Gattin entrissen wurde. Dieser Ehe entstammten 6 Kinder, 4 Töchter und 2 Söhne. Der jüngere Sohn Victor ging nach Amerika; der ältere Sohn Adolf Heinrich, geboren am 22. December 1809 in Dorpat, war Professor der Chirurgie an der Universität zu Charkow, und lebt heute hochbetagt, 83 Jahre alt, als Gutsbesitzer im Gouvernement Woronesch (Rußland). Die Töchter wurden verheirathet.

C. L. Struve, Opuscula selecta edidit J. Th. Struve. Vol. I, Lipsia 1854, p. XIII—XLIX: Vita C. L. Struvii. — Lübker-Schroeder, Lexikon d. Schl.-H. Schr. 1829, S. 601—604. — Recke-Napiersky, Schriftsteller-Lexikon IV, Mitau 1832, S. 324—328. L. Stieda.

Struve: Ludwig August St., namhafter Kliniker, wurde am 18. August 1795 als der fünfte (jüngste) Sohn des Gymnasialdirectors Jacob St. in Altona geboren. Nachdem er im Christianeum zu Altona unter Leitung seines Vaters eine ausgezeichnete Vorbildung erhalten, begab er sich 1811 nach Dorpat, woselbst zwei ältere Brüder, Karl (s. d.) als Gymnasiallehrer, Wilhelm (s. d.) als Studiosus der Astronomie, weilten; am 9. October 1811 wurde Ludwig St. als Stud. der Medicin immatriculirt. Bereits im nächsten Winter hatte der junge Mediciner Gelegenheit, sich praktisch thätig zu erweisen: er mußte von Anfang October 1812 bis zum Januar 1813 mit Karl Ernst v. Baer und andern Commilitonen an den Kriegslazarethen der Stadt Riga ärztliche Dienste verrichten. Nachdem er noch ein Jahr in Dorpat studirt hatte, reiste er gleichzeitig mit Professor Burdach, der einem Ruf nach Königsberg Folge leistete, am 12. Februar 1814 von Dorpat ab, um in der Heimath seine Studien zu beendigen. Er wandte sich nach Kiel und wurde hier nach Vertheidigung seiner Dissertation („Diss. exhibens insignem casum rupturae uteri post mortem puerperae demum ex sectione cognitae" Kiliae 1815, 50 pp. 4°) zum Doctor der Medicin und Chirurgie promovirt. Dann ließ er sich in Elmshorn nieder und lebte daselbst als praktischer Arzt, bis er 1823 einen Ruf als Professor der Therapie und Director der medicinischen Klinik in Dorpat erhielt. Dem Ruf leistete er Folge, und trat am Anfang des Jahres 1824 sein Lehr-

amt an, doch nur kurze Zeit sollte es ihm vergönnt sein, hier zu wirken; bereits am 17. April 1828 — erst 33 Jahre alt — schied er nach kurzem Krankenlager aus diesem Leben.

St. ist litterarisch außerordentlich thätig gewesen; er hat außer einer großen Anzahl von Recensionen und Nachrichten in Rust und Casper's Repertorium der gesammten Heilkunde, mehrere Abhandlungen in den Schleswig-Holstein'schen Provinzial-Berichten, sowie in Rust's Magazin für die gesammte Heilkunde verfaßt. Insbesondere hat er der Marschkrankheit seine Aufmerksamkeit geschenkt; hiemit beschäftigen sich mehrere Aufsätze in Zeitschriften, sowie eine Monographie: „Ueber die aussatzartige Krankheit Holsteins, allgemein daselbst Marschkrankheit genannt. Ein Beitrag zur Kenntniß der pseudosyphilitischen Uebel" (Altona 1820, VIII, 208 S. 8°). Ferner veröffentlichte er: „Ueber Diät-, Entziehungs- und Hungercuren in eingewurzelten chronischen, namentlich syphilitischen und pseudosyphilitischen Krankheiten. Ein Beitrag zur Therapie der chronischen Krankheiten" (Altona 1822, 125 S. 4°. Mit zwei illumin. Tafeln); „Commentatio de Phlegmasia alba dolente" (Tübingen 1825, 111 S.); „Ueber die Kenntniß und Cur acuter und chronischer Krankheiten" (Riga und Dorpat 1827, 442 S. 8°); „Historischer Bericht über die Leistungen der medicin. Klinik der K. Universität zu Dorpat" (1827, 116 S.). — Nach Struve's Tode erschien: „Synopsis morborum cutaneorum secundum classes, genera, species et varietates. Uebersicht der Hautkrankheiten nach ihren Classen, Gattungen, Arten und Varietäten" (Berlin 1829, XII und 107 gr. Bogen nebst 4 ill. Tafeln). St. hat auch dichterische Anlagen bekundet, er verfaßte ein Gedicht: „Vergangenheit und Zukunft", und trug dasselbe im großen Hörsaal der Universität zu Dorpat am 12. September 1826 zur Feier der Krönung Nikolaus' I. vor. Das Gedicht ist auch im Druck erschienen.

Ludwig St. war verheirathet mit Konradine Wall; als er starb, hinterließ er eine Wittwe, fünf Kinder und einen Pflegesohn, einen Sohn seines verstorbenen Bruders Ernst St., Jacob Theodor St. (s. u.) Von seinen eigenen Söhnen ist Karl Ludwig August, geboren zu Dorpat am 11. April 1827, als Inspector an der Sternwarte zu Pulkowa am 14. März 1850 gestorben; ein anderer Sohn lebt als verabschiedeter Beamter in Riga.

Lübker-Schroeder, Lexikon der Schleswig-Holstein'schen Schriftsteller. Altona 1829, S. 604—606. — Recke-Napiersky, Schriftsteller-Lexikon IV, Mitau 1852, S. 328—330. — Beise, Nachtrag II, Mitau 1861, S. 226.

L. Stieda.

Struve: Jacob Theodor St., namhafter Philolog, wurde am 24. Mai 1816 in Flensburg geboren, woselbst sein Vater Ernst St., der zweite Sohn des Gymnasialdirectors Jacob St. zu Altona (s. d.), Stadtphysikus war. Nachdem sein Vater am 25. Januar 1822 mit Hinterlassung von vier unmündigen Kindern gestorben war, wurde Jacob Theodor von dem Bruder seines Vaters Ludwig (s. d.), damals prakt. Arzt in Elmshorn, adoptirt. Als nun bereits im nächsten Jahre 1823 Ludwig St. als Professor der Klinik an die Universität Dorpat berufen wurde, so ging Theodor mit. Hier war Theodor eben 1827 in das Gymnasium eingetreten, als bereits 1828 sein Adoptivvater Ludwig starb. Des zum zweiten Mal verwaisten 12jährigen Knaben nahm sich der andere in Dorpat befindliche Oheim Wilhelm St., Professor der Astronomie, in brüderlicher Liebe an und erzog ihn mit seinen Kindern. Theodor St. hat niemals vergessen, wie viel er diesem Onkel Wilhelm zu danken hatte; — er hat wiederholt betont, daß der Aufenthalt im Hause seines Oheims auf seine geistige und sittliche Entwicklung, sowie auf seinen Lebenslauf von entscheidendem Einfluß gewesen ist. — Nachdem Theodor das Dorpater Gymnasium bis zum Juli

1832 besucht und die Abiturientenprüfung bestanden hatte, wurde er in der zweiten Hälfte des Jahres 1832 als Stud. philologiae an der Universität zu Dorpat immatriculirt. Während der Studienzeit hörte er insbesondere die Vorlesungen des schon bejahrten Professors Morgenstern, sowie des damals noch jugendlichen Professors Neue. Als Cand. philolog. verließ er im J. 1837 Dorpat, und ging, einer freundlichen Einladung seines Onkels Karl (s. d.), des Gymnasialdirectors, folgend, nach Königsberg i. Pr. Hier konnte er nur kurze Zeit den anregenden Verkehr seines Oheims genießen; denn bereits im nächsten Jahre 1838 starb Karl St. Theodor St. hat durch Herausgabe der „Opuscula selecta Caroli Ludovici St.“ (2 Bände, Lipsiae 1854) dem Onkel ein bleibendes Denkmal gesetzt. Nachdem er im Jahre 1839 nach Rußland zurückgekehrt war, wurde er zuerst Lehrer am Gymnasium zu Dorpat, bis 1842, dann erwarb er sich an der Universität zu Petersburg den Grad eines Magisters der Philologie (Diss. „Emendationes in Quinti Smyrnaei Posthomerica“, Petropoli 1843), verließ aber bald Dorpat und wandte sich nach Kasan. Hier wurde er neben seiner Stellung als Gymnasiallehrer noch an der Universität Privatdocent, zuletzt erlangte er in St. Petersburg den Grad eines Doctors der Philologie, 1846 (Dissertatio: „De argumento carminum epicorum quae res ab Homero in Iliade narratae longius prosecuta sunt;“ pars I, Petropoli 1846). Der zweite Theil erschien 1850 in Kasan. Im J. 1852 zum außerordentlichen, im J. 1855 zum ordentlichen Professor, anfangs der römischen Sprache und Litteratur, später auch der griechischen Sprache, ernannt, wirkte er hier mit Erfolg bis zum Jahre 1862. Als aber aus unbekannten Ursachen sich zwischen St. und seinen Zuhörern unangenehme Verhältnisse entwickelten, fühlte er sich veranlaßt, seine Stellung an der Universität aufzugeben. Er ging zuerst nach Petersburg und ertheilte hier eine kurze Zeit beim dritten Gymnasium Unterricht im Lateinischen, dann siedelte er nach Dorpat über, um sich der Erziehung seiner Kinder zu widmen. Als in Odessa eine Universität gegründet wurde, ließ er sich daselbst 1865 als Professor der griechischen Litteratur anstellen. Jedoch nur 5 Jahre lebte er hier. Er hielt seine Vorlesungen und verwaltete das Münzcabinet und das Museum der Universität, was ihn insonderheit zu archäologischen Studien hinzog. Im J. 1870 mußte er sich, wie es die damaligen russischen Gesetze vorschrieben, einer erneuten Wahl von Seiten seiner russischen Collegen unterwerfen, und da er hierbei nur eine geringe Majorität erhielt, so fühlte er sich dadurch gekränkt, gab seine Professur in Odessa auf und kehrte wieder nach St. Petersburg zurück. Hier übernahm er die Leitung des beim histor.-philolog. Institut bestehenden classischen Gymnasiums und lebte in voller Hingabe an seinen Lehrer- und Forscher-Beruf. Allein früher als es zu erwarten war, trat ein Nachlassen seiner Kräfte ein; er mußte 1876 einen mehrmonatlichen Urlaub zu seiner Erholung nehmen. Als aber 1878 ihn ein Schlaganfall darniederwarf, so mußte er seinen Abschied erbitten. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Mitau und in Riga, hier starb er am 4. Januar 1886 (22. December 1885 alten Stils), fast 70 Jahre alt. Seine Leiche wurde in St. Petersburg auf dem Friedhof der luth. Michaelis-Gemeinde bestattet. — Er war glücklich verheirathet; seine Töchter sind vor ihm gestorben, ein Sohn lebt als Gensdarmerie-Officier in Riga.

Theodor St. hat außer den bereits genannten Schriften noch folgende verfaßt: „Novae curae in Q. Smyrnaei Posthomerica.“ Casan 1860 et Petropoli 1864 (Memoiren der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, VII. Serie, Bd. VII, Nr. 3). Ferner hat er mehrere archäologische und philologische Abhandlungen in russischen Zeitschriften veröffentlicht, in dem Journal des Ministeriums der Volksaufklärung, in den Schriften der Odessaer Gesellschaft für

Geschichte und Alterthümer, in den Schriften der Neurussischen Universität, in den Arbeiten der Moskauer Archäologischen Gesellschaft. In den „Pontischen Briefen", die Theodor St. während der Jahre 1869—1874 im Rheinischen Museum hat abdrucken lassen, berichtet er in anziehender Weise über archäologische Fragen, die sich mit der alten griechischen Handelscolonie bei Odessa beschäftigen. (Der I. Brief in Bd. XXIV (1868), S. 558—569; II. u. III. Brief Bd. XXV (1870), S. 345—358; IV. Brief Bd. XXIX (1874), S. 65 bis 73.)

Ferner gab St. heraus: die „Opuscula posthuma" seines früh verstorbenen Kasan'schen Collegen Tschorzewski, dann die „Opuscula selecta" seines Onkels Karl Ludwig St. in 2 Bänden; ein dritter Band, zu dem die Materialien bereits vorlagen, ist nicht erschienen. (Caroli Ludovici Struvi Opuscula selecta edid. J. Th. Str. Vol. I et II. Lipsiae 1854.) Eine sehr werthvolle, mit ausnehmender Sorgfalt ausgeführte Arbeit. Er hatte auch die Absicht Opuscula posthuma seines verehrten Freundes L. Mercklin, weil. Professor der Archäologie in Dorpat, herauszugeben, doch gelangte dieser Plan aus unbekannten Gründen nicht zur Vollendung.

Ein Zeitgenosse schreibt über Theodor St.: „Was ihn am meisten anzog, war die Bildung der Jugend. Anderen zu dienen war ihm Lebenszweck, daher bot die Schule ihm das ergiebigste Arbeitsfeld. Er fand bei der Jugend Liebe, weil er mit Liebe ihr entgegenkam. Den Unterricht belebte er gelegentlich durch glücklichen Humor, und die Kernsprüche antiker Lebensweisheit wußte er der Jugend vorzuführen, so daß sie im Gedächtniß hafteten und ein Eigenthum für das Leben blieben. Liebe und Pietät bildeten die Grundzüge seiner edlen Natur. Gegen sich war er streng, mild gegen Andere. Jedem Streit, selbst wissenschaftlicher Polemik, ist er sehr abhold gewesen, und auch die höchste geistige Begabung hatte in seinen Augen keinen Werth, wenn nicht mit ihr eine Bildung des Herzens verbunden war. Wer das Glück hatte, ihn genau kennen zu lernen, mußte die Lauterkeit seines Charakters schätzen und lieben."

St. Petersburger Deutsche Zeitung, 12./24. Januar 1886, Nr. 12. — Biographisches Jahrbuch für Alterthumskunde, begr. von K. Bursian, herausgegeben von Iwan Müller. Neunter Jahrgang 1886, 2. Abth. Berlin 1887, S. 11—13. L. Stieda.

Struve: Friedrich Georg Wilhelm St., einer der hervorragendsten Astronomen der Welt, wurde am 15. April 1793 zu Altona als der vierte Sohn des Directors des Christianeums Jacob St. (s. d.) geboren. Der Knabe besuchte, wie seine älteren Brüder, die väterliche Schule, wobei er den anregenden Unterricht seines Vaters genießen konnte. — Gerade auf diesen Sohn hatte sich mit der Anlage für Mathematik auch die Lust und Liebe zu dieser Wissenschaft, die der Vater besaß, vererbt. Bereits in dem jugendlichen Alter von fünfzehn Jahren, im Frühjahr 1808, war Wilhelm St. reif für die Universität. Wohin sollte er sich wenden? Ein Begegniß mit französischen Werbern brachte schnell eine Entscheidung. Der hochaufgeschossene, aber kräftige Jüngling war auf einem Spaziergange nach Hamburg in der Vorstadt St. Pauli französischen Werbern in die Hände gefallen: durch einen kühnen Sprung aus dem Fenster rettete er sich und floh in das Haus der Eltern. — Um weiteren Unbequemlichkeiten zu entgehen, beschlossen die Eltern, den Sohn nicht in Deutschland zu lassen, sondern ins Ausland, und zwar nach Dorpat, zu schicken, damit er dort studiren sollte. Lebte doch schon der älteste Sohn Karl Ludwig St. in Dorpat als Gymnasiallehrer und Privatdocent. So konnten die Eltern ihren jungen Sohn in die weite Ferne nach Rußland ziehen lassen — sie wußten ihn unter der Aufsicht und der Sorge des älteren Bruders. So reiste Wilhelm St. im Sommer 1808

nach Dorpat, legte vier Wochen nach seiner Ankunft das vorgeschriebene Aufnahmeexamen ab und wurde im zweiten Halbjahr in die Zahl der Studirenden für das Fach der Philologie aufgenommen. Die Universität zu Dorpat war erst 1802 gegründet, die Zahl der Studenten war noch gering — St. war der 371ste. Im nächsten Jahre, 1809, wurde W. Erzieher im Hause des Grafen Berg-Sagnitz: der später berühmte Generalfeldmarschall Berg war sein erster Zögling. Trotz dieser Nebenbeschäftigung eines Hauslehrers konnte Wilhelm seinen Studien so fleißig obliegen, daß er 1810 für eine Abhandlung „De studio critices et grammatices apud Alexandrinos“ den Preis der goldenen Medaille erhielt, und daß er nach dreijährigem Studium 1811 das Examen eines Oberlehrers der classischen Philologie glänzend bestehen konnte. In demselben Jahre kam J. G. S. Huth als Professor der Astronomie nach Dorpat, ein Gelehrter von vielseitigem Wissen und einer ungewöhnlichen Lehrgabe. Er erweckte die in W. St. schlummernde Neigung für Mathematik und Astronomie, so daß St. sich von nun ab dem astronomischen Studium widmen wollte. Er war unterdeß, trotz seiner achtzehn Jahre, zum Oberlehrer der Geschichte am Gymnasium zu Dorpat gewählt worden und hätte diese Stellung auch angenommen, wenn sich nicht der Professor Parrot (s. A. D. B. XXV, 184) ins Mittel gelegt hätte. Professor Parrot, der die außerordentliche Befähigung des jungen St. erkannt hatte, wünschte ihn den mathematischen und astronomischen Studien zu erhalten. Er veranlaßte die Universität, dem jungen St. ein Stipendium von 300 Rubel zur Fortsetzung seiner mathematischen Studien zu verleihen. Infolgedessen lehnte St. die ihm dargebotene Stelle eines Oberlehrers ab, gab auch im J. 1812 die Hauslehrerstelle beim Grafen Berg auf, um seine ganze Arbeitskraft dem mathematischen und astronomischen Studium zuwenden zu können. Auf Anregung des Prof. Huth war eine kleine Sternwarte erbaut und in der Person des Dr. Paucker (s. A. D. B. XXV, 241) ein tüchtiger Observator angestellt worden. Unter Anleitung dieser Männer begann St. seine ersten praktischen Studien mit großem Erfolg. Als Paucker 1813 einem Ruf als Lehrer der Mathematik an dem Gymnasium in Mitau folgte, wurde St., der unterdeß zum Dr. phil. promovirt worden war, zum Observator der Sternwarte und zum außerordentlichen Professor gewählt. Dem jungen, erst zwanzigjährigen Professor wurde nun die Gelegenheit geboten, seine Heimath wiederzusehen. Um sich auf sein Lehramt vorzubereiten, bereiste er Deutschland, besuchte die vorzüglichsten Sternwarten und knüpfte mit den ausgezeichnetsten Vertretern seiner Wissenschaft Verbindungen an. Nachdem er sich 1815 in Altona verheirathet hatte, kehrte er nach Dorpat zurück und begann mit frischen Kräften seine Arbeiten fortzusetzen. Huth starb 1818, und 1820 wurde St. zum ordentlichen Professor der Astronomie und Director der Sternwarte ernannt. Hier wirkte er mit ausgezeichnetem Erfolg als Lehrer und Forscher bis zum Jahre 1839: er erhob durch geeignete Maßregeln, durch seine glänzenden Arbeiten die Dorpater Sternwarte zu einer bedeutenden Höhe. Es gelang ihm, ausgezeichnete Instrumente, darunter den berühmten, aus der Münchener Werkstatt hervorgegangenen Refractor zu beschaffen; es glückte ihm, geeignete Persönlichkeiten zur Ausführung seiner großartigen, wissenschaftlichen Pläne zu finden. Doch sollte er bald einen größeren, wissenschaftlichen Wirkungskreis finden. Er war 1832 zum ordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg ernannt worden; infolgedessen wurde er von der Akademie zu den Vorarbeiten zur Gründung eines neuen, den Forderungen der Wissenschaft entsprechenden Observatoriums herangezogen. Der Kaiser Nikolaus schenkte einen geeigneten Platz beim Dorfe Pulkowa — 20 Kilometer von Petersburg — und versprach, alle Mittel zur Erbauung eines geeigneten Instituts zu bewilligen. Als St. am 15. April 1834 in seiner

Eigenschaft als Mitglied der über den Bau eines Observatoriums berathenden Commission dem Kaiser Nikolaus über die Arbeiten der Commission berichtete, ernannte der Kaiser ihn zum Director des neu zu gründenden Instituts und ertheilte ihm den Auftrag, eine Reise ins Ausland zu machen und für die Herrichtung der besten Instrumente Sorge zu tragen. Der Bau des Observatoriums begann, wurde unter Struve's Leitung fortgeführt und beendigt, ausgezeichnete Instrumente wurden besorgt, geeignete Gelehrte und Hülfsarbeiter angestellt: im April des Jahres 1839 konnte St. als erster Director des Haupt-Observatoriums in Pulkowa das neue Gebäude beziehen. Hier entwickelte er während seiner zwanzigjährigen Amtszeit eine ausgebreitete und einflußreiche Thätigkeit — ihm verdankt die Sternwarte in Pulkowa die hervorragende Stellung in der wissenschaftlichen Welt, die sie noch heute einnimmt. Im Januar 1858 erkrankte St. sehr schwer — er konnte sich nicht völlig erholen und sah sich veranlaßt, das Amt eines Directors niederzulegen und seinem Sohn Otto die Leitung des Observatoriums zu übergeben. — Dann zog er sich 1862 ganz ins Privatleben zurück, feierte noch am 30. October 1863 sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum, hatte allendlich noch die Freude und Genugthuung, am 19. August 1864 das 25jährige Stiftungsfest seiner jungen, so großartigen Schöpfung zu erleben, und schloß am 11./23. November 1864 seine müden Augen zur ewigen Ruhe! —

„Als Mensch war St. einer der edelsten, voll Liebe für seine Mitmenschen, immer geneigt zu helfen, wo er helfen konnte, mild in seinem Urtheil über Andere, streng gegen sich selbst in Erfüllung seiner Pflichten, liebenswürdig im Umgang, ein treuer Gatte, liebender Vater und aufrichtiger Freund. Als Gelehrter zeichneten ihn Scharfsinn, Consequenz und Ausdauer in hohem Grade aus, ein seltenes Beobachtungstalent und eine ungewöhnliche Beweglichkeit des Geistes, die ihn befähigte, eine Menge von oft ziemlich heterogenen Arbeiten und Studien gleichzeitig zu betreiben. Er hat der Nachwelt ein Beispiel von seltener menschlicher Vollkommenheit hinterlassen". So schrieb nach dem Tode Struve's sein Freund und Amtsgenosse Professor Argelander. — Als St. im Mai 1820 Königsberg besuchte, hatte er hier Argelander kennen gelernt — seit jener Zeit vereinigte innige Freundschaft die beiden Gelehrten.

St. war zweimal verheirathet. Die erste Ehe schloß er 1815 als 22jähriger Professor mit Emilie Wall, Tochter eines angesehenen Kaufmanns in Altona, — zwölf Kinder entsprossen dieser glücklichen Ehe, die leider durch den frühen Tod der Gattin am 1. Juli 1834 gelöst wurde. Um seinen acht verwaisten Kindern eine andere Mutter zu geben, schloß er im Februar des Jahres 1835 einen neuen Bund der Ehe mit Johanna Bartels, der Tochter seines Dorpater Collegen, des Professors der Mathematik. Auch diese Ehe war reich mit Kindern gesegnet, so daß bei des Vaters Tode zwölf Kinder, sieben Söhne und fünf Töchter, ihn überlebten. Unter den Söhnen erster Ehe hat Otto Wilhelm, geboren am 9. Mai 1819, der Nachfolger seines Vaters, sich gleichfalls als Astronom einen Namen gemacht.

Als Gelehrter hat St. nach zwei Richtungen hin in sehr erfolgreicher Weise gewirkt: erstens sowol in Dorpat wie in Pulkowa als Lehrer, — und zweitens als astronomischer und mathematischer Forscher und Schriftsteller. In seiner Thätigkeit als Director der Sternwarte zu Dorpat hat er sich verdient gemacht um die Einrichtung der Sternwarte und insonderheit durch die Ausbildung einer großen Anzahl von Schülern; neben den Studirenden der Mathematik und Astronomie waren fortwährend junge Officiere des Generalstabes und der Marine in Dorpat, um bei St. Unterricht in den geographischen und geodätischen Theilen der Astronomie zu erhalten. Noch größer und umfangreicher war sein Wirkungskreis in Pulkowa, wo die neue Sternwarte ein Centralpunkt für die geographisch-

astronomischen Arbeiten des weiten russischen Reiches sein sollte. St. hat in Dorpat wie in Pulkowa eine ungeheure Thätigkeit entwickelt und seinem Adoptivvaterlande Rußland Dienste geleistet, die nicht hoch genug angeschlagen werden können; — seine Dienste sind aber auch in gehöriger Weise von allen drei Herrschern Rußlands (Alexander I., Nikolaus und Alexander II.) anerkannt worden.

Aber St. gehört durch seine schriftstellerischen Leistungen, durch seine Forschungen und Beobachtungen, durch seine wissenschaftlichen Arbeiten der Welt an. In Recke-Napiersky's Schriftstellerlexikon IV, 320—324, sowie in Beise's Nachträgen II, 216—223 findet sich ein ausführliches Verzeichniß aller Werke, aller größeren und kleineren Abhandlungen, die St. verfaßt, ein Verzeichniß aller gelehrten Gesellschaften, denen er angehört, ein Verzeichniß aller Orden und Medaillen, durch die er geehrt werden sollte. Hierauf verweisen wir alle diejenigen, die nach solchen äußeren Zeichen den Werth eines Gelehrten zu beurtheilen pflegen.

Wir verweilen zum Schlusse noch bei einigen hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen Struve's. Sie beziehen sich einerseits auf den gestirnten Himmel und bezwecken, die Kenntniß des gestirnten Himmels zu befestigen; andererseits beziehen sie sich auf die Erde und sind bestrebt, die mathematische Kenntniß der Erdoberfläche zu fördern. St. begann seine Forschungen am gestirnten Himmel, indem er mittelst des Passage-Instruments die Rectascensionen der Circumpolarsterne, die Rectascensionsunterschiede der einzelnen Componenten einer Reihe von Doppelsternen, beobachtete; dabei suchte er zunächst alle Doppelsterne zwischen dem Nordpol und 20. Grad südlicher Declination auf. Nachdem St. im Sommer 1822 endlich einen Reichenbach'schen Meridiankreis und damit einen Apparat zur vollständigen Bestimmung der Sternpositionen erhalten hatte, ging er mit großem Eifer an die Arbeit. Bald konnte er seinen Katalog der Doppelsterne herausgeben: „Catalogus 795 stellarum duplicium ex diversorum astronomorum observationibus congestus in specula Dorpatensi“ (Dorpat 1822 [Bode's astron. Jahrbuch für 1826]). Nachdem die Dorpater Sternwarte am Ende des Jahres 1824 in den Besitz des großen vierzehnfüßigen Refractors aus der Werkstatt Utzschneider & Fraunhofer in München gelangt war, konnte St. mit ausgezeichnetem Erfolg die geliebten Doppelsterne untersuchen. Jener Refractor war damals das größte und vollkommenste dioptrische Fernrohr, ausgezeichnet durch seine optische Kraft und Präcision, wie durch die Zweckmäßigkeit der Einstellung und Bewegung. Zunächst erschien ein Verzeichniß von 3112 Doppelsternen, von denen der größte Theil bisher unbekannt gewesen war: „Catalogus novus stellarum duplicium et multiplicium maxima ex parte in specula Universitatis Dorpatensis per magn. telescopum Fraunhoferi detectarum“ (Dorpat 1827 fol.). Und später erschien eine Uebersicht der genauen Messungen der Distanzen und Positionswinkel, die Schätzung der Farben und Größen von 2714 doppelten und vielfachen Sternen: „Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Fraunhoferi tubum anno 1824—1837 in spec. Dorp. institutae“ (Petropoli 1827 fol. m.) — „ein Werk, dessen Früchte nicht allein die Nachwelt in vollstem Maaße genießen wird, sondern das auch Jedem, der sich mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt, bei eifrigem Studium die reichlichste Belehrung gewähren wird“ (Argelander). Als weitere Fortsetzung dieser Arbeiten wurden dann noch genaue Bestimmungen der Positionen der Sterne für eine feste Epoche gegeben — auf Grundlage der von St. und seinen Gehülfen Preuß und Döllen angestellten Meridianbeobachtungen. So kam ein Katalog der Rectascensionen und Declination von 2874 Sternen für die Epoche 1830 zu Stande: „Stellarum fixarum inprimis duplicium et multiplicium positiones mediae pro epocha 1830, deductae ex observationibus meridianis annis 1822—1843 in spec. Dorpat.

institutis“ (Petropoli 1842 fol.). „Diese drei Werke, der Catalogus novus, die Mensurae micrometricae und die Positiones mediae bilden zusammen ein Ganzes und enthalten alles, was um jene Zeit über die Doppelsterne bekannt und zu wissen wünschenswerth war. Sie werden für alle Zeiten als ein sicheres Fundament für alle weiteren Forschungen über diesen Gegenstand dienen“ (Argelander).

Die aufgeführten Publicationen beziehen sich nur auf die Dorpater Zeit; in Pulkowa wurden von St. selbst wie von seinen Gehülfen weitere Forschungen über die Doppelsterne, sowie damit zusammenhängende genauere Bestimmungen der Positionen der Sterne vorgenommen; eine Reihe späterer Abhandlungen, die meist in den Schriften der Petersburger Akademie niedergelegt sind, berichten darüber. St. hat noch in der letzten Lebenszeit begonnen, eine Geschichte der Doppelsterne zu schreiben. —

Aus der anderen Reihe der Arbeiten Struve's, die eine Förderung der mathematischen Kenntniß der Erdoberfläche bezwecken, sei zuerst hier auf die astronomisch-trigonometrische Vermessung Livlands verwiesen. Auf Veranlassung der livl. ökon. Societät nahm St. die Vermessung Livlands vor, um eine neue topographische Karte herzustellen. Trotzdem die Hülfsmittel nur dürftig waren, so konnte die Arbeit infolge der Geschicklichkeit und Sorgfalt des Beobachters zur Zufriedenheit ausgeführt werden: „Resultat der in den Jahren 1816—1819 ausgeführten astronomisch-trigonometrischen Vermessung Livlands“ (St. Petersburg 1844). Bei dieser Triangulation hatte St. sich überzeugt, daß die russischen Ostseeprovinzen sich zur Ausführung einer Meridiangradmessung von 3½ Grad Ausdehnung sehr eigneten. Er unterbreitete einen bezüglichen Plan der Regierung, erhielt die nöthigen Mittel und brachte endlich im J. 1827 die Gradmessung zu Ende: „Beschreibung der unter Allerhöchstem K. Schutz von der Universität zu Dorpat veranstalteten Breitengradmessung in den Ostseeprovinzen Rußlands“ (2 Bde., 4°, Dorpat 1831). In Pulkowa gab St. eine „Beschreibung der neuen Sternwarte“ heraus (St. Petersburg 1845), bestimmte Länge und Breite der Sternwarte in genauer Weise, ferner den Längenunterschied zwischen Pulkowa und Altona, zwischen Altona und Greenwich: „Expedition chronométrique entre Altona et Greenwich“ (1846). An diese Arbeit knüpften sich viele andere, die die Ortsbestimmungen in Rußland betreffen. — Hiebei hatte St. den besonderen Wunsch, eine Fortführung der Gradmessungen nach Norden vorzunehmen, und um auch die im Süden Rußlands sorgfältig ausgeführten geodätischen Arbeiten nützlich zu verwenden, faßte er den Gedanken der Bestimmung eines Meridianbogens durch mehr als halb Europa, von den Ufern der Donau bis zu den Küsten des nördlichen Eismeeres. Unter Mitwirkung verschiedener Astronomen gelang es St. trotz vieler Schwierigkeit, diesen Gedanken zu verwirklichen: er konnte 1860 die detaillirte Beschreibung des größten bisher gemessenen Meridianbogens, von 25° 10′ zwischen Ismaila an der Donau und Fuglenäs an der Nordküste von Norwegen bekannt machen: „Arc du Méridian de 25° 20′ entre le Danube et la mer glaciale, mesuré depuis 1816 jusqu'en 1856 sous la direction de C. de Tenner, Chr. Hanstein, N. H. Selander, F. G. W. Struve“ (3 Bde., St. Petersburg 1857—1860). — Die Ausführung der Messung eines Bogens der Parallele, die er weiter plante, sollte er nicht mehr erleben. — Aus der großen Zahl der andern hieher gehörigen Arbeiten sei schließlich noch auf die Ermittlung des Höhenunterschiedes zwischen dem Caspischen und Schwarzen Meere hingewiesen. Nach einem Plan, den St. erdacht hatte, vollführten drei seiner Schüler, Georg Fuß, Sabler und Sawitsch, die Arbeit, über die St. berichtete — das Resultat ergab, daß das Niveau des Caspischen Meeres 83,67 englische Fuß tiefer als das Niveau des Schwarzen Meeres liege: „Beschreibung der zur Ermittlung des Höhenunterschiedes zwischen

dem Schwarzen und Caspischen Meere in den Jahren 1836—1837 von G. Fuß, A. Sawitsch und G. Sabler ausgeführten Messungen, zusammengestellt von G. Sabler im Auftrage der Akademie, herausgegeben von W. Struve" (St. Petersburg 1849, 4°).

Lübker-Schroeder, Lexikon Schleswig-Holsteinischer Schriftsteller. — Recke-Napiersky, Schriftsteller- und Gel.-Lex.: Beise, Nachträge dazu II, Mitau 1861, S. 216—225. — Vierteljahrschrift der Astronomischen Gesellschaft, I. Jahrg., Leipzig 1866, Vortrag zum Gedächtniß verstorbener Mitglieder, S. 26—52. Struve (Verfasser Argelander). — Memoirs of the Royal Astronomical Society, vol. XXXIV, London 1866. — Monthly notices of the R. Astr. Soc., vol. XXV, p. 83—98. L. Stieda.

Stryk: Elias August St., Jurist, Bruderssohn Samuel's (s. u.), ist geboren zu Lentzen im Brandenburgischen, promovirte unter seinem Onkel zu Frankfurt a. O. 1687, wurde darauf kurbrandenburgischer Kammeradvocat zu Berlin, 1688 außerordentlicher Professor der Rechte zu Kiel, war ebendort 1693—97 ordentlicher Professor, ging 1698 als kurbraunschweigischer Rath nach Hannover und ist als solcher 1733 gestorben. Von seinen Dissertationen ist wol die wissenschaftlich bedeutendste die „Disquisitio forensis de efficacia renuntiationis fori hodierna ad leg. 29 D. de pactis, contra communem Practicorum Germanorum et Italorum opinionem defensa" (Frankfurt 1688), besprochen in den Acta Eruditorum, März 1689, S. 134—137. Wegen ihres Themas seien genannt die beiden: „Disp. de eo quod justum est circa ludos scenicos operasque modernas vulgo dictas 'Operen'" (Kiel 1693), zu Gunsten des Schauspiels und der Schauspieler; und „Diss. de jure Novellarum, d. i. Von neuen Zeitungen" (Kiel 1697).

Jöcher ad h. v. — Moller, Cimbria literata II, 874. — Ratjen, Gesch. d. Universität zu Kiel S. 152. Ernst Landsberg.

Stryk: Heinrich Christian St., Jurist und Staatsmann, des vorigen Bruder, ist zu Lentzen 1673 geboren, promovirte zu Halle 1699 unter seinem Onkel Samuel St. (s. u.), ging noch in demselben Jahre nach Wien, wo er kaiserlicher Legationssecretär wurde, auch am Reichshofgericht prakticirte, trat dann in Beziehungen zu dem Grafen Christian Dethlev Rantzau, und wurde durch dessen Vermittlung 1707 herzoglich schleswig-holsteinischer Justizrath. Als solcher vertrat er die Interessen seines Fürsten in Wien, daneben noch seit 1714 diejenigen des Grafen von Schaumburg als dessen Hofrath. Er wurde 1711 zum schleswig-holsteinischen Geheimen Kammersecretär befördert, 1725 mit einer Mission an den russischen Hof nach Petersburg gesandt und 1726 zum „hochfürstlichen Staatsrath" bestellt. Mit 1727 übernahm er die Stellung eines Hofkanzlers zu Kiel, wo er am 12. März 1732 gestorben ist. — Entsprechend diesem Lebenslauf, in welchem er weit mehr als Staats- und Geschäftsmann denn als Gelehrter erscheint, besteht sein litterarische Production bloß aus drei Disputationen ohne besondere Bedeutung.

Jöcher, ad h. v. — Moller, Cimbria literata II, 874.

Ernst Landsberg.

Stryk: Johann Samuel St., Jurist, Sohn von Samuel St. (s. u.) und von Anna Sabina, der Tochter des Frankfurter Juristen Brunnemann, ist geboren zu Frankfurt a. O. am 12. März 1668, machte seine juristischen Studien unter seinem Vater, reiste in Holland und in Begleitung des damals sehr bekannten Philologen und Satirikers Konrad Samuel Schurtzfleisch in Italien, kehrte dann zu seinem Vater nach Wittenberg zurück und ward, als man Letzteren an die neue Universität Halle zu ziehen wünschte, 1692 ebendorthin als außerordentlicher Professor berufen. Gelegentlich der Einweihungsfestlichkeiten am dritten Tage, dem 3. Juli (alten Stils) 1694, nahm Samuel St. eine

Reihe von Doctorpromotionen vor, unter ihnen die Johann Samuel's. Dieser wurde dann 1695 ordentlicher Professor der Rechte in Halle und ist in dieser Stellung bis zu seinem Tode geblieben, welcher am 10. Juni 1715 erfolgt ist. Fünfzehn Jahre hindurch (1695—1710, dem Todesjahre Samuel's) ist er in derselben Facultät wie sein Vater thätig gewesen. Seine wissenschaftliche Richtung steht demnach naturgemäß unter des weitaus bedeutenderen Vaters Einfluß, wie denn ein gutes Theil seiner Thätigkeit der Veröffentlichung von Werken Samuel Stryk's und seines Großvaters Brunnemann gewidmet ist. Daneben freilich macht sich die Wirksamkeit des Thomasius geltend, namentlich in der Stellungnahme zu kirchlichen und kirchenrechtlichen Fragen, mit welcher unser Johann Samuel ein gewisses Aufsehen erregte. So ließ er 1702 in einer „Dissert. de jure sabbati“ unter seinem Präsidium die Behauptung verfechten, die Sonntagsfeier sei ein im Neuen Bunde veraltetes Cärimonialgesetz; 1704 trat er in der „Diss. de reliquiis sacramenti in matrimonialibus“ hervor mit der Ansicht, die Ehe sei eine rein weltliche Angelegenheit; und Thomasische Anschauungen zeigt auch schon im Titel die „Diss. de jure liciti sed non honesti“ von 1702. Diese drei Dissertationen hat J. H. Böhmer Halle 1734 zusammen als Opuscula tergemini argumenti herausgegeben. Dagegen in der Frage nach der Existenz von Spuk und Geistern steht Johann Samuel ganz auf dem Boden alter Gläubigkeit, spricht sich scharf gegen des Balthasar Becker Bezauberte Welt aus und meint, die meisten heutzutage leugneten Gespenster gegen ihr Gewissen, weil es als Zeichen vornehmer Gesinnung gelte (Diss. de jure spectrorum von 1700, s. Samuel St., Opera Omnia XII, 263 fg.). Mit den Hallischen Pietisten scheint er, wie uns gelegentlich berichtet wird, ganz gut ausgekommen zu sein. — Seine Disputationen füllen die Bände 11 und 12 der sogenannten Opera Omnia seines Vaters. Außerdem sei noch erwähnt sein kurzes Lehrbuch für Anfänger: „Fundamenta Juris Justinianei ad ordinem Institutionum succinctis aphorismis proposita“ (Halle 1695).

Hallische Beiträge II, 303. — Pütter, Litteratur des Staatsrechts I, 339. — K. S. Schurtzfleisch, Epistolae arcanae. — Kawerau, Aus Halles Litteraturleben S. 139. Ernst Landsberg.

Stryk: Samuel St., der Vater des vorhergehenden, hervorragender Jurist, ist geboren am 22. Novbr. 1640 zu Schloß Lentzen in der Priegnitz, als Sohn des dortigen Brandenburger Amtmanns Elias St.; seine Mutter Eva war eine Tochter des brandenburger Amtmanns Georg Calov. — Samuel St. besuchte die Schule zu Seehausen, das Gymnasium zu Cölln a. d. Spree (Berlin) und bezog 1685 die Universität Wittenberg, wo er zunächst vorbereitend Philosophie, dann Theologie studirte, bald aber zur Jurisprudenz überging, welche ihm bessere Lebensaussichten zu eröffnen schien. Seine namhafteren Lehrer auf diesem neuen Felde waren W. Leyser und Caspar Ziegler. Weit größeren Einfluß jedoch hat auf ihn geübt sein späterer Schwiegervater Joh. Brunnemann, unter dessen Leitung er seit 1661 zu Frankfurt a. O. trat und dort auch seine erste Disputation abhielt. Eine Reise nach England und Holland kam dazwischen; dann kehrte er nach Frankfurt zurück, ward am 11. Mai 1665 Licentiat, am 17. September desselben Jahres Doctor der Rechte und noch am 10. November 1665 außerordentlicher Professor der Novellen. Allmählich und der Regel gemäß rückte er weiter vor zu der ordentlichen Professur der Institutionen 1668, der Pandekten 1672, des Codex 1680, und 1682, nachdem Rhetz nach Berlin an den Hof gerufen war, trat er an dessen Stelle als erster Professor und Ordinarius der Facultät mit dem Rathstitel. Als er 1690 als Nachfolger seines Lehrers Ziegler zum Präses und Ordinarius der Facultät nach Wittenberg berufen wurde, erhielt er seine Entlassung aus brandenburgisch-preußischen Diensten

nur unter der Bedingung, im Bedürfnißfalle in diese zurückzukehren. Man scheint sich diese Handhabe schon damals in Berlin gewahrt zu haben mit Rücksicht auf den Plan der Hallischen Universitätsgründung; als man dann aber 1692 wirklich von ihr Gebrauch machte, um St. für Halle zu gewinnen, wohin man gleichzeitig seinen Sohn als außerordentlichen Professor berief, glaubte man wol nicht unbedingt sich auf sie verlassen zu können und war auf hohe Gehaltsansprüche umsomehr gefaßt, je nöthiger man ihn hatte und je weniger Verlockendes sonst der Uebergang aus der gesicherten Stellung an der altbewährten Universität Wittenberg in die noch vielfach ungeklärten Hallischen Verhältnisse zu bieten schien. Jedoch kam infolge von Reibungen innerhalb der Facultät sowol wie des Dresdener Oberappellationsgerichts, in welches er als Rath gezogen worden war, St. der Wechsel nicht unerwünscht. Einen gleichzeitig an ihn gelangten Ruf nach Kopenhagen als Geh. Staatsrath und Director der Universität schlug er aus, ebenso wie ein später einmal ihm vom Kaiser, dessen Pfalzgraf er seit 1672 war, gemachtes Anerbieten einer Reichshofrathstelle, verbunden mit der Direction der in Breslau anzulegenden Universität; er wolle sein Leben im Dienst seines angeborenen Landesherrn zubringen, so lautete seine echt märkische Antwort. Demgemäß zeigte er sich dem brandenburger Bevollmächtigten gegenüber mit einem wesentlich geringeren Gehalt zufrieden, als bis zu welchem zu gehen dieser Auftrag hatte. Er erschien noch 1692, am 16. December, in Halle und übernahm dort die Professur, das Ordinariat der Facultät und das Directorat der gesammten Universität auf Lebenszeit; er erhielt den Titel eines kurfürstlichen Geheimrathes, und wurde 1695 der zweite Prorector der jungen Universität. Er ist am 23. Juli 1710 gestorben.

Samuel St. war zwei Mal verheirathet, zuerst seit 1665 mit Anna Sabina Brunnemann, dann, sehr bald nach deren Tode, 1677, schloß er die zweite Ehe mit Catharina Werdenhoff, welche 1707 starb. Die zweite Ehe war kinderlos, aus der ersten stammt, außer einer bald nach der Geburt gestorbenen Tochter, nur der Sohn Johann Samuel. Die Vermögensverhältnisse scheinen sehr gut gewesen zu sein, die Nachlassenschaft wird als eine bedeutende geschildert.

Als Hauptaufgabe seines Lebens hat St. stets die akademische Wirksamkeit betrachtet, in Form des Unterrichts sowol wie der Beförderung und Abhaltung von Disputationen. An letzteren ist er so fruchtbar gewesen, daß außer denjenigen, von welchen immer mehrere planmäßig ein bestimmtes Gebiet durchwandern und sodann von ihm zu seinen zahlreichen größeren Werken zusammengestellt worden sind, die vereinzelten in nicht vollständiger Sammlung noch acht Foliobände füllen. Sowol hier, wie in seiner sonstigen schriftstellerischen Thätigkeit, wie in den Vorträgen war stets St. bedacht auf Klarheit und praktische Brauchbarkeit, unter Ausschluß jeder geheimnißvollen Gelehrsamkeit und Spitzfindigkeit, bereit, Alles, was er hatte, seinen Schülern zu geben, welche ihm dafür mit der lebhaftesten Anhänglichkeit lohnten. So zog eine ganze Schar von Studenten mit ihm von Wittenberg nach Halle, noch mehr lockte seitdem dorthin die immer mehr wachsende Beliebtheit seiner Collegien und Uebungen; sein Vortrag wird als gefällig und würdevoll, wie seine ganze Erscheinung, geschildert. Zugleich verschaffte seine weit verbreitete Autorität, der Ruf seiner Erfahrung, Einsicht und Rechtskenntniß der jungen Facultät eine Inanspruchnahme als Spruchcollegium, welche ihr nach innen praktische Schulung, nach außen eine Anerkennung sicherten, die sie mit einem Schlage den altbewährten Anstalten gleicher Art gleichwertig an die Seite stellte und zu der sie seiner um so mehr bedurfte, als der Name des eigentlichen Begründers, des Thomasius, neben allem Glanz, der ihn in weitesten Kreisen umfloß, in ängstlichen besonneneren Fachkreisen etwas Mißtrauen erwecken mochte. Auf Thomasius selbst ist das

Wirken neben Stryk, in Facultät und Spruchcollegium, von wohlthätigstem Einflusse gewesen.

Stryk's Stellung als Director der Universität nahm noch wesentlich an Bedeutung zu durch den Tod Seckendorff's (18. December 1692), mit dessen Person der nur auf sie zugeschnittene Posten eines obersten, vornehmen Leiters der Universitätsangelegenheiten mit staatsmännischer Repräsentation wegfiel. Durch seine Geschäftskunde und Erfahrung im Universitätswesen füllte St. die so entstandene Lücke aus. Er reiste zunächst, mit dem Mediciner Fr. Hoffmann, zur Besprechung mit dem Obercurator Dankelmann nach Berlin und wirkte dort mit bei der Fertigstellung der Statuten. Sodann war er wesentlich bei den Einweihungsfestlichkeiten, 1694, betheiligt. Namentlich aber hat er die laufenden Geschäfte bis zu seinem Tode nach so trefflichen Principien so sicher und geschickt geführt, daß noch 1740 ein officieller Bericht des Rectors Junker an den von Friedrich II. mit der Revision der Universität betrauten Propst Reinbeck hervorhebt, dieser Verwaltung sei „der erste Flor und besondere Wachsthum der Universität vornehmlich zu danken".

Stryk's wissenschaftliche Bedeutung beruht namentlich darauf, daß er die Thätigkeit eines Lauterbach, eines Struv fortsetzt, wie sie in der Feststellung des in Deutschland thatsächlich geltenden gemeinen Civilrechts, der praxis moderna des Römischen Rechts bestand, zugleich aber den neueren Strömungen des beginnenden 18. Jahrhunderts ihr Recht widerfahren läßt und so vermittelnd wirkt. Namentlich geschieht dies in seinem Hauptwerk, dem „Usus modernus Pandectarum", dessen erste Titel 1690, dessen letzte Bände erst 1712 aus Stryk's Nachlaß von seinem Sohne veröffentlicht worden sind (10. und letzte Ausg., in 4 Bdn., Halle 1746—1780). Nicht Vollständigkeit wird hier beabsichtigt, namentlich nicht etwa, wie bei Lauterbach, jede Materie nach allen ihren Beziehungen an der Hand eines festen Schemas abgehandelt, sondern es werden bei jedem Titel praktisch besonders wichtige Einzelfragen herausgegriffen und lediglich nach dem Vorgange und den Bedürfnissen der Praxis beantwortet. Aber eines tritt hier denn doch neu zur Praxis hinzu: eine starke Berücksichtigung deutscher Rechtsquellen, sowol älterer allgemeiner, nämlich der Spiegel, wie jüngerer territorialer Gesetzgebungen, deren eine nicht ganz unerhebliche Anzahl vorkommen. Diese Verbindung des alten Verfahrens mit dem neuen, germanistischen Geiste, etwa eines Schilter, entspricht genau den im „Discursus praeliminaris" entwickelten Grundsätzen; auch sie suchen einen gewissen Mittelweg, indem einerseits die präsumptive Gültigkeit des Römischen Rechts in Deutschland strenge festgehalten, andererseits aber der Vorzug des in seiner Selbständigkeit anerkannten, aus seinem Sinn hervor zu interpretirenden Deutschen Rechts, wo solches nachweisbar, anerkannt wird. — Vor und neben diesem Usus modernus hat St. eine Reihe von Monographien veröffentlicht. Sein erstes derartiges Werk ist das „De jure sensuum" (Frankfurt, zuerst 1665, dann erweitert 1671); hier werden alle Rechtseinrichtungen und -Fragen, welche an die einzelnen Sinne anknüpfen, durchgesprochen. Voran aber geht ein „Prooemium generale de sensibus", welches sich namentlich von dem Gesichtspunkte aus, daß zuverlässiges Zeugniß auf zuverlässiger sinnlicher Wahrnehmung beruhen soll, gegen die Glaubwürdigkeit der gegenseitigen Hexen-Denuntiationen ausspricht. In der Frage der Hexenverfolgung wie im Strafrechte überhaupt tritt nämlich St. in die Fußstapfen Brunnemann's, nimmt dessen Gegnerschaft gegen Benedict Carpzov auf und hat die Autorität des letzteren im wesentlichen gebrochen. Ebenso verficht St. Brunnemann's tolerante kirchen- und staatskirchenrechtliche Ansichten in seiner Ausgabe von dessen bis dahin unveröffentlichtem Jus ecclesiasticum; er citirt in seinen Zusätzen gerne Spener zu Gunsten

der Milde und innerlichen Frömmigkeit, im Gegensatz gegen die Formenstrenge der Orthodoxie, welcher letzteren er die schwersten Vorwürfe macht. — Außerdem seien von St. noch genannt: der „Tractatus de successione ab intestato"; seine unmittelbar für die Praxis bestimmten, den „Fallstricken" des hier so sehr von der „natürlichen Einfachheit" abweichenden Römischen Rechts entgegengesetzten Tractate „De cautelis contractuum", „De cautelis testamentorum" und „De actionibus investigandis et caute eligendis", und das wegen seiner Klarheit und Kürze weit verbreitete Lehrbuch „Examen juris feudalis" (zuerst 1675). — Von seinen einzelnen Dissertationen können hier nicht einmal die wichtigsten aufgeführt werden, es sei nur bemerkt, daß sie alle Gebiete des Rechts berühren, ganz überwiegend aber doch das Civilrecht behandeln, und sich vielfach durch geschickte Wahl etwas originell klingender Titel auszeichnen. — Die Rechtsgutachten, welche er Namens der Hallischen Facultät ausgearbeitet hat, sind in v. Ludewig's Consilia Halensia aufgenommen, daraus wieder abgedruckt stehen sie im 15. u. 16. Bande seiner sog. „Opera omnia" (Frankfurt und Leipzig 1743—1755), welche sonst im wesentlichen nur seine, seines Sohnes und des Rhetius Disputationen, also thatsächlich keineswegs alle seine Werke enthalten.

Stryk's Schüler v. Ludewig, in seinem Nachruf an Thomasius, bezeichnet ihn lobend als forensis jurisprudentiae coryphaeus. Gegner, an ihrer Spitze v. Lyncker, tadeln wol, seine Rechtskenntniß sei nicht in die Tiefe gedrungen, wo die eigentlich juristischen Schwierigkeiten beginnen, da versage er. Man sieht, jenes Lob und dieser Tadel schließen sich gegenseitig nicht ganz aus; der Vorwurf der Gegner in eine mäßige Form gebracht, etwa dahin gestaltet, daß St. nicht direct praktische Fragen der verwickelteren Interpretation oder systematisch-theoretischer Art gerne vermeidet, wäre ihm selbst wol eher als ein Lob erschienen. Dennoch aber ist er stets frisch und anregend, denn er schreibt nicht bloß aus seinen Collectaneen, sondern auch aus seinem Kopfe, wie Gronovius treffend über ihn im Gespräche einem ihn besuchenden jüngeren Deutschen gegenüber bemerkte.

W. A. Schöpf, Vorrede zum ersten Bande der Opera Omnia Strykii. — Nachrufe, Leichenreden rc., 1710 gehalten zu Halle, Wittenberg, Jena rc. — v. Ludewig, praef. ad Tom. II Consiliorum Halensium 491. — Baumgarten, Uebersetzung von Nicéron, Mémoires 18, 355 (nicht im franz. Original). — v. Schulte, Geschichte u. s. f., b, 60. — Aus den handschr. Mittheilungen Gottl. Stolle's, mitgetheilt durch Guhrauer in der Allg. Zeitschrift f. Geschichte (W. A. Schmidt) 7, 501. Ernst Landsberg.

Stübel: Andreas St. (oder auch Stiefel) wurde am 15. December 1653 zu Dresden als der Sohn eines dortigen Bürgers und Gastwirths geboren. Nachdem er bis in sein 15. Lebensjahr die Lateinschule seiner Vaterstadt besucht hatte, wurde er im August des Jahres 1668 auf die Fürstenschule zu Meißen aufgenommen, an deren Spitze damals (1664—1691) als Rector ein tüchtiger Lateiner, Joh. Georg Wilke (oder Wilcke), stand. Als St. diese Anstalt im October 1673 mit der üblichen Valedictionsrede verließ, um die Universität Leipzig zu beziehen, bezeugten ihm seine Lehrer u. a., die Schule verlöre in ihm „quasi partem sui pulcherrimam et delicium unicum Afrae gloriosamque materiam aemulandi". In Leipzig verweilte er als kurfürstlicher Stipendiat 5 Jahre und widmete sich in dieser Zeit mit großem Eifer philosophischen, philologischen und theologischen Studien. Schon damals machte er sich durch seine Geschicklichkeit in der lateinischen und deutschen Versification bemerkbar. Im J. 1674 wurde er Baccalaureus, 1676 Magister der Philosophie. Nachdem er sodann einige Jahre lang Hauslehrerstellen in Weißenfels, Meißen und Dresden bekleidet hatte, wurde er 1682 an die Nicolaischule zu Leipzig als Collega Tertius berufen, vertauschte aber diese Stelle schon 1684 mit dem

Conrectorat an der Thomana. Durch seine Ernennung zum Baccalaureus der Theologie erlangte er 1687 die Berechtigung, an der Universität theologische Vorlesungen zu halten. Bald aber verwickelten ihn seine heterodoxen Ansichten über die Apokalypse und das tausendjährige Reich Christi, die er sowol mündlich vor seinen Zuhörern als auch in seinen Schriften verfocht, in widerwärtige Streitigkeiten, die schließlich 1697 seine Enthebung von seinem Schulamte, allerdings unter Beibehaltung seiner Besoldung, zur Folge hatten. Auch die Fortsetzung seiner theologischen Vorlesungen wurde ihm untersagt. St. ließ sich dadurch in seinen Wunderlichkeiten nicht irre machen und hielt sich allen Ernstes für einen Propheten. So weissagte er aus Anlaß der terministischen Streitigkeiten, — er selbst war wie Spener Terminist und vertheidigte die peremptorische Gnadenfrist, — daß für die Pietisten das Gnadenziel ganz sicherlich am 15. August 1700 eintreten werde. Und als die Schweden wenige Jahre darauf in Sachsen einbrachen, hielt er König Karl XII. und seine Gefährten für die Könige vom Aufgang der Sonne, von denen in der Offenbarung Cap. 16, V. 12 die Rede ist, und die Oder für den Euphrat, der vor ihnen ausgetrocknet sei. Im übrigen war er ein braver und rechtschaffener Mann, und seine chiliastische Schwärmerei hinderte ihn nicht, sich mit unermüdlichem Eifer seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen zu widmen. Er entschlief nach kurzer Krankheit am 31. Januar 1725. Verheirathet war er mit einer Tochter des gelehrten Vesperpredigers oder Diakonus zu St. Nicolai, Lic. Joh. Thilo. Von seinen sieben Kindern überlebten ihn drei Söhne und zwei Töchter.

Stübel's theologische Streitigkeiten, die seiner Zeit einiges Aufsehen erregten und in die pietistischen Wirren sich hineinflochten, sind für die specielle sächsische Kirchengeschichte nicht ohne Interesse; für weitere Kreise würde es jedoch ohne Bedeutung sein, näher darauf einzugehen und die dadurch hervorgerufenen Schriften dem Staube der Vergessenheit zu entreißen. Beachtenswerth aber ist auch heute noch die Wirksamkeit, die St. auf dem Gebiete der Philologie entfaltet hat. In dieser Hinsicht ist es in der That ganz richtig, was in einem ihm gewidmeten Nachrufe gesagt wird, daß er unter den Zeitgenossen nicht viel seinesgleichen gehabt hat. Seine Schulbücher: „Latinismus in nuce“ und „Graecismus in nuce“ wurden mehrmals aufgelegt, und auch sein „Novum Vocabularium Lipsiense“ fand in den Schulen Eingang. Für die gegen Ende des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts sehr beliebten, wenn auch in wissenschaftlicher Beziehung wenig werthvollen sogenannten „Editiones ad modum Minellii“ (vgl. Bursian, Gesch. der class. Philologie, S. 375 f.) bearbeitete er den Nepos, den Curtius und Cicero's Officien. Sein Hauptwerk aber, das als eine wahrhaft schätzenswerthe Förderung der lateinischen Lexikographie angesehen werden muß, bildet seine Ausgabe von Basilius Faber's „Thesaurus“, die 1710 in einem starken Foliobande zu Leipzig unter dem Titel erschien: „Basilii Fabri Sorani Thesaurus eruditionis scholasticae post aliorum inprimis cll. virr. Augusti Buchneri et Christophori Cellarii iteratas operas iam accedentibus novis eiusdem Cellarii nec non cl. Joannis Georgii Graevii notis et observationibus postumis quin etiam M. A. S. additionibus et curis indiceque Germanico-Latino multo locupletior et correctior“. St. selbst gibt in der Vorrede die Zahl der von ihm hinzugefügten Worte auf über 7000 an. Aufs neue wurde das Werk mit Zusätzen von Joachim Jürgen 1717 herausgegeben. Erst durch die Neubearbeitung von Joh. Matth. Gesner wurde es ersetzt und verdrängt.

Vgl. Sicul's Annales Lipsienses, Bd. III, S. 852—856. — Vorrede zu dem gedruckten Catalogus von Stübel's Bibliothek, die im Mai 1725 zum öffentlichen Verkauf gestellt wurde. — Jöcher's Gelehrten-Lexikon, Bd. 4, Sp. 904 f. — Zedler's Universal-Lexikon, Bd. 40, Sp. 1301—1303. —

A. Forbiger, Gesch. der Nicolaischule zu Leipzig, Abthlg. II (Leipzig 1826), S. 14—16. Die letzten drei Werke bieten ein Verzeichnis von Stübel's Schriften.

Ein älterer Bruder Stübel's, Johann Jacob St., geboren im J. 1652, auf der Fürstenschule zu Meißen und der Universität Wittenberg vorgebildet, Magister und gekrönter Poet, wurde 1682 Rector in Annaberg, 1699 Conrector zu Meißen, übernahm 1705 das dortige Rectorat und bekleidete dasselbe bis zu seinem Tode im October 1721. Er machte sich besonders verdient durch die Sammlung und Herausgabe von Reden und Briefen des Wittenberger Professors der Poesie und Eloquenz August Buchner († 1661), die als Muster einer eleganten Latinität sehr hoch geschätzt und fleißig gelesen wurden (s. A. D. B. III, 485 ff.). Ein Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften nebst einer kurzen Biographie findet sich bei J. A. Müller, Gesch. der Fürsten- und Landschule zu Meißen, Bd. II (Leipz. 1789), S. 123—128. F. Koldewey.

Stübel: Christoph Karl St., Criminalist und königl. sächs. Hof- und Justizrath, geboren zu Pausitz am 3. August 1764, † zu Dresden am 5. Oct. 1828. St. war der Sohn eines Pastors zu Pausitz unfern Wurzen im Königreiche Sachsen, besuchte das Gymnasium zu Torgau, hörte sodann von 1785 bis 88 auf der Universität Wittenberg juristische Vorlesungen, habilitirte sich 1789 als Privatdocent an der Juristenfacultät genannter Hochschule, erlangte dortselbst 1791 den juristischen Doctorgrad und wurde 1795 ordentlicher Professor der Rechte, welche Stelle er bis zur Aufhebung bezw. Vereinigung dieser Hochschule mit Halle bekleidete. Seine Nominalfächer bildeten: Rechtsencyklopädie, Institutionen, Pandekten, Sächsisches wie Deutsches Criminalrecht und Proceß. Mittlerweile war er 1796 Beisitzer in der Facultät, am Schöppenstuhle und bei dem Hofgerichte, 1802 außerdem Assessor beim Consistorium geworden; 1810 erhielt er infolge wiederholter Ablehnung ehrenvoller Rufe an fremde Hochschulen den Titel eines wirklichen Hofrathes. Nach Auflösung Wittenbergs kam St. als Rechtslehrer 1815 nach Leipzig; ehe er jedoch dahin abging, wurde er mit der wichtigen Aufgabe betraut, im Verein mit zwei ernannten Commissarien den Entwurf zu einem Strafgesetzbuche des Königreichs Sachsen auszuarbeiten. 1817 zum Hof- und Justizrath an der kgl. sächsischen Landesregierung befördert, wurde er 1819 unter Enthebung von seinen Dienstgeschäften durch Ministerialerlaß angewiesen, die Gesetzgebungsarbeiten allein fortzusetzen. Vier Jahre früher (1815) war er dazu ausersehen worden, den Neffen des regierenden Königs, — den drei Prinzen Friedrich, Clemens und Johann — Vorlesungen über die gesammte Jurisprudenz zu halten. Im übrigen mit seinen gesetzgeberischen Arbeiten aufs eifrigste beschäftigt vollendete er den Entwurf im J. 1826, der noch im nämlichen Jahre in 3 Theilen (allgemeiner und specieller Theil, dann Proceß) der Oeffentlichkeit übergeben wurde, und von der Fachkritik sehr günstige Beurtheilung fand. 1828 erlag der berufstreue Beamte einem schweren chronischen Leiden, das ihn im 65. Lebensjahre dahinraffte.

St. lieferte während seines Wittenberger Aufenthaltes außer einigen Abhandlungen und Programmen zwei größere Schriften: „Ueber den Thatbestand der Verbrechen"; „Ueber das Criminalverfahren in deutschen Gerichten mit besonderer Berücksichtigung Sachsens". Zu seinen letzten Leistungen zählen zwei größere Aufsätze: „Ueber gefährliche Handlungen als für sich bestehende Verbrechen" (im neuen Arch. f. Crim.-R. 86. 2. St.), und „Ueber die Theilnahme mehrerer Personen an einem Verbrechen" (1827).

Neuer Nekrolog der Deutschen, 6. Jahrg. (1838), 2. Th., S. 718.

Eisenhart.

Stubenberg: Johann Wilhelm Herr v. St., geboren 1619; Todesjahr abweichend 1663 und 1688 angeführt; letzteres das wahrscheinlichere. — Er stammte aus der dritten Ehe Rudolf's, vom jüngeren Zweige der Kapfenberger Linie, mit Justine Freiin v. Zelking. Sein Vater fand am 1. Februar 1620 bei einer Explosion den Tod. Ueber das Jugendleben unseres Stubenbergers bleiben wir ganz im ungewissen. Wahrscheinlich verlebte er sie in Böhmen. In der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges taucht er bei dem Fürsten von Oldenburg, dem berühmten Pferdezüchter, Anton Günther auf. Jedenfalls zählte er, wie sein Vater, zu den protestantisch gewordenen Stubenbergern, deren zwei, Georg auf Kapfenberg und Sigmund auf Ebenfeld, als Exulanten, der eine 1630 zu Regensburg, der andere 1631 zu Nürnberg, starben. Unser Stubenberger ehelichte 1642 Felic. Dorothea v. Eibiswald, ein Fräulein aus dem genannten steirischen Herrengeschlechte, das auch dem protestantischen Glauben vorwiegend zugethan war, in einzelnen Gliedern nach Deutschland auswanderte und 1673 im Mannesstamme erloschen ist. Als Ort und Datum der Geburt dieser Gattin des Stubenbergers erscheint Graz, 15. Juli 1622 angeführt. Der Ehe entsprossen zwei Söhne. 1648 trat Hans Wilhelm St. in die sog. „fruchtbringende Gesellschaft“ oder in den „Palmenorden“ ein und führte als ihr Mitglied den Namen der „Unglückselige“ oder „Unglückselig-Seelige (Infortunatus-Fortunatus)“. Als fleißiger Uebersetzer aus dem Italienischen und Französischen ins Deutsche veröffentlichte er eine Reihe solcher Werke seit 1656 und gab auch eine Schrift über den „Religions- und Kirchenfrieden oder den wahren Syncretismus im h. römischen Reiche“, andres Publicistische, ein Buch in lateinischer Sprache über Pferdegestüte („Norma seu regula armentorum recte ac perfecte instituendorum,“ 1662, Wien) heraus und führte mit der Freifrau Margarete Marie v. Buwingshausen einen gelehrten Briefwechsel. In den Acten der fruchtbringenden Gesellschaft erscheint er im J. 1657 vom damaligen Präsidenten, Herzog Wilhelm von Sachsen, dem „Schmackhaften“, mit der Aufnahme der österreichischen Grafen Notthaft, Sprinzenstein, Windischgräz und des Ph. Schmid v. Schwarzenborn als Mitglieder betraut. 1655 erlangte er sammt seinem Vetter Wolfgang das ungarische Indigenat, wie dies der 119. Art. des betreffenden Reichstagsdecretes bezeugt, ein Beweis für die Fortdauer seiner Beziehungen zur österreichischen Heimath.

Die bezüglichen Litteraturnachweise bei Wurzbach, Biogr. Lexikon XL, 132—134 (1880). Krones.

Stubenberg: Joseph Graf St., Bischof von Eichstätt und Erzbischof von Bamberg, stammte aus dem gräflichen Geschlechte der von Stubenberg-Stubegg-Gattenberg. Geboren am 8. November 1740, wurde er, da sein Oheim, Graf Anton Strassoldo, Bischof von Eichstätt war, mit seinem Bruder Felix für den geistlichen Stand bestimmt und kam mit Letzterem schon frühzeitig in das Domcapitel zu Eichstätt. Er sollte bestimmt sein, in überaus schwerer Zeit, 1790—1824, den Hirtenstab des hl. Willibald zu führen. Nach dem Tode des Fürstbischofs Anton von Zehmen, 23. Juni 1790, einigte sich das in sich gespaltene Domcapitel endlich am 21. September j. J. in einer geringen Majorität von Stimmen auf Jos. v. St., ohne zu ahnen, daß es nun sein Wahlrecht zum letzten Mal ausgeübt. Wenn der Gewählte auch keine hervorragenden Geistesgaben besaß, so hatte er doch all jene Eigenschaften, die einem katholischen Bischof in Zeiten ernster Prüfung vor allem nothwendig sind: heroische Standhaftigkeit, unverzagtes Gottvertrauen und treues Pflichtgefühl. Als bei der Consecrations- und Inthronisationsfeier des neuen Fürstbischofs, 13. bis 25. November 1790, all der Pomp entfaltet wurde, wie er damals an kleinen und kleinsten Höfen Deutsch-

lands in gedankenloser Nachahmung Versailler Etiquette im Schwange war, dachte wol keiner der Festgäste daran, daß die Tage solch kleinlicher Großmannssucht bereits gezählt seien. Während man am fürstbischöflichen Hofe zu Eichstätt als wichtigste Tagesfragen die neue Galalivrée, die Uniform der Hofräthe (rother, goldgestickter Frack mit apfelgrüner Weste) und den Rangstreit der Collegial-, Hof-, Kammer-, Regierungs- und Dikasterialräthe, sowie der Officiere verhandelte, ballten sich im fernen Westen bereits die Wolken zu einem verheerenden Gewittersturm zusammen, und während dort das Blut der glaubenstreuen Priester bereits in Strömen floß, stritt man sich in Eichstätt noch, ob der Emigré, Fürstabt von Andlaw, mit „Euer Liebden“ oder „Hochfürstliche Gnaden“ anzureden und ob bei seiner Auffahrt „das Spiel zu rühren sei“. Doch gab es bald ein ernstes Erwachen aus dem kindlichen Traum; von 1792 an drängten sich die Ereignisse von folgenschwerster Bedeutung. Im Januar 1792 wurden die Neujahrsfestlichkeiten in unliebsamer Weise durch die Nachricht unterbrochen, Preußen sei durch die Erwerbung der Fürstenthümer Ansbach und Baireuth (Vertrag mit Markgraf Alexander vom 2. Dec. 1791) Eichstätts unmittelbarer Nachbar geworden. Anfänglich freilich war die Nachbarschaft noch eine leidliche, von 1796 an aber erhob ersteres verschiedene Besitz- und Rechtsansprüche, die Eichstätt als der kleinere und schwächere Theil in den wirren Zeiten erfolgreich nicht abzuweisen vermochte. Weit schrecklicher jedoch wurde Bisthum und Bischof in den von 1792—1802 mit geringen Unterbrechungen sich hinziehenden Kriegsjahren gebrandschatzt und zwar von Feind und Freund. Immer hatte Eichstätt das Mißgeschick, auf Seite der Unglückspartei zu stehen. Die Kriegsjahre 1792—94, 1796 und 1800 hatten dem Fürstbisthum über eine Million Gulden baares Geld gekostet, abgesehen von ungeschätzten Verlusten an Besitz und Eigenthum durch die verschiedenen durchziehenden Heere. Während der schweren Tage solch bitterer Heimsuchung blieb Fürstbischof St. helfend und tröstend inmitten seiner Heerde; nur vor den Horden der Jakobiner flüchtete er sich zweimal nach Einsetzung einer Statthalterschaft, Juli 1796 nach Graz in Steiermark und Juni 1800 in preußisch-ansbachisches Gebiet. Als er aus diesem zweiten Exil am 19. April 1801 zurückkehrte, fand er sein Land durch Requisitionen aller Art vollständig ausgesaugt und mit einer Schuldenlast von fast zwei Millionen Gulden belastet; außerdem hatte der Friede von Luneville am 9. Februar 1801 factisch seinen Fürstenthron bereits zusammengeschlagen. Noch ehe der Reichsdeputationshauptschluß die Säcularisation sanctionirte, waren bereits am 30. August 1802 bairische Truppen in Eichstätt eingerückt, um einen längst gehegten Wunsch endlich zu verwirklichen und vom Bisthum angeblich „provisorisch“ Besitz zu ergreifen. Nachdem der Fürstbischof seinen Unterthanen noch gegen 800 Schaff Korn um mäßigen Preis abgegeben, entband er sie durch Patent vom 27. November 1802 ihrer staatsbürgerlichen Pflichten gegen ihn. Hierin zeigte St. seine wahre Geistesgröße, daß er die weltliche Fürstenkrone neidlos von sich legte, um nur mehr den Hirtenstab zu führen, und dadurch zeichnete er sich auch vortheilhaft vor den meisten anderen deutschen Bischöfen aus, die, ärgerlich über die gewaltsame Deposition, mit dem Fürstenhut auch die Inful von sich warfen und ihre Heerden treulos verließen. St. aber hielt treulich Wacht am Dome des hl. Willibald, rettete, was zu retten war und ermöglichte so einen regelrechten Fortgang der bischöflichen Regierung und allmählichen Uebergang in die neu zu regulirenden Verhältnisse.

Schon vor der Säcularisation des Bisthums war dem Bischof eine andere schmerzliche Kränkung widerfahren. Im J. 1800 war durch Kurbaiern die Universität Ingolstadt nach Landshut verlegt worden, ohne irgend welche Rücksichtnahme auf die seit Gründung derselben im J. 1472 stets gewahrten Diöcesan-

und Cancellariatsgerechtsame des Eichstätter Bischofs. Ja, Letzterer erhielt auf sein unter dem 12. Mai 1800 an den Kurfürsten Max Josef gerichtetes diesbezügliches Schreiben nicht einmal eine Antwort und am 24. Mai j. J. verließen Senat und Professoren Ingolstadt, ohne sich beim Fürstbischof-Kanzler zu verabschieden.

Auch während der politisch so sturmbewegten Zeiten verabsäumte der Bischof seine Hirtenpflichten nicht. In den Jahren 1794 und 1795 nahm er die Visitation der Pfarreien und Klöster persönlich vor, später ließ er sie durch seinen Bruder, den Weihbischof Felix v. St., abhalten. Das Lyceum academicum in Eichstätt, sowie das Seminar setzte er in einen tadellosen Stand. Regelmäßig wohnte er den Disputationen, Preisvertheilungen u. s. w. mit seinem Domcapitel und Hofstaat an. Die theatralischen Auswüchse bei den Charfreitagsprocessionen, Ueberreste der alten Passionsspiele, suchte er auszumerzen. 1798 versandte er ein neues Diöcesanrituale und schärfte dem Clerus dessen Einhaltung genau ein. 1795 erbat er sich vom Papste für seine Diöcese einen Jubelablaß zur Besserung der schlimmen, gefahrvollen Zeiten. Den zahlreichen Welt- und Klostergeistlichen, die, vor den Jakobinern flüchtend, aus allen Theilen Frankreichs nach Eichstätt kamen, gewährte der Bischof nach Kräften gastliche Aufnahme.

Kaum hatte Baiern vom Fürstenthum Besitz ergriffen, als dasselbe sofort wieder unter anderes Scepter, des Großherzogs von Toscana, kam, 1803—1806, in welch letzterem Jahre es erst definitiv mit Baiern vereinigt wurde. In dieser Zwischenzeit, von der Säcularisation bis zur definitiven Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse im J. 1817, suchte der Bischof sowol kirchlichen Besitz wie kirchliche Rechte nach Thunlichkeit zu schützen und zu vertheidigen, sowol unter toskanischer wie unter bairischer Herrschaft, freilich mit nur geringem Erfolg. Der Versuch, durch baldigen Abschluß eines Concordats zu geregelten Verhältnissen zu kommen und an kirchlichen Gerechtsamen und Besitzungen noch zu retten, was zu retten wäre, scheiterte an der Einsprache Napoleon's, des Protectors des Rheinbundes. So wurden auch in Eichstätt wie im übrigen Baiern die jura circa sacra nach Montgelas'schem System durchgeführt, die Diöcese verlor ihre Klöster, das einst blühende Lyceum, alle Studien- und Wohlthätigkeitsanstalten, nur das Seminar verblieb noch dem Bischof, der gegen all diese Verordnungen nur machtlose Proteste erheben konnte. Doch vermochte er die Errichtung eines geplanten sog. Generalseminars in Eichstätt, sowie auf dem Wiener Congreß 1815 die Pläne Dalberg's und Wessenberg's auf Errichtung einer deutschen Nationalkirche hauptsächlich durch den in Eichstätt 1812 errichteten sog. „litterarischen Verein" zu hintertreiben.

Endlich sollten nach langen, verheerenden Wirren die Verhältnisse Eichstätts durch das zwischen Baiern und Rom am 5. Juni 1817 abgeschlossene Concordat eine neue Regelung finden. Die Circumscriptionsbulle „Dei ac Domini" vom 1. April 1818 bestätigte die Diöcese Eichstätt in ihrem früheren Umfang und Josef I. als Inhaber des Stuhles des hl. Willibald. Es wird als Anerkennung des loyalen Verhaltens und der pflichttreuen Ausdauer des Bischofs v. St. angesehen werden dürfen, daß ihm neben Eichstätt zugleich auch der erzbischöfliche Stuhl von Bamberg angeboten und am 18. Februar 1818 auch übertragen wurde. Neue Prüfung kam für den greisen Bischof durch das dem Concordat angehängte Religionsedict vom 26. Mai 1818, wegen dessen er den ihm abverlangten Verfassungseid verweigern zu müssen erklärte. Nach wiederholter Aufforderung leistete er denselben nur mit der vom Erzbischof von München-Freising aufgestellten Clausel, „daß er ihn zu nichts verpflichte, was gegen die Lehren und Gesetze der katholischen Kirche sei". Nun erhielt er am 14. Nov. 1821 durch den päpstlichen Nuntius Franz Serra de Cassano als Erzbischof

von Bamberg und Administrator des Bisthums Eichstätt das Pallium. Die Erzdiöcese Bamberg hat freilich der bereits mehr als 80jährige Erzbischof persönlich nie betreten, wol aber hat dieselbe seine väterliche Fürsorge erfahren. Am 11. November 1821 wurde in seinem Namen das Metropolitancapitel durch den Bischof von Würzburg, Freiherrn v. Groß, als Generalvicar und päpstlichen Vicar feierlich installirt und am 3. December j. J. erfolgte durch denselben die feierliche Inthronisation des Erzbischofs. Von da an suchte St. durch väterliche Pastoralschreiben wie durch Errichtung der nöthigen erzbischöflichen Stellen und Aemter für geordnete Verwaltung, Erweckung und Stärkung des christlichen Geistes in der Erzdiöcese nach besten Kräften zu sorgen. Am 29. Januar 1824 verkündete die große Domglocke zu Eichstätt den Tod des letzten Fürstbischofs und ersten Erzbischofs von Bamberg. In dem Condolationsschreiben an das Metropolitancapitel vom 1. Februar 1824 nennt der päpstliche Nuntius den verstorbenen Erzbischof „praesulem generis, animi ingeniique nobilitate, doctrina, consilio, pietate vitaeque sanctitate omnium spectatissimum, patrem pauperum, cleri lumen atque praesidium et maximum episcopalis ordinis ornamentum“.

Jul. Sax, Die Bischöfe u. Reichsfürsten von Eichstätt 745—1806, Landshut 1884. — Schematismus v. Bamberg f. d. Jahr 1827; sowie schriftliche Mittheilungen aus dem Bamberger Metropolitan-Archiv. Knöpfler.

Stubenfol: Peter St. aus Straßburg nahm als Landsknecht am 24. April 1525 unter Georg v. Frundsberg's Führung an der Schlacht bei Pavia theil und verfaßte einen poetischen Bericht in besser gebauten als gereimten Reimpaaren. Der historische Werth dieses Berichtes liegt darin, daß er genau die persönlichen Eindrücke des Dichters wiedergibt. St. erzählt, was und wie er es selbst erlebt hat, ohne sich um die übrigen Schlachtvorgänge zu kümmern. Da er nun aber von dem entscheidenden Angriff der spanischen Arkebusiere weit entfernt war, so erfahren wir von der eigentlichen Katastrophe gar nichts; für St. sind die Kämpfe des linken kaiserlichen Flügels gegen die verrätherischen deutschen Hülfstruppen König Franz' und gegen die feigen Schweizer, die doch in Wahrheit schon durch die Spanier geschwächt waren, ehe sie in die Hände der Deutschen fielen, für ihn sind diese siegreichen Kämpfe der deutschen Landsknechte die Schlacht an sich. Ungünstige Details, wie den Verlust der Frundsbergischen Geschütze im Garten von Mirabello, verschweigt St.; das feindliche Heer stellt er übertrieben groß hin, wie denn auch das Bündniß der Franzosen mit 'den ungläubigen von Tunis' gewiß nur Lagergeschwätz war. Der Glaubwürdigkeit des munter erzählten Gesammtberichts thut das nichts; gerade diese Ungenauigkeiten entsprachen der gehobenen Stimmung des siegreichen Heeres. Für St., den deutschen Landsknecht, charakteristisch ist nun aber das stolze Nationalgefühl, das dem Siege entwuchs. Jetzt erst glaubt er an den Lilien die alte Schmach vom Fräulein aus Britannia gerächt, und sein Groll gegen die Franzosen geht so weit, daß er neben den Landsknechthäuptlingen auch den Marchese Pescara und manchen Andern preist, aber den Generalcapitän des kaiserlichen Heeres, den Connetable von Bourbon, nicht eines Wortes würdigt. In diesem Nationalstolz verachtet er nicht nur Langemantels 'schwarze Bande', auch die reislaufenden Schweizer als Verräther; die Heinis, die Bruder Veit schon als Bauern geringschätzte, müssen ein neues Sturzbad jenes grimmigen Humors aushalten, den ihnen schon die Schlacht bei Bicocca eingetragen hatte. Mit sichtlichem Behagen denkt St. an den heißen Tag zurück, der ihm in der Erinnerung um so mehr als ein lustiger Tanz erscheint, als er in Italiens zeitigem Frühling sich abgespielt hatte. Daß der längst ohne Sold dienende Landsknecht dem Kaiser zum Schluß die Unentbehrlichkeit des Soldatenthums vorhält, ist ganz in der Ordnung; die Bitte 'laßt uns des genießen' klingt, wie die Dinge lagen, bescheiden genug.

Stubenfol's gereimte Erzählung hat vor den zahlreichen Landsknechtliedern über dieselbe Schlacht Zusammenhang und Detailschilderung voraus.

Stubenfol's Lied ist abgedruckt in Liliencron's Historischen Volksliedern III, 428 ff. Nr. 370; die historische Einleitung S. 425 ff. ergänzt Häbler's Studie 'Die Schlacht bei Pavia' in den 'Forschungen zur deutschen Geschichte' Bd. 25, 511 ff. Roethe.

Stubenrauch: Amalie St. wurde geboren am 4. October 1805 als Tochter eines königl. bairischen Artillerieofficiers v. St. und der am 22. April 1855 in Stuttgart gestorbenen Walburga, geb. Moosmayer. Anfangs am Hoftheater in München, kam sie 1828 an das Hoftheater nach Stuttgart, dem sie bis 1846 angehörte. Durch ihre schöne Persönlichkeit, ihr volltönendes und doch sehr weiches Organ, durch edle Action und feuriges Spiel in jugendlich dramatischen Partien errang sie sich allgemeinen Beifall. Als tragische Liebhaberin, wie in Anstands- und Salonrollen leistete sie gleich Hervorragendes. Seit ihrem Rücktritt vom Theater lebte sie bis 1864 in Stuttgart, dann auf ihrer Villa in Tegernsee, wo sie am 14. April 1876 starb und auf dem dortigen Friedhof ihre Ruhestätte fand. Amaliens Schwester Monika Maria Josephine († 15. April 1871) heirathete am 17. Juli 1844 zu Stuttgart den königl. württemb. Hofschauspieler Dr. Feodor Löwe (s. A. D. B. XIX, 300), der inzwischen am 21. Juni 1890 in Stuttgart gestorben ist.

C. A. v. Schraishuon, Das königliche Hoftheater zu Stuttgart, 1879, S. 49. — F. W. Hackländer, Roman meines Lebens, 1878, I, 175, 183—184, 238, 256, 258, 264; II, 35, 36, 80. — Wolfgang Menzel, Denkwürdigkeiten, 1877, S. 248, 296. — Adolf Palm, Briefe aus der Bretterwelt, 1881, S. 35, 41—45, 58, 61—66, 70, 79, 92—94, 96, 99, 103, 105, 110, 111, 129, 130, 132, 134, 154—157, 164, 183, 274, 290. — Feodor Wehl, 15 Jahre Stuttgarter Hoftheaterleitung, 1885, S. 63, 67. — Augsburger Abendzeitung 1876 Nr. 109. Th. Schön.

Stubenrauch: Moritz Edler v. St., Rechtsgelehrter, geboren am 22. Sept. 1811 in Wien, † am 31. August 1865 in Ober-Sct. Veit bei Wien. Einer angesehenen Familie entstammend, vollendete St. im J. 1832 die juridischen Studien an der Wiener Universität, erlangte im J. 1835 die juridische Doctorwürde und widmete sich hierauf dem Lehrfache. Schon im J. 1838 zum Professor des gerichtlichen Verfahrens des alten polnischen Rechtes und des Handels- und Wechselrechtes an der Lemberger Universität ernannt, folgte er ein Jahr später einem Rufe nach Wien zur Uebernahme der Professur für das österreichische bürgerliche Recht an der Theresianischen Ritterakademie, wozu auch ein Vortrag über das Gefällswesen kam. Im J. 1850 wurde St. zum Professor des österreichischen Verfassungsrechtes und der österr. Verwaltungsgesetzkunde an der Wiener Universität ernannt, in welcher Eigenschaft er bis zu seinem Tode verblieb. Als juristischer Schriftsteller fehlte es ihm zwar an Begabung und Ausdauer zu einer gründlichen Vertiefung in einzelnen Disciplinen der Staats- und Rechtswissenschaften, aber er erwarb sich durch die Herausgabe einer Anzahl praktischer und noch heute geschätzter Hand- und Lehrbücher, welche bei der Neugestaltung des staatlichen Organismus nach dem Jahre 1848 der heranwachsenden juridischen Jugend große Dienste geleistet hatten, einen ausgebreiteten Ruf. Hiezu gehören seine „Erläuterung des österr. Wechselrechtes“ (1850), sein in mehreren Auflagen erschienenes „Handbuch der österr. Verwaltungsgesetzkunde“ (1851), sein „Commentar des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches“ (1854, 2. Aufl. 1864), sein „Lehrbuch des österr. Privat-Handelsrechtes“ (1859), sein „Handbuch des neuen österr. Gewerberechtes“ (1860) u. a. Außerdem betheiligte er sich mit Kugler und Wagner an der Redaction der „Oesterr. Zeitschrift für Rechts- und

Staatswissenschaften" von 1840—1849, begründete 1850 die „Allgem. österr. Gerichtszeitung", welche er in Gemeinschaft mit Dr. Glaser bis 1863 und im J. 1856 die „Oesterr. Zeitschrift für innere Verwaltung", deren Redaction er bis 1860 führte. Er wurde 1853 Präses der staatsrechtlichen administrativen und Mitglied der richterlichen Staatsprüfungscommission. 1856 wurde er Präsidenten-Stellvertreter der rechtshistorischen und 1858 der staatswissenschaftlichen Staatsprüfungscommission. Vom Jahre 1858 hielt er auch an der neu begründeten Handelsakademie Vorträge über Handels-, Wechsel- und Seerecht und von 1859 über Handels- und Gewerbegesetzkunde. Wie groß das Ansehen Stubenrauch's in den Kreisen der Regierung war, zeigt der Umstand, daß er als deren Abgeordneter bei den verschiedensten internationalen Congressen fungirte und daß sie ihn zu den meisten gesetzgeberischen Berathungen in den Ministerien während der Jahre 1850—1860 beizog. Doch mit diesen vielseitigen Leistungen war das Feld seiner Thätigkeit bei weitem nicht erschöpft. Nach dem Jahre 1848 trat St. in die neugewählte Gemeindevertretung. Er entwarf das erste Statut für den Gemeinderath und war Referent in dieser wichtigen Frage. Nach dem Jahre 1851 nahm er den weitgreifendsten und hervorragendsten Antheil an allen Fragen der inneren Gemeindeverwaltung und war Vertrauensmann des Bürgermeisters Dr. Frhrn. v. Seiller. Von streng conservativer Gesinnung, nahm sein Einfluß in der im J. 1861 neugewählten Gemeindevertretung ab; er kam häufig in Widerspruch mit den zur Geltung gelangten liberalen Tendenzen. Im J. 1865 geriethen die Wiener gebildeten Kreise in nicht geringe Aufregung und Bestürzung, als sich die Nachricht verbreitet hatte, daß der allgemein geachtete und beliebte Mann und dessen Frau sich in ihrer Sommervilla zu Ober-Sct. Veit vergiftet hatten. Zerrüttete Familienverhältnisse drängten Beide zu diesem verzweifelten Entschlusse. St. hatte nämlich Gelder aus der Casse eines Wohlthätigkeitsvereines, dessen Präsident er war, veruntreut. Wiewol die sehr bedeutende Summe — sie betrug 28 000 Gulden — von seinen Freunden sogleich gedeckt wurde, so war doch seine Ehre unwiederbringlich vernichtet, und er wie seine Frau waren sich bewußt, daß sie nicht weiter leben konnten.

Vgl. Wurzbach, Oesterr. Biogr. Lexikon XL, 147. K. W.

Stubenrauch: Philipp v. St., Maler und Kupferstecher, wurde am 16. Juli 1784 zu Wien als Sohn eines Reichshofrathes geboren und auf der Wiener Akademie unter Füger's Leitung zum Maler ausgebildet. Hauptsächlich aber that er sich als Zeichner und Radirer hervor. Wir besitzen von ihm Blätter nach Füger, G. F. Schmidt und W. Tischbein. Nach Letzterem kennt man ein geschabtes Blatt: „Conrad von Schwaben spielt im Gefängniß Schach". Das Lieblingsstudium Stubenrauch's war aber die Costümkunde, in der er sich so bedeutende Kenntnisse angeeignet hatte, daß er zum Costüm- und Decorationsdirector der kaiserlichen Hoftheater ernannt wurde. Nach seinen Zeichnungen radirten J. A. Klein und J. C. Erhard Abbildungen der österreichischen Truppen, die in Wien bei Artaria erschienen. Eigenhändig von St. radirt und colorirt sind die im J. 1807 bei Geistinger in Wien erschienenen „Costüme des k. k. Hoftheaters in Wien" (5 Hefte). Von seinen übrigen Arbeiten erwähnen wir noch die „Costümbilder aus den Quadrillen des Costüm-Balles bei dem großbritannischen Botschafter Sir H. Wesseley", gestochen von Franz X. Stöber (1826). St. starb zu Wien am 5. October 1848, nicht, wie Nagler angibt, 1839.

Vgl. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon XVII, 506, 507. — Wurzbach XL, 153, 154. — A. Andresen, Handbuch für Kupferstichsammler, Leipzig 1873, II, 565. — C. Bodenstein, Hundert Jahre Kunstgeschichte Wiens: 1788—1888, Wien 1888, S. 188. H. A. Lier.

Stuber: Johann Georg St., geboren am 23. April 1722 in Straßburg, † ebendas. am 31. Jan. 1797, hat als Vorläufer Oberlin's, des bekannten Wohlthäters des Steinthals, segensreich in jenem armen Vogesenthale gewirkt. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, bezog er 1736 die heimathliche Universität, um Theologie zu studiren. Hier hatte Professor Reuchlin vor allem Einfluß auf ihn, er trieb eifrig Griechisch und vertiefte sich in das Neue Testament, bei einem längeren Aufenthalt in Mümpelgard erwarb er sich die fertige Beherrschung des Französischen. Nachdem er 1746 die Magisterwürde erlangt und 1748 als Prediger ordinirt worden war, nahm er 1750 eine Berufung auf die Pfarrei Waldersbach im Steinthale an. Er fand eine materiell wie geistig äußerst armselige Bevölkerung vor, seine Gemeinde konnte weder lesen noch singen. Er richtete zunächst Singschulen ein, seine Predigt war ein möglichst eindringliches Lesen und Erklären des Bibeltextes, dabei war er unablässig für Reparatur und Neubau von Kirchen und Schulen thätig. Gemeinsam mit seiner Lebensgefährtin, einer Tochter Reuchlin's, griff er die überall sich thürmenden Schwierigkeiten an, bis ein früher Tod sie nach kurzem Glück von seiner Seite riß. Dieser schwere Unglücksschlag veranlaßte ihn, die Stellung des Diakonus in Barr, in fruchtbarerer und milderer Gegend anzunehmen, wo er sich jedoch so wenig behaglich fühlte, daß er 1760 zum zweiten Male ins Steinthal ging. Die folgenden sieben Jahre waren die segensreichsten und arbeitsvollsten seines Lebens. Mit neuem Eifer nahm er sich der geistigen, sittlichen und materiellen Hebung der Steinthäler an. Er richtete Winterschulen für Erwachsene in den fünf Dörfern seiner Gemeinde ein, er schuf selbst ein methodisches Lesebüchlein der französischen Sprache, — die Steinthäler sprachen ein eigenes Patois, — seine Seelsorge erstreckte sich auf alle seine Pfarrkinder, er gab ihnen kleine französische Handbibeln ins Haus. Für die Mädchen führte er den Unterricht im Stricken und Flachsspinnen ein, mit der Anpflanzung von Esparsette auf dem armen Boden machte er Versuche, fast Alles mußte er selbst bezahlen, bis es ihm gelang in Straßburg Interesse und thatkräftige Unterstützung zu finden. Als er 1767 als Pfarrer an die St. Thomaskirche in Straßburg ging, sorgte er für sein Werk vor allem dadurch, daß er einen würdigen, in seinem Sinne arbeitenden Nachfolger gewann, eben jenen Oberlin. Mit unablässiger Theilnahme hat er später dessen Wirken begleitet, oft mahnend und warnend, wenn jener Feuergeist ihm die Grenzen zu überschreiten schien.

In Straßburg fand St. die verdiente Ruhe nicht. In dem engherzigen, theologischen Kreise daselbst stieß er überall an durch sein parteiloses Wesen, durch die einfache Natürlichkeit und praktische Gemüthlichkeit seiner religiösen Ansichten, durch sein Interesse für naturwissenschaftliche Dinge, dem er unbefangen auch in seinen vielbesuchten Predigten Ausdruck gab. Wiederholt citirte ihn der Straßburger Kirchenconvent zur Verantwortung und Vermahnung und beschloß endlich sogar seine Remotion, bis die Oberkirchenbehörde und an ihrer Spitze der Ammeister von Türckheim sehr energisch für ihn eintrat. Seine litterarische Arbeit erstreckte sich außer der Besorgung neuer Auflagen seiner kleinen Schul- und Erbauungsschriften vorzugsweise auf eine freiere und deutlichere Uebersetzung des Neuen Testamentes. So übertrug er den Römerbrief ins Französische und Deutsche, ebenso die Briefe an die Epheser und an Titus. Die Revolution begrüßte er zunächst mit Sympathie, doch suchte er von Anfang an beruhigend und belehrend auf die Massen einzuwirken. Er richtete feierliche Betstunden ein und für die Nationalgarde hielt er unter gewaltigem Zulauf alle vierzehn Tage in der Thomaskirche ergreifende, von patriotischem Schwung getragene „Nationalpredigten“. Es war das letzte Aufflammen seiner Kraft, völlig abgearbeitet und durch die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1793 ver-

düstert zog er sich von seiner Amtsthätigkeit zurück. Mit Mühe entging der Greis der Verhaftung, von den Seinigen liebevoll gepflegt suchte und fand er Trost in der Bibel; die Wiedereröffnung der Kirchen erlebte er noch, aber den Neuaufbau der protestantischen Kirche des Elsaß mußte er jüngeren Kräften wie Blessig und Haffner überlassen. Ein unermüdliches, beinahe leidenschaftliches Forschen nach Wahrheit, unwandelbare Pflichttreue, eine selbst ängstliche Bescheidenheit, das waren nach den Worten seines Biographen Grundzüge seines Wesens.

J. W. Baum, Johann Georg Stuber, der Vorgänger Oberlin's im Steinthal und Vorkämpfer einer neuen Zeit in Straßburg. Straßburg 1846.

W. Wiegand.

Stuber: Wolfgang St., mittelmäßiger, ziemlich unselbständiger Kupferstecher in Nürnberg im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts. Die Mehrzahl seiner Stiche, die außer den undatirten Stücken mit der Jahreszahl 1587 oder 1588 versehen sind, ist mit seinem Monogramm, bestehend aus einem W, um dessen rechten Schrägbalken sich ein S schlingt, versehen. Im ganzen sind 33 Blatt bekannt: „Luther im Studirzimmer" nach Dürer's Hieronymus im Gehäus, zwei Darstellungen des heil. Christophorus, eine Copie von Dürer's kleinem Crucifix (Bl. 23), eine Copie von J. Amann's Christus zwischen den Marterwerkzeugen, eine aus vierzehn Blatt bestehende Serie mit „Christus und den Aposteln", eine andere Serie mit den „Monatsdarstellungen", sowie eine „Hirsch-" und eine „Entenjagd". Die frühere Annahme der Identität dieses Meisters mit dem in Wittenberg thätigen Formschneider W. S. ist unbegründet.

A. Andresen, Der deutsche Peintregraveur, Band IV, 1874.

Rée.

Stübner: Friedrich Wilhelm St., Mathematiker und Philosoph, geboren am 6. Januar 1710 zu Baireuth, † am 22. August 1736 zu Münchberg (Oberfranken). Er war der Sohn des einflußreichen Oberhofpredigers des Baireuther Markgrafen (s. u.), besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte seit 1727 in Leipzig. Schon 1730 habilitirte er sich hier als Privatdocent und auf Grund einer geschichtlichen Arbeit über das Burggrafenthum Nürnberg wurde er bald nachher Assessor der philosophischen Facultät. Trotz schwerer körperlicher Leiden, die sich fast bis zur Blindheit steigerten, arbeitete der junge Mann mit ungeheurer Regsamkeit, und zwar schrieb er über wissenschaftliche Fragen verschiedenster Art, am meisten in den „Acta Eruditorum". Mit Mosheim, Mußchenbroek, C. v. Wolf stand er in Briefwechsel, und von der Berliner Gelehrten Gesellschaft wurde er zum auswärtigen Mitgliede erwählt. Mathematische Professuren in Rußland und Greifswald mußte er seiner Kränklichkeit halber ablehnen. Bei einem Besuche in der fränkischen Heimath ereilte ihn der Tod in dem Städtchen Münchberg; der dortige Rector Arzberger schrieb ein eigenes Programm für die Beerdigung. Stübner's Habilitationsschrift enthielt den ersten Beweis für den von dem Engländer Harriot nur inductiv erkannten Lehrsatz aus der Theorie der Gleichungen, welcher noch jetzt des Letzteren Namen trägt. Eifrig betheiligte sich derselbe ferner an dem damals lebhaft entbrannten Streite über die Schätzung des Kraftmaaßes und wechselte deswegen polemische Schriften mit Segner und Heinsius („Demonstratio verae mensurae virium motricium vivarum" [Leipzig 1734]; „Tentamen demonstrationis pro vera mensura virium moventium a concursu corporum non elasticorum petitae" [ebenda 1734]). Die von St. vertretene Ansicht, daß beim Stoße unelastischer Massen wirklich Kraft verloren gehen könne, ist freilich durch die mechanische Wärmetheorie endgültig widerlegt worden. Erwähnt sei noch, daß St. auch eine deutsche Bearbeitung von Schelhorn's lateinisch geschriebener Abhandlung über den Salzburger Pro-

testantismus lieferte und sich dadurch in verschiedene gelehrte Streitigkeiten verwickelte.

Zedler, Großes Universallexikon aller Künste und Wissenschaften, 40. Bd., Leipzig-Halle 1744, S. 1305 ff. — Leipziger Gelehrte Zeitung für das Jahr 1737.

Günther.

Stübner [es gab zwei Dichter geistlicher Lieder dieses Namens]. Der ältere, Georg Albrecht St., ist am 20. März 1680 zu Heilbronn geboren, wurde 1699 zu Wittenberg Magister, 1703 Professor zu Erlangen und ward hernach Pastor zu Neustadt am Kulm, sodann 1708 Hofprediger in Baireuth und zuletzt Oberhofprediger, Superintendent und Consistorialrath ebenda; er starb am 2. September 1723. Im J. 1705 gab er zu Erlangen eine Liedersammlung heraus unter dem Titel: „Palmen- und Cypressenzweige; fröhliche und traurige Gedichte“. In das vermehrte Baireuthische Gesangbuch, das er im J. 1720 herausgab, nahm er sein eignes Lied „Du bist mein höchster Trost auf Erden“ auf. — Der jüngere, Konrad Gebhardt (nach Anderen Konrad Gotthardt) St., gab als Candidat zu Nürnberg im J. 1727 unter dem Titel „Billige Eröffnung christlicher Lippen zur Verkündigung göttlichen Ruhms“ Lieder über hundert Sprüche der heiligen Schrift heraus, von denen das Württembergische sog. Tausendliederbuch (1732) vier und hernach Rambach in sein Hausgesangbuch fünf Lieder aufnahm, von denen einige dann auch weitere Verbreitung gefunden haben. — Ob und wie diese Beiden verwandt sind, ist dem Schreiber dieses nicht gelungen, ausfindig zu machen.

Ueber den älteren: Jöcher IV, Sp. 906; über den jüngeren: Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., IV, 536 u. 570; über Beide: Richter, Allg. biogr. Lexikon alter u. neuer geistlicher Liederdichter S. 399 f.

l. u.

Stübner: Marcus St., protestantischer Schwarmgeist, ca. 1521. Zu den bedeutenderen Anhängern der „Zwickauer Propheten“ Nikolaus Storch und Thomas Münzer gehörte der Student Marcus St., welcher zu Wittenberg studirte und dort zeitweilig in Melanchthon’s Hause gewohnt zu haben scheint. Gebürtig aus Elsterberg im sächsischen Voigtlande, hatte er durch die Lectüre von Schriften Luther’s religiöse Anregung erhalten, und zwar scheint der Begriff des subjectiven Glaubens, den Luther in seinen ersten reformatorischen Schriften mit so gewaltiger Energie geltend machte, auch in St. gezündet zu haben. Indem wir hier die Gedankenwelt N. Storch’s (s. o. S. 442) und Th. Münzer’s (s. A. D. B. XXIII, 41) als bekannt voraussetzen, dürfen wir den litterarisch gebildeten St. als ihren Gesinnungsgenossen bezeichnen. In Wittenberg erscheint er 1521 in Gemeinschaft der „Zwickauer“ und wurde eben als Litterat einer ihrer wirksamsten Genossen. Es wird glaubhaft berichtet, daß er den Magister Martin Cellarius aus Stuttgart, welcher sich damals lehrend in Wittenberg aufhielt, auf die Seite der Zwickauer herübergezogen habe. In Gemeinsamkeit mit Carlstadt und der Schar seiner Anhänger hat so St. mitgewirkt, daß im Winter 1521 zu 1522 jene Unruhen in Wittenberg ausbrachen, welche durch Melanchthon nicht beigelegt werden konnten und so die Rückkehr Luther’s von der Wartburg nöthig machten. Luther selbst hatte mit St. und Cellarius ein Gespräch, welches damit endete, daß Luther diese auf göttliche Eingebungen trotzenden Schwärmer mit harten Worten entließ. (Mittheilungen darüber in Camerarius [s. unten] und daraus bei Erbkam [s. unten] S. 508.) St. zog sich mit Cellarius, da zu Wittenberg der Boden unter ihren Füßen brannte, zunächst nach Kemberg zurück; aber während dieser nach Preußen und Storch nach Baiern ging, scheint St. aus der Geschichte zu verschwinden.

Quellennachrichten über St. verdanken wir hauptsächlich Melanchthon in

zwei Briefen im Corp. Ref. I, 513 und 534 (v. 17. Dec. 1521 u. v. 1. Jan. 1522). — Camerarius, De vita Melanchthonis an mehreren Stellen. — Seckendorf, Historia Lutheranismi. — Erbkam, Gesch. der protest. Sekten (1848) S. 503 ff. P. Tschackert.

Stubritz: Martin St. (nicht Stübritz), Jurist und gekrönter Dichter, geboren am 25. April 1625 in Radeburg, † am 8. April st. n. 1684 in Bautzen, verlor seine Eltern frühzeitig durch den Tod und büßte sein väterliches Vermögen durch die Kriegsereignisse ein, genoß aber dennoch zu Altdresden, Kamenz und Neudresden, an dem letztgenannten Orte unter dem bekannten Rector Johannes Bohemus, gründlichen gelehrten Unterricht. Bohemus gab im J. 1643 die beiden ersten Bücher der Horazischen Oden in deutscher metrischer, von seinen Schülern verfaßter Uebersetzung heraus; in dieser Horaz-Uebersetzung ist St. als Uebersetzer zweier Oden (I, 12 und II, 12) namhaft gemacht. Zum 1. Januar 1645 ließ er eine zu Ehren seines Lehrers Bohemus verfaßte griechische Ode in Druck erscheinen, von welchem Glückwunschgedichte die königl. Bibliothek in Dresden ein Exemplar besitzt. An die Schulzeit schlossen sich 1646 die Universitätsstudien an, denen er in Wittenberg oblag. Von hier nach Dresden zurückgekehrt, war er über ein Jahr lang Erzieher im Hause des Generals v. Arnim. Als er darauf im Begriffe stand, als Begleiter vornehmer, junger Edelleute in das Ausland zu reisen, wurde er von dem Geheimen Kammerrath Johann Adolf v. Haugwitz als Ordinaradvocat in Bautzen eingesetzt, in welcher Stadt er sein Leben beschloß, nachdem ihm dort am 18. Juli 1676 auch das Domstiftssyndikat übertragen worden war. Schon im J. 1658 hatte ihm Johann Rist den Dichterlorbeer verliehen. Den Act der Ueberreichung findet man in einem besonderen Buche, dem zahlreiche, ihm aus diesem Anlaß gewidmete Glückwunschgedichte angehängt sind, ausführlich beschrieben. Als Mitglied des Elbschwanenordens führte er den Namen Aristander. Verzeichnisse seiner schriftstellerischen Arbeiten, welche man in den anzuführenden litterarischen Quellen antrifft, ergänzen sich gegenseitig. Bereits Neumeister schlägt ihren dichterischen Werth niedrig an.

Der Stubritzische Lorbeer-Krantz, durch Euphamien. Dreßden 1659. 4°. — Hnr. Basil. Zeidler, ein rechtschaffener Jurist als guter Christ bey Leichen-Bestattung des Herrn M. S. beschauet. O. O. 1686. Fol. — Erdmann Neumeister, De poëtis Germanicis. 1695. 4°. S. 107. — G. F. Otto, Lexikon der Oberlausizischen Schriftsteller Bd. 3, Abth. 1, 1803, S. 352 f., Supplementband 1821, S. 430 f. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., Bd. 3, S. 94.
F. Schnorr v. Carolsfeld.

Stüchs: Name eines Druckergeschlechts aus den letzten Jahrzehnten des 15. und den ersten des 16. Jahrhunderts. Auch die Namensformen Stuchs und Stöchs kommen vor und mit der ersteren werden diese Buchdrucker sogar gewöhnlich von den Bibliographen bezeichnet. Wir halten dies nicht für genau. Der bekannteste Vertreter der Familie nennt sich freilich in seinen Drucken gewöhnlich Stuchs, aber doch immer nur in lateinischem Zusammenhang; in deutschem gebraucht er die Form Stüchs und diese wird von dem zweiten Drucker fast ausschließlich angewandt. Sie dürfte also vorzuziehen sein. Geradezu falsch ist es ferner, wenn man dieser Druckerfamilie vielfach den Beinamen Sittich gibt. Der „Georgius Sittichs ex Sultzpach“ verdankt sein Dasein überhaupt nur einem Irrthum — in dem Göttinger Exemplar des von Hain 3857 aufgeführten Druckes, wo er vorkommen soll, heißt es eben auch Stuchs, nicht Sittichs —; der Joh. Sittich aber, der zu gleicher Zeit, wie Joh. Stüchs in Nürnberg, in Augsburg druckte, kann schon deshalb nicht mit letzterem eine und dieselbe Person sein. Wenden wir uns nun zu den einzelnen Druckern, so ist nicht nur der Zeit, sondern auch der Bedeutung nach der erste unter ihnen Georg St.

Er bezeichnet sich als von Sulzbach gebürtig, wobei an das bairische Städtchen Sulzbach (in der Oberpfalz) zu denken ist, da uns hier der Name St. auch sonst begegnet. Erwachsen kam er nach Nürnberg, wo er die Buchdruckerkunst erlernte. Ein akademisch gebildeter Drucker, wie es deren damals so viele gab, war er demnach nicht; dies wird auch durch seine Drucke bestätigt. Der früheste der letzteren — wir haben ihrer 59 feststellen können — fällt ins Jahr 1484, der späteste trägt die Zahl 1517. Mit ganz wenigen Ausnahmen gehören alle diese Drucke einem und demselben Gebiete, dem der kirchlichen Litteratur an. Nicht leicht hat ein Buchdrucker jener Zeit sich so sehr auf ein bestimmtes Feld der Thätigkeit beschränkt, nicht leicht aber auch innerhalb dieses Feldes so viel geleistet wie G. St. Eine ganze lange Reihe von kirchlichen Büchern für die verschiedensten Diöcesen ist aus seinen Pressen hervorgegangen. Da finden wir Breviere, Agenden, Diurnale, Nocturnale, Obsequiale u. dgl.; was aber unter G. Stüchs' Drucken ganz besonders hervorragt durch treffliche Ausführung wie durch die Zahl, das sind seine Missale. Ein Meßbuch ist das erste, ein Meßbuch das letzte bekannte Erzeugniß seiner Presse. Wie kein anderer seiner Berufsgenossen hat er für die weitesten Gebiete diese großen und kostbaren Druckwerke geliefert; insbesondere hat er fast den ganzen Norden und Osten Deutschlands damit versorgt, bis nach Minden und ins Deutschordensland auf der einen und bis nach Krakau und Gran auf der andern Seite. Und zwar geschah es bald auf eigene Kosten, bald auf Bestellung der Bischöfe, bald in Veranlassung unternehmender Buchhändler, wie Rynmann's in Augsburg, Haller's in Krakau, Feger's in Budapest u. a. Zum Druck des Krakauer Missale oder vielmehr einer der beiden von ihm hergestellten Auflagen, verlegte G. St. sogar einen Theil seiner Presse in die entfernte polnische Stadt; was es aber für eine Bewandtniß hat mit der Thatsache, daß er 1508 das Meßbuch von Camin „in Monte Nivis“ druckte, und welches Schneeberg damit gemeint ist, vermögen wir nicht zu entscheiden. (Um eine Oertlichkeit in Nürnberg, wie man vermuthen könnte, handelt es sich nicht.) Leider konnten wir auch über die persönlichen Verhältnisse des Mannes nichts näheres feststellen, da man inbetreff seiner in der Hauptsache noch auf seine Drucke angewiesen ist. — Genau dasselbe gilt auch von dem zweiten Vertreter der in Rede stehenden Druckerfamilie, Johannes St., der gleichfalls in Nürnberg thätig war. Hätten Panzer und Hain Recht, so würde der Beginn seiner Wirksamkeit gleichfalls noch ins 15. Jahrhundert fallen. Allein neben einigen undatirten und daher nicht beweisenden Drucken wird nur ein einziger datirter aus der eigentlichen Incunabelzeit, von 1499, angeführt (Hain 13879); dieser ist aber schlecht bezeugt und hat im Titel solch verdächtige Aehnlichkeit mit einem andern von 1509, daß hier offenbar ein Schreib- oder Druckfehler, statt 1509 vorliegt. Die Thätigkeit Joh. Stüchs' beginnt dann überhaupt erst mit letzterem Jahr und es ist darum auch möglich, daß er ein Sohn von Georg St. ist. Umgekehrt ist nun aber auch das Schlußjahr seiner Thätigkeit über das vielfach hiefür angegebene Jahr, 1522, hinauszurücken. Denn es ist uns nach diesem Jahr, u. zw. bis 1531 einschließlich, noch eine ganze Anzahl von Drucken mit seinem Namen begegnet und es ist recht wohl möglich, daß mit der Zeit solche noch jüngeren Ursprungs zum Vorschein kommen. Die Richtung, in welcher dieser Meister thätig war, ist von derjenigen des G. St. so verschieden, daß vielleicht an eine Vereinbarung zwischen beiden zu denken ist. Den Bedürfnissen der Schule, des praktischen Lebens, des Volkes hat Joh. St. vor allem zu genügen gesucht. Darum findet man in seinem „Werk“, von dem wir bis jetzt 52 Drucke gezählt haben, Grammatiken und Wörterbücher, Rechenbücher und Prognostika, die Spiele von Joh. Folz und zum Schluß auch Flugschriften Luther's und anderer Reformatoren.

Gar manches ist illustrirt, aber nicht in hervorragender Weise. So hat Joh. St. im Unterschied von Georg auch ein Druckerzeichen, das in schwarzem Feld ein weißes Kreuz und oben links bezw. rechts vom Stamm die Buchstaben H und S zeigt. Der am unteren Ende umgebogene Stamm ist von einem zweiten Querbalken geschnitten, von dem in rechtem Winkel eine Fortsetzung an den unteren Rand des Feldes geht. — Endlich ist noch, weil sicher ebenfalls zu diesem Druckergeschlecht gehörig, noch ein dritter Meister wenigstens zu erwähnen. Es ist der erst neuerdings entdeckte Lorenz St., der als Prototypograph von Halberstadt in den Jahren 1519 und 1520 dort zwei Meßbücher gedruckt hat. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß auch er ein Sohn von Georg St. ist.

Vgl. die Drucke von Georg Stüchs bei Hain (s. Burger's Register); Panzer, Annales typogr. VII, p. 441—458. XI, p. 469; Panzer, Annalen der deutschen Litteratur Nr. 608. 625; Brunet, Manuel du libraire, 5. éd., I. col. 1240. 1244; sowie Harrisse, Bibl. americana vetust. Additions p. 40 und namentlich Weale, Catalogus missalium (Register), wo auch die beiden Drucke von Lorenz Stüchs zu finden sind; diejenigen von Joh. Stüchs siehe bei Panzer, Annales VII, p. 449—463. 486. IX, p. 543—547. XI, p. 470; Panzer, Annalen Nr. 666. 768. 799. 835. 1249—51; Weller, Repert. bibliogr. u. Suppl. I (Register); Hirsch, Millenarius I, III, IV (Register) und Kuczynski's Thesaurus libellorum etc. Nr. 1725. 2405. Vgl. dann noch Muther, Die deutsche Bücherillustration der Gothik I. 1884. S. 183 Nr. 1151—61 und Hase, Die Koberger 2. Aufl. 1885 (Register). K. Steiff.

Stuck: Johann Christian St. ward geboren zu Dahme im J. 1777. Seit 1798 war er Pfarrer in Cavertitz bei Oschatz, † 1851. Er schrieb einen Commentar zu Hosea 1828 (s. den vollständ. Titel bei Winer a. a. O. I, 225), den auch W. Nowack, Der Prophet Hosea, 1880, unter seinen Vorgängern S. XXXV anführt und auch einige Male z. B. S. 90 berücksichtigt. — In W. D. Fuhrmann's Handbuch der theolog. Litteratur II^{b}, 539 ist eine Sammlung von Predigten Stuck's aus dem Jahre 1813 angeführt (s. den Titel a. u. a. O.).

Winer, Handb. der theol. Lit. II, 795. — Neuer Nekrolog d. Deutsch. Jahrg. XXIX, 1257. C. Siegfried.

Stucke: Johann St. (Stuckius), hannoverscher Jurist und Kanzler, wurde am 24. Juli 1587 zu Langenhagen bei Hannover geboren. Sein Vater, ein calenbergischer Kirchenbeamter, ermöglichte ihm den Besuch der Schulen zu Hannover und Göttingen sowie der Universität Helmstedt, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete (1603—1610). Schon als Siebzehnjähriger zog er durch eine öffentliche Disputation die Aufmerksamkeit der Hochschule auf sich, nach Absolvirung des Quinquenniums hielt er auf Bitten seiner Commilitonen ein Institutionencolleg, als Einundzwanzigjähriger gab er seine „Exercitationes ad 4 libros institutionum“ (1608) heraus. Nachdem er dann noch die Universitäten Marburg und Heidelberg besucht, in Speier die Praxis des Reichskammergerichts kennen gelernt und auf einer kurzen Cavaliertour durch Frankreich an der Universität Orleans den juristischen Doctorgrad (1612) erlangt hatte, wurde er 1613 von dem Herzog Friedrich Ulrich zu Braunschweig-Lüneburg als Hofgerichtsassessor in Wolfenbüttel angestellt, noch in demselben Jahre aber als Professor der Institutionen nach Helmstedt berufen. Hier hat er, bald zur Professur der Pandekten und des Codex sowie zum Ordinariat in der Juristenfacultät aufsteigend, von seinem fürstlichen Gönner auch zum „Rath von Haus aus“ ernannt (1617), dreiundzwanzig Jahre lang gewirkt, oft vier bis fünf Vorlesungen neben einander haltend und dabei zugleich als Schriftsteller überaus regsam. Auf der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Hannover sind an 80 Druckschriften von ihm erhalten, theils Dissertationen über die verschiedensten Fragen

des römischen Rechts, theils Consilien aus der juristischen Praxis. Auch als Beisitzer des Wolfenbüttler Hofgerichts war er noch wirksam: er gehörte zu den Richtern, die den Proceß gegen Friedrich Ulrich's Statthalter Anton v. Streithorst führten, dessen gewaltthätiges Regiment den Unfug der Kipper und Wipper über Deutschland heraufgeführt hatte. Nach dem Tode Friedrich Ulrich's wurde er von Herzog August dem Aelteren von Celle zur Mitarbeit an den heiklen Theilungstractaten berufen (1634), durch die der Streit über das Erbe Friedrich Ulrich's zu Braunschweig geschlichtet ward. Die Anstelligkeit, die er hierbei bewährte, bestimmte den Herzog Georg, für den eben damals das Fürstenthum Calenberg aus der Erbmasse abgezweigt ward, ihn 1636 als Vicekanzler nach Hannover zu ziehn. Nach dem Tode des Kanzlers Engelbrecht rückte er in dessen Stelle ein (1638), und seine Wirksamkeit umfaßte nun alle Zweige der Staatsgeschäfte. Wir finden ihn bei den Familien- und Ministerialconferenzen, durch die Herzog Georg die Eintracht seines Hauses herstellte und dessen politisch-militärische Haltung im großen Kriege regelte. Jahre lang ist er als Gesandter seines Herrn am dänischen Hofe thätig. Dann wiederum hilft er die unter Friedrich Ulrich völlig verfahrene Verwaltung Calenbergs neu ordnen. Welchen Antheil er aber im einzelnen an allen diesen Actionen nahm, ist aus den sporadischen Nachrichten, die gedruckt vorliegen, nicht ersichtlich; auch reichen dieselben nicht aus, die Vorwürfe zu erhärten oder zu widerlegen, die man seiner Amtsführung gemacht hat. Nur eines steht fest: hatte man früher den Kanzler St. für das die beständige Trennung der Fürstenthümer Calenberg und Lüneburg anordnende Testament Herzogs Georg verantwortlich gemacht, so hat die neuere Forschung den Nachweis erbracht, daß der Kanzler hierin selbst willenlos nur den letzten Willen seines Herrn zum Ausdruck gebracht hat. Nach dessen Tode trat er aus dem Staatsdienste zurück (1641), um sich wiederum wissenschaftlicher Arbeit zu widmen. Allein die erhoffte Muße wurde ihm nicht zu theil. Sowohl Georg's Sohn und Nachfolger Christian Ludwig als auch Herzog Friedrich von Celle, der ihn ebenfalls zum Rath von Haus ernannte (1643), zogen den bewährten alten Kanzler zu wichtigen Berathungen und Missionen heran. Im J. 1649 folgte er einem Rufe der Königin Christine von Schweden und trat als Geheimer Rath und Kanzler in die Regierung der an Schweden abgetretenen Fürstenthümer Bremen und Verden ein, die in Stade niedergesetzt wurde. Das vornehmste Verdienst, das er sich hier erwarb, war die Herstellung jenes guten Einvernehmens zwischen der Krone Schweden und dem Hause Braunschweig-Lüneburg, das durch den Hildesheimer Bund von 1652 besiegelt wurde und sowohl die Neuorganisation des niedersächsischen Reichskreises, wie die Constituirung der evangelischen Fürstenpartei begründete, die auf dem Reichstage von 1653/54 dem Kaiser entgegentrat. Den Abfall Schwedens von dieser Partei hat der Kanzler nicht mehr zu hindern vermocht, er starb am 7. Januar 1653. Seine erste Ehe mit Anna Marie Tedner war mit 13 Kindern gesegnet, von denen aber nur zwei Söhne und vier Töchter den Vater überlebten, deren eine die Gattin des berühmten Hermann Conring geworden war. Seine zweite Ehe mit Ilse Sophie v. Dassel blieb kinderlos.

Kipp's Leichenrede auf Stuck. 4°. Helmstedt 1653. — G. Th. Meyer, Monumenta Julia. 1680. — Zedler's Universallexikon XXXIX. — Spittler, Geschichte von Hannover II. — Havemann, Geschichte von Braunschweig und Lüneburg II—III. — Köcher, Geschichte von Hannover und Braunschweig I.

Köcher.

Stucki: Johann Wilhelm St. (nicht Stuck.) St. war der Sprößling einer alten und angesehenen Züricher Patricierfamilie. Geboren wurde er am 21. Mai 1521 in dem ehemaligen Kloster Töß, dessen Güter sein Vater, Rudolf

St., im Auftrage des Raths von Zürich zu verwalten hatte. Kaum ein halbes Jahr alt, wurde er der Schwester seiner Mutter, Ursula v. Fulach, die in Basel wohnhaft war, zur Erziehung übergeben. Im Alter von acht Jahren kam er nach Zürich unter die Leitung des gelehrten Pfarrers Ludwig Lavater (s. A. D. B. XVIII, 83 f.), der eine Tochter Bullinger's zur Frau hatte. Als seine Lehrer nennt er den Rector der Schule zum Frauenmünster Joh. Fries (Frisius, s. A. D. B. VIII, 105 ff.), den gelehrten Polyhistor Konrad Gesner (s. A. D. B. IX, 107—120), außerdem noch Rudolf Collinus (am Büel) (s. A. D. B. IV, 410 f.) und Samuel Pellicanus. Nach Vollendung seines 15. Lebensjahres schickten ihn seine Eltern auf die Akademie zu Lausanne, wo er neben dem Studium der lateinischen und griechischen auch das der französischen Sprache betrieb. Seine Lehrer waren dort Johannes Randonus und Franciscus Beraldus; unter seinen Studiengenossen befand sich u. a. der Schotte Peter Young (Junius), der späterhin nach Buchanan's Tode die Erziehung des Königs Jakob, des Sohnes der Maria Stuart, übernahm, von seinem dankbaren Schüler zum Geheimen Rath erhoben wurde und eine Compendiaria narratio de vita et morte Mariae Scotorum reginae geschrieben hat. Nach einem zweijährigen Aufenthalte wurde St. von Lausanne in die Heimath zurückgerufen, begab sich aber bald über Freiburg im Breisgau, wo er dem alternden und zu allerlei groben Scherzen aufgelegten Heinrich Glareanus (s. A. D. B. IX, 210—213) durch seine freimüthige Schlagfertigkeit Achtung abgewann, auf das Gymnasium zu Straßburg, das zu jener Zeit unter dem Schulmonarchen Johannes Sturm auf dem Höhepunkte seiner Blüthe stand. Zu den edelsten Zierden der Anstalt gehörte (von 1556—1561) Franz Hotman (Hotomannus). St. hatte das Glück, der Haus- und Tischgenosse desselben zu werden, und noch nach mehr als einem Menschenalter rühmt er in der Vorrede zu seiner „Descriptio sacrorum gentilium“, welch fruchtbare und nachhaltige Anregung und Förderung er für seine Studien im Verkehr mit dem berühmten rechtsgelehrten Humanisten erhalten hat.

Von Straßburg ging St., weniger auf Wunsch seiner Angehörigen, als auf Anrathen und Betrieb Bullinger's und anderer Züricher Gelehrten nach Paris. Mit vollem Recht galt diese Stadt zu jener Zeit als einer der glänzendsten Brennpunkte der Humanitätswissenschaften. Wer will es dem lernbegierigen Jünglinge verdenken, daß er mit Freuden einem Orte zueilte, wo, von anderen Namen ganz zu schweigen, classische Philologen wie Adrian Turnebus, Dionysius Lambinus, Johannes Auratus (Dorat), wo Kenner des Hebräischen wie Mercier, Salignac, Genebrard und Cinquarbres (Quinquarboreus), wo endlich Dialektiker und Mathematiker wie Petrus Ramus und dessen Rival und Todfeind Jakob Carpentarius ihm Gelegenheit boten, seine Kenntnisse nach den verschiedensten Seiten hin zu erweitern und zu vertiefen! Wann er freilich die Reise nach Paris angetreten hat, läßt sich mit Genauigkeit nicht feststellen. Er selbst sagt in der Vorrede zu seinen „Antiquitates conviviales“, es sei vor Ausbruch des ersten Bürger- und Hugenottenkrieges, also vor 1562, geschehen. Jedenfalls verweilte er bereits an den Ufern der Seine, als im September 1561 zu Poissy jenes Religionsgespräch eröffnet wurde, auf dem katholische und reformirte Theologen fünf Wochen lang erfolglos eine Verständigung der beiden Bekenntnisse bezüglich der Lehren vom Abendmahl und von der Kirche herbeizuführen bestrebt waren. Auf protestantischer Seite stand als Vorkämpfer neben Theodor Beza aus Genf der ehemalige florentinische Augustinermönch Petrus Vermilius (Vermigli), gewöhnlich Petrus Martyr genannt, der nach langen Irrfahrten in Zürich als Professor der Theologie einen festen Wohnsitz gefunden hatte. Ihm stellten Rath und Presbyterium von Zürich als Secretär und Dolmetscher den zwanzigjährigen Stucki zur Seite, ein ehrenvolles Zeugniß

für die Achtung, die sich derselbe bei seinen Mitbürgern trotz seiner Jugend bereits erworben hatte.

Nach Beendigung des Colloquiums kehrte Martyr nach Zürich zurück. St. blieb noch eine Zeit lang in Frankreich als Lehrer der Söhne eines französischen Prinzen (reguli cuiusdam Gallicani) zurück und gewann in dem etwas jüngern Philipp Mornay, Seigneur du Plessis-Marly, dem späteren einflußreichen Berather Heinrich's IV., einen treuen Freund und Gönner. Im J. 1564 finden wir ihn dann mit seinem Jugendgespielen Johann Jakob Grynaeus, der 1617 als oberster Pfarrer zu Basel gestorben ist (s. A. D. B. X, 71 f.), auf der Universität Tübingen. Dort war es neben den Philologen Martin Crusius (s. A. D. B. IV, 633 f.) und Georg Hizler, dem Ethiker Samuel Heiland (s. A. D. B. XI, 310 f.) und dem Physiker Georg Liebler, vor allen der philosophische Mediciner Jakob Schegk (eigentl. Degen, s. A. D. B. V, 21 f.), der St. durch seine logischen Vorlesungen zu fesseln verstand. Von Tübingen ging er dann über Zürich und Genf, wie er selbst sagt, vor Beginn des zweiten Hugenottenkrieges, also vor 1567, zum zweiten Male nach Paris, dann aber nach Italien, um dort auf der venezianischen Universität Padua den wegen seiner genauen Kenntniß der römischen Alterthümer berühmten Rechtsgelehrten Guido Panzerollus (Pancirolus) zu hören und von dem jüdischen Rabbiner Menachem die chaldäische und syrische Sprache zu erlernen. In Italien blieb St. etwas über ein Jahr. Dann kehrte er — es war im J. 1568 — in die Heimath zurück. Hier übernahm er noch im September desselben Jahres an dem von Zwingli ins Leben gerufenen theologisch-humanistischen Institute des Collegium Carolinum zu Zürich die Vertretung des altersschwachen Professors der Logik und Rhetorik Johann Jakob Ammianus, wurde aber bereits 1571 zum Professor der Theologie des Alten Testaments ernannt. Dieses Amt hat er bis zu seinem am 3. September 1607 erfolgten Tode unausgesetzt beibehalten. Zum „Schulherrn“ oder Scholarchen wurde er zweimal, 1576 und 1584, erwählt.

St. erfreute sich in weiten Kreisen eines hohen Ansehens. Man schätzte nicht bloß seinen sittlichen Ernst und seine gründliche und umfassende Gelehrsamkeit, sondern rühmte ihn auch wegen seiner Liebenswürdigkeit im geselligen Verkehr, wegen seiner schlichten Bescheidenheit, seiner Mäßigkeit bei Gelagen sowie wegen der Gastfreundschaft, die er Einheimischen wie Fremden mit gleicher Bereitwilligkeit angedeihen ließ. Er war viermal verheirathet. Vier Söhne und drei Töchter überlebten ihn.

Als Theologe gehörte St. der calvinistischen Richtung an. Diesen Standpunkt vertrat er u. a. 1588 als Mitglied der Synode zu Bern, die den Burgdorfer Pfarrer Samuel Huber (s. A. D. B. XIII, 248) verurtheilte, weil er die absolute Prädestinationslehre angegriffen und behauptet hatte, daß alle Menschen von Gott durch Christum zur Seligkeit erwählt seien. Seine Vorlesungen sollen einen bedeutenden Zulauf, zum Theil aus weiter Ferne, gefunden haben. In unserer Zeit würde man sie einer allzu großen Gründlichkeit zeihen. Sein Lehrverfahren wird in der Weise geschildert, „ut contextum e codice Hebraeo Chaldaeove explanate primum legeret: perlecti deinde sensum et intelligentiam daret per ipsam Scripturam: e germano postmodum sensu locos doctrinae non paucos et utiles colligeret: doctrinas denique rite collectas (quo dono insigniter praeditus fuit) applicaret ad vitam et mores auditorum sermone aperto et eleganti.“ Bei dieser — übrigens vor 300 Jahren keineswegs vereinzelt dastehenden — Umständlichkeit darf man sich nicht wundern, daß er in der ganzen Zeit seiner Professorenthätigkeit über die Erklärung der Zwölf kleinen Propheten und der Proverbien, wie es scheint, nicht weit hinausgekommen ist.

Die von St. veröffentlichten Schriften finden sich verzeichnet in Jöcher's

Gelehrtenlexikon IV, Sp. 904 und genauer noch in Zedler's Universallexikon XXXX, Sp. 1183 f. Exemplare davon besitzt die Züricher Stadtbibliothek. Folgende Werke verdienen hervorgehoben zu werden: „Scholia in Arriani Ponti Euxini et maris Erythraei periplum“ (1577 fol.); „Antiquitatum convivialium libri III, sive Hebraeorum, Graecorum, Romanorum aliarumque nationum conviviorum genera, mores, consuetudines, ritus cerimoniaeque conviviales“ (1582 fol., 2. Aufl. 1597 fol.); „Sacrorum et sacrificiorum gentilium brevis et accurata descriptio, universae superstitionis ethnicae ritus cerimoniasque complectens“ (1598 fol.). Die letzten beiden Werke wurden so geschätzt, daß von ihnen 1695 zu Leiden und Amsterdam unter dem Titel: „Jo. Guil. Stuckii Tigurini operum tom. I et II“ eine neue stattliche Ausgabe in fol. veranstaltet wurde.

Vgl. außer den bereits erwähnten Artikeln bei Jöcher und Zedler: Kaspar Waser, De vita et obitu Joh. Guil. Stuckii oratio historica. Addita sunt clarissimorum aliquot virorum epicedia (Tiguri 1608. 4°). Die in dieser von einem Collegen Stucki's einige Wochen nach seinem Tode verfaßten Rede enthaltenen Mittheilungen werden ergänzt und stellenweise berichtigt durch Stucki's Vorrede zu seinen Antiquitates conviviales und namentlich durch einen Brief des Baseler Pfarrers J. J. Glareanus an den Züricher Pfarrer Burchard Lemann vom 25. Juli 1608, der im Anhange zu Waser's Rede auf Blatt C 2ª—C 3ª abgedruckt ist. Ferner zu vgl. [A. S. Vögelin] Geschichte des ehemaligen Chorherrngebäudes beim Großmünster, Abth. II, abgedr. im Neujahrsblatt der Stadtbibliothek von Zürich auf d. J. 1854. — U. Ernst, Geschichte d. Zürcherischen Schulwesens bis gegen Ende des 16. Jahrh. Winterthur 1879. F. Koldewey.

Stucki: Johann Rudolf St. (Stuckius, Stuck), reformirter Theologe, † 1660. Als Sproß eines alten schweizerischen Theologengeschlechtes wurde St. in Zürich gegen Ende des 16. Jahrhunderts geboren und hat dort sein ganzes Leben lang als Geistlicher und gelehrter Theologe im Dienst gestanden. Erst war er an der Abteikirche daselbst Prediger, danach Professor der Rhetorik und Logik, sodann der Theologie, zuletzt Scholarcha und Bibliothecarius. Er schrieb: „Comment. in Synopsin theol. Breitingeri“; „Examen dialogi de religione“; „Disputatio de paedobaptismo“; „De S. Coena“; „De festis christianorum“; „de missa“; „de peccato originali“; „de praedicamentis Mosis“; „de jejunio“; „de baptismo“; „de resipiscentia“. Er starb am 27. April 1660 im 65. Lebensjahre.

Vgl. Witte, Diar. biogr. — Zedler, Universallexikon XL (1744), 1183. — Jöcher, Gelehrtenlexikon IV, 903. P. Tschackert.

Studach: Jakob Laurenz St., apostolischer Vicar in Schweden, geboren am 25. Januar 1796 zu Altstätten im Kanton St. Gallen, gestorben am 9. Mai 1873 zu Stockholm. Nachdem er das Gymnasium in St. Gallen absolvirt hatte, studirte er in Wien Medicin, entschloß sich aber bald, von den Predigten Zacharias Werner's ergriffen (Haringer, Cl. M. Hofbauer, 1880, S. 221), Geistlicher zu werden. Er ging nun 1817 nach Landshut, um Theologie zu studiren, und befreundete sich dort mit Sailer. Von diesem empfohlen, war er einige Zeit Hauslehrer in der Familie Fr. L. Stolberg's. Dessen Wittwe sagt von ihm, er habe sich mehr, als es ihre unbedingte Hingabe an den Kirchenglauben billigen könne, in die Naturphilosophie vertieft, verdiene aber alle Achtung, sei tadellos in seinem Wandel und treu in der Erfüllung seiner Pflichten gegen seine Zöglinge, die unter seiner Leitung viele Fortschritte gemacht hätten. Am 13. Februar 1820 wurde er zu Eichstätt zum Priester geweiht und dann, wieder auf Sailer's Empfehlung, Hausgeistlicher bei dem Herzog Eugen von Leuchtenberg. Als 1823 dessen Tochter sich mit dem Kron-

prinzen Oscar von Schweden vermählte, nahm sie St. als Hausgeistlichen und Beichtvater mit nach Stockholm. Im September 1833 wurde er zum apostolischen Vicar von Schweden und Norwegen, 1838 von Gregor XVI. zum Protonotar, Hausprälaten und Ritter des Gregoriusordens ernannt, und am 1. Juni 1862 zu Rom zum Titularbischof von Orthosia consecrirt. Er baute mit Mitteln, die er hauptsächlich in Deutschland sammelte, — 1834 wurde ihm von der bairischen Regierung eine Collecte bewilligt, — katholische Kirchen in Stockholm (1835—37), Christiania (1850—56) und Gothenburg (1862). Er schrieb von Stockholm aus zahllose, mit seinem Namen unterzeichnete Artikel, meist über kirchliche Verhältnisse in Scandinavien, für deutsche Kirchenblätter, Katholik, Sion, Religionsfreund u. s. w. (Ein interessanter vertraulicher Briefwechsel über diese Verhältnisse vom Jahre 1840 steht in Möller's Biographie des J. Th. Laurent I, 505.) Seine in Stockholm gehaltene Leichenrede auf Kaiser Franz I. wurde 1835 in Wien gedruckt. Er übersetzte einen Katechismus, ein Gebetbuch und Goffine's Handpostille aus dem Deutschen ins Schwedische, auch einige schwedische Bücher ins Deutsche, u. a. eine Sammlung von Gedichten, „Schwedische Volksharfe", 1826, ferner „Sämund's Edda des Weisen oder die ältesten norränischen Lieder, als reine Quelle über Glauben und Wissen des germano-gotischen vorchristlichen Nordens. Aus dem Isländischen übersetzt und mit Anmerkungen", 1829. Später veröffentlichte er in schwedischer Sprache „Sfinxens Ziffror", 1832, in deutscher „Die Urreligion oder das entdeckte Uralphabet", in zwanglosen Heften (nur zwei sind 1856 erschienen; vgl. Kath. Litt.-Ztg. 1857, S. 55; 1858, S. 139).

H. Rolfus, Kirchengeschichtliches II, 255. — A. Lütolf, J. L. Schiffmann S. 155. 266. — A. Baumgartner, Gallus Jakob Baumgartner, 1892, S. 208. — Katholik (1834) LIII, S. XLVIII u. f. Reusch.

Stude: Justus oder Jodocus St. von Elsa bei Hadamar, wurde am 1. Juli 1536 Professor der Institutionen in Marburg, als Nachfolger des Joh. Rudel, und war 1538 und 1543 Rector der Universität. Daneben fungirte er als Rath und Hofgerichtsbeisitzer. 1545 verließ er Marburg und ging als Kanzler mit dem Fürstabt Philipp Schenck v. Schweinsberg nach Fulda. 1562 zog er sich nach Frankfurt a. M. zurück, wo er am 11. Juli 1570 starb.

Marburger Univ.-Matrikel ed. Caesar. — Strieder, Hess. Gel.-Lexikon XVI, 63. — Nigidius, elenchus prof. Marb. S. 37, Nr. 43. — Ayrmann, de peregrinis in Hass. prof. S. 11. — Schannat, hist. Fuld. II, 79.

Kretzschmar.

Studemund: Wilhelm Friedrich Adolf St., berühmter Philologe, geboren am 3. Juli 1843 zu Stettin, † am 8. August 1889 in Breslau. Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, besuchte St. anfangs, da er vom Vater für die industrielle Laufbahn bestimmt war, die Realschule seiner Vaterstadt, ging aber bald, da er frühzeitig die Neigung zu wissenschaftlichen Studien in sich fühlte, zum königl. und Stadtgymnasium (jetzigen Marienstifts-Gymnasium) über. Er genoß hier unter der Leitung ausgezeichneter Lehrer eine vortreffliche Ausbildung und tüchtige Vorbereitung für seinen künftigen Beruf. An der Spitze der Anstalt stand damals A. G. Heydemann, der nach Studemund's eigener Aeußerung durch seinen vorzüglichen Unterricht in Latein und Geschichte entscheidenden und nachhaltigen Einfluß auf seine Studienrichtung hatte. Demnächst verdankte er sehr viel dem griechischen Unterricht des gelehrten K. E. A. Schmidt. Zu seinen Lehrern zählten außerdem der geistreiche Ludwig Giesebrecht, der Neuphilologe Calo und der Mathematiker und Sanskritist Graßmann. Allen hat St. in seinem Beitrag zu H. Lemcke's Nekrolog auf Heydemann (Zeitschr. f. Gym-

nasialwesen XXXII, 762 ff.) ein schönes Denkmal seiner Dankbarkeit gesetzt. Seine hohe Begabung und eine gewisse Selbständigkeit des Urtheils traten schon auf der Schule in auffallender Weise hervor. Im Herbst 1860 mit dem Zeugniß der Reife entlassen, bezog er die Universität Berlin, um classische Philologie zu studiren, und belegte hauptsächlich Vorlesungen von August Boeckh und Moriz Haupt. Die meiste Anregung empfing er von Haupt, bei dem er mit großem Eifer ein Colleg über Tacitus' Germania hörte. Zu Ostern 1861 verließ er Berlin und studirte die nächsten drei Semester in Halle, wo er bei Bernhardy und Bergk philologische und daneben germanistische Vorlesungen hörte. Am meisten regte ihn hier Bergk an, mit dem er in nähere persönliche Beziehungen trat, die später zu einem regen wissenschaftlichen Verkehr und Briefwechsel führten. Im Herbst 1862 kam er wieder nach Berlin und hörte dort zwei Semester lang philologische, germanistische, historische (bei Mommsen, Droysen und Nitzsch) und philosophische Vorlesungen, kehrte aber im nächsten Jahre nach Halle zurück und wurde am 4. Februar 1864 zum Doctor der Philosophie promovirt. Die Promotionsschrift De canticis Plautinis legte von der philologischen Schulung und dem selbständigen Urtheil des 20jährigen Verfassers glänzendes Zeugniß ab. Dem Widerstreit der Meinungen über die metrische Composition der lyrischen Partien des Plautus suchte St. ein Ende zu machen, indem er die Forderung aufstellte, aus der handschriftlichen Ueberlieferung, namentlich aus der Versabtheilung im Ambrosianischen Palimpsest, sichere Anhaltspunkte für die Bestimmung der zweifelhaften Metra zu gewinnen. Diese Erstlingsschrift gab St. die Richtung für das, was die Hauptaufgabe seines Lebens geworden ist. Bei seinen Untersuchungen über die plautinische Metrik kam ihm oft die Unsicherheit der Angaben über die Ueberlieferung der Handschriften zum Bewußtsein. Die hierdurch gewonnene Ueberzeugung, daß ohne genaue Kenntniß des Mailänder Palimpsestes ein Fortschritt in der Plautuskritik nicht zu erhoffen sei, führte ihn nach Italien, wo er Aufgaben fand, in denen sich seine wissenschaftliche Individualität voll entfalten konnte.

Nachdem St. am 30. Juli 1864 in Halle das Examen pro facultate docendi glänzend bestanden hatte, trat er noch im Sommer desselben Jahres die Reise an und arbeitete mit kurzen Unterbrechungen bis zum Sommer 1868 in den Bibliotheken Italiens. Sein Plan ging vor allem dahin, den Ambrosianus des P l a u t u s von neuem zu vergleichen. Nebenbei wollte er handschriftliches Material sammeln für eine neue Ausgabe der griechischen Metriker und Musiker, auf deren Studium ihn sein ungewöhnliches musikalisches Talent geführt hatte. In Mailand ging er sofort an den Palimpsest und faßte bald den Entschluß, ein vollständiges Apographum der äußerst schwer lesbaren Handschrift anzufertigen und zu veröffentlichen. Mit einem unglaublichen Aufwand von Arbeitskraft, Ausdauer, Sorgfalt und Scharfsinn unterzog er sich der Ausführung dieser Aufgabe. Indem er in unermüdlicher Uebung sich in den Schriftcharakter der Handschrift einlebte, alle Zeilen- und Buchstabenabstände und Lücken maß, jeden Rest und Schatten eines Buchstabens immer wieder genau prüfte und alle Möglichkeiten und Vermuthungen immer aufs neue streng erwog, förderte er allmählich überraschende Resultate für den Text des Plautus zu Tage. Die Frucht seiner mühevollen Arbeit blieb lange der Welt vorenthalten. Nur gelegentlich in einzelnen Aufsätzen (in den Jahrbüchern für Philologie, im Hermes, im Rheinischen Museum für Philologie, im Festgruß der philologischen Gesellschaft zu Würzburg an die XXVI. Philologenversammlung 1868, in der zum 60. Geburtstag Th. Mommsen's veranstalteten Festschrift Commentationes philologae in honorem Theodori Mommseni 1877) und später in Arbeiten seiner Schüler gab St. Mittheilungen aus seiner Vergleichung des Ambrosianus.

Im Greifswalder Lectionsprogramm für das Wintersemester 1870/71 veröffentlichte er die von ihm entzifferten Ueberreste der Vidularia, eines im Ambrosianus allein überlieferten Stückes von Plautus. Dieselben Bruchstücke machte er später zum Gegenstande eines Vortrages, den er auf der 36. Philologenversammlung zu Karlsruhe 1882 hielt (Ueber zwei Parallelcomödien des Diphilus), worin er auf Grund einer neuen Entdeckung im Ambrosianus, die als das griechische Original der Vidularia ein Stück des Diphilus ergab, den Nachweis lieferte, daß Diphilus einen und denselben Stoff in zwei Parallelcomödien bearbeitet habe. Das Apographum, das den vorhandenen Bestand des Palimpsests Blatt für Blatt und Zeile für Zeile in diplomatischer Treue wiedergiebt, den verschiedenen Grad der Lesbarkeit jedes einzelnen Buchstaben kenntlich macht und an zweifelhaften Stellen die verschiedenen Möglichkeiten angibt, war bei seiner Abreise aus Italien abgeschlossen und wurde später von ihm wiederholt in Mailand revidirt. Der Druck, der alsbald begann, zog sich sehr lange hin und auch nachdem dieser beinahe vollendet war, verschob St. die Herausgabe immer wieder, weil er die Absicht hatte, einzelne Blätter nochmals zu revidiren, vielleicht auch, weil er gleichzeitig den Anfang seiner Plautusausgabe liefern wollte. Er sollte die Vollendung und das Erscheinen des Apographum nicht mehr erleben. Als er nach seiner Erkrankung die traurige Gewißheit seines baldigen Todes erlangt hatte, lag ihm vor allem der Abschluß dieses Werkes am Herzen. Auf seinem Schmerzenslager in Berlin arbeitete er mehrere Wochen von früh bis spät, um eine Reihe von Blättern, auf denen sich ihm Aenderungen ergeben hatten, für den Druck fertig zu machen. Professor Oskar Seyffert in Berlin, der ihn schon bei dieser Arbeit getreulich unterstützt hatte, unterzog sich mit gewissenhafter Sorgfalt der Fertigstellung der von St. unvollendet hinterlassenen Theile und der Correctur des Druckes. Das Apographum erschien einige Monate nach Studemund's Tode („T. Macci Plauti fabularum reliquiae Ambrosianae. Codicis rescripti Ambrosiani Apographum confecit et edidit Guilelmus Studemund." Berolini 1890.) Wenn das Werk auch nicht den Grad von Vollendung an sich trägt, den ihm St. zu geben gedachte, so ist es doch eine gewaltige Leistung, die ihm den Namen des größten Entzifferers von Palimpsesten eingetragen hat.

Schneller kam eine andere Aufgabe zum Abschluß, zu welcher die Beschäftigung mit dem Ambrosianus und die rasch bekannt gewordene Begabung Studemund's für Entzifferung von Palimpsesten den Anstoß gaben. Auf Veranlassung von Th. Mommsen, der St. in Italien kennen und schätzen gelernt hatte, ertheilte ihm die kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin den Auftrag, den Veroneser Palimpsest der Institutionen des Gaius neu zu vergleichen. Durch eingehendes Studium des Gaius und der älteren juristischen Litteratur der Römer aufs sorgfältigste vorbereitet, kam St. im Mai 1866 nach Verona. Der Ausbruch des Krieges aber führte bald eine Unterbrechung seiner Arbeit herbei, nachdem er sie kaum begonnen hatte. St. nahm in dieser Zeit thätigen Antheil an der Politik, er hatte sich vom Grafen Usedom, dem preußischen Gesandten am italienischen Hofe in Florenz, bestimmen lassen, seine Feder in den Dienst der Diplomatie zu stellen und die preußische Politik in den größeren italienischen Tagesblättern publicistisch zu vertreten; seine stilistische Gewandtheit und die Sicherheit und Eleganz, mit der er die italienische Sprache im mündlichen wie im schriftlichen Verkehr handhabte, befähigten ihn für diese Aufgabe in hohem Maaße. Eines Tages erhielt er von einem Mitglied des geheimen italienischen Comités die warnende Mittheilung, daß er von den Oesterreichern beobachtet werde. Es blieb ihm nichts übrig, als schleunigst aus Verona zu entfliehen, die Abreise erfolgte so plötzlich, daß er seine Papiere über Gaius auf der Capitularbibliothek zurücklassen mußte — darunter befanden sich Aufzeichnungen über die öster-

reichischen Truppen in Verona. Er ging über die Schweiz nach Mailand, wo er für einige Zeit die Vertretung des preußischen Consuls übernahm. Erst mit Beginn des folgenden Jahres konnte er die Arbeit in Verona wieder aufnehmen, die ihn den größten Theil der Jahre 1867 und 1868 beschäftigte, wobei er zeitweilig von befreundeten Juristen, die sich in Italien aufhielten, namentlich von Th. Mommsen und P. Krüger unterstützt wurde. Die neue Vergleichung lohnte reichlich die aufgewendete Mühe. Das Apographum, das im J. 1874 erschien, gab dem Studium des Gaius eine ganz neue Grundlage und machte der willkürlichen Behandlung des Textes, die bis dahin geherrscht hatte, für immer ein Ende. In der von St. in Verbindung mit P. Krüger veranstalteten kritischen Ausgabe des Gaius (1877) wurden die Ergebnisse der Neuvergleichung für die Gestaltung des Textes nutzbar gemacht; die zweite Auflage dieser Ausgabe (1884) brachte noch einige Nachträge zum Apographum, die St. bei später wiederholten Prüfungen des Palimpsests gewonnen hatte. Mit der Entzifferung des Veroneser Palimpsests hat sich St. um die Jurisprudenz sehr verdient gemacht. Die juristische Facultät der Universität Greifswald ehrte ihn hierfür durch Verleihung der juristischen Doctorwürde honoris causa (1874).

Mit demselben Erfolge beschäftigte sich St. mit der Entzifferung einiger anderer Palimpseste lateinischer Schriftsteller. So verglich er in Mailand in den Mußestunden, die ihm der Ambrosianus des Plautus übrig ließ, den Palimpsest des Fronto. Die Ergebnisse seiner Collation stellte er R. Klußmann für seine Emendationes Frontonianae (1874) zur Verfügung. Vom Fronto-Palimpsest in der Vaticanischen Bibliothek fertigte er während eines späteren Aufenthaltes in Rom ein Apographum, das jedoch, wie vieles andere, bis zu seinem Tode unbenutzt in seinem Pulte liegen blieb. In Turin verglich er einige Palimpsestblätter mit Bruchstücken aus dem 27. und 29. Buche des Livius, auf die ihn Th. Mommsen hingewiesen hatte; eine Bearbeitung derselben ist in den in Gemeinschaft mit Mommsen veröffentlichten Analecta Liviana (1873) enthalten. Der Ambrosianus des Plautus enthält auf einigen Seiten Bruchstücke aus zwei Tragödien des Seneca, auch diese schrieb St. ab und lieferte mit ihrer Bearbeitung einen Beitrag zu Fr. Leo's Ausgabe der Tragögien des Seneca (1879). Für die Wiener Akademie der Wissenschaften verglich er die im Palimpsest des Gaius enthaltenen Bruchstücke aus Schriften des hl. Hieronymus.

Seine Thätigkeit beschränkte sich aber nicht bloß auf die Entzifferung von Palimpsesten. Trotz der vielen Mühe, die er auf die Ausführung dieser Aufgaben verwendete, fand er noch Muße für andere Arbeiten. In allen größeren Bibliotheken Italiens hielt er sich einige Zeit auf, um ihre Schätze kennen zu lernen, untersuchte und beschrieb alle Handschriften, die ihm von Interesse schienen, griechische wie lateinische, und verglich und copirte für sich und andere. Am meisten richtete er sein Augenmerk auf Handschriften der griechischen Metriker und Musiker, bei deren Durchforschung er eine Zeit lang von seinem Freunde Rudolf Schöll unterstützt wurde. Ebenso durchmusterte er Handschriften der griechischen Grammatiker und Rhetoren und Sammelcodices griechischer Dichter, wie den Vaticanischen Codex des Theognis. Auch wichtige Handschriften der altchristlichen Litteratur erregten seine Aufmerksamkeit, wie die Petrusakten in Vercelli (die kürzlich von R. Lipsius herausgegeben sind) und das unter dem Namen des Eustathius von Antiochia überlieferte Hexaemeron. Trotz dieses reichen eigenen Arbeitsstoffes war er stets gern bereit, die Arbeiten anderer zu unterstützen. Seinem Lehrer Bergk besorgte er verschiedene Collationen für die dritte Auflage der Poetae lyrici graeci sowie eine Abschrift des in einer Mailänder Handschrift damals entdeckten Gedichts des Theokrit, welches Bergk dann

im Hallenser Programm für das Wintersemester 1865/66 zum ersten Mal herausgab. Für C. Halm's Ausgabe des Quintilian (1868) verglich er die wichtige Mailänder Handschrift u. dgl. Mit seltener Uneigennützigkeit überließ er vielfach Collationen und Abschriften, die er für sich angefertigt hatte, anderen zur Benutzung.

Die außerordentlichen Erfolge seiner Arbeiten und die gediegenen Publicationen, die St. von Italien aus seiner Promotionsschrift folgen ließ, machten ihm rasch einen Namen in der Gelehrtenwelt und verhalfen ihm in kurzer Zeit zu einer gesicherten Lebensstellung. Neigung und Befähigung wiesen ihn auf die akademische Laufbahn hin. Er schwankte noch, an welcher Universität er sich habilitiren sollte, da erhielt er im Juli 1868, während er noch in Italien weilte, auf Veranlassung C. Halm's einen Ruf als außerordentlicher Professor und Mitdirector des philologischen Seminars an die Universität Würzburg. Im October desselben Jahres trat er die Stelle an und entwickelte sofort eine so fruchtbare Lehrthätigkeit, daß er schon nach einem Semester, am 11. April 1869, zum ordentlichen Professor befördert wurde und somit in einem Alter von 25 Jahren die höchste Stufe der akademischen Laufbahn erreichte. Ein Jahr darauf, im März 1870, wurde er nach Greifswald berufen als Nachfolger Franz Bücheler's. St. pflegte gern zu erzählen, wie es bei dieser Berufung zuging: der damalige Decernent für das Universitätswesen im preußischen Cultusministerium Geh. Oberregierungsrath Olshausen kam nach Würzburg und wohnte einer Vorlesung von St. bei, ohne daß dieser ihn kannte; dann erst ging er zu St. und gewann ihn nach kurzer Verhandlung für die Stelle in Greifswald. Hier gewann St. rasch großen Einfluß auf die Studirenden der Philologie, ein Kreis von Schülern sammelte sich um ihn, die nicht nur durch sein glänzendes Lehrtalent angeregt und gefesselt, sondern auch zu selbständiger Arbeit von ihm angeleitet wurden. Aber auch in Greifswald war seine Wirksamkeit nur von kurzer Dauer. Bei der Wiedererrichtung der Universität Straßburg wurde St. zur Vertretung der philologischen Wissenschaft ausersehen. Schon im December 1871 richtete Freiherr v. Roggenbach, der die Vorverhandlungen führte, ein anerkennendes Schreiben an ihn, worin er ihn ersuchte, mit seiner bewährten Kraft bei der Gründung der Kaiser-Wilhelms-Universität mitzuwirken. Am 20. April 1872 erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor an der Universität Straßburg, gleichzeitig wurde er provisorisch mit der Direction des philologischen Seminars beauftragt; im April 1875 wurde er definitiv alleiniger Director des Seminars. Außerdem war er seit dem 1. Januar 1873 Vorsitzender der wissenschaftlichen Prüfungscommission für Schulamtscandidaten. Dreizehn Jahre, die Glanzzeit seines Lebens, hat er dem Dienste der Straßburger Universität und der Reichslande gewidmet und während derselben nach den verschiedensten Richtungen hin eine überaus fruchtbare Thätigkeit entwickelt. Die schnelle Befestigung der Verhältnisse an der neuen Universität ist nicht zum geringsten Theil St. zu verdanken. Sein praktischer Blick wußte überall rasch das herauszufinden, was Noth that; bei schwierigen Verwaltungsfragen bewährte sich sein ungewöhnliches Organisationstalent aufs glänzendste, sein Urtheil gab oft den Ausschlag. Die philologischen Studien blühten unter seiner Meisterhand rasch auf und erhielten tüchtige Stützen: das philologische Seminar und das Institut für Alterthumswissenschaft wurden mit den reichen Mitteln, die dafür ausgeworfen waren, musterhaft eingerichtet, die Bibliotheken der beiden Institute den Studirenden den ganzen Tag geöffnet. Als akademischer Lehrer entfaltete er in seinen Vorlesungen und noch mehr in den Uebungen des philologischen Seminars eine bedeutende Wirksamkeit. In den Vorlesungen beschränkte er sich auf wenige Disciplinen, er las hauptsächlich über griechische

und lateinische Metrik, historische Grammatik und Syntax der lateinischen Sprache, Geschichte der griechischen Sprache und römische Litteraturgeschichte. Die Uebungen des Seminars erstreckten sich auf einen großen Kreis von Schriftstellern beider Sprachen. Seine frische und lebhafte Art der Behandlung eines wissenschaftlichen Gegenstandes fesselte ungemein. Ganz besonders aber wirkte er anregend im persönlichen Verkehr mit den Studirenden, die jederzeit freien Zutritt zu ihm hatten und einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch nahmen. Er besprach oft stundenlang den Gegenstand, den sie sich als Arbeitsgebiet entweder selbst gewählt oder von ihm zugewiesen erhalten hatten, und arbeitete mit ihnen nicht selten bis tief in die Nacht hinein. Mit Interesse folgte er dem Fortschritt einer jeden Arbeit und überwachte die Ausführung sorgfältig bis in alle Einzelheiten. Geschickt wußte er jeden auf ein seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechendes Gebiet hinzulenken und, wenn einer auf Schwierigkeiten stieß und muthlos wurde, ihn immer wieder auf den richtigen Weg zurückzuführen und zu ermuthigen. Auch um die persönlichen Verhältnisse der Studirenden kümmerte er sich, jeder fand in ihm allzeit einen treuen Berather und Helfer. So wurde Straßburg eine blühende Stätte der philologischen Studien, aus der eine große Anzahl tüchtiger Philologen und Schulmänner und eine Reihe gediegener wissenschaftlicher Leistungen hervorging. Die zehn stattlichen Bände der „Dissertationes philologicae Argentoratenses selectae“ (1879—1886) sind ein sprechendes Zeugniß für die segensreiche Thätigkeit Studemund's als akademischer Lehrer; die meisten dieser Arbeiten sind von ihm angeregt und gefördert. Einen Theil der Schüler führte St. in sein eigenes Arbeitsgebiet, die Plautusstudien, ein, indem er einzelne Probleme der Plautinischen Metrik und Textkritik im Zusammenhang mit der Grammatik des ältesten Lateins bearbeiten ließ. Diese Arbeiten gab er in einem besonderen Sammelwerke heraus, den „Studien auf dem Gebiete des archaischen Lateins“, von welchen zu seinen Lebzeiten nur das erste Heft des ersten Bandes erschienen ist (1873), ein zweites Heft aber und ein zweiter Band bald nach seinem Tode (1890, 1891).

Als Vorsitzender der wissenschaftlichen Prüfungscommission erhielt St. maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung des höheren Schulwesens in Elsaß-Lothringen. Das Prüfungsreglement für die Schulamtscandidaten vom 28. October 1872 ist zum größten Theil sein Werk. Seinen Bemühungen gelang es durchzusetzen, daß eine Anzahl deutscher Regierungen sich zu gegenseitiger Anerkennung der von den Prüfungscommissionen ausgestellten Zeugnisse verpflichtete. Welch hohen Werth St. darauf legte, kann man daraus ersehen, daß er im J. 1877 einen sehr ehrenvollen Ruf nach Heidelberg bloß aus dem Grunde ablehnte, weil die Anerkennung der badischen Prüfungszeugnisse durch die preußische Regierung damals nicht erreicht werden konnte. Das große Geschick, das er bei der Einrichtung der höheren Schulen in den Reichslanden gezeigt hatte, bewog auch fremde Nachbarregierungen, sich an ihn zu wenden. Die luxemburgische und die belgische Regierung zogen ihn bei der Reorganisation ihres höheren Schulwesens zu Rathe und ehrten seine verdienstvollen Bemühungen durch Verleihung hoher Orden, die niederländische Akademie der Wissenschaften in Amsterdam ernannte ihn zu ihrem auswärtigen Mitgliede. In Elsaß-Lothringen erstreckte sich sein Einfluß auf alle Zweige der Unterrichtsverwaltung. Als im April 1882 der Oberschulrath für Elsaß-Lothringen errichtet wurde, ward St. ordentliches Mitglied desselben und nahm an allen wichtigen Arbeiten, die ihm oblagen, hervorragenden Antheil. Nicht nur die „Allgemeinen Vorschriften für die höheren Schulen Elsaß-Lothringens“ vom 20. Juni 1883 entstanden unter seiner Mitwirkung, auch den Berathungen über die Töchterschulen und das Elementarschulwesen kam seine Einsicht und Erfahrung in schultechnischen Dingen

zugute. Er verstand es in seltenem Maße auch in Gebiete, die ihm fremd waren und eigentlich fern lagen, sich rasch einzuarbeiten, und wußte für alle Fragen die richtige Methode der Bearbeitung zu finden. Der Statthalter Generalfeldmarschall Freiherr Edwin v. Manteuffel wußte seine Eigenschaften und Fähigkeiten zu schätzen und zog ihn vielfach auch in andern Fragen der Verwaltung (z. B. in den kirchenpolitischen Verhandlungen mit dem Bischof Räß von Straßburg) zu Rathe, wie er es überhaupt liebte, Männern seines persönlichen Vertrauens über die Köpfe der Verwaltungsbeamten hinweg wichtige administrative Aufgaben zu stellen. Dieses Vertrauensverhältniß zum Statthalter führte große Unzuträglichkeiten für St. herbei. Man beschuldigte ihn, daß er seine Stellung als unverantwortlicher Rathgeber mißbrauche, und schrieb ihm für alle möglichen Maßnahmen des Manteuffel'schen Regiments die Verantwortung zu. Er ertrug alle Anfeindungen mit dem Gleichmuth des zielbewußten Mannes, da sie größtentheils auf Irrthum beruhten. Sein selbstbewußtes Auftreten aber verschaffte ihm immer mehr Gegner, so daß er schließlich an der Universität fast ganz isolirt war. Diese unerquicklichen Verhältnisse mußten ihm natürlich mit der Zeit lästig werden, alle äußeren Ehren und Auszeichnungen, die ihm zu theil wurden, konnten ihn nicht entschädigen. Nachdem der Statthalter v. Manteuffel im Juni 1885 gestorben war und Rudolf Schöll, beinahe der einzige Freund, der ihm unter den Collegen in Straßburg geblieben war, einen Ruf nach München angenommen hatte, war seines Bleibens in Straßburg nicht mehr. Als daher an Schöll's Stelle A. Reifferscheid nach Straßburg gekommen war und das preußische Cultusministerium ihm dessen Professur in Breslau anbot, zögerte er nicht sie anzunehmen. Am 28. September 1885 erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor an der Universität Breslau; zugleich wurde ihm die Mitdirection des philologischen Seminars, das Curatorium der Studentenbibliothek und ein Theil der Functionen der Professur der Eloquenz übertragen.

Bei der großen Arbeitslast, die St. in Straßburg zu bewältigen hatte, mußte die wissenschaftliche Thätigkeit etwas in den Hintergrund treten. In den ersten Jahren wurde das Apographum und die kritische Ausgabe des Gaius vollendet. Im übrigen beschränkte sich seine wissenschaftliche Arbeit auf einige Aufsätze, hauptsächlich über Plautus, und auf die stille Mitarbeit an den Promotionsschriften der Schüler. Mit der Uebersiedelung nach Breslau kehrte St. zur Wissenschaft zurück, ihr wollte er fortan ausschließlich leben. Seine Lehrthätigkeit begann er sofort mit demselben Erfolge wie in den früheren Stellungen. Der Kreis seiner Vorlesungen war hier ausgedehnter, er las historische Grammatik und Syntax der lateinischen Sprache, lateinische Stilistik, Geschichte der griechischen Sprache, griechische Staatsalterthümer, Römisches Staatsrecht und Sacralwesen und ein Colleg über Plautus. Größere Anziehungskraft als die Vorlesungen hatten die Uebungen der jeweilig von ihm geleiteten Abtheilung des philologischen Seminars. Gleich im ersten Semester, wo er die Leitung des Proseminars hatte, strömten selbst die ältesten Studenten und Candidaten, die längst den Besuch von Vorlesungen aufgegeben hatten, zu den Uebungen, um als Gäste seinen Unterricht zu genießen. Bald auch wußte er die Studirenden in persönlichem Verkehr an sich heranzuziehen. Seine nächsten Fachcollegen haben es neidlos anerkannt, daß er das Centrum wurde, um welches sich die begabtesten und strebsamsten Studirenden namentlich der älteren Semester schaarten. Die meisten der während seiner Wirksamkeit und bald nach seinem Tode in Breslau erschienenen philologischen Dissertationen sind unter seiner Anregung und sorgfältigen Controlle entstanden. Einige dieser Dissertationen sind mit Arbeiten jüngerer Breslauer Fachgenossen vereinigt in den „Breslauer philologischen Abhandlungen“, die von ihm ins

Leben gerufen und nicht bloß wissenschaftlich, sondern auch materiell unterstützt wurden; die ersten fünf Bände dieser Sammlung (1886—1890) sind von ihm herausgegeben und jeder einzelne Druckbogen sorgfältig von ihm durchcorrigirt. Er selbst war in diesen Jahren wissenschaftlich überaus thätig. Zuerst wollte er das weitschichtige Material, das er für die griechischen Metriker gesammelt hatte, verarbeiten. Kurz nach der Uebersiedelung nach Breslau erschien der erste Band der in Gemeinschaft mit Rudolf Schöll herausgegebenen „Anecdota varia Graeca et Latina“ (1886), dessen Druck schon in Straßburg begonnen hatte und in Breslau vollendet wurde. Er brachte Anecdota varia Graeca musica metrica grammatica und sollte als Vorläufer eines Corpus metricorum graecorum angesehen werden, das er in Verbindung mit Wilhelm Hoerschelmann herauszugeben gedachte. Außer einer mit Studemund's Hülfe von Hoerschelmann ausgeführten Bearbeitung des gelehrten Commentars des Grammatikers Georgius Choeroboskus zu dem metrischen Handbuch des Hephästion enthält der Band eine reiche Fülle von Mittheilungen Studemund's über wichtige metrische Handschriften, die er namentlich in Mailand und Venedig mit großer Sorgfalt theils verglichen theils vollständig abgeschrieben hatte. Dieselbe Akribie und Gewissenhaftigkeit, die man in dem Apographum des Gaius bewundern mußte, zeigte er auch in diesem Bande, was ihm freilich nicht ganz ungerechtfertigten Tadel bei manchen Fachgenossen eintrug, die der Ansicht waren, daß diese byzantinischen Schriften einen solchen Aufwand von Zeit, Mühe und Gelehrsamkeit nicht verdienten. Seine Stellung als Professor der Eloquenz gab ihm Gelegenheit, in mehreren Universitätsschriften weitere Beiträge zur metrischen und grammatischen Litteratur zu liefern und verschiedene eigenartige Dichtungen aus spätgriechischer und byzantinischer Zeit textkritisch und litterarhistorisch zu behandeln („Menandri et Philistionis comparatio“, 1887; „Tractatus Harleianus qui dicitur de metris“, 1887; „Pseudo-Castoris excerpta rhetorica“, 1888; „Damocratis poetae medici fragmenta“, 1888). Anderes dieser Art veröffentlichte er in philologischen Zeitschriften. Als Professor der Eloquenz hatte er auch zweimal Gelegenheit, als Universitätsredner in der Aula Leopoldina aufzutreten. Am 22. März 1886, am Geburtstage des Kaisers Wilhelm I., sprach er über die staatsrechtlichen Verhältnisse Elsaß-Lothringens, schilderte die Verwaltung des Oberpräsidenten v. Moeller und des Statthalters v. Manteuffel und vertheidigte die Verwaltungsprincipien Manteuffel's warm gegen die Angriffe, die in der Presse dagegen erhoben waren. (Die Rede ist abgedruckt in dem Buche „Das Leben des Generalfeldmarschalls Edwin von Manteuffel“, von Karl Heinrich Keck, Bielefeld und Leipzig 1890, S. 260—275.) Die andere Rede hielt er am 24. Juni 1888 bei der Universitätsfeier zum Gedächtniß des Kaisers Friedrich III.; in tiefer Bewegung gab er dem allgemeinen Schmerz über den Verlust des geliebten Fürsten Ausdruck, der „noch in den Tagen schwersten Leidens als Held des Entsagens fast bewundernswerther erscheint denn als Held auf dem Schlachtfeld“, und entwarf ein vortreffliches Bild von der hohen Begabung, den vielseitigen Talenten und den edlen Tugenden des königlichen Dulders. Damals ahnte Niemand, der den blühenden und von Gesundheit strotzenden Mann sah, daß er bald einem ähnlichen Schicksal unterliegen werde wie Kaiser Friedrich.

Seine große Sachkenntniß und Gewandtheit in administrativen Dingen bethätigte St. auch in Breslau; nur wurde er dadurch nicht in seiner wissenschaftlichen Arbeit behindert. In den Sitzungen der philosophischen Facultät verhielt er sich anfangs zurückhaltend. Aber seine glänzenden Eigenschaften verschafften ihm auch hier und im akademischen Senat, in den er im J. 1888 berufen wurde, bald Einfluß: seine Ansicht drang fast immer durch und die

Abfassung von Berichten und Gutachten wurde gewöhnlich ihm übertragen. Ebenso wurde er vom Ministerium oft zu Gutachten in wichtigen Universitäts- und Schulangelegenheiten aufgefordert und mit Abfassung von Reglements und dergl. beauftragt. Auch eine auswärtige Mission wurde ihm übertragen, deren glückliche Ausführung ihn mit besonderer Genugthuung erfüllte. Als im Frühling 1887 bekannt wurde, daß ein Theil der reichen Handschriftensammlung des Sir Thomas Phillipps in Cheltenham verkauft werden solle, richtete die preußische Regierung ihr Augenmerk auf die aus der Meerman'schen Bibliothek stammenden Handschriften, und St. erhielt zusammen mit dem Director der Handschriftenabtheilung der königl. Bibliothek in Berlin Valentin Rose von dem Cultusminister v. Goßler den Auftrag, die Meerman'schen Handschriften zu prüfen und abzuschätzen. In der kurzen Zeit von kaum vier Wochen wurde der Auftrag vollzogen, St. fertigte ein beschreibendes Verzeichniß der griechischen Handschriften an, während Rose eine Prüfung der lateinischen vornahm, und auf Grund ihres Berichts wurden die Handschriften für die königl. Bibliothek in Berlin erworben. St. interessirte sich aufs lebhafteste für die Katalogisirung der Handschriftenschätze der Bibliotheken. Seiner Initiative ist es zu verdanken, daß der von seinem Freunde Joseph Staender verfaßte Katalog der Handschriften der Paulinischen Bibliothek in Münster auf Kosten des preußischen Cultusministeriums herausgegeben wurde. Auf seine Anregung hin entstand der Katalog der griechischen Handschriften der Breslauer Stadtbibliothek, der als Festschrift zur 40. Philologenversammlung in Görlitz (1889) erschien. Hervorragenden Antheil hatte er auch an den Ministerialverhandlungen über die Katalogisirung der Handschriften der preußischen Bibliotheken, die zu einem entsprechenden Auftrage für Professor Wilhelm Meyer (Göttingen) führten.

Mitten in seinen Arbeiten und Arbeitsplänen überfiel St. die tückische Krankheit, die ihn im kräftigsten Mannesalter dahinraffte. Im Juli 1888 erkrankte er an einem Leiden, das schon einmal in Straßburg aufgetreten war, aber durch eine glückliche Operation damals beseitigt schien. Er begab sich, auf das Schlimmste gefaßt, zu seinem ehemaligen Schulfreunde Professor Küster nach Berlin und unterzog sich einer schmerzhaften Operation. Nachdem er sich während der Ferien in Kreuznach, wo er mit Frau und Kindern bei Verwandten weilte, von den Folgen erholt hatte, kehrte er Ende September nach Breslau zurück und nahm in gewohnter Weise seine Arbeiten und seine Vorlesungen wieder auf. Aber im Beginn der Weihnachtsferien kam das Leiden mit erneuter Heftigkeit wieder, eine zweite Operation stellte sich als nothwendig heraus, die wiederum von Küster in Berlin vollzogen wurde. Im Februar 1889 kehrte er nach Breslau zurück und brachte mit Aufbietung aller Kräfte, seiner Schmerzen nicht achtend, die Vorlesungen zu Ende. Eine dritte Operation während der Osterferien brachte vorübergehend eine kleine Linderung, aber an Rettung war nicht mehr zu denken. St. wußte jetzt, daß seine Tage gezählt seien. Er ertrug diese Gewißheit mit heldenhafter Resignation und hatte nur den einen Gedanken, in der kurzen Frist, die ihm noch zu leben verstattet war, möglichst viel zu Stande zu bringen und wenigstens einen Theil seiner Arbeitspläne zu verwirklichen. Aus den furchtbarsten Schmerzen, die ihn zeitweise bewußtlos machten, raffte er sich immer wieder auf, um zu arbeiten, und gönnte sich keine Ruhe und Erholung. Allen Vorstellungen, sich zu schonen, setzte er die Antwort entgegen: „der Tod wartet nicht.“ Es ist unglaublich, wieviel der todkranke Mann in dieser Zeit geleistet und zu Stande gebracht hat. Zuerst wurde der Plautus in Angriff genommen. Gleich nach der letzten Operation kurz vor Ostern 1889 ließ er sich das Apographum und das ganze Plautusmaterial nach Berlin kommen und machte sich mit Professor Oskar Seyffert an

die Arbeit und hörte nicht eher auf, als bis alles (bis auf die Prolegomena) für den Druck fertig war. Auf dem Schmerzenslager in Berlin schrieb er auch den Aufsatz „Ueber die sacra Argeorum“ (Philologus N. F. II, 168—177), wobei ihm Professor O. Richter mit seiner genauen Kenntniß der römischen Topographie bereitwillig Hülfe leistete. Sodann war er eifrig bemüht, die Katalogisirung der Meerman'schen Handschriften in die rechten Wege zu leiten. Er hatte die Absicht gehabt, sein kurzes Verzeichniß der griechischen Handschriften genauer auszuarbeiten und herauszugeben. Da er selbst nicht mehr die Kraft dazu hatte, aber doch den Wunsch hegte, daß der Katalog nach seinen Intentionen und unter seiner Controlle angefertigt werde, so setzte er es durch, daß der Schreiber dieser Zeilen mit dieser Aufgabe betraut wurde und die Anweisung erhielt, die Katalogisirung sofort in Angriff zu nehmen. Den Fortgang der Arbeit verfolgte St. bis zuletzt mit unverändertem Interesse. Die Vollendung erlebte er nicht mehr. Vor mir liegt der erste Correcturbogen des Katalogs, den er noch wenige Tage vor seinem Tode gesehen und in den er mit zitternder Hand einige Correcturen einzutragen versucht hat. Der Katalog war im Sommer 1890 im Druck vollendet und erschien 1892 im Gesammtverzeichniß der für die königl. Bibliothek erworbenen Meerman'schen Handschriften.

Mannichfache Ehren und Auszeichnungen, die wie Lichtstrahlen auf sein Krankenlager fielen, wurden ihm in dieser Leidenszeit zu theil: so die Ernennung zum Geheimen Regierungsrath und zum correspondirenden Mitgliede der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin. Die größte Freude aber bereitete ihm die Festschrift (Commentationes in honorem Guilelmi Studemund, 1889), die ihm die zahlreichen Schüler von nah und fern zu seinem 25jährigen Doctorjubiläum (8. Februar 1889) widmeten, das er selbst still auf seinem Krankenbette in Berlin begehen mußte. Mit Beginn des Sommersemesters 1889 kehrte er nach Breslau zurück. Mit staunenswerther Energie und mit seltenem Heroismus bemühte er sich, trotz der qualvollsten Leiden, seine amtlichen Pflichten zu erfüllen und die begonnenen Arbeiten fortzusetzen. In diese Zeit fällt die Ausarbeitung der Prolegomena zum Apographum des Plautus und ein Aufsatz „Zum Mosaik des Monnus“, der nach seinem Tode im Jahrbuch des Kaiserl. Deutschen Archäologischen Instituts, Bd. V (1890), erschienen ist. Die letzte Arbeit von seiner Hand, die er buchstäblich auf dem Todtenbette fertiggestellt hat, erschien wenige Tage vor seinem Tode im Lectionsprogramm für das Wintersemester 1889/90 („De Theognideorum memoria libris manu scriptis servata“): sie enthält eine Abschrift der Vaticanischen Handschrift und eine Abhandlung über die allmähliche Entstehung der Theognidea. Von den Vorlesungen mußte er sich dispensiren lassen. Aber die Uebungen des Seminars leitete er mit Todesverachtung bis zum Schlusse des Semesters, hielt Prüfungen ab und nahm an den Sitzungen des akademischen Senats und der philosophischen Facultät theil. Eine zu seinem Leiden hinzugetretene Lungenentzündung beschleunigte den Tod. Am 8. August 1889 Abends 7 Uhr entschlief er sanft, mit seinem letzten Programm in der Hand, das er sich kurz vorher hatte geben lassen. Die Nachrufe, die ihm gewidmet wurden, und das unabsehbare Leichengefolge, das seine irdischen Ueberreste zur letzten Ruhestätte geleitete, bezeugten, welche Achtung und Verehrung der Verstorbene sich in Breslau erworben hatte. Mit der geliebten Gattin, die er mit zwei lieblichen kleinen Mädchen zurückließ, trauerten zahlreiche Freunde und Fachgenossen um den frühen Heimgang des verdienten Mannes.

Ueberblickt man die Summe dieses Lebens, so muß man staunen über die reiche Fülle dessen, was er in der kurzen Zeit geschaffen und geleistet hat. Aber

wieviel hätte er noch für die Wissenschaft gethan, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, alle seine Pläne zur Ausführung zu bringen. Das schmerzlichste für ihn war, daß er nicht mehr zur Vollendung der Hauptaufgabe seines Lebens, der kritischen Ausgabe des Plautus, gelangte. Er wollte an diese in einer Weise vorbereitet herangehen wie keiner vor ihm, sie sollte seine Plautusstudien abschließen und krönen. Er hatte zu diesem Zwecke alle Plautushandschriften aufs sorgfältigste neu verglichen und eine Reihe wichtiger Specialuntersuchungen über plautinische Grammatik und Metrik theils selbst begonnen theils von Schülern vornehmen lassen. Die meisten und wichtigsten seiner Pläne sind mit ihm ins Grab gesunken, aber ein ungeheures Material, das er in unermüdlicher Arbeit zusammengebracht hat, befindet sich in dem litterarischen Nachlaß und harrt der Verarbeitung. Es ist zu hoffen, daß dieses nicht ganz für die Wissenschaft verloren ist. Außer den Collectaneen zu den Institutionen des Gaius und dem Facsimile des Fronto, die der königl. Akademie der Wissenschaften geschenkt und von dieser der Handschriftenabtheilung der königl. Bibliothek in Berlin überwiesen sind, wurde auf Antrag seines Freundes des Oberbibliothekars Prof. J. Staender die kostbare Bibliothek und der schriftliche Nachlaß Studemund's für die königl. und Universitätsbibliothek in Breslau angekauft und dadurch das reiche Material, das er hinterlassen, der Gelehrtenwelt zugänglich gemacht. Ein neuplatonischer Commentar zu Platon's Parmenides, den St. im April 1878 aus einem Turiner Palimpsest abgeschrieben hatte und den er im dritten Bande der Anecdota varia herauszugeben gedachte, ist vor kurzem von W. Kroll veröffentlicht worden (Rhein. Museum XLVII, 599 bis 627). Prof. O. Seyffert unterzieht das Plautusmaterial einer genauen Durchsicht und hofft einige Abhandlungen, die St. begonnen hatte, zu vollenden und herauszugeben. Die Collationen zu den griechischen Musikern benutzt C. v. Jan (Straßburg) zu den von ihm geplanten Ausgaben. Die Schrift des Theodoret περὶ πνευμάτων, die St. in einer Vaticanischen Handschrift entdeckte, wird in dem von G. Uhlig geleiteten Corpus grammaticorum graecorum von seinem Schüler P. Egenolff herausgegeben werden. Hoffentlich werden ebenso andere Theile des Nachlasses die richtige Verwerthung finden. So wird sein Andenken in der Wissenschaft stets unvergeßlich bleiben.

Nekrolog von Prof. Dr. August Roßbach in der Chronik der königl. Universität zu Breslau für das Rechnungsjahr 1889/90 (Breslau 1890), S. 111—132. — Nekrolog von Rudolf Schöll im Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik VI (1889), 599—604. — Wilhelm Studemund. Ein Lebensabriß von Dr. Leopold Cohn. Separatabdruck aus Iwan v. Müller's Biographischem Jahrbuch für Alterthumskunde. Berlin 1891.

Leopold Cohn.

Studer: Bernhard St., Professor der Mineralogie und Geologie an der Universität Bern, berühmter Alpengeologe, entstammt einer alten bernischen Familie, aus welcher viele Glieder dem theologischen Stande angehörten, zugleich aber auch eine gewisse Neigung zu naturwissenschaftlichen Studien an den Tag legten. St. war geboren am 21. August 1794 zu Büren im Kanton Bern als Sohn des Pfarrers Samuel St., welcher später als Professor für praktische Theologie an der Akademie in Bern thätig war, nebenbei auch durch fleißige naturwissenschaftliche Arbeiten namentlich auf dem Gebiete der Geologie, Versteinerungskunde und Meteorologie einen geachteten Namen und als Mitbegründer der Schweizer naturforschenden Gesellschaft große Verdienste für die Förderung der Naturwissenschaften im allgemeinen sich erworben hat. Bernhard St. widmete sich, in die Fußstapfen seines Vaters tretend, der Theologie, erbte aber auch als Familiengut die Lust zu naturwissenschaftlichen Forschungen. Kaum hatte er

daher sein theologisches Examen bestanden und dabei zum ersten, aber auch letzten Mal die Kanzel betreten, verließ er sofort die theologische Laufbahn und warf sich nunmehr zur Vervollständigung seiner Kenntnisse mit Feuereifer auf die mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien, so daß er schon 1815 die Stelle eines Lehrers der Mathematik an dem Gymnasium in Bern übernehmen konnte. Er besuchte dann 1816 Göttingen, wo Hausmann lehrte, ferner Freiberg, Berlin und 1820 Paris zu seiner weiteren Ausbildung, die er durch größere geologische Reisen in Frankreich, Italien, England, Schottland und namentlich im ganzen Alpengebiete zu erweitern eifrig sich bestrebte. Namentlich waren es die gemeinsam mit dem berühmten Geologen L. v. Buch unternommenen und nach Anleitung von Boué in den Alpen ausgeführten wissenschaftlichen Reisen, welche den Grund zu seinen späteren ungewöhnlich hervorragenden Leistungen legten. Schon 1834 erfolgte seine Berufung als Professor der Geologie an die Universität Bern, wo zum ersten Mal und eigens Studer's wegen eine Professur dieses Fachs in der Schweiz errichtet worden war. Neben diesem Beruf übernahm St. zugleich auch den Vortrag über höhere Mathematik an der städtischen Realschule. Während er in diesen verschiedenen Stellungen auf pädagogischem Gebiete Vortreffliches leistete, setzte er unermüdlich während jeder freien Zeit seine Erforschungen der Gebirgsverhältnisse der Schweiz, namentlich jener der Alpen in ihrer ganzen Erstreckung von Ungarn bis zum Rhonethale, die er nach allen Richtungen wiederholt zu Fuß durchwanderte, fort, so daß es kaum ein Gebiet des Hochgebirges gab, über dessen geologische und physikalische Verhältnisse sich St. nicht durch eigene Anschauungen und Untersuchungen Kenntniß verschafft hatte. Dabei suchte er, ohne sich von den Meinungen Anderer beeinflussen zu lassen, eine selbständige Ansicht zu gewinnen, liebte es jedoch gleichwol bei seinen Wanderungen von ortskundigen Fachgenossen begleitet zu werden oder gemeinsam mit befreundeten Gelehrten, namentlich mit Escher von der Linth, Peter Merian, ein Dreigestirn von seltenem und unverlöschlichem Glanze, weite Gebiete und Länder zu durchwandeln. Die Selbständigkeit und die von jeder Theorie oder vorgefaßten Meinung freie Art der Forschung, welche bei einem tiefen Eindringen in das Einzelne, darüber doch den Ueberblick über das Ganze nicht aus dem Auge verliert, die mathematisch scharfe Anschauung bei allen Untersuchungsergebnissen, die kritischen und klardurchdachten Schlußfolgerungen aus vielen vergleichenden Einzelforschungen charakterisiren Studer's wissenschaftliche Arbeiten und erheben sie zu den besten und hervorragendsten auf geologischem Gebiete. Sie suchen nicht durch geistreiche Theorien und kühne Speculationen zu glänzen, gewinnen aber um so mehr an Werth durch die Fülle exacter Beobachtungen und kritischer Vergleiche, durch welche St. sich die Stellung des eigentlichen Begründers der Alpengeologie erwarb. Schon gleich seine erste größere Publication „Monographie der Molasse“ (1825), in welcher er eine in dem alpinen Vorlande den Schweiz weitverbreitete Schichtenablagerung mit größter Genauigkeit schilderte und sie zu einem selbständigen Glied in der Reihe der Gesteinsformationen erhob, bekundet die Meisterschaft der Forschung wie der Darstellung. 1834 folgte eine weitere größere, inhaltsreiche Schilderung: „Geologie der W. Schweizeralpen“. Daran reihen sich zwei weitere rasch folgende bedeutende Werke: das „Lehrbuch der mathematischen Geographie“ (1836) und das „Lehrbuch der physikalischen Geographie und Geologie“ (1844—1847), in welchen St. mit weitschauendem Blick die innige Beziehung der äußeren Ausgestaltung der Erde und ihre Gesammtnatur mit den Verhältnissen der Gesteinsbildungen in Zusammenhang zu bringen erfolgreich versucht hat. Zum Zweck seiner Lehrvorträge schrieb er 1859 auch ein Werkchen: „Einleitung in das Studium der Physik“.

Inzwischen hatten sich infolge der zahlreichen Forschungsreisen seine Kenntnisse der geologischen Verhältnisse der Schweiz so verdichtet, daß er eine Reihe inhaltsreicher Publicationen vom Stapel laufen lassen konnte, unter vielen anderen 1835 eine eingehende Beschreibung der Gebirgsmassen von Davos, mit Escher gemeinschaftlich 1839: „Geologie von Mittelbünden", dann „Reise durch Italien und Südfrankreich" (1840); „Zur Theorie der Gletscher" (1843); „Ueber die südlichen Alpen" (1846); „Reise in den österreichischen Alpen" (1849). Alle einzelnen Erforschungsergebnisse zusammenfassend erschien dann 1851—1853 das zweibändige Hauptwerk „Geologie der Schweiz" und damit im engsten Zusammenhang die gemeinschaftlich mit Escher verfaßte „Carte géologique de la Suisse" (1855), zu welcher die vorausgegangenen Textbände als Erläuterung, zugleich auch als Einleitung in das Studium der alpinen Geologie und als ein Reisehandbuch für Geologen dienen sollten.

Diese Schweizer Karte hatte zwar die geologische Karte Frankreichs von Elie de Beaumont und Duvernois als eine ein ganzes Land umfassende Vorgängerin zum Muster, war jedoch die erste nach neueren wissenschaftlichen Principien verfaßte, welche nahezu ausschließlich aus eigenen Beobachtungen des Verfassers hervorgegangen ist, während die französische Karte nur als eine allerdings sehr vortreffliche Zusammenstellung der Forschungsergebnisse vieler verschiedener Geologen gelten kann. Es muß deshalb die Studer-Escher'sche Arbeit als eine der bedeutendsten Leistungen bezeichnet werden, welche bis dahin auf geologischem Gebiete geboten wurde und welche selbst jetzt noch wenig von ihrem Werthe als orientirende Uebersichtskarte verloren hat. Zum ersten Mal sehen wir hier die höchst verwickelten Gebirgsverhältnisse eines großen Theils der Alpen in ihren verschlungenen Zügen, Zusammenfaltungen und überstürzten Lagerungen mit einer Treue und Klarheit dargestellt, welche die Bewunderung der ganzen wissenschaftlichen Welt auf sich zog. Nur wer die Schwierigkeiten kennt, welche die Hochgebirgsnatur einer Durchforschung entgegenstellt, vermag die ganz außergewöhnlich großartige Leistung dieser Publication richtig zu beurtheilen.

Aufgemuntert durch die allseitige Anerkennung dieser Darstellung faßte St. den Plan, nachdem inzwischen Dufour's ausgezeichnete topographische Kartenblätter der Schweiz in großem Maaßstabe (1 : 100 000) zu erscheinen begonnen hatten, diese zur Grundlage eines ausführlichen geologischen Kartenwerks zu nehmen und zu jedem dieser, die ganze Schweiz umfassenden 25 Blätter eine genaue geologische Beschreibung herzustellen. Dieser Gedanke faßte schnell Wurzel und unterstützt von der Regierung, welche die Kosten der Publication übernahm, wurde die geologische Detailaufnahme der Schweiz unter der lebhaften Betheiligung der zahlreichen Fachgenossen des Landes, namentlich von Escher, Merian, Desor, Alphons Favre, de Loriol, Müller u. A. rasch ins Leben gerufen. Es trat 1859 eine Commission zu ihrer Ausführung zusammen, und St. wurde als Präsident an die Spitze dieses Unternehmens gestellt. Von da an war Studer's eifrigstes Bestreben darauf gerichtet, diese großartige Aufgabe so rasch als möglich zur Ausführung zu bringen. Unter seiner umsichtigen Leitung und begeistert von der Wichtigkeit dieses patriotischen Werkes betheiligten sich zahlreiche jüngere Kräfte an der Ausführung der geologischen Durchforschung des Landes, so daß in erstaunlich kurzer Zeit noch zu Lebzeiten Studer's sämmtliche 25 Atlasblätter der Dufour'schen Karte mit ausführlichen Erläuterungen in 27 umfangreichen Quartbänden zur Publication gelangten und nur noch Weniges, für welches eine noch detaillirtere Untersuchung und Darstellung erforderlich sich erwies, zu vollenden übrig blieb. Es gereichte St. zur größten Freude, das von ihm angeregte und mit so viel Geschick wie Umsicht geleitete Unternehmen nahezu vollständig hergestellt zu sehen. Aus der späteren Zeit stammen außerdem

noch mehrere bedeutende größere Publicationen Studer's, wie: „Geschichte der physikalischen Geographie der Schweiz“ (1865) und „Index der Petrographie und Stratigraphie der Schweiz“ (1872), welch letzteres Werk einen höchst dankenswerthen Ueberblick über den Stand der geologischen Alpenerforschung im ganzen gewährt. Dazu kommt eine große Reihe kleinerer Aufsätze in verschiedenen Fachzeitschriften, welche Zeugniß davon ablegen, daß St. bis in sein hohes Alter rüstig und unermüdet wissenschaftlich thätig war. Erst 1885 zwang ihn herannahende Altersschwäche zur Uebergabe der Vorstandsschaft der geologischen Commission an A. Favre, nachdem er schon 1873 seine Professur an der Universität niedergelegt hatte.

Wie groß auch Studer's Verdienste für die Förderung der Naturwissenschaften auf dem Gebiete des Unterrichts in der Schweiz im allgemeinen sind, so werden diese doch weit überstrahlt von seinen umfangreichen Leistungen als selbständiger Forscher auf geologischem Gebiete, welche ihm für alle Zeiten eine erste Stelle unter den Fachgenossen sichern. Dies wurde schon zu seinen Lebzeiten durch allseitige Anerkennung und dadurch beurkundet, daß zahlreiche Akademien der Wissenschaften und gelehrte Gesellschaften ihn mit der Ernennung zu ihrem Mitgliede ehrten. St. entschlummerte in dem hohen Alter von 92 Jahren sanft, ohne eigentliche Krankheit, am 2. Mai 1887 in Bern.

Nekrolog von Rütimeyer im N. Jahrb. für Mineral. 2c. 1887. II. Bd.

v. Gümbel.

Studer: Gottlieb Ludwig St. wurde am 18. Januar 1801 in Bern geboren, der jüngste unter vier Brüdern, von welchen namentlich der ihm an Alter zunächst stehende, Bernhard (s. o.), sich als Geologe einen berühmten Namen gemacht hat. Sein Vater, Samuel St., war oberster Decan der Berner Kirche und Professor der Theologie, dabei ausgezeichnet als Naturforscher, einer der Gründer des naturhistorischen Museums in Bern, Mitstifter der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft und von mehreren gelehrten Gesellschaften des Auslandes zum Mitglied ernannt. Gottlieb St. wurde zur Theologie bestimmt, war 1819 einer der Stifter des heute noch blühenden „Zofinger-Vereins“ Schweizerischer Studirenden, begab sich sodann nach Halle, wo er Hausgenosse und Schüler von W. Gesenius wurde, und vollendete seine Studien in Göttingen. In Bern erhielt er das Amt eines Predigers am Bürgerspital und, nachdem er sich zur Docentenlaufbahn entschlossen, 1829 die Professur der Philologie an der Akademie und der später gegründeten Universität. Erst 1851 wurde ihm die Professur für das Alte Testament übertragen und damit die Thätigkeit eröffnet, zu der er sich berufen fühlte. Die Selbständigkeit seiner Forschungen führte ihn auf ganz ähnliche Ansichten über die Entstehung der ältesten biblischen Bücher, wie sie seitdem durch Graf und Wellhausen zum Gemeingut der Wissenschaft geworden sind; allein die Aufnahme seines im J. 1835 erschienenen Commentars zum „Buche der Richter“ ermuthigte wenig zur Fortsetzung schriftstellerischer Arbeit in diesem Sinne; übergroße Bescheidenheit und Furcht vor Mißverständnissen hielten ihn ab, die Ergebnisse seines Nachdenkens weiteren Kreisen mitzutheilen; nur seine Zuhörer wußten darum. Im J. 1864 endlich zum Ordinarius befördert, trat er 1878 von seiner Lehrstelle zurück. Beinahe mehr denn als Theologe, hat St. sich als Historiker bekannt gemacht. Schon 1846 bearbeitete er den ersten Katalog der Bernischen archäologischen Sammlung, von 1859 bis 1869 war er Vorsitzender des kantonalen historischen Vereins, und die Zeitschrift dieser Gesellschaft, das „Archiv“, brachte in einigen Bänden fast ausschließlich Abhandlungen aus seiner Feder. Im Auftrage der allgemeinen Schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft, der er ebenfalls angehörte, gab er 1866 die Chronik des „Matthias von Neuenburg“, 1871 die Berner Chronik des Konrad

Justinger (s. A. D. B. XIV, 758) und 1877 als Band I der „Quellen zur Schweizer Geschichte“ die Erzählung des Thüring Frikard (s. A. D. B. VIII, 89) über die Episode des sogenannten „Twingherrenstreites“ heraus. Lange Jahre war er Mitglied des städtischen Bürgerrathes und Präsident der Aufsichtsbehörde über die Berner Stadtbibliothek. Erst als St. in den Ruhestand getreten, wandte er sich wieder mehr der theologischen Wissenschaft zu, vielleicht mit von dem Gefühle geleitet, daß größere Offenheit jetzt gestattet sei. Im J. 1881 erschien „Das Buch Hiob, für Geistliche und gebildete Laien übersetzt und erläutert“, eine Schrift, in welcher der Achtzigjährige den philosophisch-ethischen Gehalt der tiefsinnigen alttestamentlichen Lösung des Welträthsels den modernen Menschen zum Verständniß zu bringen versucht hat. Die „Reformblätter“, die „Theologische Zeitschrift aus der Schweiz“, sowie die „Jahrbücher für protestantische Theologie“ aus Jena brachten eine Reihe von Aufsätzen, in welchen er die Resultate seiner Forschungen niederlegte. Diese — leider zu spät erwachte — litterarische Schaffensfreudigkeit blieb lebendig, bis er, 89 Jahre alt, aber geistig jung und körperlich bis zum letzten Tage munter, am 12. October 1889 starb. Neben den bereits genannten Schriften erwähnen wir noch eine lateinische Jugendarbeit über die griechische Uebersetzung des Alten Testaments, die Septuaginta (Bern 1823), seine Antrittsvorlesung über den Zusammenhang der griechischen Mythologie mit der ägyptischen (Bern 1830, ebenfalls in lateinischer Sprache geschrieben) und eine öffentliche Vorlesung über „Glauben und Schauen“ (Bern 1856), in welcher er einem vorausgegangenen Vortrag des naturforschenden Bruders über „Glauben und Wissen“ vom Standpunkt der denkenden Theologen geantwortet hat.

Nekrolog im Kirchenblatt für die reformirte Schweiz, 1889. — Ueber den Vater Samuel St. siehe Wolf, Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz III, 409—422 (Zürich 1860).

Blösch.

Studnitz: Karl Wolf Wilhelm Hans Scipio v. St., Soldat und Dichter, geboren am 14. Juli 1789 zu Grünberg in Schlesien als Sohn des nachmaligen Obersten v. St. In seiner Vaterstadt durch Privatunterricht vorbereitet, besuchte er seit 1802 die beiden oberen Classen des Grauen Klosters in Berlin, mußte infolge der Ereignisse des Jahres 1806, die seine Eltern der erforderlichen Unterstützungsmittel beraubten, dem anfänglich beabsichtigten Studium entsagen und widmete sich in Berlin dem Kaufmannsstande. Er hielt sich dann kurze Zeit in Wien auf und ging 1813 nach Breslau, wo er sich dem 1. Garderegiment als freiwilliger Jäger anschloß und nach bestandener Prüfung zum Portepeefähnrich befördert wurde. Während der Schlacht bei Großgörschen, in der er eine Schußwunde in den linken Fuß erhielt, wurde St. Officier. Nach der Schlacht weilte er zur Heilung der Wunde bei den Eltern in Schlegel bei Glatz, machte aber noch vor der völligen Genesung mit seinem Regimente den Marsch durch Böhmen bis an die sächsische Grenze mit, wurde dann zum preußischen Grenadierbataillon versetzt und nahm mit diesem an der Schlacht bei Leipzig in der Gegend von Möckern theil. Er focht dort mitten im stärksten Feuer: von seinem Bataillon blieben nur 64, von seiner Compagnie nur fünf Mann unversehrt. Das Aufbrechen seiner Fußwunde hinderte ihn, mit seinem Bataillone den Feldzug in Frankreich mitzumachen. Im October 1814 kam St. nach Berlin, wurde Adjutant des Majors v. Leslie und zog als solcher im J. 1815 mit nach Paris. Zurückgekehrt studirte er auf der „Allgemeinen Kriegsschule“, wurde im Februar 1818 Premierlieutenant, reiste 1819, mit Aufträgen vom Generalstabe, durch Böhmen, Baiern und den Rhein entlang bis nach Holland, verheirathete sich in Amsterdam und kehrte im October 1819 nach Berlin zurück. Er hoffte, hier in

den Generalstab zu kommen, nahm aber, durch seine verschlechterten Vermögenszustände bewogen, 1820 seinen Abschied, siedelte nach Schlegel bei Glatz über und war schriftstellerisch thätig. 1828 bemühte sich St. um eine Stelle im Steuerfach. Er wurde zunächst in demselben Jahre Militäranwärter in Mittelwalde, 1829 Nebenzolleinnehmer in Reichenstein in Schlesien, 1832 Hauptamtscontrolleur in Mittelwalde, 1833 Hauptamtsrendant in Reichenbach und 1834 in gleicher Stellung nach Görlitz versetzt. Sein Amt als Obersteuerinspector in Cottbus, das ihm 1839 übertragen wurde, hat er kaum ein Jahr verwaltet; er starb am 23. April 1840.

Als Soldaten und Beamten wird Wilhelm v. St. Berufstreue und strenges Pflichtgefühl nachgerühmt. Er bearbeitete als Fachschriftsteller die erste Abtheilung der chronologisch-synchronistischen Uebersicht und Andeutungen für die Kriegsgeschichte zur Handbibliothek für Officiere und war in den Jahren 1825 bis 1832 Mitarbeiter der Militärlitteraturzeitung. Seine dichterischen Erzeugnisse zeigen gewandte Form und ernstes Streben, gehen aber über das Mittelmaaß nicht hinaus und entbehren der Eigenart. Gedichte von St. erschienen in den Almanachen „Bundesblüthen" (Berlin 1816) und „Frauentaschenbuch"; ein dramatischer Versuch „Was die dunkle Nacht versprach, Erkennet nicht mehr an der Tag" (Schauspiel in Versen, nach einer arabischen Anekdote) im zweiten Bande des „Jahrbuchs deutscher Nachspiele" (herausgegeben von C. v. Holtei, Breslau 1823) und Novellen im „Frauentaschenbuch" (von 1823, 1824, 1825, 1826, 1828 und 1830). Eine größere geschichtliche Novelle, „Die Freiwerber", soll St. unvollendet hinterlassen haben.

Goedeke III[1], 360. — Neuer Nekrolog der Deutschen XVIII, Nr. 156.

Friedrich Brandes.

Stuerbout: Dirk s. **Bouts**, Bd. III, S. 216.

Stuhlmann: Matthias Heinrich St., lutherischer Prediger, † 1822. St. wurde am 22. October 1774 zu Hamburg, wo sein Vater Daniel St. Kaufmann war, geboren, besuchte das Johanneum daselbst und studirte Theologie, besonders zu Göttingen. 1797 trat er in die Reihe der Candidaten des Hamburger Kirchenministeriums und wirkte von 1802—1808 als Katechet am Spinnhause. Am 18. December 1808 wählte man ihn zum Pastor an der St. Katharinenkirche seiner Vaterstadt. In dieser Stellung verblieb er bis an seinen Tod, der ihn am 9. September 1822 traf. St. hat sich nicht bloß durch seine nächsten Berufsarbeiten, sondern auch durch mehrere schriftstellerische Leistungen vortheilhaft bekannt gemacht, so daß er im J. 1820 von der evang.-theologischen Facultät der Universität Breslau die Würde eines Doctors der Theologie erhielt. — Verheirathet hatte er sich am 28. Mai 1809 mit Eleonore Christine Marie Roscher, geboren in Lüneburg am 31. Juli 1786, † am 16. April 1848; aus dieser Ehe entsprangen eine Tochter und fünf Söhne, von denen zwei jung verstarben. Ueber die Söhne Karl Alexander (Jurist) und Cäsar Wilhelm (Mediciner) handelt Schröder (s. u.) unter Nr. 3973 und 3972; der Sohn Gustav Eduard, ebenfalls Mediciner, † 1853. — Ueber einen Bruder des Matthias Heinrich, Namens Karl Wilhelm, Prediger zu Allermöhe, † 1869, und einen Neffen, Richard Leander, Dr. med., † 1852, finden sich Nachrichten ebenfalls bei Schröder unter Nr. 3974 und 3976. — Die Schriften des Matthias Heinrich St. sind: „Hiob. Ein religiöses Gedicht. Aus dem Hebräischen neu übersetzt, geprüft und erläutert" (Hamburg 1804, 8°); „Predigten" (1. Sammlung, ebenda 1806, 8°; 2. Samml., ebenda 1808, 8°); „Probe einer metrischen Psalmenübersetzung, mit Einl. und Anmerkungen von Gurlitt" (ebenda 1807, 8°); „Wahl- und Antrittspredigt zu St. Katharinen, die erste gehalten am 24. Nov.

1808, die andere am 16. Februar 1809“ (ebenda 1809, 8°); „Zwei dringende Bitten an Alle, die in diesen unglücklichen Zeiten nicht verzagen wollen; eine Bußpredigt am 1. Nov. 1810“ (ebenda 1810, 8°); „Die Psalmen aus dem Hebräischen neu übersetzt und erläutert“ (ebenda 1812, 8°); „Zwei Predigten bei Wiedereinweihung der Catharinen-Hauptkirche in Hamburg gehalten am 25. September 1814“ (ebenda 1814, 8°); „Ueber Kirchenbücher und Civilstands-Register in Beziehung auf Hamburg“ (ebenda 1814, 8°; 2. Aufl. ebenda 1814, 8°). Gegen diese Schrift erschien eine Broschüre des Senators Bartels, welche St. beantwortete durch: „Oeffentliche Antwort auf einen öffentlichen Angriff“ (ebenda 1815, 8°). „Ueber den 9. und 10. Psalm“ in Keil's und Tzschirner's Analekten für das Studium der Theologie V. Bd., 1. Stück, S. 151—204; ebendaselbst im IV. Bde., 1. Stück, S. 37—40: „Ueber die Geschichte, Lehre und Schicksale Johannes des Täufers, ein Beitrag zur biblischen Theologie des Neuen Testaments“.

Zu vgl. Meusel, Gelehrtes Teutschland 15. Bd. (1811) S. 571 und 20. Bd. (1825) S. 692. — Hans Schröder, Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart VII. Bd. (1879) Nr. 3975, woselbst noch Janssen, Nachrichten 68, 182 citirt wird. P. Tschackert.

Stuhr: Johann Georg St., ein in Hamburg um 1640 geborener Maler, der nach alter Weise am 31. Juli 1681 Meister des Maleramts daselbst geworden und am 8. Mai 1721 in seiner Vaterstadt gestorben ist. Der Handwerkszunft angehörend, hat er sich doch weit über das nächstliegende Gebiet derselben erhoben; ja, vielleicht dies gar nicht einmal gepflegt, wenn man nach der Menge der von ihm geschaffenen Gemälde urtheilen soll. Die Angaben, welche das Hamburger Künstlerlexikon (Hamb. 1854), Nagler XVII, 514 und Füßli 1814, Abth. 8, S. 1773 über St. enthalten, beruhen alle auf G. L. Eckhardt's (s. A. D. B. V, 617) 1794 erschienener kleinen Schrift „Hamburgische Künstlernachrichten. Supplemente zu Fueßli's Künstlerlexikon“, bei dessen Herausgabe Eckhardt auch von Joh. Michael Speckter (s. A. D. B. XXXV, 85) unterstützt wurde. Eckhardt war in der glücklichen Lage, noch viele Werke Stuhr's aus eigener Anschauung zu kennen, die man, wie Eckhardt bezeugt, noch vielfach in Hamburg, Bremen, Lübeck, überhaupt in Niedersachsen antreffen könne. Nach Eckhardt's Urtheil gehörte St. zu den talentvollsten und fleißigsten norddeutschen Künstlern seiner Zeit. „Landschaften, besonders aber Seestücke und Hafenansichten waren die Gegenstände seiner Darstellung, worin er Abraham Storck oft gleich und Lingelbach sehr nahe kam. Zur Abwechslung malte er auch Prospecte, insbesondere Hamburgische; dann perspectivische und historische Gegenstände, ferner Thierstücke im Geschmack Hondekoeter's, und endlich auch Porträts. Pieter van dem Berge stach nach ihm 1699 das Bildniß des Hamburgischen Seniors Samuel Schultze und J. Friedlein das des Predigers Detlev Beckmann in Itzehoe“. (Hamb. Künstlerlex. 1854.) Eckhardt macht noch besonders namhaft ein Gemälde von St. in Wilhelmshöh, das einen schönen Seehafen darstellt, und fünf Gemälde in der Sammlung des Advocaten Schmidt in Kiel, welche außer Häfen auch figurenreiche Gärten zum Gegenstande hatten. Waren noch vor hundert Jahren dem Verfasser der Hamb. Künstlernachrichten viele Gemälde von St. in Hamburg bekannt, so hat sich das jetzt geändert, wenigstens führt die heutige Kunsthalle in ihren verschiedenen Katalogen nicht eins von dem genannten Meister auf. Stuhr's Kunst wird von Eckhardt folgendermaßen charakterisirt: „Seine Erfindungen sind leicht und wahr, sein Pinsel dreist, sein Colorit hell und natürlich und die Ausführung mitunter sehr sorgfältig“. Die Gemälde seines Sohnes Johann und einiger anderer Künstler gleichen Familiennamens sollen von viel geringerem Werthe als die des Johann Georg St. gewesen sein.

Hamb. Künstler-Lexikon 1854. M. M.

Stuhr: Peter Feddersen St., Gelehrter und Geschichtsforscher von Bedeutung, wurde am 28. Mai 1787 in Flensburg im Herzogthum Schleswig geboren. Von seinen Eltern, seiner Familie, seiner Jugend, seiner Schul- und Studienzeit ist dem Referenten nichts bekannt. Obgleich er mir mehr als Andern vertraute, beobachtete er doch über diese Dinge ein hartnäckiges Schweigen. Nie überkam ihn im Verlaufe des Gesprächs eine Erinnerung an die Jugendzeit. Aber noch in späterem Alter hatte sein Deutsch, wie das von Steffens, einen entschieden nordischen Beigeschmack, so daß sich wol annehmen läßt, daß die dänische Sprache es gewesen ist, in welcher er Erziehung und ersten Unterricht empfing. Er studirte in Kiel, Heidelberg, Göttingen und Halle hauptsächlich die Rechte und Philosophie und kehrte auch nach vollendeten Universitätsjahren nicht in die Heimath zurück. Er blieb in Deutschland. Wo er zum Doctor promovirt wurde, weiß ich nicht, kenne auch nicht seine Dissertation. Von den älteren Universitätslehrern übte besonders Steffens großen Einfluß auf ihn aus. Mit Freude erkannte dieser die große, geistige Kraft des jüngeren Mannes, und er war es, der St., wie viele Andere, für die Befreiung des deutschen Vaterlandes begeisterte, während der Landesherr des Letzteren, der König von Dänemark, es mit dem fremden Unterdrücker hielt. Als die Zeit der That in Deutschland begann, blieb denn auch St. nicht zurück. Freudig trat er in die Reihe der Krieger und machte als Ulan der hanseatischen Legion in den Jahren 1813 und 1814 den Feldzug gegen Frankreich mit. Nach dem ersten Pariser Frieden nahm er seinen Abschied als Stabsrittmeister. Als nach Napoleon's Rückkehr von Elba der Krieg 1815 abermals ausbrach, trat St. von neuem in die Reihen der Kämpfer, diesmal als Premierlieutenant der preußischen Landwehr. Nach dem zweiten Pariser Frieden war er eine Zeit lang Secretär bei der Militärstudiencommission in Berlin, welche Stadt er nicht mehr verlassen sollte. Im J. 1821 habilitirte er sich an der dortigen Universität und wurde 1826 zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt. Weiter hat er es nicht gebracht, wie so mancher Andere, der an höchster Stelle in der Wissenschaft hätte stehen sollen. Sein ganzes Leben hindurch blieb er unverheirathet, obgleich er dem weiblichen Geschlecht in Ehrfurcht und Hochschätzung zugethan war. Ueber die Gründe seines Junggesellenthums sprach er sich nicht aus, gab es doch damals eine ganze Reihe Größen an der Berliner Universität, welche die Ehe mit der Arbeit des Gelehrten für unvereinbar hielten. Ich nenne Ranke, Friedrich v. Raumer, Lachmann, Jacob Grimm und A. Den Vormittag, den er bis gegen 3 Uhr ausdehnte, widmete St. angestrengtester Arbeit. Dann ging er in die Universität und hielt seine Vorlesungen. Nachdem diese beendet, um 4 oder 5 Uhr, nahm er in einer der besten Restaurationen Unter den Linden sein Mittagsmahl und begab sich von dort in die bekannte Conditorei von Stehély, wo er Kaffee trank und politische Zeitungen las. Er hatte mir gestattet, ihn dort abzuholen, so oft es meine Zeit erlaubte, und der junge Student hat häufig von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht. Wir verfügten uns dann in sein Junggesellenheim, gleichfalls Unter den Linden, dort machte er es sich bequem und bei einer Flasche Wein, die er aus seinem Kleiderschrank holte und einer Caraffe Wasser, die auf dem Tische stand, plauderten wir bis gegen Mitternacht über wissenschaftliche Dinge, die uns nahe lagen. Dabei fröhnte St. der einzigen Leidenschaft, von der er sich beherrschen ließ, — dem Tabakschnupfen. Er hatte zu Hause beständig vier bis fünf Dosen mit verschiedenen Sorten vor sich stehen, aus denen er abwechselnd in kurzen Intervallen seine Prise nahm. Alle Gegenstände, die mit ihm in Berührung kamen, alle seine Bücher, waren derartig mit dem Aroma des Schnupftabaks imprägnirt, daß man beständig niesen mußte, wenn man sie gebrauchte. Wenn er so neben mir auf seinem

alten, unbequemen Divan saß, in einen nicht mehr jugendfrischen Schlafrock gehüllt, seine vier bis fünf Schnupftabaksdosen vor sich, war seine Unterhaltung überschäumend von Geist und trefflichen Gedankenblitzen, eine überraschende Idee jagte die andere.

Geschichte und Religion aller Völker und Zeiten waren die Felder, die Stuhr's Geist bebaute und auf denen er die Themata zu seinen Vorlesungen pflückte. Besonders aber war ihm, dem Sohn des Nordens, das nordische Alterthum ins Herz gewachsen und zu ihm kehrte er immer mit besonderer Vorliebe zurück. Während ich in Berlin studirte und bei ihm hörte, las er deutsche Geschichte, nordische Mythologie und Philosophie der Mythologie.

Ganz anders aber als in seinen Vorlesungen spricht sich der Reichthum und die Mannichfaltigkeit seiner geistigen Arbeit in seinen Schriften aus, von denen hier ein annähernd vollständiges Verzeichniß folgt: 1) „Die Staaten des Alterthums und die christliche Zeit" (Heidelberg 1811); 2) „Feodor Eggo, der Untergang der Naturstaaten, dargestellt in Briefen über Niebuhr's Römische Geschichte" (Berlin 1812); 3) „Von dem Glauben, dem Wissen und der Dichtung der alten Skandinavier" (Kopenhagen 1815); 4) „Abhandlungen über nordische Alterthümer" (Berlin 1817); 5) „Geschichte des preußischen Heeres". Erster Theil. Auch unter dem Titel: „Brandenburgisch-preußische Kriegsverfassung zur Zeit Friedrich Wilhelm's des Großen, Churfürsten von Brandenburg" (Berlin 1819); 6) „Sendschreiben an Herrn Dr. Gustav Adolph Stenzel, Privatdocenten an der Universität Breslau" (Berlin 1819); 7) „Deutschland und der Gottesfriede. Sendschreiben an Görres gegen seine letzte Schrift, mit Auszügen aus derselben" (Berlin 1820); 8) „Das Verhältniß der Ostsee und des Rheines zu einander, wie es in der Natur gegründet ist und in der Geschichte seit Jahrhunderten sich bewährt hat" (Berlin 1820); 9) „Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indiern und über den Einfluß der Griechen auf den Gang ihrer Ausbildung" (Berlin 1831); 10) „Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon" (2 Bde., Lemgo 1832/33); 11) „Der siebenjährige Krieg in seinen geschichtlichen, politischen und allgemeineren militärischen Beziehungen dargestellt" (gr. 8°, Lemgo 1834); 12) „Die chinesische Reichsreligion und die Systeme der indischen Philosophie in ihrem Verhältniß zu Offenbarungslehren mit Rücksicht auf die Ansichten von Windischmann, Schmitt und Ritter betrachtet" (gr. 8°, Berlin 1835); „Allgemeine Geschichte der Religionsformen der heidnischen Völker" (I. und II. Theil, Berlin). Auch unter den Titeln: 13) Thl. I. „Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients" (ebd. 1836); 14) Thl. II. „Die Religionssysteme der Hellenen, in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt bis auf die makedonische Zeit" (ebd. 1838); 15) „Die Geschichte der See- und Colonialmacht des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg in der Ostsee, auf der Küste von Guinea und auf den Inseln Arguin und St. Thomas aus archivalischen Quellen dargestellt" (gr. 8°, Berlin 1839); 16) „Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Nach archivalischen Quellen" (Hamburg 1842, 2 Bde.); 17) „Das Verhältniß der christlichen Theologie zur Philosophie und Mythologie nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft" (Berlin 1842); 18) „Die Phantasien des Herrn Gervinus und seiner Freunde über die Geschichte und Verfassung Preußens beleuchtet" (gr. 8°, Berlin 1847); 19) „Die preußische Verfassungsfrage vom weltgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet" (Berlin 1847); 20) „Vom Staatsleben nach platonischen, aristotelischen und christlichen Grundsätzen. Eine staatswissenschaftliche Abhandlung" (1. Thl., gr. 8°, Berlin 1850).

Einzelne Aufsätze Stuhr's, welche die Geschichte der Könige von Preußen Friedrich's I., Friedrich Wilhelm's I., Friedrich Wilhelm's II. und Friedrich

Wilhelm's III., behandeln, finden sich in Brüggemann's Conversationslexikon. Andere Abhandlungen vermischten Inhalts stehen im „Gesellschafter", in der Zeitschrift für speculative Theologie, in der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, in den Hallischen, Deutschen und Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

In Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft haben folgende Artikel St. zum Verfasser: Bd. I (1844) S. 237—282: „Ueber einige Hauptfragen des nordischen Alterthums" (1. Artikel); Bd. III (1845) S. 354—382 (2. Artikel): „Wikingszüge. Fahrten nach dem Osten"; Bd. IV (1846) S. 188—195: „Litteraturberichte" (H. Müller, Das nordische Griechenthum; Obermayer, Teuton; v. Leutsch, Ueber die Belgen des Julius Caesar); S. 275—284: desgl. (Höfler, Kaiser Friedrich II.); S. 472—479: desgl. (J. Greve, Geographie und Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein); Bd. V (1846) S. 172—179: „Macphersons Ossian" (in dieser Abhandlung kündigte St. eingehende Untersuchungen über den Gegenstand an, welche ich damals in Angriff genommen, die aber niemals publicirt worden sind); Bd. VI (1846) S. 94—96: „Recension" von: Bonvent, Extrait d'un manuscript rélatif à la prophétie du frère Hermann de Lehnin; S. 269—285: „Die Bedeutung der finnischen Götternamen Jumala und Ukko".

Gewissenhafte, unermüdliche Forschung und ein ungewöhnlicher Reichthum an neuen, frappirenden Gedanken charakterisiren alles, was St. sprach und schrieb. Dabei verfügte er, wie jeder Gelehrte von Bedeutung, über eine nicht unbeträchtliche poetische Begabung. Als wir eines Abends vertraulich bei einander saßen, brachte er eine dramatische Dichtung, „Balders Tod", zum Vorschein und las mir einige charakteristische Stellen daraus vor. Später gab er mir das in seiner schwer zu entziffernden Handschrift niedergeschriebene Manuscript und meinte, ich solle zusehen, ob etwas daraus zu machen wäre. Das war nun freilich nicht der Fall. Die Dichtung ist eine Oper und ursprünglich auch in dem Titel als solche bezeichnet, also auf musikalische Composition angewiesen. Dabei ist aber der Inhalt nur dem verständlich und zugänglich, der in der nordischen Mythologie vollkommen heimisch ist. Das Werk enthält aber Stellen von tiefster poetischer Empfindung. Es klingt wie die Lieder der Edda, die dem Dichter in Fleisch und Blut übergegangen waren. Damit das Manuscript der Nachwelt nicht verloren sei, habe ich dasselbe mit einer deutlichen Abschrift der großherzoglichen Universitätsbibliothek in Heidelberg zum Geschenk gemacht, wo es der Benutzung von Jedermann zugänglich ist.

Mit außerordentlicher Geisteskraft und Begeisterung für seinen hohen Beruf verband St. einen überaus geraden und redlichen Charakter, ein lebhaft und warm fühlendes Gemüth. Unentwegt wandelte er die ihm vorgesetzte Bahn und sah nicht rechts und nicht links, selbst da nicht, wo Klugheit und Rücksicht auf weltliche Vortheile ihm eine andere Richtung einzuschlagen gerathen hätten. Wer mit ihm in Berührung kam, gewann ihn trotz mancher schroffen, seltsamen Formen bald lieb wegen seiner Offenheit und Redlichkeit, die wenig Schonung, aber auch kein Falsch kannte. In der Wissenschaft führte ihn sein hochflackernder Geist und seine lebhafte Phantasie nicht selten über das angemessene Ziel hinaus. In seinem Urtheil über Collegen war er scharf und absprechend. Er wollte immer zwischen belesen und gelehrt den strengsten Unterschied gemacht wissen und nur wenigen Größen der Wissenschaft das zweite Epitheton zuerkennen. Seine Ideen waren zwar immer neu und geistvoll, nicht selten aber allzu gewagte Erzeugnisse seines lebendigen Geistes. So z. B. wollte er in der Gestalt Hamlet's wie sie die Sage geschaffen, nichts anderes sehen, als die Personification des Schmerzes über Baldur's Tod. In unserem modernen Christenthum vermißte

er mit großem Bedauern die Abwesenheit des dionysischen Elements und verstand darunter die Lebensfreude, die Freude am sinnlichen Genuß des Daseins.

Mancherlei Sonderbarkeiten waren St. eigenthümlich oder stellten sich im Verlauf seines einsamen Junggesellenlebens bei ihm ein. So ging er nie anders als im schwarzen Anzuge mit Frack. Gegen irgend welche Störungen seiner Vorlesungen war er höchst empfindlich und konnte außer sich gerathen, wenn kurz vor dem Schlusse des Collegs die Zuhörer des im Auditorium folgenden Professors die Thüre öffneten und hineinsahen. Er erblickte darin persönliche Chicane. Als junger Privatdocent wurde er von einer merkwürdigen Liebesleidenschaft erfaßt, deren Gegenstand kein geringerer war, als die Prinzessin Alexandrine von Preußen, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III., geboren 1803. Wo die hohe Dame sich damals öffentlich zeigte, folgte ihr in ehrerbietiger Entfernung der schwarzgekleidete junge Professor, mit dem Anblick der angebeteten Frau sich still begnügend. Die Sache war damals in Berlin allgemein bekannt, da jedoch Stuhr's Liebe die Grenze der Harmlosigkeit nicht überschritt, ließ man ihn ruhig gewähren. Zu jener Zeit bewarb sich gerade der Großherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, welcher röthliches Haar hatte, um die Hand der Prinzessin, und ihr ältester Bruder, der damalige Kronprinz, als König Friedrich Wilhelm IV., verfehlte nicht, seinen bekannten Witz leuchten zu lassen in der Bemerkung: „Alexandrine spielt jetzt rouge et noir!“ Uebrigens war der regierende König, der Vater der Prinzessin, Friedrich Wilhelm III., dem stillen Anbeter seiner Tochter von Herzen gewogen und nahm ihm seinen stummen Minnedienst nicht übel. Ich habe selbst in Stuhr's Besitz eine goldene Schnupftabaksdose gesehen, ein Geschenk des Königs, in welche allerlei symbolische Figuren gravirt waren, die sich auf jenes romantische Verhältniß bezogen.

Nach längerer Kränklichkeit starb St. plötzlich am Schlage, am 13. März 1851, an demselben Tage, an welchem die gelehrte Welt Lachmann verlor. Am 16. März wurde sein sterblich Theil auf dem Dreifaltigkeitskirchhofe vor dem hallischen Thore zu Berlin der Erde übergeben; Professor Dr. Nitzsch hielt die Gedächtnißrede.

Koner's Gelehrtes Berlin im Jahre 1845. — Heinsius' Bücherlexikon. — Neuer Nekrolog der Deutschen, XXIX. Jahrg., 1851, Thl. 1, Weimar 1853, S. 224, 225. — Pierer's Universal-Lexikon Bd. 17, 1863. (In der neuen Ausgabe von Kürschner ist der Artikel stark abgekürzt.)

Friedrich Meyer v. Waldeck.

Stuler: Peter St. (Stüler, Stieler), fanatischer Lutheraner; geboren (näheres unbekannt) in Frankfurt a. O., war zuerst Kanonikus am Domstift zu Cöln a. Spr. und Hofprediger, seit 1611 Diakonus an St. Petri zu Berlin, entfernte sich 1615 von dort aus Besorgniß vor Nachstellungen heimlich nach Wittenberg. Er hatte nämlich dagegen gepredigt, daß Bildnisse ꝛc., welche an den Katholicismus erinnerten, aus dem Dome fortgeschafft worden waren. Seine Predigten forderten zum Widerstande auf; wenn der Kurfürst (Johann Sigismund), sagte er u. a., reformiren wolle, dann solle er nach Jülich gehen. Nach seiner Flucht verbarg er sich zunächst in dem bei Berlin liegenden Dorfe Schöneberg und verbreitete das falsche Gerücht, die Kurfürstin (Anna von Preußen) habe ihm selbst zur Flucht gerathen. Sein Haus in Berlin wurde inzwischen der Sammelplatz der Mißvergnügten in der Bürgerschaft, seine Frau, welche einen Ausschank von Bernauer Bier führte, sparte dasselbe nicht, um dem entflohenen Gatten Freunde zu erwerben. Man verschanzte das Stuler'sche Haus und demolirte die Häuser der reformirten Hofprediger Füssel und Fink u. a. Calvinisten. Vom Kurfürsten wurde St. zunächst nur das Halten einer Bier-

stube untersagt; deswegen auf die Milde des Landesherrn bauend, kehrte er zurück und predigte nun offenen Aufruhr, doch der Unwille des Volkes hatte sich ausgetobt. Nun floh er mit Weib und Kind nach Wittenberg. Hier soll er anderweitig befördert worden sein. Weiteres über ihn hat sich nicht ermitteln lassen, doch erwähne ich noch den Leipziger Schöppenspruch, welchen der Kurfürst über ihn unterm 31. August 1615 einholte. Das Urtheil (es soll in der Deutschen Zeitschrift für Kirchenrecht mitgetheilt werden), sprach die Landesverweisung auf die vom Kurfürsten zu bestimmende Zeitdauer aus; doch konnte die Strafe wegen seines Austrittes aus Brandenburg nicht vollstreckt werden. Der sächsische Kurfürst (Johann Georg I.) forderte übrigens unterm 8. April 1616 von seinen Leipziger Schöppen Rechenschaft über ihren Rechtsspruch, weil die Sache einen der wahren evangelischen Religion zugethanen und deshalb bedrängten Prediger betreffe, und erhielt dieselbe unterm 19. darnach.

Bei Zedler ist St. nicht erwähnt, wohl aber bei Streckfuß: 500 Jahre Berliner Geschichte Cap. 9, S. 138. — Müller-Küster, Berliner Chronik Th. 5, S. 528, § 31 und Schmidt, Aeltere Geschichte von St. Petri S. 65. Die den Leipziger Spruch u. s. w. enthaltenden Acten befinden sich im königl. sächs. Hauptstaatsarchive III, 59 a, fol. 8, Nr. 80 (I), 364 ff.

Theodor Distel.

Stüler: Friedrich August St., Architekt, wurde am 28. Januar 1800 als Sohn eines Geistlichen zu Mühlhausen in Thüringen geboren. Ursprünglich für ein wissenschaftliches Studium bestimmt, besuchte er eine Zeit lang das Gymnasium seiner Vaterstadt, ging aber dann nach Erfurt und Berlin, um Mathematik und Feldmeßkunst zu treiben. Nachdem er im J. 1820 das Geometerexamen bestanden und vier Jahre in Weißenfels, Naumburg und Schulpforta praktisch gearbeitet hatte, kam er zur Vollendung seines Studiums auf die Bauakademie nach Berlin, an der er im J. 1827 seine Baumeisterprüfung glänzend bestand. Damals wurde Schinkel auf den jungen Architekten aufmerksam und zog ihn zur Mitarbeiterschaft bei dem Bau des Palais für den Prinzen Karl von Preußen am Wilhelmsplatz in Berlin herbei. In den Jahren 1829—1830 finden wir St. auf Reisen in Frankreich, in der Schweiz und Italien. Noch in Rom erhielt er die Ernennung zum Hofbauinspector. Infolge dessen kehrte er bereits im J. 1830 nach Berlin zurück, wo er bald zum Hofbaurath und Director der Schloßbaucommission vorrückte. Allerdings hatte er, solange Friedrich Wilhelm III. lebte, wenig in dieser Stellung zu thun und fand daher Zeit, sich in Privatbauten, namentlich in Entwürfen zu Villen, zu versuchen. Das änderte sich, als Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam, dessen rechte Hand St. nach dem Tode Schinkel's und Ludwig Persius' in allen Bauangelegenheiten wurde. Es war St. vorbehalten, die zahlreichen Pläne, die der König faßte und zum Theil in ersten Entwürfen zeichnete, umzugestalten und zur Durchführung zu bringen, wozu ihm seine geschmeidige, wenig selbständige, aber auf einem sicheren Schönheitsgefühl ruhende Natur in hervorragendem Maaße befähigte. Nachdem St. im J. 1842 im Auftrage des Königs eine Reise nach England und Frankreich unternommen hatte, um namentlich den Kirchenbau zu studiren, schuf er als erste größere Leistung die Matthäuskirche in der Nähe des Thiergartens. Sein nächstes Werk war das Neue Museum in Berlin, das in den Jahren 1843—1855 unter seiner Leitung erbaut wurde. Ebenso geht die im Frühjahr 1866 in Angriff genommene Berliner Nationalgalerie auf einen von St. bearbeiteten, erst im J. 1865 vollendeten Plan zurück. Lange Zeit beschäftigten ihn die Entwürfe für einen großen protestantischen Dom in Berlin und für den damit in Verbindung zu bringenden Campo santo. Aber obwohl sein Entwurf eines Kuppelbaues mit quadratischem Grundriß und im Halbrund

heraustretenden Chor die Genehmigung des Königs fand, so kam er bekanntlich nur in sehr beschränktem Maaße, d. h. kaum über die Fundamente hinaus, zur Ausführung. Glücklicher war St. mit der Ausführung der Capelle im königl. Schlosse, die von einer achteckigen Kuppel überdeckt wird. Ebenso rührt die innere Ausstattung der Capelle und des weißen Saales von St. her. Seit dem Jahre 1854 auch als Decernent über das Kirchenbauwesen in Preußen thätig, hat St. in Berlin noch die Jakobikirche im Basilikenstil, die Bartholomäuskirche im gothischen Stil und die Marcuskirche im Stil der italienischen Centralbauten der Renaissance entworfen. Sehr zahlreich sind die Bauten, die St. außerhalb Berlins errichtet hat. Unter anderen rührt die Burg Stolzenfels, das Schloß in Erdmannsdorf und in Breslau, sowie die Börse in Frankfurt a. M. und das Nationalmuseum in Stockholm von ihm her. Ebenso wurde das prächtige, von Adolf Demmler begonnene großherzogliche Residenzschloß in Schwerin nach Stüler's Plänen zu Ende geführt. — St. gehörte zu den Architekten, die sich vermöge ihrer Bildung und reichen geschichtlichen Kenntnisse in allen Sätteln zurecht fanden, aber nur wenig eigene, wirklich schöpferische Gedanken gehabt haben. So hat St. wesentlich dazu mit beigetragen, das Ansehen der Schinkel'schen Schule in Berlin und Deutschland zu schwächen und die Unausführbarkeit des Schinkel'schen Grundgedankes, aus hellenischem Geiste heraus die Aufgaben unserer Zeit zu lösen, deutlich zu beweisen. Uebrigens hat sich St. auch als Schriftsteller versucht. Er veröffentlichte ein größeres Werk über das von ihm erbaute Neue Museum in Berlin (Berlin 1860—62), und verbreitete sich in einer am Schinkelfest am 15. März 1861 gehaltenen Rede, die dann im Druck erschien, „über die Wirksamkeit König Friedrich Wilhelm's IV. in dem Gebiete der bildenden Künste". In seiner amtlichen Stellung stieg St. im J. 1848 zum Mitglied des Senats der Kunstakademie empor. Im J. 1849 wurde er Mitdirector der Bauakademie, und im folgenden Mitglied der neuerrichteten technischen Baudeputation des Handelsministeriums. Am Schlusse seines Lebens bekleidete er die Stellung eines Geheimen Oberbauraths. Seinem König, dem er im J. 1858 nach Rom folgte, blieb St. bis in die letzte Zeit, wo sich der Geist Friedrich Wilhelm's IV. mehr und mehr verdüsterte, in unwandelbarer Anhänglichkeit zugethan. Er folgte ihm auch bald ins Grab nach, da ihn am 18. März 1865 ein plötzlicher Tod aus dem Leben abrief.

Vgl. Illustrirte Zeitung Nr. 1137, S. 255—256. Leipzig 1865. — Alfred Woltmann, Die Baugeschichte Berlins (Register). Berlin 1872. — Berlin und seine Bauten. Herausg. vom Architekten-Verein zu Berlin (Register). 2 Theile. 1877. — Adolf Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst III, 343—349. Leipzig 1889.

H. A. Lier.

Stülpnagel: Ferdinand Wilhelm Wolf v. St., königlich preußischer Generallieutenant, wurde am 10. Juli 1781 zu Prenzlau, wo sein Vater, welcher demnächst ausschied, das Familiengut Grünberg in der Uckermark übernahm und dort 1802 starb, als Lieutenant beim Infanterieregimente v. Wunsch in Garnison stand, geboren. Im elterlichen Hause erzogen, trat er am 7. Juni 1794, dem Tage, an welchem er beeidigt wurde, beim Infanterieregimente v. Pirch (Nr. 8), in dessen Listen er schon seit 1793 als Gefreiter-Korporal geführt war, in den activen Dienst, ward am 1. März 1795 zum Fähnrich, am 8. Juni 1797 zum Secondlieutenant befördert und nahm, seit dem 5. November 1804 Premierlieutenant, als solcher im Infanterieregimente Prinz Wilhelm von Braunschweig (Nr. 12), in welches er am 16. Mai 1804 versetzt worden war, am Kriege des Jahres 1806 gegen Frankreich teil. Im November wurde er bei Lübeck verwundet. Am 3. Februar 1808 zum Stabscapitän aufgerückt und gelegentlich der Reorganisation des Heeres beim 2. pommerschen Reservebataillon eingetheilt,

am 20. März 1808 in das Leibinfanterieregiment versetzt, erbat er, als im folgenden Jahre der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich ausbrach, den Abschied, welchen er am 13. Juni mit der Erlaubniß in österreichische Dienste zu gehen erhielt. Seine Absicht, unter den k. k. Fahnen am Kampfe theil zu nehmen, ist aber nicht zur Ausführung gekommen. Ob und inwieweit seine am 5. Februar 1809 erfolgte Verheirathung mit Jeanette v. Blankenstein und ein Versuch durch Selbstbewirthschaftung des von ihm übernommenen Gutes Grünberg die Erträgnisse des letzteren zu vermehren hierbei von Einfluß gewesen sind, war nicht zu ermitteln. Grünberg trat er bald darauf an seinen Bruder ab. Am 14. Februar 1810 kehrte er, als dem 2. ostpreußischen Infanterieregimente aggregirt, in den preußischen Dienst zurück, ward aber schon am 20. Juni d. J. zu den inactiven Officieren versetzt und schied am 10. Juni 1812 zum zweiten Male aus, um in den Reihen des russischen Heeres gegen Frankreich zu fechten. Er wurde hier zunächst am 6. September zum Capitän, bald darauf aber zum Major ernannt und dem mit Errichtung der russisch-deutschen Legion betrauten Herzog Peter von Oldenburg zur Dienstleistung überwiesen. Um die Aufstellung dieser Truppe hat er sich das größte Verdienst erworben. Der Geschichtschreiber derselben (Die kaiserlich russisch-deutsche Legion von Hauptmann B. v. Quistorp, Berlin 1860) sagt über St. (S. 25): „Dieser Officier, fähig und thätig wie er war, hatte in seinem Auftreten etwas Weiches und Förmliches, so daß er bei dem raschen und heftigen Minister v. Stein, mit welchem er öfters in Geschäftsverbindung trat, ein Vorurtheil gegen sich erweckte und für matt und unkräftig gehalten wurde. Desto glänzendere Genugthuung erhielt der Major dadurch, daß der große Mann nachmals sein hartes Urtheil änderte und den Ausspruch that, daß gerade durch v. Stülpnagel's Beharrlichkeit, Geduld und Einsicht die Legion überhaupt so weit gekommen sei, um im Frühjahr nach dem Kriegsschauplatze aufbrechen zu können. Der Kaiser ernannte ihn auf Antrag des Herzogs in Anerkennung dieser Verdienste zum Ritter des Sanct Annenordens II. Classe." Im folgenden Jahre marschirte die Legion, um an dem bevorstehenden Kampfe theil zu nehmen, nach Deutschland, traf während des Waffenstillstandes in der zweiten Hälfte des Juli in Mecklenburg ein und ward der zur Thätigkeit auf dem nordwestlichen Kriegsschauplatze bestimmten Heeresabtheilung des Generallieutenants Graf Ludwig v. Wallmoden-Gimborn zugewiesen, welcher am 28. Juni zu ihrem Chef ernannt worden war. Oberstlieutenant Karl v. Clausewitz stand diesem als Chef des Generalquartiermeisterstabes zur Seite; zu Wallmoden's erstem Generaladjutanten wurde am 15. August 1813 der zum Oberstlieutenant aufgerückte St. ernannt.

Die Aufgabe, welche dem General Graf Wallmoden und seinen Gehülfen zufiel, war keine leichte. Das Armeecorps, so lautete die dienstliche Bezeichnung, war bunt zusammengesetzt. Es bestand aus Russen und Engländern, Preußen und Hannoveranern, Dessauern und Mecklenburgern, Hanseaten und Schweden, fast alles neuformirte Truppen, meist ungenügend ausgebildet, vielfach mangelhaft bekleidet und bewaffnet. Zu den Schwierigkeiten, welche an und für sich vorhanden sind wenn ein Befehlshaber Truppen zu commandiren hat, welche verschiedenen Kriegsherren unterstehen, kam hier noch der Umstand, daß ein Theil der Wallmoden unterstellten Truppen Schweden waren, daß einer seiner Unterführer ein schwedischer General war, zu dessen Division die Schweden, die Mecklenburger und die Hanseaten gehörten, und daß Wallmoden selbst an die Befehle des commandirenden Generals der Nordarmee, des Kronprinzen Karl Johann von Schweden, des früheren Marschalls Bernadotte, gewiesen war, welcher Sonderinteressen verfolgte und allemal die kriegerische Zweckmäßigkeit hintangesetzt zu sehen wünschte, wenn sie sich mit seinen politischen Absichten nicht vertrug. Daß

trotzdem alles zu einem guten Ende geführt wurde und daß Erfolge zu verzeichnen waren wie der im Treffen bei der Göhrde am 16. September 1813 davongetragene, legt ein glänzendes Zeugniß ab für die Leistungen der Truppen und das Geschick ihrer Führung; an letzterer hatten Stülpnagel's Fleiß, Ordnungssinn und Umsicht ihren vollen Antheil. Leichter gestaltete sich die Arbeit, als die Mitte Februar vor Harburg abgelöste Legion nach den Niederlanden abmarschirt war; doch kamen auf diesem Kriegsschauplatze nur noch unbedeutende Gefechte vor. Dagegen trat an die Legionäre nun die Lebensfrage heran, was aus ihnen in Zukunft werden, ob sie in den preußischen, den hannoverschen oder den niederländischen Dienst übergehen oder ob sie den Stamm für die Truppen eines der Gebiete am Rhein bilden sollten, welche dergleichen bis dahin selbständig noch nicht aufgestellt hatten. Der Gedanke, sie auf diese Weise zu erhalten und fortbestehen zu lassen, gehörte St. (Pertz, Leben Stein's III, 584.) Die Mehrzahl der ehemals preußischen Officiere, welche die Tonangeber waren, wünschte natürlicherweise in den Dienst ihrer engeren Heimath zurückzukehren; daß sie dieses Ziel erreichten, haben sie vornehmlich den beharrlichen Bemühungen Stülpnagel's zu danken, welcher dasselbe, sobald sich herausstellte daß sein anfänglicher Wunsch sich nicht verwirklichen lassen würde, nachdrücklichst verfolgte. Er verstand das Interesse der vielbeschäftigten Staatsmänner für die von ihm vertretenen Ansichten zu gewinnen und führte die Angelegenheit zu dem gewünschten Ende. Es geschah in Paris, wohin Wallmoden, nachdem der Friede geschlossen, von St. begleitet, gereist war, um für die Legion thätig zu sein. Am 2. Juni, unmittelbar bevor die Monarchen sich nach England begaben, kam eine Uebereinkunft zwischen Rußland, England und Preußen zu Stande, welche zwar nicht aussprach, daß die Legion in die Dienste des letzteren Staates übergehen solle, diesen Schritt aber vorbereitete. Zunächst nahm die Truppe den Namen „Deutsche Legion“ an und ward dem III. Armeecorps des damals noch russischen Generallieutenants v. Thielmann überwiesen. Mit diesem ward sie der Armee des Niederrheins unter dem preußischen General Graf Kleist v. Nollendorf zugetheilt. St. ging dann mit Wallmoden nach England. Als sie von da zurückkamen, fanden umfangreiche Formations- und Personalveränderungen in der Legion statt, deren Commando, da Wallmoden dasselbe abgab und auch die übrigen älteren Officiere ausschieden, Clausewitz übernahm; St. ward Commandeur des 2. Infanterieregiments, welches den Winter 1814/15 hindurch am Rhein verblieb und, nachdem Napoleon's Wiedererscheinen in Frankreich Beilegung der unter den Mächten schwebenden Fragen und erneute Aufstellung der Heere zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes veranlaßt hatte, am 31. März 1815 als 31. Infanterieregiment endgültig in den Verband des preußischen Heeres aufgenommen wurde. An der Spitze desselben nahm Oberst v. St. an dem nachfolgenden Feldzuge im Verbande des dem General Freiherrn v. Thielmann unterstellten III. Armeecorps theil; zeitweilig befehligte er während desselben die 12. Infanteriebrigade, zu welcher sein Regiment gehörte, und focht bei Ligny und Wavre.

Nach der Rückkehr in die Heimath wurde St. am 8. Mai 1817 zum Inspecteur des Landwehrregiments Gumbinnen, am 2. Februar 1820 zum Commandeur der 1. Landwehrbrigade, am 30. März 1822 zum Generalmajor, genau zehn Jahre später zum Commandeur der 1. Infanteriebrigade, am 5. März 1834 zum Präses der Ober-Militär-Examinationscommission zu Berlin und, nachdem er am 30. März 1837 zum Generallieutenant befördert worden war, am 29. April des nämlichen Jahres zum Director des Allgemeinen Kriegs-Departements im Kriegsministerium ernannt. In dieser Stellung ist er am 29. December 1839 zu Berlin gestorben.

B. Poten.

Stülpnagel: Ferdinand Wolf Louis Anton v. St., preußischer General der Infanterie, Sohn des Vorigen, wurde am 10. Januar 1813 zu Berlin geboren und auf dem Gymnasium zu Königsberg i. Pr. unterrichtet. Nachdem ihm ausnahmsweise gestattet war schon vor Vollendung des 17. Lebensjahres in den Dienst zu treten, ward er am 1. Mai 1829 bei dem zu Königsberg garnisonirenden 3. Infanterieregimente eingestellt und am 21. Februar 1831 zum Secondlieutenant ernannt. Nachdem er seit 1835 Bataillonsadjutant gewesen war, ward er 1838 zum Cadettenhause Berlin commandirt, wo er namentlich Unterricht in der Gymnastik zu ertheilen hatte, und 1840 als Premierlieutenant in das Cadettencorps versetzt. Im nächstfolgenden Jahre vermählte er sich mit einer Tochter des Generallieutenants v. Lossau. Am 24. März 1847 kehrte er als Hauptmann und Compagniechef des in Neu-Ruppin stehenden 24. Infanterieregiments in den Truppendienst zurück und nahm in dieser Stellung 1848 an der Niederwerfung der Aufstände in Berlin und Iserlohn, sowie 1849 in der Pfalz und in Baden theil. In ersterem Jahre fiel ihm die Aufgabe zu, das am 14. Juni verloren gegangene Berliner Zeughaus wieder zu besetzen; auf die Haltung und die Leistungen der von ihm ausgebildeten und geführten Compagnie in letzterem Jahre hat er während seines ganzen Lebens mit berechtigter Genugthuung zurückgeblickt. Der Wunsch, ein besseres Fortkommen in seiner militärischen Laufbahn zu finden als die Heimath ihm zu bieten schien, veranlaßte den Hauptmann v. St. damals, seinen Abschied behufs Uebertrittes in schleswig-holsteinische Dienste zu erbitten. Sein Gesuch wurde jedoch abschläglich beschieden. Nach Beendigung des badischen Feldzuges kam er zunächst nach Spandau in Garnison, wurde 1854 zum Major und Landwehrbataillons-Commandeur in Wriezen ernannt, 1855 in gleicher Eigenschaft nach Berlin, und 1857 in den Generalstab nach Magdeburg versetzt, wo er ein Jahr später Chef des Generalstabes des IV. Armeecorps ward. Die nämliche Stellung ward ihm am 29. October 1859 beim III. Armeecorps in Berlin angewiesen, an dessen Spitze im nächstfolgenden Jahre Prinz Friedrich Karl berufen wurde. Das anfangs kühle und rein dienstliche Verhältniß Stülpnagel's zu seinem Vorgesetzten gestaltete sich bald zu einem sehr innigen und vertrauten, wie es bis zu Beider, im nämlichen Jahre erfolgtem Ableben geblieben ist. Eine Unterbrechung von Stülpnagel's Thätigkeit in jener Stellung erfolgte durch seine am 10. Februar 1863 verfügte Ernennung zum Commandeur des 5. ostpreußischen Infanterieregiments Nr. 41, welcher am 21. Juni 1864 die Beförderung zum Commandeur der 2. Infanteriebrigade folgte. Am 10. December 1864 ward er in den Generalstab zurückversetzt und von neuem als Chef des Generalstabes des III. Armeecorps verwendet. 1859 war er Oberstlieutenant, 1861 Oberst geworden, am 18. Juni 1865 wurde er zum Generalmajor befördert. Als der Krieg von 1866 bevorstand und das Hauptquartier der dem Prinzen Friedrich Karl unterstellten I. Armee gebildet ward, wurde General v. St. zum Oberquartiermeister dieser Armee ernannt. Wenn ihm in solcher Stellung auch nicht vergönnt war selbständige Entschlüsse zu fassen und auf eigene Verantwortung Anordnungen zu treffen, so erwarb er sich doch um die Erfolge der I. Armee auf dem böhmischen und demnächst auf dem ungarischen Kriegsschauplatze hervorragendes Verdienst, welches vom König durch Verleihung des Ordens pour le Mérite anerkannt wurde. Daß Prinz Friedrich Karl den Werth seines treuen Gehülfen zu schätzen wußte beweist der Umstand, daß er letzteren, welcher nach Friedensschluß zunächst das Commando der zu Kassel neugebildeten 44. Infanteriebrigade übernommen hatte, als im Mai 1867 die Stellung des Commandeurs der 5. Infanteriedivision zu Frankfurt a. O. freigeworden war, für diese Stellung erbat. Zunächst mit der Führung der Division beauftragt, wurde St.

am 16. Juni 1867 zu ihrem Commandeur und gleichzeitig zum Generallieutenant ernannt.

An der Spitze derselben sollte er unverwelkliche Lorbeeren pflücken und Früchte ernten, deren Saat er gemeinsam mit dem Prinzen in den vorangegangenen Friedensjahren gesät hatte. Im Verbande des III. Armeecorps und der vom Prinzen befehligten II. Armee, führte er sie im Jahre 1870 in das Feld. Am 16. August, in dem blutigen Ringen bei Vionville-Mars la Tour, fiel ihr der schwerste Theil der Arbeit zu. Mit zäher Standhaftigkeit hielt sie den beim ersten Anmarsche am Morgen jenes Tages gewonnenen Boden fest, und behauptete ihre Stellung gegen die unaufhörlich erneuten Versuche eines übermächtigen Feindes, sich den Weg zu bahnen, der aus der Falle von Metz befreien könnte. Als am Nachmittage sein Feldherr auf dem Schlachtfelde eintraf, durfte St. berichten: „Ich stehe wo ich stand", und durfte versprechen, daß er seinen Platz nicht nur, wie der Prinz wünschte, eine Stunde lang halten, sondern daß er denselben bis auf den letzten Blutstropfen behaupten würde. Seinem mannhaften Ausharren und der Opferfreudigkeit der von ihm geführten Truppen gebührt ein Haupttheil an dem glücklichen Ausgange des Tages. Dem General selbst war ein Pferd unter dem Leibe erschossen, und ein Granatsplitter hatte ihn am Beine contusionirt. Nach der Schlacht blieb die Division vor Metz. So lange das Schicksal der Festung nicht entschieden war, achtete St. die Folgen jener Verletzung und rheumatische Schmerzen, welche ihn plagten, nicht. Als aber Metz gefallen war, ging er nach Wiesbaden. Doch nur für kurze Zeit. Sobald der 5. Division neue Kämpfe in Aussicht standen, war er wieder auf seinem Posten. Bei Beaune-la-Rolande, am 28. November, gab er einen hohen Beweis seiner militärischen Einsicht und seines moralischen Muthes. Trotz des ihm gewordenen Befehles, als letzter Rückhalt für das fechtende X. Armeecorps unter allen Umständen an dem ihm angewiesenen Orte stehen zu bleiben, rückte er, als es ihm richtig erschien den empfangenen Weisungen zuwider zu handeln, vor und griff in den Kampf ein, den er zu Gunsten der deutschen Waffen entschied. Auch an den ersten Decemberkämpfen bei Orléans hatten General v. St. und seine Division ihren Antheil, besonders wichtig und ausschlaggebend aber waren ihre Leistungen in den Januarkämpfen des Jahres 1871, welche mit der Einnahme von le Mans und der endgültigen Niederlage des Generals Chanzy zum Abschlusse kamen. Die Verleihung des Eisernen Kreuzes II. und I. Classe, des Eichenlaubes zum Orden pour le Mérite und andere Auszeichnungen brachten die Anerkennung, welche Stülpnagel's Leistungen gefunden hatten, zu äußerem Ausdrucke; die Stadt Frankfurt ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger.

Nach Friedensschluß kehrte er zunächst in seine alte Garnison zurück, am 19. October 1871 aber wurde er zum commandirenden General des königlich württembergischen XIII. Armeecorps ernannt, welches, auf Grund der aus Anlaß der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches zwischen Preußen und Württemberg getroffenen Vereinbarungen, nach preußischem Muster umgeformt werden sollte. Es war ein Auftrag, für dessen Erfüllung die soldatische Eigenart des Generals ihn weniger geeignet erwies, als für ein Commando in seiner engeren Heimath. Am 24. December 1873 wurde er, nachdem am 2. September dieses Jahres seine Beförderung zum General der Infanterie erfolgt war, von dem Commando in Württemberg entbunden, und daheim mit den Geschäften des Gouverneurs von Berlin und des Chefs der Landgensdarmerie beauftragt. Es war eine Stellung, welche dem an mehr Thätigkeit gewöhnten General nicht zusagte. Er bat daher um seinen Abschied, welcher ihm am 16. October 1875 mit der gesetzlichen Pension und unter Stellung zur Disposition bewilligt wurde; zugleich wurde er zum Chef des 5. brandenburgischen Infanterieregiments Nr. 48

ernannt, welches von 1867—1871 unter seinen Befehlen gestanden hatte. Er erwarb nun das Gut Gehersdorf im Kreise Fraustadt, Provinz Posen, zu dessen Ankaufe ihn eine nach dem Kriege von 1870/71 ihm zu Theil gewordene Dotation von 100,000 Thalern in den Stand setzte, und widmete sich der Landwirthschaft. Aber der Besitz brachte ihm nur Sorgen, keinen Segen. Im März 1882 entäußerte er sich desselben wieder und nahm seinen Wohnsitz in Brandenburg a. H., wo ihm, als Inhaber einer auf die Fürsprache des Prinzen Friedrich Karl nach dem Kriege von 1866 ihm verliehenen Domherrenstelle, eine Curie zur Verfügung stand. Aber schon am 11. August 1885 starb er während eines Badeaufenthaltes auf der Insel Norderney an einer Unterleibsentzündung.

Zu bleibender Erinnerung an seine Verdienste verlieh Kaiser Wilhelm II. am 27. Januar 1889 dem 5. brandenburgischen Infanterieregiment Nr. 48, dessen Chef er gewesen war, für immerwährende Zeiten den Namen „v. Stülpnagel“.

v. Löbell, Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, Jahrgang 1885, Berlin. — W. Bußler, Preußens Feldherren und Helden, 2. Bd. Gotha 1893. B. Poten.

Stülz: Jodocus St., Historiker, geboren am 23. Februar 1799 zu Bezau im Bregenzerwalde (Vorarlberg), † als Propst des Chorherrenstiftes St. Florian in Oberösterreich am 28. Juni 1872. Als Bauernsohn in dürftigen Verhältnissen geboren, gelangte der kluge, kräftige Junge durch Gönnerschaft zur Schulbildung in Kempten, am Innsbrucker Gymnasium (1814) und zu Salzburg (1817). Am 1. October 1820 wurde St. als Noviz in St. Florian eingekleidet, wo er mit seinem Altersgenossen Jos. Chmel (s. A. D. B. IV, 130 bis 132), der bereits 1816 ins genannte Chorherrenstift eingetreten war, zusammentraf und an ihm, dem begeisterten Jünger der Geschichtswissenschaft, bald ein Vorbild hatte. 1824 zum Priester geweiht und mit der Seelsorge, gleichwie mit ökonomischen Stiftssachen betraut, fand St. an dem Conventualen F. X. Kurz († 1843, s. A. D. B. XVII, 419—421), dem verdienten Monographisten Oesterreichs, seinen eigentlichen Lehrmeister im Geschichtsfach, der ihn zu Arbeiten für die Epoche Maximilian's I. anregte. Schon 1828 nahm er Theil an den Arbeiten für die „Kirchliche Topographie Oesterreichs“, begab sich dann 1829 nach Wien, um im dortigen Haus-, Hof- und Staatsarchive Studien zu machen; eine schwere Krankheit nöthigte ihn jedoch, bald ins Stift zurückzukehren. Das Jahr 1833 führte ihn zu München mit bairischen Historikern und Publicisten, so auch mit dem hier lebenden Görres, zusammen. Seine erste geschichtliche Monographie „Geschichte des regulirten Chorherrenstiftes St. Florian“ erschien 1835 (Linz), und ihr folgte fünf Jahre später (1840) die „Geschichte des Klosters Wilsering“, auf Grundlage der seit 1837 an Ort und Stelle betriebenen archivalischen Studien. 1844 Mitglied der bairischen Akademie, 1846 mit dem Titel eines k. k. Reichshistoriographen ausgestattet, erscheint St. 1847 in der Reihe der ersten Mitglieder der Wiener neugegründeten kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Das Jahr 1848, die Abgeordnetenwahl vom 17. Mai in Bregenz, führte ihn einer Thätigkeit zu, der er weder innern Beruf noch Behagen entgegenbrachte. Er mußte im October d. J. den Weg ins Frankfurter Reichsparlament nehmen, dem er im April 1849 gern den Rücken kehrte, um auf dem Rückwege in die Heimath ein Stück Welt, den Niederrhein und Belgien kennen zu lernen, seine Vorarlberger Heimath zu besuchen und in München vorzusprechen. Am 13. Juni 1849 befand sich St. wieder in St. Florian.

Neben wissenschaftlicher Polemik mit Hammer-Purgstall, dessen Werk über Cardinal Khlesl angeblich von St. in den Münchner gelehrten Anzeigen recensirt wurde, mit Karlmann Tangl, in Hinsicht dessen akademischer Publication über

die Eppensteiner, mit Fallmerayer und abgesehen von der Auseinandersetzung mit Matthias Koch, welchen St. als Verfasser der Recension des Hammer-Purgstall'schen Werkes denuncirt hatte, nahmen St. vorzugsweise seine archivalischen Studien zur Geschichte des Bischofs Altmann von Passau, Gerhoh's v. Reichersberg, und der Grafen v. Schaunberg in Anspruch, deren Ergebnisse den Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, historisch-philosophische Classe, einverleibt erscheinen. Als Geistlicher und eifriger Katholik trat St. auf dem Linzer Katholikentage des Jahres 1850 ebenso wie (1856) bei der Generalversammlung der katholischen Vereine zu Linz in den Vordergrund. Auch war er bereits früher als Administrator des Decanates Enns auch mit dessen Schulaufsicht betraut worden. Seit dem Tode des St. Florianer Prälaten Michael Arneth († 1854) bekleidete St. das Amt eines Dechants. Als das Jahr 1858 seine Stiftsgenossen Joseph Chmel, den Vicedirector des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs, und bald darauf seinen besten Freund, den Stiftspropst Friedr. Mayer, dahingerafft hatte, wurde St. am 11. Mai 1859 dessen Nachfolger. 1861—66 Landtagsabgeordneter conservativer Richtung, widmete sich St., abgesehen von seiner Liebe zur Geschichte, die ihn auch einen wesentlichen Antheil an dem Zustandekommen und Fortschreiten des „Urkundenbuches des Landes o. d. Enns" s. 1852, nehmen ließ, den ökonomischen Aufgaben seines Berufes, der Restauration der Stiftskirche u. a. Wiederholt suchte er für sein Körperleiden Zuflucht im Bade Gastein, woselbst ihn auch im Alter von 73 Jahren der Tod ereilte.

Außer den bereits erwähnten historischen Arbeiten, bei denen der Stoff und eine conservativ-kirchliche Anschauung vorwiegen, schrieb er auch eine Abhandlung über den Joh. Georg Erasmus v. Tschernembl (Archiv f. K. österr. G.-Qu.) und litterarische und genealogisch-localgeschichtliche Aufsätze, die im Linzer Musenblatt und in den Historisch-politischen Blättern erschienen.

Das Biographische und das Verzeichniß der Arbeiten im Almanach der kaiserl. Akademie d. Wissensch. vom Jahre 1873 (vom damal. Sect.-Secretär Prof. Dr. Vahlen) und vor allem bei Pailler, Jodok Stülz, Prälat von St. Florian, ein Lebensbild. Linz 1876. — Wurzbach, Biogr. Lexikon XL.

Krones.

Stümer: Johann Daniel St. wurde im J. 1789 zu Frödenwalde bei Liebenwalde geboren. Seine schöne Altstimme und seine musikalische Anlage öffneten schon dem Knaben die Kreise der Zelter'schen Singakademie, und als ums Jahr 1805 das Organ zu einem angenehmen Tenor sich mutirte, erhielt er längeren und sorgfältigen Unterricht bei dem mit der italienischen Gesangsweise wohlvertrauten Capellmeister Vincenzo Righini. Im Frühling 1810 verzeichnet die Berliner Concertchronik der Allgemeinen musikalischen Zeitung zum ersten Male seinen Namen und rühmt die gute Schulung seiner kleinen aber wohllautenden Stimme. Nachdem er auf der Liebhaberbühne der Gesellschaft „Urania" auch als Darsteller seine ersten Versuche gewagt, wurde er am 2. September 1811 zu einem Gastspiel im königlichen Opernhause zugelassen, und als die Probe, die er als Belmonte ablegte, günstig ausfiel, für das Kunstinstitut verpflichtet, dem seine ganze Lebensarbeit gehören sollte. Von wenigen Gastspielreisen, nach Dresden (1817), Wien (1819), Amsterdam (1823), abgesehen, hat er ununterbrochen bis zum Frühjahr 1831 am Berliner Operntheater gewirkt, und in diesem Zeitraum die meisten lyrischen Tenorpartien und auch manche Heldentenorrolle gesungen. Hervorzuheben wären: Belmonte, Tamino, Ottavio, Joseph, Orpheus (1818), Florestan, Pylades, Achill, Cortez, Almaviva, Vivaldo (Mendelssohn's Hochzeit des Gamacho) und vor allem Max in Weber's Freischütz, dem er bei der ersten Aufführung zum Bühnenleben verhelfen durfte. Waren Stümer's Erfolge auf der Bühne häufig durch die geringe Fülle seines

Organs und mancherlei schauspielerische Unzulänglichkeiten beeinträchtigt, so waren dagegen seine Künstlersiege auf dem Gebiete des Oratoriengesanges unbestreitbar. Seine Leistungen in den Händel'schen Oratorien galten seiner Zeit als unübertrefflich. Sein höchster Ruhmestitel aber war die Partie des Evangelisten in Joh. Seb. Bach's Matthäuspassion, die er bei der ersten Aufführung des Werkes nach 100jähriger Ruhe, am 11. März 1829, im Vortrag recht eigentlich zu schaffen hatte. Nach seiner Pensionirung wirkte St. noch bis 1836 als Gesangsmeister der Oper. Auch als Tonsetzer versuchte sich der kunstbegeisterte Mann; ein Verzeichniß seiner Compositionen gibt Ledebur. Er starb am 27. December 1857 zu Berlin.

Ledebur, Tonkünstlerlexikon Berlins S. 580 ff. — Allgemeine musikalische Zeitung 1810—1835. Heinrich Welti.

Stumpf: Andreas Sebastian St., Archivar und Geschichtschreiber. Geboren am 11. Juli 1772 zu Seßlach (in Oberfranken), verlebte er seine Jugend im Hause seines Großvaters, eines Arztes in Würzburg. Der Familienüberlieferung zufolge bestimmte ihn die Strenge, mit der ihn dieser behandelte, aller Wahrscheinlichkeit nach aber auch die mächtige Aufregung der Zeit, das großväterliche Haus bald nach 1790 zu verlassen und sein Glück in der Fremde zu versuchen. Vielleicht nicht zufällig führte ihn sein Weg nach Straßburg, wo er im Hause des Banquiers Türkheim vermuthlich als Hauslehrer Aufnahme fand und zugleich Gelegenheit erhielt, seine Studien fortzusetzen. Als jedoch auch hier die Wogen der Revolution immer höher gingen, wendete St. dem Elsaß den Rücken, und schlug wieder den Weg in sein Heimathland und nach Würzburg ein. Er erscheint hier seit 1794 als Studirender der Rechte, widmete sich aber mit besonderem Eifer den Disciplinen der Geschichte und Diplomatik und suchte zugleich im Dienste der Universitätsbibliothek eine Unterkunft zu finden. Dieses ist ihm auch gelungen, und als er gleichzeitig mit Erfolg sich der Aufhellung der Landesgeschichte hingab, erreichte er bereits im J. 1799 die Erfüllung seines Lieblingswunsches und wurde als zweiter Archivar angestellt. Die Säcularisation des Hochstiftes und der Uebergang desselben an Kurbaiern änderte an seiner dienstlichen Stellung nur insofern etwas, als ihm (1804) in Anbetracht seiner bewährten Kenntnisse zugleich die ordentliche Professur der Diplomatik und vaterländischen Geschichte übertragen wurde. Im J. 1806 treffen wir ihn plötzlich als Landesdirectionsrath in Bamberg. Infolge des Preßburger Friedens hatte bekanntlich Kurbaiern das ehemalige Hochstift Würzburg an den Großherzog von Toscana abtreten müssen und die neue Regierung begünstigte, im Gegensatz zu der bairischen Aufklärungspolitik, unverkennbar restaurative Tendenzen. Dieser Systemwechsel war es offenbar, der St., charaktervoll wie er war, wie so manch andern Anhänger der verdrängten Herrschaft veranlaßte, sich von dem „König“ von Baiern eine entsprechende Verwendung innerhalb seines Staatsgebietes zu erbitten. Die Gewährung dieser seiner Bitte hat ihn zunächst nach Bamberg geführt, aber schon zwei Jahre darauf wurde er als Legationsrath in das Ministerium des Auswärtigen nach München berufen, wo er vermöge seiner gründlichen Kenntnisse in der deutschen Geschichte so recht am Platze war. Dank dieser seiner Eigenschaft wurde er weiterhin im J. 1812 zum Vorstande des Staatsarchivs ernannt, ein Amt, das seinen Neigungen und litterarischen Beschäftigungen mehr als jedes andere zusagte. Schon das Jahr darauf ließ er den ersten Band des bedeutendsten seiner Werke, der „Politischen Geschichte Baierns“ erscheinen, das leider ohne Fortsetzung geblieben ist. Denn auch in München wurde St., trotz der günstigen Verhältnisse, nicht heimisch, er erlangte es, daß er im April 1817 als zweiter Regierungsdirector nach Würzburg versetzt wurde. Es war ihm aber nicht beschieden, sich dieser erwünschten Wendung

seines Geschickes lange zu erfreuen, am 20. April 1820 raffte den schon lange kränkelnden der Tod hinweg.

Vgl. Stumpf's leider lückenhafte Biographie im 12. Bande des Archivs des historischen Vereins von Unterfranken von seinem Sohne Pleikard Stumpf, wo auch die Mehrzahl seiner Schriften aufgeführt ist. Einen Auszug daraus hat derselbe Verfasser in seiner Schrift Denkwürdige Baiern (München 1865) gegeben. Wegele.

Stumpf: Peter Paul St., Bischof von Straßburg, geboren am 21. September 1822 zu Egisheim bei Colmar, † am 10. August 1890 zu Straßburg. Er machte seine vorbereitenden Studien am Colleg zu Colmar und in dem Knabenseminar zu Lachapelle, die theologischen von 1843 an in dem Priesterseminar zu Straßburg und wurde hier 1847 zum Priester geweiht und bald darauf als Vicar am Münster angestellt. 1848 trat er in die von Franz Libermann (s. A. D. B. XVIII, 580) gestiftete und 1848 mit der Congregation vom hl. Geist vereinigte Congregation zum hl. Herzen Mariä und wurde Professor an dem Seminar derselben zu Straßburg, 1854 Superior des Seminars der Congregation zu Rom. Hier erwarb er sich im Collegium Romanum die Würde eines Doctors der Theologie und des kanonischen Rechts. 1864 ernannte ihn der Bischof Räß von Straßburg zum Superior des dortigen Priesterseminars, 1866 zugleich zum Domherrn, und 1876 zum Generalvicar. Diese Stelle gab er 1880, angeblich wegen Kränklichkeit, wieder auf. Am 9. April 1881 wurde er von der Regierung im Einverständniß mit der päpstlichen Curie zum Coadjutor des Bischofs Räß (s. A. D. B. XXVII, 331) ernannt, 13. Mai als Titularbischof von Cäsaropolis präconisirt und 24. August im Münster zu Straßburg von dem Bischof Mermillod von Genf unter Assistenz der Bischöfe Fleck von Metz und Ehrler von Speier consecrirt. Durch ein Breve vom 2. Februar 1883 wurde ihm die volle Verwaltung des Bisthums übertragen; mit dem Tode des Bischofs Räß, 17. November 1887, wurde er dessen Nachfolger.

Holtzmann u. Zöpffel, Lexikon der Theologie S. 992. — Deutsche Reichszeitung 1890, Nr. 221. Reusch.

Stumpf: Johannes St., schweizerischer Historiker; geboren in Bruchsal am 23. April 1500, † in Zürich nach 1574, vermuthlich 1576. Sohn des Hans St., Gerbers und Bürgermeisters in Bruchsal, aus einem ursprünglich in Fuchsstadt im Odenwald ansässigen Geschlechte, erhielt St. in den Schulen seiner Vaterstadt, dann — nicht ohne viele Entbehrungen zu tragen — in Landau, Durlach, Frankfurt a. M. und Straßburg Unterricht, erwarb sich 1517—1520 auf der Hochschule Heidelberg, wo er Studiengenosse von J. Brenz (s. A. D. B. III, 314) war, die zum Berufe eines Geistlichen nöthige Bildung, und trat 1520 in Dienst bei dem bischöflichen Notar in Speier. Hier fand er Gunst bei dem Johannitermeister Johann v. Hattstein, wurde von ihm in den Orden aufgenommen und ins Ordenshaus in Freiburg im Breisgau gesandt, wo er sich dem Predigtamt widmete. In Basel zum Priester geweiht und 1522 als Prior in das Ordenshaus Bubikon im zürcherischen Gebiete versetzt, wurde er im Herbste gl. J. mit dem Pfarramt der Kirchgemeinde Bubikon bekleidet, dessen Collatur dem Orden zustand. Es war die Zeit von Zwingli's erstem Wirken in Zürich. St. schloß sich der Reformation an, führte ihr seine Pfarrgemeinde zu, begleitete 1528 Zwingli, mit dem er nahe befreundet war, zur Disputation nach Bern, und blieb, seit 1532 zugleich Decan des Capitels Ober-Wetzikon, als reformirter Pfarrer während 21 Jahren in Bubikon. 1543 von der zürcherischen Regierung auf die Pfarre Stammheim berufen und 1547 Decan des Capitels Stein, zu welchem seine neue Gemeinde zählte, verwaltete St. auch diese Aemter fast zwei Jahrzehnte lang, bis ihn Abnahme des Gedächtnisses und des Gesichtes Ende

1561 bewogen, um seine Entlassung einzukommen. Er ließ sich jetzt in Zürich nieder, wo man ihn 1548 mit dem Stadtbürgerrechte beschenkt hatte, und brachte daselbst seine übrigen Jahre in einer Zurückgezogenheit zu, die später die irrige Meinung erzeugte und bis 1890 bestehen ließ, St. sei schon 1566 gestorben. Wahrscheinlich erfolgte sein Hinschied (noch 1574 wird ihm eine Rechnung abgelegt) erst im J. 1576. — Eine große Lebensarbeit lag abgeschlossen hinter dem 60jährigen Manne, als er in den Ruhestand trat. Denn während seiner 40 Jahre treuer pfarramtlicher Wirksamkeit hatte St. sich gleichzeitig in beharrlichster Weise mit historischen Arbeiten beschäftigt, die vorzüglich seiner schweizerischen Heimath galten. Schon 1529 empfing er dazu äußerlich Antrieb durch seine Vermählung mit einer Tochter des aus angesehener zürcherischer Familie stammenden Heinrich Brennwald, gewesenen letzten Propstes des 1525 aufgehobenen Chorherrenstiftes Embrach. Brennwald, bis zu seinem Tode († 26. Juli 1551) ein eifriger Sammler geschichtlicher und heraldischer Materialien, hatte u. a. eine schweizerische Chronik angelegt, welche — in wohlerwogener Anordnung — zunächst die Geschichte jedes einzelnen „Ortes“ (Gliedes) der Eidgenossenschaft bis zu seinem Eintritte in den Bund, und in einem zweiten Theile des Werkes die Gesammtgeschichte der Eidgenossenschaft bis auf Brennwald's Zeit (1332 bis 1509) erzählte. Die Chronik (obwohl nur Handschrift) fand solche Beachtung, daß schon 1529 der Rath von Bern bei Zürich mit der Bitte einkam, dieselbe dem Verfasser der neuen amtlichen Stadtchronik von Bern, Valerius Anshelm (s. A. D. B. I, 483), zur Einsicht mitzutheilen, worauf denn auch Anshelm Brennwald's Werk wirklich benutzte. St., dem seines Schwiegervaters Arbeiten zu Gebote standen, unternahm es, in einem größern Werke mit einem summarischen Ueberblicke Europas und der Geschichte Germaniens und Galliens, eine vollständige topographische Beschreibung und Geschichte der Eidgenossenschaft — letztere nach ähnlichem Plane wie Brennwald's Chronik — zu verbinden. 20 Jahre emsiger Arbeit verwandte er auf die Ausführung dieses Unternehmens, unterstützt durch die kundigsten Männer in verschiedenen Theilen der Schweiz. Vadian, den St. 1545 mit Empfehlung von Bullinger besuchte, überließ ihm seine eignen Arbeiten zu ausgiebigster Benutzung; Aegidius Tschudi stellte ihm die selbstgesammelten römischen Inschriften in der Schweiz und Auslegung einer Anzahl von St. copirter Inschriften zu; vieles sammelte St. selbst an Ort und Stelle, wie insbesondere, im Herbste 1544, auf einer Reise über Luzern, Engelberg und die Grimsel ins Wallis, und über Freiburg, Lausanne und Bern heimwärts. Gegen Ende 1546 sah sich St. am Schlusse der großen Arbeit. Mit Vorrede vom 16. November widmete er nun den 13 Orten und den Zugewandten der Eidgenossenschaft sein Werk, das (in den 13 Dedicationsexemplaren unter der Jahrzahl 1547 und) 1548 im Buchhandel unter dem Titel erschien: „Gemeiner loblicher Eydgenossenschaft Stetten Landen und Völkeren chronikwirdiger Thaaten beschreibung“. Zürich, Chr. Froschauer. 2 Bde. fol. Die beiden typographisch schönen Bände sind mit Karten, Städteansichten, Abbildungen kriegerischer und friedlicher Vorgänge, Bildnissen und Wappen, in hübschen Holzstichen reich ausgestattet. Von den 13 Büchern, in die St. sein Werk theilt, sind die drei ersten Europa, Deutschland und Frankreich gewidmet; das vierte erzählt die Geschichte der Schweiz von Cäsar's Zeit an bis auf die Entstehung der Eidgenossenschaft, und die Befreiung der Waldstätte von Oesterreichs Herrschaft (nach Stumpf's selbständiger Ansicht im J. 1314) und schließt mit einer Uebersicht der geographischen Eintheilung des Landes nach „Gauen“ und „Landen“, die Bücher 5—12 sind der topographischen Beschreibung dieser Gaue und der Localgeschichte der beschriebenen Orte gewidmet, und das 13. und letzte Buch führt, zusammenfassend, die Geschichte der Eidgenossenschaft vom Jahr 1314 bis auf

des Verfassers Zeit fort. Noch besaß man damals über die Schweiz und deren Geschichte kein gedrucktes Werk, Hemmerlin's Schrift De Suitensium ortu (s. A. D. B. XI, 723) und die dürftigen Chroniken von Niklaus Schradin (s. A. D. B. XXXII, 440) und Petermann Etterlin (s. A. D. B. VI, 397) abgerechnet. Um so außerordentlicher und willkommener erschien Stumpf's Leistung, die an Fülle der benutzten litterarischen Quellen und des mitgetheilten mannichfachsten Stoffes nichts zu wünschen übrig ließ und, mit einziger Ausnahme des kirchengeschichtlichen, eine sehr sachliche, über nächstvergangne Dinge, wie z. B. die Waldmannische Katastrophe in Zürich, eine sehr vorsichtige Haltung beobachtete. Allgemeiner Beifall wurde St. zu Theil. Zürich ehrte den Verfasser der Chronik durch Schenkung des Bürgerrechtes an ihn und seinen Sohn; Tschudi, der als eifriger Katholik Stumpf's scharfes Urtheil über die katholische Hierarchie und das Mönchsthum mißbilligte, worüber St. ihn durch ein Schreiben nach Entwurf von Vadian zu begütigen suchte, bewahrte St. doch freundschaftliche Gesinnung. Die Chronik von St. blieb fortan bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts das Hauptwerk, aus welchem eingehende Kenntniß der Schweiz und ihrer Geschichte zu schöpfen war, und behielt diesen Charakter neben dem Auszuge, den St. selbst 1554 unter dem Titel: „Schwytzerchronik" (Froschauer, Zürich 1554 u. 1574.) veröffentlichte, und dem allerdings ungleich weiter verbreiteten übersichtlichen Abrisse des Josias Simmler De republica Helvetiorum (s. A. D. B. XXXIV, 355). Eine zweite Ausgabe der Chronik erschien 1586, eine dritte 1606; erstere von Stumpf's Sohne Joh. Rudolf (geboren 1530; 1586—1592 Antistes der zürcherischen Kirche) herausgegeben; letztere von den Pfarrern C. Waser und M. Widler. Beide Ausgaben sind mit Fortsetzung bis auf die Zeit des Erscheinens versehen, stehen aber typographisch und künstlerisch der ursprünglichen sehr nach. Nach Stumpf's Vorgange sind die umfangreichen topographisch-historischen Werke des Campell (s. A. D. B. III, 737) über Rhätien, des J. Rüeger (s. A. D. B. XXIX, 589) über Schaffhausen, des Wurstisen (Urstisius) über Basel angelegt. Außer der Chronik veröffentlichte St. die kleinern Arbeiten: 1541 „Des großen gemeinen Conciliums zu Costanz beschreibung" (Zürich, ohne Jahrzahl. fol.); 1556 „Keyser Heinrych's IV. fünfftzigjährige Historia", eine dem Pfalzgrafen Otto Heinrich gewidmete Uebersetzung der mittelalterlichen „Vita Heinrici imperatoris" (Zürich, fol.) und 1563 „Vom jüngsten Tag und der Zukunfft unsers Hern Jesu Christi". Erst 1573 erschienen im Druck Stumpf's Verse zu Ehren der 13 eidgenössischen Orte, die wohl viel früher, im Zusammenhang mit Ueberreichung seiner Chronik an die 13 Orte und dafür erhaltenen Geschenken, entstanden. Ohne den Namen des Verfassers zu tragen, begleiten sie kleine Prospecte der schweizerischen Hauptstädte und Flecken, die unter dem Titel vereinigt sind: „Die dryzehen Ort der Loblichen Eydgnosschaft des alten Bundes Hoher Teutscher Nation" 2c. (23 Blätter fol. Basel bei Christoffel von Sichem, Formschneider).

Haller, Bibl. der schweiz. Geschichte IV, Nr. 397. — Kirchenrath S. Vögelin, J. Stumpf. Neujahrsblatt der Stadtbibl. Zürich 1836. (Mit Bildniß Stumpf's). — Theod. Mommsen, Inscriptiones Confoederationis helveticae latinae. Turici 1854. — Bibliothekar Dr. H. Escher, Joh. Stumpf's Reisebericht von 1544. Quellen zur Schweizergesch. VI. Basel 1884 und Prof. Dr. G. Meyer v. Knonau, Eine Schweizerreise eines Gelehrten im 16. Jahrh. Jahrb. des schweiz. Alpenclubs XIX. Zürich 1884. (Mit Bildniß Stumpf's.) — Prof. Dr. Fr. S. Vögelin, Wer hat zuerst die röm. Inschriften in der Schweiz gesammelt u. erklärt? Jahrb. f. Schweizergesch. XI. Zürich 1886. — Prof. Dr. Alfr. Stern, Einige Bemerkungen über die sogenannte Brennwald'sche Chronik. Ebendas. XII. Zürich 1887. — Prof. Dr. J. Bächtold,

Johannes Stumpf's Lobsprüche auf die dreizehn Orte nebst einem Beitrag zu seiner Biographie. Neujahrsbl. der Stadtbibl. Zürich 1890. — Ebenders., Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz. Frauenfeld 1892.

G. v. Wyß.

Stumpf: Johannes St., geboren 1587 zu Nemmersdorf in Oberfranken, seit 1613 Rector der lateinischen Stadtschule zu Baireuth, 1618 Diacon der Stadtkirche, 1619 Hospitalprediger, 1625 Superintendent, später Kirchen- und Consistorialrath daselbst. Als die kaiserliche Armee sich im J. 1632 aus Franken nach Sachsen zurückzog und Baireuth durch den Marquis de Grana occupirt wurde, war St. unter den Geiseln, die die hartbedrängte Stadt für die Erlegung einer unerschwinglichen Contribution stellen mußte. Durch barbarische Mißhandlungen halb todt gemacht, wurde St. in diesem Zustande nach Leipzig geschleppt und kam erst nach der Schlacht bei Lützen, Anfang December, nach Baireuth zurück, wo er am 17. dieses Monats an den Folgen dieser grausamen Behandlung starb. Er hat sich um die Organisation des evangelischen Kirchen- und Schulwesens im Fürstenthum Baireuth, vorab in der Hauptstadt desselben, große Verdienste erworben, insbesondere durch die Herausgabe eines Landeskatechismus (1629) und des ersten Baireuther Gesangbuches (1630).

Archiv f. die Gesch. des Obermainkreises I, 3. Christian Meyer.

Stumpf: Johann Georg St., katholischer Theologe und Karthäusermönch, später Professor der Oekonomie und Statistik in Jena und Greifswald, Mitglied mehrerer ökonomischen und gelehrten Gesellschaften, † am 30. Mai 1798. Er war am 1. Januar 1750 zu Würzburg geboren und wurde durch seinen als Kammerdiener bei dem dortigen Weihbischof bediensteten Vater zu einem Berufe im Dienste der Kirche bestimmt. Zur Wahrung dieses väterlichen Wunsches kam er schon früh in die Jesuitenschule, wo er solche Fortschritte machte, daß er noch vor Vollendung des 17. Lebensjahres zum Magister der Philosophie und zum Candidaten des Jesuitenordens ernannt werden konnte. Nachdem er die nächsten vier Jahre dem theologischen Studium gewidmet hatte, entschloß er sich aus Neigung zur Zurückgezogenheit, Mönch zu werden, und ließ sich im J. 1771 als Ordensbruder in der Karthause zu Erfurt aufnehmen. Obwohl er bereits nach vier Jahren in Anbetracht seiner weitgediehenen Studien und seines diensteifrigen Verhaltens zum Ordensvicar befördert und dadurch mit freieren Befugnissen ausgestattet war, so konnte ihm doch das nach den Ordensregeln eingeengte Leben keine Befriedigung auf die Dauer gewähren. Seine Abneigung gegen das geistlose Treiben der Conventualen wurde so mächtig, daß er auf Befreiung aus den Banden des Ordens sann und im Einverständniß mit mehreren Freunden geistlichen und weltlichen Standes den Entschluß zur Flucht fassen mochte. Nach mehreren vereitelten Versuchen konnte endlich im Juli 1781 unter dem Beistande vertrauter Freunde seine Flucht bewirkt und ein sicheres Asyl für ihn auf kursächsischem Boden gewonnen werden. Der weiteren Fürsorge von jener Seite verdankte er bald eine Verwendung als Lehrer am Philanthropin in Dessau, wo er etwa zwei Jahre hindurch hauptsächlich Unterricht in der lateinischen Sprache ertheilte. Während dieser Zeit fand er auch Gelegenheit, einer lebhaft empfundenen Neigung zur Oekonomie Folge zu geben, indem er sich nebenbei mit dem Studium ökonomischer Schriften, sowie mit Gartenbau und Bienenzucht beschäftigte und auch Belehrung im Feldbau bei dem Oberamtmann Holzhausen im benachbarten Orte Gröbzig suchte. Dort wurde sein Interesse für die wirthschaftliche Thätigkeit bald so weit gesteigert, daß er im Herbste 1783 seine Lehrstelle aufgab und sich ganz der Oekonomie widmete, was ihm theils unter Holzhausen's Leitung, theils im Verkehr mit anderen Landwirthen von Distinction erleichtert wurde. Durch Hofrath Schubart von Kleefeld, bei dem er ebenfalls

Belehrung gesucht hatte, sah er sich sodann veranlaßt, einer Aufforderung des Fürsten von Fürstenberg in Böhmen zu folgen, um auf dessen Gütern wirthschaftliche Verbesserungen nach Schubart's Methode einzuführen. Nach drei Jahren von dort zurückgekehrt, ohne in der organisatorischen Function Befriedigung gefunden zu haben, versuchte er es zunächst mit der Bewirthschaftung eines erkauften Gutes, mußte aber wegen Unzulänglichkeit seiner Mittel bald wieder davon abtreten und zog im Herbste 1788 nach Jena, wo er anfänglich sich mit Privatunterricht und mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte. Auf Grund seiner inzwischen erfolgten Ernennung zum Professor der Oekonomie befaßte er sich später auch mit einer Lehrthätigkeit an der Universität und verfolgte dabei den Plan, ein landwirthschaftliches Institut unter Mitwirkung der städtischen Verwaltung ins Leben zu rufen. Seine dortige Wirksamkeit führte indeß, abgesehen von einigen litterarischen Leistungen, in keiner Richtung zu Erfolgen, da er wohl verschiedene Mißgriffe begangen und in studentischen Kreisen kein Interesse für seine ökonomisch-cameralistischen Lehren gefunden haben mochte. Aus dieser mißlichen Lage befreite ihn im Herbst 1794 ein von der Universität Greifswald erhaltener Ruf zur Uebernahme einer Professur für Cameralwissenschaft und Statistik. Hiermit waren ihm schärfer abgegrenzte Aufgaben gestellt, an deren Lösung er vielleicht mit besserem Erfolge gearbeitet haben würde, wenn nicht der Tod seinem Wirken bald ein Ziel gesetzt hätte.

Vgl. Schlichtegroll, Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1798. Leisewitz.

Stumpf: Pleikard Joseph St., Landtagsarchivar und Regierungsdirector, geboren am 6. September 1807 als der Sohn des damaligen königlich bairischen Landesdirectionsrathes und späteren Regierungsdirectors zu Würzburg Andreas Sebastian St., studirte nach dem schon am 16. April 1820 erfolgten Ableben seines Vaters, zu Nürnberg, Neuburg und Würzburg, bezog 1826 die Universität München, wo er, erst ein fröhlicher Burschenschafter, die „Markomannia" (nachmals „Germania") gründete und die Rechte studirte. Dann practicirte St. am Landgericht Würzburg, trat 1832 in den Archivdienst, wurde 1837 Actuar und 1843 (als Georg v. Delling's Nachfolger) Landtagsarchivar zu München, und zwar seit 1845 mit dem Rang eines Regierungsrathes und seit 1871 mit dem Titel eines Regierungsdirectors. Als Schriftsteller bewährte sich St. mit den Monographien über „Das Städtchen Gemünden" (im Archiv des historischen Vereins für Unterfranken III, 56 ff.) und „Bodenlauben" (ebendas. IV, 149), dann verfaßte er das Ehrengedächtniß seines Vaters (ebendas. XII, 298 ff., auch in seinen „Denkwürdige Baiern" S. 378 ff.) und die Nekrologe auf den Staatsmann Graf Hegnenberg-Dux und den Stiftspropst Dr. v. Allioli. Eine ganz vorzügliche Leistung bildet sein „Geographisch-statistisches-historisches Handbuch des Königreichs Baiern", welches, ausgestattet mit 300 Holzschnitten, 1852 zu München (1088 S. 8°) erschien und ganz geeignet war, eine detaillirte Kenntniß des Landes zu verbreiten; obwohl in volksthümlicher Fassung gearbeitet, ist dasselbe doch auf dem gediegensten Boden streng historischer Forschung aufgebaut. Als dann König Maximilian II. durch die Historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften 1860 eine Preisaufgabe setzte für eine Reihe von Lebensbeschreibungen berühmter Baiern, für Darstellungen solcher Persönlichkeiten, deren Wirken für Baiern oder einzelne Theile des Landes von geschichtlicher Bedeutung gewesen, erhielt St. das Accessit für die Vorlage von dreißig populär gearbeiteten Biographien, welche dann bis auf 324 Nummern verstärkt, als „Denkwürdige Baiern" (XVI u. 479 S. 8°. München 1865) erschienen. Da nun diese verdienten Personen aus allen Ständen und Berufsarten (Staatsmänner, Geistliche, Gelehrte, Geschichtschreiber, Dichter, Maler, Tonkünstler, Bildhauer, Industrielle und Erfinder, Architekten und Mechaniker, Krieger

und Humanisten) und zwar aus dem Umfange von wenigstens sechs Jahrhunderten, und zwar ziemlich willkürlich ausgewählt wurden, so reichte die Kraft des Verfassers zur völligen Lösung seiner Aufgabe nicht aus, und es entstand nur ein vielfärbiges, schwerfälliges Buch, welches weder den Fachmännern genügen, noch den gewünschten Weg „zum Herzen des Volkes“ finden konnte. Ein anderes Unternehmen des Verfassers war, aus allen ihm erreichbaren Tagesblättern und Zeitschriften diejenigen Notizen mit genauester und kürzester Quellenangabe zu excerpiren, welche mit der neuesten Geschichte und den Trägern der jüngsten Ereignisse aus allen Radien des Lebens in Beziehung stehen. Das verzeichnete er alles, um Raum und Zeit zu sparen, mit epigrammatischer Kürze auf kleinen, dünnen, nach verschiedenen Branchen alphabetisch geordneten Zettelchen, welche der richtigen Hand ein unschätzbares, hocherwünschtes und unvergleichliches Material bieten. St. war jederzeit im Stande aus diesen Schätzen mit der ihm eigenen Bereitwilligkeit auf jede Anfrage gute Antwort und richtigen Aufschluß zu bieten. Leider blieb diese Sammlung, welche nur durch die eifrigste Fortführung ihren Werth behalten konnte, im Verschluß der Familie. Als Schüler Stumpf's in dieser Manier sammelte gleichfalls der Bibliothekar Anton Gutenäcker mit rastloser Umsicht und verzehrendem Fleiße; leider gelangten nach dessen schon am 16. März 1887 erfolgtem Ableben auch diese Collectanea nicht an die richtige, einer weiteren Benützung zugängliche Adresse. Auch hatte keiner von seinen zahlreichen Freunden Muth, Raum und Zeit, die Arbeit in gleicher Weise fortzusetzen oder etwa gar zu erweitern. Die erfreuliche Nutzbarkeit eines solchen Sammeleifers wäre übrigens klar und einleuchtend genug. St. erhielt von der Akademie der Wissenschaften die Aufnahme als Mitglied und als eifriger Förderer der Gabelsberger'schen Stenographie ein Ehrendiplom des genannten Centralvereins; er bekleidete sein Amt als Landtagsarchivar bis zu seinem am 15. Juli 1877 erfolgten Ableben, mit rühmenswerther Umsicht und Unermüdlichkeit, und gewann die Hochachtung und Verehrung aller Parteien, die in der Kammer der Abgeordneten je vertreten waren.

Vgl. Almanach der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften 1875, S. 373. — Nekrolog im 40. Jahresbericht des histor. Vereins für Oberbaiern 1879, S. 156 ff. Hyac. Holland.

Stumpf: Theodor St., katholischer Publicist, geboren am 13. Juni 1831 zu Soest, † am 25. Juli 1873 zu Coblenz. Er war ein Neffe des 1866 gestorbenen Geheimen Rathes Th. Brüggemann, der ihm seine werthvolle Bibliothek vermachte. Er besuchte 1841—49 das Gymnasium zu Soest, studirte dann zu Münster und Berlin Philologie und bestand 1853 zu Münster das Gymnasiallehrerexamen. Nachdem er zu Paderborn sein Probejahr absolvirt hatte, wurde er zu Coblenz 1854 commissarischer Lehrer, 1856 ordentlicher Lehrer, 1860 Oberlehrer. Er war ein ausgezeichneter Lehrer, namentlich in der Geschichte. Eine Reihe von Jahren war er Vicepräses des Coblenzer katholischen Gesellenvereins; als solcher veröffentlichte er 1857—62 drei Bändchen „Reimspiele des Gesellenvereins“, außerdem ein Volksspiel: „Die Franzosen kommen“, 1861. Für die unter der Redaction des mit ihm befreundeten Fridolin Hoffmann seit 1860 erscheinende Zeitung Kölnische Blätter (später Kölnische Volkszeitung) schrieb er viele Leitartikel groß-deutscher und liberal-katholischer Tendenz, namentlich vom Januar 1861 bis Juli 1865 eine wöchentliche „Rundschau“. Als der Verleger dieser Zeitung eine ultramontane Tendenz gab, begründete Fr. Hoffmann 1870 das kirchlich-politische Wochenblatt Rheinischer Mercur (seit dem Juli 1872 als Deutscher Mercur, Organ für katholische Reformbewegung, in München erscheinend). Auch für dieses Blatt schrieb St. viele Aufsätze (meist mit A. unterzeichnet). Er war auch 1866—73 ein fleißiger Mitarbeiter des Bonner theo-

logischen Litteraturblattes. Als selbständige Schriften veröffentlichte er außer den genannten: „Die politischen Ideen des Nicolaus von Cues“, 1865 (Umarbeitung eines Coblenzer Gymnasialprogramms), und zwei Vorträge: „Die sociale Frage in Vergangenheit und Zukunft“, 1868, und „Die freie Kirche im freien Staate“, 1872 (namentlich über A. Rosmini's Fünf Wunden der Kirche). — 1869 entwarf St. die sog. Coblenzer Laienadresse in Bezug auf das bevorstehende vaticanische Concil, die, nach Berathung mit einigen Gesinnungsgenossen, etwas umgearbeitet, von einer Anzahl von angesehenen katholischen Laien unterzeichnet, dem Bischof Eberhard von Trier und dem Erzbischof Melchers von Köln übersandt wurde (abgedruckt bei E. Friedberg, Actenstücke zum vaticanischen Concil, 1872, S. 268). Im September 1871 betheiligte er sich lebhaft an den Verhandlungen des (ersten Alt-) Katholikencongresses zu München und hielt dort in der zweiten öffentlichen Sitzung im Glaspalaste eine Rede.

Kehrein, Lexikon II, 195. — Deutscher Mercur 1873, 246. Reusch.

Stumpf-Brentano: Karl Friedrich St., namhafter Historiker, trotz seines bürgerlichen Namens von aristokratischer Herkunft, die sich auch in seinem Wesen nicht verleugnete, wurde am 13. August 1829 zu Wien geboren, und erwuchs nach dem frühen Tode seines Vaters unter der liebevollen Fürsorge seiner Pflegemutter Frau v. Lilien. Seine Gymnasialstudien machte er 1839—1845 in dem Convict der Piaristen zu Totis bei Komorn und studirte bis 1851 die Rechtswissenschaft in Olmütz und Wien. Schon in Olmütz aber wandte er sich, angeregt durch die Vorträge des Statistikers Ad. Ficker, mit Vorliebe der Geschichte zu, und in Wien beschloß er, nach der gänzlichen Umgestaltung des Unterrichtswesens, sich ganz dem historischen Lehrfach zu widmen. Er trat deshalb in das neue historisch-philologische Seminar ein (1851), wo Bonitz, Grauert, Jäger seine Lehrer waren; nach glänzend bestandener Lehramtsprüfung wurde er als Amanuensis an der Universitätsbibliothek angestellt, vertrat aber auch im Sommer 1853 als Supplent den erkrankten Professor der Geschichte in Olmütz. Doch sein Streben nach weiterer und tieferer Ausbildung ließ ihn nicht ruhen, und 1854 begab er sich nach Berlin, wo er mit lebhaftestem Eifer die Vorlesungen von L. v. Ranke besuchte, vorzüglich jedoch durch den Verkehr mit Ph. Jaffé die Anregung zu diplomatischen Studien erhielt, welche fortan für ihn bestimmend blieb. 1856 suchte er in Frankfurt a. M. J. F. Boehmer auf, zu welchem er in ein fast kindliches Verhältniß trat; Boehmer, erfüllt von Vorliebe für Oesterreich, fand an dem jungen liebenswürdigen, eifrig patriotischen und katholischen, überaus lebhaften jungen Manne großes Wohlgefallen und beförderte eifrigst seine Studien. Doch beklagte er später auch seine Unbeständigkeit und daß er so schwer zum Abschluß seiner Arbeiten zu bringen sei. Kurze Zeit (October 1856 bis Juli 1857) hat St. eine Professur an der Rechtsakademie in Preßburg versehen, dann kehrte er 1858 nach Frankfurt zurück, um sich unter Boehmer's Obhut ganz den urkundlichen Studien zu widmen. Darauf veranlaßte ihn die mit J. Ficker geschlossene Freundschaft, nach Innsbruck überzusiedeln, wo er 1861 eine Professur für Geschichte und geschichtliche Hülfswissenschaften erhielt; Berufungen von dort nach Bonn und Wien (1873) hat er abgelehnt. Seine akademische Thätigkeit war jedoch oft unterbrochen, besonders nach seiner Vermählung (1862) mit der Tochter von Louis Brentano, welche ihn 1873 zu der Hinzufügung dieses Namens veranlaßte. Seine Frau konnte das Innsbrucker Klima nicht vertragen, weshalb St. sich nun vorzugsweise auf seiner schönen Besitzung Rödelheim bei Frankfurt aufhielt. 1872 wurde er correspondirendes Mitglied der Wiener Akademie und von derselben 1873 zu ihrem Vertreter in der Centraldirection der Monumenta Germaniae erwählt, an deren jährlichen Versammlungen er sich eifrig betheiligte, seit 1877 auch an denen des Verwaltungsausschusses des Germanischen Museums,

immer besonders bemüht, die Beziehungen dieser Unternehmungen zu Oesterreich aufrecht zu erhalten, wofür er nach Kräften thätig war, seiner ganzen Sinnesrichtung entsprechend.

Weit mehr als zum Lehrfach, war St. geneigt und befähigt zu den diplomatisch-historischen Forschungen und ganz vorzüglich zu den Reisen, auf welchen er unermüdlich Bibliotheken und Archive durchforschte und Verbindungen mit Fachgenossen anknüpfte. Von seinen Arbeiten erschien 1860 eine „Kritik von Stadtprivilegien des 12. Jahrhunderts“ (Sitzungsberichte der Wiener Akademie), 1863 „Acta Moguntina“, eine Sammlung von Urkunden, aber die dazu geplante Geschichte der Mainzer Erzbischöfe im 12. Jahrhundert wurde nicht geschrieben. 1873 erschien von ihm in der Historischen Zeitschrift eine scharfe Kritik der Ausgabe der Merowingerdiplome von Karl Pertz, welche zur Anbahnung der neuen Organisation der Monumenta Germaniae beitrug. Zwei, 1874 und 1876 veröffentlichte Schriften über die Würzburger Immunitätsurkunden des 10. u. 11. Jahrhunderts sind mit bedauerlicher Leidenschaftlichkeit und Bitterkeit gegen H. Breßlau gerichtet.

Sein Hauptwerk aber war, und wurde immer mehr, sein seit 1865 erscheinendes Buch über die Reichskanzler, mit welchem Ficker ihn schon bei der ersten Bekanntschaft 1856 beschäftigt gefunden hatte, und welches er damals in Jahresfrist zu vollenden hoffte. Zwar der geschichtliche Theil ist auch hier über die Einleitung nicht hinausgekommen, aber für den 2. Band, die Correctur und Ergänzung von Boehmer's Regesten von 920—1197, und den dritten, welcher eine Sammlung ungedruckter Kaiserurkunden enthält, war er unablässig thätig. Dennoch fehlte noch das von allen Seiten ungeduldig ersehnte Schlußheft, als ihn zu schmerzlichster Ueberraschung nach schwerem Leiden schon am 12. Januar 1882 in Innsbruck ein früher Tod hinwegnahm. Darauf hat J. Ficker mit unendlich mühsamer Arbeit nach flüchtigen Notizen und Vorarbeiten, die noch fehlenden Nachträge und Uebersichten hinzugefügt, und dadurch erst das Werk zu dem gemacht, was es jetzt ist, das unentbehrliche Hand- und Hülfsbuch aller Forscher im Gebiet des früheren Mittelalters. So hat er ein würdiges Denkmal seiner Thätigkeit hinterlassen, wenn er auch den anfangs auf ihn gerichteten Erwartungen nicht vollkommen entsprochen hat.

Eigene Aufzeichnungen Stumpf's, benutzt in C. v. Wurzbach's Biogr. Lexikon des Kaiserth. Oesterreich XL, 197—199; in der Allg. Ztg. 1882, Beil. 88, von W. v. Giesebrecht, Sitz.-Ber. der Münchner Akademie 1882, S. 417—421. — J. Ficker, Schlußbemerkungen zu den Reichskanzlern II, 696—723. — H. Siegel im Almanach d. Wiener Akademie 1882, S. 169 bis 172. — J. F. Boehmer's Leben von Johann Janßen, 1868.

Wattenbach.

Stuntz: Johann Baptist St., Landschaftsmaler und Lithograph, geboren 1753 zu Arlesheim im Bisthum Basel, kam, da sich sein ungewöhnliches Talent zur Landschaftsmalerei offenbarte, frühzeitig zur Kunst. Mit dem Maler Johann Hartmann zu Biel edirte St. eine Reihe Schweizeransichten in Gouache, worunter die Ansicht der St. Petersinsel im Bielersee vielen Beifall fand. Auch 18 Ansichten des englischen Gartens zu Arlesheim, die ebenfalls colorirt erschienen, errangen Theilnahme und Lob. Leider unterbrach die französische Revolution diese erfreuliche Thätigkeit, und St. mußte noch als Mann in den Dreißigern einige Jahre in den Reihen der fränkischen Armee dienen. Im J. 1802 beschloß er zu Straßburg eine Folge von malerischen Rheinansichten herauszugeben, wovon jedoch nur zwei Blätter durch Stich vervielfältigt wurden; auch betrieb er bis 1808 einen kleinen Kunsthandel. Um diese Zeit verließ er Straßburg und zog mit seiner Familie nach München, wo sein am 23. Juli

1792 zu Basel geborner Sohn, der nachmals als Componist und Capellmeister berühmte Joseph Hartmann St., durch König Maximilian eine Stelle erhielt, während die Schwester Elektrine St. (s. A. D. B. VII, 364) unter der Leitung des Vaters sich der Kunst widmete. Vater und Tochter bethätigten sich an der damals rasch aufblühenden Erfindung der Lithographie. Elektrine zeichnete an 100 Blätter, alle nach eigener Erfindung, auf Stein (vgl. Ferchl, Geschichte der ersten lithogr. Kunstanstalt, 1862, S. 69), welche durch die von ihrem Vater errichtete Presse in den Handel kamen. St. druckte auch einen Theil der sog. „Oeuvres lithographiques“, welche Strixner und Piloty nach den alten Handzeichnungen des Kupferstichcabinets herausgaben. St. wurde sogar einer der Theilnehmer dieses Geschäfts, trat aber aus der Gesellschaft, als Chr. v. Mannlich (nach dem Abgange des Baron v. Aretin) die Leitung übernahm. St. besorgte auch eine neue Ausgabe von Dürer's Handzeichnungen zu Kaiser Maximilian's sog. Gebetbuch, und fügte das polyglotte Vater Unser bei (unter dem Titel: „Oratio Dominica Polyglotta“, auch mit englischem Titel, London 1817); St. hatte jedoch nicht Dürer's Originale vor sich, sondern copirte nur Strixner's Platten, wozu seine Tochter Elektrine viele Blätter auf Stein umzeichnete (vgl. über den ganzen weitverzweigten Handel die interessante Beleuchtung in Nagler's Lexikon XVII, 487 und 522) und einige derselben auch mit ihrem Namen bezeichnete. St. malte noch einige Landschaften in Oel, fertigte allerlei Ansichten in Aquatinta und Gouache, blieb dann aber als Künstler unthätig. In seinem am sog. Anger gelegenen Hause trieb er viele Liebhabereien und cultivirte z. B. großartige „Krippenbauten“ zur Weihnachtszeit, eine damals schon gerne betriebene Kleinkunst, welche auch heute noch stark florirt. Seine Tochter Elektrine erwarb als Malerin einen geachteten Namen und wurde 1823 die Gattin des königl. Kämmerers und Vice-Oberststallmeisters Wilhelm Freiherrn v. Freyberg-Eisenberg; sie starb am 2. Januar 1847 auf ihrem Landgut in Thalkirchen bei München, woselbst 1836 ihr Vater sein hochbetagtes Alter beschlossen hatte.

Vgl. Nagler's Lexikon 1847, XVII, 522 und die Erinnerungen der Malerin Louise Seidler, herausgegeben von H. Uhde, S. 200 ff. Leipzig 1874.

Hyac. Holland.

Stunz: Joseph Hartmann St. (Stuntz), geboren am 23. Juli 1792 in Basel, † am 18. Juni 1859 in München, Sohn von Joh. Baptist St. (s. o.). Er kam frühzeitig nach Wien, wo Salieri sein Lehrer wurde, dann nach der bairischen Hauptstadt, wo er den Unterricht P. v. Winter's genoß. Nachdem er wiederholte Reisen nach Italien gemacht, und dort für die Theater in Mailand, Venedig, Turin verschiedene Opern geschrieben, ließ er sich in München nieder. An des infolge vorgerückten Alters zurückgetretenen Ferd. Fränzl's Stelle, dem er schon länger assistirt hatte, wurde er 1824 Vicecapellmeister (Chordirector), und übernahm dann nach Winter's bald darauf erfolgtem Tode, 1826, dessen Functionen als Hofcapellmeister und Operndirigent, allerdings mit sehr geringem und unzureichendem Gehalt. Mit seinem Eintritt in diese Aemter verknüpfte sich eine wichtige Neuerung. Bisher war man in der Capelle gewohnt, daß der Dirigent vom Platze des Concertmeisters aus die Direction des Orchesters mit der Violine besorgte. St. leitete dasselbe aber vom Clavier aus, was großen Widerspruch erregte und sehr unwillig aufgenommen wurde. Als an seine Stelle als Orchesterdirigent später Moralt trat, der wieder zur alten Praxis zurückkehrte, gab sich allgemeine Befriedigung kund. Sein Nachfolger als Vicecapellmeister wurde Aiblinger, in der Oper aber Fr. Lachner (1836), der mit alten Mißbräuchen dann allerdings energisch aufräumte. Die Stellung eines Münchner Hofcapellmeisters war übrigens eine ganz eigenartige. Er hatte nur geringen Einfluß auf das Repertoire und die Rollenbesetzung, dirigirte in der Oper auch fast nie,

sondern mußte nur für Einrichtung und, wurde es nöthig befunden, Umarbeitung oder Bereicherung der Partituren durch Einlagen, für Composition aller Gelegenheitsstücke, deren man am Hofe bei jeder Gelegenheit bedurfte, sorgen, das Einstudiren überwachen und für würdige Darstellung bedacht sein. Auch das wurde nach Lachner's Anstellung anders, der Opern- und Concertdirection allein in die Hände nahm. So blieb die hauptsächlichste Thätigkeit des Hofcapellmeisters auf seinen allerdings sehr in Anspruch nehmenden Kirchendienst beschränkt. Verstimmt durch den ungenügenden Erfolg seiner Opern, von denen er sich so viel erhofft hatte, zog St. sich mehr und mehr aus der Oeffentlichkeit zurück, und beschäftigte sich nur noch mit geistlichen Dingen, wie er denn seine Arbeitskraft zuletzt ausschließlich nur kirchlichen Compositionen widmete. Von diesen wurde aber leider fast nichts veröffentlicht, obwohl ihre Zahl eine sehr große gewesen sein muß. Gedruckt sind nur: „Messe“ (A), „Graduale“, „Stabat mater“, „Grabgesang“ und wenig anderes. Aber bevor er sich nun so vor der Außenwelt mehr und mehr verschloß, widmete er sich einem Gebiete, auf dem er unvergängliches leisten und, obwohl in beschränktem Kreise, wirklich treffliches bieten sollte. Die Jahre seiner Manneskraft fielen in die goldne Zeit des Männergesangs. Er war Zeitgenosse von Mendelssohn, Kreutzer, Fr. Schneider, Dürrner, Silcher, Zöllner, Marschner, Kalliwoda u. a. An jeden dieser Namen knüpft sich die Erinnerung an herrliche Lieder, die heute noch die Herzen derjenigen, die so glücklich waren sie einst zu hören, höher schlagen machen. Die von St. componirten Männerchöre: „Walhallagesang“, „Lied der Landsknechte auf dem Zuge“, „Bairischer Schützenmarsch“ u. s. w. sind voll Frische, Leben, Kraft und Gemüth und, während ihm ein stark humoristischer Zug nicht abging, ohne Sentimentalität oder unkünstlerische Effecte; nirgends offenbart sich in ihnen krankhafte Unnatur. St. war s. Z. der Festcomponist Baierns. Kein Hof- oder Künstlerfest, keine Grundsteinlegung oder Eröffnung der unter König Ludwig I. entstandenen monumentalen Schöpfungen fand statt, ohne daß seine Lieder dabei erklangen. Sonst hatte er, wie schon gesagt, wohl ehrenvolle, aber keine durchschlagenden Erfolge als Tonsetzer zu verzeichnen. Im Sommer 1819 kam er mit seiner jungen Frau erstmalig nach Mailand, um dort seine erste Oper: „La Rappressaglia“ zu vollenden und aufzuführen. Es war ein seltenes Glück, daß er, ein fremder, unbekannter Tonsetzer, der nie eine Oper componirt, gleich für die Scala schreiben durfte. Nur ungern hatte sich die Direction entschlossen, den jungen Mann mit dieser Aufgabe zu betrauen. Aber der Versuch gelang; die dreimal aufgeführte Oper gefiel ziemlich, der Maestro wurde in jeder Vorstellung nach jedem Acte gerufen. Aber diese Erfolge ersetzten ihm nicht, was er als deutscher Tonsetzer an Originalität einbüßte. Wie sich dies Zwitterwesen, dies Entgegenkommen und vollständige Eingehen auf welsche Weise, schon an Hasse, Graun, Schwanberger, Mayer empfindlich gerächt hatte, die so bald fast spurlos vergessen wurden, so auch an ihm, der trotzdem als Operncomponist nie zu rechter Geltung gelangen konnte. Stets bewährte er sich als braver, tüchtiger Tonsetzer, aber wenn man seinen italienischen Opern mehr Gründlichkeit nachrühmte, als denen seiner Collegen, that man ihnen beim Publicum nicht einmal einen Gefallen. So gefielen denn seine Werke immer nur halb; keine einzige seiner nach italienischer Manier reich colorirten Melodien erschien wirklich neu, keine seiner Ideen originell. Man war stets versucht, Reminiscenzen zu wittern, fand alles zu chromatisch, zu verkünstelt, und ein Tadel, der sich schon am Anfang seiner Laufbahn erhebt und bis zum Schlusse derselben laut bleibt, der, daß die ersten Acte seiner Opern, die ersten Theile größerer Werke immer die besten sind, wird bereits frühe erhoben. Zeigen sich solche Krankheitserscheinungen schon in der Jugend, werden sie in der Regel chronisch. Die erste Oper, später

auch in Stuttgart aufgeführt, wurde dort als ein wirklich charakteristisches Tongemälde eines in das Wesen der Kunst tiefer eindringenden Meisters erkannt, dem es weder an Reichthum lieblicher, ungekünstelter Melodien und reizvollen Harmonien, noch an Feuer, Leben und Originalität fehlte, aber Enthusiasmus vermochte sie trotzdem auch hier nicht zu erwecken. Allerdings muß man in Betracht ziehen, daß Sujets und Texte, die St. zu componiren bekam, fast ausnahmslos ohne Interesse und ganz miserabel waren. Merkwürdiger Weise erregten die späteren Werke mehr Interesse als die früheren, besonders ein 1833 componirtes orientalisches Ballet, dem man Neuheit der Gedanken, treffliche Charakterschilderung und wirkungsvolle harmonische Kraft nachrühmte. Ein aus der Zeit der Kreuzzüge stammender Mameluckenmarsch war darin mit großem Geschick verwendet. Kleinere Compositionen wurden in München, Wien, Leipzig, Stuttgart u. s. w. vielfach mit lebhaftem Beifalle aufgeführt, so das „Stabat mater“, die Hymne: „Lobgesang an die Gottheit“, ein höchst phantastischer, origineller und sehr effectvoll instrumentirter Männerchor: „Der wilde Jäger“, mehrere Ouverturen (gedruckt sind Op. 7 in D u. Op. 9 in d), glänzend, feurig, ja prachtvoll und interessant durchgeführt und gearbeitet, einige brillante Streichquartette (eines als Op. 8 edirt) u. s. w. Immerhin aber haben, wie schon gesagt, seine Gesänge für Männerstimmen die nachhaltigste Wirkung gemacht und weiteste Verbreitung gefunden. Seine besten Werke, unstreitig seine Kirchencompositionen, in denen sich Innigkeit der Empfindung und erhabener Schwung mit anmuthiger Form einen, ruhen verstummt. Da sie ungedruckt blieben und infolge dessen nicht in die Welt dringen konnten, ruhen sie nun still in den Archiven kirchlicher Chöre. Die Compositionen von St., von denen man gehört, sind: 1. „La Rappresaglia“, Opera buffa. Text nach dem Französischen „La Revange“; u. d. T. „Il Contraccampio“ m. M. von J. Cordella im Theater Valle in Rom aufgeführt; in Wien u. d. T. „Wiedervergeltung“ u. „Schloß Lowinsky“, letztere März 1824 zur Musik von St., Mailand, Scala, 2. Sept. 1819; München 1823; Stuttgart 1824/25. 2. „Costantino“ von A. Zeno. Op. ser. Venedig, Fenice, Febr. 1820; Padua, Herbst 1821, München 1825. 3. „Heinrich IV. zu Ivry“. Text nach Voltaire's Clarot von J. J. Sandtner. München 1820 und 23. 4. „Elvira e Lucindo“. Op. ser. von Romanelli. Mailand, Scala, 1821. 5. „Argene et Almira“. Turin 1824. 6. „Garibald“. Eigentlich Mozart's „Titus“. Als Festoper zur Feier der 25jährigen Regierung König Max I., mit Grundlegung der Rochlitz'schen Uebersetzung bearbeitet von C. M. Heigel. An Stelle der Seccorecitative waren Dialoge getreten, und St. hatte eine Introduction und das zweite Finale dazu componirt. München, 16. Febr. 1824. 7. „Festdivertissement“. Gedicht von J. J. Sandtner, mit Chören von St.; declamirt von Eßlair. München, 27. Oct. 1825. 8. „Donauweibchen“. Modernisirt, mit neuen Gesängen von St. u. Poißl. 9. „Alasmann und Balsora“. Orientalisches Ballet. München, 24. Nov. 1833. 10. „Ahnen und Enkel“. Festspiel von Ed. v. Schenk zur Vermählungsfeier der Prinzessin Mathilde mit dem Erbprinzen, nachmaligem Großherzog Ludwig III. von Hessen-Darmstadt. 11. „Maria Rosa“ von Lesser. Op. ser. München, 23. Febr. 1845. Man kennt ungefähr 25—30 Männerchöre seiner Composition, auffallender Weise aber fast keine Lieder mit Clavier; doch ist hier noch ein Heft: „6 Notturni für 2 Stimmen“ zu erwähnen. H. M. Schletterer.

Seine Frau Maria, eine geborne Apenburg, genannt v. Schaden aus Nürnberg, in früheren Jahren wegen ihrer seltenen musikalischen Begabung als Sängerin geschätzt, starb am 5. Februar 1878, 79 Jahre alt. Aus dieser Ehe stammten vier Töchter und ein Sohn. Hermione St., geboren 1830 zu München, wendete sich nach dem Vorbild ihrer Tante Elektrine, Freifrau v. Freyberg, zur

Malerei, und sammelte aus dem Gebiete der Landschaft, der Architektur und insbesondere des Stilllebens einen Schatz von Studien, welche sie dann in ihre anspruchslosen Bilder verarbeitete. So vollendete sie z. B. 1860 eine „Dorfgasse aus Südtirol“, eine „Hl. Cäcilia“ und später einige Interieurs und Genrescenen, welche verdiente Würdigung fanden. Das Ende der Künstlerin gestaltete sich zu einer dritthalbjährigen Folter: erblindet und gelähmt starb sie nach unsäglichen Leiden am 9. October 1879 (vgl. Beilage 354 Allg. Ztg., 20. Dec. 1879). Hector St., geboren 1821 zu Mailand, gestorben zu München als Polizeirath am 22. December 1887, war der werkthätigste Förderer, Gönner, Consulent und Ehrenmitglied des „Bair. Veteranen- und Kriegervereins“ und Gründer der Zeitschrift „Der Veteran“. In seiner Stellung als Preßreferent gewann er die Hochachtung und Sympathie Aller, die mit ihm in Berührung kamen (vgl. Nr. 356 Augsb. Abendztg. vom 27. December 1887).

Hyac. Holland.

Stürenburg: Rudolf Diederich St., verdienter Philolog und Schulmann, geboren am 26. April 1811 zu Aurich in Ostfriesland, † am 9. Juni 1856 zu Hildburghausen. St. war der Sohn eines Justizcommissarius. Er erhielt seine erste Schulbildung an dem Gymnasium seiner Vaterstadt, und vollendete dieselbe an der ehemalig sächsischen, jetzt preußischen Landesschule Pforta von 1827—1830. Dieser Anstalt hatte er, wie er selbst gestand, viel zu verdanken, namentlich dem als Gelehrten und Schulmanne gleich ausgezeichneten Rector Dr. Ilgen und dessen Collegen und späterem Nachfolger im Amte, dem „edlen“ Lange. Beide wurden ihm Vorbilder: jener im unermüdlichen Forschen, dieser in der Veredlung des sittlichen Charakters. Darauf studirte St. in Leipzig unter Gottfried Hermann's und Christ. Dan. Beck's Leitung classische Philologie. Noch als Student veröffentlichte er eine mit Anmerkungen versehene kritische Ausgabe einer Rede des Cicero, sowie eine mit Abhandlungen begleitete kritische Ausgabe einer philosophischen Schrift desselben Classikers. („M. Tullii Ciceronis oratio pro A. Licinio Archia poëta. Recensuit Rud. Stuerenburg. Accedunt annotationes.“ Lipsiae 1832. — „M. Tullii Ciceronis de officiis libri III. Recensuit Rud. Stuerenburg. Accedunt commentationes.“ Lipsiae 1834.) Nach vollendetem Studium wurde St. Michaelis 1834 als ordentlicher Lehrer an der großen Stadtschule in Wismar angestellt. Im Herbste des Jahres 1837 erhielt er auf Grund seiner beiden Ausgaben Ciceronianischer Schriften von der philosophischen Facultät der Universität Tübingen die Doctorwürde. In Wismar entstand eine neue Bearbeitung der Rede Cicero's für den Dichter Archias, die St. nunmehr mit deutschen Anmerkungen herausgab. („M. Tullii Ciceronis oratio pro A. Licinio Archia poëta. Mit Anmerkungen vom Gymnasiallehrer Dr. Rudolf Stürenburg.“ Leipzig 1839.) Johannis 1839 folgte St. einem Rufe als Gymnasialdirector nach Hildburghausen. Hier veröffentlichte er außer einigen Schulprogrammen (z. B. „De verbis arcessendi et accersendi“, 1839) eine neue kritische Ausgabe von Cicero's Schrift über die Pflichten mit Commentar. („M. Tullii Ciceronis de officiis libri III. Recensuit Dir. Dr. Rud. Stuerenburg. Accedit commentarius.“ Lipsiae 1843.) Ein von ihm angelegtes Lexikon des Ciceronianischen Sprachgebrauches ist leider unvollendet geblieben. Seiner rastlosen Wirksamkeit wurde durch ein Rückenmarksleiden ein zu frühes Ziel gesetzt; er starb im 46. Lebensjahre, nachdem er kurz vorher unter höchster Anerkennung seiner Verdienste pensionirt worden war. St. besaß hervorragende Kenntnisse in den beiden alten Sprachen; besondere Aufmerksamkeit wandte er grammatischen und synonymischen Fragen zu. Von allen Schriftstellern war ihm Cicero am vertrautesten; auf Grund der sprachlichen Verhältnisse vertheidigte er die Echtheit der Ciceronianischen Rede für den Dichter

Archias — ingenii acumine et doctrinae copia adjutus, wie ihm ein anderer Ciceroforscher (Wilh. Büchner, Commentatio, qua M. Tullium Ciceronem orationis pro Archia poëta auctorem non esse demonstratur, part. I., p. 2. Schwerin 1839) nachrühmte. Seine Belesenheit, sein Sammlerfleiß, seine scharfsinnige Kritik stehen außer Zweifel. Als Lehrer und Schulleiter zeichnete er sich durch einen lebendigen Vortrag, unentwegte Berufstreue und humane Erziehungsgrundsätze aus. Sein sittlicher Charakter machte ihn allen Guten lieb und werth.

Hildburghauser Schulprogramm von 1857. — C. F. Crain, Beiträge zur Geschichte der Wismarschen großen Stadtschule. 2. Abtheilung (Progr.). S. 2—4 u. 31. Wismar 1863. Heinrich Klenz.

Sailer*): Sebastian (Geburtsname: Johann Valentini) S., Kanzelredner, schwäbischer Humorist, Volks- und Dialektdichter, geboren am 12. Febr. 1714 zu Waissenhorn im bairischen Schwaben, † am 7. März 1777 als Capitular in dem Prämonstratenserreichsstifte Obermarchthal in Oberschwaben, widmete sich dem geistlichen Stande und trat frühzeitig in das gen. Kloster ein. Im Besitze einer tüchtigen und vielseitigen Bildung wurde er nach Vollendung seiner Studien und der Priesterweihe Klosterpfarrer, zuletzt lange Jahre zu Dieterskirch. Er ward bald einer der populärsten Kanzelredner in ganz Süddeutschland. Auf seinen vielen Predigtfahrten hatte S. zahlreiche Bekanntschaften mit gelehrten Männern des In- und Auslandes, u. a. auf Schloß Warthausen mit dem bekannten geistreichen Grafen und k. k. Geheimrath Fried. v. Stadion und wahrscheinlich auch mit Wieland angeknüpft. Nach Wien im J. 1767 als Festredner zum schwäbischen Nationsfeste berufen, erhielt er dafür von der dankbaren Landsmannschaft daselbst eine Dose mit der Aufschrift: Ciceroni suevico sowie eine Audienz bei der Kaiserin Maria Theresia. Auf solchen Wegen entstanden die Fest- und Lobreden, von welchen er auf vielfachen Wunsch eine Auswahl unter dem Titel: „Geistliche Reden bei mancherlei Gelegenheiten und über verschiedene Materien gesprochen“ in 3 Bänden herausgab. Sailer's Sprache in diesen Predigten und sonstigen zahlreichen religiösen Schriften ist eigenartig, ziemlich schwerfällig und hart. Die Kanzelreden leiden unter dem hohen Pathos, der Ueberladung, Geziertheit und Schwulst; auch die Orthographie ist regellos und wunderlich. Mehr als diese Arbeiten haben bei der Nachwelt seine komischen Dichtungen in oberschwäbischer Mundart sein Andenken erhalten. S. war von Haus aus eine jovial angelegte Natur, wie er selbst sagt, eine wahre Quecksilbernatur, mit einem guten Körnchen Mutterwitz begabt. Seinem unverwüstlichen, sprudelnden, dabei harmlosen, Niemanden verletzenden Humor entfloß eine Menge jovialer Schöpfungen, weitaus die meisten in oberschwäbischem Dialekte, zunächst in der Volksmundart der Gegend um den Bussen, den hl. Berg von Oberschwaben, geschrieben. S. wußte die Sprache des Volkes unvergleichlich gut zu handhaben. Als Pfarrer mitten unter Land und Leuten stehend, hatte er so recht Gelegenheit, deren Leid und Freud bis auf den Grund kennen zu lernen, die originellen Eigenheiten dem gemeinen Manne abzulauschen, seine Lebens- und Denkweise in voller Ursprünglichkeit in sich aufzunehmen und alle die von ihm so unnachahmlich treu und köstlich gezeichneten Dorfgestalten tagtäglich vor Augen zu haben. Die namhaftesten Stücke Sailer's sind folgende

*) Zu Bd. XXX, S. 192.

Komödien: 1) „Die Schöpfung des ersten Menschen, der Sündenfall und dessen Strafe in 3 Aufzügen“, in welcher S. Gott Vater, den Schöpfer der Welten, oberländisch reden und als urgemüthlichen Bauernschultheißen, der nicht über seinen schwäbischen Dorfhorizont hinaussieht, wirthschaften läßt. Diesen Part pflegte der auch musikalisch gebildete S., die Geige in der Hand, in zahlreichen Gesellschaften ganz allein unter allgemeinem Gaudium aufzuführen, indem er sich zu den nach eigener Composition gesungenen Arien selbst begleitete; 2) „Der Fall Lucifers“ in 2 ebenfalls durchweg gereimten Aufzügen, eine köstliche, aber noch derber wie die „Schöpfung“ gehaltene Travestie in den Himmel verstiegener Menschen, mit ihren sich überfliegenden Gedanken, an welcher nach einer Mittheilung Friedr. Kölle's in der „Pandora“ (Gedenkbuch zeitgen. Zustände u. Schriftsteller ꝛc. I, S. 213) sich schon Goethe höchlichst ergötzt hat; 3) „Die 7 Schwaben oder die Hasenjagd“ in 2 Aufzügen (Prosa mit eingelegten Arien), der köstlich dramatisirte Kriegszug der „unsterblichen Sieben“, voll guter Einfälle mit volksthümlichen Stichelreden und Stammesneckereien, nicht das geringste unter den vielen Volksstücken dieses Namens; 4) „Schwäb. Sonn- und Mondfang“ in einem Aufzug und Prosa, ganz launig dramatisirt und den bekannten verschiedenen schwäbischen Ortschaften nacherzählten Schwank behandelnd, daß sie Sonne, Mond und Sterne auf einem Berge mit Netzen und Stangen einfangen wollten; 5) „Die schwäb. hl. 3 Könige“ in 1 Aufzuge, eine harmlose in Prosa gehaltene, beinahe an die alten Fastnachts- oder Dreikönigspiele erinnernde Burleske voll echter Komik, in welcher, wie in andern Stücken die Engel des Himmels, diesmal die 3 Weisen aus dem Morgenlande als stockschwäbische Bauern aufmarschiren und in welcher Herodes als gutmüthiger Schwachkopf erscheint, der unter dem Pantoffel seiner scharfzüngigen Frau stehend die Hauptkosten des Spaßes trägt; 6) „Die Schultheißenwahl zu Limmelsdorf,“ ein abwechslungsweise hochdeutsch und schwäbisch versificirter Einacter, eine gelungene Satire auf die bei solchen Wahlacten im Schwabenland gern mitspielenden engherzigen Privatinteressen, ein würdiges Seitenstück zu F. J. Wagner's „Schultheißenwahl zu Blindheim“. Hervorzuheben ist ferner noch ein theils schriftdeutsch, theils mundartlich verfaßtes Festspiel „Beste Gesinnungen schwäbischer Herzen“. Dieses Huldigungsgedicht steht im Zusammenhange mit dem Besuch der nachmals so unglücklichen Marie Antoinette im Stift Marchthal am 1./2. Mai 1770 auf ihrer Brautfahrt von Wien nach Paris, wobei S. die Rolle des Festdichters übernommen hatte. — Noch zu seinen Lebzeiten hatte S. wegen des Inhaltes und Tones seiner damals übrigens so gut wie gar nicht im Druck sondern nur in Abschriften verbreiteten Dichtungen, namentlich der „Schöpfung“ mancherlei Anfechtungen seitens solcher zu erfahren gehabt, welche darin eine Profanirung göttlicher Dinge und eine Herabziehung des Heiligen zu finden glaubten. Diese Anklagen wurden zwar durch einen Machtspruch des damaligen Fürstbischofs von Konstanz, Cardinal v. Rodt, niedergeschlagen, erneuerten sich aber über 40 Jahre später bei der ersten Ausgabe von „Sailer's Schriften im schwäb. Dialekt“, allerdings nicht ohne wieder nachdrücklichen Widerspruch hervorzurufen; und auch neuerdings haben sich wieder einige recht schiefe Urtheile über Sailer's Muse vernehmen lassen. Der anspruchslose Marchthaler Conventual selbst hat freilich auf diese seine poetischen Erzeugnisse wenig Werth gelegt und diese Einfälle einer heitern Laune sorglos ihrem Schicksal und der Nachwelt überlassen, ohne daran zu denken, durch sie eine Stelle in der Reihe deutscher Dichter sich zu sichern. Gleichwol hatten aber diese Schätze seiner komischen Ader im Boden der schwäbischen Heimath Wurzel gefaßt, liefen von Hand zu Hand und waren in vielfältigen nach und nach aber ganz verdorben und fehlerhaft gewordenen, unvollständigen, unkritischen und willkürliche

Abweichungen vom Original enthaltenden Abschriften und Flugblättern unter Land und Leuten verbreitet. So wären sie wol mit der Zeit verloren gegangen, wenn nicht in letzter Stunde noch über vier Jahrzehnte nach Sailer's Abscheiden einer der letzten Conventualen des Stifts Marchthal und noch einer der jüngeren Zeit- und Ordensgenossen Sailer's, Pfarrer Sixt. Bachmann, das bleibende Verdienst erworben hätte, die überallhin zerstreuten Dichtungen seines ehemaligen Mitbruders mit vielem Fleiße, soweit dies noch möglich war, zu sammeln und 1819 eine später noch zweimal aufgelegte Ausgabe zu veranstalten. In der Geschichte der Litteratur ist S. gleichwol bisher viel weniger beachtet worden, als er es verdient; denn in der That ist er recht eigentlich der Bahnbrecher der schwäbischen Dialektdichtung. Gerechter als selbst Goedeke ist ihm Heinr. Kurz geworden, der ihn wenigstens öfter als den „Hauptvertreter der schwäbischen Mundart“ anerkennend anführt.

P. Beck, Zum 100jährigen Todestage Sailer's 2c., in Birlinger's Alemannia, V. Jahrg. (1877), S. 104—115. — Derselbe ebd., XIX. Jahrg., S. 35—42: Bibliographie zu Sailer. — Derselbe, Ein Tag aus Marchthal's Klostermauern 2c., in „Alte und neue Welt“, 12. Jahrg. (1878), S. 718 bis 720, 746—752, 755—759. — Dr. Franz Binder im „Deutschen Hausschatz“, III. Jahrg. (1877), S. 667—671, 676—680. — Ed. Vogt, Sailer als Pfarrer, Prediger und Gelegenheitsprediger im „Deutschen Volksblatt“, Jahrg. 1877, Nr. 215—219, 222—243; Jahrg. 1878, Nr. 154—161; Jahrg. 1879, Nr. 27—30 2c. — Von Sailer existiren einige Bildnisse, ein gutes von den Augsburger Künstlern Gottfr. Bernh. Göz und Franz Regis Göz gestochenes Bild von Sailer ist seinem Predigtwerk, ebenso der Jubiläumsschrift beigegeben. P. Beck.

Sayer*): Paul S., Bildhauer, geboren am 13. Juni 1832 zu St. Mergen im Schwarzwald, lernte zuerst bei einem alten Plastiker, welcher in dem ehemaligen Augustinerkloster daselbst sich etablirt hatte, dann bei dem Zeichnungslehrer Geßler zu Freiburg und kam, ausgerüstet mit guten technischen Kenntnissen, 1853 nach München, wo er sich an der Akademie unter Professor Max Widnmann weiter bildete. Fördernden Einfluß übte auch der Verkehr mit Kaspar Zumbusch. In vielversprechender Weise machte sich S. zuerst 1859 bekannt durch eine aus drei Figuren bestehende, „die Treisam“ vorstellende Gruppe: drei auf den Höhen des Schwarzwaldes entspringende Bäche vereinen ihre Wasser am Ausgange des Höllenthales und bilden das genannte Flüßchen, welches, an Freiburg vorbei, das schöne Breisgau durchzieht und durch die Elz in den Rhein sich ergießt. Das gab unserem Künstler die glückliche Idee zu einer ganz classischen, im Geiste von Moriz v. Schwind empfundenen Composition, welche leider jedoch zu keiner größeren Ausführung gelangte. Dagegen erhielt S. zwei Statuen für die Münchener Frauenkirche, deren Restauration damals gerade begonnen hatte. Unter Sayer's weiteren Arbeiten erwarb ihm ein zierlicher kleiner Altar für Seben (bei Maßmünster im Elsaß) einen geachteten Namen, es war ein Flachrelief, welches die Madonna mit dem segnenden Christkinde darstellte, umgeben von singenden und musicirenden Engelchen, die streng typisch stilisirt, einen äußerst zarten und innig-naiven Charakter tragen und wie eine echt altdeutsche Legendendichtung wirken. Weiter modellirte S. eine Reihe von Büsten, z. B. von J. Peter Hebel, Pater Abraham von St. Clara, des Ministerialraths v. Bezold, des Erzgießers Fr. v. Miller (für das Local des Münchener Kunstgewerbevereins), welche ebenso wie das Denkmal für den Geigenbauer Klotz von Mittenwald, in der weltbekannten Miller'schen Anstalt

*) Zu Bd. XXX, S. 462.

in Bronce gegossen wurden; dazu kam der Charakterkopf von Alban Stolz (abermals 1888 in Mamor ausgeführt) und eine colossale Büste Walther's von der Vogelweide (für die Liedertafel zu Innsbruck). Im J. 1875 schuf S. einen „Neptun“ für das Schloß Brannenburg (eine Wiederholung im Botanischen Garten zu München), ein Flachrelief mit dem Bilde des ritterlichen Drachenstecher „Georjus“, das Grabdenkmal des Erzbischofs v. Scherr, mit der lebensgroßen Porträtgestalt desselben, in der Münchener Frauenkirche (1879). Kurz vorher entstanden einige köstliche Terracottenstatuen: ein prächtiger Pifferaro, eine niedliche Italienerin und die imposante Büste einer „Esther“. Eine ganze Reihe von Holzstatuen und Reliefs arbeitete S. für die Altarwerke seines langjährigen treuen Freundes, des rühmlichst bekannten Architekten Joh. Marggraff. Dabei bewies S. eine bewunderungswerthe Treue und Gewissenhaftigkeit und strebte mit der größten Sorgfalt immer, auch bei kleinsten Erzeugnissen, nach der möglichsten Formvollendung und Durchbildung, nie einer Manier oder Phrase zugethan, die ihm auch im Leben unbekannt blieb. Er war ein wahrhafter, reiner, goldechter Charakter, gerade kein Glückskind und durch glänzende Aufträge nicht verwöhnt oder überhastet. Sein Erwerb reichte weitaus zum bescheidenen Genuß des Lebens, zu seinen Reisen und Wanderungen und zum Sammeln einer Menge von Alterthümern und mitunter sehr werthvollen Kunstwerken, an welchen er mit inniger Freude hing. Seine Studienfahrten erstreckten sich wiederholt auf Paris und Wien; Italien und die Rheinlande durchstreifte er nach allen Seiten, immer in der löblichen Intention, sein Wissen und Können zu erweitern und durch neues Studium sich und seine Kunst zu fördern. Zu seinen letzten Arbeiten gehörte eine lebensgroße Büste des Geheimraths und Generalstabsarztes Prof. Dr. v. Nußbaum und das Modell zu einem Grabdenkmal für den verstorbenen Erzbischof Dr. Anton v. Steichele. S. starb nach kurzer Krankheit am 2. October 1890 und nahm den Ruhm mit sich, ein echter, idealer Künstler gewesen zu sein, welcher den Besten seiner Zeit genug gethan, so daß auch fernerhin sein Name in Ehren bleibt.

Vgl. Nr. 274 „Allg. Zeitung“ vom 3. Octbr. 1890. — Kunstvereins-Bericht f. 1890, S. 70. — v. Weech, Badische Biographien, 1891, IV, 364.

Hyac. Holland.

Schenk v. Castel (Kastell)*): Franz Ludwig Sch. v. C., Reichsgraf und Gerichtsherr, vulgo „Malefizschenk“ zu Oberdischingen in Oberschwaben im jetzigen württembergischen Oberamte Ehingen, daselbst geboren am 25. August 1736 und † am 21. Mai 1821. Einem uralten ursprünglich von einer Burg bei Konstanz a. B. stammenden, im J. 1681 durch Leopold I. wegen seiner Verdienste um Kaiser und Reich gegraften schwäbischen — mit dem gleichnamigen fränkischen Hause nicht verwandten und nicht zu verwechselnden — Geschlechte, aus welchem viele geistliche Würdenträger und auch Kriegsleute hervorgegangen, angehörig, hatte er die im J. 1694 — nach andern 1661 oder 1662 — an seine Familie gekommene Herrschaft Dischingen im J. 1764 von seinem Bruder übernommen und seinen Sitz hier aufgeschlagen und den damals noch ganz unbedeutenden Ort mit vielem Aufwand hauptsächlich durch herrschaftliche Bauten in ein gewisses Ansehen gebracht. Noch ziemlich in dieses Jahrhundert hinein hatte der in einer angenehmen, durch viele Alleen verschönerten Gegend gelegene Flecken ein vornehmes kleinresidenzmäßiges Aussehen: eine schöne neue Ortsstraße, ein Schloß mit einem großen, ehemals prächtigen Schloßgarten, ein schloßartiges Amts- und Kanzleigebäude, schöne Gotteshäuser, unter welchen sich besonders die bei dem Schlosse stehende, nach griechischem

*) Zu Bd. XXXI, S. 37.

Geschmack in Rotundenform mit vier Vorsprüngen gebaute, die Figur eines Kreuzes bildende Pfarrkirche zu Mariä Himmelfahrt und hl. Cyrillus auszeichnete und andere Gebäude zierten den Ort, von welchen indeß das schöne neue Schloß im J. 1807, wie man sagt, von entsprungenen Gaunern aus Rache angezündet, eingeäschert und Ruine wurde; sämmtliche Bauten fast ganz das Werk des unternehmenden baulustigen Grafen Ludwig. Das, was ihn aber hauptsächlich bekannt und zu einer vielgenannten und gefürchteten, in Schwaben und darüber hinaus heute unter dem Namen des „Malefizschenk“ (auch „Henkersgraf“) im Volksmunde fortlebenden — sagen wir es geradezu — historischen Persönlichkeit machte, war seine criminalistische Thätigkeit. In den 1760er Jahren erging nämlich, als die beiden Kreiszuchthäuser zu Ravensburg und Buchloe bei dem in Schwaben stark überhandnehmenden Gaunerwesen entfernt nicht mehr ausreichten, ein Schreiben der Stände des schwäb. Kreises mit der öffentlichen Anfrage, ob Jemand zur Erbauung einer Frohnfeste, d. h. eines weiteren Zucht- und Arbeitshauses und deren Verwaltung und Bewachung geneigt wäre. Auf diesen Nothschrei der schwäb. Stände hatte sich kein anderer und geringerer gemeldet, als der Reichsgraf Sch. v. C., großentheils, wie man wol sagen darf, aus purer Liebhaberei, aber auch aus herrschsüchtigem Ehrgeize, sowie infolge eines inneren Dranges, aus den engen, seinem dynastischen selbstherrlichen Geiste längst nicht mehr genügenden Schranken seines Wirkungskreises herauszutreten, und da dies in anderer Weise damals nicht ging, auf dem sich ihm gerade öffnenden Felde der Criminaljustiz in richtigem Instincte, daß hier etwas nicht in Ordnung sei und etwas, ohne noch über das Nähere desselben im Klaren zu sein, geschehen müsse, eine Rolle zu spielen und etwas zu leisten. So kam denn der auch staatsrechtlich merkwürdige Vertrag zwischen dem schwäb. Kreis und seiner Person zu Stande: der Kreis bezahlte die Kosten für den Ausbau und die Einrichtung des neuen großen Zuchthauses in der Grafenresidenz zu Dischingen und leistete zu dessen Unterhaltung, Verwaltung sowie für das nöthige Personal Beiträge und Graf S. übernahm quasi im Accord und Abstrich vollständig selbständig auf eigene Gefahr und Rechnung die Bilanz und Administration des Ganzen. Das Zuchthaus, zu welchem noch vier Blockhäuser für Kranke und zu Isolirzwecken aufgeführt wurden, ward in den 1770er Jahren in Hufeisenform und nach den damaligen neuesten Erfahrungen groß und schön, aber auch bombenfest gebaut und nicht minder zweckmäßig und reinlich eingerichtet. Seine Gefängnißeinrichtung bezeichnete für die damalige Zeit, wo das Gefängnißwesen fast allenthalben noch auf einer tieferen Stufe stand, einen entschiedenen Fortschritt. In erster Linie war es zur Aufnahme und Verwahrung von durch Gerichte des Kreises rechtskräftig abgeurtheilten und nach Dischingen zur Strafverbüßung bezw. Strafvollstreckung, namentlich der Todesstrafe, deren Execution der „Malefizschenk“ persönlich dirigirte, abgeführten Verbrechern bestimmt. Dabei blieb es aber nicht, vielmehr war der Graf alsbald von Anfang an bestrebt, auch die Aufspürung, Verfolgung, Einfangung, Inquisition und Untersuchung durch eigens hierzu angestellte Beamte, und zwar unentgeltlich auf eigene Kosten, Aburtheilung und Justification, somit den ganzen Strafproceß von Anfang bis zu Ende von den mit ihm verbundenen Reichsständen in die Hand zu bekommen, wobei allerdings die schwereren Fälle einer Juristenfacultät zur Urtheilsfällung bezw. Bestätigung übergeben werden sollten. Ebenso suchte er in ziemlich ungenirter autokratischer Weise, wol um das Gebiet gemeinsamer Maßregeln gegen das Verbrecherthum, welches der Obrigkeit immer mehr über den Kopf zu wachsen drohte, möglichst weit zu erstrecken und dabei seiner Anstalt durch die vermehrte Anzahl der Insassen weitere Vortheile zuzuwenden, seinen Wirkungskreis über die Grenzen Schwabens und sogar des hl. römischen Reiches deutscher Nation

auszudehnen; er ging später mit einer Reihe von Schweizerkantonen Justiz- und Auslieferungsverträge ein. Obwol dies Alles weit über die ursprüngliche Abmachung mit dem Kreise hinausging und vom staatsrechtlichen Standpunkt aus die schwersten Bedenken erregen mußte, so ließ man ihn in den damaligen schwierigen Zeiten, wo sich die Ohnmacht der einzelnen kleinen Dominien so recht zeigte und man eines Mannes wie der Malefizschenk, der sein ganzes Leben in den Kampf gegen das Verbrecherthum gestellt, froh sein mußte, einfach gewähren. Außerdem war das Dischinger Institut, um das Maaß voll zu machen, noch eine Art Correctionshaus für lästige und unerträgliche, oft auch geistig nicht ganz richtige Glieder der menschlichen Gesellschaft und eine Unterkunfts- und Erziehungsstätte für die Kinder dort eingesprochener Züchtlinge. Im Einzelnen beruhte die Einlieferung von Verbrechern in seine Anstalt jederzeit auf besondern Verträgen, „Conventionen" oder „Associationen" mit den einzelnen Ständen (Reichsstädten, Fürsten, Grafen, Abteien, Kantonen), worin die gegenseitigen, insbesondere die finanziellen Verpflichtungen auf das allergenaueste bestimmt waren. Solche „Conventionen" hatte der Graf im Verlaufe der Zeit z. B. mit den schweizerischen Kantonen Zürich, Schaffhausen, Schwyz und Appenzell a. Rh. abgeschlossen. So war nach und nach aus kleinen Anfängen eine große Strafanstalt, größer wie die schwäbischen Schwesteranstalten, mit oft über 100 Züchtlingen und gegen 50 Delinquenten entstanden; man hatte bald gespürt, welch kräftige, energische Hand da die Zügel führte. Der Graf, noch in den besten Mannesjahren, war schon äußerlich eine gewaltige Hünenfigur mit scharf und grimmig blickenden Augen, einer wahren Donnerstimme und einer rothen Geiernase, ein Grand-Seigneur vom alten Schlag, voll von Esprit, Muth, Entschiedenheit und beispielloser Energie, welchem das Imponirende des Herrschers wie angeboren war. Ernst, volleifrig und wie ein selbstbewußter Souverän faßte er seine Aufgabe auf; seine natürliche Vorliebe für die Beschäftigung mit dem Spitzbubenthume zeitigte unleugbar in ihm großen Chic und Findigkeit auf dem Gebiete des Fahndungs- und Inquisitionswesens und der gesammten Criminalpolizei; prompt, anstellig, unabläßig und unverdrossen, exact und expedit waltete er seines Amtes, ohne je ein reiner Kanzleimann zu werden; im Gegentheil war er, die auch in ihm schlummernde diplomatische Ader nicht verleugnend, stets klug, berechnend, unter Umständen conciliant, immer eminent praktisch, dabei auch ökonomisch und seine Interessen nicht aus dem Auge verlierend und hatte er sich so nach und nach zu einem ganz exquisiten Geschäftsmann ausgebildet, wie er seinesgleichen in Süddeutschland höchstens an seinen würdigen Mitarbeitern auf dem Felde der Anti-Gaunerei, an dem badischen Hofrath Fr. A. Roth zu Emmendingen und dem württembergischen Oberamtmann Georg Jakob Schäffer von Sulz hatte. Nicht selten griff er selbst unmittelbar in den Gang seiner Justiz ein und zog, furchtlos wie er war, hin und wieder mit seinen Leuten, vor allen mit seinen zwei Hauptthäschern, dem Lautenbacher und „Baireutherle" persönlich auf die Streife, drang in die Raub-, Diebs- und Hehlernester mit der größten Bravour und Unerschrockenheit ein und packte dann und wann selbst mit seiner nervigen gefürchteten Faust zu; wenn er so wie der Blitz in einer Verbrecherhöhle erschien, kam er mit seinen fuchsrothen Haaren allen bösen Gewissen wie der leibhaftige Satanas vor. Seine Leidenschaft, sich zu einer Geißel des Räuberunwesens im Lande zu machen, es bis in seine geheimsten Schlupfwinkel zu verfolgen und nicht zu ruhen, bis er der Verbrecherhydra den Kopf zertreten, ermattete selbst in seinen zunehmenden Jahren nicht. Einmal im Frühsommer 1800 nach dem für die Oesterreicher unter Kray gegen St. Cyr unglücklichen Treffen bei Meßkirch und Biberach passirte ihm, was ihm schon im J. 1796 eines Tages gedroht, das große Mißgeschick, daß die Fran-

zosen in seinen Ort und Burgfrieden eindrangen, plünderten und die in den Blockhäusern verwahrten Sträflinge dem darob entsetzten Gerichtsherrn zum Tort und Trotz laufen ließen, welche dann nur noch zum Theil mit schwerer Mühe wieder beigebracht werden konnten. Das machte ihn indeß nicht muthlos und noch bis in sein hohes Alter hinein hauste er, schließlich mehr oder weniger thatsächlich wenigstens Generaljustizherr in Oberschwaben geworden, von seiner mit Criminalluft geschwängerten Zwingburg in der alten Weise fort. In seinen alten Tagen traf den Gewaltigen, dessen Stimme immer noch wie Donner hallte, ein harter Schlag, das große Herzeleid der Mediatisirung und Unterstellung seiner übrigens nie souverän gewesenen Herrschaft unter die Krone Württemberg. Napoleon räumte nämlich nach und nach mit allen kleinen Herrschaften im schwäbischen Kreise auf, um Baden, Baiern und vorzugsweise Württemberg damit zu vergrößern; und so wurde auch der Malefizschenk — er mochte wollen oder nicht — auf Grund der rheinischen Bundesacte im J. 1806 aus einem deutschen Reichsgrafen ein Vasall des neuen, ihm von früher her schon sehr unsympathischen Königs von Württemberg, und damit war auch das Schicksal seiner Justizherrlichkeit so gut wie besiegelt, denn ein Monarch wie König Friedrich I., seinem Wesen und Charakter nach vielfach dem Malefizschenk ähnlich, hätte niemals einen solchen Eingriff in seine Justizhoheit geduldet. Er wollte zwar nicht daran glauben, und vermeinte, in nicht geringer Selbsttäuschung befangen, „daß selbst die um sich greifenden höheren Mächte sein Institut in besondern Schutz nehmen werden“. Es sollte indeß anders kommen und ihm auch der härteste Schlag nicht erspart bleiben. Schon im J. 1807 wurde zum Theil auf eine Denunciation hin die Verwaltung seiner Criminaljustiz von Seiten der Krone Württemberg einer Untersuchung unterzogen; und wie ein Blitz traf ihn das Jahr darauf ein Rescript seines nunmehrigen Souveräns, welches ihm nicht nur alles Recht absprach, der höchsten Staatsgewalt zuwider eigenes Gericht zu führen und ihm die sofortige Auflösung des Zuchthauses und Einstellung jeder Art von Justizthätigkeit, insbesondere allen und jeden ferneren Verkehres mit auswärtigen Behörden aufgab, sondern sogar noch eine Untersuchung wider denselben wegen der „wirklich schreienden Ungerechtigkeiten und über alle Begriffe gehenden Unordnungen, Willkürlichkeiten und Verzögerungen“ bei seiner Criminaljustizverwaltung einleiten ließ, in der Folge auch die Wegführung der Gefangenen und Suspension der Beamten anordnete — ein Disciplinarproceß, welcher nach vielen, auch mit Familienzerwürfnissen verquickten Kränkungen und Widerwärtigkeiten für den Grafen und nach dessen mannhafter und energischer „Defension“ im Sande verlief, sich in der Hauptsache als eine unbegründete Anklage und mehr wie eine persönliche Rancune ausnahm und bloß mit einer allerdings dem Verklagten sehr schmerzlichen und schier unerträglichen Kostenverfällung und allerdings zum nicht geringen Leidwesen der meisten mit ihm in geschäftlicher Verbindung gestandenen Herrschaften, welche die Aufhebung eines so nützlichen Instituts nicht wollten begreifen können, mit dem definitiven Ende der ganzen Justizherrlichkeit des Grafen endete und wobei es dem König allem nach in der Hauptsache darum zu thun war, dem nicht leicht nachgebenden Grafen ein für allemal seinen königlichen Standpunkt klar zu machen, für die Zukunft jedes Selbständigkeitsgelüste gründlich zu verleiden und ihn gehörig zu demüthigen. Nur mit schwerem unauslöschlichem inneren Groll fand er sich in das Unvermeidliche und in das Aufhören seiner Lieblingsschöpfung; er lebte noch über ein Jahrzehnt, nachdem ihm seine Gemahlin Philippine, geb. v. Hutten, welche ihm 7 Kinder geschenkt, im J. 1813 im Tode vorausgegangen, auf seinen Gütern, sah noch die neue und eine ganz andere Zeit kommen und hörte

stets gern von den ferneren Schicksalen „seiner“ Gauner, that diesem und jenem vom sündigen Nachwuchs derselben auch noch immer manches Gute, hatte doch das Interesse für sie in Wahrheit den Hauptinhalt seines langen und so seltsamen Lebens gebildet. Ueberhaupt war dieser Mann nach dem Ausspruche zuverlässiger Zeitgenossen nicht der Blutmensch, für den er meistens gilt und es war, wie er manchmal bewies, aus seinem Wesen durchaus nicht alle Humanität und Milde gewichen; wenn er auch im großen Allgemeinen bei seinem Strafsystem der Abschreckungstheorie, wie es eigentlich Zeit und Umstände erheischten, huldigte, so hatte er doch den Besserungszweck nie ganz außer Acht gesetzt. Bei einer halbwegs gerechten Würdigung seines Wesens und Wirkens hat man sich vor allem die Zeit, in welcher er lebte und für welche eigentlich ein Mann wie er nöthig war, und die damaligen Rechts-, Staats- und Sittenzustände vor Augen zu halten. In ihm verkörperte sich so recht die hinwegsterbende Energie des 18. Jahrhunderts, zu dessen originellsten Kraftmenschen und „Gewaltigen“ er jedenfalls gehörte; er ist eine überaus markante und in seiner Art gewissermaßen großartige Persönlichkeit, quasi die Verkörperung der hoch- und nothpeinlichen Carolina, welche rücksichtslos ihre Bahn dahinschritt, die Vergangenheit sowie Gegenwart an ihren gefährlichsten und schlimmsten Feinden rächte, die Zukunft, soweit es an ihr war, sicher zu stellen suchte. Originell ist die von ihm, wenn auch aus Liebhaberei getroffene Wahl seines Lebensberufes, beständig mitten unter dem Auswurf der Menschheit zu leben und tagtäglich mit demselben zu verkehren; großartig erscheint er darin, wie er diesem seinem Beruf nachkommt, ja, wie er in demselben ganz aufgeht, sein Vermögen, sein Leben dafür einsetzt, hat er doch darüber sein eigenes Schloß verloren und hundert Todesgefahren bestanden und seine Familie, welche ihren tiefen Widerwillen gegen die Beschäftigung ihres Hauptes nie verwinden konnte, vernachlässigt. Er war beinahe der einzige von allen Mediatisirten, welcher einem so gewaltigen Selbstherrscher wie König Friedrich unerschüttert entgegenzutreten wagte und gegen die Mediatisirung auch seiner merkwürdigen Schöpfung sich mit Leib und Füßen sträubte. Seine Fehler: sein herrisches, keinen Widerspruch vertragendes Wesen, sein hochfahrender Stolz, vielleicht auch seine zuweilen allzuwenig objectiv und allzu subjectiv behandelte Gerechtigkeitsliebe, seine übergroße Strenge sollen nicht verschwiegen bleiben. Wenn auch seine Art von Criminaljustiz, wie er sie sich als Ideal dachte, nicht ganz dem, was sie sein sollte, entsprach und die Spitzbubenliebhaberei als eines seiner Hauptmotive sich bei ihm nicht verkennen ließ, und wenn er freilich oft die Gerechtigkeit, wie er dieselbe aufgefaßt und sich zurechtgelegt, auf die äußerste Spitze getrieben hat, so daß sie nicht selten in starre Härte umschlug, wenn er weiter dabei, wie sich nicht in Abrede ziehen läßt, manchmal auf krummen Wegen und in der Wahl seiner Mittel nicht besonders wählerisch und scrupulös zu Werke ging, so gebührt ihm jedenfalls in der Bekämpfung des zur wahren Landplage in Oberschwaben gewordenen Verbrecherthums das Verdienst der Initiative und ist ihm hauptsächlich zuzuschreiben, daß sich dieses Unwesen in den langen Kriegszeiten nicht noch mehr fühlbar gemacht und schließlich, wie zu befürchten stand, nicht gar Alles außer Rand und Band gebracht hat und überragen diese seine unleugbaren Verdienste um das Gemeinwohl jene Schattenseiten bei weitem. — Dieser Mann hat denn auch auf viele seiner Zeitgenossen und seiner nächsten Epigonen, als eine Erscheinung von fast legendenhafter Erhabenheit und fast providentieller Bedeutung, einen mächtigen, geradezu bannenden, fast fascinirenden Einfluß ausgeübt, so namentlich auf einen der namhaftesten schwäbischen Künstler, den Maler Joh. B. Pflug (s. A. D. B. XXV, 678—688). Diesem hatte es der dämonische Graf mit seinem Jauner- und Gaunerschloß ganz besonders angethan. Der Malefizschenk war es, der den

Maler bei seinen hellen, fröhlichen Darstellungen aus dem Volksleben auf einen düsteren Hintergrund aufmerksam machte — wir meinen auf das Räuberwesen als böse Hinterlassenschaft der langen Kriegszeiten, welchen Pflug dann mit so tiefem, feinem Verständniß in vielen seiner Gemälde, namentlich in den Darstellungen aus dem „Brigantenleben der schwarzen Vere" vergegenwärtigte. Auch in seinen Memoiren (I, 177—190; II, 127—187) hat Pflug dem Grafen ein anmuthiges Denkmal gesetzt. Und — auch sonst noch in Schwaben lebt der Malefizschenk im Munde von Land und Leuten fort und wird nicht so bald aus dem Gedächtniß und der noch recht lebhaften Ueberlieferung entschwinden, wie sein ganz einziges Institut Anspruch auf eine bleibende Stelle in den Annalen der Strafrechtspflege hat.

Außer den bereits genannten Pflug'schen Memoiren: M. Planck, Die Frohnfeste zu Dischingen, in den württ. Vierteljahrsheften für Landesgeschichte, I. Jahrg. (1878), S. 156—166, woselbst auch eine Convention mit der Reichsstadt Dinkelsbühl zum Abdruck gebracht ist; zahlreiches noch zu Dischingen liegendes Actenmaterial (die berühmten Criminalprocesse wider den Tiroler Seppel, Elisabeth Gaßner, die schwarze Liesel 2c.). Das merkwürdige gemeinnützig-großartige Wirken dieses Mannes harrt immer noch einer eingehenden und sachverständigen Darstellung. — P. Beck, Beiträge zur Geschichte des Gesindels in Oberschwaben, in der bes. Beilage des württ. Staatsanzeigers v. 1877, Nr. 16. Auch der Roman hat sich mit dem Malefizschenk beschäftigt, so W. L., Der Graf Schenk v. Dischingen (Ulm 1863) und Schmidt-Weißenfels, Der Graf v. Schenk, im „Sammler" (1880, S. 106 ff.) und des letzteren etwas romanhafte Darstellung in der „Gartenlaube" (Jahrgang 1877, Nr. 23); Cast, Württ. Adelsbuch I, 165—167. — Porträts existiren von S., dagegen haben sich in Kupfer gestochene Bildnisse von ihm nicht auffinden lassen.

P. Beck.

Scherer*): Joseph S., Historienmaler, wurde geboren am 1. November 1814 zu Ettelried bei Dinkelscherben (im bairischen Schwaben) als der älteste Sohn eines Oekonomen, der nicht allein sein kleines Gut wacker bearbeitete, sondern auch als Kleinuhrmacher im besten Rufe stand. Nach der Methode seiner Zeit fertigte der „alte Scherer" alle Theile seiner Uhren bis zum kleinsten Rädchen und zur letzten Schraube mit eigener Hand; er versah auch Zifferblätter und Gehäuse mit Malereien, wie er denn überhaupt allerlei bäuerlichen Hausschmuck, Brauttruhen, Schrankthüren, auch Särge und Grabkreuze mit sinnreichem Bildwerk bemalte und zierte. Da der Junge bald Beihülfe leistete, namentlich in dem dort üblichen Bemalen der Ostereier glänzte und auch einen eigenen neuen Geschmack im Gebrauch der Farben bewies, so entstand die Meinung, derselbe sei zum Maler geboren. Deshalb schickte man ihn 1829 auf die Kunstschule nach Augsburg, wo S. nach dem Vorbilde von L. Hundertpfund und Johann Geyer fleißig fortschritt, obwol er sich seinen Lebensbedarf selbst verdienen mußte. Von da wagte S., welcher im Actzeichnen die silberne und die goldene Medaille erworben hatte, sich mit guter Vorbereitung auf die Akademie nach München, wo er bei dem, allen wirklich strebsamen Talenten so willfährig entgegenkommenden Josef Schlotthauer und Heinrich v. Heß im historischen Fache ebenso in der Technik der Oelmalerei wie des Fresko große Fortschritte machte. Insbesondere folgewichtig für S. gestaltete sich seine Bekanntschaft mit dem Glasmaler Wilhelm Voertl, welcher die von Sigmund Frank neuentdeckte Technik der Glasmalerei eifrigst cultivirte und Scherer's Theilnahme dafür steigerte. Seinen ersten Versuch auf Glas zu malen, machte

*) Zu Bd. XXXI, S. 104.

Scherer mir einem Trinkglas (sogenanntes Bock-Glas), worauf er nach eigener Invention einen Lehrer mit sechs Buben darstellte — eine Incunabel, welche ich später vom Künstler erhielt und im September 1892 als Geschenk in die Sammlungen des Historischen Vereins von Oberbaiern stiftete. Aus der berühmten Sammlung des edlen Sulpice Boisserée copirte nun S. einige Bilder der altdeutschen Schule auf Glasplatten und brannte die Tafeln in einem nach eigener Construction verbesserten Ofen. So entstanden 1837 Copien nach Holbein (Madonna), Memling 1839 (Salvator mundi), Raphael 1840 (Madonna Tempi), Francesco Francia, nach Heinrich Heß (Christnacht), Lucas v. Leyden, Guido Reni 1841 (Assunta), 1842 das „Versteckspiel" nach Meyerheim; dazu kamen später noch (1846) der „Belisar" nach Gerard und „Venus und Amor" nach Correggio; 1848 Raphael's „Giardiniera" (für die Brüder Boisserée). Mit rastlosem Eifer studirte S. die Natur der Farben, ihre Herstellung und die beim Einbrennen derselben vorkommenden Processe und Veränderungen, weshalb er auch durch mehrere Jahre die Vorlesungen des Professor Kaiser über Chemie besuchte, um eine streng wissenschaftliche Basis zu gewinnen. — Nachdem Josef S. kaum seine Existenz begründet hatte, beschloß er auch seinen zweiten Bruder Alois S. (geboren 1819) zur gleichen Ausbildung nach München kommen zu lassen; ihm folgte später noch der jüngere Leo S. (geboren 1827). Sie blieben zeitlebens treulich, in zusammenwirkender Eintracht verbunden. Josef S. malte mehrere religiöse Bilder und Genrestücke eigener Composition, ging dann 1839 nach Wien und Pesth, wo seine Werke durch Erzherzog Franz Karl u. A. aufmunternde Theilnahme und bereitwillige Käufer fanden. In längeren Wanderzügen durchstreifte der Künstler Ungarn um Stoff zu Genrebildern, namentlich zu einem großen „Transport von gefangenen Räubern" zu sammeln; das Bild kam jedoch nicht zu stande, weil S. 1842 einer Einladung nach Athen folgte, um in der Residenz des Königs Otto mehrere Fresken neben Claudius Schraudolph († am 13. November 1891 zu Oberstdorf), Kranzberger, Halbreiter u. A. auszuführen. Hier malte S. (nach Schwanthaler's Skizze) die „Schlacht von Patras", dann nach eigener Composition den „Empfang des Königs Otto bei seiner Landung", ferner verschiedene mythologische Darstellungen und Landschaften. Zwischendurch bereiste S. die griechischen Inseln und malte mit der damals allgemein üblichen Strenge der Zeichnung und Großartigkeit der Auffassung viele herrliche Costümstudien, Architekturen und Landschaften, welche als Material zu künftigen Genrebildern dienen sollten. Ueber Smyrna begab sich der Künstler nach Constantinopel, wo er beinahe ein Jahr verweilte, um mit demselben Eifer kostbare und sorgfältig ausgeführte „Skizzen" zu malen. Endlich riß er sich mit Mühe von dem liebgewonnenen Orient los und entschloß sich zur Rückkehr; S. wählte dazu den Umweg über Malta und Sicilien (dessen Hauptstädte er insgesammt bereiste und zeichnete), Neapel und Rom und von da über Orvieto, Florenz, Mailand und Chur in die Heimath. Hier erwartete ihn schon lange ein schöner und großartiger Auftrag: Es galt vier von Bernhard Neher componirte Cartons als Glasgemälde in die 40 Fuß hohen Fenster der Stiftskirche zu Stuttgart für König Wilhelm auszuführen. Deshalb übersiedelte S. mit seinen Brüdern nach Stuttgart und löste seine Aufgabe in der Zeit von 1847 bis 1853 zur höchsten Zufriedenheit des Monarchen. Dann ließen sich die Brüder, nach einer längeren Studienreise durch Belgien und Holland, zu München nieder und errichteten ein eigenes Atelier für Glasmalerei, aus welchem eine lange Reihe großartiger Leistungen, wozu Josef S. die meisten Compositionen und Cartons eigenhändig zeichnete, hervorgingen. Dazu gehören mehrere 68 Fuß hohe Fenster für die Martinskirche zu Landshut, für Heidelberg (Himmelfahrt des Erlösers, gestochen von Rohrdorf), Buffalo, New-York, Boston, St. Vincent in

West-Moorland, Amsterdam, Augsburg, Salzburg, Passau, Rottenburg a. Neckar, Worms, Bonn u. s. w. Seine eigenen Schöpfungen, wozu auch mehrere Oelbilder gehören, vereinen strenge, ernste Composition, edle Schönheit in den Linien und eine scharf accentuirte Formgebung, insbesondere in den Gewändern, dazu ein blühendes, feingestimmtes Colorit: lauter Vorzüge, welche im Bereiche der Glasmalerei auf den Beschauer eine sympathische Stimmung üben. S. besaß auch im Gebiete der Architektur und Ornamentik eine Fülle von Erfahrungen, die um so schätzenswerther waren, da sie auf den Traditionen der alten Kunst beruhten, denen er mit der größten Pietät folgte. Dabei war sein Streben auf die bestmögliche Durchbildung der Hauptbilder bis ins kleinste Detail der Ornamentik gerichtet; er setzte, obwol solche Leistungen meistentheils doch nur aus der Entfernung zu wirken vermögen, alle Kraft und den größten Fleiß daran, ebenso auf die Glasfläche zu malen, wie auf Leinwand und Holz, also durchsichtige Staffeleigemälde herzustellen, welche in ihrer Ausführung dieselbe minutiöse Ausführung zeigten. Hierin that er sich nie genug, überarbeitete seine Glas-Platten und -Tafeln, welche er immer wieder neu zusammenstimmte, abdämpfte und in Effect setzte, bis er sie endlich in den Ofen brachte. Bei seinen eigenen Compositionen sah er sorgfältig darauf, daß die Figuren durch Windstangen und Verbleiung nicht störend durchschnitten wurden und durch ungezwungene Plastik wirkten. Es lag etwas in ihm von der subtilen Unermüdlichkeit der alten deutschen Meister, welche alle Partien, auch die sonst minder dem Augenschein zugänglichen Theile mit demselben minutiösen Fleiße behandelten. So bildete seine Technik einen Gegensatz zur neueren Glasmalereimethode, welche sich fast nur zu bereitwillig mit einem durch virtuose Farbenwirkung bloß decorativ wirkenden Effect begnügt. Als Musterbild seiner Leistungen schuf er nach eigener Composition eine thronende „Madonna“, halblebensgroß, mit reicher architektonischer Umgebung und einem mosaikartigen Hintergrunde (angekauft von Bischof Heinrich Hofstätter in Passau) und die lebensgroße Einzelfigur der hl. „Elisabeth“ (im Auftrage des Professors Dr. Ernst v. Lasaulx für das Kloster der Barmherzigen Schwestern zu Coblenz). Als Nachklang seiner griechischen Erinnerungen entstand eine „Palikaren-Familie“, wobei das glühende Sonnenlicht in die kühle Stube der spinnenden Frau einfluthet und die friedlich heitere Scene in hinreißende Wirkung versetzt (auch als Stahlstich von C. Oertinger in dem von C. Kneller und G. Wöhrn herausgegebenen „Kunst- und Unterhaltungs-Blatt“, Stuttgart 1852). Darüber trat die ihm liebgewordene Oelmalerei freilich in den Hintergrund seiner vielseitig bewegten Thätigkeit; mit Freude ergriff er jede Gelegenheit und malte außer einigen Bildnissen die Flügelaltar-Bilder für den Dom zu Augsburg mit dem Gruß des Engels als Mittelbild und je zwei Kirchenvätern auf den Seitenflügeln (vgl. Nr. 28 Ueber Land und Meer, 1865. Gleichzeitig besorgte S. mit großer Pietät und Stiltreue die Restauration der auf der Westseite des Augsburger Domes durch Hagelschlag schwer beschädigten alten Glasgemälde). Die Hauptleistung fiel dabei freilich auf Leo S., welcher längere Zeit unter Albert Graefle sein mit feinem Farbensinne begabtes Talent weiter bildete und schließlich seine Thätigkeit ganz in die Werkstätte des Bruders verlegte. Wie im Atelier des Schlachtenmalers Albrecht Adam die Söhne an den großen Schöpfungen ihres Vaters einen gewichtigen Antheil nahmen und in neidloser Mitarbeiterschaft zusammenhielten durch das gleiche familiäre Feuer der Dankbarkeit und der Schaffensfreudigkeit, so schufen die Brüder S. in treuester Einigkeit und bewunderungswerther Selbstlosigkeit an ihren großen Aufgaben und Werken. Sie unterordneten sich aus freiem Willen, Jeder that und leistete willig sein Bestes, Jeder trat in seine je von den Umständen bedingte Thätigkeit, aber für die ganze Zeit seines Lebens, etwa in

derselben Weise, wie Friedrich Rückert von den deutschen Malern rühmte, als sie 1818 zu Rom ein freilich nur vorübergehendes Künstlerfest rüsteten. „Jeder stand an seiner Stelle, ohne daß er die bestritt, die sein Nachbar eingenommen, Keinem schien sein Amt gering; weil dem Ganzen jeder diente, ehrte jeder jeden Dienst, ob er Hauptfiguren malte oder ob er Farben rieb.“ Alois S. hatte frühzeitig einige vortreffliche Genrebilder theils nach eigener Composition (1841 Ein Landmädchen vor einer Capelle betend; Spielende Kinder; eine Wirthshausscene; 1845 eine Winzerin; 1846 Verspottung Christi), theils nach anderen Vorbildern (Rubens „Mönch“, Bodmer „Achenthalerin“, Heß „Christnacht“, Noyol „Nonne“, Raphael „Madonna del Sisto“) geliefert. Später ging er ganz in der allgemeinen Thätigkeit ihrer großen Aufträge auf, leistete demüthig und freudig jeden Dienst, gab jeder Arbeit durch gewissenhafte Vollendung die rechte Weihe; sein wahrer Eifer und seine innige Hingabe an die Kunst, seine Anspruchslosigkeit, die stille Tiefe und wortkarge Gediegenheit seines Charakters wurde gewiß nur Wenigen bekannt. So zählte er zu den seltenen Menschen, die einen größeren Schatz in der Seele bergen, ihn aber sorgfältig und ängstlich zu behüten wissen und deshalb weitab von dem gewöhnlichen Wege stehend, kaum gekannt oder beachtet werden. Tiefergriffen durch das Leiden und den Tod seines geliebten Bruders Leo vollendete Alois noch die laufenden Arbeiten und übersiedelte 1879 nach der Heimath, wo er an der Restauration der Heimathskirche mitwirkte, bis er müde und schwach am 28. Mai 1887 seine reine Seele ausathmete. (Vgl. Nr. 155 Augsburger Abendzeitung vom 7. Juni 1887.) Leo S. (geboren am 21. Jan. 1827) war eine scheinbar weniger tief fühlende, robuste, gleichfalls arbeitsfröhliche Natur. In früher Jugend hatte derselbe gegen geringen Lohn, aber mit dem Bewußtsein seiner besten Kraft, einen ganzen Kreuzweg-Cyclus von 14 Bildern übernommen. Zu seiner Ausbildung durchwanderte er auf öfteren Studienfahrten Oberitalien, die Schweiz, die Rheinlande und insbesondere Schwaben, nach allen Seiten Studien aus dem Volksleben sammelnd zu Bildern, welche jedoch immer wieder über größeren Arbeiten zurückgestellt werden mußten und liegen blieben, da auch seine Thätigkeit ganz in den gemeinsamen Leistungen gipfelte. Ueberall gleichmäßig betheiligt, konnte er doch nie ein ganzes Werk voll als seine eigene Schöpfung erklären, was ihm, der allen Ehrgeiz für den Ruhm ihres Ateliers einsetzte, für seinen eigenen Namen völlig gleichgültig blieb. Leo S. endete an einem, anfangs nicht beachteten Insectenstich und dann rasch weiter greifenden krebsartigen Leiden, welches trotz mehrfachen gräßlichen Operationen, die Kinnlade, den Gaumen und ein Auge völlig zerstörte, am 29. April 1876 (vgl. die Nekrologe in d. Beil. 51 Augsburger Postzeitung vom 17. Juni 1876 und im Jahresbericht des Münchener Kunstvereins 1876). Tiefgebeugt gedachten die überlebenden Brüder jetzt die Grenzen ihrer Thätigkeit enger zu ziehen und 1879 nach der Heimath zu übersiedeln, woselbst sie längst ein stattliches Haus mit Atelier erbauten. Aber auch jetzt genoß Joseph S. noch nicht die wohlverdiente Ruhe. Nachdem er schon früher eine Friedhofcapelle gebaut hatte, begann er und zwar durchaus auf eigene Kosten, eine durchgreifende Restauration der Kirche zu Ettelried. Nach Verbesserung einiger Bauschäden wurde die Decke mit Bildern geschmückt, neue Altäre mit Oelgemälden und Sculpturen errichtet und neues Gestühle mit allem weiteren Kirchengezier beschafft. So bewies der an sich selbst so sparsame Künstler in großmüthigster Weise die Liebe und Anhänglichkeit für seine Heimath. Ebenso übernahm er noch die Altarbilder für das benachbarte Kloster Wettenhausen. Als Hülfe, Stütze und ausführende Hand diente ihm bei allen diesen ausgedehnten Unternehmen ein junger, talentvoller Neffe Johann S., welchen er ganz nach seinem Sinne künstlerisch ausgebildet hatte. Am 25. März

1891 entschlief Joseph S. nach langen, mit großer Geduld ertragenen Leiden. Er war ein höchst ausgeprägter Charakter, der nichts höheres kannte als die Kunst und seine religiöse Ueberzeugung; herb und hart gegen seine eigenen Leistungen, legte er auch denselben Maaßstab an die Schöpfungen Anderer, die er jedoch bereitwillig anerkannte, wenn sie über das gewöhnliche Niveau hinausgingen und eine ideale Höhe erreichten. Seinen Freunden blieb er unverbrüchlich treu und ergeben. Was er in seiner Weise schuf und leistete, war ein ehrenvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Kunst, deren glorreiche Regeneration er mit erlebt und dazu nach besten Kräften beigetragen hatte. — S. erhielt allmählich eine seltsame Porträtähnlichkeit mit dem von Rembrandt gemalten Bildnisse des Malers Doomer (genannt Rembrandt's Frame-Maker) in der Galerie Madame de Cassin zu Paris (als Schabblatt von John Dixon). — Keiner der vorgenannten Brüder dachte daran zu heirathen und einen eigenen Hausstand zu gründen, wodurch ihre Einmüthigkeit etwa gestört worden wäre. Nur ein vierter Bruder, welcher hier noch Erwähnung verdient, hatte eine kurz dauernde Ehe geschlossen: Sebastian S. (geboren 1823); erst der Landwirthschaft zugethan, trat er in das Atelier der Brüder und bethätigte sich mit unermüdlicher Ausdauer und Sorgfalt als Ornamentmaler, auch leistete er durch seine rühmenswerthe Sorgfalt beim Einbrennen der gemalten Platten ganz vorzügliche Dienste, starb aber schon am 20. August 1873.

Vgl. Raczynski II, 521. — Kunstblatt, Stuttgart 1840, S. 173 ff. — Nagler 1845, XV, 195. — Faber, Künstlerlexikon, 1850, V, 159. — Illustrirte Zeitung, Lpz. 20. Decbr. 1856, Nr. 703, XXVII. Bd., S. 393 (mit Porträt und einer Composition: Christi Geburt). — „Unsere Tage", Braunschweig 1860, I, 358 ff. — Lang, Münchener Sonntagsblatt, Nr. 21 vom 24. Mai 1863. — Sepp, Ludwig Augustus, 1869, S. 268. — Regnet, Münchener Künstlerbilder, Lpz. 1871, II, 163—171. — Nekrolog in d. Beilage 16, Augsburger Postzeitung v. 22. April 1891. — Münchener Kunstvereinsbericht f. 1891, S. 71 ff. Hyac. Holland.

Schmidt*): Friedrich Christian S., Cameralist und auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Baukunst als Schriftsteller thätig, geboren am 5. Mai 1755 zu Gotha, neben zwei Töchtern der einzige Sohn des Forstsecretärs und nachherigen Landkammerathes Chrn. Friedr. S., wurde schon im fünften Altersjahre von einem Augenübel befallen, das, öfter wiederkehrend, ihn bis zur Hochschule hinauf in seinen Studien vielfach hemmte. Während er das heimische Gymnasium besuchte, unterwies ihn sein Vater nebenbei im Zeichnen, namentlich im geometrischen, und nahm ihn auf seinen amtlichen Gängen mit in den Wald hinaus, wodurch er die Neigung zur Baukunst und die Liebe zur Natur in dem Sohne weckte und nährte. Im Herbst 1773 bezog dieser die Universität Leipzig und hörte dort philosophische und juridische Vorlesungen, unterbrach dieselben aber infolge des erwähnten Leidens im August 1774 wieder und setzte erst nach mehr als anderthalb Jahren, im April 1776, seine Studien in Jena fort, anfangs mit Unterstützung eines Vorlesers, der ihm bei der Vorbereitung und Wiederholung an die Hand ging, bis dann die Sehkraft seiner Augen durch einen glücklichen Zufall sich besserte und er fortan den Gehülfen entbehren konnte. In Jena betrieb er neben der Rechts- und Cameralwissenschaft noch Mathematik, Physik und Naturgeschichte, durchstreifte in seinen Mußestunden eifrig forschend Berg und Thal und betheiligte sich auch an einem Liebhabertheater, hier gewöhnlich bei der Decoration und Maschinerie, seltener auf der Bühne als Mitspielender thätig. — Als er im Mai 1778 nach Gotha

*) Zu Bd. XXXI, S. 721.

heimgekehrt war, übte er sich zunächst unter der Leitung seines Vaters in praktischen cameralistischen Arbeiten, vertrat dann ein Jahr lang den Amtsvoigt in Georgenthal und übernahm am 2. November 1780 in seinem Geburtsorte die Verwesung des sog. Vorsteheramtes, einer geschäftreichen Rentbeamtenstelle. Daneben veröffentlichte er die Frucht seiner akademischen Wanderungen, die „Historisch-mineralogische Beschreibung der Gegend um Jena, nebst einigen Hypothesen, durch was vor Veränderungen unsers Erdbodens diese Gegend ihre gegenwärtige Gestalt bekommen habe“ (1779; mit 2 Kpfrn.). Ueber seine Berufspflicht hinaus machte er sich in seinem Verwaltungsfache durch Anfertigung bisher nicht vorhandener Lehen- und Erbbücher verdient, kehrte aber, weil nach deren Vollendung (Ende 1786) die gebührende Entschädigung ausblieb, in seinen Nebenstunden zu einer Lieblingsthätigkeit seiner Knabenjahre zurück, indem er sich mit der Entwerfung von Baurissen beschäftigte. Sachkundige ermunterten ihn zur Veröffentlichung, und der Legationsrath F. J. Bertuch in Weimar erbot sich zur Uebernahme des Verlages, ohne jedoch bei seinem Entschlusse zu beharren, sodaß S. das kostspielige Werk im Selbstverlage und auf eigene Gefahr herausgeben mußte. Es erschien unter dem Titel: „Der bürgerliche Baumeister, oder Versuch eines Unterrichts für Baulustige, welcher sie durch eine große Anzahl ganz verschiedener Pläne in den Stand setzt, die Einrichtung ihrer Wohngebäude selbst zu entwerfen, und ihnen Alles lehrt, was sie vor, während und nach einem Bau zu wissen nöthig haben“ (4 Thle. in 8 Foliobdn., mit 398 Kupfertfln., 1790—99) und sollte im ganzen 10 Bände umfassen; doch blieb der 2. und 3. Band des 4. Theiles unausgeführt, weil eine schwere Krankheit, die Folge übermäßiger Anstrengung, den Verfasser 1802 für längere Zeit arbeitsunfähig machte. Zwei Jahre zuvor hatte er noch ein „Haushaltungs-Manual“, ein „Haushaltungs-Journal“ und als Beilage zu dem ersteren ein „Schema zu einem Haushaltungs-Inventario“ herausgegeben, zweckmäßige Hülfsmittel für sorgliche Wirthschafter, aber doch wenig gekauft, weil sie beim Gebrauche allzu hohe Anforderungen an Fleiß und Genauigkeit stellten. — Neben den erwähnten Arbeiten hatte S. den bedeutenden Fortschritten seiner naturwissenschaftlichen Lieblingsfächer, der Mineralogie und Geologie, nicht genügend folgen können. Aus diesem Grunde und weil ihm nach dem Tode seines Vaters (Mai 1792) ein geräumiger Garten in der Vorstadt als Erbe zugefallen war, verlegte er sich zeitweise auf die Botanik und stattete seinen Besitz mit ausländischen Holz- und Straucharten aus, ehe solche noch in anderen Gartenanlagen heimisch wurden; später wandte er sich dem Studium der Schalenthiere zu und blieb dieser Neigung bis zum Ende seines Lebens treu. Er begann eine Conchyliensammlung anzulegen, die sich durch Ankäufe und durch Beiträge seiner zahlreichen Freunde schnell vergrößerte und allmählich die Blicke der Kenner auf sich zog, so daß fremde Gelehrte und Neugierige sich deswegen öfter in Gotha einfanden. Durch Alexander v. Humboldt, der im December 1826 dorthin kam, lernte Herzog Ernst I. die Bedeutung dieses Schatzes würdigen und erwarb denselben 1827 zum Preise von 4000 Thalern für die Friedenstein'schen Sammlungen, wobei dem bisherigen Besitzer der lebenslängliche Gebrauch des Cabinets vorbehalten blieb, er dagegen sich verpflichtete, es auch ferner nach Kräften zu mehren und das schon weit vorgeschrittene handschriftliche Verzeichniß zu vollenden. Dieser Aufgabe konnte er sich ohne Störung hingeben, denn 1825 war er in den Ruhestand getreten und zwar als Commissionsrath, ein Titel, den ihm Herzog August 1813 verliehen hatte. Er beschrieb in 15 Foliobänden insgesammt 17,200 Stück seiner Sammlung; die letzten 200 zu verzeichnen hinderte ihn der Tod. Kurz vor Weihnachten 1830 befiel ihn eine Brustkrankheit, und schon am 26. December verschied er. Bald darauf wurde das Cabinet nach dem Friedenstein

übergeführt und befindet sich gegenwärtig in dem stattlichen Gebäude des neuen Museums hinter dem Schlosse, die vollständigste der dort vorhandenen naturwissenschaftlichen Sammlungen, ja „eine der größten, wenn nicht die allergrößte ihrer Art in Deutschland". — Schmidt's vieljährige Thätigkeit auf dem Felde der Conchylienkunde und die Besichtigung mehrerer anderer Sammlungen hatten ihm die Mängel der bisherigen Anordnung fühlbar gemacht. Seine Gedanken und Erfahrungen darüber enthält der „Versuch über die beste Einrichtung und Aufbewahrung der verschiedenen Naturkörper und Gegenstände der Kunst, vorzüglich der Conchyliensammlungen, nebst kurzer Beurtheilung der conchyliologischen Systeme und Schriften" u. s. w. (1818). Er schuf damit einen so zuverlässigen Leitfaden für dieses Gebiet, daß Oken in der „Isis" sagen durfte, das Buch sollte in jedem Conchyliencabinet auf dem ersten Schranke bereit liegen. Seine wissenschaftlichen Verdienste blieben nicht ohne Anerkennung: seit 1821 war er auswärtiges Ehrenmitglied der Societät für die gesammte Mineralogie zu Jena und seit 1824 correspondirendes Mitglied der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes und der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M.

Meusel, Gel. Teutschland. — N. Nekr., 8. Jahrg. 1830, 2. Thl. (1832), S. 878—888. — A. Beck, Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha u. Altenburg, Gotha 1854, S. 143. — J. C. Poggendorff, Biogr.-Literar. Handwörterbuch, 2. Bd., Leipzig 1863, S. 815. — Vgl. auch: A. Bube in L. Storch's „Friedenstein", Gotha 1843, S. 61. A. Schumann.

Schmidt*): Jakob Friedrich S., evangelischer Theolog und deutscher Dichter, geboren am 2. April 1730 in dem Städtchen Zella St. Blasii auf dem Thüringer Walde (Sachsen-Gotha), der Sohn des damaligen Schuldienersubstituten Joh. Chrn. S., verweilte bis zum elften Altersjahre in Zella und hierauf in dem benachbarten Oberhof, wo sein Vater 1741 Schuldiener geworden war. Zuerst von diesem unterrichtet, dann von dem Zellaer Diakonus Joh. Chrph. Beutler in die Anfangsgründe des Griechischen und Lateinischen eingeführt, bezog er 1746 das Lyceum in Ohrdruf, welches ihm eine etwas einseitige, mehr nur sprachliche Bildung vermittelte, und studirte seit 1750 in Jena Philosophie und Theologie, vornehmlich unter J. P. Reusch, J. G. Darjes und J. G. Walch. Da ihn sein Vater bei einem mäßigen Einkommen nicht hinreichend unterstützen konnte, verdiente er sich, früh schon poetischer Beschäftigung zugewandt, einen Theil seines Unterhaltes durch Anfertigung bezahlter Gelegenheitsgedichte. Nach Erlangung des Magistergrades wiederholte er mit Studenten Reusch's Naturrecht und andere philosophische Vorlesungen, veröffentlichte seine erste Schrift: „Gedanken über den Zustand der alten und neuen deutschen Dichtkunst" (1754), eine Vertheidigung der reimfreien Verse und der Messiade Klopstock's, fertigte einen feindseligen Angriff auf die „Gedanken" gemeinsam mit Joh. Chrph. Rasche in den „Zween kritischen Briefen von der deutschen Dichtkunst" (1755) ironisch ab und betheiligte sich lebhaft an der 1730 gegründeten und damals von Reusch und nach dessen Tode (5. Juni 1758) von Darjes geleiteten deutschen Gesellschaft, zu der u. a. der Thüringer J. K. A. Musäus (s. A. D. B. XXIII, 85 ff.) und der Schleswiger H. W. v. Gerstenberg (s. A. D. B. IX, 60 ff.) als Mitglieder gehörten. Unter dem Einflusse dieses Kreises entstanden sowol die „Prosaischen Gedichte" und die „Tändeleien" Gerstenberg's als auch Schmidt's „Poetische Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte" (1759). In den letzteren gab der Verfasser, durch Klopstock, Bodmer und namentlich durch den 1758 erschienenen „Tod Abels" von S. Geßner angeregt, eine Reihe

*) Zu Bd. XXXI, S 733.

idyllenartiger Schilderungen in Hexametern und Prosa aus der altjüdischen Patriarchenzeit, die nicht ohne Beifall aufgenommen und von Michael Huber und dem Abbé F. Arnaud theilweise ins Französische übertragen wurden. — Ohne Zweifel von Gerstenberg dazu bewogen, siedelte S. um 1760 nach Holstein über. Ob er seinen Freund im Herbst 1759 auf der Heimreise begleitete oder erst später dorthin ging, läßt sich nicht entscheiden; unmöglich aber ist er, wie Schlichtegroll's Nekrolog (s. u.) und die davon abhängigen Quellen meinen, 1760 wieder nach Gotha zurückgekehrt. Anfangs Hofmeister bei einem Herrn v. Thienen in der Nähe v. Plön, dann Hauslehrer bei dem Sohne des Pfarrers Hansen in Wesenberg an der Trave, fühlte er sich von Land und Leuten angezogen und hoffte eine dauernde Unterkunft in Holstein zu finden. Eine solche schien gewiß, als ihm Herzog Friedrich Karl von Holstein-Sonderburg-Plön (s. A. D. B. VIII, 23) ein Pfarramt in Aussicht stellte. Schon rüstete er sich zur Probepredigt: da vereitelte der plötzliche Tod seines Gönners (18. October 1761) — die kirchlichen Oberen waren ohnehin seiner freieren theologischen Richtung nicht hold — mit einem Male alle seine Hoffnungen. Er ließ sich nun in Schleswig nieder — der „Nekrolog“ schiebt irrig diesen Aufenthalt zwischen Plön und Wesenberg ein — und beschäftigte sich dort mit der Herausgabe „einer holsteinischen Wochenschrift“: „Der Hypochondrist“ (Schleswig, bey Joach. Friedr. Hansen, 1762; Nachdruck: Frankf. u. Leipz., 1767; 2., verbess. u. verm. Aufl., Bremen u. Schleswig, 1771), von deren 25 Stücken — 2. Januar bis 19. Juni — sieben von S. selbst herrühren. Beiträge lieferten ihm Gerstenberg, Kleen, Loppnau und Oertling, von denen man gewöhnlich den Ersten als Herausgeber nennt, was sich daraus erklärt, daß der weniger bekannte S. vor dem Verfasser des „Ugolino“ in den Schatten trat und dieser außerdem die 2. Auflage von 1771 besorgte und wesentlich umgestaltete, indem er statt 6 von ihm verworfener Stücke 9 andere einfügte und auch die übrigen nach Gutdünken veränderte. Uebrigens hat er Schmidt's gutes Recht ausdrücklich also gewahrt (in A. Kuhn's „Der Freimüthige“, 5. Jahrg., Berlin 1808, Nr. 2, S. 7): „Indem ich des Hypochondristen erwähne, kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen, daß der eigentliche Herausgeber dieser Wochenschrift nicht ich, sondern der nachherige Prediger in Gotha, Jakob Friedrich S., war .... Er war es, der aus Prädilektion für den Englischen Tatler ein ähnliches Blatt unter dem Charakter des deutschen Hypochondristen während seines Aufenthaltes in Schleswig zu schreiben beschloß und mehrere seiner dortigen Freunde beredete, ihn zu diesem Behufe mit ihren Beiträgen zu unterstützen. Zu ihnen gesellte auch ich mich mit dem jovialischen Kleen, und am Ende ward ich sogar für den Redakteur selbst gehalten, ohne es gewollt zu haben oder verhindern zu können.“ — Um 1763 kehrte S. nach Gotha heim und setzte, weil bei der großen Zahl der Candidaten zunächst an keine Anstellung zu denken war, seine litterarische Thätigkeit auch hier fort. Er ließ eine Schrift „Von der Religion“ (1764) erscheinen, die er dem Erbprinzen Ernst Ludwig (nachmals Herzog Ernst II.) widmete und in der er den Plan Gottes bezüglich der Menschen und den Zusammenhang der alt- und neutestamentlichen Religion in gemeinverständlicher und fließender, mehr schöngeistiger als theologischer Sprache darzulegen suchte, gab ferner mit dem Hofprediger Wilh. Friedr. Stölzel (s. o. S. 430) eine zweite Wochenschrift, „Der ehrliche Mann“ (1765), heraus und verband in dem Buche „Leben und Sitten der heiligen Jungfrau Maria“ (1765) die biblischen Nachrichten und die legendenhaften Ueberlieferungen zu einem Lebensbilde, das er in gutem Glauben, vielleicht auch in einem Anfalle übermüthiger Laune der Kaiserin Maria Theresia zueignete und durch den Professor und Dichter K. Mastalier überreichen ließ. Die Gabe fand in Wien keine freundliche Aufnahme; vielmehr erfolgte beim gothaischen

Hofe eine Beschwerde mit der Rüge: der Verfasser verstoße hin und wieder gegen die Grundsätze der allerheiligsten katholischen Religion, und es sei mithin eine Dedication an der Kaiserin Majestät nicht zu dulden. Um den Schein zu wahren, verhängte die herzogliche Regierung eine Strafe von 50 Thalern über den Verfasser, doch ohne sie je von ihm einzufordern; ja Herzog Friedrich III., nunmehr auf ihn aufmerksam geworden, befahl ihn zu einer Probepredigt in die Schloßkirche und stellte ihn nach dem günstigen Ausfall derselben als Diakonus in seinem Geburtsorte an. Dort soll er die beiden Söhne des Justizamtmannes Manso, darunter den älteren Joh. Kaspar Friedrich (s. A. D. B. XX, 246 ff.), unterrichtet haben; doch ist nur so viel zuzugeben, daß er den letzteren mit seinem guten Rathe gefördert und seine stilistischen Arbeiten beeinflußt hat. Inzwischen dauerte seine schriftstellerische Thätigkeit um so mehr fort, als er sich in dem gewerbsamen, durch seine Stahlwaaren und Gewehre bekannten Fabrikorte ziemlich vereinsamt fühlte und eines eigentlich anregenden Umganges entbehrte. Die Geburt des Erbprinzen Ernst († 1779) bewog ihn, nach dem Vorbilde von Chr. Fel. Weiße's „Liedern für Kinder" eine Sammlung „Wiegenlieder" herauszugeben, die aber geringen Beifall fanden, weil der in ihnen angeschlagene naive und scherzhafte Ton meist verfehlt war; ein angehängtes kleines Singspiel, „Die Wochenstube", beleidigte sogar den guten Geschmack, und die nach dem Griechischen benannten „Katabavkalesen" (Schlummerlieder) blieben ungelehrten Lesern wegen der mythologischen und überdies seltenen Sagen entnommenen Anspielungen geradezu unverständlich und wurden auch in nachher verbesserter Gestalt (Gedichte, 1. Bd., 1786) nur kühl aufgenommen. Doch hatte seine litterarische Wirksamkeit, zugleich mit den löblichen Gaben, die er auf der Kanzel entfaltete, für ihn die angenehme Folge, daß er 1772 einen Ruf als dritter Diakonus nach Gotha erhielt. Neben dem geistlichen Amte übernahm er — mit einem Gehalte von 50 Mfl. — im Herbste noch den Unterricht in der deutschen Sprache und den schönen Wissenschaften am Gymnasium, versah jedoch diese Stelle nur wenige Monate und gab sie nach seiner Beförderung zum zweiten Diakonate im folgenden Jahre wieder auf. Als Prediger machte er sich bei würdevoller Gestalt durch die Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit seines Vortrages beliebt, ebenso auch durch seine muntere Laune und seine Theilnahme am gesellschaftlichen Leben. Frei von jedem geistlichen Hochmuthe, verkehrte er gern anspruchslos mit anderen Menschen. Selbst dem Spieltische blieb er nicht fern und wagte es zuerst gegen die bisherige Sitte außerhalb seines Amtes farbige Kleidung zu tragen. Der fördernde Umgang, dessen er sich in Gotha erfreute, u. a. derjenige Gotter's und Manso's, war für ihn nicht ohne Gewinn, insofern er dadurch seine zuweilen abirrende Phantasie in richtigere Bahnen gelenkt sah. Es trat dies zuerst in seiner Uebersetzung des größten römischen Lyrikers hervor, die er unter dem Titel „Horaz lateinisch und deutsch für junge Leute" veröffentlichte (3 Thle., 1776—95; 1. u. 2. Thl. in 3. verbess. Aufl. 1793; 3. Thl. in neuer verbess. Aufl. 1795). Er übertrug nur die Oden und zwar in dem Versmaße der Urschrift, eine Aufgabe, die damals keine leichte war. „Daß er dies fühlte," sagt Fr. Jacobs, „daß er die Schwierigkeiten zu besiegen suchte, daß er ohne Unterlaß besserte und feilte, gereicht ihm zum Ruhme; doch können die Verdienste, die man dem Verfasser (so!) zugestehen muß, gegen die Mängel seiner Arbeit nicht verblenden. Ich glaube nicht, daß S. die ganze Vortrefflichkeit seines Originals gefühlt habe: die starken und großen Züge desselben wirkten auf sein Gemüth; aber die zarteren Tinten, die verfließenden Striche, die abgewogene Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks entging seinen Blicken." Für die beigegebenen Anmerkungen waren seine philologischen Kenntnisse nicht um-

fassend genug. „Er kannte," fährt Jacobs fort, „in dem gelehrten Alterthume fast nur seinen Horaz genau und unter den Philologen der neueren Zeit nur die Ausleger dieses Dichters. Was man mit diesen beschränkten classischen Kenntnissen ausrichten kann, hat er allerdings ausgerichtet; aber im ganzen herrscht in seinen Anmerkungen eine Magerkeit, die sich selbst dem minder geübten Auge nicht verbirgt." Trotz der bezeichneten Mängel war die Uebersetzung zu ihrer Zeit doch wohl die beste, weil sie von einem wirklichen Dichter herrührte; auch trug sie nicht wenig dazu bei, dem Horaz Freunde zu gewinnen, wie dies schon die wiederholten Auflagen beweisen. Ein ferneres Verdienst Schmidt's darf man darin erkennen, daß er bei der Herausgabe eines „Verbesserten gothaischen Gesangbuches" (1778), das der Oberhofprediger Chr. Wilh. Bause (s. die Nachträge zur A. D. B.) im Auftrage Herzog Ernst's II. besorgte, neben dem Generalsuperintendenten Stölzel „theils durch neugefertigte Lieder, theils durch glücklich verbesserte Gesänge" mithalf (Vorrede zum Gesangbuche, S. XI). Von ihm sind u. a. die Lieder: „Ach, ich soll einst auferstehen" (11 achtzeil. Strophen; 8 Str. mit dem veränderten Eingange: „Ja, ich werd' einst auferstehen" in A. Knapp's Evangel. Liederschatz, 2. Ausg., 1850, Nr. 2962); „Du willst an deinem Tisch auch mich erquicken" (9 achtzeil. Str.) und „Wenn ich die himmlische Freude betrachte" (8 achtzeil. Str.). Diese und andere geistliche Lieder — im ganzen 13 neue und 41 veränderte — vereinigte er dann in der „Sammlung einiger Kirchenlieder" (1779), dichtete auch nachher noch eine Anzahl neuer, wobei ein Fortschritt in der Wahl der Stoffe und im Tone nicht zu verkennen ist. Von diesen späteren Liedern sind mehrere, wenn auch hie und da verändert, in das „Neue Erfurter Evangel. Gesangbuch" von 1796 und in das von K. G. Bretschneider herausgegebene „Neue Gothaische Gesangbuch" von 1825 übergegangen; drei finden sich in Schlichtegroll's Nekrolog (a. u. a. O., S. 165 bis 170) abgedruckt. Daneben, öfter durch festliche Anläße hervorgerufen, entstanden noch weltliche „Gedichte" (1., einz. Bd., 1786): Oden und Lieder, Elegien, Idyllen, Hymenäen, Wiegenlieder, Erzählungen und Einfälle (d. i. Epigramme). Ein 2. Band sollte die bereits 1759 erschienenen „Poetischen Gemälde" und überdies moralische Stücke und neue Kirchenlieder enthalten; allein die ungünstige Aufnahme, welche der 1. Band gefunden, raubte ihm den Muth, noch einen Band folgen zu lassen. Schon früher waren eine „Sammlung vermischter Gedichte" (1758, 1765), ferner „Idyllen, nebst einem Anhange einiger Oden, aus dem Französischen übersetzt" (1761) und „Kleine poetische Schriften" (1766) ans Licht getreten. Wenn wir noch hinzufügen, daß er auch einen Band „Predigten" (1788) herausgab und sich als Mitarbeiter an den „Gothaischen gelehrten Zeitungen" betheiligte, so haben wir der Hauptsache nach seine schriftstellerische Thätigkeit umschrieben. — Einen Ruf an die Jacobikirche in Hamburg hatte er seinerzeit abgelehnt. 1795 wurde er Pastor an den beiden Hauptkirchen Gothas und starb in diesem Amte am 2. März 1796. Seit 1766 mit Katharina Elisabeth geb. Balemann, der Tochter eines holsteinischen Predigers, vermählt, hinterließ er zwei Kinder. Der Sohn, Gebhard Albert S., geboren am 6. December 1769 in Zella, besuchte das Gothaische Gymnasium, studirte von 1787—90 in Jena Theologie, ertheilte dann Privatunterricht und lehrte Französisch an einem Knabeninstitute in Gotha, bis er die Stelle eines Visitationscandidaten (Protokollführers auf amtlichen Reisen) beim Generalsuperintendenten Josias Löffler erhielt. Am 11. Trinitatissonntage (19. August) 1798 als Stadtvicar eingeführt, stieg er 1802 zum dritten, 1806 zum zweiten Diakonus und 1815 zum Archidiakonus oder Pastor auf, durchlief also in Gotha die nämlichen geistlichen Würden wie sein Vater. Nicht ohne ererbte dichterische Begabung, aber mehr wissenschaftlichen Neigungen hingegeben,

veröffentlichte er mit einigen Anderen eine „Belletristische Zeitung“ (1800), lieferte Beiträge in Löffler's „Magazin für Prediger“ und Recensionen in Nicolai's „Neue allgemeine deutsche Bibliothek“ (Bd. 29, 1797, bis zum Schlusse, 1806) und ließ 1816 eine „Rede am Grabe des Herrn Generalsuperintendenten D. Löffler“ drucken. Er starb am 9. December 1826.

Fr. Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1796, 7. Jahrg., 2. Bd. (1800), S. 133—170. — Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, 4. Bd. (1809), S. 581—593; 6. Bd. (1811), S. 174. — Meusel, Lexikon, 12. Bd. (1812), S. 269—271. — H. Doering, Die gelehrten Theologen Deutschlands, 3. Bd. (1833), S. 829—833. — A. Beck, Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, Gotha 1854, S. 142 f. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., 4. Bd. (1889), S. 48 f. — Vgl. auch: (K. A. Küttner,) Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten, Berlin 1781, S. 342. — J. H. Gelbke, Kirchen- u. Schulen-Verfassung d. Herzogthums Gotha, 2. Thl., 1. Bd., Gotha 1796, S. 49; 2. Thl., 2. Bd. (1799), S. 186 u. 200. — Christ. Ferd. Schulze, Geschichte d. Gymnasiums zu Gotha, Gotha 1824, S. 273. — E. E. Koch, Kirchenlied, 3. Aufl., 6. Bd. (1869), S. 223. — Ueber Gebh. Albert Schmidt: Meusel, Gel. Teutschland, 10. Bd. (1803), S. 601. — N. Nekrolog, 4. Jahrg., 1826, 2. Thl. (1828), S. 1069—1072. (Von Pfarrer E. F. Möller in Thörey.) A. Schumann.

Schönberg*): Hans Dietrich v. S., Staatsmann, geb. am 23. Oct. 1623 zu Mittelfrohna in Sachsen, der Sprößling eines meißnischen Adelsgeschlechtes, das sich einer ansehnlichen Reihe hervorragender Kirchenfürsten, Heerführer und Staats- und Hofbeamten rühmen darf, war der mittlere von drei Söhnen des sachsen-altenburgischen Kammer- und Hofrathes Anton v. S. und der Christina geb. v. Einsiedel aus dem Hause Schweinsburg. Anfangs von Hofmeistern unterrichtet, besuchte er seit 1638 das Gymnasium in Gera und widmete sich dann sieben Jahre lang der Jurisprudenz, den Staatswissenschaften und der Geschichte: seit 1641 in Wittenberg und seit Ostern 1645 in dem nürnbergischen Altdorf. Im Gegensatze zu den meisten seiner adeligen Zeitgenossen wird von ihm berichtet, daß er seine Studienjahre wohl benutzt habe, worauf seine spätere amtliche Tüchtigkeit ohnehin schließen läßt. Nach der Sitte der damaligen vornehmen Welt, sich in der Fremde Bildung, Erfahrung und äußere Lebensart anzueignen, begab er sich im Herbst 1648 über Augsburg nach Italien, hörte ein halbes Jahr Vorlesungen an der Hochschule in Padua und ging im November 1649 über Venedig und Loretto nach Rom, wo er gerade zu den Festlichkeiten des Jubeljahres eintraf. Nach einem Besuche Neapels kehrte er über Florenz, Siena, Venedig und Wien in die Heimath zurück und langte dort im Frühling 1650 wieder an. Er übernahm nun die ihm 1644 bei der Erbtheilung mit seinen Brüdern zugefallenen Familiengüter Langenleuba und Goldschau, denen er später (5. Oct. 1663) noch den von zwei Schönbergischen Vettern gekauften Antheil an den Dörfern Grüna und Reichenbrand hinzufügte. Während er so einige Jahre mit der Verwaltung seiner Güter beschäftigt war, bediente sich die kurfürstliche Regierung seiner zu mehreren diplomatischen Geschäften. Die geschickte und erfolgreiche Ausführung derselben und die früheren Beziehungen seines Vaters († 1638) zum altenburgischen Fürstenhause bewogen den Herzog Friedrich Wilhelm II., ihm durch seinen Kanzler Wolf Konrad v. Thumshirn eine Hofrathsstelle in der Landesregierung anbieten zu lassen. Er nahm sie an und trat am 29. Februar 1654 in das neue Amt ein. Nachdem er 1659 Vicepräsident und 1668 Präsident des Consistoriums geworden war, bestellte ihn

*) Zu Bd. XXXII, S. 262.

der Herzog durch letztwillige Verfügung vom 21. März 1668 neben vier Anderen zum Untervormund seines einzigen, noch minderjährigen Sohnes, während die Brüder von dessen Mutter, Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen und Herzog Moritz von Sachsen-Naumburg-Zeitz, die Obervormundschaft führen sollten. Diese Bestimmung wurde nach dem Tode des Herzogs (22. April 1669) rechtskräftig; doch dauerte die vormundschaftliche Regierung nicht lange, da der Nachfolger, Friedrich Wilhelm III., bereits am 14. April 1672, kaum fünfzehn Jahre alt, an den Blattern starb. Nach einem kurzen Erbfolgestreit der Häuser Gotha und Weimar, den der friedliebende nächste Agnat, Ernst der Fromme, durch einen Vergleich endete, fielen drei Viertheile des Altenburg-Coburger Landes an Gotha, worauf der Erbprinz Friedrich (I.) im Namen seines kränklichen Vaters die Erbhuldigung entgegennahm und zugleich die Regierung antrat. Gleich den übrigen bewährten Beamten empfing damals auch S. die abgegebenen Insignien seines Amtes, Schlüssel und Siegel des Consistoriums, wieder zurück und sah sich durch den neuen Landesherrn nach Joh. Thomä's Ableben (2. März 1679) an dessen Statt zum Geheimen Rathe und Kanzler erhoben. Als solcher starb er, zuletzt noch von quälenden Leiden heimgesucht, am 11. October 1682 in Altenburg und fand seine Ruhestätte am 26. dieses Monats in der dortigen Gottesackerkirche. Aus seiner Ehe mit Blandine, der Tochter des Geh. Rathes und Obersteuereinnehmers in Altenburg, auch Hofrichters zu Jena, F. v. Brand, gingen zwei Söhne und vier Töchter hervor, von denen jene und drei der letzteren ihn überlebten. Ein gleichzeitiger Bericht nennt ihn einen Mann von frommer Gesinnung, billig und wohldenkend, einfach in Kleidung und Auftreten, pflichttreu und gewissenhaft in seinem Berufe. Infolge seiner bedeutenden Geschäftskenntniß und staatsmännischen Gewandtheit fand er außerhalb seines gewöhnlichen Pflichtenkreises noch vielfach Verwendung bei diplomatischen Unterhandlungen. So wohnte er u. a. in den Jahren 1654, 1656, 1658 und 1667 als Abgeordneter den sog. Münzprobationstagen in Leipzig bei, betheiligte sich an den Berathungen, die 1658 und 1660 wegen der Hennebergischen Theilung und der Jülichischen Erbfolge in Eisenberg stattfanden, war von 1662—1680 bei den obersächsischen Kreistagen und 1664 und 1665 bei den Conferenzen der ernestinischen Fürsten wegen der Händel mit Mainz thätig, förderte 1668 das Uebereinkommen zwischen den Häusern Gotha, Altenburg und Weimar wegen der bisher gemeinsamen, von der Coburg-Eisenachischen Erbschaft (1638) herrührenden Rentkammer, wirkte 1669 und 1679 bei den Visitationen der Universität, des Hofgerichtes und des Schöppenstuhles in Jena als Bevollmächtigter mit, empfing 1676 in Wien nach dem Tode Ernst's des Frommen die Reichslehen für Herzog Friedrich I. von Sachsen-Gotha und half mit bei dem Bundesvergleiche zwischen den Kurfürsten von Mainz und von Sachsen, dem Bischofe von Bamberg und Würzburg und den Ernestinern, der die Verhütung und Beseitigung aller ferneren Einquartierungen, Musterplätze, Gelderpressungen und anderer gewaltthätiger Maßregeln bezweckte. — Auch als Schriftsteller hat er sich versucht und 1679 eine von M. Daniel Hartnaccius 1675 begonnene und von Valentin König im zweiten Theile seiner „Sächsischen Adels-Historie“ wörtlich benutzte Geschichte des Schönbergischen Geschlechtes fortgesetzt und vollendet. Wo sich die Handschrift gegenwärtig befindet, hat sich nicht ermitteln lassen. Graf Joh. Friedr. v. Beust (s. u.) glaubte sie im Geheimen Archive zu Gotha bewahrt; aber sie ist weder dort noch in Altenburg vorhanden.

J. Christfried Sagittarius, Wahrer Christen beste Kunst: dem HErrn seine Wege befehlen, und auff Ihn hoffen . . . Als der weyl. . . . Herr Hans Dietrich v. S. . . . Mit Christ-Adelichen Leich-Ceremonien den 26. (Oct. 1682) . . . in seine Ruhe-Kammer ward beygesetzet. Altenburg o. J. Fol. (Herzogl. Bibliothek in Gotha.) — Joh. Seb. Müller, Des Chur- u.

Fürstl. Hauses Sachsen, Ernestin- u. Albertinischer Linien, Annales, von A. 1400 bis 1700, Weimar 1701 (s. im Namenregister). — F. G. Gotter, Elogia claror. virorum, qui Altenburgum . . . illustrarunt, Jena 1713, S. 56—58 (eigentl. 66—68, da die Seitenzahl unrichtig ist). — Val. König, Genealogische Adels-Historie, 2. Thl., Lpz. 1729, S. 1034—1037. — Joh. Friedr. Gauhe, Des Heil. Röm. Reichs Geneal.-Historisches Adels-Lexikon . . .; weit verm. u. neu verbessert (1. Thl.), Leipzig 1740, Sp. 2179. — Zedler's Universal-Lexicon, 35. Bd. (1743), Sp. 700 f. u. 743 f. — Joh. Friedr. Graf v. Beust, Altenburgs Kanzler, Dresden 1821, S. 16 f. (Hier fälschlich „Hans Friedrich" v. S.) — A. Beck, Ernst der Fromme, Herzog zu Sachsen-Gotha u. Altenburg, 2. Thl., Weimar 1865, S. 60; vgl. auch: 1. Thl., S. 267 u. 307. (Außerdem ges. Mittheilungen der Herren: Bibliothekar Dr. H. Georges in Gotha u. Prof. Dr. Kluge in Altenburg.)

A. Schumann.

Schreckenstein *): Ludwig Johann Karl Gregor Eusebius Freiherr Roth v. S., königlich preußischer General der Cavallerie, Staats- und Kriegsminister, aus altem schwäbischen, zur Reichsritterschaft gehörigem Geschlechte auf dem Familiensitze Immendingen in der Nähe des Bodensees am 16. November 1789 geboren, war Silberpage am sächsischen Hofe zu Dresden, wurde am 16. April 1809 zum Souslieutenant im Cürassierregimente v. Zastrow ernannt und machte als solcher den russischen Feldzug des Jahres 1812 im Stabe des Generals Freiherrn v. Thielmann mit, welcher die 1. Brigade des Reserve-Cavalleriecorps Latour-Maubourg befehligte und in der am 7. September geschlagenen Schlacht bei Borodino durch die Eroberung der wichtigen Rajewsky-Schanze wesentlich zur Entscheidung des Tages beitrug. S. hat den letzteren später in einer Schrift „Die Cavallerie in der Schlacht an der Moskwa" (Münster 1855 und 1858) trefflich geschildert. Am 11. März 1813 zum Premierlieutenant befördert, trat er bei der Theilung des sächsischen Heeres am 15. Mai 1815 als Rittmeister und Adjutant Thielmann's in preußische Dienste, nahm als solcher am Feldzuge jenes Jahres in den Niederlanden theil und blieb in dieser Stellung, nachdem Thielmann commandirender General des VIII. Armeecorps zu Coblenz geworden war, am 26. März 1816 zum Major aufgerückt, bis er am 30. März 1824 zum etatmäßigen Stabsofficier des 8. Husarenregiments zu Düsseldorf ernannt wurde. Hier vermählte er sich 1828 mit Gräfin Luise Hatzfeldt-Schönstein-Trachenberg († 1835). Nachdem er 1830 Commandeur des 10. Husarenregiments in Aschersleben, 1837 Commandeur der 13. Cavalleriebrigade in Münster, am 15. März 1848, inzwischen zum General aufgestiegen, Commandeur der 5. Division in Frankfurt geworden, aber schon am 13. des nächsten Monats in gleicher Eigenschaft zur 15. Division nach Köln versetzt und dort zugleich zum Commandanten, am 10. Mai auch zum Generallieutenant ernannt worden war, übernahm er im Juni des letzteren Jahres in dem unter dem Vorsitze von Rudolf v. Auerswald gebildeten Ministerium die Leitung des Kriegsministeriums. Das neue Ministerium verdiente die Bezeichnung als „Ministerium der That", welche es bei seinem Amtsantritte für sich in Anspruch genommen hatte, freilich nicht, aber ebensowenig gab es dem Drängen der auf den Umsturz der Grundpfeiler der Monarchie bedachten linken Seite der Nationalversammlung nach. Ein Zusammenstoß zwischen Bürgern und Soldaten, welcher am 31. Juli in Schweidnitz stattfand, veranlaßte, daß in der Versammlung durch den Abgeordneten Stein ein Antrag eingebracht wurde, welcher vom Kriegsminister verlangte, daß er den Officieren die Verpflichtung aufrichtiger und rückhaltloser

*) Zu Bd. XXXII, S. 468.

Mitwirkung zum Zweck der Herbeiführung constitutioneller Rechtszustände im Lande auferlegen oder sie, wenn sie sich dazu nicht verstehen wollten, zur Aufgabe ihrer Stellungen veranlassen solle. S. sprach sich mit Entschiedenheit gegen den Antrag aus. Als derselbe trotzdem am 7. September 1848 mit 219 gegen 143 Stimmen zum Beschlusse erhoben war, reichte S. sein Entlassungsgesuch ein. Mit ihm ging das gesammte Ministerium. Es machte am 21. September dem Ministerium Pfuel Platz und Schreckenstein's Nachfolger, der Ministerpräsident, zeigte am 25. d. M. der Versammlung an, daß er jenen Beschluß zur Ausführung gebracht habe. Am 19. April 1849 trat S. von neuem in den Heeresdienst, indem er an Stelle des mit dem Oberbefehle der Bundestruppen in Schleswig-Holstein betrauten Generals v. Prittwitz das Commando des Gardecorps übernahm. Als Letzterer vom Kriegsschauplatze zurückgekehrt war, wurde S. am 14. August von dieser Stellung entbunden, wogegen ihm am 13. September d. J. das Commando der in Baden, Hohenzollern und Frankfurt a. M. stehenden preußischen Truppen übertragen wurde, welche im Sommer den Aufstand in der Pfalz und in Baden niederzuwerfen geholfen hatten. Nachdem er demnächst ein ähnliches Commando in Frankfurt a. M. bekleidet hatte, wurde er am 2. Juni 1853 zum commandirenden General des VII. Armeecorps ernannt, als welcher er am 30. Mai 1858 auf dem Schlosse zu Münster in Westfalen gestorben ist. — S. schrieb außer dem obengenannten Buche „Gedanken über die Organisation und den Gebrauch der Cavallerie im Felde" (Beiheft zum Militär-Wochenblatt für August 1849, Berlin) und „Vorlesungen über den Sicherheitsdienst im Felde nebst Betrachtungen über Taktik und Strategie" (Münster i. W. 1858). B. Poten.

Sotzmann*): Daniel Friedrich S., Kartograph, geboren zu Spandau am 13. April 1754, † zu Berlin als quiesc. Geh. Secr. und Kriegsrath am 3. August 1840. Die entschiedene Begabung für Schreib- und Zeichenkunst führte schon den Knaben den technischen Künsten zu. Nachdem er bei dem auf der Spandauer Citadelle gefangenen Ingenieurhauptmann Materne von 1770 an Unterricht in Ingenieur- und mathematischen Wissenschaften sowie im Zeichnen empfangen und ein Jahr sich im Feldmessen geübt hatte, trat er 1773 als Conducteur in das Baucomptoir zu Potsdam ein und entwickelte fast ganz aus sich allein, indem er von Stadt- und Catasterplänen ausging, eine Fertigkeit in der Kartenzeichnung, die ihn zu immer größeren Aufgaben führte. Seitdem er 1783 seinen ersten selbstgestochenen Plan von Danzig veröffentlicht hatte, arbeitete er in allen freien Stunden, die ihm die Stellung als Calculator, später Geheimer Secretär im Ingenieurdepartement des Kriegsministeriums ließ, an Karten, die bald selbständig, bald als Beilagen zu geographischen Werken in großer Reihe bis wenige Jahre vor seinem Tode ans Licht traten. Seine Nekrologe nannten an 150 kartographische Arbeiten von seiner Hand, doch dürften die Karten zu Büchern und Kalendern, und die Schulatlanten, die er gezeichnet und gestochen hat, diese Zahl noch beträchtlich erhöhen. Eine seiner hervorragendsten Arbeiten, zugleich die erste, die in weitere Kreise drang, war die Karte der Länder am Schwarzen Meere, die er 1785 der königl. Akademie vorlegte und die 1788 erschien. Sein Atlas zu Büsching, seine Karte Deutschlands in 16 Blättern, seine Karten preußischer Provinzen sind die bekanntesten unter seinen größeren Arbeiten, deren gemeinsamer Zug die geschickte Verwerthung des großentheils noch lückenhaften Materials, und die Anpassung an das praktische Bedürfniß ohne wissenschaftliche Tiefe oder erheblichen technischen Fortschritt ist. S. ist auch litterarisch thätig gewesen. Er begleitete

*) Zu Bd. XXXIV, S. 697.

die großen Ereignisse des beginnenden 19. Jahrhunderts mit der Feder und hat u. a. Commentare zu neuen Grenzkarten in den „Geographischen Ephemeriden“ veröffentlicht. Seitdem er 1825 wegen grober Versehen im Amte zur Ruhe gesetzt worden, trat er aus der Oeffentlichkeit zurück.

Allg. Litteraturzeitung 1840. — Neuer Nekrolog d. Deutsch. 18. Jahrg.

Friedrich Ratzel.

Spitzer*): Daniel S., feuilletonistischer Humorist und Satiriker, wurde am 3. Juli 1835 zu Wien als Sohn eines einheimischen Kaufmanns geboren, innerhalb der, später von ihm genug zerzausten Linienwälle, also ein echtes Kind der Kaiserstadt. Er besuchte das akademische Gymnasium daselbst, darauf widmete er sich auf der Universität erst rechtswissenschaftlichen Studien, dann, nachdem er den Plan einer juristischen Laufbahn aufgegeben hatte, volkswirthschaftlichen. Infolge privater Verhältnisse war er bald darauf gewillt, als ehrsamer Concipist bei der niederösterreichischen Handelskammer zu Wien eine friedliche und unbeachtete Beamtenlaufbahn zu beginnen. Acht Jahre steckte er in dieser trockenen Thätigkeit, in mechanischen Protocollen und langstieligen Referaten. Viele praktisch-nationalökonomische Aufsätze in der Wochenschrift „Der Wanderer“, Ergebnisse eifriger Studien, schulten sein litterarisches Geschick, und, während unter „D. S.“ eine Broschüre „Schafft uns billige Kohlen!“ mit allgemeinem Beifall den Gewaltigen der Eisenbahntarife zurief, verzuckerte er sich die Prosa der Bureaustunden daheim durch lyrische Gedichte. Letztere traten in Zeitschriften zerstreut hervor, Landschafts- und Seelengemälde in anmuthigen, gewandten Versen, die nachher der Spottvogel selbst belachte und nicht anerkannte. Durch äußeren Zufallsanlaß bewogen, lieferte er bald humoristische Beiträge in ausgewählte der kleinen Legion Wiener Witzblätter, namentlich zum „Figaro“. Durch eine seltene Verquickung schneidigen Witzes mit logischer Stichhaltigkeit einer-, Abgeschliffenheit der Form andererseits, lenkten diese ersten Spenden aus dem reichen Füllhorn seiner satirischen Muse die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich, und seitdem hat er „Die Presse“, die „Deutsche Zeitung“ und bald ausschließlich die „Neue Freie Presse“ mit den Früchten seiner allgemach ausgereiften Sonderanlagen bedient. Dies geschah zuerst wohl kurz vor der Mitte der Sechziger Jahre. Später gab er in dem letztgenannten leitenden Tagesblatte der österreichischen Hauptstadt mit ziemlicher Regelmäßigkeit seine wöchentlichen „Wiener Spaziergänge“ zum Besten (der erste, über den „Maulaufreißer von Wien“, stand im Localanzeiger der [Alten] „Presse“), die sich abwechselnd aufs politisch-sociale, und aufs Culturleben nach seinen mannichfaltigsten Erscheinungen erstrecken. Zu Anfang des siebenten Jahrzehnts, in den Wirren des „großen Krachs“, des Speculationsschwindels und Börsensturzes, bildete ein neuer „Spaziergang“ in Wien einen Hauptgegenstand des Tagesgesprächs, und man harrte erwartungsvoll der nächsten Zeitungsnummer, die in der Mitte die Sp-r-Feuilletons abdruckte. Zu einer Auswahl „geflügelter Worte“ im derzeitigen österreichischen Conversationstone wäre S. eine beträchtliche Anzahl zu entnehmen. Länger als ein Jahrzehnt stellte er etwas wie eine territoriale Macht dar. Hier war und blieb er heimisch, mochten ihn auch Sommerwanderungen gern hinaus in die Alpen entführen. Doch hat er seinen Ruhm innerhalb des Weichbildes der Habsburgerresidenz überlebt und schließlich auch dem Wien, an dem er mit allen Fasern seines Ichs hing, den Rücken gekehrt. Nachdem er eine ganze Leidensscala von Influenza bis Knochencaries sammt schweren Operationen durchgemacht und zwei Jahre in der Ober-Döblinger Heilanstalt verbracht hatte, flüchtete er

*) Zu Bd. XXXV, S. 222.

nach Meran, wo ihn des öfteren schwermüthiger Ueberdruß plagte, und starb daselbst am 11. Januar 1893.

Die Sammlungen einer längeren Reihe seiner Wochenplaudereien, seit 1869 in sechs öfters aufgelegten (dabei stets genau durchgesehenen) Bänden veranstaltet, brachten auch einzelne Stücke, die sich vorher noch gar nicht oder nur in der Berliner „Gegenwart" hervorgetraut hatten. Sie trugen Spitzer's Namen in die Ferne und boten einen geistigen Caviar auch denen dar, die gewiß nie von jenen schnell verwehten Morgenblättern, dem Dessert des Wiener Donnerstags-Frühstückstisches, directen Genuß bezogen hatten. Dagegen war, wo er selbst körperlich heruntergekommen und damit kampfesmüde geworden, die Regsamkeit in Spott und Laune, wenigstens seit Mitte des achten Jahrzehnts, ersichtlich abgeschwächt, und sein eigenes Geschick hat sein Bonmot bewahrheitet: „Wenn man von einem Schriftsteller sagt, er sei nicht mehr der Alte, so meint man damit, er sei nicht mehr der Junge." Persönlich einfach — in Lebensgewohnheiten fast philisterhaft gleichmäßig — und nichts weniger als aufdringlich, mit behendem Urtheil, von Freunden sogar als gutherzig und sanftmüthig geschildert, führte er auch bei momentanem Uebertritt auf ein Nachbarfeld den Pflug nach derselben Methode: die (bis 1880 schon zehn- beziehentlich sechsmal abgedruckten) Novellen „Das Herrenrecht", eine völlig abgerundete, auch ins Französische übersetzte Arbeit, und „Verliebte Wagnerianer" gehören dem satirischen Gebiete zu. S. schwang sich zum Classiker einer Kunstgattung und Meister eines dafür selbstgeschaffenen Stils auf. Sieht man von dem nüchtern kühlen, oft stark materialistisch durchhauchten Dunste, der nicht nur bisweilen über dem Ganzen seiner Darstellung schwebt, ab, so erhebt sich doch noch ein zwiefacher Tadel: einmal seine Angriffslust gegenüber wehrlosen oder auf exponirten Posten stehenden Gegnern, sodann die Unerbittlichkeit des allen Widersachern der deutschliberalen Partei geschworenen Hasses. In der unbedingten Vorherrschaft der letzteren erblickte er die einzige Sicherheit für Bestand und Fortschritt der modernen Cultur in Oesterreich, und als deutscher Oesterreicher fühlte er sich ebenso vom Wirbel bis zur Zehe, wie als Sohn der neuen Zeit, deren Aufdämmern seine Knabentage erhellt hatte. Aus dem vielartigen Chor des Wiener Schriftstellercirkels der Gegenwart ragt er als typischer Kopf hervor, zudem als ein Charakter von Festigkeit und Temperament.

Zur inneren Geschichte seines Wesens und Beurtheilung seiner litterarischen Eigenart sind, außer einer, in die Form eines Briefes an eine junge Dame gefaßten, humoristischen Selbstschau aus den Siebziger Jahren, die Vorreden zu den Sammlungen zu vergleichen. Von den zahlreichen Nekrologen enthalten verwendbares Material die von L(udwig) Sp(eidel) in der Neuen Freien Presse Nr. 10 200, L(udwig) H(evesi) im Pester Lloyd 40 (1893) Nr. 12, L. Fränkel im Fränkischen Kurier 1893, Nr. 31, besonders aber die anonyme Artikelreihe in der Bohemia 1893, Beilage Nr. 13 und 19—21; einzelne gute Bemerkungen: Frankfurter Zeitung 1893, 12. Januar, zweites Morgenblatt; Kölnische Zeitung 1893, Nr. 45, zweite Morgenausgabe; Berliner Börsencourier 1893, Nr. 23, 1. Beilage.

Ludwig Fränkel.

Stolle*): Ludwig Ferdinand St., Belletrist, wurde am 28. September 1806 zu Dresden geboren. Er hieß eigentlich Anders; da er aber früh verwaiste, so nahm sich ein Oheim Namens St., der Amtscassirer war, seiner mit außerordentlicher, wahrhaft väterlicher Liebe an, und so bezeichnete der dankbare Neffe sich, dem Wunsche des treuen Pflegers gemäß, in aufrichtiger Erkenntlich-

*) Zu S. 408 oben.

keit für das viele genossene Gute später mit dessen Familiennamen. Nach Absolvirung des Gymnasialbesuchs auf der heimischen Kreuzschule bezog er 1827 die Universität Leipzig, um die Rechte und Cameralia zu studiren, empfand aber bald Unlust an den trockenen Elementen der juristischen Anfänge und hörte die hervorragenden Vorlesungen in Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften, gleichzeitig mit Ernst bemüht, sich in ästhetischen Fragen und allgemeinen Wissensdingen selbständig fortzubilden. Nach mehrjährigem Aufenthalte in dem damals recht anregenden Pleißathen übersiedelte er 1834, nachdem er sich für die Schriftstellerlaufbahn entschieden hatte, auf Antrag des Hofraths Dr. Ferdinand Philippi nach Grimma, um diesem bei Herausgabe mehrerer Journale zur Hand zu gehen. Er verlebte in dem reizenden Muldenstädtchen, wo er anderthalb Jahre hindurch auch einen „Litterarischen Hochwächter“ schrieb, eine glückliche Zeit. Seit 1838 besorgte St. die Leitung der in Leipzig verlegten „Eilpost für alle Moden“, und begründete 1844 das volksthümliche Wochenblatt „Der Dorfbarbier“, dessen humoristisch-politischer Text mit seinen Tagesglossen trotz seiner durchgängigen Einfach- und Nüchternheit im ganzen Bereiche deutscher Zunge den lebhaftesten Beifall des bürgerlichen Publicums fand und St. weit und breit bekannt machte. Von 1852 ab erschien dann die ausgedehnte Zeitschrift als „Illustrirter Dorfbarbier“ in Leipzig — das jetzige Berliner Witzblatt „Der Dorfbarbier“ besteht erst seit 1879 — und wurde im nächsten Jahre durch eine Beilage „Die Gartenlaube“ bereichert, die ihr freilich bald über den Kopf wuchs und unabhängige Geltung erlangte, als Ernst Keil, der Verleger beider Unternehmen (s. A. D. B. XV, 531), ihr seine vollen Kräfte widmete. 1855 zog St. nach seiner Geburtsstadt Dresden, wo er in angenehmen und auskömmlichen Verhältnissen den Rest seines Lebens verbrachte. Er starb 1872, in der Nacht von seinem Geburtstage auf den 29. September. Auf die redactionelle Thätigkeit hatte er schon 1863 gänzlich verzichtet.

Als Schriftsteller besaß St. keine hervorragenden Gaben und er verdankt den Umstand, daß er einige Jahrzehnte überaus viel genannt und auch einer der gelesensten Autoren war, bloß den Erfolgen, die sein redactionelles Geschick im Bunde mit dem vor 1848 wenig kritischen Lesebedürfnisse des Philisterthums erzielte. Er bewies eine äußerst fruchtbare Feder und hat eine lange Reihe historischer Romane und humoristischer Erzählungen veröffentlicht, von denen die ersten meist an den nackten Thatsachen hängen bleiben und nirgends zu rechter Charakteristik von Personen und Ereignissen ansetzen, die letzteren wenig Witz und packende Laune, aber viel Behagen zur Schau tragen. Trotz alledem befriedigte sein schwächliches Talent geraume Zeit die Ansprüche des lesehungrigen Mittelstandes und beförderte in breiten Kreisen des Vaterlandes eine gewisse schlafmützige Beschaulichkeit, aus der sie erst die Revolutionsstürme aufrüttelten. Damit war dann auch Stolle's Nimbus vorbei, und heute muß er sich beim Leihbibliothekar auf die hintersten Gestelle verstecken, wenn er nicht bereits in den Bodenraum oder gar zum Trödler umquartirt worden ist. Seine heiteren Erzählungen gewähren gelegentlich recht lesbare Seiten, wo eine harmlose Gemüthlichkeit waltet.

Die, auch neu aufgelegte Romanserie, die die napoleonischen Kriegsbegebenheiten aufwärmte, ist relativ noch am gelungensten und enthält selbst manche hübsche Schilderung: „1813“ (1838), „Elba und Waterloo“ (1838), „Der neue Cäsar“ (1841), „Napoleon in Aegypten“ (1844), „Boulogne und Austerlitz“ (1848), „Die Granitcolonne von Marengo“ (1852). Reinen Abklatsch geschichtlicher Vorgänge liefern auch die drei Bände „Von Wien bis Vilagos“ (1866), ein Werk, wo er schon ganz nachgelassen hat, und „Der Weltbürger“ (1839), gleichfalls ein „historischer Roman“, steht in dieser Hinsicht kaum viel

höher. An „komischen Romanen“, die den unsterblichen „Boz“ nachahmen wollen, ihm aber nicht das Wasser reichen, immerhin in ihrer bewußten spießbürgerlichen Sphäre lobenswerthes leisteten, schrieb er: „Deutsche Pickwickier“ (1841), „Die Erbschaft in Kabul“ (1845), „Der König von Tauharawi“ (1857), „Die deutschen Pickwickier auf Reisen“ (1864). Ferner auf erzählendem Gebiete: „Camelien. Novellen, Erzählungen und Genrebilder“ (1838), „Kleinere Erzählungen“ (1844), „Die weiße Rose. Morgenländischer Roman“ (1851), „Frühlingsglocken. Erzählungen und Novellen“ (1851), „Moosrosen. Novellen und Erzählungen“ (1853—64), „Je länger, je lieber. Phantasiestücke und Erzählungen“ (1857—59), „Dorfbarbiers neueste Erzählungen“ (1862), „Die Familie des Generals v. Pulverrauch. Erzählung“ (1864). Dazu kommen lyrische Ergüsse ohne Tiefe und ohne Eigenart: „Stella. Poetisch-humoristische Gabe“ (1832), „Ein Weihnachtsbaum, angezündet für unsere Armen im Gebirge. Lieder und Gedichte“ (1847), welche Veröffentlichung mit Glück dem Nothstand im Erzgebirge zu steuern versuchte, ebenso wie die von St. veranlaßte „Marienstiftung“; ferner das nette Dorfidyll „Der Frühling auf dem Lande“ (1867), seine letzte Arbeit, und verstreute Gedichte; die revolutionären „Nachtigallenlieder“ (1842), die W. Menzel (Gesch. der deutsch. Dichtg. III, 481) als sein Erzeugniß anzusehen scheint, rühren wohl von einem Namensvetter her, da er äußerlich recht zahm und auch vorsichtig war, obzwar er unleugbar freisinnigen Ideen huldigte. Von seinen lyrischen Anthologien waren mehrere ihrer Zeit gern gekaufte Geschenkbücher und auch nicht verdienstlos, obschon die speculativen Titel enttäuschen: „Blüthen und Perlen der echten deutschen Lyrik“ (1831), „Nationalversammlung der deutschen Lyriker des 18. und 19. Jahrhunderts“ (1838—39), „Palmen des Friedens“ (1855; 5. Aufl. 1873), „Winter und Frühling im Schmucke deutscher Poesie“ (1863), „Album für Deutschlands Söhne. Liederschatz“ (1864). „Des Dorfbarbiers ausgewählte Schriften. Volksausgabe“ erschienen in 30 Bänden 1859—64 und enthalten bei der Lyrik auch ziemlich selbstgefällige „lebensgeschichtliche Umrisse“; „Ausgewählte Schriften. Neue Folge“ in 12 Bänden 1865. Daß einige Romane in diese Sammlungen keinen Eingang fanden, wird man nicht erwachter Selbstprüfung zuschreiben dürfen.

Ludwig Fränkel.

Zusätze und Berichtigungen.

Band VII.

S. 149. Z. 24 v. o. zum Artikel Follen: Karl Follen wanderte 1824 nach Amerika aus, und wurde 1825 als Lehrer des deutschen im Harvard College in Cambridge, Massachusetts, angestellt; 1830 wurde er ordentlicher Professor daselbst, verlor die Stelle aber 1835 weil er sich offen für Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten aussprach. Von dem bekannten W. E. Channing ermuthigt, trat er 1836 in die unitarische Geistlichkeit ein, übernahm eine Gemeine in East Lexington, Mass., und verunglückte mit dem Dampfschiff Lexington am 13. Januar 1840 zwischen der Insel Long Island und dem Connecticut Ufer (nicht am Erie See). Seit 1828 war er mit Eliza Lee Cabot verheirathet; diese veröffentlichte seine Biographie sowie seine gesammelten Schriften (5 Bde., Boston 1841—42). Außerdem veröffentlichte Follen Handbücher für den Unterricht im deutschen, und gilt mit Recht für den Begründer des wissenschaftlichen Unterrichts im deutschen in Amerika. Seine Arbeit auf diesem Gebiet hat viele und schöne Früchte geliefert und sein Name wird noch immer mit Ehren genannt. Vgl. Appletons' Cyclop. of Amer. Biography II, 491.

C. W. Ernst.

Band IX.

S. 192. Z. 20 v. o.: Dr. W. Sillem hat in den Mittheilungen des Vereins für Hamb. Gesch. 1888, Nr. 4, S. 209 f. nachgewiesen, daß Giseke's Vater Paul G. Pfarrer nicht des Eisenburger Comitats sondern der evangelischen Gemeinde von Güns war, welches auf magyarisch Köszegh heißt. Wenn er daher Köszeghi genannt wurde, so ist dies keine Uebertragung seines deutschen Namens Giseke, sondern heißt der Günser. Sein Sohn Nicolaus Dietrich geboren in Nemes-Csóo, zu dem die Gemeinde Güns gehörte, wurde am 29. April 1741, nachdem er das Hamburger Johanneum verlassen hatte, in die Matrikel des dortigen akademischen Gymnasiums eingetragen. Von da ging er 1745 nach Leipzig.

S. 593. Z. 2 v. o.: Neues über Grassi bietet Distel im Dresdener Anzeiger Nr. 220 (8. Aug.) von 1893, S. 17, Sp. 3. G.'s Porträt, über welches Distel in der Zeitschr. f. bildende Kunst IV, 95 berichtet hat, besitzt jetzt das Herzogl. Museum in Gotha.

Band XVIII.

S. 757. Z. 25 v. u.: Nachträge über den Gefangenen theilt Distel mit in der Vierteljahrsschr. f. Litt.-Gesch. VI, cit.

Band XIX.

S. 694. Z. 21 v. u.: Seine Inschrift in die Bibel, früher zu Oels, mitgeth. v. Distel im Neuen Arch. f. Sächs. Gesch. ꝛc. VII, 150, sein Ende Betreffendes von demselben in der Zeitschr. f. Kirchengesch. XIII, 393 f.

Band XXI.

S. 279. Z. 18 v. u.: Ueber seinen Tod und seine Beisetzung berichtet Distel im N. Arch. f. Sächs. Gesch. ꝛc. VI, 308 und in der Zeitschr. f. Kirchengesch. XIII, 393 ff., sein Eintrag in die Bibel, früher zu Oels von demselben im N. Arch. f. S. Gesch. VII, 150, ein Concept von ihm für den Kurfürsten August zu Sachsen theilt Müller mit in der Zeitschrift f. Kirchengesch. VIII, 621 ff.

S. 354. Z. 16 v. o.: Vgl. Distel in der Zeitschr. f. bildende Künste, N. F., II, 279.

Band XXII.

S. 81. Z. 21 v. u.: Vgl. jetzt P. Konrad, Dr. Ambrosius Moibanus (Schr. des Vereins f. Reformationsgesch. Nr. 34).

S. 491. Z. 8 v. u.: Ueber Mülich ist jetzt zu vgl. Friedr. Roth in Chroniken d. deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrh., Bd. 22 (Bd. 3 der Chron. d. schwäbischen Städte, enth. die Chronik des Mülich) S. XII f.

Band XXIII.

S. 476. Z. 12 v. o.: Vgl. Distel in der Vierteljahrsschrift f. Litteraturgesch. V, 50 ff.

S. 625. Z. 7 v. u. l.: XIII statt XIV.

Band XXV.

S. 604. Z. 13 v. o. l.: 1806 (statt 1804).

„ Z. 10 v. u. l.: 20. (statt 19.) Februar. Br.

Band XXVIII.

S. 303. Z. 12 v. o. l.: Löwenberg statt Lemberg.

Band XXX.

S. 378. Z. 10 v. o.: Nach Gradmann, D. gel. Schwaben S. 533 ist Sartori 1749 geboren. Gestorben ist er 1812. Nicht in Erlangen, sondern in Ellwangen war er Bibliothekar und zugleich fürstlicher Hof- und Regierungsrath. Dieser Stelle entsetzt, ging er nach Wien.

„ Z. 26 v. o. l.: Ellwangen (st. Erlangen).

„ Z. 11 v. u. l.: Staatsgeschichte (st. Staatl. Gesch.). v. Sch.

Band XXXI.

S. 161. Z. 21 v. u. vergl. Distel in den Monatsheften f. Musikgesch. Septbr. 1893.

S. 209. Z. 17 v. o.: Schildo stammte aus Liebenwerda und wurde am 19. Mai 1545 in Wittenberg immatriculirt (Förstemann, Album acad. Viteberg. p. 224). Roethe

S. 720. Z. 11 v. o.: In der That erschien — im Verlag von Brigl in Berlin — um 1860 unter dem Titel: „Deutsche National-Bibliothek.

Volksthümliche Bilder und Erzählungen aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von Ferd. Schmidt", eine Anzahl von Bänden historischen Inhalts, hübsch ausgestattet, bis zu 16 Bogen stark, darunter Arbeiten von Biedermann, Falke, Klüpfel, K. A. Mayer, Schottmüller, Joh. Voigt, Wachsmuth, Waitz u. A. Den Bänden ist als Vorwort eine Autobiographie der Verfasser nebst deren Porträt vorangestellt. Schw.

Band XXXII.

S. 76. Z. 15 v. u.: S. Kleemann, Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben (Beiblatt zur Magdeburgischen Zeitung 1891 Nr. 46), weist nach, daß Schnabel als Sohn des Pfarrers Joh. Georg Schnabel am 7. November 1692 in Sandersdorf bei Bitterfeld geboren wurde und 1694 die Eltern verlor. Am 4. August 1724 schwor der „Hofbalbier" den Bürgereid in Stolberg. Für seine Jugendgeschichte wird die „Insel Felsenburg" II, 176 ff. ausgebeutet. 1725—1731 wurden ihm vier Kinder geboren. Er heißt auch „Gräfl. Kammerdiener". Sein Todesort sei vielleicht Helmstedt. Er. S.

S. 515. Z. 5 v. o. l.: Floïa (st. Folia).

Band XXXIII.

S. 1. Z. 7 v. u.: Es sind hier noch einige seiner frühesten Arbeiten nachzutragen, nämlich „Diss. de jurisdictione principum, praesertim comitis palatini in imperatorem exercita" (Jena 1847); „Der Staatshaushalt des neuen deutschen Reiches" (Jena 1848); „Der Freiherr vom Stein und seine Bedeutung für Deutschlands Wiedergeburt" (Jena 1850); „Das Recht der Erstgeburt in den deutschen Fürstenhäusern und seine Bedeutung für die deutsche Staatsentwicklung" (Jena 1851). Letzteres Werk soll nach einer gefl. Mittheilung des Herrn Prof. F. Frensdorff seine 'vielleicht originellste Schrift' sein. Landsberg.

S. 158. Z. 20 v. u.: In J. F. Burmeister's Beiträgen zur Kirchengeschichte des Herzogthums Lauenburg, 2. Ausg. von J. A. Amann, Ratzeburg 1882, S. 66 ff., sind eingehendere Nachrichten über das Leben von Anton Schwabe (Suevius) zu finden. Danach war S. bis 1587 Diakonus in Stapel, Amt Neuhaus, wurde in diesem Jahre vom Superintendenten D. Gerhard Sagittarius als Diakonus an der Petrikirche zu Ratzeburg und zugleich als Schulcollege eingeführt und erhielt von hier aus 1599 das Pastorat in St. Georgsberg vor Ratzeburg, wo er 1605 starb. Ad. Hofmeister.

S. 578. Z. 2 v. u. l.: Assel im Lande Kedingen bei Stade.

S. 670. Z. 4 v. u. l.: 'über Ernesti, Fundam. doctr. sol.' (statt und Ernesti).

Band XXXIV.

S. 83. Z. 8 v. u. zum Art. Seybold: Weitere biographische Nachrichten liefert Professor Chr. Kolb in seiner Arbeit „Zur Geschichte des alten Haller Gymnasiums" in der „Festschrift des königl. Gymnasiums, Schwäbisch Hall 1889/90" auf S. 21 f. L. F.

S. 161. Z. 16 v. u. l.: geboren am 20. Januar 1742.

S. 282. Z. 18 v. u. l.: XIII statt XIV.

S. 282. Z. 13 v. u. l.: Franc. de Bofarull y Sans: Felipe de Malla y el concilio di Costanza.

S. 639. Z. 19 v. u.: Die Schrift Totius Belgicae urbium abbatiarum, collegiorum divisio ad opprimendum per novos episcopos evangelium Romae a 1558 definita, auctore Franc. Sonnio Theol. Lov. 1570, — so lautet der Titel — ist nicht von Sonnius, sondern eine Streitschrift gegen die Errichtung der neuen niederländischen Bisthümer, worüber Sonnius im Auftrage Philipp's II. 1558 in Rom verhandelt hatte.

Band XXXV.

S. 29. Z. 12 v. o. zuzufügen: K. Hartfelder, Melanchthoniana Paedagogica. Leipzig 1892.

S. 29. Z. 26 v. u.: W. Friedensburg, Nuntiaturberichte aus Deutschland 1533—59 nebst ergänzenden Actenstücken. Gotha 1892. I, 553. II, 65 und namentlich 68.

S. 148. Z. 1 v. u.: Der Domdechant wurde doch nicht dreimal und zuletzt in Seggerde beerdigt, sondern nur zweimal: er ruht auf den Spiegelsbergen. Pr.

S. 159. Z. 9 v. u.: Gemeint ist hier Jenny v. Gustedt: „Aus Goethe's Freundeskreise". Die Verfasserin war mit dem Hofmarschall v. Spiegel verwandt, „dessen schöner Frau und reizenden Töchtern Goethe manchen Vers gewidmet hat". Pr.

S. 209. Z. 15 v. o. l.: Sailer.

S. 381. Z. 11 v. u.: Benedict XIV. verbot zwar Stadler's Tractat über das Duell in den Index zu setzen, erließ aber 10. November 1751 eine Bulle über das Duell, worin er fünf Sätze darüber, zwei aus Stadler's Tractat, zu lehren verbot. S. Reusch, Index II, 823. Ein Brief Stadler's darüber an Benedict XIV. und dessen Antwort vom 3. März 1753 in Zaccaria's Ausgabe der Moral von Busembaum-Lacroix, Ven. 1761, I, 246. Ein Brief von Chr. Wolf in Halle an Ickstatt über St. vom 22. August 1751 in A. v. Bucher's Werken I, 250. R.

S. 404. Z. 23 ff. v. o.: Nach gütiger Mittheilung des Herrn Oberbibliothekar Dr. Mosen in Oldenburg stammt diese Bearbeitung des „Wintermärchen" dennoch wirklich von Palleske, wie dieser in einer „Thal, 30. Mai 1880" datirten öffentlichen Erklärung in der Weserzeitung feststellte, damit nicht „eine so unbedeutende Arbeit, die das Original nicht productiv umgestaltet" versehentlich länger Stahr und Mosen zugeschrieben werde. L. Fränkel.

S. 659. Z. 3 v. u. l.: Enkel (statt Sohn) der Charlotte.

Verzeichniß

der im 36. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.